Die Neue Zeit.

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Unter ständiger Mitarbeiterschaft

von

Aug. Bebel, Ed. Bernstein, Paul Lafargue, Wilh. Liebknecht, Fr. Mehring, F. A. Sorge u. A.

redigirt

von

Karl Kautsky.

Sechzehnter Jahrgang. Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

1898.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

(A. bedeutet Artikel, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Amerika, Asien, Australien.

2. Balkanstaaten.

3. Belgien.

4. Deutschland.

5. England.

6. Frankreich.

7. Holland.

8. Italien.

9. Oesterreich-Ungarn.

10. Rußland.

11. Schweiz.

12. Spanien.

II. Sozialismus und politische Oekonomie.

(Siehe auch I., III. und VI.)

1. Allgemeines, Statistik.

Inhalts-Verzeichniß.

2. Geschichte des Sozialismus.

3. Frauenfrage.

4. Gewerkschaftswesen.

III. Geschichte, Urgeschichte und Ethnologie.

IV. Kunst.

V. Naturwissenschaften, Hygiene, Technik.

VI. Vermischtes.

VII. Feuilleton, Skizzen und Novellen.

Die Neue Zeit.

Nr. 27. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Nachklänge zur Märzfeier.

✓ Berlin, 23. März 1898.

Die Feier der Märzrevolution ist so verlaufen, wie sie nach der thatsächlichen Lage der Dinge verlaufen mußte. Ehrlich, offen und rückhaltlos hat sich das Proletariat zu den Märzkämpfern bekannt, und sonst keine Klasse der Bevölkerung. Der bürgerliche Liberalismus schaukelte hin und her, mit einigem Wenn und Aber, oder auch mit vielem Wenn und Aber, je nach seinen verschiedenen Schattirungen. Die junkerliche Reaktion fluchte das Blaue vom Himmel herunter über das „Gesindel" von Barrikadenkämpfern, während die ultramontane Reaktion eine gewisse Zurückhaltung bekundete, aus dem einleuchtenden und erhebenden Grunde, weil sie die Massen nicht reizen mag im Augenblick, wo sie den Massen einen verrätherischen Streich zu spielen gedenkt.

Drastisch trat die Stellung der Parteien in der improvisirten Debatte hervor, die der Reichstag dem revolutionären Gedenktage widmete. Sie wurde von sozialdemokratischer Seite angeschnitten, aber das eigentliche Verdienst, sie zu einem warnenden Fanal für die kommenden Reichstagswahlen gemacht zu haben, gebührt den Junkern und den Junkergenossen, die sich vor besinnungsloser Wuth nicht zu fassen wußten, nachdem im Reichstag ein ehrendes Wort über den Ehrentag der Nation gesprochen worden war. Die alte Lüge, die schon vor drei Wochen an dieser Stelle signalisirt wurde, die Lüge, als wäre, was trotz alledem durch den Barrikadenkampf erreicht worden ist, auch ohne solch heroisches Mittel und dann sogar erst recht erreicht worden, war das stroherne Schwert, womit die Rechte focht. Bebel hat im Reichstag darauf geantwortet, soweit es nothwendig war; nun nochmals das Gerede einer historischen Kritik zu unterwerfen, ist vollkommen überflüssig. Schon deshalb, weil die Verbreiter dieser Geschichtslüge durchaus nicht an gutgläubiger Naivetät kranken.

Unbesehen in sie einzustimmen, dazu war Herr v. Bennigsen ein zu gebildeter und, wir wollen hoffen, auch ein zu ehrlicher Mann. Aber ebenso wenig konnte er der historischen Wahrheit die Ehre geben, und so erfand er ein Mittelding. Nach ihm hat der Schwerpunkt der Märzrevolution nicht im Barrikadenkampfe, sondern in dem Frankfurter Parlamente gelegen. Neu ist diese Ansicht freilich auch nicht; sie war das Schiboleth, unter dem sich vor vierzig Jahren der Nationalverein

aufthat, den Herr v. Bennigsen leitete. Seitdem der Nationalverein ebenso elenden Bankerott gemacht hat, wie vor ihm die Frankfurter Nationalversammlung, war das Gaukelbild nur wieder aus dem Gesichtskreise der Lebenden verschwunden, bis es in der neulichen Rede des Herrn v. Bennigsen seine fröhliche Urständ feierte. Und darin hat ja Herr v. Bennigsen durchaus Recht: das Frankfurter Parlament wollte von einem Barrikadenkampfe, von einer gewaltsamen Revolution ebenso wenig etwas wissen, wie sein nachgeborenes Kind, der Nationalverein. Bennigsens Irrthum besteht nur in der Annahme, daß der Schwatzklub in der Paulskirche ohne die Barrikadenkämpfe in Wien und Berlin überhaupt auf der Welt gewesen wäre und daß er trotz seines Abscheus vor Barrikadenkämpfen irgend etwas in der Welt ausgerichtet haben soll.

Herr v. Bennigsen würde die Geschichtsforschung um die kostbarsten Perspektiven bereichern, wenn er die Möglichkeit nachweisen wollte, daß die Machthaber in Berlin und Wien je die allgemeinen Wahlen zum Frankfurter Parlament angeordnet hätten, ohne daß sie durch den 13. und den 18. März auf den Trab gebracht worden wären. Ließen doch sogar die „liberalen" Minister Camphausen und Hansemann in Berlin noch nach dem 18. März die preußischen Abgeordneten zum Frankfurter Parlament durch die feudal-städtische Körperschaft des Vereinigten Landtags wählen und bedurfte es doch der sehr energischen Drohung der bewegten Volksmassen, nöthigenfalls die Lektion des 18. März zu wiederholen, um das allgemeine, gleiche, geheime, wenn auch indirekte Wahlrecht durchzusetzen. Nein, das Frankfurter Parlament war ein Kind der Barrikadenkämpfe in Wien und Berlin; das ist sein einziger Ruhm, wie es seine unvergängliche Schande ist, von seinem ersten bis zu seinem letzten Athemzuge seine Abstammung verrathen zu haben. Eben durch diesen Verrath wurde es der verächtliche Schwatzklub, als der es in der Geschichte fortlebt, trotz aller Bewunderung, die Herr v. Bennigsen ihm spenden mag.

Der historische Sinn des 18. März fand seinen zutreffenden Ausdruck, als die siegreichen Volkskämpfer den besiegten König Friedrich Wilhelm IV. zur demüthigenden Huldigung vor ihren Todten zwangen. Sie und sie allein hatten die vormärzliche Reaktion erschlagen und begraben, dem leidtragenden Königthum blieb nur die Zeremonie übrig, die Erde auf den Sarg zu schütten. Das mag sehr despektirlich klingen, und doch war es die Auffassung des reaktionären Junkerthums selbst unter dem frischen Eindrucke des 18. März. Nicht einmal nur des erschreckten, um Haut und Beutel zitternden Junkerthums, das in der Adresse des Vereinigten Landtags an den König von den „Heldenherzen" der Barrikadenkämpfer sprach, sondern auch der keineswegs zahlreichen Junker, die eine leidliche Haltung zu bewahren wußten. Einer dieser Junker sagte am 2. April 1848 im Vereinigten Landtage: „Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen werden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motiviren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne Weiteres acceptire, aber aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann — nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, thue ich es. Denn ich habe meine Ansicht seit sechs Monaten nicht gewechselt. Ich will glauben, daß dieses Ministerium (nämlich das liberale Ministerium Camphausen-Hansemann) das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es nur möglich ist. Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse

zu stimmen, sind die Aeußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist; die Vergangenheit ist begraben und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptire, so will ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für dies danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrthümlichen Weg halten muß." Das war vom junkerlichen Standpunkt aus ehrlich und offen gesprochen, so ehrlich und offen, daß sich die heutigen Junker und auch Herr v. Bennigsen daran ein Muster nehmen sollten. Klarer konnte nicht gesagt werden, daß Krone und Junkerthum durch die Barrikadenkämpfer auf einen Weg getrieben worden waren, den sie aus freiem Antriebe nun und nimmer beschritten hätten. Und wenigstens für die konservativen und nationalliberalen Kritiker der Märzrevolution ist dieser Junker, der mit Ach und Weh, aber doch ganz verständig die Märzrevolution zu taxiren wußte, eine Autorität allerersten Ranges: er hieß Otto v. Bismarck-Schönhausen.

Sicherlich werden die tendenziösen Fälscher der Märzrevolution durch Bismarcks Zeugniß so wenig bekehrt werden, wie wir seines Zeugnisses bedürfen, um die historische Wahrheit über die Märzrevolution bekräftigt zu sehen. Dennoch führt gerade dies Zeugniß in den Mittelpunkt des ganzen Streites über die Märzrevolution ein. Weshalb gab Bismarck am 2. April im Vereinigten Landtag so rückhaltlos der historischen Wahrheit die Ehre? Sicherlich nicht, weil ihn eine unwiderstehliche Wahrheitsliebe beseelte. Vor dem 18. März war er die komische Person sogar dieser feudal-ständischen Körperschaft gewesen, gerade weil er die preußische Geschichte von seinem junkerlichen Interessenstandpunkt aus in der lächerlichsten Weise zu verrenken pflegte. Und wir thun ihm wohl kein Unrecht mit der Annahme, daß er, wenn er heute sich über die Märzrevolution äußern sollte, genau in demselben Tone sprechen würde, wie die Junker und Junkergenossen im Reichstag. Die lichten Augenblicke, die er in der ersten Zeit nach dem 18. März verrieth, entsprangen den derben, ehrlichen und gesunden Prügeln, die seine Klasse von den Volksmassen besehen hatte. Anders ist dieser Sorte überhaupt nicht Logik und Vernunft beizubringen, und hierin liegt die praktische Bedeutung des Streites über die Märzrevolution. Was thut es dem glorreichen Andenken der Märzkämpfer, ob einige Hundert oder einige Tausend junkerliche Strohköpfe über sie schimpfen? Und wer glaubt an die kühne Utopie, diesen Strohköpfen auf dem Wege sachlicher Diskussion die richtige Ansicht über die historischen Triebkräfte des preußisch-deutschen Reiches beibringen zu können? Wie weiland der Bismarck des Vereinigten Landtags, verstehen sie die historische Dialektik erst, wenn sie den Daumen auf ihrem Auge und das Knie auf ihrer Brust spüren. All ihre Lügerei über den 18. März hat ihren Ursprung darin, daß ihnen gelungen ist, einen großen Theil der Macht wieder zu erobern, die ihnen die Märzkämpfer aus der Hand geschlagen hatten, und insoweit ist diese Lügerei allerdings für die Gegner der Junker viel beschämender als für die Junker selbst.

Analog steht es mit der Bewunderung, die Herr v. Bennigsen dem Frankfurter Parlamente widmet. Er ist der Typus der ängstlichen und zaghaften Bourgeoisie, die sich von je und je eingebildet hat, durch parlamentarische Schwatzhaftigkeit die Junker aus ihren realen Machtpositionen verdrängen zu können, und es begreift sich, daß er am heftigsten für die hilfloseste Schwatzbude schwärmt, die es gegeben hat, so lange moderne Parlamente existiren. Bei Herrn v. Bennigsen

ist es noch viel weniger, als bei den reaktionären Junkern, Mangel an Einsicht und Verstand, was ihn den wirklichen Zusammenhang der Märzrevolution so arg verkennen läßt, sondern ihn verblendet eben auch sein Klasseninteresse vollständig.

Man könnte nun sagen, nach dieser Auffassung betrachte das klassenbewußte Proletariat die Märzrevolution gleichfalls vom Standpunkt seines Klasseninteresses aus. Und das ist auch in gewissem Sinne ganz richtig. Erst seitdem es eine revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland giebt, ist das historische Verständniß der Märzrevolution in die Massen gedrungen. Der Unterschied ist nur der, daß die proletarischen Klasseninteressen, die Lassalle schon in seinem Arbeiterprogramm nachgewiesen hat, mit den historischen Fortschritten der Zivilisation zusammenfallen, daß sie also das historische Verständniß des Proletariats nicht verblenden, sondern schärfen.

Die Arbeiterklasse braucht sich über die Märzrevolution keine Illusionen zu machen, und macht sich auch keine Illusionen darüber. Sie marschirt auf anderen Wegen zu anderen Zielen, aber sie hat von den Märzkämpfern gelernt, daß die unterdrückten Klassen von den unterdrückenden nichts zu erwarten haben, als was sie ihnen durch die eigene Kraft abzutrotzen wissen. Diese Erkenntniß wird sie sich nimmermehr rauben lassen durch alles noch so pompöse Geschwätz über den reichen Segen, der sich aus den königlichen und junkerlichen Füllhörnern über die deutsche Nation ergossen haben würde, wenn der störende „Zufall" der Märzrevolution nicht dazwischen gekommen wäre.

Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrath der „Internationale" am 26. Juni 1865 von Karl Marx.

Uebersetzt von E. R. Bernstein.

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Wie im Titel angezeigt, ist die Abhandlung, die wir hiermit zum Abdruck bringen, die Niederschrift eines von Marx im ersten Jahre des Bestehens der Internationale in deren Generalrath gehaltenen Vortrags. Die berühmte Vereinigung hatte ihre Thore allen Richtungen der Arbeiterdemokratie geöffnet, und es handelte sich nun darum, über die wichtigen Fragen des Befreiungskampfes der Arbeiter Verständigung und womöglich Uebereinstimmung zu erzielen. Das war aber keine leichte Sache, denn in fast allen diesen Fragen gingen schon damals die Meinungen außerordentlich weit auseinander. Gewerkschaftler und Genossenschaftler, unter beiden wiederum die Vertreter verschiedener Organisationsformen und Betriebssysteme, standen sich oft recht schroff gegenüber, und dazu kamen dann noch die Schwärmer für bestimmte Universalmittel, wie Tauschbanken und dergleichen. Unter diesen Umständen gab es im Generalrath sehr lange und ermüdende Debatten, bei denen Marx nach dem Zeugniß derer, die jene Zeit mitdurchlebt haben, eine wahrhaft übermenschliche Geduld an den Tag zu legen pflegte. Wie gewissenhaft und taktvoll er dabei vorging, beweist der uns hier vorliegende Vortrag.

Wogegen dieser gerichtet ist, sagt er selbst. John Weston war ein Sozialist aus der Schule Owens, oder vielleicht besser, der Nach-Oweniten, der Schwärmer für Tauschbanken, Arbeitsgeld und dergleichen. Aus deren Gesichtspunkten heraus wollte er von Strikes für Lohnerhöhungen nichts wissen, sie griffen das Uebel nicht an der Wurzel an und mußten durch Vertheuerung der Produktion ihren eigenen Zweck wieder zu nichte machen — eine Argumentirung, wie wir sie in Frankreich bei den Proudhonisten und in Deutschland bei orthodoxen Lasseallanern wiederfinden.

Dieser Anschauung tritt Marx entgegen. Er geht Satz für Satz ihre Voraussetzungen und Folgerungen durch und zeigt an der Hand wohlbeglaubigter Thatsachen, wie wenig sie der wirklichen Erfahrung entsprechen. Damit im Zusammenhang entwickelt er das Bild des ganzen Räderwerks der kapitalistischen Produktion und zeigt an der Hand der Analyse derselben, welche Gesetze auf die Lohnhöhe in der modernen Gesellschaft einwirken und ihre Bewegung bestimmen. In ebenso lichtvoller wie geschlossener Darstellung giebt Marx auf solche Weise einen Abriß der auf diesen Gegenstand bezüglichen Grundgedanken des „Kapital“, dessen erster Band gerade zu jener Zeit seine endgiltige Fassung erhielt. Als volksthümliche Zusammenfassung der betreffenden Entwicklungen des Marxschen Hauptwerks kann diese Abhandlung — von ihrem Werthe als authentische Aeußerung ganz abgesehen — gar nicht übertroffen werden.

Daß die Marxsche Darlegung im Generalrath die Mehrheit gewann, zeigen dessen auf das Gewerkschaftswesen, die Strikes &c. bezüglichen Anträge an die Kongresse der Internationale. Weston selbst scheint an seiner Auffassung festgehalten zu haben. Bis dahin selbst Mitglied des Generalraths und noch Mitunterzeichner des Manifests über die angeblichen Spaltungen in der Internationale, schlägt er sich um die Zeit des Haager Kongresses auf die Seite der bakunistisch-proudhonistischen Sezession und ist mit dieser bemüht, eine Gegeninternationale gegen die alte „autoritäre“ Internationale zu Stande zu bringen. Darauf unzweifelhaft bezieht sich der Satz in den Erinnerungen des bekannten G. J. Holyoake: „Er (Weston) vertrug nichts von dem imperialistischen Kommunismus und Staatssozialismus von Karl Marx, sondern trat diesem Meister der Agitation entgegen und setzte Resolutionen gegen ihn durch.“ In der „Hall of Science“, dem Versammlungslokal der Londoner Freidenker, zu deren Sprechern Holyoake gehörte, fanden nämlich die Sitzungen jener anti-autoritären Internationalisten statt.

Holyoake schildert Weston als den „magersten, kräftigsten, sanftesten und zugleich feurigsten, schnellsten und überzeugendsten Politiker der Arbeiterklasse“. Er war Kuhjunge und Küchenjunge gewesen und hatte dann das Gewerbe eines Geländerarbeiters erlernt, in dem er bis im hohen Alter arbeitete, „zehn bis zwölf Stunden tagsüber an der Hobelbank, und wenn der Abend kam, hielt er Reden. ... Welche gute Bewegung immer in der Hauptstadt vor sich ging, Weston war bald dabei, wenn er nicht überhaupt der Erste war, und doch gab es mehr Schwierigkeiten Xanthippischer Natur zu Hause zu überwinden, als sie irgend einem Sterblichen außer Sokrates im Wege gestanden. Aber keine Unbequemlichkeit hielt ihn zurück. Von allen sanften Geistern, die ich gekannt, war er der leidenschaftlichste Arbeiter; ein Mollusk in der Rede, war er Dynamit in der Aktion.“

Noch sei bemerkt, daß der Titel dieser Abhandlung und die der Abschnitte 1 bis 4 von uns herrühren.

* * *

Einleitung.

Bürger!

Bevor ich auf den eigentlichen Gegenstand meines Vortrags eingehe, muß ich Euch ersuchen, mir einige einleitende Bemerkungen zu erlauben.

Es herrscht zur Zeit auf dem Festlande eine wahre Epidemie von Strikes und ein allgemeiner Ruf nach Lohnerhöhungen. Die Frage wird auch auf unserem Kongreß vorgebracht werden. Ihr, die Ihr an der Spitze der Internationalen Assoziation steht, solltet über diese Hauptfrage feste Ueberzeugungen haben. Ich betrachtete es deshalb meinerseits für meine Pflicht, selbst auf die Gefahr hin, Eure Geduld auf eine harte Probe zu stellen, gründlich auf die Sache einzugehen. Eine andere einleitende Bemerkung habe ich in Betreff des Bürgers Weston zu machen. Derselbe hat Ansichten, von denen er weiß, daß sie bei der Arbeiterklasse höchst unpopulär sind, die er aber für im Interesse der Arbeiter gelegen hielt, nicht nur vor Euch entwickelt, sondern auch öffentlich ver-

theidigt. Solche Beweise von moralischem Muthe muß Jeder von uns hochschätzen. Ich hoffe, daß trotz des ungeschminkten Charakters meines Vortrags er am Schlusse desselben sehen wird, daß ich mit dem übereinstimme, was mir als die seinen Thesen zu Grunde liegende richtige Idee erscheint, welche Idee ich jedoch in ihrer jetzigen Form für theoretisch falsch und in ihrer praktischen Anwendung gefährlich halte.

Ich gehe nunmehr ohne Weiteres zu dem uns heute vorliegenden Gegenstand über.

1. Nationalprodukt und Lohnantheil.

Das Argument des Bürgers Weston stützte sich thatsächlich auf zwei Voraussetzungen.

Erstens, daß der Betrag der nationalen Produktion etwas Feststehendes ist, eine konstante Menge oder Größe, wie die Mathematiker sagen würden.

Zweitens, daß der Betrag der wirklichen Löhne, das will sagen der an der Menge der Gebrauchsgegenstände, die mit ihnen zu kaufen sind, gemessenen Löhne ein feststehender Betrag, eine konstante Größe ist.

Nun, seine erste Annahme ist ganz augenscheinlich falsch. Ihr werdet finden, daß der Werth und die Masse der Produktion von Jahr zu Jahr steigen, daß die Produktivkräfte der nationalen Arbeit wachsen und daß der zur Zirkulation dieser vermehrten Produktion nothwendige Geldbetrag beständig wechselt. Was am Ende des Jahres und für verschiedene miteinander verglichene Jahre wahr ist, ist auch wahr für jeden Durchschnittstag des Jahres. Der Umfang oder die Menge der nationalen Produktion wechselt beständig. Sie ist nicht eine konstante, sondern eine veränderliche Größe, und ganz abgesehen von den Aenderungen im Bevölkerungsstande muß dies so sein angesichts des beständigen Wechsels in der Anhäufung des Kapitals und der Produktivkräfte der Arbeit. Es ist durchaus richtig, daß wenn heute die allgemeinen Lohnsätze steigen sollten, dieses Steigen an sich keinen unmittelbaren Wechsel in der Höhe der Produktion zur Folge haben würde, welches auch immer seine schließlichen Wirkungen sein mögen. Es würde zunächst von dem gegenwärtigen Stande der Dinge ausgehen. Aber wenn die nationale Produktion vor der Steigerung der Löhne veränderlich und nicht fixirt war, so wird sie auch nach den Lohnerhöhungen fortfahren, veränderlich und nicht fixirt zu sein.

Aber nehmen wir an, die Höhe der nationalen Produktion wäre konstant und nicht veränderlich. Selbst dann würde das, was unser Freund Weston für eine logische Schlußfolgerung hält, immer nur eine willkürliche Behauptung sein. Wenn ich eine bestimmte Zahl habe, sagen wir 8, so verhindern die absoluten Grenzen dieser Zahl deren Theile nicht, ihre relativen Grenzen zu verändern. Wenn die Profite gleich 6 und die Löhne gleich 2 sind, so können die Löhne zu 6 steigen und die Profite zu 2 herabsinken und dennoch der Totalbetrag 8 bleiben. Somit würde der feststehende Produktionsbetrag durchaus nicht den feststehenden Lohnbetrag beweisen. Wie beweist also unser Freund Weston dieses letztere Feststehen? Dadurch, daß er es behauptet. Aber selbst zugegeben, die von ihm behauptete Thatsache wäre richtig, so würde sie nach beiden Seiten hin wirken, während er sie nur nach einer Richtung hin spielen läßt. Wenn der Betrag der Löhne eine konstante Größe ist, so kann er weder erhöht, noch herabgesetzt werden. Wenn also die Arbeiter thöricht handeln, sobald sie eine zeitweilige Lohnerhöhung erzwingen, so würden die Kapitalisten nicht weniger thöricht handeln, wenn sie eine vorübergehende Lohnherabsetzung erzwingen. Unser

Freund Weston leugnet nicht, daß die Arbeiter unter gewissen Umständen eine Lohnerhöhung erzwingen **können**, aber da der Gesammtbetrag der Löhne naturgesetzlich fixirt sei, so müsse dieser Erhöhung eine Reaktion folgen. Andererseits weiß er auch, daß die Kapitalisten eine Lohnherabsetzung erzwingen **können** und thatsächlich beständig versuchen, eine solche zu erzwingen. In Uebereinstimmung mit dem Prinzip der Stetigkeit der Lohnmenge müßte in diesem Falle nicht weniger als in dem anderen eine Reaktion folgen. Die Arbeiter würden demnach richtig handeln, wenn sie sich gegen versuchte oder auferlegte Lohnherabsetzungen auflehnen. Sie würden somit recht thun, eine **Lohnerhöhung** zu erzwingen, weil jede **Reaktion** gegen das Herabsetzen von Löhnen eine **Aktion** ist für Lohnerhöhungen. Nach Bürger Westons eigenem Prinzip der **konstanten Lohnmenge** hätten deshalb die Arbeiter unter bestimmten Umständen sich zu verbinden und für Lohnerhöhungen zu kämpfen.

Wenn er diese Schlußfolgerung bestreitet, so muß er die Voraussetzung, von der sie bedingt ist, aufgeben. Er muß nicht sagen, daß die Lohnmenge eine **feststehende Größe** ist, sondern daß, obwohl sie nicht **steigen** kann und soll, sie **sinken** kann und soll, wenn immer es dem Kapital beliebt, sie herabzusetzen. Wenn es dem Kapitalisten gefällt, Euch statt mit Fleisch mit Kartoffeln und mit Hafer statt mit Weizen zu ernähren, so habt Ihr seinen Willen als ein Gesetz der politischen Oekonomie anzunehmen und Euch ihm zu unterwerfen. Wenn in einem Lande die Lohnsätze höher sind als in einem anderen, zum Beispiel in den Vereinigten Staaten höher als in England, so müßt Ihr Euch diese Verschiedenheit in den Lohnsätzen mit der Verschiedenheit des Willens der amerikanischen von dem der englischen Kapitalisten erklären, einer Methode, die sicherlich nicht nur das Studium der ökonomischen Erscheinungen, sondern auch das aller anderen Erscheinungen bedeutend vereinfachen würde.

Aber selbst dann könnten wir fragen, **warum** denn der Wille des amerikanischen Kapitalisten von dem des englischen Kapitalisten verschieden ist? Und um diese Frage zu beantworten, müßt Ihr über das Bereich des **Willens** hinausgehen. Ein Prediger könnte mir erzählen, daß Gott in Frankreich ein Ding und in England ein anderes Ding will. Wenn ich ihn dazu aufforderte, mir diese Zweiheit des Willens zu erklären, könnte er die eherne Stirn haben, mir zu antworten, daß es Gott so gefällt, in Frankreich einen Willen und in England einen anderen Willen zu haben. Aber unser Freund Weston ist sicherlich der Letzte, sich auf solche, jedes vernünftige Folgern negirende Argumente zu verlegen.

Die **Absicht** des Kapitalisten ist sicher die, so viel als möglich zu nehmen. Was wir indeß zu thun haben, ist nicht, über seine **Absicht** uns zu unterhalten, sondern sein **Können**, die **Grenzen dieses Könnens** und den **Charakter dieser Grenzen** zu untersuchen.

2. Der Einfluß von Lohnveränderungen auf Menge und Art der Produkte.

Die Ansprache, die der Bürger Weston uns vorgelesen hat, hätte in eine Nußschale zusammengepreßt werden können.

Seine ganze Beweisführung gipfelte in Folgendem: Wenn die Arbeiterklasse die Kapitalistenklasse zwingt, in der Form von Geldlöhnen fünf Schilling statt vier Schilling zu zahlen, dann wird der Kapitalist ihnen dafür in Form von Waaren Vierschillingswerthe als Fünfschillingswerthe zurückgeben. Die Arbeiterklasse würde fünf Schilling zu zahlen haben für das, was sie vor der Lohnerhöhung für vier Schilling gekauft hatte. Aber warum ist dies der Fall? Warum giebt der Kapitalist nur vier Schillingswerthe für fünf Schilling? Weil die

Summe der Löhne festgesetzt ist. Aber warum ist sie auf vier Schilling werthe Waaren festgesetzt? Warum nicht auf drei oder zwei oder auf irgend eine andere Summe? Wenn die Grenze des Betrags der Löhne durch ein ökonomisches Gesetz festgesetzt ist, das sowohl von dem Willen des Kapitalisten, wie dem Willen des Arbeiters unabhängig ist, so wäre das erste, was Bürger Weston zu thun hätte, dieses Gesetz darzulegen und es zu beweisen. Er hätte außerdem zu beweisen gehabt, daß die thatsächlich bezahlte Lohnsumme in jedem gegebenen Zeitpunkt genau mit der nothwendigen Lohnsumme übereinstimmt und nie von ihr abweicht. Wenn andererseits die gegebene Grenze der Lohnsumme auf den bloßen Willen des Kapitalisten gegründet ist oder auf die Grenzen seiner Habsucht, so ist sie eine willkürliche Grenze. Sie hat nichts an sich Nothwendiges in sich. Sie kann verändert werden durch den Willen des Kapitalisten und kann deshalb auch gegen seinen Willen verändert werden.

Bürger Weston illustrirte seine Theorie, indem er Euch sagte, daß wenn eine Schüssel eine bestimmte Menge Suppe enthält, die von einer bestimmten Anzahl von Personen gegessen werden soll, eine Steigerung in der Breite der Löffel keine Steigerung in der Menge der Suppe hervorbringen würde. Er muß mir gestatten, diese Illustration ziemlich ausgelöffelt zu finden. Sie erinnerte mich etwas an das Gleichniß des Menenius Agrippa. Als die römischen Plebejer gegen die römischen Patrizier strikten, erklärte ihnen der Patrizier Agrippa, daß der patrizische Bauch die plebejischen Glieder des politischen Körpers ernähre. Agrippa unterließ es jedoch, zu beweisen, daß man die Glieder eines Menschen dadurch ernährt, daß man den Bauch eines Anderen füllt. Bürger Weston seinerseits hat vergessen, daß die Schüssel, aus der die Arbeiter essen, mit dem ganzen Produkt der nationalen Arbeit gefüllt ist, und daß es weder die Kleinheit der Schüssel, noch die Knappheit ihres Inhalts ist, was sie daran hindert, mehr herauszuholen, sondern nur die Kleinheit ihrer Löffel.

Durch welche Kunstmittel ist der Fabrikant in den Stand gesetzt, einen Vierschillingswerth für fünf Schilling zu verkaufen? Dadurch, daß er den Preis der Waare, die er verkauft, erhöht. Nun, hängt aber das Steigen, und allgemeiner ausgedrückt, der Wechsel in den Preisen der Waaren — hängen überhaupt die Preise der Waaren vom bloßen Willen des Kapitalisten ab? Oder müssen im Gegentheil bestimmte Umstände vorhanden sein, um diesem Willen Wirkungskraft zu geben? Wenn dem nicht so ist, so werden das Steigen und Fallen, die ständigen Schwankungen in den Marktpreisen zu einem unlösbaren Räthsel.

Da wir annehmen, daß sich weder in den Produktivkräften der Arbeit, noch in den angewandten Mengen von Kapital und Arbeit, noch in dem Werthe des Geldes, in dem die Werthe der Produkte abgeschätzt sind, eine Aenderung vollzogen hat, sondern daß nur die Lohnsätze sich geändert haben, wie konnte dieses Steigen der Löhne die Preise der Waaren beeinflussen? Nur dadurch, daß es das thatsächliche Verhältniß zwischen der Nachfrage nach, und dem Angebot von diesen Waaren beeinflußte.

Es ist durchaus richtig, daß die Arbeiterklasse, als ein Ganzes betrachtet, ihr Einkommen auf nothwendige Lebensmittel ausgiebt und ausgeben muß. Ein allgemeines Steigen der Lohnsätze würde somit ein Steigen in der Nachfrage nach solchen und folglich ein Steigen der Marktpreise der nothwendigen Lebensmittel zur Folge haben. Die Kapitalisten, die diese nothwendigen Lebensmittel produziren, würden durch die gestiegenen Marktpreise ihrer Waaren für die gestiegenen Löhne entschädigt werden. Aber wie steht es mit den anderen Kapitalisten, die nicht nothwendige Lebensmittel produziren? Und Ihr müßt

nicht glauben, daß dies eine kleine Zahl ist. Wenn Ihr bedenkt, daß zwei Drittel der nationalen Produktion von einem Fünftel der Bevölkerung verbraucht werden — ein Mitglied des Hauses der Gemeinen konstatirte jüngst, daß es nur ein Siebentel der Bevölkerung wäre —, so werdet Ihr begreifen, welch ungeheurer Bruchtheil der nationalen Produktion in der Form von Luxusartikeln hergestellt oder für Luxusartikel ausgetauscht, und welch ungeheure Menge selbst nothwendiger Lebensmittel auf Lakaien, Pferde, Katzen u. s. w. verschwendet werden muß, eine Vergeudung, von der wir aus Erfahrung wissen, daß sie stets mit dem Steigen der Lebensmittelpreise erheblich abnimmt.

Nun wohl, welches würde die Lage jener Kapitalisten sein, die nicht nothwendige Lebensmittel produziren? Sie könnten sich für das einem allgemeinen Steigen der Löhne geschuldete Sinken der Profitrate nicht durch Steigern der Preise ihrer Waaren schadlos halten, weil die Nachfrage nach jenen Waaren sich nicht vermehrt haben würde. Ihr Einkommen wäre gefallen und von diesem geringeren Einkommen hätten sie für dieselbe Menge im Preise gestiegener Lebensmittel mehr zu zahlen. Aber dies wäre nicht alles. Da ihr Einkommen verringert worden, so hätten sie weniger auf Luxusartikel zu verausgaben und somit würde ihre gegenseitige Nachfrage nach ihren respektiven Waaren abnehmen. In Folge dieses Sinkens der Nachfrage würden die Preise ihrer Waaren sinken. So würde in diesen Industriezweigen die Profitrate nicht nur in einfacher Proportion zum allgemeinen Steigen der Lohnsätze fallen, sondern in einem, dem Zusammenwirken von allgemeinem Steigen der Löhne, Steigen der Lebensmittelpreise und Sinken der Preise der Luxuswaaren entsprechenden gesteigerten Verhältniß.

Welches wäre die Folge dieser Verschiedenheit in den Profitraten der in den verschiedenen Industriezweigen angewandten Kapitalien? Nun, dieselbe Folge, die gewöhnlich eintritt, wenn aus welchem Grunde immer im Durchschnittsprofit der verschiedenen Produktionssphären Unterschiede eintreten. Kapital und Arbeit würden von den weniger einträglichen auf die einträglicheren Zweige übertragen werden, und dieser Uebertragungsprozeß würde so lange fortgesetzt werden, bis die Zufuhr in dem einen Industriezweig im Verhältniß zur vermehrten Nachfrage gestiegen und in den anderen Zweigen gemäß der verminderten Nachfrage gesunken wäre. Nachdem dieser Wechsel sich vollzogen, würde die allgemeine Profitrate in den verschiedenen Zweigen wieder ausgeglichen sein. Da die ganze Verschiebung ursprünglich durch eine bloße Veränderung in dem Verhältniß der Nachfrage für und dem Angebot von verschiedenen Waaren entstand, so würde mit dem Aufhören der Ursache die Wirkung aufhören, und die Preise würden auf ihr früheres Maß und Gleichgewicht zurückkehren. Das in Folge des Steigens der Löhne eingetretene Sinken der Profitrate würde, statt sich auf einige Industriezweige zu beschränken, allgemein werden. Entsprechend unserer Annahme würde weder in den Produktivkräften der Arbeit noch in der Gesammtmasse der Produktion eine Veränderung eingetreten sein, wohl aber würde jene gegebene Menge von Produkten ihre Form gewechselt haben. Ein größerer Theil der Produkte würde in nothwendigen Lebensmitteln bestehen, ein geringerer Theil in Luxusartikeln, oder was auf dasselbe hinausläuft, ein geringerer Theil würde für ausländische Luxusgegenstände ausgetauscht und ein größerer in seiner ursprünglichen Form verbraucht, oder, was wieder auf dasselbe hinausläuft, ein größerer Theil der heimischen Produkte würde statt gegen Luxusgegenstände, gegen ausländische nothwendige Lebensmittel ausgetauscht werden. Das allgemeine Steigen der Lohnsätze würde somit nach einer vorübergehenden

Störung der Marktpreise nur ein allgemeines Sinken der Profitrate zur Folge haben, ohne jede dauernde Veränderung in den Preisen der Waaren.

Wenn mir vorgehalten wird, daß ich in der vorstehenden Auseinandersetzung angenommen habe, der ganze Lohnzuwachs werde auf nothwendige Lebensmittel ausgegeben werden, so antworte ich, daß ich damit die für die Ansicht des Bürgers Weston günstigste Annahme unterstellt habe. Wenn der Lohnzuwachs auf Dinge ausgegeben würde, die früher nicht in den Konsum der Arbeiter eintraten, so bedürfte es erst gar keines Beweises dafür, daß die Kaufkraft derselben wirklich zugenommen hat. Da sie jedoch nur einer Steigerung der Löhne entstammt, muß diese Zunahme ihrer Kaufkraft genau der Abnahme der Kaufkraft der Kapitalisten entsprechen. Die Gesammtnachfrage nach Waaren würde daher keine Zunahme erfahren, sondern nur die konstituirenden Elemente dieser Nachfrage würden sich ändern. Die steigende Nachfrage auf der einen Seite würde ein Gegengewicht finden in der fallenden Nachfrage auf der anderen Seite. So würde, da die Gesammtnachfrage unverändert bleibt, keinerlei Aenderung im Marktpreis der Waaren eintreten können.

Ihr seht Euch also vor folgende Alternative gestellt. Entweder wird der Lohnzuwachs auf alle Arten Konsumartikel gleichmäßig ausgegeben. Dann muß die Ausdehnung der Nachfrage von Seiten der Arbeiterklasse durch das Zusammenschrumpfen der Nachfrage der Kapitalistenklasse ausgeglichen werden. Oder der Lohnzuwachs wird nur auf einige Artikel ausgegeben, deren Marktpreise zeitweise steigen werden. Dann wird das darauffolgende Steigen der Profitrate in einigen, und das in Folge dessen eintretende Sinken der Profitrate in anderen Industriezweigen eine Aenderung in der Anwendung von Kapital und Arbeit hervorbringen, die so lange spielen wird, bis das Angebot in dem einen Theile der Industrie die Höhe der vermehrten Nachfrage erreicht hat und in den anderen Industriezweigen entsprechend der verminderten Nachfrage nachgelassen hat. Nach der einen Voraussetzung wird keine Aenderung in den Preisen der Waaren eintreten. Nach der anderen Voraussetzung werden nach einigen Schwankungen in den Marktpreisen die Tauschwerthe der Waaren auf den früheren Stand sinken. Nach beiden Voraussetzungen wird das allgemeine Steigen der Lohnsätze schließlich kein anderes Ergebniß haben, als ein allgemeines Sinken der Profitrate.

Um Eure Einbildungskraft aufzuregen, forderte der Bürger Weston Euch auf, an die Schwierigkeiten zu denken, die ein allgemeines Steigen der Löhne der Landarbeiter von neun auf achtzehn Schilling hervorrufen würde. Stellt Euch, ruft er aus, das ungeheure Steigen in der Nachfrage nach nothwendigen Lebensmitteln vor und das in Folge dessen eintretende fürchterliche Steigen der Preise derselben! Nun wohl, Ihr Alle wißt, daß der Durchschnittslohn des amerikanischen Landarbeiters sich auf mehr als das Doppelte des Lohnes des englischen Landarbeiters beläuft, obwohl die Preise der Bodenprodukte in den Vereinigten Staaten geringer sind als im Vereinigten Königreich, obwohl in den Vereinigten Staaten dieselben allgemeinen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit herrschen, wie in England, und obwohl die Höhe der jährlichen Produktion in den Vereinigten Staaten weit geringer ist als in England. Warum läutet also unser Freund diese Allarmglocke? Einfach, um die wirklich vor uns liegende Frage zu verschieben. Ein plötzliches Steigen der Löhne von neun auf achtzehn Schilling würde ein plötzliches Steigen auf hundert Prozent des Betrags bedeuten. Wir diskutiren nun durchaus nicht die Frage, ob die allgemeinen Lohnsätze in England plötzlich um hundert Prozent erhöht werden könnten. Wir haben durchaus nichts mit der Höhe der Steigerung zu thun, die in jedem

praktischen Falle von gegebenen Umständen abhängen und ihnen angemessen sein muß. Wir haben nur zu untersuchen, wie ein allgemeines Steigen der Lohnsätze, selbst wenn es nur ein Prozent ausmacht, wirken wird. Ich lasse also Freund Westons phantastisches Steigen der Lohnsätze um hundert Prozent auf sich beruhen und gehe dazu über, Eure Aufmerksamkeit auf die thatsächliche Steigerung der Löhne zu lenken, die in Großbritannien im Verlauf der Jahre von 1849 bis 1859 stattfand.

Ihr Alle wißt von dem Zehnstundengesetz oder richtiger Zehnundeinhalbstundengesetz, das seit 1848 eingeführt ist. Es bedeutet eine der größten ökonomischen Veränderungen, die wir erlebt haben. Es war eine plötzliche und durch Zwang bewirkte Lohnsteigerung, nicht einiger lokalen Gewerbe, sondern in den leitenden Industrien, durch welche England den Weltmarkt beherrscht. Es war eine Lohnsteigerung unter besonders ungünstigen Umständen. Dr. Ure, Professor Senior und all die anderen offiziellen ökonomischen Mundstücke der Mittelklasse „bewiesen", und ich muß sagen, mit weit kräftigeren Gründen, als es die unseres Freundes Weston sind, daß sie die Todtenglocke der englischen Industrie einläuten werde. Sie bewiesen, daß sie nicht nur eine einfache Lohnsteigerung bedeute, sondern eine Lohnsteigerung, herbeigeführt durch, und gegründet auf eine Verminderung der angewandten Arbeitsmenge. Sie behaupteten, daß die zwölfte Stunde, die Ihr dem Kapitalisten nehmen wolltet, gerade die einzige Stunde sei, aus der er seinen Profit zog. Sie drohten mit einer Abnahme der Akkumulation, Steigen der Preise, Verlust der Märkte, Einschrumpfen der Produktion mit darauf folgendem Druck auf die Löhne und schließlichem Ruin. In der That erklärten sie Maximilian Robespierres Gesetze über die Maximalpreise der Lebensmittel für unbedeutend im Vergleich mit diesem, und in einem gewissen Sinne hatten sie Recht. Nun wohl, was war wirklich die Folge? Ein Steigen der Geldlöhne der Fabrikarbeiter trotz der Verkürzung des Arbeitstags, eine große Zunahme in der Zahl der beschäftigten Fabrikarbeiter, ein beständiges Sinken der Preise ihrer Produkte, eine wunderbare Entwicklung der Produktivkräfte ihrer Arbeit, eine noch nie gehörte fortschreitende Ausdehnung der Absatzgebiete für ihre Waaren. Ich selbst habe in Manchester im Jahre 1860 auf dem Kongreß der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft Mr. Newman zugestehen hören, daß er, Dr. Ure, Senior und alle anderen offiziellen Vertreter der Wissenschaft der Nationalökonomie im Unrecht gewesen seien, während der Instinkt des Volkes im Recht gewesen sei. Ich erwähne Mr. W. Newman — nicht Professor Francis Newman —, weil er einen hervorragenden Platz in der ökonomischen Wissenschaft einnimmt als Mitarbeiter und Herausgeber von Thomas Tookes „Geschichte der Preise", diesem großartigen Werke, das die Geschichte der Preise von 1793 bis 1856 verfolgt.[1] Wenn die fixe Idee unseres Freundes Weston von einem fixen Quantum der Löhne, einer fixen Menge der Produktion, einem fixen Grad der Produktivkraft der Arbeit, einem fixen und ewigen Willen der Kapitalisten und all' seinen anderen Fixirungen und Verewigungen richtig wäre, so würden Professor Seniors unheilschwangere Ahnungen richtig gewesen sein und Robert Owen, der schon im Jahre 1816 erklärte, daß eine allgemeine Beschränkung des Arbeitstags der erste vorbereitende Schritt zur Emanzipation der Arbeiter sei, und der dem allgemeinen Vorurtheil zum Trotze sie auf eigene Faust in seiner eigenen Fabrik in New Lanark durchführte, würde im Unrecht gewesen sein.

[1] Es liegt auf der Hand, daß Marx hier William Newmarch meint, den er auch im „Kapital" richtig zitirt. Francis Newman war der Bruder des Kardinals Newman, ein aufgeklärter Philosoph und tüchtiger Oekonom. D. Uebers.

Zur selben Zeit, während welcher die Einführung des Zehnstundengesetzes und das demselben folgende Steigen der Löhne stattfand, trat aus Gründen, deren Aufzählung hier nicht am Platze wäre, in Großbritannien ein allgemeines Steigen der Löhne der Landarbeiter ein.

Obgleich es für meinen augenblicklichen Zweck nicht nöthig ist, werde ich doch, um Euch nicht irre zu führen, hier einige einleitende Bemerkungen machen.

Wenn ein Mann vorher zwei Schilling Lohn wöchentlich erhielt und sein Lohn auf vier Schilling stieg, so würde der Lohnsatz um hundert Prozent gestiegen sein. Dies würde, als Steigen des Lohnsatzes betrachtet, als eine großartige Sache erscheinen, trotzdem der thatsächliche Lohnbetrag, vier Schilling wöchentlich, ein erbärmlich niedriger, eine Hungerabfindung bliebe.

Ihr müßt Euch deshalb von den hochtönenden Prozentzahlen der Lohnraten nicht irre führen lassen. Ihr müßt immer fragen, welches war der ursprüngliche Betrag?

Außerdem werdet Ihr verstehen, daß, wenn zehn Mann da sind, von denen ein Jeder wöchentlich zwei Schilling, fünf Mann, von denen Jeder fünf Schilling, und fünf Mann, die je elf Schilling wöchentlich erhalten, die zwanzig Mann zusammen hundert Schilling oder fünf Pfund erhalten würden. Wenn dann der Gesammtbetrag ihrer wöchentlichen Löhne um, sagen wir, zwanzig Prozent stiege, so würde eine Aufbesserung von fünf Pfund auf sechs Pfund stattfinden. Wir könnten, wenn wir den Durchschnitt nehmen, sagen, daß die allgemeinen Lohnsätze um fünfundzwanzig Prozent gestiegen sind, auch wenn thatsächlich die Löhne der zehn Arbeiter (zwei Schilling) unverändert geblieben, die Löhne der einen Gruppe von fünf Mann nur von fünf auf sechs Schilling, und die Löhne der anderen Gruppe von fünf Mann von elf auf fünfzehn Schilling gestiegen sind. Die eine Hälfte der Arbeiter würde ihre Lage gar nicht, ein Viertel derselben würde sie in einem unmerkbaren Grade und nur ein Viertel sie wirklich verbessert haben. Dennoch würde bei durchschnittlicher Berechnung die Gesammtsumme der Löhne dieser zwanzig Männer sich um fünfundzwanzig Prozent erhöht haben, und soweit das Gesammtkapital, das sie beschäftigt, und die Preise der Waaren, die sie schaffen, in Betracht kommen, würde es genau dasselbe sein, als wenn alle von ihnen zu gleichen Theilen an der durchschnittlichen Lohnaufbesserung theilgenommen hätten. In dem Falle der landwirthschaftlichen Arbeiter, bei denen in den verschiedenen Grafschaften von England und Schottland die Normallöhne sehr verschiedene sind, traf sie das Steigen derselben sehr ungleich.

Schließlich traten während der Periode, wo dieses Steigen der Löhne stattfand, Umstände ein, die in entgegengesetzter Richtung wirkten, wie die neuen Steuern, die der russische Krieg zur Folge hatte, die umfassende Zerstörung von Wohnhäusern der Landarbeiter u. s. w.

Nachdem ich soviel vorausgeschickt habe, stelle ich also fest, daß in der Zeit von 1849 bis 1859 in den durchschnittlichen Lohnsätzen der Landarbeiter von Großbritannien eine Steigerung von vierzig Prozent stattfand. Ich könnte Euch reichliche Details zum Beweise für meine Behauptung anführen, aber für den augenblicklich in Frage kommenden Zweck halte ich es für genügend, Euch auf den gewissenhaften und kritischen Vortrag zu verweisen, den der verstorbene Mr. John C. Morton im Jahre 1860 in der Londoner Gesellschaft der Künste über „Die in der Landwirthschaft thätigen Kräfte“ gehalten hat. Herr Morton giebt die Zusammenstellungen von Rechnungen und anderen authentischen Dokumenten, die er von gegen hundert Landwirthen in zwölf schottischen und fünfunddreißig englischen Grafschaften eingesammelt hat.

Nach Ansicht unseres Freundes Weston und in Uebereinstimmung mit dem gleichzeitigen Steigen der Löhne der Fabrikarbeiter, hätte in den Jahren 1849 bis 1859 ein erschreckliches Steigen der Preise der Landesprodukte eintreten müssen. Aber was trat in Wirklichkeit ein? Trotz des russischen Krieges und der einander folgenden ungünstigen Ernten der Jahre 1854 bis 1856 fiel der Durchschnittspreis des Weizens, des hauptsächlichsten Bodenprodukts von England, von drei Pfund Sterling pro Quarter während der Jahre 1838 bis 1848 auf zwei Pfund zehn Schilling das Quarter für die Jahre 1849 bis 1859. Dies macht ein Sinken des Weizenpreises von mehr als sechzehn Prozent aus und fällt zusammen mit einem Steigen der Löhne der Landarbeiter von durchschnittlich vierzig Prozent. Während derselben Periode trat, wenn wir ihr Ende mit ihrem Anfang vergleichen, 1859 mit 1849, eine Abnahme des amtlich festgestellten Pauperismus von 934419 auf 860470 ein, was einen Unterschied von 73943 macht, eine, wie ich zugestehe, nur sehr geringe Abnahme, und die in den folgenden Jahren wieder verschwand, aber dennoch eine Abnahme.

Man könnte sagen, daß in Folge der Abschaffung der Korngesetze die Einfuhr des ausländischen Kornes während der Periode von 1848 bis 1859, verglichen mit der Periode von 1838 bis 1848, mehr als verdoppelt worden sei. Aber was würde dies beweisen? Vom Standpunkt des Bürgers Weston aus beurtheilt, sollte man erwartet haben, daß diese plötzliche, ungeheure, beständig wachsende Nachfrage auf ausländischen Märkten die Preise der Bodenprodukte auf denselben auf eine fürchterliche Höhe hätte treiben müssen, da die Wirkung der vermehrten Nachfrage ja dieselbe bleibt, ob diese vom Lande selbst oder von draußen kommt. Was geschah wirklich? Mit Ausnahme einiger Jahre schlechter Ernten bildete das ruinöse Fallen der Kornpreise während der ganzen Periode ein stehendes Klagelied in Frankreich, die Amerikaner waren wieder und immer wieder genöthigt, ihre überschüssigen Produkte zu verbrennen, und Rußland schürte, wenn wir Mr. Urquhart Glauben schenken, den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten, weil seine Ausfuhr von Bodenprodukten durch die Konkurrenz der Yankees auf den Märkten von Europa lahmgelegt wurde.

Auf seine abstrakte Form zurückgeführt, würde Bürger Westons Argument auf Folgendes hinauslaufen: Jedes Steigen in der Nachfrage erfolgt immer auf Grundlage einer gegebenen Produktionsmenge. Es kann deshalb nie die Zufuhr der verlangten Dinge vermehren, sondern nur deren Geldpreis erhöhen. Nun zeigt die allergewöhnlichste Beobachtung, daß in einigen Fällen eine vermehrte Nachfrage die Marktpreise der Waaren ganz und gar unverändert läßt und in anderen Fällen ein vorübergehendes Steigen der Marktpreise verursacht, dem eine vermehrte Zufuhr folgt, die wiederum ein Zurückgehen der Preise auf ihren ursprünglichen und in vielen Fällen unter ihren ursprünglichen Satz zur Folge hat. Ob das Steigen der Nachfrage durch Lohnaufschläge oder irgend eine andere Ursache bewirkt ist, ändert durchaus nicht die Bedingungen des Problems. Von Bürger Westons Standpunkt aus war die allgemeine Thatsache ebenso schwer zu erklären, wie die unter den ausnahmsweisen Umständen einer Lohnsteigerung sich zeigende Erscheinung. Sein Argument hat deshalb durchaus keine Bedeutung für den von uns behandelten Gegenstand. Es drückt nur seine Verlegenheit aus, wenn er die Gesetze erklären soll, nach denen eine vermehrte Nachfrage eine vermehrte Zufuhr schafft und nicht ein schließliches Steigen der Marktpreise der Waaren. (Fortsetzung folgt.)

Kiautschau.

Von Karl Kautsky.

Viel größere Wichtigkeit als jene Gebiete, die in Afrika das Objekt der neuesten Phase der Kolonialpolitik sind, besitzt China als Exportgebiet für die europäische Industrie. Für diese ist die ostasiatische Frage von ganz anderer Bedeutung als die afrikanische.

Der Werth der Einfuhr nach China betrug (nach Juraschek) 1886 bis 1890 im Jahre durchschnittlich 551 Millionen Mark, 1890 672 Millionen, 1893 608 Millionen. Das riesige Reich, dessen Bevölkerung fast so groß ist, wie die ganz Europas (die Einwohnerzahl des himmlischen Reiches wird auf 360 Millionen geschätzt, die Europas beträgt 380 Millionen), ist aber der Einfuhr von Außen noch sehr wenig erschlossen. Es ist kein Zweifel, daß hier noch ein großer Markt zu eröffnen ist; der einzige große Markt, den die kapitalistische Produktionsweise noch zu eröffnen hat.

Allerdings darf man die Ausdehnungsfähigkeit dieses Marktes auch nicht überschätzen. Wenn wir etwa Indien ansehen, wo ähnliche soziale Zustände der Volksmasse herrschen wie in China, wo aber dem Verkehr die größte Freiheit gegeben ist, und zahlreiche Eisenbahnen (Länge der Eisenbahnen 1853 32 Kilometer, 1897 30000 Kilometer) und treffliche Landstraßen (250000 Kilometer) den Binnenhandel fördern, wo also in Bezug auf Kommunikationen ein Zustand vorhanden ist, wie ihn China binnen ein bis zwei Jahrzehnten erreichen dürfte, so finden wir, daß die Einfuhr dieses Landes ungefähr 1000 Millionen Mark beträgt (1886 bis 1890 durchschnittlich 1034 Millionen, 1892 954, 1893 1106, 1895 992 Millionen Mark).

Die Bevölkerung Indiens umfaßte 1891 291 Millionen Köpfe, die Chinas 360 Millionen, um 70 Millionen, etwa 25 Prozent der indischen Bevölkerung, mehr. Erhöhen wir dementsprechend den Betrag der indischen Einfuhr um ein Viertel, so erhalten wir 1200 bis 1300 Millionen Mark als die Werthsumme, die China importiren würde, wenn dort indische Verhältnisse herrschten. Das wiese darauf hin, daß der Bau von Eisenbahnen in China die Einfuhr im Laufe von ein bis zwei Jahrzehnten etwa verdoppeln würde. Wenn man bedenkt, welcher sprunghaften Ausdehnung unsere Produktionsweise fähig ist — der Welthandel wuchs in einem Jahre von 1879 bis 1880 um 4000 Millionen Mark, von 1888 bis 1889 um 4700 Millionen (nach Juraschek) — so wird man an die Ausdehnung einer Einfuhr um 600 Millionen, die sich über ein bis zwei Jahrzehnte erstreckt, jedenfalls nicht übermäßige Erwartungen knüpfen dürfen.

Natürlich sind Indien und China nicht ohne Weiteres miteinander vergleichbar und es ginge nicht an, weitere Schlüsse aus den durch ihre Vergleichung gewonnenen Zahlen zu ziehen. Aber sie genügen als Aufforderung, der Erschließung Chinas ohne Ekstase entgegenzusehen.

Man darf auch nicht vergessen, daß Deutschlands Antheil am chinesischen Handel noch gering ist. Die Ausfuhr aus Deutschland nach China betrug 1895 nur 35,4 Millionen Mark. Das ist allerdings ein anderer Posten, als die lächerlich geringfügige Ausfuhr nach den deutschen Kolonien, aber doch erst ein Prozent der gesammten deutschen Ausfuhr und nur sechs Prozent der gesammten chinesischen Einfuhr.

Natürlich muß sich dieser Betrag sehr steigern, wenn China mehr erschlossen wird. Aber der Löwenantheil am chinesischen Handel wird nicht Europa zufallen.

Es sind andere Länder, die China näher liegen, deren industrielle und kommerzielle Entwicklung durch die fortschreitende Erschließung Chinas vor Allem gefördert werden wird, Kalifornien, Australien, namentlich aber Japan und Indien. Von Bremerhaven nach Hongkong fahren die Dampfer 43 Tage, von Hamburg 50 Tage, dagegen von San Francisco 22 Tage, von Colombo (Ceylon) 11 Tage. Australien ist von China ebenso weit entfernt wie Ostindien.

So ist es nicht zu verwundern, daß, während die Ausfuhr Deutschlands nach China von 1890 bis 1895 (die Zahlen für 1896 liegen uns noch nicht vor) von 30 Millionen auf 35,5 Millionen, um 18 Prozent, stieg, die Ausfuhr Japans dahin (abzüglich der aus Formosa kommenden Waaren) ein Anwachsen von 1890 bis 1896 um 56 Prozent, die Ostindiens um 123 Prozent aufwies.

Es wird aber nicht lange dauern, so wird China selbst anfangen, Industriewaaren zu produziren. Heute schon ist in China eine sehr entwickelte und starke Industrie anzutreffen, die jedoch im Manufakturwesen, also gerade an der Schwelle der maschinellen Großindustrie, stecken geblieben ist.

Es ist heute noch ein Agrikulturstaat. Die Landwirthschaft überwiegt bei Weitem und diese ist noch eine primitive, mit Hausindustrie für den Selbstgebrauch verbundene. Aber daneben herrscht doch schon, in den Städten und auch auf dem Lande, eine starke Industrie, die, losgelöst von der Landwirthschaft, Waaren produzirt; theils Handwerk, theils auf Spezialitäten gerichtete Hausindustrie, theils aber auch schon Manufaktur in größeren Unternehmungen mit weitgehender Arbeitstheilung. Den letzten, großen Schritt zur Maschine hat aber die chinesische Industrie nicht gemacht, sie ist zunftmäßig verknöchert und keiner weiteren Entwicklung aus sich heraus fähig. Die verschiedenen Verfahren erben sich, oft als Geheimniß, in den einzelnen Familien fort. Das bewirkt eine ungemein große Ausbildung der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit, aber auch der Bedürfnißlosigkeit und Unterwürfigkeit der Bevölkerung, bei der Familienzucht und industrielle Disziplin Hand in Hand gehen, und die in Folge der Versteinerung der gesellschaftlichen Verhältnisse unfähig ist, ihren Nahrungsspielraum zu erweitern.

China besitzt aber nicht blos zahlreiche geschulte, arbeitswillige und disziplinirte Arbeitskräfte, es besitzt auch großen Reichthum an industriellen Rohmaterialien, also alle Vorbedingungen, um ohne langes Uebergangsstadium sofort zu moderner Großindustrie überzugehen. Die Kohlenlager Chinas sind enorm, Richthofen schätzt sie auf 1260000 Millionen Tonnen. Ebenso reich ist es an Eisenerzen. Besonders der Provinz Schan-si prophezeite Richthofen schon vor zwanzig Jahren (in seinem Buche über China, 1877) eine reiche kapitalistische Zukunft. Er meint, Reichthum an Kohlen, Eisenerzen, Töpferthon, dazu die günstige Lage „an dem Abfall des Plateaus gegen die von schiffbaren Flüssen durchzogene, mit Eisenbahnen leicht und billig zu versehende, zugleich aber ungemein bevölkerte und produktive große Ebene — alle diese Umstände sichern dem Anthrazitgebiet des südöstlichen Schan-si für die Zukunft eine Bedeutung, die sich aller Berechnung entzieht. Sie steigert sich, abgesehen von dem gleichzeitigen Vorkommen großer Erzlagerstätten, durch den Umstand, daß diese Schätze inmitten eines Landes liegen, welches unter allen Ländern der Welt den größten Vorrath an billiger, im höchsten Grade leistungsfähiger und intelligenter menschlicher Arbeitskraft besitzt. . . . Es läßt sich nicht absehen, wie viele Gebiete der für den Weltmarkt wichtigen Industrien nach und nach von dieser jetzt gewissermaßen in latentem Zustande befindlichen Arbeitskraft Gebrauch machen und ihren Sitz auf chinesischem Boden nehmen werden. Die Bewohner selbst werden voraussichtlich

die Initiative dazu in wenigen Fällen ergreifen; aber fremdes Kapital wird nicht verfehlen, die Gelegenheit zur billigen Herstellung von Waaren für den Weltmarkt zu benützen."

Der industrielle Aufschwung Europas durch die Erschließung Chinas wird also nicht allzulange dauern; bald wird das Land anfangen, aus einem Abnehmer ein Konkurrent zu werden, aus einer Hoffnung eine Verlegenheit für die europäische Industrie. Es ist sehr wohl denkbar, daß die chinesische Konkurrenz dann für die Industrie einen Zustand hervorruft, wie ihn die überseeische Konkurrenz bereits für die europäische Landwirthschaft geschaffen. Die Industrie kann aber nicht, wie die Landwirthschaft, ihre Lasten auf andere Produktionszweige abwälzen. Die Industrie ist der für das Gedeihen der gesammten Gesellschaft entscheidende Produktionszweig geworden. Ist sie in einem Stadium permanenter Krisis angelangt, wie heute schon die Landwirthschaft, dann ist die kapitalistische Waarenproduktion am Ende ihres Lateins angelangt. So kann die chinesische Konkurrenz ein Mittel werden, den Untergang der bestehenden Produktionsweise zu beschleunigen.

Aber sie kann die sozialistische Bewegung nicht blos fördern, sie kann sie auch schädigen, indem sie in den Klassenkampf des europäischen Proletariats hemmend eingreift, und zwar kann die letztere Wirkung eher noch eintreten als die erstere.

Richthofen charakterisirt den chinesischen Arbeiter folgendermaßen: „Das mechanische Talent des Chinesen macht es ihm leicht, auf allen Gebieten der technischen Industrie die ihm gelehrten Handgriffe mit Geschicklichkeit auszuführen. Zähe Ausdauer und äußerste Geduld unterstützen dabei sein Aneignungstalent ebenso, wie das aus seiner Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit entspringende Gefühl vollkommener Befriedigung, wenn er sein Leben lang unter stets gleichen Bedingungen Tag für Tag dieselben Manipulationen ausführt. Er erfüllt am vollkommensten das Ideal einer menschlichen Arbeitsmaschine."

Der Chinese läßt sich aber nicht blos geduldig ins Unendliche abrackern, er fordert dafür auch eine geringere Entlohnung. Er hat nicht die Bedürfnisse einer höheren Kultur, er kommt aber auch mit einem geringeren Lohne weiter als der europäische Arbeiter, dank seinen genossenschaftlichen Instinkten. Trotz der vielen großen Städte lebt doch die große Mehrheit der Bevölkerung noch auf dem flachen Lande, wo die Dorfgemeinde, wenn sie auch das Gemeineigenthum am Grund und Boden nicht mehr kennt, doch noch einen zu engster Solidarität verbündeten Körper darstellt. In ihr wächst der Chinese mit der Gewohnheit auf, sich mit seinen Mitarbeitern zu gemeinsamem Thun zusammenzuschließen, ähnlich wie es die Russen in ihren Artelen thun.

Das erleichtert den Zusammenschluß der Chinesen zu wirthschaftlichen und politischen Organisationen aller Art; vielleicht nirgends giebt es so zahlreiche und mächtige Geheimbünde wie in China, und wenn sich dort einmal eine sozialistische Bewegung bilden sollte, würde sie in dieser Gewohnheit des genossenschaftlichen Zusammenschlusses eine erhebliche Stütze finden.

Aber dieser selbe Zusammenschluß muß zu einer Schädigung des europäischen Arbeiters dort führen, wo ihm der chinesische Arbeiter nicht als Genosse, sondern als Konkurrent gegenübertritt. Das dürfte aber die einzige Position sein, in der wir ihn in nächster Zeit sehen werden. Dank dieser Art „Kommunismus" schließen sich die Chinesen im Ausland leicht zu Konsumgenossenschaften, ja zu wahren Familien zusammen, wohnen, essen gemeinsam, lassen ihre

Einkäufe von einem Einkäufer für Alle gemeinsam besorgen. Bei manchen europäischen Arbeitern im Ausland, z. B. italienischen Wanderarbeitern, finden wir einen ähnlichen genossenschaftlichen Zusammenhalt, aber nicht in so hohem Maße, nicht für so lange Zeit und nicht unter dem völligen Verzicht auf den Verkehr mit Frauen, den der Chinese durchführt, dank einigen Gewohnheiten, die gerade nicht zur anziehendsten Seite des chinesischen Charakters gehören.

Aber freilich, billig ist diese Lebensweise, sehr billig, und so ist es kein Wunder, daß unsere privilegirten Vertheidiger von Ehe und Familie schon lange nach den chinesischen Kulis lüstern sind.

Die Billigkeit der chinesischen Arbeitskräfte wird sich zeigen im Konkurrenzkampf der chinesischen Industrie mit der europäischen, sie kann aber auch in der direkten Konkurrenz auf dem europäischen Arbeitsmarkte selbst sich fühlbar machen. Die Erschließung des Innern Chinas durch Eisenbahnen muß das rasche Verschwinden vieler rückständiger Industriezweige zur Folge haben, die sich bisher erhalten haben dank der Abgeschlossenheit des Reiches, die durch Mangel an Transportmitteln, Binnenzölle und Chikanen aller Art bedingt wurde. Aber auch die urwüchsige bäuerliche Industrie muß den europäischen Waaren erliegen. Eines der Hauptmittel, der kapitalistischen Industrie einen Markt zu schaffen, besteht in dem Ruin dieser primitiven Industrie. Wie in Rußland und Indien muß sie auch in China verschwinden. Der Bauer wird bloßer Landmann, der seinen Bedarf an Industrieprodukten auf dem Markte kauft. Damit wächst bei ihm der Bedarf an Baargeld, gleichzeitig tritt aber dieselbe unangenehme Erscheinung bei der Staatsgewalt ein. Die Zölle werden ihr auf die Dauer nicht genügen, dem Bauern werden Geldsteuern aufgelegt, was seinen Geldbedarf noch steigert. Der Bauer wird jetzt gezwungen, größere Mengen von Rohstoffen und Lebensmitteln, die er produzirt, auf den Markt zu bringen. Wie alle primitiven Staaten, die der kapitalistischen Invasion erliegen, wird auch aus China eine große Ausfuhr von Agrikulturprodukten eintreten. Womit sollte es auch sonst seine Einfuhr bezahlen? Thee und Seide allein genügen nicht; auch gedeiht der Thee in China nur südlich vom 30. Breitengrad und die Seidenzucht blüht ebenfalls blos in dem südlichen Theile des Reiches. China wird daneben Agrikulturprodukte höherer Breiten ausführen müssen, vielleicht Zucker und Weizen. Man lasse sich nicht durch den Hinweis auf die Uebervölkerung Chinas beirren. Die Chinesen mögen verhungern, aber sie werden doch Lebensmittel ausführen, ebenso wie die verhungernden Irländer thaten, die verhungernden russischen und indischen Bauern heute noch thun. Und Indien ist ebenso stark bevölkert wie China. Im eigentlichen China kommen 86,9 Einwohner auf den Quadratkilometer und in den unmittelbaren britischen Besitzungen Indiens 88,5, also noch etwas mehr. Im Deutschen Reiche 96,7.

Dieselben Dampfer und Eisenbahnen, die Baumwollenwaaren, Schienen, Lokomotiven, Maschinen aller Art nach China und von da ins Innere bringen, werden als Rückfracht nicht blos Seide, Thee und Baumwolle, sondern auch Brotfrüchte aller Art mitnehmen. Die Lage der Landwirthschaft Europas wird sich dadurch nicht verbessern.

Aber gleichzeitig mit der Bedrängung der europäischen Landwirthschaft muß sich auch eine Nothlage der Landwirthe in China selbst einstellen — auch dafür liefern uns Rußland und Indien die Vorbilder.

Die Geldwirthschaft sprengt die alte Dorfgemeinschaft, die den Bauern schützte, sie bringt den Wucherer und den Steuerexekutor ins Dorf. Massenhaft werden die Landleute von der Scholle gerissen und wandern in die Städte, um

das dortige Proletariat zu vermehren, das gleichzeitig durch den Verfall der alten Industrien vergrößert wird.

Diese Entwicklung hat schon längst begonnen, aber der Bau von Eisenbahnen muß sie beschleunigen und die Konsequenzen, die sie zeitigt, vergrößern. Schon die Eröffnung einiger Häfen hat zu einer starken chinesischen Auswanderung geführt; diese muß aber, wenn erst einmal Eisenbahnen das Land durchqueren, noch viel größere Dimensionen annehmen. Der Kuli pocht an die Thore Europas, und wie in den vierziger Jahren die irische Einwanderung die englische Arbeiterklasse zu degradiren und ihren Klassenkampf zu lähmen drohte, so droht die neue Invasion der Mongolen der Arbeiterklasse ganz Europas ein ähnliches Schicksal zu bereiten.

Die Gefahr ist ernst. Man lese bei Carlyle und Engels nach, wie tief die englische Arbeiterbevölkerung durch die irische Einwanderung herabgedrückt wurde, und man wird ermessen können, was eine starke chinesische Einwanderung für das Proletariat von heute zu bedeuten hätte.

Aber so ernst die Gefahr ist, darf man sich auch nicht übertriebene Vorstellungen von ihr machen. So wie nicht Europa es ist, das den Hauptvortheil aus der Erschließung Chinas ziehen wird, ist es auch nicht Europa, dem die größte Gefahr aus der chinesischen Auswanderung droht. Sie wird am meisten jene Länder überfluthen, nach denen sie heute schon sich wendet, Hinterindien, die Sunda-Inseln, Sibirien und, soweit die gesetzlichen Hindernisse es gestatten, Australien und das westliche Amerika.

Erreicht aber diese Auswanderung Europa und nimmt sie größere Dimensionen an, dann wird nicht das Proletariat allein durch sie bedroht. Sehr lehrreiche Aufschlüsse darüber giebt uns die Geschichte der chinesischen Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Die Chinesen kamen nicht blos als Lohnarbeiter, sondern auch als selbständige Handwerker, und auch als Bauern, die Farmen pachteten und bebauten. Sie machten also auch den „Mittelständen“ Konkurrenz. Aber auch dabei blieb es nicht. Das Kaufmanns- und Wucherkapital ist in China schon sehr entwickelt. Vertrauenswürdige Berichterstatter erzählen uns von einem chinesischen Rothschild, der ein Vermögen von 100 Millionen Francs besitzt, und von zahlreichen Firmen mit 10, 12, ja 25 und 30 Millionen.

Die Mandarinenwirthschaft, die ein Hemmschuh für die ganze ökonomische Entwicklung ist, hindert auch den Kaufmann an freier Bethätigung seines Unternehmungsgeistes. Gern wandert er aus und wird dort, wo er sich niederläßt, bald der gefährlichste Konkurrent des europäischen Kapitalisten. Es waren Gesellschaften chinesischer Kaufleute, die zuerst den Transport chinesischer Arbeiter nach Kalifornien unternahmen. Als aber der Chinese erst einmal festen Fuß im Lande gefaßt hatte, begnügte er sich nicht mit der Ausbeutung seiner Landsleute während des Transports in die neue Welt. Er versuchte, die Ausbeutung auch drüben fortzusetzen, und vermochte das weit besser als sein europäischer Konkurrent, da er den Arbeiter besser kannte und dieser in der Regel von vornherein sein Schuldsklave war. Wenn anfangs die Chinesen den weißen *Lohnarbeiter* aus der Fabrik verdrängten, so begannen sie bald auch den weißen *Unternehmer* aus ihr zu verdrängen.

Sartorius v. Waltershausen hat diesen Prozeß in einer Studie über „Die Chinesen in den Vereinigten Staaten von Amerika“ („Tübinger Zeitschrift“ 1883) beschrieben:

„Betrachten wir z. B. die Tabak- und Zigarrenfabrikation. In den fünfziger Jahren und anfangs der sechziger waren in San Francisco etwa fünf-

hundert weiße Arbeiter damit beschäftigt, den in Kalifornien gewachsenen Tabak zu verarbeiten.... Dann fingen Unternehmer an, mit Chinesen zu arbeiten.... Die erste Folge war, daß die fünfhundert weißen Zigarrenarbeiter — die meisten waren Deutsche — ihre Beschäftigung verloren. Im Jahre 1876 zählte man nur noch hundert. Die zweite war die, daß die Chinesen, nachdem sie das Geschäft erlernt, zur Hausindustrie übergingen und durch Ersparniß der Kosten an Wohnungsräumen, indem Hunderte in Kellerräumen des Chinatown (chinesisches Stadtviertel) bei Tag und Nacht thätig waren, die amerikanischen Kleinunternehmer ruinirten. Darauf fingen chinesische Kapitalisten an, größere Betriebe zu gründen, welche Ende der siebziger Jahre auch die amerikanischen Großbetriebe brotlos zu machen suchten.

„Ganz ähnlich ist es mit dem Schuhmachergewerbe gegangen, welches seit 1874 in großem Maßstab in San Francisco betrieben wird.... 1879 wurden alle Pantoffeln, zwei Drittel aller Kinder- und Damenstiefel und ebenso viel von dem gewöhnlichen Schuhwerk für die Landbevölkerung von chinesischen Unternehmern besorgt.

„In anderen Bekleidungsarten machte man ganz ähnliche Erfahrungen, so bei den Fabriken von Hemden, wollenem und baumwollenem Unterzeug, in Schneiderwerkstätten, in welchen im Großen gearbeitet wurde.

„In anderen Geschäftszweigen erfolgte durch die Konkurrenz ein direktes Austreiben der Amerikaner. So bei den Wollspinnereien, den Webereien, den Jutefabriken, bei Seilergeschäften, Zigarrenkistenwerkstätten, Seifensiedereien, Streichholzfabriken, Wäschereien, bei vielen anderen."

Auch die Klein- und Großkaufleute litten unter der chinesischen Konkurrenz. „Die Ersteren durch das Hausirergewerbe, die Letzteren dadurch, daß die chinesischen Kaufleute mehr und mehr den Handel nach China monopolisirt haben." Das waren die Ursachen, die es veranlaßten, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten 1882 die Einwanderung von Chinesen durch ein Gesetz verbot, das 1892 noch verschärft wurde.

Aehnliche Gesetze sind auch in den verschiedenen Staaten Australiens erlassen worden.

Allerdings erweisen sich diese Einwanderungsverbote nur gegenüber der überseeischen Einwanderung wirksam. Die Vereinigten Staaten werden aber von Kanada und Mexiko begrenzt, die die Chinesen zulassen. Dank der großen Ausdehnung der Landesgrenzen und der Empfänglichkeit amerikanischer Beamten für ein gutes Trinkgeld kommen sie von dort leicht in die Vereinigten Staaten. Deren offizielle Statistik zählt zwar 1890 nur 107000 Chinesen, aber Thomas Scharf, gewesener Chineseninspektor im Hafen von New-York, schätzt ihre Anzahl auf 700000, davon allein 150000 in Kalifornien.

Aehnliche Erfahrungen dürfte man in Europa machen. Eine starke chinesische Einwanderung auf dem Wasserwege hat es nicht zu befürchten. Aber das Vordringen Rußlands in China und der Ausbau seiner sibirischen Eisenbahn eröffnen den Chinesen den Landweg nach Europa. Sehr richtig sagt R. E. May in seiner „Uebersicht über die wirthschaftliche Entwicklung", 1897: „Angefangen wird mit der Erschließung Chinas für Rußland und geendigt mit der Erschließung Rußlands für das übervölkerte China."

Es ist also wohl möglich, daß die chinesische Einwanderung Europa erreicht. Sollte sie sich aber dort in größerem Maße fühlbar machen, dann würde sie nicht blos die Lohnarbeiter treffen, sondern auch die „staatserhaltenden" Klassen, deren Konservirung die besondere Sorge unserer Staatsmänner ist, und dürfte daher

ähnliche Maßregeln im Gefolge haben, wie in den Vereinigten Staaten und in Australien. Sollten die Absperrungsmaßregeln unwirksam bleiben, so würden Kleinhandwerker, Kleinhändler und Kleinbauern am meisten von der chinesischen Invasion betroffen werden. In der Arbeiterschaft aber würde sie in erster Linie ihre rückständigsten Bestandtheile, Hausindustrielle und Landarbeiter, bedrohen, gerade dadurch aber sie aufrütteln, ehe noch der „gelbe Schrecken" seine degradirenden Wirkungen geäußert hätte.

Die Aufhebung der Konkurrenzwirthschaft, die sozialistische Gestaltung der Produktion erschiene dann gerade diesen rückständigsten Gliedern der Gesellschaft dringend nothwendig als einziges Mittel der Rettung vor der Konkurrenz der Kulis.

Als zu Ende der siebziger Jahre die Chinesenfrage in Kalifornien besonders brennend wurde, da gab sie den Anstoß zur raschen Machtentfaltung einer Arbeiterpartei, die sogar 1878 bei den Staatswahlen die Mehrheit erlangte, aber, freilich dank ihrem konfusen und kleinbürgerlichen Charakter, sich nicht behaupten konnte.

In Europa dagegen würde eine derartige Aufstachelung der bisher indifferenten Elemente der Arbeiterschaft durch die Chinesen die Macht klarer, zielbewußter, in jahrzehntelangen Kämpfen geprüfter Arbeiterparteien verstärken. Der Klassenkampf der europäischen Arbeiterschaft muß also durch die Kulieinwanderung nicht nothwendiger Weise geschädigt werden, er kann sogar dadurch einen neuen Ansporn erhalten.

Andererseits darf man nicht vergessen, daß das Erstehen einer kapitalistischen Industrie auch das Erstehen einer Arbeiterbewegung und die Erweckung der „Begehrlichkeit" der Arbeiter in China im Gefolge haben muß. Der Chinese in seiner Heimath ist nicht immer jener widerstandslose Dulder, als den man ihn im Auslande kennen lernt, wohin in der Regel nur die Aermsten der Armen als Kontrakt- und Schuldsklaven inmitten einer ihnen völlig fremden und feindseligen Bevölkerung verschlagen werden.

Uebrigens hat es selbst in den Vereinigten Staaten an Strikes von Chinesen nicht gefehlt. In der Heimath ist ihre Widerstandsfähigkeit größer; dazu kommt ihr schon oben erwähnter genossenschaftlicher Zusammenhalt, der ihre Organisation erleichtert.

Wie schnell mit der kapitalistischen Wirthschaft auch die ihr entsprechenden Klassenkämpfe sich einfinden, zeigt uns Japan, das bereits eine starke Arbeiterbewegung aufzuweisen hat. Daß selbst der grausamste Despotismus mit einer in den Verhältnissen wurzelnden Arbeiterbewegung nicht fertig wird, beweist heute am deutlichsten Rußland. Der chinesische Despotismus ist aber ein völlig ohnmächtiger, ihm fehlen die Machtmittel, die das Zarenthum dem Westen entlehnte, eine moderne Armee und eine moderne Bureaukratie. Die Eisenbahnen dürften China früher eine starke Arbeiterbewegung bringen, als eine starke Armee und eine disziplinirte Bureaukratie.

Je kraftvoller aber die Arbeiterbewegung in China, desto geringer die mongolische Gefahr für Europa.

Es ist natürlich unmöglich, heute zu sagen, welche Erscheinungsformen alle diese verschiedenen einander kreuzenden, hier einander fördernden, dort hemmenden Tendenzen schließlich zu Tage fördern werden. So klar man auch das Wesen dieser Tendenzen erkennen kann, so kann man doch nur Vermuthungen hegen über ihre relative Stärke und über die Schnelligkeit, in der die Entwicklung vor sich gehen und diese Tendenzen entfesseln wird.

Soviel können wir indeß bestimmt sagen: der wirthschaftliche Aufschwung, der der Erschließung Chinas folgen wird, darf nicht allzu groß veranschlagt werden, und er wird weniger Europa, als den jungen, aufstrebenden Industrien der anderen Erdtheile zu Gute kommen. Dieser Aufschwung bringt aber auch ernstliche Gefahren mit sich, eine Verstärkung der überseeischen Lebensmittelkonkurrenz, das Erstehen einer, die europäische unterbietenden chinesischen Großindustrie und die Herabdrückung der Lebenshaltung der europäischen Arbeiter oder mindestens die Minderung ihrer Kraft im Kampfe um Erhöhung dieser Lebenshaltung sowohl durch die Konkurrenz der billiger produzirenden chinesischen Industrie wie durch die Einwanderung bedürfnißloser und widerstandsloser chinesischer Arbeiter.

Ueber die Größe und Bedeutung dieser Gefahren kann man streiten. Aber wie hoch man sie auch veranschlagen mag, sie werden die Erschließung Chinas nicht hindern. Sie ist nothwendig geworden für die kapitalistische Produktionsweise, die Kapitalistenklasse muß darnach trachten, diesen größten ihr noch verschlossenen Markt zu eröffnen, und sie wird es durchsetzen. Wollte Deutschland nicht dabei mitthun, so würde es von den etwaigen Nachtheilen der Erschließung Chinas durchaus nicht verschont bleiben, aber ohne daß es einen ihrer Vortheile genossen hätte.

Müssen wir aber deswegen Nationalsoziale und Flottenschwärmer werden? Mit nichten!

Wie überall, stoßen auch in China die Gegensätze der englischen auf der einen, der russischen und französischen Kolonialpolitik auf der anderen scharf aufeinander.

Englands Politik geht, seitdem sie dem Freihandel huldigt, auch in China nicht nach Landerwerb, sondern nach Eröffnung des Landes. Seitdem England Hongkong besetzte (1842), hat es kein Stück Chinas mehr für sich in Anspruch genommen, sondern stets nur nach der Eröffnung von Häfen, Erleichterung des Verkehrs auf den Binnengewässern und Verbesserung der Kommunikationen gestrebt — Fortschritten, die allen Nationen zu Gute kamen.

Anders ist die Politik Rußlands und Frankreichs. Die Eröffnung Chinas für Alle nützt ihnen wenig. Die Industrie Rußlands ist auf dem Weltmarkt noch nicht konkurrenzfähig, die Frankreichs hört auf, es zu sein, dank dem Uebermaß von „Schutz der nationalen Arbeit“, der sie erdrückt. Und was sollen Armee und Bureaukratie in einem selbständigen, allen Nationen offenen China? Auch die hohe Finanz kann nirgends besser mogeln, als innerhalb der Grenzpfähle ihres „Vaterlandes“.

Rußland und Frankreich sind daher nicht für die Eröffnung, sondern für die Auftheilung Chinas, und beide haben schon, Rußland im Norden, in der Mandschurei, Frankreich im Süden, in Tonkin, den Anfang dazu gemacht.

Man sollte glauben, die Haltung Deutschlands sei unter diesen Umständen klar gegeben. Seine Industrie hat den Wettbewerb mit keiner zu scheuen. Die Eröffnung eines selbständigen China erschließt ihr den Markt des ganzen chinesischen Reiches. Kommt es dagegen zur Auftheilung, so kann Deutschland immer nur ein relativ kleiner Theil zufallen, dafür aber wird ihm der Eingang in den von Rußland und Frankreich annektirten Theil wo nicht verschlossen, so doch erschwert.

Hatte die deutsche Regierung die Interessen der deutschen Industrie in erster Linie im Auge, dann mußte sie in Ostasien dieselbe Politik einschlagen wie England und dieses gegenüber Frankreich und Rußland unterstützen.

Aber den herrschenden Klassen im Lande der Borussen war eine Annäherung an das demokratische England stets sehr unsympathisch. Das Land der Knute heimelte sie viel mehr an.

Die Sympathie für Rußland überwog in einem entscheidenden Moment, und so haben wir sehen müssen, daß Deutschland am Schlusse des japanisch-chinesischen Krieges Arm in Arm mit Rußland und Frankreich und im Gegensatz zu England auftrat, um an Stelle Japans Rußland zum wirklichen Sieger zu machen und diesem die thatsächliche Herrschaft über das nördliche China zuzuschanzen.

Dem Fehler, den Deutschland 1895 beging, als es gegen den Frieden von Schimonosaki intervenirte, hat es einen zweiten hinzugefügt durch die Besetzung von Kiaotschau.

Wir wollen ganz absehen von der mehr an punische als an deutsche Treue erinnernden Art und Weise, wie der Ort mitten im Frieden ohne Kriegserklärung oder auch nur Kriegsandrohung überfallen wurde. Aber welchen Zweck sollte diese Besetzung denn eigentlich haben? Die Förderung der deutschen Industrie?

Was über den kommerziellen Werth Kiaotschaus bisher auseinandergesetzt wurde, sind Zukunftsphantasien, die vielleicht nicht reeller sind als die Goldfelder von Angra Pequena. Daß sein kommerzieller Werth heute gleich Null ist, wird nirgends bestritten. Es liegt an keiner großen Wasserstraße, das Hinterland ist von einer armen Bevölkerung bewohnt. Um einen Handel zu entwickeln, muß man erst Eisenbahnen bauen. Der Hauptwerth der Besitzung soll in ihrem Werthe an Erzen und Kohlen und an billigen Arbeitskräften liegen. Das mag stimmen, aber was hat die Industrie Deutschlands davon? Das ist von Interesse nur für Jene, die konkurrirende Industrien in China begründen wollen, für die Herren von der hohen Finanz, die Gründer und Jobber und ihre junkerlichen Zutreiber, aber für die Industrie nicht.

Sollte aber Kiaotschau wirklich kommerzielle Vortheile bieten, so konnte man sie erlangen durch Erklärung des Hafens zum Vertragshafen; das war zu erhalten durch einfache diplomatische Vorstellungen, ohne jede kriegerische Aktion. Durch die Erwirkung der Eröffnung freier Schiffahrt auf den Binnengewässern hat England dem deutschen Handel unendlich mehr genützt, als Deutschland mit der Besetzung von Kiaotschau.

Nein, wenn diese Besetzung mehr als ein sinnloser Theaterkoup oder ein ordinärer Wahltrick, wenn sie ein Werk vorschauender Staatsweisheit sein soll, dann kann sie nichts Anderes bedeuten, als die Gewinnung eines Ansatzpunktes, von dem aus man zur Erwerbung eines größeren Gebietes vorwärtsschreitet. Nur unter diesem Gesichtspunkte bekommt das Unternehmen einen Sinn. In der That scheint auch die deutsche Regierung Schantung bereits als eine eroberte Provinz zu betrachten.

Offiziell bleibt es freilich chinesisch. Die Zeiten des offiziellen Umsturzes von oben sind zwar noch nicht vorbei, aber man bewahrt doch gern den Schein der Legitimität. Man läßt heute den legitimen Souverän als Schattenherrscher bestehen und nimmt ihm blos die Verfügung über Land und Leute ab. Dieses System praktizirt England schon lange in Indien, auf diese Weise hat es Aegypten erobert, und so scheint, nach den Vorbildern Rußlands in Korea und der Mandschurei und Deutschlands in Schantung die Auftheilung Chinas vor sich gehen zu sollen. Die Mandschu-Dynastie bleibt dabei ruhig auf ihrem Throne sitzen.

Die Auftheilung Chinas entspricht ganz dem Gedankengang der wirthschaftlichen Reaktion, die die Traditionen des monopolistischen und protektionistischen Feudalabsolutismus auch in der Kolonialpolitik wieder zur Geltung bringt.

Wir sind in der angenehmen Lage, nicht zu denjenigen zu zählen, die in die Geheimnisse des Auswärtigen Amtes eingeweiht sind. Wir wissen daher nicht, ob die Besetzung von Kiaotschau das Ergebniß eines weitausschauenden Planes oder einer Laune oder einer Intrigue war, ob sie wirklich den Anstoß zur Auftheilung Chinas geben sollte oder ob unsere Staatsmänner selbst noch nicht recht wissen, was sie mit der gepachteten „Eroberung" anfangen sollen. Aber sicher ist es, daß sie die Wirkung hatte, gerade jene Politik zu ermuntern, der Deutschland im Interesse seiner Ausfuhr nach China auf das Entschiedenste entgegenwirken muß, der Politik der Auftheilung. Statt vereint mit England jedem Schritte zur Auftheilung Chinas entschieden entgegenzutreten, hat es ohne Noth jetzt selbst den ersten Schritt dazu gethan und so den Stein ins Rollen gebracht, den es nicht fest genug halten konnte. Die erste Folge der Besetzung von Kiaotschau war die Besetzung von Port Arthur durch die Russen und der Insel Hainan durch die Franzosen. Und damit scheint es nicht abgethan zu sein. Rußland verlangt noch mehr und kann es fordern, dank der aktiven Unterstützung Frankreichs und der zweideutigen Haltung der deutschen Regierung, der der Besitz des armseligen Schantung wichtiger zu sein scheint, als freier Handel im ganzen ungetheilten chinesischen Reiche.

Aber die Besetzung von Kiaotschau hat noch eine andere schlimme Seite.

Das Deutsche Reich, behaupten unsere Militärs und Staatsmänner, sei besonders übel daran durch seine geographische Lage inmitten des Kontinents. Es müsse stets darauf gefaßt sein, einen Krieg nach zwei Fronten zu führen, und seine Heeresverfassung darnach einrichten, so schwer sie auf der Bevölkerung lasten mag. Nun sind wir allerdings der Meinung, daß diese Heereslasten ohne Minderung der Wehrhaftigkeit vermindert werden könnten und daß eine kluge auswärtige Politik, namentlich durch Versöhnung Frankreichs, die Gefahr eines Krieges nach zwei Fronten wohl beseitigen dürfte. Aber unter den einmal gegebenen Verhältnissen ist die Lage Deutschlands zwischen zwei verbündeten „Erbfeinden" allerdings eine solche, welche die Lasten des Landheeres noch erheblich zu steigern drängt.

Dieser Nachtheil wird zum Theile aufgehoben durch die zur Vertheidigung so günstige Küstenentwicklung Deutschlands. Seine Küste, wurde noch kürzlich von fachmännischer Seite erklärt, schützt sich selbst. Es bedarf daher zu seinem Schutze keiner so erheblichen Flotte, wie z. B. Frankreich. Dieses Vortheils geht aber Deutschland verlustig durch den Erwerb überseeischen Besitzes. Dadurch wird seine Küstenlinie künstlich ungemein erweitert, gleichzeitig aber auch die Gefahr kriegerischer Verwicklung mit Seemächten vergrößert. Was es für sich nicht braucht, braucht es nun für seine Kolonien — eine starke Flotte. Zu den Lasten einer Armee, die im Stande ist, den Krieg nach zwei Fronten gleichzeitig zu führen, gesellen sich nun die Lasten einer Flotte, die der einer ersten Seemacht gewachsen sein soll.

An einer derartigen Doppelbelastung ist bisher noch jede kolonisirende Großmacht zu Grunde gegangen, wie wir gesehen haben. Heute stehen die Dinge etwas günstiger. Die Produktivkräfte der kapitalistischen Nationen sind gegenwärtig so ungeheure, daß sie eine weit größere Belastung vertragen, als in früheren Jahrhunderten. Aber der Wetteifer zwischen den einzelnen Nationen, die Rüstung der anderen zu überbieten, führt dazu, daß auch diese gewaltigen

Produktivkräfte schließlich in einer Weise belastet werden, der sie erliegen müssen. Deutschland muß dies Wettrennen in seinen Rüstungen zu Lande mitmachen und mehr noch als die anderen trachten, an der Spitze zu sein, eben wegen seiner oben erwähnten ungünstigen geographischen Lage. Das wird unter dem heutigen Regierungssystem nicht mehr anders werden. Aber nichts zwingt dieses Regierungssystem, auch noch in das Wettrennen in den Rüstungen zur See einzutreten und dadurch Deutschland einem Zustand entgegenzuführen, wie er heute etwa in Italien besteht. Denn mit der jetzigen Flottenvorlage ist's nicht abgethan. Wer A sagt, muß B sagen. Die deutschen Rüstungen werden eine Vermehrung der englischen, französischen, russischen Flotten zur Folge haben, diese wieder eine Vermehrung der deutschen und so fort ins Endlose — oder vielmehr zum Ende mit Schrecken.

Und das alles wegen eines Kolonialbesitzes, der für die ökonomische Entwicklung Deutschlands höchst überflüssig, ja geradezu schädlich ist, der nur einigen Lieferanten, Finanzmännern, Soldaten und Bureaukraten zu Gute kommt und für den Export gar keine Bedeutung hat.

Daß die Erwerbung eines großen kolonialen Besitzes für eine Nation, die in Europa eine gefährdete Stellung zu vertheidigen hat, ein Element der Schwäche, nicht der Stärke ist, das wußte noch Bismarck ganz gut. Nicht umsonst ermunterte er Frankreich in seiner Kolonialpolitik, als es 1881 Tunis besetzte und dadurch in Gegensatz zu Italien gerieth, und 1883 durch den Zug nach Tongking in einen verlustreichen Krieg mit China verwickelt wurde. Nur widerwillig ließ Bismarck sich von 1884 an in die Politik kolonialer Erwerbungen ein, ohne eine Initiative zu ergreifen, getrieben von Finanzleuten, Missionären und vor Allem von seinen wachsenden Verlegenheiten, die ihn zwangen, sein schwindendes Prestige für den deutschen Philister durch eine rettende „That" wieder aufzufrischen, umsomehr, als Neuwahlen vor der Thüre standen.

So groß die Reklame war, die damals in Barnumscher Weise für die deutschen Kolonien gemacht wurde, so geringfügig waren diese selbst. Sie waren Verheißungen, die das schwindende Vertrauen des Philisters in das Bismarcksche Regime wieder beleben sollten, nicht mehr. Als er 1885 wegen der Karolineninseln in Streit mit Spanien gerieth — allerdings einem großen Konsumenten preußischen Schnapses, den man also rücksichtsvoll anfassen mußte —, da gab er ohne Weiteres nach und von da an machte er nicht mehr in Kolonialerwerb.

Diese Kolonien bedurften keiner Flotte zu ihrem Schutze; sie waren zu werthlos, als daß ihre Besetzung durch eine feindliche Macht während eines Krieges irgend einen sichtbaren Nachtheil für Deutschland im Gefolge gehabt hätte.

Anders ist es mit der Politik, die durch die Besetzung von Kiaotschau inaugurirt wird. Hier handelt es sich um einen Besitz, der, wenn er einen Sinn haben soll, der Stützpunkt einer deutschen Herrschaft in Schantung werden muß. Das ist ein weit gefährlicherer und weit mehr Anfechtungen ausgesetzter Besitz, als der von Kamerun oder Klein Popo; er bringt die Aufgabe mit sich, ihn zu schützen und zu wahren. Es wäre lächerlich, in einer unserer afrikanischen Kolonien eine Festung zu bauen. Für Kiaotschau gelten große Befestigungen als selbstverständlich und im Zusammenhang damit eine Flotte. Die Besetzung Kiaotschaus bedeutet, daß die deutsche Reichsregierung darauf gefaßt ist, in den chinesischen Gewässern eines schönen Tages Krieg zu führen, Krieg um — Kiaotschau.

Die Yankees sind sicher kluge Handelsleute, und sie haben am chinesischen Handel noch weit größeres Interesse als Deutschland. Aber sie hüten sich, in China einen Punkt zu besetzen und zu befestigen. Sie fürchten die Konsequenzen.

Man weist uns darauf hin, daß Deutschland einer starken Flotte bedürfe, nicht blos zum Schutze seiner Kolonien, sondern auch seines Handels. Ohne eine starke Flotte sei die Volksernährung des Reiches im Falle eines Krieges in Frage gestellt, da es nicht so viel Lebensmittel erzeuge als es brauche, und es sei der Fortgang der ganzen Industrie gefährdet, die auf den ungestörten Export ihrer Produkte und den Import ihrer Rohmaterialien angewiesen sei.

Niemand ist bereitwilliger als wir, zuzugeben, daß ein Krieg diese Gefahren nach sich zieht und damit die gesammte gesellschaftliche Existenz aufs Aeußerste bedroht. Aber wir bestreiten, daß der Besitz einer starken Flotte daran etwas Erhebliches ändern würde. Um den Seehandel im Falle eines Krieges sicher zu stellen, dazu bedürfte es einer Flotte, die so übermächtig wäre, wie die englische in der Zeit der Revolutionskriege. Damals konnte England Krieg führen und gleichzeitig, ja gerade dadurch, durch Zerstörung jeden anderen Handels, den seinen entfalten.

Heute giebt es keine Flotte, die eine solche Uebermacht besäße, auch die englische nicht. Und wenn heute England, trotz seiner gewaltigen Flotte, einem Kriege so ängstlich aus dem Wege geht, so ist dies dem Bewußtsein zuzuschreiben, daß selbst die stärkste Flotte nicht hinreicht, den Seehandel ausreichend zu schützen und daß ein Krieg die Grundlagen seiner Existenz mit Vernichtung bedroht.

Und da will Deutschland durch eine Flotte, die der englischen weit nachstehen muß, seinen Seehandel schützen!

Die Ausführungen unserer Flottenschwärmer beweisen nur eines: die Verderblichkeit des Krieges für ein kapitalistisch so hoch entwickeltes Land wie Deutschland. Sie beweisen, daß Deutschlands Interessen einer Politik des Friedens aufs Dringendste bedürfen.

Diese Politik wird aber durch nichts mehr bedroht, als durch ein Vorgehen à la Kiaotschau und durch die Schaffung eines Kolonialreichs in China, das den Keim zu steten Verwicklungen und Kämpfen mit sich führt.

Die ostasiatische Politik unserer Reichsregierung, die Politik der Eroberungen und Gebietserwerbungen in China, die Politik der Isolirung Englands und der Förderung Rußlands, die Politik der Erhebung Deutschlands, das seine territoriale Begrenzung schon zu übermäßiger Belastung durch das Landheer drängt, zu einer Seemacht, die auch noch das Wettrennen in den Flottenrüstungen mitzumachen hat, diese Politik ist selbst vom bloßen bürgerlichen Standpunkt, vom Standpunkt der Förderung der industriellen Entwicklung, verwerflich. Sie ist nicht fortschrittliche, sondern reaktionäre Politik, nicht moderne bürgerliche Politik, sondern ein Zweig jener Wiedererweckung der absolutistischen feudalen Politik, die auf dem europäischen Kontinent allenthalben als ebenso bornirte wie brutale Reaktion gegen die der Entwicklung dienenden Seiten des Manchesterthums grassirt. Sie ist, schon von einem etwas höheren bürgerlichen Standpunkt aus, ebenso zu bekämpfen, wie die Lebensmittelzölle, wie die Prämien und Liebesgaben, wie Innungswesen und Unterbindung der Freizügigkeit, wie die Beschränkung der Koalitionsfreiheit und die Staatswirthschaft zu fiskalischen Zwecken. Die moderne deutsche Kolonialpolitik ist ein würdiges Glied dieses reaktionären Rattenkönigs.

Muß selbst der bürgerliche Freund der industriellen Entwicklung der deutschen Kolonial- und Flottenpolitik widerstreben, so noch weit energischer die deutsche Sozialdemokratie, die Selbstmord begehen und das Proletariat aufs Tiefste

schädigen würde, wollte sie die Machtmittel des Systems Posadowsky-Stumm vermehren. Sie darf und kann dem heutigen Regierungssystem keinen Mann und keinen Groschen bewilligen. Aber sie würde der heutigen Kolonial- und Flottenpolitik unter allen Umständen entgegentreten müssen, auch dann, wenn diese von einem Regierungssystem ausginge, das dem aufstrebenden Proletariat nicht grundsätzlich feindselig gegenüberstände.

Aus der Revolutionschronik von 1848.

In den kleinen deutschen Staaten, auf deren Boden kaum ein langer Säbel aus der Scheide gezogen werden konnte, ohne daß eine Grenzverletzung daraus erwuchs, ging es 1848 sehr lustig zu und das Lustigste wurde offenbar nicht einmal aufgeschrieben. Hatte der Landesvater auch nicht gerade die Welt erschaffen, so war er doch für seine Landeskinder so etwas wie der liebe Gott; sie nahmen seine freiwilligen und unfreiwilligen Scherze mit gebührender Hochachtung auf, sie lachten mehr auf Befehl oder weinten vor Rührung ob der Raschheit, mit welcher ihre Wünsche auch einmal „erhört" wurden. In der Revue „Kosmopolis" hat voriges Jahr Max Müller, der Sohn des Sängers der Griechenlieder, einige Züge aus der „Revolution" in Dessau erzählt. Sein Onkel, der General der formidablen dessauischen Streitkräfte, hatte, als auch in den stillen Straßen dieser Residenz der Lärm tobte, seinen Soldaten angekündigt, daß sie wahrscheinlich auf das Volk feuern müßten. Das wollten sie gerne draußen vor der Stadt thun, entgegneten sie, nur nicht drinnen, weil sonst die Scheiben kaput gingen. Diese angeborene Verehrung für Fensterglas hatte dann die gute Wirkung, daß die paar hundert Rebellen, welche Mangels an genügenden Kerkern vorübergehend in die herzoglichen Treibhäuser gesteckt werden mußten, dort ruhig wie die Schafe sich verhielten. Dafür machte sich das Freiheitsgefühl nach anderer Richtung hin Luft. In den Forsten knallte man erbarmungslos das Wild nieder und außerdem wurden die alten herrlichen Eichen gefällt.

Der Herzog nahm die Prüfung gelassen hin; seine Gattin empfand die Rücksichtslosigkeiten schon mehr, namentlich da diese vielfach von Leuten geübt wurden, denen sie früher viel Liebes und Gutes erwiesen. Als sie einmal bei schlechtem Wetter ausfahren wollte, fehlten sämmtliche vier Hofwagen, die beiden Minister und deren Damen hatten diese requirirt und die Landesmutter mußte zu Fuß mit dem Regenschirm durch den Koth wallen. Dessau hatte natürlich auch eine neue Verfassung, eine neue Kammer, dazu einen neuen Minister erhalten. Letzterer war gerade von der Universität heimgekehrt. Er lud seine Studiengenossen zu sich ein und zu dem Feste mußte der herzogliche Keller seine Schätze hergeben; er war namentlich mit feinem alten Rheinwein wohl versehen. Die akademischen Bürger richteten schwere Verheerungen unter diesen edlen Vorräthen an.

Ja, die Herren, welche vorübergehend auf die Stühle kamen, thaten sich vielorts gütlich und wandten auch ihren Sippen manches zu, was besser schmeckte als die gewöhnlichen März-Errungenschaften. Stärker noch als in Deutschland machte sich in Frankreich die liberale Jagd nach Gunst und einträglichen Würden geltend; da hob eine wilde Beutetheilung an, als Louis Philipp mit seiner Beute abgezogen war. Die Herren des „National" verstanden sich aufs Metier. Armand Marrast, der Chefredakteur, wurde Mitglied der provisorischen Regierung, Maire von Paris, dann Präsident der Nationalversammlung. Ein zweiter Marrast ward Generalprokurator in Pau, ein dritter, Exkapitän

der leichten Kavallerie, ward Oberst à la suite, ein vierter Unterdirektor des Lyzeums Corneille. Der Redakteur Baulabelle erhielt das Unterrichtsministerium; der Redakteur Duffart die Präfektur der unteren Seine; der Redakteur Sain de Bois-le-Comte wurde Geschäftsträger in Turin; Redakteur Félicien Mallefille Geschäftsträger in Lissabon; Redakteur Anselme Petetin Geschäftsträger in Hannover; Redakteur Auguste Petetin Präfekt des Departements Côte-d'Or; Redakteur Frédéric Lacroix Generalsekretär für die Zivilangelegenheiten in Algier; Redakteur Hetzel Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen; Redakteur Rousset Präfekt des Loiredepartements. Einige andere Angehörige (im weiteren Sinne) des Redaktionsstabs des damals allmächtigen „National" wurden gleichfalls nicht vergessen: Bastide rückte zum Minister fürs Auswärtige auf, Génin zum Chef der literarischen Abtheilung im Unterrichtsministerium, Charras zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, Degouve-Denunques zum Präfekten der Seine. Goudchaux, der Bankier des „National", gelangte ans Finanzministerium, Recurt, der Redaktionsarzt, kriegte das Ministerium des Innern; Marie, der Sachwalter des Blattes, trat in die provisorische Regierung und ward später Leiter des Finanzministeriums. Pagnerre, der Herausgeber, sah sich mit verschiedenen hohen Aemtern belohnt; schließlich übertrug man ihm eine Direktionsstelle beim Comptoir d'Escompte; Achille Grégoire, den Drucker, fand man ab mit der Präfektur der Haute-Saone, und der gleichfalls zur Sozietät gehörende Clément Thomas (unter der Kommune von 1871 füsilirt) bekam das Oberkommando der Pariser Nationalgarde.

Und noch ein ganzes Rudel von Freunden und Spielgenossen konnten sich hübsch in die Wolle betten. Begreift man aber, wie leicht sich das Staatsstreichgeschäft machen ließ, wenn Tausende und Tausende um solchen an zahlreichen Orten ähnlich praktizirten Schacher wußten? Mußte da nicht Vieler so gründlicher Ekel sich bemächtigen, daß sie mit dem Gefühl, es könne unter der Herrschaft der bonapartistischen Bande das Elend kaum ärger werden, ingrimmig sich wandten, die Republik preisgaben? In jenen Tagen verlor auch der Neapolitaner Luigi Settembrini, ein Märtyrer der Einheit Italiens, so sehr den Glauben, daß er konservativ wurde. Die Revolution in Neapel hatte ihn, den Gelehrten, ins Unterrichtsministerium gebracht. Die unausgesetzt nach Stellen und Bissen brüllenden Gesellen, welche die Verfassung als eine Torte betrachteten, verleideten ihm schnell die amtliche Wirksamkeit. Er ertrug die neue Korruption nicht, welche der alten sich anschloß, mit ihr gemeinsam mauste. Er demissionirte und schritt aus der Diebsatmosphäre stolz hinweg. r.

Wirthschaftliche Rundschau.

(Das Petroleummonopol. — Frankreichs und Deutschlands Handel. — Goldproduktion. — Neue Trusts. — Italienisches Elend.)

Innerhalb knapp vierzehn Tagen vollzog sich in letzter Zeit eine Steigerung des Petroleumpreises von circa 75 Pf. für den Zentner, ging allerdings auch noch schneller — nämlich innerhalb weniger Tage — fast ganz wieder verloren. Dennoch ist durch diese Vorgänge die Aufmerksamkeit wieder einmal auf diesen, so nothwendigen Konsumartikel gelenkt worden und ich will mich deshalb der interessanten Aufgabe unterziehen, meine Leser darüber zu unterrichten, welches die Schicksale unseres beliebtesten Leuchtstoffes sind, ehe sie ihn in ihre Lampen füllen, um bei deren Lichte meinen Bericht zu lesen.

Wir wollen uns hier nicht um die Methoden der Gewinnung sorgen, das fällt ins technische, aber nicht ins wirthschaftliche Gebiet, sondern zunächst nur fest-

stellen, daß das Petroleum als Rohöl dem Erdboden entquillt, in dieser Form nicht als Leuchtstoff verwendbar ist, sondern erst gereinigt (raffinirt) werden muß. Bei diesem Prozeß des Raffinirens scheidet sich das Rohöl in Waterwhite Petroleum (wasserweißes) als Hauptprodukt und Standard White Petroleum (Standardweißes), sowie die Rückstände, welche Schmieröle, Benzin u. s. w. ergeben, als Nebenprodukte.

Die werthvollsten Produkte sind dabei das wasserweiße und die Rückstände, aber wenn man Beide gewinnen will, so muß man sich den Absatz sichern für Standard White, damit man dieses, soweit es nothwendiger Weise gewonnen werden muß, unterbringen kann. Für Standard White giebt es aber nur einen großen Konsumenten in der Welt und das ist Deutschland — die anderen Länder, soweit sie diese Qualität konsumiren, haben dafür nur einen verhältnißmäßig kleinen Bedarf. In Amerika, England u. s. w. brennt man das bessere Waterwhite.

Diese eigenartigen Umstände sind die Ursache, warum sich ein so heftiger Kampf zwischen den großen Produzenten um das deutsche Konsumgebiet entsponnen hat. Petroleum wird hauptsächlich gewonnen in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Rußland, Niederländisch Indien, Rumänien und Galizien. Von diesen Arten können wir in Deutschland eigentlich nur das amerikanische gut und vielleicht noch das rumänische verwenden — das russische nur stark mit amerikanischen vermischt, während die anderen Produktionsgebiete zu unbedeutend sind, um in Betracht zu kommen.

Früher hat nun die amerikanische Petroleumproduktion in zahlreichen Händen geruht. Da verstand es ein Mann jener zähen, spekulationsfreudigen, rücksichtslosen Yankeerasse jenseits des Ozeans nach und nach die fast unumschränkte Herrschaft über die gesammte amerikanische Produktion zu gewinnen — Herr Rockefeller. Er übt diese Macht aus mittels der Standard Oil Company, deren Präsident er ist. Es hat sich neben dieser Gesellschaft nur noch eine Gesellschaft am Leben erhalten können — die Columbian Oil Company —, ob sie noch lange leben wird, erscheint recht zweifelhaft in Anbetracht des Kampf bis aufs Messer-Systems ihres gewaltigen Gegners, dem schier unermeßliche Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Brachten doch erst die letzten Tage Mittheilungen über die Vermögensverhältnisse des Herrn Rockefeller, die ich auszugsweise wiedergebe, damit meine Leser sehen können, wie herrlich weit es in dieser besten aller Welten in wenigen Jahren ein Mann bringen kann, wenn er neben der nöthigen Intelligenz die skrupelfreie Ruhe besitzt, um über zahllose, wirthschaftliche Existenzen ohne zurückzublicken hinwegzuschreiten.

Herr Rockefeller soll 300000 Stück Aktien der Standard Oil Company besitzen, welche gegenwärtig einen Börsenpreis von zirka 444 Dollars haben — dieser Besitz allein repräsentirt also ca. 133 Millionen Dollars oder ca. 532000000 Mark. Außerdem besitzt er die überaus werthvollen Eisenerzminen des Mesabadistriktes in Minnesota, sowie ca. 20 große Dampfer, welche die Erze vom Oberen See zum Eriesee und weiter nach Pittsburg befördern. Was er sonst noch an Staats- und Kommunalpapieren, Aktien, sowie an Grundeigenthum sein Eigen nennt, entzieht sich der Beurtheilung, dürfte aber nach Hunderten von Millionen zählen, so daß Herr Rockefeller heute für den reichsten Mann Amerikas gilt.

Aber das Erzeugungsmonopol für Petroleum in Amerika allein genügt dem Oelkönige nicht, auf ein Weltmonopol arbeitet er hin.

Seit Jahren bemüht er sich, die zweitmächtigste Petroleumindustrie — die russische — unter seine Kontrolle zu bekommen. Dies gelang ihm aber nicht, da in der russischen Industrie zu potente Finanzkräfte thätig sind, wie z. B. Rothschild und Nobel; so versuchte er es denn damit, mit derselben ein Bündniß herbeizuführen, welches ihm eigentlich dieselben Dienste leistet, indem es eine Abgrenzung der Absatzgebiete herbeiführen würde, und dies scheint geglückt zu sein, da Rußland jetzt seinen Absatz fast ausschließlich im Osten sucht. Neuerdings bemüht sich nun der Oelkönig, die rasch aufblühende Industrie in der Provinz Palembang auf Sumatra (Niederländisch Indien) an sich zu bringen. So hatte er kürzlich mit der Direktion der Petroleum Maatschappy Mocara Enim, die ihre Industrie in ge-

nanntem Bezirk hat, aber von Amsterdam aus geleitet wird, einen Vertrag verabredet, der dieselbe mit Haut und Haaren seiner Gnade überliefert hätte. Die holländische Regierung bekam hiervon rechtzeitig Wind und übte einen Druck auf die Generalversammlung der Gesellschaft aus, welcher groß genug war, um die Annahme des Vertrags zu verhindern.

Die erste Nachricht von dem vorgeschlagenen Vertrag bewirkte nun kürzlich die große Preissteigerung — die Ablehnung des Vertrags den sofortigen Rückgang, wenigstens fielen beide Ereignisse zeitlich vollständig zusammen.

Das amerikanische Rohöl wird mittels gewaltiger Rohrleitungen — Pipe lines genannt — von den Quellendistrikten aus viele Meilen weit nach den Hafenplätzen, wo sich meistens die Raffinerien befinden, geleitet — von den Häfen aus meistens in Tankschiffen nach den Konsumländern übergeführt. Tankdampfer sind eigens für den Petroleumtransport konstruirte Dampfer von ca. 3000 Tons = 60 000 Zentner Tragfähigkeit, welche das Petroleum in Bassins (Tanks) transportiren, anstatt in Fässern. An den Hafenplätzen, welche diese Dampfer anlaufen, sowie an jedem wichtigen Handelsplatz hat die Standard Oil Company resp. deren deutsche Vertreterin wieder Tanks zur Aufbewahrung des Petroleums, so daß sie billiger wie jede Konkurrenz transportiren kann und Leckage, wie solche beim Faßversandt entsteht, vermeidet; findet doch auch der Transport vom Hafen zum Inlandsplatz durch Tankflußschiffe resp. Tankeisenbahnwagen statt.

Genaue Daten über die Produktion der Hauptländer für das Jahr 1897 konnte ich nicht bekommen, doch nannte mir einer der größten Interessenten, der sehr gut unterrichtet ist, die folgenden Zahlen als einigermaßen zuverlässig:

Produktion	Amerika	ca.	65 000 000	Barrels
„	Rußland	„	40 000 000	„
„	Galizien	„	2 300 000	„
„	Rumänien	„	500 000	„

Der Preis für Waterwhite ist ca. 1,40 Mark pro Zentner theurer, wie für Standard, für russisches und rumänisches ca. 50 Pfennig billiger.

Haben wir uns bisher mit der Organisation der Produktion befaßt, so wollen wir jetzt einmal die Versorgung des Konsums ins Auge fassen unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands.

Der Konsum Deutschlands an Petroleum wird von kundiger Seite gegenwärtig auf ca. 850 000 Tons oder 17 Millionen Zentner geschätzt, und da derselbe fast ausschließlich aus Standard Oil besteht, so mußte die Gewinnung dieses Absatzgebietes ein Hauptbestreben der großen Erzeuger sein. So ging denn auch Herrn Rockefellers Bestreben seit langen Jahren dahin, auch hier ein Monopol zu schaffen, und zwar ein Konsummonopol, und man darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß ihm dies fast vollständig gelungen ist. Zunächst kam es ihm darauf an, der amerikanischen Konkurrenz zu begegnen, um ihr den Absatz zu entziehen und so die Lebensader zu unterbinden.

Die Columbian Oil Company hatte in Deutschland zwei Vertreter — Ph. Poth in Mannheim und Rassow Jung u. Co. in Bremen —, beide Firmen ließ die Standard aufsaugen und unter der Firma Mannheim-Bremer Petroleumgesellschaft vereinigen, welche verpflichtet ist, ausschließlich von der Standard zu beziehen. Die Columbian aber sah sich genöthigt, eine direkte Vertretung in Hamburg einzurichten, die Pure Oil Company, welche einen harten Konkurrenzkampf gegen das rücksichtslose Vorgehen der deutschen Hauptvertretung der Standard Oil Company, der „Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft" zu bestehen hat.

Letztere, die Deutsch-Amerikanische, hat ihren Sitz in Bremen, aber Tanks an allen größeren Plätzen, so daß die Händler fast gezwungen sind, von ihr zu kaufen. In letzter Zeit hat sie nun noch einen weiteren Schritt gethan in der Richtung auf das Monopol. Sie hat ein Patent für eiserne Barrels (Fässer) erworben — in diesen liefert sie nunmehr schon jetzt einem großen Theil ihrer Kundschaft und später wohl das

Ganze. Für den Detaillisten bedeutet das eine große Annehmlichkeit — erstens erspart er Gewichtsverlust durch Leckage, dann das mühsame und zeitraubende Abziehen auf Flaschen, da er nunmehr das Faß in seinen Laden hinlegt und das Oel direkt vom Faß verzapft. Das wäre ja nun recht praktisch und schön — aber der hinkende Bote kommt nach — die DAPG, wie die Deutsch-Amerikanische im Handel kurzweg genannt wird, leiht die Fässer nur, verkauft sie aber nicht. Hat sich nun der Detaillist erst einmal an die eisernen, bequemen Fässer gewöhnt, so ist er wieder soviel enger an die DAPG gekettet.

Die übrigen Produktionsländer kommen als Konkurrenten für die DAPG in Deutschland kaum in Betracht in Folge der eigenartigen Konsumverhältnisse. Das Aufblühen der russischen Industrie erweckte zunächst freudige Hoffnungen, sich von dem Monopol frei machen zu können, bald aber stellte es sich heraus, daß bei den in Deutschland allgemein üblichen Brennern das russische Petroleum überhaupt nicht verwendbar ist. Die kostspieligen, mit guten Brennern versehenen Lampen der wohlhabenden Klassen könnten allenfalls mit der geringeren Qualität fertig werden, aber die in den Kreisen unserer Arbeiter üblichen bedürfen einer besseren Qualität, und so hat sich denn das russische Oel nicht einbürgern können und die mäßigen Quantitäten, die davon in den Verkehr kommen, werden mit amerikanischem vermischt.

In letzter Zeit giebt man sich viel Mühe, rumänisches Petroleum in Deutschland einzubürgern und hat zu diesem Zwecke in Nürnberg eine Tankanlage errichtet, doch ist die rumänische Produktion ja noch zu klein, um eine Rolle spielen zu können.

Vor einiger Zeit nun hat die Mannheim-Bremer einen Versuch gemacht, zu einem thatsächlichen Monopol zu gelangen, indem sie ihren süddeutschen Kunden einen Vertrag aufzwingen wollte, in welchem sie sich verpflichteten, ausschließlich von ihr Oel zu beziehen. Derselbe Vertrag setzte den Preis fest, zu welchem die Händler weiterverkaufen durften, und welcher ihnen eine Mark pro Faß Nutzen ließ, und untersagte ihnen Börsengeschäfte in Petroleum zu machen. Mit anderen Worten hieß dies die bisher selbständigen Händler zu abhängigen Agenten der Mannheim-Bremer degradiren.

Dieser Vertrag gab die Veranlassung zu der bekannten Interpellation im Reichstag, welche bezweckte, von der Regierung zu erfahren, welche Maßregeln sie zu ergreifen gedächte, um eine ausländische Gesellschaft daran zu verhindern, ein solches Monopol innerhalb Deutschlands zu errichten. Der Staatssekretär antwortete bekanntlich, daß ihm von kompetenter Seite versichert sei, derartige Verträge würden in Zukunft nicht wieder geschlossen werden. Damit wurde die Interpellation als erledigt betrachtet. Herr Rockefeller ist aber zäh und eigensinnig — an dem Vertrage ist nunmehr eine ganz unwesentliche Veränderung vorgenommen und dem Händler wird nicht mehr gesagt, etweder Du unterschreibst oder wir liefern Dir kein Oel, sondern man sagt ihm, „Du brauchst den Vertrag nicht zu unterschreiben und wir liefern Dir trotzdem Petroleum, aber da Du kein fester Kunde bist, so mußt Du so und so viel mehr dafür bezahlen". Das Aufgeld ist natürlich so groß, daß es einem Ausschluß vom Geschäft gleichkommt. So hat die Standard der deutschen Regierung ein Schnippchen schlagen lassen.

Inzwischen sträuben sich eine Anzahl süddeutscher Händler energisch gegen die Vergewaltigung und haben die Pure Oil Company veranlaßt einen Tank in Mannheim zu errichten.

Die DAPG blüht unter diesen Verhältnissen natürlich außerordentlich. Das Aktienkapital derselben beträgt 20 Millionen Mark, welches sich unter sechs Aktionäre vertheilt und zwar haben:

Die Standard Oil Company	7 750 000	Mark
W. A. Riedemann, Geestemünde	3 875 000	„
Gebr. Schuette, Bremen	3 875 000	„
G. J. A. Siemers & Co., Hamburg	2 500 000	„
August Sanders & Co., Hamburg	2 000 000	„

Da die beiden letzteren Aktionäre nicht stimmberechtigt sind, so kann die Standard niemals überstimmt werden.

Für das letzte Quartal vertheilte die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft 10 Prozent Dividende, d. h. auf das Jahr berechnet 40 Prozent.

Fassen wir nur das bisherige Resultat der Herrschaft des Herrn Rockefeller zusammen, so müssen wir, um gerecht zu sein, zugestehen, daß der deutsche Konsument damit recht zufrieden sein kann. Der Preis für Standard White ist, seitdem der Genannte diese Industrie auf eine vorher ungekannte Höhe gehoben, wesentlich gefallen und in der That, wenn man genau nachsieht, erstaunlich billig. Der Preis für den Zentner Petroleum transito Hamburg, also unverzollt, bewegt sich um 5 Mark herum, nun kostet das Faß allein 2 Mark pro Zentner, bleiben 3 Mark, die Kosten und Spesen stellen sich auf ungefähr 1½ Mark, so erhalten also der Rohölproduzent, die Pipe line Gesellschaft, und der Raffineur zusammen für das Oel einschließlich ihrer Kosten ca. 1½ Mark pro Zentner gleich 1½ Pfennig für das Pfund Petroleum. Das ist wohl nicht zu viel. Die Agitation gegen die DAPG hat deshalb auch immer die Zukunft im Auge gehabt, wenn einmal Herr Rockefeller sein Weltmonopol fertig haben könnte — ja, was dann wird, kann Niemand vorher wissen. — Fast täglich macht die Beleuchtungsindustrie große Fortschritte, so daß man die kommenden Umwälzungen gar nicht beurtheilen kann. Der beste Schutz gegen ein allzu scharfes Vorgehen des Oelkönigs liegt in der aus diesen Fortschritten erwachsenden Konkurrenz und in der Nothwendigkeit, den Absatz des Standard White zu erzwingen, die meiner Ansicht nach eher dazu führen könnte, den Preis weiter zu reduziren, als umgekehrt — immer vorausgesetzt, daß man nicht die Thorheit begeht, einen Differentialzoll für raffinirtes Petroleum einzuführen, um sich in Deutschland eine eigene Raffinationsindustrie zu schaffen, d. h. für raffinirtes Oel wesentlich höheren Zoll, wie für rohes zu erheben. Diese Maßregel ist in Deutschland schon mehrfach angeregt worden — wohin sie aber führt zeigt sich am besten in Frankreich. Dort war man so vorgegangen und hatte in aller Eile eine Anzahl Raffinerien hervorgezaubert; aber ebenso schnell war der Trust — er baute ebenfalls in Frankreich sofort große Raffinerien und — lieferte den anderen Raffinerien kein Rohöl, so daß dieselben sehr bald kapituliren mußten.

Jetzt ist die Standard die wirkliche Alleinherrscherin in Frankreich. Genau so würde es uns in Deutschland gehen: so lange wir Standard raffinirtes Oel gebrauchen, hängt die Standard sehr bedeutend vom deutschen Konsum ab — sobald wir selbst raffiniren, hängen wir vom guten Willen der Standard ab. Es bleibt also am besten beim Alten, nur ist es allerdings wünschenswerth, daß die Händler dafür sorgen, daß nicht jede Konkurrenz erdrückt wird.

Durch den Grafen Kanitz haben unsere Agrarier verkünden lassen (Preußisches Abgeordnetenhaus, 4. März), daß sie Handelsverträge mit kurzer Kündigungsfrist wünschen und hat der Herr Graf uns Frankreichs Erfolge unter der Herrschaft des Herrn Méline und der Verträge mit kurzer Frist vorgeführt, aber nicht zahlenmäßig, sondern mit der Begründung, das ganze Land steht hinter ihm. Zahlen sind ja den Agrariern überhaupt unwillkommen, es sei denn, daß sie sie nach ihrer Art zusammenstellen können — wir haben aber diese Pflicht der Zurückhaltung nicht und geben deshalb nachstehend einige Angaben, die für sich selber sprechen — sie betreffen den Außenhandel Frankreichs und Deutschlands. In den Jahren 1887 bis 1891 herrschte in beiden Ländern das System der langjährigen Verträge, mit 1892 trat in Frankreich das System Méline in Thätigkeit.

Deutschland in Millionen Mark:

	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
Ausfuhr	3190	3352	3256	3409	3340	3150	3245	3051	3424	3754
Einfuhr	3189	3436	4087	4273	4403	4227	4134	4285	4246	4558
Total	6379	6788	7343	7682	7743	7377	7379	7336	7670	8312

Frankreich in Millionen Francs (1 Francs ca. 80 Pfennig):

	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
Ausfuhr	3246	3247	3704	3753	3570	3521	3237	3078	3374	3400
Einfuhr	4026	4097	4316	4437	4767	4188	3854	3851	3726	3799
Total	7272	7344	8020	8190	8337	7709	7091	6929	7100	7199

In den fünf Jahren 1891/96 hat also der französische Außenhandel um mehr denn 1,1 Milliarde Francs abgenommen, der deutsche um 569 Millionen Mark zugenommen — das spricht doch wohl kaum für kurze Handelsverträge. Aber auch ohne Zahlen sagt uns der gesunde Menschenverstand, daß Industrie und Handel nur gedeihen können bei ruhigen, ungestörten Verhältnissen. Auch die Herren Bimetallisten, die sich ja ebenfalls vorzugsweise aus den Reihen der Junker rekrutiren, welche die Zinsen (und vielleicht auch das Kapital?) ihrer in Gold aufgenommenen Hypotheken gern im minderwerthigen Silber bezahlen möchten, haben das Pech, immer von den Zahlen geschlagen zu werden. Seit langen Jahren sprechen sie von der unzureichenden Golddecke, d. h. der dem Bedarf nicht genügenden Produktion. Herr Preston, der Direktor der Münze der Vereinigten Staaten, hat nun eine Tabelle herausgegeben, welche die Entwicklung der Goldproduktion der letzten Jahre zeigt und die ich in ihrem Gesammtresultat nachstehend gebe. Die Zahlen für 1894/96 sind offizielle, für 1897 Schätzungen, welche reichlich niedrig zu sein scheinen. Darnach betrug die Weltproduktion in Unzen: 1894: 8 764 372, 1895: 9 641 337, 1896: 9 817 000, 1897: 11 500 000.

Noch eine Episode aus dem agrarischen Sündenregister können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Berliner Fleischerinnung hat in einer Eingabe an den Reichstag Klage geführt darüber, daß die Grenzsperre gegen ausländisches Vieh die Fleischpreise so hoch getrieben hätte, wie seit den siebziger Jahren nicht. Hervorgehoben wird in der Petition: „Inländisches Schweinefleisch kommt in dichtbevölkerten Arbeiterdistrikten für Ernährungszwecke kaum noch in Betracht. Die Landwirthschaft legt auf Zucht und Mast nur sehr geringen Werth. Schweinemast und -Zucht liegt vor Allem darnieder, die Berliner Mastviehausstellungen liefern das denkbar traurigste Resultat u. s. w."

So machen's die Herren, wenn man sie schützt, dann legen sie sich auf die faule Bärenhaut.

In den Vereinigten Staaten ist am 5. Februar der Biskuit-Trust perfekt geworden. Kapital 25 Millionen Dollars oder 100 Millionen Mark. Die Gesellschaft soll für die drei größten Fabriken allein 6 350 000 Dollars bezahlt haben. Unter den Namen „The International Paper Company of Corinth" hat sich in Albany im Staate Newyork ein Zeitungspapier-Trust gebildet, der 16 große Fabriken umfaßt und 25 Millionen Dollars Vorzugsaktien, sowie 20 Millionen Dollars Stammaktien herausgiebt.

Wie traurig es um die Lebenshaltung des italienischen Volkes bestellt ist, geht daraus hervor, daß der Zuckerkonsum, welcher 1884 3363 Gramm pro Kopf der Bevölkerung betrug, auf 2444 Gramm in 1896/97 zurückgegangen ist. Andererseits zeigt sich die Einwirkung so trauriger Verhältnisse auf den Verbrauch von Spirituosen in einer Mehreinnahme von 2,3 Millionen Lires aus der Fabrikationssteuer für Spiritus im Jahre 1897 gegen das Vorjahr.

Klingt es da nicht wie Ironie, wenn man nach Sizilien anstatt Brot zur Ernährung der armen, hungernden Bevölkerung Soldaten schickt, um sie niederzuschießen als Rebellen!

Briefkasten.

An unsere Leser. Wegen Raummangels mußte auch diesmal wieder das Feuilleton zurückgestellt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 28. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Flottengesetz und Zentrum.

✓ Berlin, 30. März 1898.

Ein mittelbares, aber um so sprechenderes Zeugniß des Zersetzungsprozesses, worin sich die moderne bürgerliche Gesellschaft befindet, sind die jähen Sprünge der bürgerlichen Parteien. Vor einem Jahre schien es, als ob die unaufhörlichen Attacken des verlebten Absolutismus und Feudalismus die bürgerliche Opposition noch einmal zu einem entschlossenen Widerstand herausfordern würden; heute feiern alle rückständigen Elemente des Deutschen Reiches neue Triumphe, die ihnen von der bürgerlichen Opposition auf dem Präsentirteller entgegengebracht worden sind. Das Zentrum hat die Annahme des Flottengesetzes entschieden, und der zahlungsfähigste Theil der liberalen Bourgeoisie ist desselbigen Weges gefahren. Ein Rest von ihr hat gerade noch Stand gehalten; aber auch nur mit Ach und Krach; wäre es auf die Stimmen der freisinnigen Volkspartei angekommen, so hätte auch unter den Unentwegten die Ausreißerei begonnen, gerade wie ehedem bei den Fragen des Septennats und des Sozialistengesetzes.

Doch die liberale Bourgeoisie zählt politisch längst nicht mehr mit, es sei denn als Kanonenfutter. Ungleich wichtiger ist der Umfall des Zentrums. Die bisher geschlossenste der bürgerlichen Parteien hat sich damit auf die schiefe Ebene begeben, worauf die nationalliberale Partei elend untergegangen ist. Nicht als ob dieser Vergleich ganz wörtlich genommen werden dürfte, in gewissem Sinne hinkt er allerdings, wie die ultramontane Presse behauptet. Wir können es um so lieber zugeben, als an dieser Stelle schon vor Jahr und Tag gesagt wurde, daß eine nationalultramontane Episode noch viel trübseliger und verächtlicher sein werde, als die nationalliberale Episode gewesen ist. Mag man noch so scharf über den Nationalliberalismus urtheilen, mag man noch so bitter tadeln, daß er die politischen Ideale der bürgerlichen Klasse an ihre materiellen Interessen verrathen hat, so hat er immerhin mit der Befriedigung dieser materiellen Interessen einige historisch aufräumende Arbeit vollbracht; die wirthschaftliche Gesetzgebung von 1867 bis 1877 war reines Bourgeoisfabrikat und nicht einmal besonders konsequentes Bourgeoisfabrikat, aber als solches doch immerhin ein historischer Fortschritt. Dagegen kann eine nationalultramontane Episode ihrem Wesen nach nichts anderes leisten als alberne und lächerliche Rückwärtserei.

Selbst das vielgerühmte Interesse des Zentrums für die Fortbildung der Fabrikgesetzgebung ist weiter nichts als der berüchtigte feudale Sozialismus, der die siegreiche Bourgeoisie ein wenig necken will; es erlischt in dem Augenblick, wo das Zentrum zur Macht gelangt, wie der feudale Sozialismus regelmäßig erloschen ist, sobald seine Bekenner zur Macht gelangten; wer sich einbildet, daß die ultramontane Bourgeoisie auch nur um ein Atom „arbeiterfreundlicher" sei, als die liberale Bourgeoisie, der verdient sofort eine nationalsoziale Reichstagskandidatur zu erhalten.

Bamberger sagte einmal, das Zentrum habe sich nur deshalb in der Mitte des Reichstags niedergelassen, weil es hinter der äußersten Rechten keinen Platz mehr gefunden habe. Und diese Ansicht theilte der alte Romantiker Gerlach, der in den fünfziger Jahren die preußischen Feudalen geführt hatte, in den siebziger Jahren aber diese Feudalen als abtrünnige Ueberläufer ins liberale Lager verfluchte und sich ins Zentrum als den letzten wahren Hort mittelalterlicher Anschauungen rückwärts konzentrirte. In seinem historischen Ursprung war das Zentrum der Sammelplatz aller Elemente, die der Einigung Deutschlands unter preußischem Szepter nicht vom revolutionären, sondern vom reaktionären Standpunkt aus widerstanden: seine Gründung bildete den partikularistischen Gegenschlag gegen die Gründung des neuen Deutschen Reiches. Das Zentrum war noch reaktionärer als Bismarck, eben deshalb aber in seiner Art konsequenter als dieser geniale Staatsmann. In gewohnter Tölpelei schlug Bismarck auf den partikularistischen wie auf jeden anderen Widerstand mit dem Polizeiknüppel los und machte dadurch eine durchaus reaktionäre Partei zu einer durchaus eifrigen Vorkämpferin der bürgerlichen Freiheit. Mit den Waffen dieser Freiheit manövrirte das Zentrum den prahlhansigen Junker trotz aller Renommistereien, daß er nicht nach Kanossa gehen werde, dennoch auf den Schloßhof von Kanossa, und wurde so die erfolgreichste aller bürgerlichen Parteien.

Zwischen der prinzipiellen und der taktischen Politik des Zentrums bestand von jeher ein tiefer und im letzten Grunde unversöhnlicher Widerspruch. Es ist derselbe Widerspruch, in den jede überlebte Weltanschauung geräth, die sich auf dem Boden der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufrecht erhalten will. Ein französischer Ultramontaner hat diesen Widerspruch einmal offenherzig in die Worte gekleidet: Wo wir in der Minderheit sind, da benutzen wir eifrig dieselben Freiheiten und Rechte, die wir unbarmherzig vernichten, wo wir in der Mehrheit sind. In den Debatten des Reichstags ist viel hin- und hergestritten worden über die Frage, ob Windthorst, wenn er noch lebte, dem Flottengesetz zugestimmt haben würde. So wie die Frage gewöhnlich gestellt wurde, ließ sie sich weder mit einem Ja, noch mit einem Nein beantworten, sondern nur mit einem Je nachdem. Zu sagen, daß Windthorst ein prinzipieller Gegner jeder dem parlamentarischen Budgetrecht zugefügten Unbill gewesen sei, heißt einem Manne zu große Ehre anthun, der etwa in der feudalen Verfassung der Standesherrschaft Arenberg-Meppen sein staatsmännisches Ideal sah und der unter den hannöverschen Welfen, die den Verfassungsbruch sozusagen als Sport betrieben, wiederholt das Amt eines Justizministers bekleidet hat. Aber zu sagen, daß Windthorst dieselbe Stellung zum Flottengesetz eingenommen haben würde wie sein unfähiger Epigone Lieber, heißt einem Manne Unrecht thun, der immer sehr wohl zu unterscheiden gewußt hat, unter welchen Umständen das partikularistisch-ultramontane Zentrum eine Macht in einem modernen Großstaat werden und bleiben konnte, und unter welchen Umständen nicht.

Das Zentrum hat seine großen Erfolge dadurch erreicht, daß es von allen bürgerlichen Parteien in Deutschland die einzige war, die ihre Schanzen mit

ihren Todten zu bedecken, die dem Bismärckischen Willkürregimente einen bis zu einem gewissen Grade unerschütterlichen Widerstand entgegenzusetzen wußte. Wie allen rückständigen Parteien wurden ihm aber gerade seine Erfolge verhängnißvoll. Sobald Bismarck im „Kulturkampfe“ kapitulirt und mit der liberalen Bourgeoisie gebrochen hatte, um eine reaktionäre Wirthschaftspolitik einzuleiten, die den reaktionären Instinkten des Zentrums entgegenkam, waren die ultramontanen Bourgeois und Junker mit Vergnügen bereit, sich unbesehen in die Gefolgschaft des Säkularmenschen einzureihen. Damals begannen schon, beim Zolltarife, bei dem Sozialistengesetze und so weiter, die ultramontanen Dummheiten und Verräthereien, die den Einfluß des Zentrums namentlich in Bayern so gründlich erschüttert haben. Windthorst hielt aber immer darauf, daß die Partei niemals völlig den Charakter einer bürgerlichen Oppositionspartei verlor; trotz all seiner feudal-klerikalen Neigungen wußte er klar zu erkennen, daß darin ihre Kraft wurzele, daß sie nach ihrem unbedingten Ueberlaufen ins Lager der Regierung den Halt in den Massen verlieren würde, ohne doch jemals nach ihren Existenzbedingungen sowohl, wie nach den Existenzbedingungen des Deutschen Reiches als Regierungspartei einen ausschlaggebenden Einfluß gewinnen zu können. Deshalb widersetzte sich Windthorst jedem Versuche, die kümmerlichen Rechte des Reichstags noch weiter abzubröckeln und scheute, wenn diese Frage ins Spiel kam, selbst nicht davor zurück, dem heiligen Vater die Zähne zu weisen, wie bei den Reichstagswahlen im Jahre 1887.

Demgemäß kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Windthorst die Umfallpolitik der Lieber und Konsorten aufs Schärfste verurtheilt haben würde, nicht aus Liebe zur konstitutionellen Staatsform, die ihm gewiß sehr gleichgiltig oder auch sehr verhaßt war, aber aus richtigem Verständniß der Zentrumsinteressen. Windthorst hätte nun und nimmer geduldet, daß sich die Partei der Regierung bedingungslos ergab und um einer trügerischen Illusion willen die Quellen ihres Lebens verschütteten. Wir gehören nicht zu denen, die in dem Proteste der ultramontanen Minderheit gegen die Politik des Herrn Lieber ein abgekartetes Spiel sehen; wir glauben gern, daß es allen Politikern des Zentrums, die nicht von sinnloser Profitgier oder alberner Eitelkeit verblendet sind, bei der gegenwärtigen „Führung“ angst und bange wird.

Diese „Führung“ ist eben eine noch viel dümmere und gemeinschädlichere Politik, als ihrerzeit die Nationalliberalen getrieben haben, die in den Massen überhaupt nichts zu verlieren, aber als Vertreter der Bourgeoisie doch Manches zu gewinnen hatten. Das Zentrum verliert bei seinem Ueberlaufen ins Lager der Regierung das Vertrauen der Massen, die ihm bisher noch anhängen, und gewinnt nichts, als daß etwa der schäbige Ehrgeiz einiger obskurer „Führer“ befriedigt wird.

Es war vielleicht ein schöner Traum, daß die bürgerliche Opposition sich noch einmal aufraffen, und, unterstützt von der proletarischen Opposition, endlich der absolutistisch-feudalen Wirthschaft ein Ziel setzen werde. Aber da es nur ein Traum war, so muß man sich seine letzten Spinnweben aus dem Auge reiben im Augenblick, wo schon der Hahn kräht, der den entscheidenden Schlachttag ankündigt. Es ist allzuviel Zeit verbraucht worden mit dem Spintisiren darüber, was unter Umständen von der bürgerlichen Opposition der Freisinnigen oder der Ultramontanen zu erwarten sei. Wenn schon das Bischen Profit, das möglicherweise aus Kiaotschau herausschaut, die großartige Phalanx der bürgerlichen Freiheitshelden über den Haufen wirft, so ist einfach gar nichts davon zu erwarten. Die Arbeiterklasse hat auf der weiten Welt keine Stütze, als sich

selbst, und je ausschließlicher sie ihr Heil in ihren eigenen Reihen sucht, um so sicherer wird sie alle Anschläge ihrer Todfeinde vereiteln.

Erschüttert ist die Herrschaft des Zentrums in Arbeiterkreisen längst schon; nachdem die Mehrheit seiner parlamentarischen Vertreter das Flottengesetz apportirt hat, ist die Zeit gekommen, ihr den Todesstoß zu versetzen. Treten die Arbeiter, die sich bisher von den ultramontanen Lockrufen haben bethören lassen, in die Reihen des klassenbewußten Proletariats, so ist die Verstärkung, die der herrschenden Reaktion durch den Verrath des offiziellen Zentrums zuwachsen mag, mehr als ausgeglichen.

Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrath der „Internationale" am 26. Juni 1865 von **Karl Marx**.

Uebersetzt von **E. R. Bernstein.**

(Fortsetzung.)

3. Lohnbewegungen und Geldbewegungen.

Am zweiten Tage der Debatte kleidete unser Freund Weston seine alten Behauptungen in neue Formen. Er sagte: Wenn ein allgemeines Steigen der Geldlöhne eintritt, so wird mehr Kourantgeld nöthig sein, um dieselben Löhne zu zahlen. Da die Menge des Kourantgeldes eine bestimmte ist, wie kann man mit dieser bestimmten Menge Kourantgeld eine größere Menge von Geldlöhnen zahlen? Erst kam die Schwierigkeit daher, daß, ob auch der Geldlohn des Arbeiters wachse, doch die Masse von Waaren, die ihm zufallen, fixirt ist; jetzt rührt sie trotz des fixirten Waarenquantums von den erhöhten Geldlöhnen her. Selbstverständlich muß diese sekundäre Schwierigkeit verschwinden, sobald man sein ursprüngliches Dogma verwirft. Indeß werde ich zeigen, daß diese Kourantgeldfrage durchaus nichts mit dem vor uns liegenden Gegenstand zu thun hat.

In Eurem Lande ist der Zahlungsapparat weit vollkommener ausgebildet als in einem anderen Lande Europas. Dank der Ausdehnung und Konzentrirung des Banksystems ist weit weniger Kourantgeld nöthig (als anderwärts), um denselben Werthbetrag zirkuliren zu lassen und um dieselben oder noch größere Geschäfte zu vollziehen. So zahlt zum Beispiel, soweit die Löhne in Betracht kommen, der englische Fabrikarbeiter den Betrag seines Lohnes wöchentlich an den Krämer aus, der dies Geld wöchentlich zum Bankier sendet, dieser läßt es wöchentlich dem Fabrikanten zugehen, der es wiederum an seine Arbeiter auszahlt und so fort. Dank dieser Einrichtung ist es möglich, daß der Jahreslohn eines Arbeiters, sagen wir von zweiundfünfzig Pfund, durch einen einzigen Sovereign gezahlt wird, der jede Woche denselben Kreislauf beschreibt. Selbst in England ist dieser Apparat weniger vollkommen wie in Schottland; auch ist er nicht überall gleich vollkommen, und deshalb finden wir zum Beispiel, daß in einigen Landdistrikten im Vergleich zu den Fabrikdistrikten weit mehr Kourantgeld gebraucht wird, um eine weit kleinere Masse Werthe zirkuliren zu lassen.

Wenn Ihr über den Kanal hinübersetzt, so werdet Ihr finden, daß die Geldlöhne weit niedriger sind als in England, aber daß sie in Deutschland, Italien, der Schweiz und Frankreich durch eine weit größere Menge Kourantgeld in Zirkulation gehalten werden. Derselbe Sovereign wird nicht so schnell vom Bankier aufgefangen oder dem industriellen Kapitalisten zurückgebracht

werden, und deshalb werden vielleicht drei Sovereigns gebraucht, um einen Jahreslohn von fünfundzwanzig Pfund umlaufen zu lassen, statt daß ein Sovereign jährlich zweiundfünfzig Pfund Geldlohn in Umlauf setzt. So werdet Ihr, wenn Ihr kontinentale Länder mit England vergleicht, sofort merken, daß niedrige Geldlöhne für ihre Zirkulirung eine weit größere Summe Kourantgeld erfordern können als hohe Geldlöhne, und daß dies in Wirklichkeit ein rein technischer Punkt ist und unserem Gegenstand ganz fern liegt.

Nach den besten Berechnungen, die ich kenne, kann das jährliche Einkommen der Arbeiterklasse dieses Landes auf 250 Millionen Pfund geschätzt werden. Diese ungeheure Summe wird durch gegen 3 Millionen Pfund in Umlauf gesetzt. Nehmen wir nun an, die Löhne stiegen um 50 Prozent. Dann würden statt der 3 Millionen Kourantgeld $4^{1}/_{2}$ Millionen gebraucht werden. Da ein beträchtlicher Theil der täglichen Ausgaben des Arbeiters in Silber und Kupfer bezahlt wird, daß heißt in bloßem Münzzeichen, deren relativer Werth im Verhältniß zu Gold durch das Gesetz willkürlich festgesetzt wird, wie der von uneinlösbarem Papiergeld, so würde ein Steigen der Geldlöhne um 50 Prozent im äußersten Falle einen gesteigerten Umsatz, sagen wir, von einer Million Sovereigns erfordern. Eine Million, die jetzt in Form von gemünztem und ungemünztem Golde in den Kellern der Bank von England ruht, würde mehr zirkuliren. Aber selbst die unbedeutende Ausgabe, die das Ausmünzen oder die Abnützung dieser zusätzlichen Million verursachen würde, könnte erspart werden und würde thatsächlich erspart werden, im Falle aus dem Bedürfniß nach vermehrtem Kourantgeld irgend welche Friktion entstehen sollte. Jeder von Euch weiß, daß die Umlaufsmittel dieses Landes in zwei große Gruppen zerfallen, die eine derselben, bestehend aus Banknoten der verschiedensten Beschreibungen, wird von den Großkaufleuten bei ihren Geschäften und bei den größeren Zahlungen zwischen Konsumenten und Kaufleuten benützt, während eine andere Sorte Umlaufsmittel, die metallische Münze, in dem Kleinhandel zirkulirt. Obwohl verschieden, greifen diese beiden Arten Umlaufsmittel mit ihren Funktionen ineinander ein. So zirkulirt die Goldmünze zu einem großen Maße selbst bei größeren Zahlungen für alle Geldsummen unter fünf Pfund. Wenn morgen Vierpfundnoten oder Drei- und Zweipfundnoten zur Ausgabe gelangten, so würde das Gold, das diese Zirkulationskanäle füllt, sogleich aus ihnen herausgetrieben werden und in jene Kanäle hineinfließen, wo es für die erhöhten Geldlöhne gebraucht würde. Auf solche Weise würde die durch das Steigen der Löhne um 50 Prozent nothwendig gewordene weitere Million ohne das Hinzukommen eines einzigen Sovereigns beschafft werden. Dasselbe Resultat könnte ohne Vermehrung einer einzigen Banknote erzielt werden, wenn, wie es in Lancashire während einer ziemlich beträchtlichen Zeit der Fall gewesen, der Umlauf von Zahlungsanweisungen gesteigert wird.

Wenn ein allgemeines Steigen der Löhne, etwa wie es Bürger Weston bei den Löhnen der Landarbeiter voraussetzte, ein Steigen um hundert Prozent, eine große Steigerung der Preise der Lebensmittel bewirken und, entsprechend seiner Lehre, einen Zusatz von Kourantgeld nöthig machen würde, der nicht zu beschaffen wäre, so müßte ein *allgemeines Fallen der Löhne* dieselbe Wirkung in demselben Umfang, in der entgegengesetzten Richtung zur Folge haben. Nun wohl! Ihr Alle wißt, daß die Jahre 1858 bis 1860 überaus günstige Jahre für die Baumwollindustrie waren, und daß besonders das Jahr 1860 in dieser Hinsicht in den Annalen der Industrie ohne Gleichen dasteht, während alle anderen Industriezweige gleichfalls blühten. Die Löhne der Baumwollarbeiter

und aller mit ihrer Industrie in Verbindung stehenden Arbeiter standen im Jahre 1860 höher als je bevor. Da trat die amerikanische Krise ein und alle diese Löhne wurden plötzlich auf ein Viertel ihres früheren Betrags herabgesetzt. Dies würde in der entgegengesetzten Richtung ein Steigen von vierhundert Prozent gewesen sein. Wenn Löhne von fünf auf zwanzig steigen, so sagen wir, daß sie um vierhundert Prozent steigen; wenn sie von zwanzig auf fünf fallen, so sagen wir, daß sie um fünfundsiebzig Prozent fallen, aber der Betrag des Aufstiegs in dem einen und des Fallens in dem anderen Falle würde der gleiche sein, das heißt, fünfzehn Schilling betragen. Dies also war eine plötzliche Veränderung in den Lohnsätzen, wie sie vorher noch nicht dagewesen, und die sich auf eine Anzahl von Arbeitern erstreckte, die, wenn wir nicht nur die direkt in der Baumwollindustrie beschäftigten, sondern auch die indirekt von ihr abhängigen Arbeiter zählen, um die Hälfte größer war, als die Zahl der ländlichen Arbeiter. Fiel nun der Preis des Weizens? Er stieg von dem jährlichen Durchschnittspreis der drei Jahre 1858 bis 1860, nämlich 47 Schilling 8 Pence des Quarter, auf den Jahresdurchschnitt von 55 Schilling 10 Pence das Quarter in den drei Jahren 1861 bis 1863. Was das Kourantgeld anbetrifft, so wurden im Jahre 1861 in der Münze 8 673 232 Pfund geprägt gegen 3 378 702 Pfund im Jahre 1860. Das heißt, es wurden im Jahre 1861 5 295 130 Pfund mehr geprägt als im Jahre 1860. Allerdings war der Banknotenumlauf im Jahre 1861 um 1 319 000 Pfund geringer als 1860. Laßt uns dies abrechnen. Dann bleibt trotzdem für das Jahr 1861 ein Ueberschuß an Kourantgeld in Höhe von 3 976 130 oder beinahe vier Millionen Pfund, im Vergleich mit dem günstigen Jahre 1860, aber die Goldreserve in der Bank von England war gleichzeitig in nicht ganz demselben, jedoch annähernd gleichem Verhältniß gefallen.

Laßt uns die Jahre 1862 und 1842 vergleichen. Im Jahre 1862 belief sich, abgesehen von der ungeheuren Vermehrung des Werthes und der Menge der in Umlauf gesetzten Waaren, das in regelrechten Käufen für Aktien, Anleihen 2c. von Eisenbahnen in England und Wales eingezahlte Kapital allein auf 320 000 000 Pfund, eine Summe, die im Jahre 1842 fabelhaft erschienen wäre. Dennoch war der Betrag des in Umlauf befindlichen Kourantgeldes in den Jahren 1862 und 1842 gleich groß, und überhaupt werdet Ihr gegenüber einem enormen Werthzuwachs, nicht nur der Waarenmenge, sondern der Geldgeschäfte überhaupt, auf die Tendenz einer fortschreitenden Abnahme des Kourantgeldes stoßen. Vom Standpunkt unseres Freundes Weston ist dies ein unlösbares Räthsel.

Wäre er etwas tiefer in diese Sache eingedrungen, so würde er gefunden haben, daß der Werth und die Masse der in Umlauf zu setzenden Waaren und der Werthbetrag der abzuschließenden Geldgeschäfte überhaupt, ganz abgesehen von den Löhnen und angenommen, daß diese fixirt wären, täglich wechseln; daß der Betrag der ausgegebenen Banknoten täglich wechselt; daß die ohne jede Beihilfe von Geld mittels Wechseln, Checks, Buchkreditirungen, Zahlbanken (clearing houses) realisirten Zahlungen täglich wechseln, daß, soweit wirkliches Metallgeld erfordert ist, das Verhältniß zwischen dem umlaufenden Gelde und den in Reserve gehaltenen oder in den Kellern der Banken ruhenden Mengen von Geld und Goldbarren täglich wechselt; daß die Beträge des von der nationalen Zirkulation benöthigten und des für die internationale Zirkulation ins Ausland gesandten Hartgelds täglich wechseln. Er würde gefunden haben, daß sein Dogma von einem feststehenden Betrag des umlaufenden Geldes ein ungeheuerlicher Irrthum ist, im hellen Widerspruch mit den alltäglichen Vorgängen. Er würde den

Gesetzen nachgeforscht haben, die ein Währungsgeld in den Stand setzen, sich so beständig wechselnden Umständen anzupassen, statt, wie er es jetzt thut, aus seinem Mißverständniß der Gesetze der Geldzirkulation ein Argument gegen die Erhöhung der Löhne zu drechseln.

4. Vom Maßstab der Löhne.

Unser Freund Weston eignet sich das lateinische Sprichwort an, daß „repetitio est mater studiorum", das heißt, daß „die Wiederholung die Mutter des Studiums" ist, und deshalb wiederholt er sein ursprüngliches Dogma noch einmal in der neuen Form, daß die durch Erhöhung der Löhne herbeigeführte Zusammenziehung der Geldzirkulation eine Abnahme des Kapitals zur Folge haben würde u. s. w. Nachdem ich seine Kourantgeldkrücke schon [[1]] habe, halte ich es für ganz überflüssig, noch auf die imaginären Folgen einzutreten, die, wie er sich einbildet, aus seiner imaginären Kourantgeldkatastrophe entstehen werden. Ich werde vielmehr gleich dazu übergehen, sein sich immer gleiches Dogma, das er in so verschiedenen Formen wiederholt, auf seine einfachste theoretische Form zurückzuführen.

Eine einzige Bemerkung wird die unkritische Art, mit der er seinen Gegenstand behandelt hat, vor Augen führen. Er wendet sich gegen eine Steigerung der Löhne oder gegen hohe Löhne als Resultat solcher Steigerung. Nun frage ich ihn, was sind hohe und was niedrige Löhne? Warum machen zum Beispiel fünf Schilling wöchentlich einen niedrigen und zwanzig Schilling wöchentlich einen hohen Lohn aus? Wenn fünf im Vergleich zu zwanzig niedrig ist, so ist zwanzig im Vergleich zu hundert noch niedriger. Wenn Jemand einen Vortrag über den Thermometer zu halten hat und damit beginnt, über hohe und niedrige Grade zu deklamiren, so würde er Niemandes Kenntnisse bereichern. Erst muß er mir sagen, wie der Gefrierpunkt und der Siedepunkt gefunden wird, und wie diese maßgebenden Punkte durch natürliche Gesetze bestimmt werden und nicht durch die Phantasie der Verkäufer oder der Verfertiger von Thermometern. Nun hat, was die Löhne und Profite anbetrifft, der Bürger Weston nicht nur versäumt, solche maßgebende Punkte von ökonomischen Gesetzen herzuleiten, er hat auch nicht einmal die Nothwendigkeit empfunden, nach solchen Gesetzen auszuschauen. Er hat sich damit begnügt, die landläufigen Redensarten von niedrig und hoch als etwas hinzunehmen, was eine feststehende Bedeutung hat, obwohl es auf der Hand liegt, daß man Löhne nur als hoch und niedrig bezeichnen kann im Vergleich zu einem Normalmaß, an dem man ihre Größe mißt.

Er wird nicht im Stande sein, mir zu sagen, warum für eine bestimmte Menge Arbeit eine bestimmte Menge Geld gegeben wird? Wenn er mir antworten sollte, dies würde durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage geregelt, so würde ich ihn vorerst fragen, durch welches Gesetz Angebot und Nachfrage selbst regulirt werden? Und gegenüber einer solchen Erwiderung würde er sofort den Kampfboden zu verlassen haben. Die Beziehungen zwischen dem Angebot von und der Nachfrage nach Arbeit sind beständigem Wechsel unterworfen, und mit ihnen die Marktpreise der Arbeit. Wenn die Nachfrage das Angebot überschießt, steigen die Löhne, wenn das Angebot die Nachfrage überschießt, so sinken sie, obwohl es unter solchen Umständen angebracht sein mag, den wirklichen Stand der Nachfrage und des Angebots etwa durch einen Strike oder durch irgend

[1] Das Manuskript ist hier unserlich; wir dürfen getrost das fehlende Wort durch „zerbrochen" ersetzen.

ein anderes Mittel zu prüfen. Erkennt Ihr aber Angebot und Nachfrage als Gesetz an, das die Löhne regulirt, so würde es ebenso kindisch wie nutzlos sein, gegen ein Steigen der Löhne zu eifern, denn dem obersten Gesetz nach, auf das Ihr Euch beruft, ist ein periodisches Steigen der Löhne ebenso nothwendig und berechtigt, wie ein periodisch eintretendes Fallen der Löhne. Erkennt Ihr aber Angebot und Nachfrage nicht als das die Löhne regulirende Gesetz an, so wiederhole ich die Frage, warum wird für eine bestimmte Menge Arbeit eine bestimmte Menge Geld gegeben?

Aber um die Sache von einem umfassenderen Gesichtspunkt zu betrachten, so wäret Ihr durchaus im Irrthum, wenn Ihr Euch einbildetet, daß der Werth der Arbeit oder der irgend einer anderen Waare endgiltig durch Angebot und Nachfrage bestimmt würde. Angebot und Nachfrage reguliren nichts als die zeitweiligen Schwankungen der Marktpreise. Sie werden Euch erklären, warum der Marktpreis einer Waare über ihren Werth steigt oder unter ihren Werth fällt, aber sie können nie diesen Werth selbst erklären. Nehmt an, Angebot und Nachfrage hielten einander das Gleichgewicht oder, wie die Oekonomen es nennen, deckten einander. Nun, im selben Moment, wo diese einander gegenüberstehenden Kräfte gleich werden, legen sie sich gegenseitig lahm und hören sie auf, nach der einen oder anderen Richtung zu wirken. In dem Augenblick, wo Angebot und Nachfrage einander das Gleichgewicht halten und deshalb zu wirken aufhören, stimmt der Marktpreis einer Waare mit ihrem wirklichen Werthe, mit dem Normalpreis, um den ihre Marktpreise herumschwanken, überein. Wir haben deshalb bei dem Forschen nach der Natur dieses Werthes durchaus nichts damit zu thun, wie die Marktpreise durch Angebot und Nachfrage vorübergehend beeinflußt werden. Dasselbe gilt von den Löhnen und den Preisen aller anderen Waaren.

5. Arbeitslöhne und Waarenpreise.

Auf ihren einfachsten theoretischen Ausdruck zurückgeführt, lösen sich alle Argumente unseres Freundes in dies eine einzige Dogma auf:

„Die Preise der Waaren werden bestimmt oder regulirt von den Löhnen.“

Ich könnte mich auf Beobachtungen aus der Praxis berufen und sie Zeugniß ablegen lassen gegen diesen veralteten und in Luft aufgegangenen Trugschluß. Ich könnte Euch erzählen, daß die englischen Fabrikarbeiter, Bergarbeiter, Schiffbauer und so weiter, deren Arbeit relativ hoch bezahlt wird, durch die Billigkeit ihrer Produkte fast alle anderen Nationen unterbieten, während zum Beispiel die englischen Landarbeiter, deren Arbeit relativ niedrig bezahlt ist, wegen der Kostspieligkeit ihrer Produkte von fast jeder anderen Nation unterboten werden. Durch von Waare zu Waare gehenden Vergleich der Handelsartikel eines und desselben Landes und ebenso der Waaren der verschiedenen Länder könnte ich Euch zeigen, daß, abgesehen von einigen mehr scheinbaren als wirklichen Ausnahmen, die hochbezahlte Arbeit im Durchschnitt die niedrig bezahlten Waaren, und die niedrig bezahlte Arbeit die theuer bezahlten Waaren hervorbringt. Natürlich würde dies nicht beweisen, daß der hohe Arbeitspreis in dem einen Falle und der niedrige Preis in dem anderen die bezüglichen Ursachen dieser diametral entgegengesetzten Wirkungen sind, aber jedenfalls würde es beweisen, daß die Waarenpreise nicht von den Arbeitspreisen bestimmt werden. Indeß ist es für uns ganz überflüssig, diese empirische Methode anzuwenden.

Es könnte vielleicht bestritten werden, daß Bürger Weston das Dogma: „Die Preise der Waaren werden von den Löhnen bestimmt und

regulirt" aufgestellt hat. In der That hat er es nie formulirt. Er sagte im Gegentheil, daß auch der Profit und die Rente konstituirende Theile der Waarenpreise bildeten, weil es die Waarenpreise seien, aus denen nicht nur die Arbeitslöhne, sondern auch die Profite der Kapitalisten und die Rente der Grundherren bezahlt werden müßten. Wie werden nun aber nach seiner Meinung die Preise gebildet? Zuerst durch Löhne. Dann wird den Preisen ein bestimmter Prozentsatz für den Kapitalisten hinzugefügt und ein weiterer Prozentsatz für den Grundherrn. Nehmen wir an, die bei der Produktion einer Arbeit angewandte Arbeit sei zehn. Wenn die Profitrate hundert Prozent beträgt, dann würde, nachdem er die Löhne ausgezahlt, der Kapitalist eine weitere Zehn hinzufügen, und wenn die Grundrente auch hundert Prozent vom Lohnsatz betrüge, so würde wiederum eine Zehn hinzugefügt werden, und der Gesammtpreis der Waare würde so dreißig betragen. Aber solche Festsetzung der Preise wäre einfach ihre Bestimmung durch die Löhne. Wenn in dem oben angeführten Falle die Löhne auf zwanzig stiegen, so würde der Preis der Waare auf sechzig steigen, und so weiter. In Folge dessen haben all die veralteten Schriftsteller der politischen Oekonomie, die das Dogma vertraten, daß die Löhne die Preise reguliren, dies dadurch zu beweisen versucht, daß sie Profit und Grundrente als bloße Prozentaufschläge auf die Löhne behandelten. Keiner von ihnen war natürlich im Stande, die Grenzen dieser Prozentsätze auf irgend ein ökonomisches Gesetz zurückzuführen. Sie scheinen im Gegentheil zu glauben, daß die Profite von der Ueberlieferung, Gewohnheit, dem Willen des Kapitalisten oder auf irgend eine andere gleich willkürliche und unerklärbare Methode festgestellt werden. Wenn sie behaupten, daß die Profite durch die Konkurrenz zwischen den Kapitalisten geregelt werden, so sagt dies gar nichts. Diese Konkurrenz wird sicher die verschiedenen Profitraten in den verschiedenen Industrien ausgleichen oder sie auf eine Durchschnittshöhe reduziren, aber sie kann nie diese Höhe selbst oder die allgemeine Profitrate bestimmen.

Was meinen wir darunter, wenn wir sagen, daß die Preise der Waaren durch die Löhne bestimmt werden? Da Lohn nur ein Name für den Preis der Arbeit ist, so sagen wir damit, daß die Preise der Waaren durch den Preis der Arbeit geregelt werden. Da „Preis" Tauschwerth ist — und wenn ich von Werth spreche, so spreche ich immer vom Tauschwerth —, nämlich in Geld ausgedrückter Tauschwerth, so läuft der Satz darauf hinaus, daß „der Werth der Waaren bestimmt wird durch den Werth der Arbeit", oder daß „der Werth der Arbeit das allgemeine Maß der Werthe ist".

Aber wie wird dann der „Werth der Arbeit" selbst bestimmt? Hier kommen wir zu einem Punkte, wo wir nicht weiter können. Natürlich nur dann nicht weiter können, wenn wir versuchen, logisch zu folgern. Aber die Verfechter dieser Doktrin geben sich nicht viel mit logischen Skrupeln ab. Nehmt unseren Freund Weston zum Beispiel. Erst erzählte er uns, daß die Löhne die Preise der Waaren bestimmen, und daß somit die Preise steigen müssen, wenn die Löhne steigen. Dann drehte er sich herum, um uns zu zeigen, daß ein Steigen der Löhne nichts nützen würde, weil die Preise der Waaren gestiegen seien und weil die Löhne thatsächlich an den Preisen der Waaren, auf die sie verausgabt worden, gemessen werden. So fangen wir mit der Behauptung an, der Werth der Arbeit bestimme den Werth der Waaren, und schließen mit der Erklärung, daß der Werth der Waaren den Werth der Arbeit bestimme. So bewegen wir uns in dem fehlerhaftesten Zirkel hin und her und kommen zu gar keinem Schlusse.

Alles in Allem liegt es auf der Hand, daß wenn wir den Werth einer Waare, etwa von Arbeit, Korn oder irgend einer anderen Waare zum allgemeinen Maßstab und Regulator des Werthes machen, wir dadurch die Schwierigkeit nur verschieben, indem wir einen Werth durch einen anderen bestimmen, der seinerseits wieder der Bestimmung bedarf.

In seinen abstraktesten Ausdrücken gefaßt, läuft das Dogma „die Löhne bestimmen die Preise der Waaren" darauf hinaus, daß „Werth durch Werth bestimmt wird", und diese Tautologie besagt, daß wir thatsächlich über den Werth gar nichts wissen. Lassen wir diese Voraussetzung gelten, so wird jedes Diskutiren über die allgemeinen Gesetze der politischen Oekonomie zum bloßen Geschwätz. Es war deshalb das große Verdienst von Ricardo, daß er in seinem im Jahre 1817 veröffentlichten Werke „Ueber die Grundsätze der politischen Oekonomie" die alte, populäre und abgewirthschaftete Irrlehre, daß „Löhne die Preise bestimmen", von Grund aus zerstörte, eine Irrlehre, die Adam Smith und seine französischen Vorläufer in den wirklich wissenschaftlichen Theilen ihrer Untersuchungen zurückgewiesen, aber trotzdem in ihren exoterischen und für das große Publikum bestimmten Kapiteln wieder vorgebracht hatten. (Fortsetzung folgt.)

Eine Kraftprobe moderner Forschung.

Von Dr. Friedrich Knauer.

Wer die Fortentwicklung der Naturwissenschaften in dem letzten Jahrzehnt verfolgt, ist überrascht von dem beschleunigten Fortschritt, den sie genommen haben; ihre Fortschritte stehen im potenzirten Verhältniß zu dem ihrer Hilfsmittel. Das tritt besonders zu Tage, seit die hochentwickelte Elektrotechnik dem Forscher ihre wichtigen Dienste leiht und ihn befähigt, an die Lösung von Fragen zu gehen, denen näher zu treten ihm bisher versagt war.

Eine lebhafte Illustration dieser so wesentlich geänderten Verhältnisse bietet die Geschichte unserer Kenntnisse vom Diamanten. Bis in die neueste Zeit waren wir über die wahre Natur und Entstehung dieses herrlichen Edelsteins in vollem Dunkel, obschon die erste Kunde von seinem Dasein in die alte Vorzeit Indiens zurückreicht und man dann im Laufe der Zeiten die Diamantlager Brasiliens, Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts, die des Ural in diesem Jahrhundert, dann die Australiens und Nordamerikas und seit 1867 die ergiebigen Diamantfundorte Südafrikas erschlossen hat. Man fand den Demant in dem Trümmergestein verwitterter Felsen und las und wusch ihn aus diesen heraus; man fand und findet ihn in den diamantführenden Kratern Südafrikas, in die er nur nach Entstehung der Krater in einem Schlammvulkan von unten ausgeworfen worden sein kann; man gräbt ihn bergmännisch in Gruben; man hat ihn auch wiederholt in zur Erde herabgefallenen Meteoren gefunden und geglaubt, die Diamanten seien meteorischen Ursprungs, in Meteoren auf die Erde gefallen und nach Verwitterung des einschließenden Gesteins fortgeschwemmt worden und in die Flüsse gerathen. Man findet kleine und große Diamanten; der ursprünglich 800 Karat schwer gewesene, heute 106 Karat wiegende „Kohinoor" oder „Berg des Lichtes", aus dem Besitze der indischen Fürsten von Lahore in den der Königin von England übergegangen, der einst 780 Karat schwere, heute mit 280 Karat größte geschliffene Diamant „Großmogul" des Schah von Persien, der früher 410, jetzt 123 Karat schwere „Regent", den Ludwig XV. für den französischen Staatsschatz um 2½ Millionen Francs ankaufte, sind in neuester Zeit durch den hühnereigroßen, reinweißen Diamanten von 971 Karat, den man in der Jagersfontaine-Grube im Oranje-Freistaat gefunden hat, übertroffen worden. Man findet und fand hellweiße, klardurchsichtige und wieder trübe, gelbliche, bläuliche, grünliche, röthliche, braune und ganz dunkle Diamanten, tadellose und rissige,

kristallisirte und tropfige Diamanten — welche denn aber die eigentliche Natur des Diamanten, wo er herstammt, wie er entsteht, das zu erforschen blieb der allerjüngsten Zeit überlassen.

Wohl hatte der begehrliche Wunsch, aus mehreren kleinen Diamanten einen ungleich werthvolleren großen Diamanten einzuschmelzen, schon früher zur Erkenntniß der Thatsache geführt, daß der Diamant in hohen Hitzen im Sauerstoff zu Kohlensäure verbrennt, daß der herrliche, lichtfunkelnde, wasserhelle, härteste Edelstein und die unscheinbare, matte, dunkle, weiche Kohle Modifikationen desselben Stoffes sind, wohl glaubte man nach solcher Erkenntniß sich mit der Hoffnung tragen zu dürfen, Diamanten künstlich erzeugen zu können. Aber es fehlte dem Physiker die Möglichkeit, jene Druck- und Temperaturgrade zu erzeugen, die solch ein Unterfangen erheischte.

Das ist nun heute anders. Sir Frederic Abel und Sir Andrew Nobel haben bei ihren Untersuchungen über die Gase entzündeten Schießpulvers in geschlossenen Stahlzylindern Temperaturen von 4000° C. und Drucke von 95 Tonnen erzeugt. Um die Gewalt der Erosion in Abzugskanälen durch Gase im Sinne der bezüglichen Argumente von William Crookes zu demonstriren, ließ Sir Andrew Nobel durch einen Granitzylinder ein Loch von 0,2 Zoll, der Größe also eines kleinen Zündlochs, bohren und benützte den Zylinder als Pfropfen einer Explosionskammer, in der Cordit abgebrannt wurde; die in einer halben Sekunde bei einem Drucke von etwa 1500 Atmosphären durch den Granitgang entweichenden Gase rissen einen Kanal von mehr als einem halben Zoll Durchmesser aus und schmolzen den Granit. War der Schraubenpfropfen der Stahlzylinder, in denen Nobel Schießpulver unter Druck explodiren ließ, nicht absolut vollkommen, so erzwangen sich die Gase mit enormer Gewalt den Ausgang, indem sie in dem Metall einen weiten Kanal ausrissen.

Mit solchen hohen Hitzen und Drucken konnte sich der Physiker um so siegessicherer an die Bezwingung des Kohlenstoffes wagen, als die kritische, d. h. die höchste Temperatur, bei welcher der Kohlenstoff sich verflüchtigt, 3600° und der kritische, d. h. der geringste Druck, bei welchem die Verflüchtigung des Kohlenstoffes stattfindet, 2300 Atmosphären = 15 Tonnen pro Quadratzoll beträgt.

Die Schwierigkeit aber liegt anderswo. Der bei diesen hohen Temperaturen sich verflüchtigende Kohlenstoff ist ein überaus energisches Agens, von dem lebhaftesten Drange beseelt, sich mit dem Sauerstoff der Luft oder einer Verbindung zu Kohlensäure zu verbinden und zu entweichen. Im elektrischen Bogenlicht wandelt sich der Diamant in Graphit, desgleichen in der Vacuumröhre unter dem Einfluß der heute so oft genannten Kathodenstrahlen. Solche Umwandlung des Kohlenstoffes in Graphit ist aber in der Metallurgie schon lange bekannt. Verschiedene Metalle, Silber, besonders aber Eisen haben im geschmolzenen Zustande die Fähigkeit, Kohle aufzulösen, und zwar um so mehr, je höher die Temperatur ist, und scheiden dann beim Abkühlen die Kohle als kristallisirten Graphit wieder ab. Damit ist nun ein Mittel gegeben, den Kohlenstoff, sowie er flüchtig geworden, indifferent zu erhalten und ihn an einer Verbindung zu verhindern.

All das hat Professor Moissan zur Erzeugung künstlicher Diamanten benutzt. In seinem elektrischen Ofen bringt er bei höchsten Temperaturen die Kohle zur Verflüchtigung, die von geschmolzenem Eisen aufgelöst wird. Das plötzlich abgekühlte Eisen erhält eine feste äußere Rinde, welche verhindert, daß die Masse der Volumzunahme beim Erstarren des Eisens entsprechend sich ausdehnt, so daß also ein sehr starker Druck entsteht, in Folge dessen der ausgeschiedene Kohlenstoff sich kristallisirt. Wird dann das einschließende Eisen aufgelöst, so findet man die Diamanten, die nach Härte, Kristallisation, Lichtbrechung, Durchsichtigkeit, Farbe echte Diamanten sind.

Wohl sind diese Diamanten so klein, daß sie industriell von keinem Belange sind. Aber man wird darauf kommen, die hohen Temperaturen länger auf den Kohlenstoff einwirken lassen zu können, und dann auch größere, werthvolle Diamanten erhalten.

Und was da im Kleinen im Laboratorium des Gelehrten vor sich geht, das spielte und spielt sich seit Jahrtausenden im großen Laboratorium des tiefsten Erdinnern ab, wo eine unbegrenzte Temperatur, ein unvorstellbarer Druck viel energischer und ungestümer wirken, wo kein Sauerstoff zugegen, der den Kohlenstoff zu früher Verbindung verleitete. Hier entstehen täglich und stündlich neue große und kleine Diamanten. Wo solche Massen von mit Kohle gesättigtem Eisen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende gebraucht haben, um sich bis zum Erstarrungspunkt abzukühlen, muß man sich mit Crookes[1] wundern, daß man nicht kopfgroße Diamanten findet.

So ist denn das Eisen die Quelle des Demants. Eine dunkle Ahnung von diesen seltsamen Beziehungen zwischen Diamant und Eisen mögen die Einwohner der südafrikanischen Diamantendistrikte haben, wenn sie aus der Anwesenheit eisenführenden Bodens auf das Vorhandensein von Diamantenschichten schließen. In der That ist das ganze Gebiet um Kimberley in Südafrika eisenhaltig. Crookes schlägt allen Ernstes vor, in Südafrika durch magnetische Aufnahmen, die ja Eisenmassen von 500 Fuß im Durchmesser in einer Tiefe von zehn englischen Meilen unter der Oberfläche verrathen, verborgene Diamantschichten zu erschließen. Auch die braune, gelbe, rothe, grüne Färbung vieler Diamanten rührt vom Eisen her, welches außer der Kohle andere färbende Körper, wie Kobalt, Nickel, Chrom, Mangan, auflöst.

Die beste Antwort diesbezüglich giebt aber der Diamant selbst. Verbrennt man ihn im Sauerstoff, so bleibt etwas Asche zurück, 0,05 Prozent bei den reinweißen, mehr bei den gefärbten, 4 Prozent bei den dunklen Borts und Carbonados. Und untersucht man diese Asche, dann findet man als deren Hauptbestandtheil — Eisen.

Die soziale Lage der deutschen Maschinisten und Heizer.

Von **P. M. Grempe.**

Die zunehmende Verwendung von Maschinenkraft hat in Deutschland besonders in den beiden letzten Dezennien ganz bedeutende Dimensionen angenommen. Nach den amtlichen Feststellungen waren im Königreich Preußen vorhanden:

	Zu Anfang 1879	Zu Anfang 1897
Feststehende Dampfkessel	32411	60849
Feststehende Dampfmaschinen	29895	65078
Bewegliche Dampfkessel	5536	16450
Lokomobilen	3853	15982
Binnenschiffs-Kessel	702	1645
Binnenschiffs-Maschinen	623	1642
Seeschiffs-Kessel	—	531
Seeschiffs-Maschinen	—	399

Während sich also im Laufe von achtzehn Jahren in Preußen die Zahlen der feststehenden Dampfkessel und Dampfmaschinen verdoppelte, die Zahl der beweglichen Dampfkessel sich fast verdreifachte, fällt besonders die Zunahme der Lokomobilen um 315 Prozent auf. Diese Steigerung dürfte auf die mehr und mehr ausgedehnte Anwendung der Maschinenkraft in der Landwirthschaft zurückzuführen sein. Erwägt man nun, daß die Zahl der Dampfkessel in Deutschland auf circa 120000 geschätzt wird und daß ebenso viel Dampfmaschinen mit einer Gesammtleistung von 4 Millionen Pferdekräften vorhanden sein werden, so ist es naheliegend, daß mit der regelmäßigen Wartung und Bedienung der Maschinen und Kessel eine bedeutende Zahl von Personen beschäftigt ist. Nach der Berufs- und Gewerbezählung am 14. Juni 1895 waren im Deutschen Reiche 41623 Personen im Hauptberuf als Maschinisten und Heizer erwerbsthätig.

[1] „Nature" 1897.

Früher waren Maschine und Kessel fast durchweg so klein dimensionirt und auch so wenig beansprucht, daß ein und dieselbe Person Wartung und Bedienung derartiger Anlagen ohne große Schwierigkeiten übernehmen konnte, zumal Kessel und Maschine gewöhnlich nebeneinander in einem Gebäude aufgestellt waren. Die Dampfspannung betrug selten mehr als vier Atmosphären Ueberdruck. Mitunter findet man diesen Zustand auch heute noch in Betrieben vor, die sich im Laufe der Zeit aus kleinen Anfängen zu bedeutender Größe entwickelt haben, die sich für jede Phase der Vergrößerung eine gleichartig kleine Maschinenanlage an einen anderen Punkt des Grundstückes zur Lieferung der augenblicklich benöthigten Maschinenkraft bauten.

Dagegen sind die modernen Großbetriebe meist von vornherein so eingerichtet oder so umgebaut worden, daß Kessel und Maschine in getrennten Räumen untergebracht sind (Kessel- und Maschinenhäuser). Diese beiden Elemente der Kraftproduktion sind entweder in je einem oder mehreren Exemplaren an einer Zentralstelle vereinigt, oder aber als kleinere Kraftstationen auf verschiedene Stellen des Grundstücks vertheilt; aber durchweg ist die erwähnte Trennung durchgeführt. Die Spannung des Dampfes ist in unserer Zeit selten unter fünf Atmosphären Ueberdruck; meist beträgt sie acht, zehn und häufig zwölf Atmosphären, hin und wieder auch noch darüber. Hier liegen nun die Verhältnisse so, daß die Bedienung von Kessel und Maschine durch ein und dieselbe Person in einem geregelten Betrieb überhaupt nicht mehr angängig, ohne Schwierigkeiten und ohne dauernde Gefahr der gefährlichsten Explosionen ꝛc. überhaupt nicht mehr möglich ist. Daher bedient der „Heizer“ nur Dampfkessel, der „Maschinist“ nur Maschinen; Heizer und Maschinisten sind in größeren Betrieben meist einem Maschinen-„Meister“ unterstellt.

Die Thätigkeit der Heizer besteht in erster Linie darin, dem Kessel das nöthige Feuerungsmaterial zuzuführen. Die Kohlen werden ihm in geordneten Betrieben gewöhnlich bis vor das Kesselhaus gefahren; er hat sich diese nun bis vor den Kessel zu karren und von hier nach Bedarf auf den Rost der Dampfkesselfeuerung zu werfen. Diese Arbeit muß sachgemäß so geschehen, daß die Schippe von den Kohlen nur glatt bedeckt ist. In regelmäßigen Zwischenräumen hat der Heizer dann die Entfernung der Schlacken vom Roste vorzunehmen. Um eine Vorstellung von der Tagesleistung eines Heizers zu geben, sei hier nur bemerkt, daß derselbe unter normalen Verhältnissen in zwölfstündiger Thätigkeit etwa 50 bis 80 Zentner Steinkohlen oder 80 bis 130 Zentner Braunkohlen in der beschriebenen Weise zu verfeuern hat. Wird die in den letzten Jahren vielfach verbesserte, automatische Zuführungsmethode des Heizmaterials angewendet, so hat der Heizer für die rechtzeitige Nachfüllung der Feuerungsbehälter vor und über den Kesseln zu sorgen. Diese Methode bringt aber dem Heizer nur in seltenen Fällen eine Erleichterung seiner verantwortungsvollen und schweren Arbeit. Während nämlich bei dem gewöhnlichen Aufwerfen des Feuerungsmaterials ein Heizer unter normalen Verhältnissen einen bis höchstens zwei Dampfkessel — meist zwei Heizer drei Kessel — zu bedienen hat, muß bei automatischer Zuführung ein Heizer gewöhnlich fünf, leider nur zu häufig sechs und wohl auch noch mehr Dampfkessel bedienen, da diese automatischen Zuführungen meist nur eingeführt werden, um Arbeitskräfte zu ersparen, und hier das zulässige Maß leider oft genug überschritten wird.

Die Dampfentnahme muß durch rechtzeitige Zuführung und Verdampfung frischer Wassermengen ersetzt werden; daher hat der Heizer auch die Einrichtungen für die Kesselspeisung in Ordnung zu halten. Zur Erkennung des Wasserstandes sind nach der gesetzlichen Vorschrift meist zwei Wasserstandsgläser am Dampfkessel angebracht, die auf ihr gutes Funktioniren täglich wiederholt geprüft werden müssen; zerbrechen dieselben, so ist ihre sofortige Erneuerung vorzunehmen. Zu den Obliegenheiten des Heizers gehört ferner das Putzen der Armaturen, das Reinhalten der Wege des Kesselhauses von Kohlen und Schlacken und das Probiren der Sicherheitsventile; daß er endlich auf eine möglichst rauchfreie Feuerung zu achten, also den Schornstein daraufhin zu beobachten hat, darf nicht vergessen werden.

Der Heizer, der gewissenhaft seine Pflichten erfüllt, ist mithin schon unter normalen Verhältnissen vollauf beschäftigt. Seine Arbeit beginnt gewöhnlich eine Stunde vor Aufnahme des Betriebs und nimmt ihn dann meist noch eine halbe bis eine Stunde nach dessen Einstellung in Anspruch.

Dem Maschinisten fällt nun die Aufgabe zu, die Maschine in Ordnung zu halten. Er hat für rechtzeitiges Anlassen und Abstellen derselben zu sorgen, sie während des Betriebs zu schmieren, gelockerte oder sich lockernde Schrauben nachzuziehen, während der Pausen die Erneuerung schlecht gewordener Verpackungen vorzunehmen, sowie Maschine und Maschinenhaus rein zu halten. Ist er außerdem zur Wartung von Eismaschinen oder von elektrischen Maschinenanlagen angestellt, so hat er seine Aufmerksamkeit noch auf eine Anzahl anderer Punkte zu lenken, so daß auch die gewissenhafte Erledigung der Aufgaben eines Maschinisten einen Mann vollständig in Anspruch nimmt. Die Arbeitszeit des Maschinisten entspricht gewöhnlich der des Heizers.

In manchen Betrieben kann nun auch heute noch die Vereinigung beider Funktionen aus Zweckmäßigkeitsgründen angebracht sein; hier müssen dann aber auch die Verhältnisse so liegen, daß der Heizer und Maschinist wirklich Kessel und Maschine bedienen kann, daß also Kessel- und Maschinenhaus mindestens in unmittelbarer Nähe liegen.

Wenngleich es nun sogenannte „Maschinisten- und Heizerschulen" giebt, die in Abendkursen oder in monatlichen Tageskursen den Leuten eine gewisse theoretische Ausbildung beibringen, so wird in der Industrie darauf ziemlich selten Werth gelegt. Der erste beste Arbeiter wird ohne Bedenken vor den Dampfkessel oder vor die Maschine gestellt und ist nun Maschinist oder Heizer, eventuell auch Maschinist und Heizer. Eine häufig anzutreffende Meinung, diese Berufe würden nur von ehemaligen Metallarbeitern ausgefüllt, ist vollständig falsch und wohl auf die Existenz einer entsprechenden Vorschrift, die für das Bedienungspersonal der Lokomotiven unserer Staatsbahnen erlassen ist, zurückzuführen. Wir finden unter den Maschinisten und Heizern Leute aus allen nur denkbaren Berufen. Hat nun der so plötzlich auf einen verantwortungsvollen Posten gestellte Arbeiter eine einigermaßen gute Unterweisung von den Betriebsingenieuren oder Kollegen, und kann er nun dauernd als Maschinist oder Heizer thätig sein, so erfüllt er nach einem Viertel- oder halben Jahre seine Obliegenheiten bei gewöhnlichem Betrieb meist gut.

Da nun die Anstellung eines ungelernten Arbeiters als Heizer wohl häufiger vorkommen mag, als die Verwendung eines solchen Arbeiters als Maschinist, und da beim Heizer die körperliche Arbeit des Kohlenaufwerfens die am ersten ins Auge fallende ist, hat sich bei vielen Maschinisten die Ueberzeugung festgesetzt, daß sie hoch erhaben über den Heizer seien. Gewiß ist nicht zu verkennen, daß in vielen Fällen der Maschinist mit mehr Ueberlegung seinen Beruf ausüben muß, als der Heizer; aber dafür hat letzterer auch während der ganzen Betriebszeit gespanntere Aufmerksamkeit zu entfalten. Maschinist und Heizer haben unter denselben Verhältnissen zu arbeiten, sie leiden meist unter denselben Mißständen, sie können daher nur in einer gemeinsamen Organisation ihre Interessen mit Nachdruck vertreten. Diese Erkenntniß hat sich leider noch nicht genügend in den Köpfen der in Frage kommenden Arbeiter Bahn gebrochen. Der Verband Deutscher Maschinisten und Heizer, der auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, hat zur Verbreitung dieser Erkenntniß schon viel gethan. Er umfaßt heute nach etwa fünfjährigem Bestehen 2500 Mitglieder, die sich ziemlich gleichmäßig aus Maschinisten und Heizern (zum Theile auch aus Maschinenmeistern) rekrutiren.

Dieser Deutsche Verband der Maschinisten und Heizer hat nun im letzten Herbst eine Statistik über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse seiner 2500 Mitglieder aufgenommen. Treten wir auf Grund dieser Statistik zunächst der Frage näher, schätzt auch der Kapitalist die Arbeitskraft des Maschinisten höher als die des Heizers, ist also der erwähnte Stolz verschiedener Maschinisten durch bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen berechtigt?

Ort	Heizer				Maschinisten			
	Arbeitszeit in Stunden	Lohn pro Stunde in Pfennig	Durchschnittlich		Arbeitszeit in Stunden	Lohn pro Stunde in Pfg.	Durchschnittl.	
			Std.	Pfg.			Std.	Pfg.
Berlin	8—15	25 —50	12	33	8 —15	25—55	12	35
Cöpenick	10—13	27 —30	11½	30	11 —14	27—35	12½	30
Cottbus	11—13	22 —29	12	24½	11 —15	25—45	12½	33½
Guben	10—14	15 —25	12½	19½	11 —16	18—40	13½	27
Halle	10—12	25 —35	11	30	10 —12	30—45	11½	35
Hannover . . .	10—14	27½—42	11½	32	11 —12	29—40	11½	34
Kiel	10—14	27 —30	11½	30½	11 —14	27—35	12½	30
Leipzig u. Umgegend	11—13	25 —45	12¼	34	11½—13	24—37	12½	27½
Magdeburg . . .	12—13	26 —30	12½	29	10 —13	30—40	11½	33
Sagan	8—12	18 —27½	11	22	12 —13	14—18	12½	16
Schenkendorf . .	12	23½—25	12	24	10 —12	22—35	12	26½
Sorau	12—14	17 —20	12½	18	10½—17	16—28	14	21
Spremberg . . .	11—15	13 —22	13½	16½	11 —14	20—26	14	23
Vegesack	10—15	25 —29	13½	26	12 —13	19—29	12½	25
Weißenfels . . .	10—12	20 —26	11	23	10 —14	20—23	11	21

Es ergiebt sich also, daß die wenigen Pfennige Mehrverdienst, welche die Maschinisten in einigen Orten haben, theilweise durch längere Arbeitszeit aufgewogen werden. Dagegen zeigt sich auch, daß hin und wieder der Kapitalist den Heizer besser entlohnt als den Maschinisten. Auffallend ist in dieser Hinsicht Sagan; hier arbeitet der Heizer im Durchschnitt 11 Stunden täglich mit einem stündlichen Verdienst von 22 Pfennig, während der Maschinist 12½ Stunden arbeiten muß und nur 16 Pfennig pro Stunde erhält. Aehnlich scheinen die Verhältnisse in Leipzig und Umgegend zu liegen; der Heizer steht sich in der Arbeitszeit um eine Viertelstunde und im Lohn um etwa 6 Pfennig pro Stunde günstiger. Im Großen und Ganzen aber dürfte aus obiger Zusammenstellung zur Genüge hervorgehen, daß unter sonst gleichen Verhältnissen der Kapitalist die Arbeitskraft der Heizer genau so wie die des Maschinisten werthet. Daraus haben nun die interessirten Arbeiter die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Wenn aber der erste Nationalkongreß der Heizer und Maschinisten Frankreichs im Oktober 1894 als gesetzlich festzulegenden Minimallohn für den Heizer 0,50 Francs pro Stunde und für den Maschinisten 0,70 Francs pro Stunde forderte, so dürfte dies wohl mit guten Gründen auf die traditionelle Ueberlieferung, „der Maschinist werde eben immer besser bezahlt", zurückzuführen sein. Die Ergebnisse vorliegender Statistik müssen diesen Wahn wenigstens für Deutschland zerstören; auch dürften statistische Aufnahmen für Frankreich ähnliche Resultate ergeben. Nach obiger Skizzirung der Arbeiten des Maschinisten und des Heizers vermag ich keinen vernünftigen Grund für eine schlechtere Entlohnung des Letzteren einzusehen.

Für die Beurtheilung der sozialen Lage der Maschinisten und Heizer in Deutschland kommt als wesentliches Moment die verhältnißmäßig große Anzahl der verheiratheten Personen dieser Berufe in Betracht. Von diesen Arbeitern wird peinlichste Pünktlichkeit in der regelmäßigen Aufnahme der Arbeiten verlangt; sie müssen sogar meist während der Mittagspause in den Arbeitsräumen bleiben und sind daher gezwungen, sich durch andere Personen das Essen bringen zu lassen. Trotz der anstrengenden Arbeit in den heißen Kessel- und Maschinenhäusern dürfen sie nie krank sein — wenn sie nicht ihre Stellung verlieren wollen. Die Ehe muß daher von den Maschinisten und Heizern gewissermaßen als das einzige Mittel betrachtet werden, um durch eine nach Möglichkeit geregelte Lebensweise all den Anforderungen des Berufes zu genügen. Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 können daher in dieser Hinsicht nicht überraschen, wenn sie folgendes Bild zeigen:

Maschinisten und Heizer.

Berufsabtheilungen	Im Ganzen (Se.) und jedes Geschlecht (M. W.) besonders	Erwerbsthätige (im Hauptberuf)	Deren Familienstand: Ledig	Verheirathet	Verwitwet und geschieden
A. Landwirthschaft, Gärtnerei u. Thierzucht, Forstwirthschaft u. Fischerei	Se.	380	56	319	5
	M.	380	56	319	5
B. Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	Se.	33660	4822	28057	781
	M.	33652	4820	28051	781
	W.	8	2	6	—
C. Handel, Verkehr	Se.	6888	2434	4361	93
	M.	6888	2434	4361	93
E. Freie Berufsarten	Se.	695	173	505	17
	M.	692	171	505	16
	W.	3	2	—	1
		41623	7485	33242	896

Demnach sind nur etwa 18 Prozent unverheirathet, und bei Berücksichtigung der Verwitweten und Geschiedenen 20,5 Prozent; ziemlich das gleiche Resultat ergiebt die Statistik des Deutschen Maschinisten- und Heizerverbandes, indem auch sie nur 20 Prozent ledige Verbandsmitglieder aufweist. Nach der Berufs- und Gewerbestatistik des Deutschen Reiches sind dagegen ledig von Ingenieuren und Technikern über 57 Prozent, Chemikern 54,5 Prozent, Buchhaltern, Kassirern ꝛc. fast 52 Prozent, Schreibern ꝛc. 80 Prozent, Fuhrleuten und Kutschern 39 Prozent, Klempnern über 51 Prozent und Schlossern über 58 Prozent.

Die Reichsstatistik zeigt ferner den günstigen Einfluß der Ehe auf die Lebensdauer der Maschinisten und Heizer, aber trotzdem auch die Thatsache, daß nur verhältnißmäßig wenige Arbeiter dieser Berufsklassen ein höheres Lebensalter erreichen.

Familienstand und Alter der erwerbsthätigen Maschinisten und Heizer.

Es standen im Alter von Jahren:

Berufsabtheilungen	Im Ganzen (Se.) und jedes Geschlecht (M. W.) besonders	unter 16	16 bis unter 18		18 bis unter 20		20 bis unter 30			30 bis unter 40		
		Ledige	Ledige	Verheirathete	Ledige	Verheirathete	Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene	Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene
A. . .	Se.	1	2	—	2	—	32	39	—	14	130	—
	M.	1	2	—	2	—	32	39	—	14	130	—
B. . .	Se.	60	230	—	576	4	2916	4385	40	726	11281	125
	M.	60	229	—	576	4	2916	4385	40	725	11277	125
	W.	—	1	—	—	—	—	—	—	1	4	—
C. . .	Se.	16	58	1	271	4	1500	908	4	453	1989	24
	M.	16	58	1	271	4	1500	908	4	453	1989	24
E. . .	Se.	—	3	—	12	1	103	60	1	37	198	—
	M.	—	2	—	12	1	102	60	1	37	198	—
	W.	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—

Berufs-abtheilungen	Im Ganzen (Se.) und jedes Geschlecht (M. W.) besonders	40 bis unter 50			50 bis unter 60			60 bis unter 70			70 und darüber		
		Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene	Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene	Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene	Ledige	Verheirathete	Verwitwete u. Geschiedene
A. . .	Se.	5	105	—	—	35	4	—	9	1	—	1	—
	M.	5	105	—	—	35	4	—	9	1	—	1	—
B. . .	Se.	212	7648	200	78	3604	217	20	1053	162	4	82	37
	M.	212	7647	200	78	3603	217	20	1053	162	4	82	37
	W.	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
C. . .	Se.	100	995	28	29	370	23	5	83	11	2	11	3
	M.	100	995	28	29	370	23	5	83	11	2	11	3
E. . .	Se.	12	146	6	4	71	8	2	24	2	—	5	—
	M.	12	146	6	4	71	8	2	24	1	—	5	—
	W.	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—

Für die richtige Beurtheilung der Arbeitszeit ist bei den Maschinisten und Heizern die Berücksichtigung der Sonntagsarbeit, die in ausgedehntestem Maße verrichtet werden muß, unbedingt nothwendig. Die folgende Tabelle ist daher unter diesem Gesichtspunkt zusammengestellt.

Von den Mitgliedern des Deutschen Maschinisten- und Heizerverbandes haben

Eine tägliche Arbeitszeit von Stunden	Mitglieder in Prozent	Sonntagsarbeit von Stunden	Jeden Sonntag Mitglieder in Prozent	Jeden zweiten Sonntag Mitglieder in Prozent
8	1,5	bis 4	17,0	0,5
8—10 . .	11,0	4— 6	12,0	1,0
10—12 . .	44,5	6—10	5,5	2,0
12—14 . .	35,5	10—14	5,5	1,5
14—16 . .	5,0	14—18	1,0	1,0
16—18 . .	0,5	18—23	2,0	—
über 18 . .	2,0	nach Bedarf	7,0	2,5
		24stündige Wechselschicht	8,0	—
			58,0	8,5

Demnach haben 80 Prozent der Mitglieder des Deutschen Maschinisten- und Heizerverbandes eine tägliche Arbeitszeit von 10 bis 14 Stunden. Die Thatsache, daß auch in einigen Betrieben die achtstündige Arbeitszeit eingeführt ist, dürfte fast durchweg auf den dreimaligen Schichtwechsel innerhalb 24 Stunden in einigen Brauereien zurückzuführen sein. Die Feststellung, daß 58 Prozent der Mitglieder jeden Sonntag arbeiten müssen, dient genau so zur Illustration unserer Sozialzustände, wie die, daß 8 Prozent jede Woche eine ununterbrochene Arbeitszeit von 24 Stunden — Wechselschicht — einhalten müssen. Diese 24stündige Wechselschicht gehört zu den größten Uebelständen in diesen Berufen; daher hat denn auch der Verbandsvorstand wenigstens den Versuch unternommen, eine Agitation zu deren Beseitigung zu entfalten. Nachdem nun die tieftraurige Thatsache festgestellt ist, daß mehr als die Hälfte der Mitglieder keinen freien Sonntag haben, wird es eine der wichtigsten Aufgaben des Verbandes sein müssen, zunächst die Agitation gegen diesen Mißstand von Neuem und mit dem größten Nachdruck zu betreiben.

Ueber die Lohnverhältnisse giebt folgende Zusammenstellung Aufschluß:

Lohn pro Stunde:

in Pfennigen . .	12—15	15—18	18—20	20—25	25—30	30—35	35—40	40—45	45—50	50—55	über 55
Mitglieder Prozent	4	6,5	9	23	27	18	6,5	3	2	0,5	0,5

Daß fast 70 Prozent Stundenlohn von weniger als 30 Pfennigen erhalten, zeigt zur Genüge die traurige Lage der Maschinisten und Heizer. Total falsch ist es demnach, von einem hohen Prozentsatz verheiratheter Personen eines Berufes auf ein einigermaßen ausreichendes Einkommen schließen zu wollen. Die höheren Lohnsätze werden fast nur von den in der Statistik aufgeführten Maschinenmeistern erreicht.

Die folgende Tabelle soll nun die Schwankungen in den Löhnen und in der Dauer der täglichen Arbeitszeit in den verschiedenen Ortschaften zeigen; sie soll neben der Berechnung des durchschnittlichen Arbeitslohnes pro Stunde und der durchschnittlichen täglichen Arbeitszeit durch die Angabe der Prozentsätze der Mitglieder, die in den angeführten Orten während der eigentlichen Berufsarbeit Nebenarbeiten, und derjenigen, die Sonntagsarbeiten verrichten müssen, nach Möglichkeit zur Veranschaulichung der außerordentlich schlechten Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Maschinisten und Heizer dienen.

Ort	Arbeitszeit in Stunden	Verdienst pro Stunde in Pfennigen	Durchschnitt		Von den Mitgliedern haben	
			Stunden	Pfennig	Nebenarbeiten Prozent	Sonntagsarbeit Prozent
Altenburg	10 —16	18 —39	12½	26	48	48
Berlin	8 —19	20½—55	12	35	46	85
Bamberg	10 —15	15 —36	13	25	37	74
Bitterfeld	10 —14	20 —35	12	26½	38	57
Breslau	10 —24	15 —35	18½	20½	18	100
Buxtehude	11 —12	20 —44	12	27½	37	55
Charlottenburg	10 —16	18½—45	12½	32½	45	75
Cöpenick	10 —14	27 —46	12½	31½	19	30
Cottbus	11 —15	23 —45	12½	28½	40	76
Forst	10½—18	15 —34	13½	24	52	85
Fürstenwalde	8 —15	17 —35	12	26	20	50
Grünberg	11 —15	15½—25	13	20½	17	75
Guben	10 —15	15 —40	13	23½	43	62
Halle	10 —14	13½—45	11½	31½	48	58
Hannover	10 —15	23 —42	11½	32½	7	81
Kiel	10 —14	28 —47	11½	34½	17	56
Königs-Wusterhausen .	10 —12	21 —35	11½	27½	19	64
Leipzig und Umgegend .	10 —15	18 —45	12½	31	39	71
Ludwigshafen	12 —12	23½—45	11	32½	37	82
Magdeburg	10 —15	21 —40	11½	30	41	73
Sagan	8 —16	14 —27½	12	19½	23	78
Schenkendorf	12 —12	22½—35	11½	25	17	89
Sorau	10½—17	14½—30½	13	21	24	65
Spremberg	10½—15	13 —28	14	22	10	80
Stade	9 —15	19 —30	13	26½	40	80
Vegesack	10 —15	19 —29	13	19½	23	45
Weißenfels	10 —14	20 —33	11½	24	43	62
Weißwasser	12	22 —26½	12	23½	50	100
Werden	11 —13	17 —30	12	26	25	42
Wittenberge	10 —12	20 —40	11½	25½	16	62
Zwickau	10 —14	20 —40	12½	26½	55	55
Diverse	10 —20	12 —34	14	21½	29	100

Die verantwortungsvolle Thätigkeit der Maschinisten und Heizer wird demnach in allen Orten bei ausgedehnter Arbeitszeit ziemlich gleichmäßig schlecht entlohnt. Selbst der durchschnittliche Lohn in den großen Städten erreicht nicht einmal die Höhe der erwähnten Minimalforderung des französischen Maschinisten- und Heizerkongresses von 40 Pfennig pro Stunde. Dabei muß man wissen, daß die Mitglieder des Deutschen Maschinisten- und Heizerverbandes sich durchaus nicht aus den schlechtestbezahlten Arbeitern dieser Berufe rekrutiren!

Was nun die Nebenarbeiten anbetrifft, so handelt es sich hier immer um Arbeiten, durch welche diese Leute gezwungen werden, die Kessel- oder Maschinenanlagen zu verlassen; diese sind also zeitweilig ohne jede Beaufsichtigung und damit werden die gefährlichsten Unglücksfälle geradezu heraufbeschworen. Nebenarbeiten, die in den Betriebsanlagen verrichtet werden können, z. B. das Putzen von Stiefeln für die ganze Familie des Besitzers ꝛc., sind hierbei selbst dann nicht berücksichtigt worden, wenn es sich um „hundert Paar Schuhe täglich" handelt, wie ein Heizer klagt. Wenngleich von allen möglichen Faktoren vorgeschrieben ist, daß das Wartepersonal nur dann seinen Posten verlassen darf, wenn andere Personen für die Zeit der Entfernung die Wartung übernehmen, wird sich die absolut nothwendige Beachtung dieser Sicherheitsvorschrift nur dann von den Besitzern erzwingen lassen, wenn durch die denkbar schärfste Kontrolle seitens der Behörden diejenigen Unternehmer zur Anzeige gebracht werden, welche durch die mangelhaften Einrichtungen ihres Betriebs diese mit Nebenarbeiten überlasteten Arbeiter geradezu zwingen, die Sicherheitsvorschriften zu übertreten. Aus obiger Tabelle ergiebt sich eine so erschreckend große Gewissenlosigkeit der Unternehmer, daß hier im Interesse von Leben und Gesundheit Tausender die rigoroseste Bestrafung jeder ermittelten Uebertretung unbedingt gefordert werden muß! Hier liegt die Schuld einzig und allein auf Seiten der Besitzer, da sie selbstverständlich jede Weigerung des Wartepersonals, Nebenarbeiten zu verrichten, mit Entlassung bestrafen.

Die Maschinisten und Heizer haben leider das Unglück, von den Unternehmern als Menschen betrachtet zu werden, die nie ausreichend beschäftigt sind, die daher als Universalmenschen für alle nur erdenkbaren Nebenarbeiten ausersehen werden. Da ja die Wartung maschineller Anlagen naturgemäß den damit beauftragten Leuten hin und wieder insofern eine gewisse kurze Zeit der Ruhe innerhalb der Arbeitszeit läßt, als dieselben dann nur auf das gute Funktioniren aller Betriebseinrichtungen der Anlage aufzupassen haben, anscheinend also zeitweilig nicht „arbeiten", so kann es kein Wunder nehmen, wenn sich der Uebelstand der Nebenarbeiten in einem erschreckenden Umfang bemerkbar macht. Recht bezeichnend für die Auffassung gewisser Unternehmer ist in dieser Hinsicht das folgende Inserat aus der „Forster Zeitung", welches der „Deutsche Maschinist und Heizer" (Nr. 4, Jahrgang 1897) mit Recht unter der Spitzmarke: „Modernes Heizergesuch", wiedergab: „Ein tüchtiger Arbeiter, der den Dampfkessel mit zu bedienen hat, wird gesucht." Durch die ausgedehnte Verrichtung von Nebenarbeiten ist es denn wohl auch erklärlich, wenn in der Reichsberufsstatistik nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Personen als Maschinisten und Heizer aufgeführt werden; besonders aber erscheint es als absolut unwahrscheinlich, daß in der Landwirthschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirthschaft und Fischerei zusammen nur 380 Arbeiter dieser Berufe thätig sein sollen, wenn man sich die erwähnte Zunahme in der Zahl der Lokomobilen ins Gedächtniß ruft. Hier scheint demnach die Wartung der Lokomobilen ꝛc. überhaupt von vornherein als Nebenarbeit betrachtet zu werden.

Was nun unter den von den Heizern oder Maschinisten während des Betriebs zu verrichtenden Nebenarbeiten zu verstehen ist, zeigen die besonders häufig aufgeführten Arbeiten: „Reparaturen für Haus und Schlosserei, Tücher waschen, Garten, Hof und Straße reinigen und spritzen, Oefen im Komptoir und in der Villa heizen, Gänge laufen, Schmiedearbeiten verrichten, Brennholz sägen und in die Wohnung des Besitzers tragen, in der Fabrik helfen, Sägen schärfen, Packete einpacken, Lampen putzen und Sachen reinigen, Feldarbeiten beaufsichtigen, sämmtliche Oelfarben her-

stellen, sowie Kreide schneiden und Kitt machen, Riemenreparaturen ausführen, Bier ausgeben und im Gärkeller arbeiten, Rohrleitungen 2c. anstreichen und Transmissionen ölen." Auch der Unfug, daß der Heizer sich das Heizmaterial auf dem Hofe zusammensuchen muß, wird wiederholt beklagt. Häufig finden sich auf dem Fragebogen die Bemerkungen: „Nebenarbeiten in so großem Umfang, daß zu deren Aufzählung der Fragebogen gar nicht ausreicht, und Alles, was überhaupt vorkommt." Ein Maschinist, hat als Nebenarbeit: „Alle Reparaturen, die an 153 Webstühlen nebst Vorbereitungsmaschinen auszuführen sind."

Sind derartige Zustände auch in der Industrie ziemlich überall anzutreffen, so möchte man wohl mit guten Gründen zu der Annahme geneigt sein, daß solche Uebelstände wenigstens in den „Musterbetrieben" des Staates absolut ausgeschlossen sein müssen. Zu allgemein giltigen Schlüssen für die Beurtheilung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Maschinisten und Heizer in den Staatsbetrieben reicht allerdings der eine mir vorliegende Fragebogen nicht aus; aber der Inhalt desselben dürfte doch ein so grelles Schlaglicht auf die Zustände eines solchen staatlichen Musterbetriebs werfen, daß er verdient, hier wiedergegeben zu werden:

Als was sind Sie beschäftigt? Heizer und Maschinist.

Wie viel bekommen Sie als Gehalt oder Lohn pro Stunde? 12 Pfennig.

Wie lang ist Ihre gesammte tägliche Thätigkeit in dem Betriebe? 16 Stunden.

Müssen Sie auch Sonntags arbeiten? Ja! Ohne Ausnahme 14 Stunden.

Müssen Sie außer der Bedienung und Instandhaltung der Betriebsmaschine und Kessel noch Nebenarbeiten verrichten? Ja oder nein und welche? Ja! Schlosser, Töpfer, Maurer, Maler, Tischler, Schornsteinfeger, Glaser, Steinsetzer und Klempner. (!!!)

Müssen Sie während der Nebenbeschäftigung den Dampfkessel ohne Beaufsichtigung lassen? Ja.

Findet zur Lösung Ihres Arbeitsverhältnisses eine Kündigung statt? Nein.

Sind Sie verheirathet? Ja.

Haben Sie Kinder unter 14 Jahren? Ja. 1 Kind.

Sind Uebelstände in Ihrem Betriebe vorhanden, worunter Sie zu leiden haben? Ja.

Und welche sind diese? Zu lange Arbeitszeit und die allerschofelste Behandlung. Der Mantel des Kessels ist sehr schlecht und die Stifte sind am Speiserohr schon ganz fort. Jeden Tag kann das größte Unglück passiren! Die Reparatur des Kessels ist vom Revisor angeordnet, aber nicht ausgeführt worden!

Der Inhalt dieses Fragebogens macht wohl jeden Kommentar überflüssig!

Die Maschinen- und Kesselwärter in den deutschen Marinebetrieben zu Bant, Danzig, Friedrichsort, Kiel und Wilhelmshaven erhalten nach den Zusammenstellungen der „Deutschen Metallarbeiter-Zeitung" bei Annahme einer zwölfstündigen Arbeitszeit einen Stundenlohn von etwa 29 Pfennig. In Nr. 5, Jahrgang 1898 dieser Zeitung macht ein Arbeiter, der drei Jahre lang in einem dieser Staatsbetriebe thätig war, noch darauf aufmerksam, daß die höheren Lohnklassen nur von sehr wenig Arbeitern erreicht werden; nach der von ihm angeführten Tabelle erhalten Maschinisten und Heizer einen Stundenlohn von 26, 28 bis höchstens 30 oder 31 Pfennig.

Die Mißstände, unter welchen nach den Ergebnissen der Statistik die deutschen Maschinisten und Heizer zu leiden haben, sind zwar verschieden, aber überall anzutreffen. Neben den Klagen über zu große Hitze in den Betriebsräumen und mangelnde Ventilation derselben werden hervorgehoben: „Nässe und Zugluft, mangelndes oder ungenießbares Trinkwasser, Fehlen geeigneter Räume zur Verrichtung der Nothdurft, Staubbelästigung, schlechte Behandlung und unpünktliche Lohnzahlung." Häufig fehlen Putzlappen und Schmieröl; hin und wieder wird das Kesselhaus als „Trockenraum oder als Frühstücks- und Vesperstube für alle Arbeiter" betrachtet. Wie nothwendig und berechtigt die geforderte strenge Kontrolle der Dampfanlagen ist, zeigen folgende Bemerkungen der Fragebogen: „Maschine defekt und Speisepumpe genügt nicht,

Dampfventil wird durch Draht zusammengehalten, mangelhafte Betriebseinrichtungen ꝛc." Wiederholt wird der Heizer gezwungen, eine höhere als gesetzlich zulässige (konzessionirte) Dampfspannung im Kessel zu halten; einmal heißt es: „Lokomobile sehr überanstrengt. Wenn ich gleich Stellung hätte, würde ich von hier fortgehen, was ich aber so wie so bald thun werde, um Unglück aus dem Wege zu gehen." Auch die Bemerkung: „Es wäre wünschenswerth, daß man die aufsichtführenden Leute (Fabrikinspektoren ꝛc.) kennen lernte", läßt darauf schließen, daß der betreffende Arbeiter viele Ungesetzlichkeiten zur Sprache bringen könnte.

Ganz entsetzlich liegen die Verhältnisse für die Maschinisten und Heizer auf den Oder-Dampfern. Besonders verdienen hervorgehoben zu werden folgende Uebelstände: „Ueberanstrengender Dienst, oftmals 80 bis 90 Stunden (!) ununterbrochene Arbeit verlangt, Ablösung nicht vorhanden, Schiffsführer roh und unwissend."

Bei der ausgedehnten Arbeitszeit der Heizer und Maschinisten liegen die Verhältnisse für diese Arbeiter noch darum besonders schlimm, weil sie meist nur dann einige Stunden zur Erledigung wichtiger Angelegenheiten frei bekommen, wenn sie auf eigene Kosten Vertreter stellen. So bekommt ein Maschinist und Heizer in Magdeburg nur in dringenden Fällen den Sonntag ganz oder theilweise frei, dafür wird ihm aber pro Stunde für die Vertretung 1,25 Mark (!) abgezogen.

Erwägt man, daß das Wartepersonal bei der durchschnittlich langen Arbeitszeit und der schlechten Bezahlung Nebenarbeiten in oben beschriebenem Umfang zu verrichten und daß es mit den erwähnten schlimmen Uebelständen zu kämpfen hat, so kann es kein Wunder nehmen, daß alljährlich mehr oder minder viele Unglücksfälle vorkommen. Besonders dürften die Ursachen der meisten Dampfkesselexplosionen auf die gerügten Uebelstände, deren schreckliche Folgen nicht ausbleiben können, zurückzuführen sein. Da nach den amtlichen Statistiken 43,6 Prozent der Dampfkesselexplosionen auf Wassermangel zurückzuführen sind, so dürfte letzten Endes mit guten Gründen die wahre Ursache dieser Explosionen in der übermäßigen Beschäftigung der Heizer mit Nebenarbeiten zu suchen sein. Trotz der staatlichen Kesselrevision kamen im Deutschen Reiche im Jahre 1896 doch 20 Kesselexplosionen vor; 10 Personen wurden dabei getödtet, schwer verwundet wurden 2 und leicht verwundet 13. In acht Fällen war die Ursache Wassermangel, in drei Fällen verbunden mit „unaufmerksamer" Wartung. Auf dem Schlachtfeld der Arbeit verunglückten durch Dampfkesselexplosion in den letzten 20 Jahren 785 Personen, von welchen 256 getödtet, 159 schwer und 370 leicht verwundet wurden.

Von 670 Mitgliedern des Deutschen Maschinisten- und Heizerverbandes liegen Angaben über die Dauer der Arbeitslosigkeit während eines Jahres vor; demnach waren 74, also 11 Prozent, zeitweilig arbeitslos. Wie aus folgender Tabelle hervorgeht, sind die verheiratheten Arbeiter stark daran betheiligt.

Dauer der Arbeitslosigkeit in Wochen	Anzahl	Davon verheirathet	Zahl der Kinder	
			durchschnittlich	höchst
Bis 1	3	1	—	1
2— 5	26	17	3	6
5— 8	19	15	3	8
8—10	4	2	1	1
10—13	6	4	2	5
13—15	3	3	2	4
15—20	3	2	3	3
20—25	5	5	2	4
25—30	1	1	—	—
45—52	3	3	2	3
Unbestimmt . .	1	1	—	2

Vielfach giebt man sich nun in den Reihen der Maschinisten und Heizer dem Wahne hin, die Einführung des „Befähigungsnachweises“ werde ihnen das Himmelreich auf Erden schaffen. Mit vollem Rechte ist der Deutsche Verband der Agitation, welche der sächsische Maschinisten- und Heizerverband, eine Organisation, die nicht auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, für die gesetzliche Festlegung einer staatlichen Prüfung zu entfalten sucht, entgegengetreten. Was nutzt eine solche staatliche Prüfung für die Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse, wenn das Angebot selbst „geprüfter“ Arbeiter dieser Berufe eine so große ist, daß der Kapitalist unter zehn, zwanzig, ja dreißig Maschinisten und Heizern die Auswahl hat? Unter diesen wird sich immer einer finden, der nothgedrungen die Arbeit selbst unter den schlechtesten Verhältnissen aufnehmen wird! Nur eine straffe, geschlossene Organisation kann hier Wandel schaffen! Zweifelsohne aber ist ein Eingreifen der Gesetzgebung unbedingt nothwendig. Die Thatsache, daß nach der Reichsstatistik elf Frauen als Maschinisten und Heizer thätig sind, spricht ganze Bände. Diese verantwortungsvollen und gefährlichen Berufe sind so aufreibend, daß der weibliche Organismus nicht in der Lage sein dürfte, den Anstrengungen derselben lange zu widerstehen. Es dürfte überhaupt im Interesse allgemeiner Sicherheitsvorschriften zweckmäßig sein, reichsgesetzliche Bestimmungen für die Bedienung von Dampfanlagen zu erlassen. Frauen müssen unbedingt von dieser Thätigkeit ausgeschlossen werden. Ebenso dürfte es zweckmäßig sein, gesetzlich die selbständige Wartung von Dampfanlagen durch Personen unter 18 Jahren zu untersagen, da ja auch die Gesetzgebung erst von diesem Zeitpunkt an volle Strafmündigkeit eintreten läßt.[1]

Der Deutsche Verband giebt eine Zeitschrift zur technischen Weiterbildung seiner Mitglieder heraus, um ihnen die Möglichkeit zu geben, bessere, d. h. aber in Wirklichkeit auch nur Stellen mit größerer Verantwortung zu übernehmen, denn selbst diese „besseren“ Posten werden herzlich schlecht entlohnt. Läßt sich auf diesem Wege überhaupt etwas erreichen, so dürfen darüber die Hauptaufgaben einer Organisation, die auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, nicht vergessen werden. Die Organisation wird sich genöthigt sehen, mehr als bisher darauf zu dringen, daß ihre technische Redaktion Arbeiterpolitik treibt, d. h. daß auch im technischen Theile der Zeitschrift die Interessen der Arbeiter nach Möglichkeit wahrgenommen werden. Selbst wenn die Verhältnisse so liegen, daß gewisse Rücksichten genommen werden müssen, läßt sich doch durch geeignete Bemerkungen seitens der Redaktion, wenn nur der gute Wille vorhanden ist, der Inhalt des technischen Theiles so gestalten, daß er auch agitatorischen Werth für die Organisation hat, da in dieser Beziehung noch so viel zu thun ist, daß die Berücksichtigung agitatorischer Gesichtspunkte eminent wichtig und nothwendig ist und zweifelsohne auch unter den gegebenen Verhältnissen die vornehmste Aufgabe des Organs einer Gewerkschaft sein muß.

Trotzdem die Organisation der Maschinisten und Heizer nicht besonders stark ist, hat doch z. B. in einem Orte die Gründung eines Vereins genügt, um den Uebelstand der als Nebenarbeit auszuführenden Reinigungsarbeiten zu beseitigen.

Die soziale Lage der Maschinisten und Heizer im Deutschen Reiche ist eine so schlechte, daß die vorliegenden statistischen Ergebnisse den Arbeitern dieser Berufe zu Gemüthe führen müssen, daß ihre nur zu oft noch besonders hervorgehobene „Standes“ehre nur darin bestehen kann, als ausgebeutete Arbeiter sich zu organisiren und sich der großen Masse der aufgeklärten Proletarier anzuschließen, um so Schulter an Schulter bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu erkämpfen!

---

[1] Landesgesetzlich sind für Sachsen z. B. folgende Bestimmungen erlassen:

§ 14. III. Die Bedienung des Dampfkessels ist nur zuverlässigen und in diesem Geschäft wohlbewanderten Leuten anzuvertrauen.

IV. Es ist dafür zu sorgen, daß die Letzteren mit den Verhaltungsregeln für Kesselheizer oder mit den an deren Stelle für besondere Fälle erlassenen und von dem Ministerium des Innern genehmigten Instruktionen wohlbekannt sind und dieselben genau befolgen.

Kleine Briefe.

Mit Cavallotti ist der letzte Repräsentant des Garibaldismus dahingegangen, schrieb ein klerikales Blatt. Der Ausdruck ist nicht übel. Wirklich gehörte der im thörichten Zweikampf Gefallene jenem auf 1848 zurückweisenden demokratischen Ritterthum an, welches für jede ihm edel erscheinende Sache tapfer zur Waffe griff, nur häufig, den Kern der Sache nicht erkennend, im Nebel torkelte. Es mischte sich Komik dem Löwenmuth bei. Und Herr Crispi, der doch auch unter den berühmten Tausend, sogar einer der Macher der Expedition nach Sizilien war? Man denkt heute, wenn sein Name genannt wird, doch weniger an heldische Thaten als an Camorra und Maffia, die beiden Tugendbünde, denen das Gaunern so flink aus der Hand geht, wie dem Pfarrer das Beten. Wer über das Leben und Treiben in Neapel nicht oberflächlich unterrichtet ist und weiß, wie pietätvoll uralte Spitzbüberei, von oben nach unten gleichmäßig schön sich verzweigend, fortwuchert, begreift unschwer, daß man ihm hier nur mäßig flucht ob seiner kühnen Griffe, in ihm vielmehr den Meister erblickt. „Bourbonenwirthschaft“, hieß es einst. Die Bourbonen sind längst in die Brombeeren geschickt und unter dem weißen savoyischen Kreuze waltet dieselbe Praxis, dasselbe Spitzbubenklima fort. In einer vor circa zwanzig Jahren von Professor Umiltà veröffentlichten Schrift war dargethan, wie man humanitäre Institutionen dort zu brandschatzen weiß, wie pfiffiges Faullenzerthum an Stätten, die für die Armuth hergerichtet wurden, sich Lotterbetten bereitet. Und gar nicht lang ist's her, seitdem ich Folgendes gelesen:

„Im April 1897 wurde in Neapel eine Untersuchung gegen die Administration des Findelhauses Sant'Annunziata abgeschlossen. Es stellte sich heraus, daß im Jahre 1895 von 856 in der Anstalt verpflegten Säuglingen 853 gestorben sind, also nur drei lebendig dieser Pflege entrannen; zwei von diesen drei renitenten Säuglingen gingen inzwischen auch mit Tod ab (Bericht des Cavaliere Nicola Perrone und Konsorten an den Provinzialausschuß am 26. April 1897). Und der Bericht schließt nach Konstatirung dieser furchtbaren Thatsachen ganz gelassen mit der Bemerkung: Es liegt kein Grund vor, dies als etwas Außergewöhnliches aufzufassen.

„Das Findelhaus Sant'Annunziata besitzt ein jährliches Einkommen von über 600 000 Lire; und doch sind nicht einmal Einrichtungen für warmes Wasser vorhanden, so daß die armen Würmchen in jedem Zustand und bei jeder Temperatur kalt gebadet werden müssen. Milchsterilisation, Reinigung der Saugpfröpfe, Sonderung der Kinder mit ansteckenden Krankheiten, überhaupt die geringsten Vorkehrungen für menschenwürdige Behandlung anvertrauten Lebens kennt man nicht; dabei waren in der Anstalt statt neunzehn, wie vorgeschrieben, zweiundvierzig Aerzte mit Gehalt angestellt. Diese Zustände dauern schon Jahr und Tag; deshalb entdeckte auch die Kommission nichts Absonderliches darin. Muttergotteskinder nennt das Volk diese Findlinge.

„Wie die durchschnittlich enorm reichen, wohlthätigen Stiftungen in Neapel verwaltet werden und die Mittel spurlos verschwinden — darüber könnte man Bücher schreiben. Im Findelhaus wurden die meisten Kinder, welche schon längst durch den Tod dieser Barmherzigkeit entronnen sind, immer noch als lebend weitergeführt und die Ausgaben verrechnet. Ja, es soll sogar ein Blindeninstitut in Neapel geben, das — gar nicht existirt; die Gelder werden aber jedes Jahr buchgerecht verbraucht.... Die Alltäglichkeit dieser Dinge hat längst das

Interesse und das Gefühl beim Einheimischen hiefür ebenso eingeschläfert, wie für die Feuer des Vesuvs, die nur dem Fremden noch die Seele erschüttern. Flammen brauchte man, nicht Federn, um solche Greuel zu beleuchten...."

Entnommen sind diese Zeilen einem Prachtbüchlein, das auf die letzte Weihnacht erschien: „Aus Indien und Italien", von Dr. Karl Graeter in München (Verlag von Schröter; Leipzig und Zürich). Der Autor hat die weite Welt durchfahren und nun ein paar Bilder von feinster Zeichnung und blühendstem Kolorit heimgebracht. Ein Arzt muß er sein, eine Künstlernatur ist er sicher; es quillt in ihm der geläuterte Sinn fürs Schöne, er sieht es scharf, faßt es in edle Formen, und unterm Wamse schlägt dem Manne ein braves Herz. Ihm eignet jener Humor, der nicht aus der abgenutzten Tasche literarischer Handwerksburschen stammt, er hat auch den Sinn der strengen Wahrheit. Graeter ist wohl der erste Nichtitaliener, welcher das Zwangsdomizil, die fluchwürdigste Schöpfung des offiziellen Italien schildert. Wochen hindurch weilte er auf Lipari und den Ponga-Inseln, schaute sich diese „Zwangskorruptionsanstalten" gründlich an, und er giebt davon eine meisterliche Darstellung; reizvoll und erschütternd zugleich — ein Zeugniß, von dem die Geschichte Kenntniß zu nehmen hat. ??

Literarische Rundschau.

Dr. J. Goldstein, **Berufsgliederung und Reichthum.** Untersuchungen über den Einfluß der Veränderungen in der Berufsgliederung auf Reichthum und Staatsmacht. Stuttgart 1897, J. G. Cotta. 171 S. 8°.

Die große Tragweite des Problems, wie die Verschiebungen in der Berufsgliederung auf Wohlstand und Macht des Gemeinwesens zurückwirken, liegt für Jeden, der sich überhaupt mit Wirthschaftsfragen befaßt, auf der Hand. Seine erschöpfende Behandlung würde die der Mehrzahl der Fragen des ganzen Wirthschaftslebens in sich begreifen. Der Verfasser beschränkt sich nur auf eine bestimmte Seite des Problems, nämlich die heute in den Vordergrund der Diskussion gerückte Frage, welche Bedeutung die Landwirthschaft einerseits und Industrie und Handel andererseits für Macht und Reichthum einiger Kulturstaaten haben. Und auch hierbei läßt er noch allerhand Einzelfragen, wie z. B. die Vertheilung des Einkommens auf die Größenklassen, absichtlich außer Betracht, bestrebt, seine Untersuchung von Allem freizuhalten, „was zu irgendwelchen erheblichen Beanstandungen und Zweifeln Anlaß geben konnte" (Vorwort).

Prinzipiell wird man gegen eine solche Beschränkung in einer Monographie nichts einwenden können. Es fragt sich nur, wie weit die Beweiskraft der Untersuchung dadurch beeinflußt wird. Der Verfasser behandelt im vorliegenden Buche die Entwicklung Englands hinsichtlich der von ihm gestellten Frage, um möglichst bald Abhandlungen über Frankreich und Deutschland folgen zu lassen. An der Hand eines sehr reichen — fast überreichen — Tabellenmaterials zeigt er, wie mit der Ueberflügelung der Landwirthschaft durch Industrie und Handel eine steigende Vermehrung des nationalen Reichthums Hand in Hand geht und immer mehr Mittel für kulturelle und andere Zwecke verfügbar werden. Durch die mächtige Entwicklung der Großindustrie und des Handels ward es England ermöglicht, die ungeheure Last der Kriege gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich auszuhalten und trotz Krimkrieg und anderer kostspieliger Feldzüge seine Nationalschuld von 885 Millionen Pfund im Jahre 1816 auf 648 Millionen Pfund im Jahre 1896, bezw. von 44 Pfund pro Kopf auf 16,4 Pfund pro Kopf seiner Bevölkerung zu ermäßigen, so daß pro Kopf der Bevölkerung heute statt 1,60 nur noch 0,63 Pfund für Verzinsung und jährliche Tilgung der Nationalschuld entfallen. Welche Nachtheile auch diese industrielle Entwicklung mit sich gebracht habe, mit dem großen

Reichthum habe sie die Mittel geliefert für die materielle und intellektuelle Hebung der Massen, so daß der innere Markt in steigendem Maße Ersatz bietet für etwaige Einschränkung auswärtiger Absatzgebiete. Im steigenden Absatz an die kaufkräftigen Massen liege heute der Schwerpunkt für die Volkswirthschaft der modernen Staaten. „Böte die relativ hoch bezahlte englische Arbeiterklasse nicht einen gewaltigen, sich immer steigernden inneren Markt, so wäre über Englands Industrie und die, wie wir sahen, von dieser vollständig abhängige Landwirthschaft eine Krisis mit unübersehbaren Folgen herangebrochen" (S. 152).

Das Letztere wird kein Sachkenner bestreiten, aber sonst läßt sich gegen des Verfassers Folgerungen der Einwand erheben, ob dieselben sich nicht in einem fehlerhaften Zirkel bewegen oder dadurch, daß er seine Untersuchung auf ein qualitativ so enges Gebiet beschränkt, in der Luft schweben? Gewiß, der Reichthum ist da und stammt heute vorwiegend aus der Industrie, und so lange England seine wirthschaftliche Position auf dem Weltmarkt im Wesentlichen behauptet, kann man auch auf eine steigende Ausbildung des inneren Marktes im Sinne des Verfassers rechnen. Aber wie dann, wenn diese Position ernsthafte Erschütterungen erleidet? Ist nicht ein großer Theil des inneren Marktes so vollständig von Englands Absatz im Ausland abhängig, daß er völlig zusammenbricht, sobald jener plötzlich unterbrochen oder auch nur andauernd zurückgedrängt wird? Wie steht es überhaupt mit dem Verhältniß des äußeren zum inneren Markte, sowohl hinsichtlich der Masse wie der Art der Güter? Einen sehr großen Antheil an Englands steigender Ausfuhr trägt die Kohle, es liegt aber kein zwingender Grund vor anzunehmen, daß ein Rückgang in der Ausfuhr von einer entsprechenden Steigerung des Kohlenverbrauchs im Inland begleitet sein muß. Aehnlich mit den Erzeugnissen der Maschinenindustrie, der Baumwollenindustrie 2c. So kann hinter der glänzenden Außenseite ein sehr ungesundes Innere stecken, eine so hochgradige Abhängigkeit des nationalen Wohlstandes vom Ausland, daß der scheinbar gesunde Körper den fürchterlichsten Krämpfen verfallen muß, sobald Ereignisse irgendwelcher Art ihn entweder plötzlich darauf verweisen, sich aus eigener Kraft zu erhalten, oder jenen Export andauernd zurückgehen lassen. Indem der Verfasser diese Fragen, die ihm sicher nicht unbekannt sind, als streitig bei Seite läßt, reduzirt er selbst den Werth der von ihm gefundenen Resultate. Für eine kurze Erörterung der Proportion des Inlands- zum Auslandsmarkt, sei es auch nur in den Hauptindustrien, hätten wir gern ein Dutzend von den vielen Tabellen gegeben, mit denen der Verfasser sein Buch ausgestattet hat. Einige Angaben über die Bewegung der Größenklassen der Einkommen würden ebenfalls sehr erwünscht gewesen sein, auch wenn der Verfasser auf ihre Analyse verzichtet hätte.

Fügen wir noch hinzu, daß uns auch die Eintheilung des Stoffes etwas unbehilflich erscheint, so haben wir unsere Aussetzungen an der Goldsteinschen Arbeit erschöpft. Es ist eine von großem Fleiße zeugende und, soweit der Verfasser seine Aufgabe gesteckt, mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß verfaßte Abhandlung, reich an außerordentlich interessantem Material und als ein erster Schritt zur Erforschung eines bisher fast unbekannten Gebiets mit Anerkennung zu begrüßen.

Um noch einmal auf unsere oben aufgeworfenen Fragen bezüglich des inneren Marktes zurückzukommen, so liegt es auf der Hand, daß sie zusammenfallen mit den Einwänden der Agrarier gegen die einseitige Rücksichtnahme auf Exportindustrien und der Schutzzöllner überhaupt gegen den Freihandel. Man braucht aber weder Agrarier noch Schutzzöllner zu sein, um z. B. das Bild, welches im heutigen England das Verhältniß von Industrie und Ackerbau darbietet, nicht gerade verlockend zu finden. Würde es das Vorbild des unvermeidlichen Schicksals aller Industrieländer sein, so sprächen sehr viel Gründe dafür, gegen solche Entwicklung Kunstmittel in Anwendung zu bringen. Indeß ist die Entwicklung Englands in diesem Punkte exzeptionell. Kein Land ist in dem Grade wie England es war, der überseeischen Lebensmittelkonkurrenz preisgegeben, kein Land mit gleich schwacher Bauernschaft in die industrielle Aera eingetreten, in keinem Lande liegt den Bauern die Auswanderung so nahe, wie in England. Ohne daß man die Klagen über Nothlage der Land-

wirthschaft schlechtweg mit den Redensarten der speziellen Interessenten des Freihandels abzuthun braucht, thut man gut, sich ihnen gegenüber kritisch zu verhalten. Und namentlich muß man sich vor solchen agrarisch-schutzzöllnerischen Schlagworten gegen die Steigerung des Exports hüten, wie wir sie neulich in einem deutschen Parteiblatt trafen: die Arbeiter hätten nicht Interesse daran, daß Waaren exportirt würden, sondern daran, ihre Kaufkraft zu stärken, um jene Waaren konsumiren zu können. Solche Argumentation übersieht, daß Produkte schließlich doch immer wieder nur gegen Produkte ausgetauscht werden, daß, wie viel auch die Dazwischenkunft des Geldes in anderer Hinsicht zu bedeuten hat, sie doch das Eine nicht verhindern kann, daß keine Ausfuhr auf die Dauer ohne entsprechende Einfuhr möglich ist. Mit der steigenden Ausfuhr hat sich der Konsum der englischen Arbeiter und ihre ganze Lebenshaltung schrittweise gehoben, eine künstliche Verhinderung derselben würde einfach eine Verhinderung der Entwicklung der Industrie und der Hebung der Lage der Arbeiter bedeutet haben. In diesem Punkte ist das Goldsteinsche Buch äußerst lehrreich. Und weiterhin möchten wir die heute aus der Erde schießenden Vorhersager von Katastrophen auf die von Goldstein als Warnungstafel angeführte Stelle aus Ledru Rollins „Verfall Englands“ verweisen, wo es heißt:

„Nicht alle Reiche gehen auf dieselbe Weise zu Grunde. Die Barbaren Englands sind jene Schaaren von Menschen, die ihre fleischlosen Arme um Brot flehend zum Himmel richten; sind ein ganzes Volk, dessen Leben von den Wechselfällen eines Weltmarkts abhängt, der morgen geschlossen werden wird, sei es durch den Krieg oder den Frieden. Denn der Krieg tödtet den Handel und der Friede errichtet Konkurrenzfabriken. Es sind die Löhne, die, wie Adam Smith sagt, sinken und immer tiefer sinken, bis es auf der einen Seite nur Haufen Gold und auf der anderen nur Haufen von Todten geben wird. Dies die klaffenden, unveränderlichen, unheilbaren Wunden Englands, Wunden, an denen heute keine Nation ein gleich beklagenswerthes Bild darbietet. . . . Ich habe die Systeme untersucht, ich bin allen Aussichten, allen möglichen Entwicklungen nachgegangen, ich habe alle Auswege sondirt, und überall bin ich auf die prophetischen Worte gestoßen: Verfall Englands.“

So der an die Themse verschlagene Pariser Volkstribun vor nahezu fünfzig Jahren. Die Geschichte aber hat gezeigt, daß mit dem steigenden Reichthum der Nation auch die Lebenshaltung der Volksmasse stetig gestiegen ist. E. B.

Notizen.

Der Kapitalwerth des Mobilbesitzes. In der siebenten Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts, welche vom 30. August bis zum 6. September vorigen Jahres in St. Petersburg stattfand, erstattete Neymarck einen Bericht über die Prüfung der besten statistischen Methoden zur Schätzung des Kapitals und der Erträgnisse der nationalen und internationalen mobilen Werthe, d. h. Börsenpapiere. In diesem Bericht gab der Referent folgende statistische Daten über den Kapitalwerth des Mobilbesitzes in den verschiedenen Ländern:

Großbritannien	Pfund Sterling	7 246 903 000	oder	182,6	Milliarden Frcs.
Holland . . .	Gulden	6 486 480 000	„	13,6	„ „
Belgien . . .	Francs	6 193 419 000	„	6,2	„ „
Deutschland .	Mark	73 641 000 000	„	92,0	„ „
Oesterreich . .	Gulden	11 680 800 000	„	24,5	„ „
Italien . . .	Lire	17 500 000 000	„	17,5	„ „
Rumänien . .	Francs	1 214 048 000	„	1,2	„ „
Norwegen . .	Kronen	5—600 000 000	„	0,7	„ „
Dänemark . .	Kronen	2 054 679 000	„	2,7	„ „
Frankreich . .	Francs	80 000 000 000	„	80,0	„ „
Rußland . . .	Rubel	25 439 000 000	„	25,4	„ „

Diese Zusammenstellung ergiebt eine Gesammtsumme von 446 Milliarden Francs. Die Summe der Emissionsoperationen war für Europa pro Jahr folgende (in Milliarden Francs):

1871 . . .	15,6	1888 . . .	7,9	1893 . . .	6,0
1876 . . .	3,7	1889 . . .	12,7	1894 . . .	17,8
1881 . . .	7,2	1890 . . .	8,1	1895 . . .	6,5
1886 . . .	6,7	1891 . . .	7,6	1896 . . .	16,7
1887 . . .	5,0	1892 . . .	2,5		

Die Emissionsoperationen erreichten seit 1871 die Summe von 192 Milliarden, seit 1889 78 Milliarden, darunter 13 Milliarden in Frankreich. In diesen Summen sind auch die Konversionsoperationen mit einbegriffen. Seit 1889 wurden in Europa für 20 Milliarden Konversionsoperationen ausgeführt, davon für 8 Milliarden in Frankreich. Die Konversionsoperationen mit russischen, amerikanischen, österreichisch-ungarischen, portugiesischen, französischen, griechischen und anderen Fonds erreichten in den Jahren 1889, 1890, 1892, 1894 und 1895 die Summe von 25 Milliarden. Zu den „Verlusten" der Kapitalisten bei Konversionen müssen noch die „Verluste" hinzugeschlagen werden, die sich bei Erhöhung der Kouponsteuer in einigen Ländern und in Folge von Zahlungsunfähigkeit einiger Staaten ergeben. Nach den vorgenommenen Berechnungen besaß Deutschland für 1330 Millionen Mark Fonds, auf welche die Zinsen nicht voll entrichtet wurden, und hatte bei diesen Papieren einen Verlust von 700 bis 800 Millionen Mark. Dagegen erhielt Deutschland im Laufe von 30 Jahren an Zinsen: etwa 1 Milliarde von Rußland, 183 Millionen von der ungarischen Rente, 190 Millionen von den italienischen Fonds, 104 Millionen von den österreichischen und außerdem noch Zinsen von den ägyptischen Papieren. Verluste waren zu verzeichnen bei den argentinischen, portugiesischen, griechischen Fonds und bei den letzten Erwerbungen italienischer Rente. —el.

Der deutsche Landwirthschaftsrath und die ländliche Arbeiterklasse. Vor Kurzem hat der deutsche Landwirthschaftsrath — eine Körperschaft, in der der Großgrundbesitz das große Wort führt — das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Errichtung gefeiert. Sein Wohlwollen für die Arbeiterschaft kennzeichnen trefflich die vor zwei Jahren gepflogenen Verhandlungen über die ländlichen Arbeiterverhältnisse, veröffentlicht im „Archiv des deutschen Landwirthschaftsraths".[1] In seinem Einleitungsreferat konstatirte Professor Freiherr v. d. Goltz zunächst die Thatsache, daß man bereits seit Jahrzehnten allgemein empfand, daß die Arbeiterverhältnisse für die Landwirthschaft (lies Großgrundbesitz!) wenig befriedigend seien. Besonders oft wurde diese Frage seitens der Großgrundbesitzer, wie das die zahlreiche Literatur darüber beweist, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, zur Zeit der sogenannten Milliardenära, diskutirt. Als aber der Prosperitätsperiode eine Zeit des furchtbaren wirthschaftlichen Niedergangs der Industrie folgte, die von einer bedeutenden Abnahme der Aus- und Abwanderung ländlicher Arbeiter und damit des Mangels an solchen begleitet war, da machten sich die früher so schwer empfundenen Uebelstände für die ländlichen Arbeitgeber nicht mehr im gleichen Grade fühlbar und letztere verloren, sagt v. d. Goltz, das Interesse daran, die auf dem Gebiete der Arbeiterfrage aufgetauchten Bestrebungen weiter zu verfolgen.

Nach diesem offenen Bekenntniß, daß die Bestrebungen der Junker zur Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse zu Beginn der siebziger Jahre dem Mangel an Arbeitern zuzuschreiben sind, fährt Freiherr v. d. Goltz fort: „Eine Aenderung trat erst ein, nachdem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zufolge der massenhaften Aus- und namentlich auch Abwanderung der Arbeitermangel einen bis dahin nicht dagewesenen Umfang erreicht hatte und nachdem in Folge Aufhebung des Sozialistengesetzes die Befürchtung aufgetaucht war, daß auch die ländliche Arbeiter-

[1] Vergl. „Archiv des deutschen Landwirthschaftsraths", herausgegeben im Auftrage des Vorstands vom Generalsekretär Dr. Traugott Müller, 18. Jahrgang.

bevölkerung in die sozialdemokratische Agitation hineingezogen würde." Auch in den letzten Jahren sind demnach die Verbesserungen in der Lage der ländlichen Arbeiter nach dem Geständniß des Referenten nicht dem Wohlwollen der Junker, sondern ihrem Egoismus, d. h. dem Mangel an Arbeitern und der Furcht, daß die ländlichen Arbeiter sich der Sozialdemokratie anschließen, zuzuschreiben. Soweit die Lage der Landarbeiter sich verbessert hat, haben sie das heute schon dem Erstarken der Sozialdemokratie zu danken.

Nicht weniger interessant ist das Geständniß des Herrn Freiherrn v. d. Goltz, daß bei den bisherigen Enqueten über ländliche Arbeiterverhältnisse die ländlichen Arbeiter nicht gehört wurden, was nach seiner Ansicht nach der Lage der Verhältnisse nicht anders möglich war. Im Weiteren konstatirt er, daß das gewöhnliche Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern und die Interessengemeinschaft zwischen beiden sich gelockert haben. Ueber die Gründe der Zunahme der polnischen Wanderarbeiter belehrt er uns, daß diese genügsamer, billiger und anspruchsloser sind als die deutschen Arbeiter.

Als Korreferent sprach Freiherr v. Cetto-Reichertshausen (Bayern). Zunächst legte er das Geständniß ab, daß er seine bisherige, auch sonst sehr verbreitete Ansicht: „eine Landarbeiterfrage existire nicht für das Reich im ganzen Umfange", bei näherem Studium der Verhältnisse geändert habe. Bezüglich Bayerns konstatirt er, daß hier nur aus ganz wenigen Bezirken keine Klagen über den Arbeitermangel vorliegen. Namentlich zur Zeit der Getreideernten, in Mittelfranken auch zur Zeit der Hopfenernte mache sich dieser Mangel sehr empfindlich geltend. Mehr als die jungen Leute männlichen Geschlechts gehen die Mädchen zu anderen Erwerbszweigen über, als Dienstboten oder als Fabrikarbeiterinnen. In verschiedenen Theilen der Pfalz soll angeblich ein absolut zuverlässiger Fuhrknecht, der alle ländlichen Arbeiter kennt, einfach nicht mehr zu finden sein u. s. w.

Hinsichtlich der Dienstbotenverträge berichtete Freiherr v. Reichertshausen, daß diese formell zwar auf ein Jahr abgeschlossen werden, daß dieser formelle Abschluß aber dadurch wesentlich beeinträchtigt wird, daß die Lohnzahlung vierteljährlich, monatlich, ja sogar wöchentlich stattfindet und „in Folge dessen die Dienstherrschaft eine Handhabe der Disziplin, namentlich das Mittel, längere Dienstbotenverträge zu erzwingen, verliert." Als echter Junker schreckt natürlich Freiherr v. Cetto, wie er selbst sagt — sogar auf die Gefahr hin, als Reaktionär verschrien zu werden — nicht davor zurück, zu erklären, daß die Lösung der sozialen Frage zum großen Theile nicht so sehr in den großen Städten als auf dem Lande zu suchen ist, und zwar darin, daß wir die zunehmende Bevölkerung der Städte wieder auf das Land und zu den dortigen Erwerbszweigen zurückzuführen versuchen. Als Mittel dazu werden Beseitigung resp. Beschränkung der billigen Eisenbahntarife im Vorortverkehr, welche die Landarbeiter in die Städte locken, ferner Erlaß zeitgemäßer Dienstboten- und Arbeiterordnungen und endlich Beschränkung der Freizügigkeit empfohlen, letztere in der Weise, „daß es nicht jedem Menschen auf dem Lande, ob alt, ob jung, ob abhängig oder freistehend, gestattet sei, auf gut Glück ohne weitere Existenzmittel nach der Stadt zu ziehen." Zu einer offenen Proklamirung der Leibeigenschaft bleibt dann allerdings nicht mehr viel zu verlangen!!

Um die ganze Engherzigkeit des Junkers und seine aus der Behauptung, durch diese Maßnahmen würde nebenbei auch die Arbeitslosenfrage gelöst werden, zu Tage tretende Beschränktheit zu kennzeichnen, genügt es, Folgendes anzuführen. Eine Reihe anderer Redner — ebenfalls Großgrundbesitzer — stellten fest, daß in Folge der stetigen Ausbreitung der Dreschmaschine und sonstiger verbesserten Geräthschaften sie ihre Arbeiter nicht das ganze Jahr hindurch beschäftigen können. Auf dem Lande herrscht demnach schon heutzutage im Winter eine große Arbeitslosigkeit.[1] Was würde aber eintreten, wenn — angeblich um die Arbeitslosigkeit in den Städten zu bekämpfen — Arbeitslose aufs Land abgeschoben würden? Die Junker hätten

[1] Vergl. darüber „Neue Zeit", XV, 2, S. 572 ff.

dann zwar billige Arbeitskräfte im Ueberfluß, die Kosten dafür müßten aber die Bauern in Form von unerschwinglichen Armenlasten zahlen.

Zum Schlusse sei noch der Maßnahmen Erwähnung gethan, die nach Ansicht des Herrn Professors v. d. Goltz dazu führen sollen, bei den ländlichen Arbeitern eine größere Zufriedenheit hervorzurufen. Unter den Punkten, welche sich als einflußreich auf die größere oder geringere Zufriedenheit und demgemäß auch auf das Bleiben oder Fortgehen der Arbeiter herausgestellt haben, nennt er folgende als besonders wichtig:

1. die persönliche Behandlung der Arbeiter seitens der Arbeitgeber oder deren Beamten;
2. die Art der Löhnung, ob Geld- oder Naturallöhnung;
3. die Höhe des Geldlohns sowie die Quantität und Qualität der Naturallöhnung, darunter namentlich die Beschaffenheit der Wohnung;
4. die größere oder geringere Sicherheit für den Arbeiter, das ganze Jahr hindurch Lohnverdienst zu finden;
5. die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, auch für die Zukunft unter mindestens nicht ungünstigeren Bedingungen an der gegenwärtigen Arbeitsstätte bleiben zu können;
6. die größere oder geringere Aussicht auf eine künftige Verbesserung der eigenen wirthschaftlichen Lage;
7. die günstigere oder ungünstigere soziale Stellung, welche dem Arbeiter innerhalb der Gesammtheit der Ortseingesessenen oder der Gemeindeangehörigen eingeräumt wird.

Die äußerst verschwommene und unklare Fassung der Vorschläge macht eine eingehende Kritik derselben vollständig gegenstandslos. Denn es versteht sich von selbst, daß bei guter Behandlung, hohen Löhnen, gesicherter Existenz u. s. w. die Auswanderung der ländlichen Arbeiter sich bedeutend vermindern würde. Es handelt sich nur darum, ob die Junker dahingehende Rathschläge auch befolgen werden. Der Referent selbst scheint keine besonders große Zuversicht zu hegen. Denn er warnt dringlich davor, zu erwarten, daß sichtbare Erfolge in kurzer Zeit zu erreichen sind. Z.

Feuilleton.

Vor der Guillotine.

Aus den Memoiren Iwan Turgenjeffs. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Im Jahre 1870 speiste ich in Paris bei einem meiner besten Freunde, als Herr Maxime du Camp mir einen unerwarteten Vorschlag machte; er fragte mich, ob ich der Hinrichtung Troppmanns beiwohnen wollte und bot mir an, mich in die Zahl der wenigen „Gäste“ aufnehmen zu lassen, die die Erlaubniß hatten, das Gefängniß betreten zu dürfen.

Man hatte damals das von dem berüchtigten Mörder begangene Verbrechen noch nicht vergessen; ganz Paris beschäftigte sich in jenem Augenblick mit Troppmann und kümmerte sich seinetwegen sogar kaum nennenswerth um die Ermordung Viktor Noirs, der vom Prinzen Bonaparte mit eigener Hand erschossen wurde; bekanntlich sprach man den Prinzen zum Skandal der ganzen Welt nachher frei.

In den Schaufenstern der Kunsthandlungen hingen in langen Reihen die Photographien des „berühmten Mörders“; dieselben stellten einen jungen Mann mit hoher Stirn, schwarzen Augen und dicken Lippen dar.

Schon seit mehreren Tagen sah man jeden Abend Leute auf dem Roquetteplatze stehen, welche nachsahen, ob man die Guillotine denn noch immer nicht errichtete, und sich erst lange nach Mitternacht, in ihrer Erwartung getäuscht, entfernten.

Die Einladung Maxime du Camps traf mich etwas unvorbereitet, und ich nahm sie ohne Ueberlegung an. Ich versprach, mich um elf Uhr Abends an der Statue des Prinzen Eugen, auf dem Boulevard desselben Namens einzufinden. Als der Augenblick gekommen war, that es mir leid, diese Verpflichtung eingegangen zu sein, doch es war zu spät, um zurückzutreten; ein Gefühl falscher Scham hielt mich ab: wenn man nun glaubte, ich hätte Furcht?

Um meine Schwäche zu sühnen, und in dem Wunsche, meine Beobachtungen möchten Anderen von Nutzen sein, will ich jetzt erzählen, was ich gesehen habe; ich will in meiner Erinnerung alle peinlichen Eindrücke jener Nacht heraufbeschwören. Vielleicht kann ich auf diese Weise etwas mehr bewirken, als die Neugier des Lesers befriedigen; vielleicht wird er aus meiner Erzählung eine Lehre ziehen.

II.

Als wir, Maxime du Camp und ich, vor der Statue des Prinzen Eugen anlangten, waren bereits mehrere Personen daselbst versammelt und warteten auf uns. Unter diesen Herren befand sich auch der Chef der Polizei, Herr Claude, dem Herr du Camp mich vorstellte. Die anderen waren ebenfalls aus besonderer Gunst zugelassen, ebenso wie ich; es waren meistens Schriftsteller, Journalisten.... Du Camp theilte uns mit, wir würden in der Wohnung des Gefängnißkommandanten eine schlaflose Nacht verbringen.

Die Hinrichtungen finden im Winter um sieben Uhr Morgens statt; doch man mußte um Mitternacht am Platze sein, weil es später unmöglich gewesen wäre, sich einen Weg durch die dichte Menge zu bahnen.

Von der Statue des Prinzen Eugen bis zum Gefängniß von La Roquette sind höchstens fünfhundert Meter. Es ging noch nichts Ungewöhnliches vor sich, denn noch waren die Boulevards nur wenig belebter als gewöhnlich; doch allmälig wurde es lebhafter, denn alle Welt bewegte sich nach derselben Seite und selbst Frauen liefen im Trab; dann waren auch die Cafés und Wirthshäuser noch beleuchtet, was in den äußeren Stadtvierteln von Paris zu einer so vorgerückten Stunde etwas Ungewöhnliches ist.

Es herrschte zwar nicht der geringste Nebel, doch die Nacht war sehr finster, feucht ohne Regen, kalt ohne Frost — eine richtige Pariser Januarnacht.

Herr Claude erklärte uns, es wäre Zeit, uns auf den Weg zu machen, und wir brachen auf. Er bewahrte die Kaltblütigkeit und die schneidigen Manieren eines Mannes, der seine Geschäfte besorgt und in dem diese Hinrichtungen kein anderes Gefühl aufkommen lassen, als den Wunsch, seinen Dienst so schnell wie möglich zu erledigen.

Herr Claude war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von mittlerer Gestalt, untersetzt, breitschulterig, mit einem runden Kopfe, kurzgeschnittenen Haaren und feinen Gesichtszügen. Die Stirn, das Kinn und der Nacken waren von erstaunlicher Breite; eine Energie, eine unerschütterliche Willenskraft verriethen sich in seiner trockenen, gleichmäßigen Sprache, in seinen kleinen, blassen, grauen Augen, in seinen kurzen und starken Fingern, in seinen muskulösen Beinen, in allen seinen entschlossenen und bedächtigen Bewegungen. Man behauptet, er sei sehr geschickt in seinen Bewegungen und bilde den Schrecken der Diebe und Mörder. Die politischen Verbrechen gehören nicht in sein Fach. Sein

Kollege, Herr Goron,[1] von dem mir Herr Maxime du Camp viel Gutes erzählt hat, hat feinere, ich möchte sagen raffinirtere Manieren und das Aussehen eines weichherzigen, sentimentalen Menschen.

Mit Ausnahme dieser beiden Herren und vielleicht auch des Herrn Maxime du Camp fühlten wir uns Alle sehr unbehaglich; wir schämten uns ein wenig, dabei zu sein, und gingen wie bei der Jagd, kerzengerade, Einer hinter dem Anderen.

Je näher wir La Roquette kamen, desto mehr Leute fanden wir auf unserem Wege; doch was man eine Menschenmenge nennt, war noch nicht vorhanden. Man hörte weder Geschrei, noch geräuschvolle Unterhaltungen; das „Schauspiel“ hatte noch nicht begonnen. Viele Strolche bummelten, die Hände in den Taschen, den Schirm ihrer Mütze über die Nase gezogen, auf dem Platze umher; sie gingen mit jenem schlappen, lodderigen Gange, den man nur in Paris sieht und der sich in einem Nu in ein äußerst behendes Laufen mit wahren Affensprüngen verwandelt.

„Da ist er! ... Da ist er! ... Das ist er!“ riefen mehrere Stimmen neben uns.

„Wissen Sie“, sagte Maxime plötzlich zu mir, „daß man Sie für den Henker hält?“ — Der Anfang ist vielversprechend, dachte ich.

Der Henker von Paris — Monsieur de Paris — dessen Bekanntschaft ich einige Stunden später machte, hat dieselbe Gestalt wie ich und auch weiße Haare.

Endlich bemerkten wir einen sehr langen, nicht allzu breiten Raum, der auf beiden Seiten von zwei kasernenähnlichen Gebäuden begrenzt wurde. Das eine war das Haus der jugendlichen Sträflinge; das andere, rechts, das Depot für die Verurtheilten des Gefängnisses La Roquette.

III.

Dieser Platz war in der Mitte von zwei Reihen Soldaten abgeschnitten. Vier andere Reihen standen zwanzig Schritte von den ersteren entfernt. Gewöhnlich werden bei Hinrichtungen keine Truppen requirirt; doch diesesmal hatte die Regierung, wegen der in Folge der Ermordung Viktor Noirs in die größte Aufregung versetzten Bevölkerung, die Polizei für ungenügend erachtet, die Menge im Zaume zu halten und außerordentliche Maßregeln getroffen.

Die Hauptthore des Gefängnisses von La Roquette führten gerade auf die Mitte des von Soldaten zernirten Platzes hinaus. Mehrere Sergeanten gingen langsam vor dem Thore auf und ab; ein junger, ziemlich starker Offizier, der ein reich gesticktes Käppi trug, stürzte mit einer Heftigkeit auf uns los, die mich an die Polizei meines Vaterlandes erinnerte; doch er beruhigte sich sofort, als er die „Seinen“ erkannte.

Die Thüre des Gefängnisses öffnete sich knapp, und man führte uns mit großer Vorsicht in das Wachlokal. Es folgten eine lange Untersuchung und ein peinliches Verhör. Nachdem diese Formalität erfüllt war, ließ man uns zuerst einen großen inneren Hof und dann einen kleinen Hof durchschreiten; dann befanden wir uns vor den Gemächern des Kommandanten.

Derselbe erwartete uns bereits. Er war ein kräftiger Mann von hoher Gestalt, mit grauem Schnurrbart; er hatte das typische Gesicht eines Infanterieoffiziers: die Adlernase, die unbeweglichen Augen eines Raubthieres und einen sehr kleinen Schädel. Er empfing uns mit Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit; doch unwillkürlich verrieth jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen, daß dieser kräftige Mann ein blindes Werkzeug seines Herrn war, der keinen Augenblick

[1] Früherer Chef der politischen Polizei.

zögern würde, auch den grausamsten Befehl auszuführen. Uebrigens hatte er in der Nacht des zweiten Dezember bereits Beweise seiner Ergebenheit geliefert, denn er hatte mit seinem Bataillon die Druckerei des „Moniteur“ überfallen.

Als echter „Gentleman“ trat er uns seine im zweiten Stocke des Hauptgebäudes belegene Wohnung ab, die aus zwei ziemlich gut möblirten Zimmern bestand. Ein helles Feuer flammte im Kamin. Ein kleines Windspiel, das eine verbundene Pfote hatte, schleppte sich von einem Teppich zum anderen und wedelte dazu mit dem Schweife; seine Augen zeigten einen traurigen Ausdruck, als wenn es sich auch gefangen gefühlt hätte.

Wir waren acht „Gäste“; und ich erkannte nach ihren Photographien einige Personen: Sardou, Albert Wolff 2c. . . . Doch ich fühlte kein Verlangen, das Wort an sie zu richten. Wir setzten uns in den Salon, und Maxime du Camp näherte sich Herrn Claude.

Man kann sich denken, daß Troppmann den einzigen Gegenstand der Unterhaltung, den Mittelpunkt aller unserer Gedanken bildete. Der Kommandant theilte uns mit, der Verurtheilte wäre um neun Uhr Abends eingeschlafen und „schlafe noch friedlich den Schlummer des Gerechten“; er schiene die Verwerfung seines Gnadengesuches geahnt zu haben, er flehte den Kommandanten an, ihm über diesen Punkt die Wahrheit zu sagen, und beharre noch immer in seiner Erklärung, er hätte Komplizen, die er nicht nennen wollte. Der Kommandant fügte hinzu, Troppmann würde im entscheidenden Augenblick Furcht haben, doch bis jetzt hätte er mit gutem Appetit gespeist. Bücher hätte Troppmann nicht verlangt.

Auf unserer Seite des Salons fragten sich Einige, ob man den Versicherungen dieses Verbrechers, der sich als ausgefeimter Lügner entpuppt hatte, Glauben schenken dürfe. Man erzählte von Neuem den Mord in allen seinen Einzelheiten; man fragte sich, was die Phrenologen von dem Schädel Troppmanns behaupteten; man berührte die Todesfrage . . . doch die Unterhaltung schleppte sich hin; man diskutirte kühl, ohne innere Ueberzeugung, mit starker Benutzung von Gemeinplätzen, und unterbrach sich bei dem geringsten Vorwand, ohne die Unterhaltung fortzusetzen. . . . Es war unmöglich, von etwas Anderem zu sprechen als von dem Ereigniß dieser Nacht, aus unwillkürlicher Achtung vor dem Tode und aus Achtung vor diesem menschlichen Wesen, das verurtheilt war, ihn zu erleiden. Ein unbestimmbares Gefühl der Unruhe lastete auf uns, wir langweilten uns nicht; doch dieses unerklärliche Unbehagen, diese verzehrende Angst waren hundertmal peinlicher, als die Langeweile . . . wir glaubten, diese Nacht würde nie enden.

Was mich anbetraf, so fühlte ich nur eins; ich fühlte, ich hatte nicht das Recht, mich auf dem Platze zu befinden, auf dem ich mich zu dieser Stunde befand; ich fühlte, daß sich meine Anwesenheit an diesem Orte durch keine moralische, noch psychologische Rücksicht rechtfertigen ließ.

Herr Claude kam nach einer Weile wieder zu uns und fing an, uns zu erklären, wie ihm der berühmte Mörder Jud zwischen den Fingern durchgeschlüpft war, doch fügte er hinzu, er gäbe die Hoffnung nicht auf, ihn, wenn er noch lebte, wieder zu fassen.

Plötzlich hörte man das dumpfe Geräusch von Rädern, und einige Minuten später theilte man uns mit, die Guillotine wäre eingetroffen.

Sogleich eilten wir auf die Straßen, als könnten wir es gar nicht erwarten, sie zu sehen. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 29. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Liberale Liebesgabenschmerzen.

✓ **Berlin**, 5. April 1898.

Der dem Reichstag vorliegende Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals hat in der liberalen Presse schon seit Wochen zu einer sozusagen „theoretischen“ Debatte über den Begriff der Erworbenen Rechte geführt. Zu einer sozusagen „theoretischen“ Debatte, denn einen Funken wirklichen theoretischen Verständnisses würde man vergeblich in dem unsäglichen Kauderwälsch suchen, das, um nur je ein Beispiel aus dem Norden, aus der Mitte und aus dem Süden anzuführen, die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, die „Vossische Zeitung“ und die „Neue Züricher Zeitung“ in dieser Frage produziren. Neuerdings hat nun auch noch der Bonner Professor Baron seine Stimme in das Katzenkonzert gemischt, und zwar mit der Forderung, im Interesse des mobilen Kapitals „den Begriff des wohlerworbenen Rechtes zu erweitern“. Dafür hebt ihn die „Vossische Zeitung“ jubelnd auf den Schild, uneingedenk der Zeit, wo sie denselben Herrn Baron als einen ausgezeichneten Dummkopf zu porträtiren pflegte, weil er den „Staatssozialisten“ aus der Taufe gehoben hatte.

Der Knownothing des Katheders stimmt mit den Knownothings der liberalen Presse darin überein, daß der Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals, so wie ihn die Regierung ausgearbeitet hat, die sozialdemokratische Agitation zu fördern geeignet sei. Der Unsinn tritt sofort in sein volles Licht, wenn man die einfache historische Thatsache feststellt, daß schon seit mittelalterlichen Zeiten, schon seit den ersten Anfängen des Postwesens, das Postregal ein Attribut der Landeshoheit gewesen ist. Es ist ja in gewissem Sinne sehr schmeichelhaft für die Sozialdemokratie, daß sie an einer entschieden vernünftigen Staatseinrichtung, die sich seit Jahrhunderten bewährt hat, die eigentliche Schuld tragen soll, aber thatsächlich ist sie doch unschuldig daran. Das Postregal stammt noch aus feudaler Zeit und ist in der bürgerlichen Gesellschaft niemals angefochten, wenn auch, bald aus berechtigten Gründen der Verkehrsinteressen, bald aus unberechtigten Gründen fiskalischer Plusmacherei, enger oder weiter gefaßt worden. Niemals aber haben dabei sozialistische Gründe in irgend welchem, und sei es auch dem entferntesten Sinne des Wortes mitgespielt.

Gegenwärtig plant die Reichspostverwaltung eine Erweiterung des Postregals und zwar so, daß der bisher freigegebene Briefverkehr innerhalb der einzelnen Postorte dem Postzwang unterliegen soll. Der Gesetzentwurf, den die Regierung vorgelegt hat, enthält nicht die Spur eines sozialistischen Gedankens; er bewegt sich durchaus auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft; die einzige Frage, die er aufwirft, geht dahin, ob er den modernen Verkehrsinteressen entspricht oder nicht. Wird diese Frage bejaht, so ist der Gesetzentwurf anzunehmen, wird sie verneint, so ist er abzulehnen. Nichts kann einfacher und klarer sein, als die staatsrechtliche Grundlage des Entwurfs. Nach der deutschen Reichsverfassung unterliegt das Postwesen der Reichsgesetzgebung; die gesetzgebenden Faktoren des Reiches sind auf diesem Gebiete souverän; wenn der Reichstag die Vorlage des Bundesraths genehmigt, so ist die Sache in aller Form Rechtens abgemacht.

Nun bestreiten die liberalen „Reichsfreunde" das souveräne Recht der Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete des Postwesens. Sie behaupten, und mit ihnen behauptet es Herr Baron, daß die geplante Erweiterung des Postregals nicht zulässig sei, wenn nicht die dadurch geschädigten Privatposten entsprechend entschädigt würden. Erweitere das Reich sein Postregal ohne solche Entschädigung, so handle es „sozialistisch", und demgemäß peitschen die liberalen Blätter das Witzchen todt, der Generalpostmeister v. Podbielski sei auf Lassalle gekommen, der in seinem „System der erworbenen Rechte" ja gefordert habe, daß der Staat so viel Privateigenthum an sich reißen könne wie er wolle, ohne daß er verpflichtet sei, die Privateigenthümer zu entschädigen. Zur Entschuldigung dieser gelehrten Männer wollen wir ihnen die berufsmäßige Unwissenheit des bürgerlichen Journalisten und je nachdem auch Professors zu Gute halten; hätten sie Lassalles Werk jemals auch nur angeblättert, so würden sie wissen, daß Lassalle den abgeschmackten Unsinn, den sie ihm andichten, niemals gesagt hat. Es ist hier nicht der Ort, einen Abriß von Lassalles Gedankengang zu geben, aus dem einfachen Grunde nicht, weil dieser Gedankengang, soweit er sozialistische Konsequenzen enthält, sich mit dem Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals nicht berührt und, soweit er sich mit diesem Gesetzentwurf berührt, nicht sozialistische Konsequenzen zieht, sondern das bürgerliche Recht gegen das feudale Recht vertheidigt. Verblendet von ihrer maßlosen Profitwuth, benutzt die liberale Presse in dieser Sache wieder einmal das rothe Gespenst als Treiber, um die — feudale Jagd recht ergiebig zu machen.

Denn so und nicht anders liegt die Sache. Haben die Privatposten einen rechtlichen Anspruch auf Entschädigung, so haben die Großgrundbesitzer auch einen rechtlichen Anspruch auf die Getreidezölle und selbst den Antrag Kanitz, so haben die Schnapsbrenner und die Zuckersieder auch einen rechtlichen Anspruch auf ihre Liebesgaben. Das Reich ist auf dem Gebiete des Gewerbe- und Handels-, des Steuer- und Zollwesens nicht souveräner als auf dem Gebiete des Postwesens. Hat die liberale Presse verlangt, und verlangt sie heute noch, daß die Gewerbe-, Handels-, Steuer- und Zollgesetzgebung im kapitalistischen Interesse geregelt werde, unbekümmert um die Schädigung einzelner Klassen, erhebt sie ein mörderisches Geschrei über „verwerfliche Klassenselbstsucht", wenn die von der kapitalistischen Gesetzgebung schwer gefährdeten Klassen sich zur Wehre setzen, so muß sie auch für sich billig sein lassen, was für die Anderen recht sein soll. Sind die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches der Ansicht, daß die Erweiterung des Postregals im allgemeinen Interesse nothwendig ist, so haben sich die geschädigten Privatposten zu fügen, ebenso wie sich die geschädigten Zunftmeister

zu fügen hatten, als die Gesetzgebung die Beseitigung der Zunft im allgemeinen Interesse für nothwendig hielt. Das ist bürgerliches Recht, und zwar bürgerliches Recht im historisch-fortschrittlichen Sinne. Wenn der kapitalistische Liberalismus heute noch irgend eine halbwegs achtbare Seite hat, so ist es seine Bekämpfung der Getreidezölle und der Liebesgaben, die nicht besser, aber auch nicht schlimmer sind, als die Entschädigung der Privatposten sein würde. Diese Posten haben sich als private Spekulationen auf einem Gebiete angesiedelt, von dem sie sehr wohl wußten, daß es seit Jahrhunderten der souveränen Gesetzgebung des Staates unterstand; haben sie trotzdem auf die ewige Dauer ihrer Geschäfte gerechnet, so haben sie eben falsch spekulirt, und dies Risiko müssen sie nach den heiligsten und unverbrüchlichsten Gesetzen der kapitalistischen Gesellschaft tragen.

Wir wissen nicht, ob Herr Baron noch die feudal-konservativen Anschauungen hegt, die ihn einst an die Seite Stöckers führten. Sollte dem so sein, so würden wir allerdings verstehen, weshalb er jetzt für die Entschädigung der Privatposten plädirt. Er begründet seine Auffassung mit den Worten: „Die Privatpostanstalten haben ihr Unternehmen begonnen im Vertrauen auf die bestehende Gesetzgebung, wonach geschlossene Briefe gewerbsmäßig von Privaten innerhalb desselben Ortes befördert werden dürfen." Genau so kann der Schnapsbrenner für seine Liebesgabe plädiren, indem er sagt: „Ich habe meine Schnapsbrennerei begonnen im Vertrauen auf die bestehende Gesetzgebung, wonach nur eine geringe Steuer auf dem Schnapse lag." Ganz offenherzig wird Herr Baron dann mit der Behauptung: „Der Begriff des jus quaesitum ist von der alten Jurisprudenz in einer Zeit des gebundenen Erwerbslebens entwickelt worden, wir aber bekennen uns zur Gewerbe- und Handelsfreiheit und müssen dementsprechend jenen Begriff umgestalten." Das heißt: Wie einst dem Zunfthandwerker der Absatz, so soll dem spekulirenden Kapital der Profit von Staatswegen gesichert werden. Genau mit denselben Redensarten, wie die Zünftler die Gewerbefreiheit, bekämpfen die kapitalistisch-liberalen Blätter jetzt den Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals.

Man wird uns nicht dahin mißverstehen, als ob wir für diesen Gesetzentwurf eine Begeisterung empfänden, die er nicht verdient. Wie wir schon sagten, ist das Postregal von Staatswegen nicht blos nach den Gesichtspunkten der Verkehrsinteressen, sondern oft genug auch nach den Gesichtspunkten fiskalischer Plusmacherei gehandhabt worden. Wenn das Reichspostgesetz von 1871 jene Lücke ließ, in der sich die private Spekulation angesiedelt hat, so geschah es aus Gründen fiskalischer Plusmacherei; die Postverwaltung glaubte mit dem Postzwange innerhalb der einzelnen Postorte keine guten, sondern schlechte Geschäfte zu machen. Da sie jetzt an den Profiten der Privatposten sieht, daß sich damit gute Geschäfte machen lassen, so will sie das Postregal entsprechend erweitern. Ihr Gesetzentwurf ist also durchaus kein besonderer Ruhmestitel für sie; er bezeugt im Gegentheil, daß der Postfiskus ein schlechterer Spekulant gewesen ist, als das Privatkapital. Diesen Trost in ihrem Leide gönnen wir den bedrückten Kapitalistenherzen der Privatposten sehr gern. Aber sie sollen uns nur nicht mit dem lächerlichen Anspruch kommen, für ihre schlauere Spekulation eine Nationalbelohnung zu erhalten. Der Steuerzahler sagt dem Postfiskus und den Privatposten: Zankt und schlagt euch so viel ihr wollt, aber laßt mich ungeschoren, ich bin weder verpflichtet noch geneigt, die Kriegskosten eures Krakehls zu tragen.

Natürlich ist es das gute Recht der kapitalistisch-liberalen Parteien, den Gesetzentwurf der Postverwaltung zu verwerfen. Sagen sie etwa: der Entwurf fördert die allgemeinen Verkehrsinteressen nicht, oder soweit er sie fördert, wiegt der Nutzen nicht den Schaden auf, den er den kapitalistischen Interessen zufügt,

so mag diese Ansicht richtig oder unrichtig sein: jedenfalls ist sie in sich logisch. Und vielleicht würden die kapitalistisch-liberalen Parteien sich auf diesen Standpunkt zurückziehen, wenn der Postfiskus die Erweiterung des Postregals nicht mit dem einladenden Speck versehen hätte, das allgemeine Briefporto durch die Erhöhung der Gewichtsgrenze für einfache Briefe herabzusetzen. Diese Verkehrserleichterung wollen jene Parteien auf jeden Fall einheimsen, und da sie auf keinen Fall die kapitalistische Spekulation schädigen möchten, so sind sie auf den famosen, aber sehr unlogischen Gedanken verfallen, auf Regiments Unkosten die Privatposten zu entschädigen. Ihr Hinüberwechseln auf das Prinzip des Antrags Kanitz suchen sie dann durch den Schwindel zu verdecken, daß der Postfiskus in das Lager Lassalles übergelaufen sei, und die grauenvolle Unwissenheit der „gebildeten Klassen“ gestattet ihnen, das alberne Gewäsch von Königsberg bis Zürich auszupatschen.

Wenn die sozialdemokratische Fraktion für den Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals eingetreten ist und nur die Bedingung gestellt hat, daß die Angestellten der Privatposten vom Postfiskus übernommen werden, so bildet sie sich nicht ein, damit der kommunistischen Gesellschaft einen Schritt näher zu kommen, und ebenso wenig beansprucht sie ein jus quaesitum für die Proletarier, die bisher von dem in den Privatposten angelegten Kapital ausgebeutet worden sind. Für sie handelt es sich nur um ein bürgerliches Verkehrsinteresse und um ein nobile officium des Staates, das sich in dem weltberühmten Reiche der „Sozialreform“ eigentlich schon von selbst verstehen sollte.

Diese einfache und klare Stellung der sozialdemokratischen Partei beseitigt die letzten Zweifel darüber, daß wenn die kapitalistisch-liberale Herde über „Lassalle und Podbielski“ brüllt, damit nur ihr schmählicher Rückzug an die Krippe feudaler Liebesgaben maskirt werden soll.

Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrath der „Internationale“ am 26. Juni 1865
von **Karl Marx.**

Uebersetzt von **E. R. Bernstein.**

(Fortsetzung.)

6. Vom Werth und vom Preis.

Bürger, ich bin nun an einem Punkte angelangt, wo ich auf die wirkliche Entwicklung der Frage eintreten muß. Ich kann nicht versprechen, dies in einer sehr zufriedenstellenden Weise zu thun, da ich sonst gezwungen wäre, das ganze Feld der politischen Oekonomie durchzugehen. Ich kann nur, wie die Franzosen sagen würden, „effleurer la question“, d. h. nur die Hauptpunkte berühren.

Die erste Frage, die wir zu stellen haben, ist die: Was ist der W e r t h einer Waare? Wie wird er bestimmt?

Auf den ersten Blick würde es scheinen, daß der Werth einer Waare eine ganz r e l a t i v e Sache sei, die nicht bestimmt werden kann, ohne daß die eine Waare in ihren Beziehungen zu anderen Waaren betrachtet wird. In der That verstehen wir, wenn wir von dem Werth, dem Tauschwerth einer Waare sprechen, die verhältnißmäßigen Mengen anderer Waaren, für die sie ausgetauscht werden kann. Nun aber entsteht die Frage: Wie werden die Verhältnißbeziehungen, in denen die Waaren zu einander stehen, regulirt?

Aus der Erfahrung wissen wir, daß diese Beziehungen unendlich verschieden sind. Wenn wir eine einzige Waare, sagen wir Weizen, nehmen, so werden wir finden, daß ein Quarter Weizen sich in fast unzählig verschiedenen Verhältnißgraden mit anderen Waaren austauscht. Und dennoch muß, da sein Werth immer der gleiche bleibt, dieser Werth, gleichviel ob er sich in Seide, Gold oder irgend einer anderen Waare ausdrückt, etwas von diesen verschiedenen Proportionen, in denen er sich mit anderen Artikeln austauscht, Unterschiedenes und von ihnen Unabhängiges sein. Es muß möglich sein, diese verschiedenen Gleichungsbeziehungen zu verschiedenen Gegenständen in einer ganz anderen Form zum Ausdruck zu bringen.

Ferner, wenn ich sage, daß ein Quarter Weizen sich in einem bestimmten Verhältniß mit Eisen austauscht oder daß der Werth eines Quarters Weizen sich in einer bestimmten Menge Eisen ausdrückt, so sage ich, daß der Werth des Weizens und sein Gegenwerth in Eisen irgend einer dritten Sache gleich sind, die weder Weizen noch Eisen ist, weil ich dabei unterstelle, daß sie dieselbe Größe in zwei verschiedenen Formen darstellen. Jedes von ihnen, der Weizen oder das Eisen, muß sich deshalb unabhängig von dem anderen auf jene dritte Sache, die ihr gemeinsames Maß ist, zurückführen lassen.

Ich will, um diesen Punkt zu erhellen, auf ein sehr einfaches Beispiel aus der Geometrie zurückgreifen. Wenn wir den Flächeninhalt von Dreiecken der verschiedensten Formen und Größen, oder Dreiecke mit Rechtecken oder irgendwelchen anderen gradlinigen Figuren vergleichen, wie verfahren wir alsdann? Wir führen die Fläche jedes Dreiecks auf einen von seiner sichtbaren Natur ganz verschiedenen Ausdruck zurück. Nachdem wir aus der Natur des Dreiecks erkannt haben, daß sein Flächeninhalt dem halben Produkt seiner Grundlinie mit seiner Höhe gleich ist, können wir daraufhin die verschiedenen Werthe aller Arten von Dreiecken und anderer gradlinigen Figuren vergleichen, weil jede dieser letzteren in eine gewisse Anzahl von Dreiecken aufgelöst werden kann.

Dasselbe Verfahren muß bei den Werthen der Waaren vorgenommen werden können. Wir müssen im Stande sein, sie alle auf den einen ihnen gemeinsamen Ausdruck zurückzuführen, indem wir sie nur noch nach dem Verhältniß unterscheiden, in dem sie dasselbe identische Maß enthalten.

Da die Tauschwerthe der Waaren nur gesellschaftliche Funktionen dieser Gegenstände sind und durchaus nichts mit ihren natürlichen Eigenschaften zu thun haben, müssen wir erst fragen: Welches ist die gemeinsame gesellschaftliche Substanz aller Waaren? Es ist die Arbeit. Um eine Waare herzustellen, muß eine bestimmte Summe Arbeit auf sie verwandt oder in sie verarbeitet sein. Und ich sage nicht nur Arbeit, sondern gesellschaftliche Arbeit. Ein Mann, der einen Artikel für seinen eigenen unmittelbaren Gebrauch herstellt, das heißt um ihn selbst zu konsumiren, schafft ein Produkt, aber nicht eine Waare. Als sich selbst erhaltender Produzent hat er nichts mit der Gesellschaft zu thun. Um dagegen eine Waare zu produziren, muß der Mann nicht nur einen Artikel produziren, der irgend ein gesellschaftliches Bedürfniß befriedigt, sondern seine Arbeit selbst muß einen Theil und ein Stück der von der Gesellschaft ausgegebenen Gesammtsumme von Arbeit bilden. Sie muß in das Bereich der Theilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft fallen. Sie ist nichts ohne die anderen Abtheilungen der Arbeit und muß sie ihrerseits ergänzen.

Wenn wir die Waaren als Werthe betrachten, so betrachten wir sie ausschließlich unter dem alleinigen Gesichtspunkt von vergegenständlichter, fixirter oder, wenn Ihr wollt, kristallisirter gesellschaftlicher Arbeit.

In dieser Hinsicht können sie sich nur dadurch unterscheiden, daß sie größere oder kleinere Mengen Arbeit darstellen, wie zum Beispiel eine größere Menge Arbeit in einem seidenen Taschentuch stecken kann, als in einem Backstein. Aber wie mißt man Arbeitsmengen? An der Zeit, welche die Arbeit dauert, indem man die Arbeit nach Stunde, Tag x. mißt. Natürlich werden, um dieses Maß anzuwenden, alle Arten von Arbeit zur durchschnittlichen oder einfachen Arbeit als ihrer Einheit zurückgeführt.

Wir gelangen deshalb zu diesem Schlusse. Die Waare hat einen Werth, weil sie eine Kristallisation gesellschaftlicher Arbeit ist. Die Größe ihres Werthes oder ihr relativer Werth hängt von der größeren oder kleineren Menge der in ihr enthaltenen gesellschaftlichen Substanz ab, das heißt von der zu ihrer Herstellung relativ nothwendigen Arbeitsmasse. Die relativen Werthe der Waaren werden somit bestimmt von den betreffenden Mengen oder Summen von Arbeit, die in diesen Waaren verarbeitet, vergegenständlicht, fixirt sind. Einander entsprechende Mengen von Waaren, die in der gleichen Arbeitszeit produzirt werden können, sind im Werthe gleich. Oder, der Werth einer Waare verhält sich zum Werthe einer anderen Waare wie die in der einen fixirten Arbeitsmenge sich zu der in der anderen fixirten Arbeitsmenge verhält.

Ich vermuthe, daß viele von Euch fragen werden: Existirt also wirklich solch ein großer oder überhaupt irgend ein Unterschied zwischen der Bestimmung der Waarenwerthe auf Grund der Löhne und der ihrer Bestimmung auf Grund der zu ihrer Herstellung nothwendigen relativen Arbeitsmengen? Ihr müßt Euch jedoch klar machen, daß die Belohnung der Arbeit und die Menge der Arbeit ganz ungleichartige Dinge sind. Nehmen wir zum Beispiel an, es seien in einem Quarter Weizen und einer Unze Gold gleiche Mengen Arbeit fixirt. Ich greife auf dieses Beispiel zurück, weil es von Benjamin Franklin in seiner 1721 veröffentlichten Abhandlung, „A Modern Inquiry into the Nature and Necessity of a Paper Currency“ betitelt, gebraucht wurde, in welcher Schrift er als einer der Ersten die wirkliche Natur des Werthes traf. Nun wohl! Wir nehmen also an, daß ein Quarter Weizen und eine Unze Gold gleiche Werthe oder Aequivalente sind, weil sie Kristallisirungen gleicher Mengen von Durchschnittsarbeit sind, von so vielen Tagen oder so vielen Wochen in jeder von ihnen fixirter Arbeit. Beziehen wir uns, indem wir so die relativen Werthe von Gold und Korn bestimmen, in irgendwelcher Weise auf die Löhne der Landarbeiter und der Bergarbeiter? Nicht im Geringsten. Wir lassen es ganz unbestimmt, wie deren Tages- oder Wochenarbeit bezahlt oder selbst ob überhaupt Lohnarbeit angewandt wurde. Wenn es geschehen, so mögen die Löhne sehr ungleich gewesen sein. Der Arbeiter, dessen Arbeit in dem Quarter Weizen steckt, mag nur zwei Bushel, dagegen der in den Bergwerken beschäftigte Arbeiter eine halbe Unze Gold erhalten. Oder angenommen, ihre Löhne sind gleich, so können dieselben doch in allen möglichen Graden von den Werthen der von ihnen verfertigten Gegenstände abweichen. Sie können die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, ein Fünftel oder irgend einen anderen Bruchtheil des einen Quarters Weizen oder der einen Unze Gold betragen. Die Löhne dieser Arbeiter können natürlich nicht die Werthe der von ihnen verfertigten Waaren übersteigen, nicht höher sein als sie, aber sie können in jedem möglichen Grade niedriger sein. Ihre Löhne werden in den Werthen der Produkte ihre Grenze finden, aber den Werthen ihrer Produkte werden nicht durch ihre Löhne Grenzen gesetzt. Und vor Allem werden die Werthe, wie zum Beispiel die relativen Werthe von

Korn und Gold, ohne irgendwelche Rücksicht auf den Werth der angewandten Arbeit, das will sagen der Löhne, festgesetzt worden sein. Es ist deshalb etwas ganz Anderes, die Werthe von Waaren nach den in sie hineingesteckten relativen Mengen von Arbeit zu bestimmen, als die tautologische Methode, die Werthe von Waaren nach dem Werthe der Arbeit oder durch die Löhne zu bestimmen. Dieser Punkt wird jedoch im Verlauf unserer Untersuchung genauer erhellt werden.

Bei der Berechnung des Tauschwerthes einer Waare müssen wir zu der Menge der zuletzt angewandten Arbeit die vorher in dem Rohmaterial der Waare verarbeitete Menge von Arbeit hinzufügen, ebenso die Arbeit, die auf die Geräthe, Werkzeuge, Maschinen und Häuser verwandt worden, die bei jener Arbeit zu Hilfe genommen wurden. Zum Beispiel ist der Werth einer bestimmten Menge von Baumwollgarn die kristallisirte Menge Arbeit, die der Baumwolle während des Spinnprozesses hinzugefügt ward, der in der Baumwolle selbst vorher realisirten Arbeitsmenge, der in den Kohlen, dem Oel und anderen zur Anwendung gelangten Hilfsmitteln steckenden Arbeitsmenge, der in der Dampfmaschine, den Spindeln, dem Fabrikgebäude und so weiter fixirten Arbeitsmenge. Die eigentlichen Arbeitsmittel, wie Werkzeuge, Maschinen, Gebäude, werden eine längere oder kürzere Zeit im Verlaufe wiederholter Produktionsprozesse immer von Neuem benutzt. Würden sie, wie das Rohmaterial, auf einmal aufgenützt, so würde ihr ganzer Werth in Einem hin auf die Waaren übertragen werden, die sie herstellen halfen. Da aber zum Beispiel eine Spindel nur allmälig aufgenutzt wird, so wird eine Durchschnittsberechnung gemacht, bei der die Durchschnittszeit ihrer Dauer und ihrer Durchschnittsabnutzung oder ihr Verschleiß während einer bestimmten Zeit, sagen wir eines Tages, zu Grunde gelegt wird. Auf solche Weise berechnen wir, wie viel von dem Werthe der Spindel auf das täglich gesponnene Garn übergeht und wie viel deshalb von der Totalsumme Arbeit, die zum Beispiel in einem Pfund Garn sich verwirklicht, der vorher in der Spindel vergegenständlichten Menge Arbeit zuzuschreiben ist. Für unseren augenblicklichen Zweck ist es nicht nothwendig, länger bei diesem Punkte zu verweilen.

Es könnte scheinen, daß, wenn der Werth jeder Waare von der auf ihre Herstellung verwandten Quantität Arbeit bestimmt wird, sich daraus ergiebt, daß, je träger oder ungeschickter ein Arbeiter ist, die von ihm hergestellte Waare um so werthvoller wird, weil die für ihre Fertigstellung erforderte Arbeitszeit eine entsprechend längere ist. Dies wäre indeß ein trauriger Fehlschluß. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich das Wort „gesellschaftliche Arbeit“ gebraucht habe, und in dieser qualifizirenden Bezeichnung „gesellschaftlich“ sind viele Punkte eingeschlossen. Wenn wir sagen, daß der Werth einer Waare von der in ihr verarbeiteten oder kristallisirten Menge von Arbeit bestimmt wird, so verstehen wir darunter die zu ihrer Herstellung in einem gegebenen Gesellschaftszustand, unter bestimmten gesellschaftlichen Durchschnittsbedingungen der Produktion, einer gegebenen gesellschaftlichen Durchschnittsdichtigkeit und Durchschnittsgeschicklichkeit der angewandten Arbeit erforderte Arbeitsmenge. Als in England der Kraftstuhl mit dem Handstuhl in Konkurrenz trat, da bedurfte es nur der Hälfte der früheren Arbeitszeit, um eine bestimmte Menge Garn in eine Elle Kattun oder Tuch zu verwandeln. Der arme Handstuhlweber arbeitete nun siebzehn und achtzehn Stunden täglich statt der neun oder zehn Stunden, die er früher gearbeitet hatte. Aber sein Produkt einer zwanzigstündigen Arbeit repräsentirte jetzt nur noch zehn soziale Arbeitsstunden oder zehn für die Umwandlung einer bestimmten Menge Garn in Webstoffe nothwendige Stunden gesellschaftlicher Arbeit. Sein in zwanzig

Stunden fertiggestelltes Produkt hatte somit keinen höheren Werth als sein früher in zehn Stunden hergestelltes Produkt.

Wenn also die in den Waaren verkörperte Menge gesellschaftlich nothwendiger Arbeit ihren Tauschwerth regelt, so muß jede Vermehrung der für die Herstellung einer Waare nothwendigen Arbeitsmenge den Werth derselben erhöhen, wie jede Verringerung ihn vermindern muß.

Wenn die Arbeitsmengen, die zur Herstellung der verschiedenen Arten von Waaren erfordert sind, konstant blieben, so würden ihre relativen Werthe auch konstant sein. Aber dies ist nicht der Fall. Die für die Herstellung einer Waare nothwendige Arbeitsmenge wechselt beständig mit den Veränderungen in den Produktivkräften der angewandten Arbeit. Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto mehr an Produkten wird in einer gegebenen Arbeitszeit fertiggestellt, und je geringer die Produktivkraft der Arbeit, eine um so kleinere Menge Produkte wird in derselben Zeit fertiggestellt. Wenn es z. B. bei zunehmender Bevölkerung nothwendig werden sollte, weniger fruchtbaren Boden zu kultiviren, so würde dieselbe Menge von Produkten nur dadurch erzielt werden können, daß eine größere Menge Arbeit verwandt würde, und der Werth der Bodenprodukte würde in Folge dessen steigen. Andererseits ist es klar, daß wenn der einzelne Spinner mit Hilfe der modernen Produktionsmittel im Laufe eines Arbeitstags viele tausendmal mehr Baumwolle in Garn verwandelt als er im gleichen Zeitraum mit dem Spinnrad verspinnen konnte, jedes einzelne Pfund Baumwolle viele tausendmal weniger Spinnarbeit absorbiren wird als vorher und in Folge dessen der durch das Spinnen jedem einzelnen Pfund Baumwolle hinzugefügte Werth tausendmal kleiner sein wird als vordem. Der Werth des Garnes wird entsprechend fallen.

Abgesehen von den Unterschieden in der natürlichen Spannkraft und der erworbenen Arbeitsgeschicklichkeit der verschiedenen Völker müssen die Produktivkräfte der Arbeit hauptsächlich abhängen:

Erstens von den **Naturbedingungen** der Arbeit, wie Ergiebigkeit des Bodens, der Bergwerke u. s. w.

Zweitens von den fortschreitenden Verbesserungen der **gesellschaftlichen Arbeitskräfte**, wie sie bewirkt werden durch die Produktion auf großem Maßstab, durch die Konzentration des Kapitals und Kombinirung der Arbeit, Theilung der Arbeit, Maschinen, verbesserter Methoden, Anwendung von chemischen und anderen Naturkräften, Verdichtung der Zeit und des Raumes durch Verkehrs- und Transportmittel, sowie durch alle sonstigen Veranstaltungen, vermittelst deren die Wissenschaft die Naturkräfte in den Dienst der Arbeit zwingt und der gesellschaftliche oder kooperative Charakter der Arbeit zur Entfaltung gebracht wird. Je größer die Produktionskraft der Arbeit, um so weniger Arbeit wird auf eine bestimmte Menge von Produkten verwandt. Deshalb auch um so kleiner der Werth des Produkts. Je geringer die Produktivkraft der Arbeit, desto mehr Arbeit wird auf die gleiche Produktenmenge verwendet. Um so größer dann ihr Werth.

Wir dürfen demgemäß als allgemeines Gesetz feststellen, daß:

Die Werthe der Waaren sich direkt wie die Mengen von Arbeitszeit verhalten, die zu ihrer Herstellung angewandt werden und umgekehrt wie die Produktivkräfte der verwandten Arbeit.

Nachdem ich bisher nur vom **Werthe** gesprochen, so werde ich jetzt einige Worte über den **Preis** hinzufügen, der eine eigenthümliche Form ist, die der Werth annimmt.

Für sich allein genommen ist der Preis nichts als der Geldausdruck des Werthes. Die Werthe aller Waaren dieses Landes sind zum Beispiel alle in Goldpreisen ausgedrückt, während sie auf dem Festland hauptsächlich in Silberpreisen ausgedrückt werden. Der Werth des Goldes oder Silbers wird wie der aller anderen Waaren von der Menge Arbeit bestimmt, die zu ihrer Gewinnung nothwendig ist. Ihr tauscht eine gewisse Menge Eurer nationalen Produkte, in denen eine bestimmte Menge Eurer nationalen Arbeit kristallisirt ist, gegen das Produkt von Gold und Silber produzirenden Ländern um, in dem eine gewisse Menge ihrer Arbeit kristallisirt ist. Auf solche Weise, thatsächlich durch das Markten, lernt Ihr die Werthe aller Waaren, das heißt die respektiven Arbeitsmengen, die auf ihre Herstellung verwendet worden, in Gold und Silber ausdrücken. Wenn Ihr in den Geldausdruck des Werthes oder, was dasselbe heißt, die Umwandlung des Werthes in Preis etwas genauer eindringt, so werdet Ihr finden, daß es ein Prozeß ist, durch den Ihr den Werthen aller Dinge eine selbständige und gleichartige Form gebt oder durch den Ihr sie als Mengen gleicher, gesellschaftlicher Arbeit bezeichnet. So weit als er nur der Geldausdruck des Werthes ist, ist der Preis von Adam Smith der „natürliche Preis“ und von den französischen Physiokraten der „prix necessaire“ genannt worden.

Welches ist nun das Verhältniß zwischen Werth und Marktpreis oder zwischen natürlichen Preisen und Marktpreisen? Ihr Alle wißt, daß der Marktpreis derselbe ist für alle Waaren gleicher Art, wie verschieden auch immer die Produktionsbedingungen der einzelnen Produzenten sein mögen. Der Marktpreis drückt nur den Durchschnittsbetrag der gesellschaftlichen Arbeit aus, die unter den Durchschnittsbedingungen der Produktion erfordert ist, um den Markt mit einer bestimmten Masse von bestimmten Artikeln zu versorgen. Er wird gemäß der Gesammtmenge von Waaren einer bestimmten Art berechnet.

Soweit stimmt der Marktpreis einer Waare mit ihrem Werthe überein. Andererseits sind die Schwankungen der Marktpreise, da diese bald über, dann wieder unter den Werth oder den natürlichen Preis steigen und sinken, von den Schwankungen der Zufuhr und der Nachfrage abhängig. Die Abweichungen der Marktpreise von den Werthen finden beständig statt, aber, wie Adam Smith sagt: „Der natürliche Preis ist der den Mittelpunkt bildende Preis, um den die Preise der Waaren fortwährend gravitiren. Verschiedene Zufälle mögen sie manchmal ein gut Theil darüber halten und sie manchmal selbst darunter hinabdrücken. Aber welches auch immer die Hindernisse sein mögen, die sie abhalten, sich in diesem Mittelpunkt von Ruhe und Beharrlichkeit festzusetzen, so streben sie doch beständig nach ihm hin.“

Ich kann jetzt darauf nicht genauer eingehen. Es genüge zu sagen, daß wenn Angebot und Nachfrage einander im Gleichgewicht halten, die Marktpreise der Waaren mit ihren natürlichen Preisen, das heißt mit ihren Werthen, übereinstimmen werden, wie diese von den zu ihrer Herstellung erforderten respektiven Arbeitsmengen bestimmt sind. Aber Angebot und Nachfrage müssen beständig darnach streben, sich das Gleichgewicht zu halten, wenn sie dies auch nur in der Weise thun, daß sie jede Schwankung durch eine andere, jedes Steigen durch ein Fallen und umgekehrt ausgleichen. Wenn Ihr, statt nur die täglichen Schwankungen zu betrachten, die Bewegungen untersucht, welche die Marktpreise während längerer Perioden aufweisen, wie dies zum Beispiel Mr. Tooke in seiner „Geschichte der Preise“ gethan hat, so werdet Ihr finden, daß die Schwankungen der Marktpreise, ihre Abweichungen von den Werthen, ihr Steigen und Fallen

einander aufheben und ergänzen, so daß, wenn man von den Wirkungen der Monopole und einigen anderen Einschränkungen absieht, auf die ich jetzt nicht eingehen kann, die Waaren jeder Art im Durchschnitt zu ihren entsprechenden Werthen oder natürlichen Preisen verkauft werden. Die durchschnittlichen Zeiträume, während denen die Schwankungen der Marktpreise einander ausgleichen, sind für die verschiedenen Arten von Waaren verschieden, weil es bei manchen Arten leichter ist, das Angebot der Nachfrage anzupassen, als bei anderen.

Wenn also, um uns an die allgemeine Erscheinung zu halten und etwas längere Zeiträume ins Auge zu fassen, Artikel jeder Art zu ihren entsprechenden Werthen verkauft werden, so ist es Unsinn, anzunehmen, daß der Profit — nicht der in einzelnen Fällen erzielte — aber die beständigen und allgemeinen, in den verschiedenen Industrien gemachten Profite aus den Preisen der Waaren oder daraus herrühren, daß diese zu einem Preise verkauft werden, der ihren Werth erheblich übersteigt. Die Ungereimtheit dieser Ansicht tritt klar zu Tage, wenn man sie verallgemeinert. Das, was Jemand als Verkäufer beständig gewänne, würde er als Käufer ebenso beständig verlieren. Es würde nichts helfen, zu sagen, daß es Leute giebt, die Käufer sind ohne Verkäufer, oder die Konsumenten sind, ohne Produzenten zu sein. Was diese Leute den Produzenten zahlen, müssen sie zuerst von ihnen für nichts bekommen. Wenn Jemand erst Euer Geld nimmt und dieses Geld auch nachher dadurch zurückgiebt, daß er Eure Waaren kauft, so werdet Ihr Euch niemals dadurch bereichern, daß Ihr dieser Person Eure Waaren zu theuer verkauft. Diese Art von Handel mag einen Verlust verringern, aber sie würde nie dazu beitragen, einen Profit zu erzielen.

Um die allgemeine Natur der Profite zu erklären, müßt Ihr somit von dem Lehrsatz ausgehen, daß die Waaren durchschnittlich zu ihrem wirklichen Werthe verkauft und daß Profite dadurch erlangt werden, daß man die Waaren zu ihren Werthen verkauft, das heißt im Verhältniß zu der in ihnen verwirklichten Arbeitsmenge. Wenn Ihr den Profit nicht unter dieser Voraussetzung erklären könnt, so könnt Ihr ihn überhaupt nicht erklären. Dies scheint paradox und im Widerspruch mit der alltäglichen Beobachtung. Es ist aber auch paradox, daß die Erde sich um die Sonne bewegt und das Wasser aus zwei höchst entzündlichen Gasen besteht. Wissenschaftliche Wahrheiten sind stets paradox, wenn sie nach der alltäglichen Erfahrung beurtheilt werden, die nur den trügerischen Schein der Dinge erfaßt.

7. Die Arbeitskraft.

Nachdem wir nun, soweit dies in einer so flüchtigen Betrachtung geschehen konnte, die Natur des Werthes, des Werthes aller möglichen Waaren untersucht haben, müssen wir unsere Aufmerksamkeit dem besonderen Werthe der Arbeit zuwenden. Und hierbei muß ich Euch wieder durch ein Paradox überraschen. Jeder von Euch ist überzeugt, daß das, was Ihr täglich verkauft, Eure Arbeit ist, daß somit die Arbeit einen Preis hat und daß, da der Preis einer Waare der Geldausdruck ihres Werthes ist, ganz sicher so etwas wie ein Werth der Arbeit existiren muß. Es existirt jedoch kein solch Ding wie „Werth der Arbeit“ in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Wir haben gesehen, daß die Menge der in einer Waare kristallisirten nothwendigen Arbeit ihren Werth bildet. Nun wohl, wie können wir, wenn wir diesen Begriff des Werthes anwenden, den Werth eines, sagen wir, Zehnstundentags bestimmen? Wie viel Arbeit ist in diesem Tage enthalten? Zehn Stunden Arbeit. Es wäre eine tautologische und noch dazu unsinnige Ausdrucksweise, zu sagen, daß

der Werth eines zehnstündigen Arbeitstags zehn Arbeitsstunden oder der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge gleich sei. Natürlich wenn wir erst einmal den wahren, aber versteckten Sinn des Ausdrucks „Werth der Arbeit“ herausgefunden, würden wir auch im Stande sein, diese irrationelle und scheinbar unmögliche Anwendung des Werthes zu erklären, ebenso wie wir im Stande sind, die scheinbaren oder blos in bestimmter Form wahrgenommenen Bewegungen der Himmelsgestirne zu erklären, wenn wir erst ihre wirklichen Bewegungen begriffen haben.

Was der Arbeiter verkauft, ist nicht direkt seine Arbeit, sondern seine Arbeitskraft, deren Verfügung er zeitweise dem Kapitalisten überläßt. Dies ist so sehr der Fall, daß — ich weiß nicht, ob durch das englische Gesetz, aber jedenfalls durch einige kontinentale Gesetze die Maximalzeitdauer festgesetzt ist, für welche eine Person ihre Arbeitskraft verkaufen darf. Wäre dem Arbeiter letzteres für jedwelche unbegrenzte Zeit gestattet, so würde augenblicklich die Sklaverei wieder hergestellt sein. Wenn zum Beispiel solch Verkauf die Lebenszeit der Person umfaßte, so würde er diese sofort zum lebenslänglichen Sklaven des Arbeitsherrn machen.

Thomas Hobbes, einer der ältesten Oekonomen und der originalsten Philosophen Englands, hat schon in seinem „Leviathan“ instinktiv auf diesen Punkt hingewiesen, der von allen seinen Nachfolgern übersehen worden ist. Er sagt: „Der Werth eines Mannes ist, wie bei allen anderen Dingen, sein Preis: das heißt so viel als für den Gebrauch seiner Kraft gegeben wird.“

Von dieser Grundlage ausgehend, werden wir im Stande sein, den Werth der Arbeit wie den aller anderen Waaren zu bestimmen.

Aber bevor wir dies thun, dürfen wir fragen: woher kommt diese seltsame Erscheinung, daß wir auf dem Markte eine Reihe Käufer finden, die Boden, Maschinen, Rohmaterial und die Mittel zum Leben besitzen, alles Dinge, die außer dem Boden in seinem ursprünglichen Zustand Produkte der Arbeit sind, und andererseits eine Reihe Verkäufer, die außer ihrer Arbeitskraft, ihren zur Arbeit bereiten Armen und ihrem Hirn nichts zu verkaufen haben? Daß die Einen beständig kaufen, um einen Profit zu machen und sich zu bereichern, während die Anderen beständig verkaufen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen? Die Untersuchung dieser Frage würde eine Untersuchung sein der „ersten oder ursprünglichen Akkumulation“, wie die Oekonomen sie nennen, die aber von Rechtswegen „ursprüngliche Enteignung“ heißen sollte. Wir würden sehen, daß diese sogenannte „ursprüngliche Akkumulation“ nichts Anderes bedeutet als eine Reihe historischer Prozesse, deren Resultat eine Zersetzung der ursprünglich zwischen den Arbeitenden und ihren Arbeitsmitteln herrschenden Vereinigung war. Diese Untersuchung liegt jedoch außerhalb des Umkreises meiner vorliegenden Aufgabe. Nachdem die Trennung des Mannes der Arbeit von dem Arbeitsmittel einmal vollzogen worden, muß sich dieser Zustand der Dinge von selbst forterhalten und sich in beständig zunehmendem Maße wieder erzeugen, bis eine neue und gründliche Revolution der Produktionsweise ihn wieder umwirft und die ursprüngliche Vereinigung in einer geschichtlich neuen Form wiederherstellt.

Was also ist der Werth der Arbeitskraft? Wie der jeder anderen Waare wird ihr Werth durch die Arbeitsmenge bestimmt, die zu ihrer Herstellung nothwendig ist. Die Arbeitskraft eines Menschen existirt nur in seiner lebenden Persönlichkeit. Eine bestimmte Masse Lebensmittel muß von ihm verbraucht werden, damit er wachsen und sein Dasein erhalten kann. Aber der Mensch nutzt sich ebenso wie die Maschine ab und muß von einem anderen Menschen ersetzt werden. Außer der für seinen eigenen Unterhalt erforderten Menge

nothwendiger Lebensmittel benöthigt er eine weitere Menge Lebensmittel, um eine gewisse Anzahl Kinder aufzuziehen, die ihn auf dem Arbeitsmarkt ersetzen und den Stamm der Arbeiter verewigen. Außerdem muß, um seine Arbeitskraft zu entwickeln und um eine gewisse Geschicklichkeit zu erzielen, eine weitere Summe Werth verausgabt werden. Für unseren Zweck genügt es, nur die Durchschnittsarbeit zu betrachten, deren Erziehungs- und Ausbildungskosten verschwindende Größen sind. Doch muß ich diese Gelegenheit ergreifen, um festzustellen, daß ebenso wie die Kosten der Produktion von Arbeitskräften verschiedener Art voneinander abweichen, so auch die Werthe der in den verschiedenen Industrien angewandten Arbeitskräfte sich voneinander unterscheiden müssen. Der Ruf nach Gleichheit der Löhne beruht deshalb auf einem Irrthum, einem sinnlosen Wunsch, der nie erfüllt werden wird. Er ist ein Erzeugniß jenes falschen und oberflächlichen Radikalismus, der Voraussetzungen hinnimmt und Folgerungen auszuweichen sucht. Auf der Grundlage des Lohnsystems wird der Werth der Arbeitskraft wie der jeder anderen Waare geregelt, und da die verschiedenen Arten von Arbeitskraft verschiedene Werthe haben oder zu ihrer Herstellung verschiedener Arbeitsmengen bedürfen, so müssen sie auch auf dem Arbeitsmarkt verschiedene Preise erlangen. Auf der Grundlage des Lohnsystems nach gleicher oder auch nur gerechter (equitable) Bezahlung rufen ist dasselbe wie der Ruf nach Freiheit auf Grundlage des Systems der Sklaverei. Was Ihr für gerecht oder billig haltet, kommt nicht in Betracht. Die Frage dreht sich vielmehr darum, was bei einem gegebenen Produktionssystem nothwendig und unvermeidbar ist.

Nach dem Angeführten wird der Werth der Arbeitskraft bestimmt durch den Werth der nothwendigen Lebensmittel, die gebraucht werden, um die Arbeitskraft zu produziren, zu entwickeln, zu unterhalten und zu verewigen.

(Fortsetzung folgt.)

Nochmals Explosionen in Steinkohlengruben.

Von Heinrich Möller.

Die große Schlagwetterexplosion am 17. Februar ds. Js. auf der Zeche Karolinenglück bei Bochum, bei welcher 122 Bergleute das Leben verloren und 30 verletzt wurden, hat die Frage der Verhütung derartiger Unglücke wieder mit an die erste Stelle auf die Tagesordnung gesetzt. Schon in den Nummern 29 und 30 des Jahrgangs 1896/97 dieser Zeitschrift sind die Explosionen in Steinkohlengruben als eine Frage der Grubenventilation besprochen und ist dabei nachgewiesen worden, daß das jetzige Bewetterungssystem im Prinzip falsch ist, die Apparate der Wetterführung fast immer im defekten Zustande sich befinden und die Wetterführung unter keiner genügenden Kontrolle steht, weshalb das Gas in größeren oder kleineren Mengen stets vorhanden ist. Wir wollen jetzt versuchen, diejenigen Ursachen darzulegen, welche dazu führen, daß trotz des Gebrauchs der sogenannten Sicherheitslampe und Anwendung sonstiger Verhütungsmaßregeln dennoch die angesammelten Gase zur Entzündung gelangen.

Hierbei kommen in Betracht: die Betriebsart, die Arbeiter, die Wetterlampe, die Grubenbeamten und die Aufsichtsbehörde.

Die ungezügelte Profitsucht beherrscht heutzutage alle Unternehmungen, und da nun die gegenwärtige Art der Grubenanlagen, die der Tiefbaue, wo die Kohlen aus einer Tiefe von bis zu 600 und noch mehr Meter herausgeholt

werden, sehr hohe Summen erfordern, so ist es selbstverständlich, daß in den aufgeschlossenen Flötzen ein möglichst konzentrirter Betrieb entwickelt wird. Die üblichen Dividenden müssen herausgeschlagen werden! So kommt es, daß auch in den gasreichsten Flötzen die Mannschaften auf verhältnißmäßig geringem Raume zusammengedrängt arbeiten und daß die einzelnen Betriebspunkte mit so viel Arbeitern wie nur irgend möglich belegt sind. Diese Betriebsart der Zechen führt also die beiden Grundbedingungen von Massenunglücken, die Konzentrirung großer Massen Arbeiter in gasdurchsetzten Räumen, mit sich. Warum nun bei den jetzigen notorisch unzulänglichen Vorrichtungen zur Verhütung von Gasexplosionen die konzentrirte Betriebsart in wettergefährlichen Flötzen nicht verboten wird, da ja gerade durch die starke Belegschaft die Explosionsgefahr in hohem Grade gesteigert wird, das ist ein Geheimniß des zuständigen Ministeriums.

Die Frage, ob in gasreichen Flötzen der konzentrirte Betrieb geduldet werden darf, ist von größter Wichtigkeit. Die 1882er Schlagwetterkommission hat festgestellt, daß auf westfälischen Steinkohlenzechen von 1861 bis 1882 Schlagwetterexplosionen stattgefunden haben in a) aufsteigenden Betrieben 452 = 43 Prozent, b) streichenden (horizontalen) Ortsbetrieben 297 = 29 Prozent, c) Abbau (horizontalen Betrieben) 258 = 25 Prozent. Diese drei Betriebsformen sind die hauptsächlichsten der konzentrirten Betriebe. Die Hauptfaktoren, die zur Zeit gegen die Explosionen gebraucht werden, Ventilation und Wetterlampe, sind in hohem Grade unzulänglich. Nach einer vom Bergassessor Stockfleth vor Kurzem in der „Umschau" erwähnten Statistik waren von 340 Schlagwetterexplosionen 219 der mangelhaften und 23 der gestörten Ventilation geschuldet; das sind 71 Prozent! Von den Explosionen, die sich von 1861 bis 1882 im preußischen Bergbau zugetragen haben, verdanken 27,02 Prozent ihre Entstehung der Beschaffenheit und Behandlung der Wetterlampe selbst!

Und nun erst die Gefahren, welche ein konzentrirter Betrieb naturnothwendig mit sich bringt. Ein solcher liefert viele Kohlen, auf welche der Betriebsbeamte, der seinen „Soll" (eine ihm aufgegebene tägliche Fördermenge Kohlen) liefern muß, nicht leicht verzichtet. Es wird also bis zur äußersten Grenze und mitunter noch (ein Bischen viel!) darüber hinaus in den verwetterten Betrieben gearbeitet. Hat der betreffende Beamte Tantième auf seinen „Soll", was sehr häufig der Fall, dann ist die Sache noch schlimmer, und ist ein solcher Betrieb längere Zeit von einer Explosion zufälliger Weise verschont geblieben, dann tritt die Gewöhnung an die Gefahr hinzu und man kann dann mit fatalistischer Sicherheit auf eine Explosion rechnen.

Es kommt bei konzentrirten Betrieben ferner noch hinzu, daß die Zahl und eventuelle Ausdehnung der Wetterführungsapparate eine große und viel in Anspruch genommene ist. Zum Beispiel werden die den Querschnitt der Strecken abschließenden Thüren vielfach mit dem hindurchzuführenden Fördergefäß aufgestoßen, anstatt mit der Hand aufgemacht. Eine Verletzung der Thüren ist daher an der Tagesordnung. Der konzentrirte Betrieb setzt das ganze Flötzstück, in dem die Kohlengewinnung vor sich geht, fast gleichmäßig in Druck, welcher die Apparate der Wetterführung sehr leicht und nachdrücklich beschädigt. Schließlich wird dort, wo das Leben jedes Einzelnen nicht von ihm selbst, sondern von einer großen Zahl Anderer abhängt, der Antrieb zur Vorsicht für Jeden sehr herabgedrückt — denn was kann dem Einen die peinlichste Aufmerksamkeit nützen, wenn die Anderen sie vernachlässigen? Wird außerdem noch der Arbeiter durch Ueberschichten übermüdet oder werden die Betriebspunkte doppelt, d. h. in zwei (oder gar drei) Schichten innerhalb vierundzwanzig Stunden belegt, oder werden die Gedinge

(Akkord) abgerissen — eines von diesen dreien ist stets anzutreffen — so ist alles geschehen, um eine Explosion, die ein Massenunglück im Gefolge hat, vorzubereiten.

Drei Fälle aus dem Bericht des Bergraths Schornstein über das Bergrevier Hattingen vom Jahre 1896 zum Beleg dafür, in welcher bekannten, gewohnheitsmäßigen Weise die schlagenden Wetter behandelt werden. Ein Bergmann arbeitete am wettergefährlichen Punkte. Der Drahtkorb auf seiner Wetterlampe war durch die innerhalb derselben zur Verbrennung gelangten Gase glühend geworden; er zog die Lampe etwas zu rasch zurück, die den ganzen Drahtkorb erfüllende Flamme schlug durch die Maschen hindurch und entzündete die Wetter. Ein anderer Arbeiter versuchte in einem Ueberhauen mit seiner Jacke die angesammelten Wetter aus-(herunter-)zutreiben. Das gelang ihm so gut, daß die Wetter sich an der weit unter ihm hängenden Wetterlampe entzündeten — das Austreiben mit der Jacke ist sehr gebräuchlich. Ein Dritter, bei dem eine Explosion vorkam, that einen Sprengschuß weg und hatte dabei, man merke auf, „den Ort nicht genügend abgeleuchtet", wie der Bergrevierbeamte sagt; es lag also am Ableuchten — — dieser Bergrevierbeamte ist noch einer von den vorsichtigsten; hat er doch damals gleich nach dem großen Explosionsunglück auf „Prinz von Preußen" Veranlassung genommen, sofort alle ihm unterstellten Zechen auf Schlagwettergefahr und die Befolgung der darauf bezüglichen Vorschriften zu untersuchen.

Bei Aufzählung der Ursachen der Explosionen sind auch die Schwankungen in der Belegschaftszahl zu erwähnen; der Eine tritt an die Stelle, die der Andere verlassen, und hat sich auf die hohe Gefahr neu einzurichten. Dieses Ab- und Zuwandern ist gar nicht so unerheblich. Allein im Ruhrkohlenbezirk betrug im Jahre 1896 der Abgang 66766, der Zugang 81216 Mann. Auf der Zeche Ewald kam es 1897 vor, daß sie von hundert neu hinzugekommenen fremden Arbeitern nach Verlauf einiger Monate keine zehn Mann mehr beschäftigte. Solche Schwankungen tragen zur Sicherheit des Lebens der Bergarbeiter wahrlich nicht bei. 1874 bis 1879, also innerhalb fünf Jahren, traten im westfälischen Steinkohlenbecken achtzehn neue Zechen in Kohlenförderung, und in den letzten fünfzehn Jahren hat die Belegschaft des preußischen Bergbaues eine Vermehrung von 67 Prozent erfahren. Daß solche erhebliche Zunahme der Belegschaft, womit ein Tieferwerden der Schächte und Schwierigerwerden der Grubentemperamente Hand in Hand geht, wozu dann noch die erwähnten Schwankungen in dem Arbeiterstand kommen, große Gefahren für das Leben der Bergarbeiter mit sich bringt, wird wohl nicht bestritten werden können. Was kann der Bergarbeiter, den man in das farb- und geruchlose Gas hineinschickt, denn machen? Er soll mit der famosen Sicherheitslampe „den Ort genügend ableuchten"! Dabei passirt es ihm aber regelmäßig, daß der Drahtkorb dieser trüb scheinenden Wetterlampe bei Verlauf einer halben Schicht „verdreckt", die Maschen des Drahtkorbes voller Ruß stecken und gereinigt werden müssen. Dabei verlischt ihm die Lampe. Wo und so lange man Benzinlampen mit innerer Zündung eingeführt hat, läßt sich die Lampe, ohne sie zu öffnen, wieder anzünden; was aber nach den Angaben der Bergleute mitunter sehr schwer, ab und zu gar nicht gelingen will.

Diejenigen Bergleute, welche bei der Kohlengewinnung einer Explosionsgefahr direkt ausgesetzt sind, arbeiten fast ausschließlich im Akkord. Dieser ist notorisch so niedrig gestellt, daß die Leute nur unter Anwendung der ertragreichsten Bearbeitungsmethode der Kohle, entweder Sprengen aus dem ganzen Stücke, oder vorher mehr oder weniger ankerben, mit Anstrengung aller Kräfte erst den nöthigen Lohn herausschlagen können (Sprengverbote sind immer nur „Experi-

mente“). Diese äußerst angespannten Leute hat man nun auch noch mit dem Erkennungsapparat für Schlagwetter, mit der Wetterlampe „ausgerüstet“, womit sie „den Ort genügend ableuchten“ sollen. Diese Lampe muß also an wettergefährlichen Punkten stets beobachtet werden! Wie kann aber der Bergmann diese Doppelaufgabe erfüllen? Es ist ganz natürlich, daß der Arbeiter dann nach seiner Lampe sieht, wenn sie gar zu schwach leuchtet, wenn also kein Gas in der Lampe mit zur Verbrennung kommt. Nun muß man wissen, daß bei der Untersuchung eines Ortes auf Schlagwetter die Flamme in der Wetterlampe bis auf die Höhe von einem Zentimeter heruntergezogen wird, weil bei dieser Höhe der bläuliche Flammenkegel, der sich durch die Verbrennung der Gase über der Flamme in der Wetterlampe bildet, am besten wahrgenommen werden kann. Bei einer gewöhnlichen Flamme sind die ersten Prozent Gas in der Grubenluft nicht wahrzunehmen. Nun muß der Mann bei der Arbeit aber mindestens eine gewöhnliche Flamme in der ohnehin schon schwach leuchtenden Wetterlampe haben. Leuchtet ihm aber seine Lampe gut, so liegt darin kein zwingender Anlaß, nach derselben hinzusehen, und er ist nur gar zu geneigt, gerade dann fest dreinzuschlagen, um Kohlen los zu bekommen.

Wer denkt wohl beim eifrigen Lesen beim Lampenlicht daran, daß das Licht vielleicht zu hoch brennt? Aber gerade dann, wenn dem in Schlagwettern arbeitenden Bergmann seine Lampe gut scheint, ist die Möglichkeit der Gefahr vorhanden; nicht immer Gefahr! Das ist wohl zu beachten. Das Gas ist farb- und geruchlos; die Wetterlampe giebt also das einzige Erkennungszeichen der Gefahr in ihrem stärkeren Leuchten. Wird das stärkere Leuchten dem schwer arbeitenden Manne zu auffällig — an Weniges ist er schlechterdings gewöhnt; er kann und darf ein Bischen nicht beachten — dann erst sieht er nach seiner Lampe hin und dann — ja dann! Eine auffällig gewordene Wetterlampe ist entweder von der Flamme des innerhalb derselben verbrennenden Gases erfüllt, oder, wenn der Bergmann nicht zeitig genug auf sie aufmerksam geworden, ist der Drahtkorb schon glühend — der Drahtkorb besteht aus feinem Draht und ist leicht ins Glühen gebracht. Nun sieht sich der Mann plötzlich in Lebensgefahr! Er muß die Lampe behandeln, um sie zum Verlöschen zu bringen. Ist er dabei nur im Geringsten heftig, dann züngelt die Flamme durch die Maschen und führt die Explosion herbei. Oder ist zufälliger Weise an einer Masche der Draht verletzt, so daß die Maschenweite größer geworden, alsdann ist eine Explosion unvermeidlich.

Ja, von der Vorsicht des Bergmanns hängt thatsächlich die Explosionsgefahr ab; aber dennoch ist es falsch, zu sagen, daß an der Explosion der Bergmann schuld sei. Durch eine gute Ventilation ist viel leichter und sicherer die Ansammlung der Gase zu verhindern, als es in der heutigen Ueberhastung in der Grube, bei der Akkordarbeit, bei der Schwankung und Vermehrung der Belegschaft, bei der schwer zu erkennenden Gefahr, bei der, wenn erkannt, schwer abzuwendenden Gefahr und der „fasziniренden“ Gewöhnung an dieselbe dem Bergmann möglich ist, Explosionen zu verhüten.

Die Thätigkeit der Grubenbeamten zur Verhütung der Explosionen erstreckt sich hauptsächlich auf die Versorgung der Grubenbaue mit frischer Luft (Wetterführung) und auf die Kontrolle über den Zustand und den Gebrauch der Wetterlampe. Daneben kommen noch die Verbote des Schießens, Rauchens und Feueranzündens in Betracht.

Wäre die Kontrolle über die Versorgung der Grubenräume mit frischer Luft nicht denselben Beamten, die für den Fortgang des Grubenbetriebs zu sorgen haben, auferlegt, dann würden, trotz der heutigen unzulänglichen Grubenbewette-

rung, jedenfalls bessere Resultate als gegenwärtig erzielt. An der Herstellung der Apparate und Vorrichtungen, ausgenommen die Durchhiebe, läßt es der Steiger nicht leicht fehlen; aber die Kontrolle über alle diese Dinge so zu führen, daß dadurch die Sicherheit einer kontinuirlichen Wetterversorgung gewährleistet würde, das ist vom Steiger zu viel verlangt. Die Hauptaufgabe des Steigers ist nicht die Wetterführung, sondern die Förderung: er muß seinen „Soll" liefern. Nun ist die Wetterkontrolle aber sehr beschwerlich und verlangt, was man so nennt: einen „praktischen Bergmann" mit voller Hingabe an diese Sache. Die volle Hingabe kann der Steiger unmöglich leisten, da er die Kontrolle nur so nebenbei mit zu führen hat. Die Qualität eines „praktischen Bergmanns" kann er sich, kommt er als junger „frischgebackener Steiger" von der Bergschule, erst im Laufe mehrerer Jahre in seiner Stellung erwerben. Denn auf der Bergschule lernt er für den praktischen Gebrauch herzlich wenig. Formeln und Regeln werden ihm zwar eingepaukt, aber ihre praktische Anwendung? Zu Exkursionen in gut bewetterte Gruben mit möglichst schwierigen Temperamenten hat sich aber seither noch keine einzige der Bergschulen aufgeschwungen.

Die Kontrolle darüber, daß die Wetterlampe in guten Zustand gesetzt, ist hauptsächlich Sache des Bergmanns selbst; denn er soll vorschriftsmäßig bei der jedesmaligen Empfangnahme der Lampe sich von dem guten Zustand derselben überzeugen. Erst die Beschwerde bringt den betreffenden Beamten zur „Oberaufsichtsübung". Die Kontrolle über die Wetterlampe in der Grube bleibt auf zufälliges Abfassen bei Uebertretungen beschränkt. Das ist so der Usus und kann nicht wohl anders sein. Aehnlich sieht es beim Schieß-, Rauch- und Feuerverbot aus. Das ist die ganze Kontrolle der Beamten und das ist bitter wenig! Kann man aber unter den bestehenden Verhältnissen den Subalternbeamten (einschließlich der Betriebsführer) die Schuld an den Explosionen in die Schuhe schieben? Genau so wenig wie den Arbeitern.

Bei der immer höher steigenden Explosionsgefahr und der Unglücksziffer überhaupt müssen bei der Unglücksverhütung Beamte und Arbeiter entlastet werden: für die Wetterführung auf Schlagwettergruben ein besonderer Wetterbeamter; auf allen Gruben aber für die Kontrolle der gesammten Unglücksverhütungsmaßregeln Kontrolleure aus den Reihen der Bergarbeiter; das sind jetzt dringende Erfordernisse geworden. Das letzte Massenunglück auf der Zeche Karolinenglück bei Bochum hat ja die oberste Bergbehörde, soweit es den Minister Brefeld anlangt, dahin stimulirt, diesen Fragen näher zu treten. Vielleicht ist es doch noch einigen ferneren Massenunglücken vorbehalten, die praktische Ausführung der schon lange geforderten Reformen auszulösen. Und doch bilden diese beiden Forderungen nur „einen Tropfen auf einem heißen Stein".

Beim heutigen System der Grubenbewetterung bleiben beim Ortsbetrieb (horizontaler Betrieb in den Kohlenflötzen) die letzten zwanzig Meter der Strecke ohne Ventilation, und rechnet man das am Ende solcher Strecken hochzubringende Ueberhauen (Wetterdurchhieb von der unteren zur oberen, circa zehn Meter höher liegenden Strecke) dazu, so ergeben sich dreißig Meter. In diesen unventilirten Räumen können sich Schlagwetter entwickeln, ohne direkt fortgeschafft werden zu können. Was kann bei diesem unzulänglichen Bewetterungssystem, das der (den Steinkohlenflötzen angepaßten) Baumethode völlig widerspricht, die größte Masse frischer Luft nützen, da sie doch nicht die bedürftigsten Punkte erreicht? Und was haben die Messungen des Wetterstroms für einen Sinn? Da wird über Tage am sogenannten Mauerhals des Ausströmungsschachtes an einer in demselben eingesetzten Quecksilberröhre periodisch die Depression abgelesen und daraus das

ausströmende Quantum Luft berechnet. In der Nähe des Einströmungsschachtes wird, bevor der Strom sich theilt, seine Geschwindigkeit mittelst Anemometer gemessen und aus dieser und dem Querschnitt der Decke das Quantum Luft, welches pro Minute der Grube im Ganzen zugeführt wird, festgestellt. Aber an den Arbeitsstellen selbst, wo man die Luft braucht, wird nicht gemessen; denn da kommt keine Luft hin! Zur Abstellung dieses Uebelstandes bedarf es der völligen Umgestaltung des heutigen Bewetterungssystems; die Versorgung der einzelnen Betriebspunkte mit frischer Luft muß, der Baumethode entsprechend, auf die blasende Methode basirt werden; daneben ist die saugende Methode zur Bewetterung der übrigen Grubenräume beizubehalten.

Wenn gegenwärtig den immer mehr sich herausbildenden hohen Gefahren gemäß das Nöthige für die Sicherheit und Kontinuirlichkeit des Wetterstromes mit unnachsichtlicher Strenge gefordert, wenn jeder der alljährlich vorzulegenden Betriebspläne, der nur im Geringsten erwarten läßt, er werde mit einer komplizirten Wetterführung verbunden sein, beanstandet würde, anstatt daß, wie es heute vor sich geht, die Wetterversorgung den jeweilig beliebten Ausrichtungs-, Vorrichtungs- und Abbauplänen und deren eventuellen Abänderungen gemüthlich nachhinkte, dann würden sich die Herren Grubenbesitzer und ihre Vertretungsgewaltigen bald dazu verstehen, die nöthige Luft nach jedem einzelnen schlagwetterbehafteten Betriebspunkt hinzublasen. Hier ist der Weg, per Repression auf die so sehr, so unbedingt nöthige Ergänzung der Grubenbewetterung hinzuwirken.

Das Allererste aber, was geschehen kann und geschehen muß, ist die sofortige Einführung elektrischer Lampen. Es werden solche, die bei einem Gewicht von $2^1/_2$ Kilo eine Brennzeit bei gehöriger Füllung von sechzehn Stunden besitzen, in der Berliner Akkumulatorenfabrik, Andreasstraße 32, hergestellt. Bei der modernen Bewetterung bleibt bei konzentrirten Betrieben in wettergefährlichen Flötzen nichts anderes übrig, als einstweilen zu solchen Mitteln zu greifen. Sie sind und bleiben aber für die Explosionsverhütung nur Palliativmittel.

Es wäre interessant, chronologisch festzustellen, wie nach und nach die Vorschriften zur Verhütung von Explosionen erst nach einer Reihe größerer Katastrophen erlassen wurden, und ebenso interessant, zu untersuchen, ob diese Vorschriften die Ursachen bekämpfen oder den Charakter von Palliativmitteln tragen. Wir meinen aber, es wäre unzulässig, die Bergmannsleiber als Experimentirobjekte in Beziehung auf den § 196 des Allgemeinen Preußischen Berggesetzes zu betrachten, der das Leben des Bergarbeiters dem Schutze des Staates unterstellt! Wie haben die so hoch gepriesenen preußischen Befahrungskommissionen ihres Amtes gewaltet? Was haben sie praktisch genützt? Was haben wir sonst für Einrichtungen, um durch technische Vorbildungen und Experimente den steigenden Gefahren des Bergbaues zuvor zu kommen? Es ist nachgerade hohe Zeit geworden, nicht mehr alles von kleinlichen Repressivmaßregeln zu erwarten, sondern endlich überzugehen zu einer energischen Prävention!

Aus der Revolutionschronik von 1848.

Eine vergilbte Nummer der Pariser „Charivari“ aus den Tagen der revolutionären Hochfluth liegt mir vor. Eben beeilten sich die Generale und Obersten, Staatsanwälte, Präsidenten und Richter, kurz alle die Stützen der Gesellschaft, welche achtzehn Jahre lang überzeugte Anhänger der Julimonarchie gewesen waren, zum Theile noch Karl X. ihrer unwandelbaren Treue versichert

hatten, der Republik zwischen die Beine zu kriechen. „Fässer- und karrenweise langen die Beitrittserklärungen im Hotel de Ville an“, höhnte das Blatt; „ganze Ballen von Ergebenheit, Kollis von Sympathie werden vor den Bureaus abgeladen. Diligencen, Malleposten, alle Arten von Transportfuhrwerken sind mit dieser Waare befrachtet. Bald muß die Eisenbahn Extrazüge einführen, selbst die Arme der Telegraphen ermatten. Ach, meine Herren, nur auch ein wenig Anstand und Muth, eine Demission, auch nur eine einzige, ich bitte darum, und wäre es nur um der Ehre des Landes willen!“

Anstand und Muth von denen zu heischen, welche von der Verleugnung dieser Tugenden lebten, gut lebten, ausgezeichnet lebten! Wir haben manches Buch über die Bewegung von 1848, aber noch keine Geschichte der Heuchelei von 1848, obwohl ein herrlich Material vorläge. . . .

Für die Häupter des 1847 niedergeworfenen schweizerischen Sonderbundes war es zu allem Leid doch Wonne, als im schönen Märzen Alles drauf und drüber ging; sie hatten's ja den Vertretern der Mächte oft in die Ohren gerufen und die Gesandten Frankreichs und Oesterreichs, Graf Bois le Cômte und Freiherr von Kaisersfeld — übrigens zwei kapitale Esel — hatten es auch getreulich rapportirt, aber die dumme Reaktionsmaschine arbeitete viel zu methodisch, die Eidgenossen kamen ihr glücklich zuvor und eines Morgens rieben sich Siegwart-Müller, der Schultheiß, und Bernhard Meyer, der Staatsschreiber von Luzern, auf italienischem Boden betrübt die Augen. Siegwart-Müller wandte sich bald darauf nach dem heiligen Lande Tyrol, wo Anhänger seiner Sache ihn fütterten. Bernhard Meyer stiefelte nach Wien, wo Fürst Metternich — es war im Januar — ihn mit dem Troste empfing: „Seien Sie Ihres Schicksals wegen ruhig; es wird meine Aufgabe sein, für Sie und Ihre Schicksalsgenossen durch Verwendung bei Seiner Majestät angemessen zu sorgen. Was die Herren Radikalen in der Schweiz betrifft, so sollen diese Kameraden ebenso tief gestürzt werden, als sie sich jetzt hoch hinauf gestellt glauben.“ Der Fürst plante die Gründung eines Unterstützungsfonds für die ausgeräumten Söhne Wilhelm Tells, an welchem sich auch Preußen und Rußland betheiligen sollten, und Graf v. Trauttmannsdorf brachte am 23. Januar wirklich in Berlin die Sache vor. Allein Minister v. Kanitz nahm sie kühl auf und obwohl dagegen Väterchen Nikolaus mehr Geneigtheit zeigte, einige Rubel auf Reisen zu schicken, kam bei der Geschichte nichts heraus; weil — mittlerweile in Wien und Berlin die Kessel explodirten. Meyer siedelte betrübt nach München über und kehrte später wieder zurück, fand richtig Unterkunft, rückte zum Hof- und Ministerialrath auf und er, welcher 1847 Namens der sieben renitenten Sonderbundskantone der Eidgenossenschaft den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, er, der berüchtigte „Blut-Bäni“, verfaßte *vor den Kriegen von 1859 und 1866 die Manifeste des Kaisers Franz Joseph an seine Völker.*

Die Hand war geschickt, doch nicht segensreich.

Siegwart-Müller, welcher nachmals ein dickleibiges Werk über den Sonderbundskrieg und die ihm vorausgegangenen Ereignisse schrieb, hatte auch nicht zu darben. Der König von Preußen verlieh ihm eine Pension von etlichen hundert Thalern, der Kaiser von Oesterreich gewährte ihm eine gleiche Spende und endlich steuerte Louis Napoleon sein Scherflein hinzu. —r.

Wirthschaftliche Rundschau.

(Die großen Banken. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Gesellschaft.)

In dem Wirthschaftsleben jeder Zeitepoche machen sich gewisse charakteristische Züge geltend, welche die Entwicklung nach einer bestimmten Richtung hin dem aufmerksamen Beobachter schon lange kennzeichnen, ehe die große Menge davon Notiz zu nehmen pflegt.

In der Einleitung zu diesem Berichtszyklus sagte ich bereits, daß allerlei Anzeichen anzudeuten scheinen, daß die moderne Entwicklung auf zunehmende „Sozialisirung" hinweise. Ein meiner Ansicht nach untrügliches Zeichen hierfür ist das, was ich als „den Zug ins Große" charakterisiren möchte, im Gegensatz zu dem „Zug ins Kleine", der das ganze Mittelalter beherrschte und bis in die neueste Zeit nachgewirkt hat, wenn auch mit successive abnehmender Stärke.

Die herrschenden Kreise, die ja die Wurzel ihrer Herrschaft eben in dem sich überlebenden Zustand gefunden haben, hängen an demselben mit unbewußter Zärtlichkeit, ist er doch in ihren Augen geheiligt durch das, was er ihnen gewährt hat, und fühlen sie doch instinktiv, daß das Ende seiner Herrschaft auch das der ihrigen bedeuten wird. Aus diesem Gefühle heraus muß man es verstehen, daß sie alles aufbieten, um den Kleinen zu schützen vor dem Großen, z. B. den kleinen Handwerker vor der Industrie, den kleinen Ladeninhaber vor dem großen Magazin u. s. w. Es leitet sie dabei das richtige Gefühl, daß jede vernichtete Selbständigkeit den „Zug nach links" verstärken hilft.

Da aber stets und immer die Verhältnisse stärker sind, wie die Menschen, so können sie sich doch auch der Wirkung des Gesetzes der Entwicklung nicht entziehen, und so haben sie z. B. mittels des Börsengesetzes der Entwicklung der ganz Großen, nämlich der großen Banken, energischen Vorschub geleistet.

Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, die Börsen ständen seit dem Erlaß dieses Gesetzes verödet da, denn wenn auch die Zahl der Besucher derselben abgenommen hat, so sind doch noch genug Optimisten da, die auf Besserung hoffen, und Andere, die noch keinen anderen, passenden Beruf gefunden haben, aber die Geschäfte sind auf ein Minimum zusammengeschrumpft, d. h. die Geschäfte im offenen Markte, nicht das Gesammtquantum der Börsengeschäfte. Durch das Verbot des Ultimogeschäfts, d. h. des Zeitgeschäfts, hat man die Spekulation geradezu den großen Banken überliefert — sie haben das Geld, um dem Kunden die per Kasse gekauften Papiere zu bevorschussen und zwar zu relativ hohen Zinsen, so daß der Spekulant nach wie vor nur um die Differenz spekulirt, aber das Geschäft dem Gesetz entspricht und unanfechtbar ist.

Das Resultat des Börsengesetzes spiegelt sich theilweise wieder in dem steigenden Zins- und Provisionserträgniß der Banken. Dieser wachsende Geschäftsumfang aber führt wiederum zu Erhöhungen des Aktienkapitals derselben. Es ist dies allerdings nicht der einzige Grund für das Gedeihen der großen Banken. Die lebhaft steigende industrielle Thätigkeit, sowie der wachsende Handel erfordern immer größere Kapitalien. Diesen Ansprüchen ist der Privatbankier in vielen Fällen nicht mehr gewachsen und so drängt sich denn alles zu den Banken, die die Kapitalien zahlreicher Einzelner verwerthen.

Ueberdies steigt in Folge des stets sich vergrößernden Kapitals die Sicherheit, welche die Bank darbietet und diese zieht wieder neue Kunden heran und so weiter in beständiger Wechselwirkung.

Meine freundlichen Leser werden schon in meinen Vorberichten gefunden haben, daß ich diesem „Zug ins Große" nachspüre, und in der That ist es mein Wunsch, ihnen denselben auf den verschiedensten wirthschaftlichen Gebieten nachzuweisen. Zuerst that ich dies bei Betrachtung der englisch-kontinentalen Interessengegensätze, die unseren britischen Vettern den Gedanken des „Greater Britain" nahelegen, dann in

dem Riesenunternehmen eines Weltmonopols in Petroleum seitens des Herrn Rockefeller, heute will ich mit ihnen diese Tendenz im deutschen Bankwesen verfolgen.

War noch bis zum Jahre 1896 die Reichsbank mit ihren 120 Millionen das größte Institut, so ist sie jetzt von den 150 Millionen der Deutschen Bank weit überholt und durch die Diskontogesellschaft mit 115 Millionen und die Dresdener Bank mit 110 Millionen fast erreicht.

Ganz erstaunlich aber ist die Entwicklung obiger Institute, wenn wir bedenken, daß die Deutsche Bank erst 1870, ja die Dresdener Bank erst 1873 gegründet wurden. Um die rapide Entwicklung beider besser zu veranschaulichen, gebe ich nachstehend dieselbe zahlenmäßig wieder.

Die Deutsche Bank hatte ursprünglich ein Kapital von 15 Millionen Mark (1870). Es wurde vermehrt 1871 auf 30, 1872 auf 45, 1881 auf 60, 1885 auf 75, 1895 auf 100, 1897 auf 150 Millionen. Das bedeutet eine jährliche Vermehrung um durchschnittlich 5 Millionen Mark. Die Dresdener Bank eröffnete mit 9,6 Millionen Mark, das Kapital wurde erhöht 1878 auf 15, 1880 auf 24, 1883 auf 36, 1886 auf 48, 1887 auf 60, 1892 auf 70, 1895 auf 85 und 1897 auf 110 Millionen Mark. Das bedeutet eine jährliche Vermehrung um 4 Millionen Mark.

Es repräsentiren nunmehr die drei größten deutschen Banken, d. h. diejenigen, welche über mehr als 100 Millionen verfügen (Reichsbank ausgeschlossen), nachstehendes Vermögen:

	Kapital	Reserven
Deutsche Bank	150 000 000	44 267 375
Diskontogesellschaft . . .	115 000 000	28 750 000
Dresdener Bank	110 000 000	27 500 000
	375 000 000	100 517 375
		375 000 000
	Zusammen	475 517 375

Das heißt, diese drei Banken verfügen über ein eigenes Vermögen von nahezu einer halben Milliarde Mark.

Im Gegensatz zu der Reichsbank sind genannte Banken nicht berechtigt, Banknoten auszugeben, doch halfen sie sich anders, nämlich durch Ausgabe von Accepten, d. h. sie lassen Wechsel auf sich ziehen, die sie dann acceptiren. Dies bedeutet natürlich eine Vermehrung ihrer Kapitalkraft.

Es erreichten die Accepte der einzelnen Banken am 31. Dezember 1897 folgende Höhe:

Deutsche Bank	130 511 769	
Diskontogesellschaft . .	47 479 957	
Dresdener Bank . . .	100 625 665	
	Zusammen	278 617 391
Hierzu Kapital und Reserven		475 517 375
		754 134 766

Das heißt, die drei Banken arbeiteten mit ca. ³/₄ Milliarden eigenem Kapital und Acceptkredit, wozu noch die Gläubiger kommen.

Das Verhältniß der flüssigen Mittel, d. h. derjenigen Mittel, welche wirklich verfügbar bezw. leicht verwerthbar waren, zu den Verbindlichkeiten war wie folgt:

	1896	1897
Deutsche Bank	62 Prozent	67 Prozent
Diskontogesellschaft	47 „	62 „
Dresdener Bank	51 „	52 „

Es ist hierbei eine zunehmende Flüssigkeit zu konstatiren, am wenigsten bei der Dresdener Bank. Auch betreffs der Accepte geht aus nachstehender Aufstellung hervor, daß deren Vermehrung in vernünftigem Verhältniß zur Vermehrung des Kapitals geblieben ist, dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die enormen Summen

derselben, so bequem sie sich in ruhigen Zeiten als arbeitende Hilfsmittel erweisen, eine Gefahr bedeuten könnten im Falle einer Krisis oder politischer Komplikationen. Der Notenumlauf der Reichsbank erscheint in dieser Hinsicht viel unbedenklicher, da diese Bank in Folge der Staatsaufsicht doch noch größeres Vertrauen genießt, dann aber die vorhandene Deckung in baar ist, während mit der Ausdehnung der Geschäfte der großen Banken auf das Ausland und insbesondere das außereuropäische, die Schwierigkeit, die Mittel zu konzentriren, wächst.

	1896 Kapital	1896 Accepte	1897 Kapital	1897 Accepte in Millionen
Deutsche Bank	100	116	150	130
Diskontogesellschaft	85	44	115	47
Dresdener Bank	85	76	110	100
	270	236	375	277

Das heißt, das Kapital ist um 105 Millionen, der Acceptumlauf aber nur um 41 Millionen gewachsen.

Die nachstehende Aufstellung giebt uns Aufschluß über die erzielten Gewinne, sowohl brutto, wie abzüglich der gehabten Unkosten, und den Antheil, welchen die Aktionäre davon beziehen, sowie die Dotirung des Reservefonds.

	Bruttogewinn 1896	Bruttogewinn 1897	Nettogewinn 1896	Nettogewinn 1897	An die Aktionäre vertheilt 1897
Deutsche Bank	18 486 008	20 586 537	13 363 801	15 082 616	11 500 000
Diskontogesellschaft	16 981 184	17 295 143	13 303 808	14 174 569	10 000 000
Dresdener Bank	12 110 185	14 037 543	8 960 982	10 187 716	7 650 000

	In den Reservefonds gelegt	Der Reservefonds beträgt vom Aktienkapital
Deutsche Bank	ca. 5 500 000 Mark	ca. 30 Prozent
Diskontogesellschaft	Nichts	„ 25 „
Dresdener Bank	„ 8 000 000 „	„ 25 „

	Es wuchs der Bruttogewinn	Es wuchs der Nettogewinn
Deutsche Bank	ca. 2 100 000 Mark	ca. 1 700 000 Mark
Diskontogesellschaft	„ 300 000 „	„ 800 000 „
Dresdener Bank	„ 1 900 000 „	„ 1 200 000 „

Aus diesen Zahlen ergiebt sich die steigende Prosperität der Banken, aber auch der mit dem Umfang der Geschäfte zunehmende Prozentsatz der Unkosten, wie sich denn überhaupt nicht leugnen läßt, daß die Verwaltung dieser großen Institute keineswegs billig ist. Nur die Diskontogesellschaft konnte verhältnißmäßig an Kosten sparen, dagegen hat allerdings auch ihr Geschäftsumfang nicht so stark zugenommen, wie bei den anderen Banken.

Am besten, vom Nutzen aus betrachtet, hat im Vorjahr die Dresdener Bank gearbeitet, dagegen am sichersten — nämlich die Flüssigkeit der Mittel berücksichtigend — die Diskontogesellschaft.

Wenn man die Verbindlichkeiten im Verhältniß zum Kapital ins Auge faßt, so hat die Deutsche Bank die größte Anspannung aufzuweisen, ca. 100 Millionen mehr, wie die beiden anderen Banken zusammen.

	Millionen Mark: Eigenes Vermögen incl. Reserven	Millionen Mark: Verbindlichkeiten
Deutsche Bank	195,0	503,2
Diskontogesellschaft	144,0	212,5
Dresdener Bank	137,5	191,1

Am günstigsten dagegen stellt sich die Deutsche Bank dar, wenn wir die Art des Gewinnes berücksichtigen und dabei Rechnung tragen, daß das beste Geschäft dasjenige ist, welches Provisionen abwirft, weil es ein dauerndes zu sein pflegt.

	Nutzen aus Provisionen	Nutzen aus Konsortialbetheiligungen
Deutsche Bank	6 025 532	3 899 023
Diskontogesellschaft . . .	3 219 000	3 990 874
Dresdener Bank	3 081 620	3 578 890

Ganz fabelhafte Summen erreicht der Umsatz der großen Banken, wie nachstehende Tabelle zeigt:

	Umsatz 1896	Umsatz 1897
Deutsche Bank . .	35 497 085 015 Mark	37 913 360 703 Mark
Dresdener Bank .	15 692 378 464 „	17 883 533 846 „

Nun einige der interessantesten Zahlen aus dem Ausweis der Reichsbank für 1897:

	1896	1897
Gesammtumsatz	131 499 133 300 Mark	142 110 610 900 Mark
Bankzinsfuß Jahresdurchschnitt Wechsel . .	3,656	3,806
Bankzinsfuß Jahresdurchschnitt Lombard . .	4,156 bez. 4,656	4,556 bez. 4,806
Banknotenumlauf Jahresdurchschnitt	1 083 597 000 Mark	1 085 704 000 Mark
Metallbestand 31. Dezbr.	—	568 074 000 Gold
„ „ „	—	189 430 000 Thaler
„ „ „	—	69 052 000 Scheidemünzen
Verwaltungskosten . . .	9 527 153 Mark	10 258 519 Mark
Gesammtgewinn	—	32 699 101 „
Dividende	7,50 Prozent	7,92 Prozent

Zum Schluß des Zahlenmaterials will ich noch meinen Lesern einige Zahlen aus dem „Deutschen Oekonomist" anführen, welche beredter wie alles Andere für die gewaltige Entwicklung des Bankwesens sprechen.

Für Aktien deutscher Banken sind aufgebracht worden (in Millionen Mark):

	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897
Nominal-, d. h. angeblicher Werth der Aktien	105,4	78,7	33,1	2,0	21,6	31,6	113,0	157,8	173,1
Effektiv, d. h. wirklich bezahlt .	137,9	104,0	40,9	2,5	34,0	36,7	143,1	213,4	265,7

Die Jahre 1890 bis 1894 waren die Zeit der großen Depression, eingeleitet durch die Zahlungseinstellung des gewaltigen Welthauses Baring Brothers & Co. in London.

Das größte französische Bankinstitut, der Crédit Lyonnais mit der Zentrale in Paris und zahlreichen Filialen in Frankreich und über die ganze Welt zerstreut, hat 200 Millionen Francs = circa 160 Millionen Mark Kapital bei 50 Millionen Francs Reserven und verdiente in 1897 20,01 Millionen Francs brutto und 14,08 Millionen netto.

Ganz erstaunliche Fortschritte hat das Bankwesen in dem sich rasch der europäischen Kultur erschließenden Japan gemacht.

Es betrug das in Banken investirte Kapital in Yens = circa 4½ Mark:

1873	3,0 Millionen	1881	57,3 Millionen
1893	111,6 „	1897	312,0 „

Wollen wir aus dem beigebrachten Zahlenmaterial, welches ich, um nicht ermüdend zu wirken, im Wesentlichen auf unsere leitenden Institute beschränkt habe, ein Fazit ziehen, so müßte es etwa Nachstehendes sein: „Der Zug ins Große" wird bewirken, daß das Aufsaugen der kleineren Banken und Bankiers ein immer schnelleres Tempo anschlägt, daß die drei leitenden Institute schon in naher Zukunft ihre Kapitalien auf über 200 Millionen erhöht haben werden — spricht man doch jetzt schon

wieder von verschiedenen Amalgamirungen, d. h. Aufsaugungen, die in Vorbereitung sind — und daß vielleicht auch die Zeit nicht allzu fern ist, wo die drei sich zu einer gewaltigen Zentralbank vereinigen, von der alles gespeist wird, was kapitalbedürftig und kreditwerth ist, so daß die gesammte Industrie, Landwirthschaft und Handel sozusagen ihre Nahrung aus einem zentralen Kapitalreservoir erhalten werden.

Sehr günstige Resultate weist der Jahresbericht der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft" für 1897 auf. Der Betriebsgewinn betrug 9402569 Mark, woraus 2700000 Mark als sechsprozentige Dividende verwendet werden, während 6064003 Mark zu Abschreibungen benutzt wurden. Die Verwaltung beantragt die Erhöhung des Kapitals von 45 Millionen auf 50 Millionen, um die Kingsin-Linie zu übernehmen und so in den Wettbewerb um den ostasiatischen Verkehr energisch einzutreten. Die Packetfahrt-Gesellschaft ist die größte Rhederei der Welt. Ihre Flotte hat einen Tonnengehalt von 336889 Tonnen und durchschnittlichem Alter von acht Jahren der Schiffe gegen 286734 Tonnen und elf Jahre bei der größten englischen Gesellschaft, der Peninsular and Oriental Company, und 246986 Tonnen und 17½ Jahre bei der größten französischen Gesellschaft, den Messageries maritimes.

Literarische Rundschau.

Selbstanzeige.

Ludwig Woltmann, **System des moralischen Bewußtseins**, mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Hermann Michels Verlag in Düsseldorf. Etwa 400 Seiten, geheftet 4,50 Mark, in Leinwand gebunden 5,50 Mark.

Vorliegende philosophische Arbeit ist der systematische Versuch zu einer modernen Ethik. Soweit das geistige Leben der Gegenwart dem Fortschritt und der Zukunft dient, ist es von den Gedanken des Sozialismus und der natürlichen Entwicklungslehre beherrscht. Bekanntlich hat Engels die sozialistische Arbeiterpartei die Erbin der deutschen klassischen Philosophie genannt. Marx und Engels wurden in ihren wissenschaftlichen Untersuchungen von den Begriffen der Hegelschen Philosophie geleitet, jedoch nicht in der abstrakt-idealistischen Form ihres Begründers, sondern im Sinne einer realistischen natürlichen Entwicklung von Welt und Gesellschaft. Darum konnten sie auch später ohne Weiteres an die epochemachende Theorie Darwins von der naturgeschichtlichen Entwicklung der Lebewesen anknüpfen und in dieser revolutionirenden Naturwissenschaft einen Bundesgenossen für die Revolution der menschlichen Gesellschaft finden. Marx und Engels haben diesen prinzipiellen Zusammenhang selbst erkannt und angedeutet, z. B. Marx in jener interessanten Anmerkung im „Kapital", wo er die Lehre Darwins von der Entwicklung der thierischen Organe mit seiner eigenen Theorie von der technischen Entwicklung des Menschen in Parallele setzt. Indeß haben Darwin und Marx sich wenig mit rein erkenntnißtheoretischen Fragen beschäftigt. In unserer Zeit, wo der systematische Trieb des philosophischen Denkens wieder erwacht ist und in die vielen Einzelresultate der Forschung Einheit und Zusammenhang zu bringen sucht, ist es ein nothwendiges und zugleich interessantes Problem, das Verhältniß des Evolutionismus zum Sozialismus von einem höheren erkenntnißtheoretischen Standpunkt zu untersuchen.

Hierbei ist es unbedingt erforderlich, von Hegel auf Kant, den Begründer der deutschen klassischen Philosophie, auf die Urschrift der kritischen Erkenntnißtheorie zurückzugehen. So gestaltet sich die wissenschaftliche Aufgabe vorliegender Arbeit dahin, den prinzipiellen und systematischen Zusammenhang von Kritizismus, Evolutionismus und Sozialismus zu untersuchen. Dabei wird sich zeigen, welche moralischen und philosophischen Werthe der darwinistischen und marxistischen Auffassung von Geschichte und Gesellschaft zukommen. In Kant, Marx und Darwin sieht der Verfasser die großen Führer des werdenden neuen

Geisteslebens, in der philosophischen Vereinigung ihrer Lehren die Grundlage zu einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte.

Der erste Theil behandelt die Theorie der moralischen Erfahrung. Es werden die logischen und sinnlichen Grundlagen der Erfahrung im Allgemeinen untersucht, und im Besonderen gezeigt, daß das moralische Gesetz, wie es Kant formulirt hat, allen wahren moralischen Urtheilen zu Grunde liegt. Das moralische Gesetz ist seinem Werthe und seiner Form nach absolut und universell, wie überhaupt alle allgemeinen und nothwendigen Denkgesetze des Menschengeistes, obgleich die subjektive Vorstellung derselben im Verlaufe der natürlichen Entwicklung des Menschen aus dem thierischen Stande bis hinauf zu unserer Kultur allmälig erworben worden ist. Im Weiteren wird das Verhältniß der Ethik zu Kunst und Religion dargestellt und die Stellung der Philosophie im Geistesleben nachgewiesen. Die Philosophie selbst wird als das ideale Selbstbewußtsein der Menschheit und ihr Gedankensystem als eine ideelle Wiederholung der ganzen geschichtlichen Geistesentwicklung unseres Geschlechts aufgefaßt.

Der zweite Abschnitt giebt eine natürliche Entwicklungsgeschichte der moralischen Vorstellungen. Es werden die Keime und Anlagen aufgedeckt, welche im thierischen Leben wirksam und fähig sind, auf natürlichem Wege durch vervollkommnende Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein den moralischen Menschen hervorzubringen. Hierbei wird der Theorie des historischen Materialismus eine Erweiterung zu Theil, indem gezeigt wird, daß durch die Schöpfung des Werkzeugs sowohl in physischer als geistiger Beziehung das Thier zum Menschen wird, wie mit der technischen Thätigkeit das logische Bewußtsein entsteht und wie im wirthschaftlichen Zusammenwirken die nothwendige sinnliche Gegenseite sittlich-geistiger Beziehungen gegeben ist. Im Anschluß an die Urgeschichte des moralischen Bewußtseins werden in den folgenden Kapiteln im Sinne einer vergleichenden Moralgeschichte die sittlichen Vorstellungen der Naturvölker und ihre Entwicklungen in der Geschichte der abendländischen Zivilisation in ihren Hauptstationen dargestellt.

Der dritte Theil ist eine praktische Anwendung der gewonnenen kritischen und genetischen Erkenntniß auf die sozialen Probleme der Gegenwart. Anknüpfend an die grundlegenden Prinzipien sozialen Zusammenlebens, wie Organisation, Hygiene und Erziehung, wird im Besonderen die Bedeutung des Sozialismus für die moralische Gestaltung der Gesellschaft untersucht. Die kritisch-moralische Lehre Kants, in jedem Menschen den Selbstzweck, die Persönlichkeit und die Menschenwürde zu achten, wird als eine Ethik des Sozialismus nachgewiesen; im Anschluß daran wird gezeigt, daß der moralische Individualismus einen ökonomischen Sozialismus zur Gegenseite verlangt. In dem Kapitel über „die Darwinsche Theorie und der Sozialismus“ werden die grundlegenden Prinzipien des Sozialismus naturgeschichtlich im Sinne Darwins gerechtfertigt, indem gezeigt wird, daß die darwinistischen Gegner des Sozialismus vergessen, daß der Mensch durch seine Logik und Technik unter relativ anderen Existenz- und Entwicklungsbedingungen lebt als das Thier im Naturstande, und daß darum die zoologische Theorie von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein nicht direkt auf die Menschenwelt übertragen werden darf. Im letzten Kapitel wird die hohe Bedeutung der darwinistischen und sozialistischen Lehre für die Probleme der Erziehung des Menschen und für die Auffassung und Bethätigung seiner Kulturentwicklung nachgewiesen.

Allen denen, die sich für derartige prinzipielle und systematische Untersuchungen interessiren und die in unserer meist nur physikalisch und ökonomisch denkenden Zeit den Problemen der Philosophie noch ihre intellektuelle Theilnahme entgegenbringen, möchte ich mein Buch zur Prüfung und Diskussion stellen. Mein Buch ist ein Versuch; aber wie er im Einzelnen auch ausgefallen sein mag, so bin ich überzeugt, daß ein solcher Versuch in erkenntnißtheoretischer Hinsicht nur fruchtbringend sein kann.

L. Woltmann.

Helene Richter, **Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der „Rechte der Frau“.** Wien 1897, Karl Konegen.

Diese biographische Skizze hat das doppelte Verdienst, uns mitten in das Geistesleben der großen Revolutionszeit zu versetzen und andererseits uns ein Frauenleben vorzuführen, das unabhängig von Ort und Zeit, die es sahen, überall und zu allen Zeiten innige Theilnahme erwecken muß.

Mit feinem Verständniß und liebevoller Hingebung hat die Autorin aus dem vorhandenen, zerstreuten Material ein warmes Lebensbild geschaffen. Sie hat uns Einblick gewährt in die schier rastlosen äußeren und inneren Kämpfe, die Mary Wollstonecraft zu bestehen hatte, und sie hat uns jene geniale und ebenso heiß als tiefempfindende Frau, sowohl in ihrem geistigen als ihrem Liebesleben mit erschüttender Lebendigkeit gezeichnet.

Wir sehen, wie der Gedanke der Frauenemanzipation für einen kühnen Geist wie der Mary Wollstoncrafts, für ein mit Wärme und Gerechtigkeitssinn begabtes Frauenherz aus den großen Ideen der Revolution naturgemäß herauswächst, wie die von so vielen Seiten geforderten „Menschenrechte“ erst durch ihr bedeutungsvolles Hervortreten aus einer einseitigen Forderung nach Männerrechten wirklich zu einer Forderung nach Menschenrechten wurden. Wir sehen aber auch die uralte Tragödie sich abspielen von der bedeutenden Frau, die einem Alltagsmenschen ihre Liebe schenkt, jene uralte und immer neue Tragödie, wie sie uns Grillparzer in seiner „Sappho“ gab.

Die kurze Biographie zeigt uns auch jene leidenschaftlichen Stimmungen, die der Gegensatz zwischen einer eigenartigen, temperamentvollen Individualität und den Forderungen einer engherzig bornirten Gesellschaft zeitigt. Dabei giebt uns die knappe, schlichte Form die Gewißheit, daß Helene Richter nicht etwa nach vorgefaßter Meinung sich eigenmächtig das Charakterbild ihrer Heldin konstruirt hat. Sie hält sich vielmehr streng an das Material, das ihr die stets gewissenhaft angeführten Quellen ergaben. Nur daß sie dieses Material mit dichterischer Schöpfungskraft zu lebendigem Leben zu rekonstruiren wußte.

Es wird uns gezeigt, wie das Heranwachsen in einem unglücklichen Haushalt den ersten revolutionären Funken in das Gemüth des jungen Mädchens trug und wie der Anblick zweier weiterer unglücklicher Ehen in ihrem intimsten Kreise, die ohne Neigung geschlossen waren, genügte, um in ihr den damals unerhörten Gedanken anzuregen, daß das Mädchen, das um sich zu versorgen, mit einem ungeliebten Manne in die Ehe tritt, sich nicht minder prostituirt als die Straßendirne, die Noth und Verlassenheit in die Arme des Lasters treibt.

So fand sie zuerst Veranlassung, mit einer Schrift: „Gedanken über die Erziehung von Töchtern nebst Reflexionen über das Benehmen des Weibes den wichtigsten Pflichten des Lebens gegenüber“, hervorzutreten, die schon die Keime zu Mary Wollstonecrafts späteren literarischen Thaten in sich trug. Wenn diese Schrift auch noch nicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die junge Autorin zog, so machte sie doch den Verleger Johnson, der Mary später ein hilfreicher Freund und eine mächtige Stütze werden sollte, auf ihr bedeutsames Talent aufmerksam.

Vorerst freilich sollte Mary noch eine harte Schule durchmachen. Ihre Mutter war gestorben; ihr Vater verroht und dem Trunke ergeben, ruinirte sich und seine Familie. Mary hatte nicht nur für ihre eigene Existenz, sondern auch für vier jüngere Geschwister zu sorgen. So that sie, wogegen ihr ganzes Wesen sich sträubte, und nahm die Stelle einer Erzieherin in einer vornehmen Familie an. Während dieses einen Jahres der Pein und tiefsten Vereinsamung schrieb sie eine Novelle. „Mary“, die sie wieder mit dem Verleger Johnson in Verbindung brachte, der es diesmal durchzusetzen wußte, daß sie das Leben als Erzieherin aufgab, und daran ging, ihr Brot als Mitarbeiterin einer von ihm verlegten Zeitschrift zu verdienen,

Bei anregender Arbeit und ernstem Studium, umgeben von einem Kreis der führenden Geister Londons fühlte sie sich trotz vieler Sorgen, die ihr die Geschwister bereiteten, so befriedigt, daß sie ausruft: „Ich werde die Erste eines neuen Genius sein!“

Zwei Jahre waren so vergangen, als Edmund Burke einen scharfen Angriff auf die leitenden Motive der französischen Revolution veröffentlichte. Dieses Buch erregte große Aufregung in Mary Wollstonecrafts Umgebung und veranlaßte sie selbst, eine „Rechtfertigung der Menschenrechte“ als Erwiderung zu schreiben. Wenn diese Schrift auch von einer ähnlichen Inhalts von Paine verdunkelt wurde, so brachte sie doch der Autorin großen Gewinn. Sie leitete sie hinüber zu ihrem großen Hauptwerk, zur „Rechtfertigung der Rechte der Frau“.

Dieses Buch enthält den größten Theil aller Argumente, mit denen noch heute die bürgerliche Frauenbewegung arbeitet. Man kann sich leicht vorstellen, wie Forderungen, die noch jetzt die Philister ins Bockshorn jagen, vor hundert Jahren wirken mußten. In schärfster Weise kritisirt das Buch die in bürgerlichen Kreisen allgemein übliche Frauenerziehung. Es ist ebenso sehr eine Anklage gegen die trägen, fügsamen und geistig unentwickelten Frauen, als gegen die machthabenden Männer. Darum fand es unter den Männern und Frauen gleich viele Feinde, am meisten aber mußte in einer Zeit der raffinirtesten Galanterie die Erklärung der Wollstonecraft, daß die Macht, die die Frauen über die Männer ausüben, der Ausdruck ihrer Schmach sei, in allen vornehmen Kreisen Entsetzen erregen.

Diese für Mary Wollstonecraft so fruchtbare Zeit in London endete mit einer Reise nach Paris. Es trieb sie, den Schauplatz der Revolution zu sehen, und der Aufenthalt in London war ihr durch eine Trübung in ihrem Freundschaftsverhältniß zu einem der hervorragendsten Glieder des Johnsonschen Kreises verleidet worden.

In Paris fand sie bald einen neuen Kreis, darunter den Amerikaner Imlay, einen ziemlich begabten, aber wenig gemüthstiefen und charaktervollen Mann, mit dem sich die vierunddreißigjährige Mary bald mit der ganzen Gluth einer späten ersten Liebe vereinigte. Dieses Bündniß, dem eine Tochter entsprang, dauerte durch zweiundeinhalbes Jahr. Nach wenigen Monaten ungetrübten Glückes mußte Mary alle jene bittersten Kämpfe und Qualen durchmachen, die nur den treuesten und am tiefsten empfindenden Herzen aufgespart sind. Als sie sich völlig verrathen sah und die Trennung unabwendbar wurde, stürzte sie sich in London, wohin sie mittlerweile zurückgekehrt war, in die Themse, wurde aber gerettet und fand endlich auch wieder Kraft, ihrem Kinde und den großen Aufgaben, die sie sich gestellt hatte, zu leben.

Während ihres Aufenthalts in Paris hatte sie den ersten Band einer Schrift verfaßt, die ursprünglich mehrere Bände umfassen sollte: historische und moralische Uebersicht des Ursprungs und Fortschritts der französischen Revolution und ihrer Wirkung in Europa. Ein tiefes Verständniß für geschichtliche Vorgänge und ein echt revolutionärer Geist spricht aus diesem Werke, das leider unvollendet geblieben ist.

Später veröffentlichte sie „Briefe, geschrieben während eines kurzen Aufenthalts in Schweden, Norwegen und Dänemark.“ Es waren Briefe, die sie ein Jahr vorher an Imlay geschrieben hatte, als sie in seinen Angelegenheiten die Reise in jene Länder unternommen, und die sie jetzt aller persönlichen Anspielungen entkleidet herausgab.

Im Alter von siebenunddreißig Jahren wurde sie mit Godwin, einem revolutionären Schriftsteller von bedeutendem Rufe näher bekannt, und es entstand zwischen beiden eine innige Freundschaft, die nach und nach zu einer leidenschaftslosen Liebe wurde. Im Jahre 1897 vermählte sie sich mit Godwin. Diese Ehe, die beiden ein ruhiges Glück brachte, währte aber nur kurze Zeit. Mary starb, nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt hatte, der späteren Gattin Shelleys.

In ihrem letzten Lebensjahr hatte sie nebst mehreren pädagogischen Schriften, die sich wieder mit der Erziehung des Weibes im revolutionären Sinne befassen, eine Novelle, „Die Leiden der Frau“, geschrieben. Es fehlte ihr aber an dichterischer Gestaltungskraft. Ihre Dichtungen sind durchwegs didaktisch und allzu durchsichtige und unkünstlerische Verkleidungen einer Tendenz, und darum konnten sie nie die Wirkung erreichen, deren Mary Wollstonecraft, wenn sie offen als Reformatorin auftrat, gewiß war.

Dieser kurze Abriß kann nur andeuten, wie sehr es Helene Richter gelungen ist, uns das Leben und Wirken jener merkwürdigen Frau anschaulich vorzuführen.

So uneingeschränkten Beifall man aber auch der besprochenen biographischen Skizze schenken muß, so fällt der letzte Theil der Schrift, in dem die Verfasserin allgemeine Betrachtungen über die Frauenfrage anstellt, ganz entschieden ab.

Fast siebzehn Druckseiten voll Ermahnungen richtet sie ausschließlich an die sehr begüterten Frauen, die ganz und gar dem Müßiggang und seichten Vergnügungen leben. Den Frauen aller anderen Klassen hat sie nichts zu sagen. Die Arbeiterin, bemerkt sie ganz richtig, stehe dem Manne ihrer Klasse geistig und materiell ziemlich gleich. Dabei vergißt sie aber, daß es zwischen den Frauen, an die sie sich wendet, und den Arbeiterinnen noch breite Schichten giebt, die theils im Haushalt, theils in bürgerlichen Berufen ihre Kräfte verausgaben, und die an der Lösung der Frauenfrage auf das Lebhafteste interessirt sind, und sie vergißt ferner, daß es auch für die Arbeiterin Fragen giebt, die eine Lösung dringend erheischen.

„Wie die Frau aus dem Volke", heißt es in dem Buche, „den Beweis für die Arbeitsfähigkeit des Weibes erbringt, so auch den für den Segen der Arbeit." Trotz ihrem klaren Blicke für die Leiden der gutsituirten Frau, scheint die Autorin in das Leben der Arbeiterin nur sehr wenig Einblick zu haben, sonst müßte sie wissen, daß diese unter den heutigen Verhältnissen weit mehr von dem Fluche als von dem Segen der Arbeit zu spüren bekommen.

Die Gesellschaft, behauptet Frau Richter, sei dem Emanzipationsstreben des Weibes willig entgegengekommen, nur das Weib selbst habe noch wenig Schritte zu seiner Vervollkommnung gethan. — Nun, die Anforderungen, die die Autorin an die Gesellschaft, was hier eigentlich die Männer heißen sollte, stellt, sind gewiß keine unbescheidenen.

Die kühl gehaltenen, weitschweifigen Argumentationen gegen die Lebens- und Anschauungsweise der besitzenden Frauen müssen selbst den ermüden, der ihnen sonst nicht unzugänglich ist. Schlimmer aber noch als die Mattheit der Form sind die häufigen Unentschiedenheiten und Halbheiten des Inhalts, die neben recht Treffendem unterlaufen.

„Eine solche Erziehung", sagt sie von dem Erziehungssystem, das sie selbst vorschlägt, „wird vor Allem mehr das Praktische ins Auge fassen; sie wird Pünktlichkeit und Ordnungssinn und ein strenges Pflichtgefühl in dem Mädchen wecken, und es für das wirkliche Leben ausrüsten, in das sie als Tochter, Gattin und Mutter thätig eingreifen soll." Also doch wieder nur als Gattin und Mutter oder doch hauptsächlich als solche, statt gleich dem Manne erst als Mensch und Mitbürger sich zu fühlen, und dann erst als gattungerhaltendes Wesen.

Die Stelle: „Die Mutter, die in der Erkenntniß dessen, was sie unter besserer Anleitung selbst hätte werden können und sollen, ihre Kinder zu dem heranbildet, was ihr versagt blieb, thut unendlich mehr für die Emanzipation des Geschlechts, als jene, die Reden und Versammlungen hält", kann wohl nur als eine Konzession an die Angst der Philister vor der Frau in der Oeffentlichkeit betrachtet werden, denn es ist doch wohl selbstverständlich, daß die Frau, die auf der Rednertribüne für die Rechte der Frauen eintritt, ihre Tochter nicht nach den veralteten und heute geradezu perfiden Regeln der „guten Gesellschaft" erziehen wird.

Zusicherungen wie: „Die Hörsäle und Lehrkanzeln werden sich der Frau erschließen, sobald sie den Beweis ausreichender Kenntnisse erbringt", sagen uns nicht viel Tröstliches, denn woher sollen die Mädchen die „ausreichenden Kenntnisse" nehmen, wenn man die Mittelschulen vor ihnen verschlossen hält? Da verlassen wir uns doch lieber auf die wirthschaftliche Entwicklung, die nach und nach auch einflußreiche Männer zwingen wird, für ihre eigenen Töchter einträgliche Posten in bürgerlichen Berufen anzustreben.

Nach all dem kann es einen nicht wundern, wenn Helene Richter schließlich auch in denjenigen Fehler verfällt, den alle Frauenrechtlerinnen begehen, die auf halbem Wege stehen bleiben. Sie alle glauben versichern zu müssen, daß auch das von allen Fesseln befreite Weib niemals verlernen würde, sich für das Wohl Anderer hinzugeben, sich für Andere aufzuopfern. Diese Versicherung aber enthält vollständig

den Verzicht auf wirkliche Gleichstellung der Geschlechter. Aufopferung für das Wohl Anderer ist ohne Zweifel etwas sehr Edles, aber genau so für den Mann als für die Frau. Wenn aber die Verfechterinnen der Frauenrechte versprechen, das befreite Weib werde nicht aufhören sich aufzuopfern, so heißt das, sie werde niemals ihr volles Recht in Anspruch nehmen.

Echte Weiblichkeit (bis zu diesem Ausspruch versteigt sich Frau Richter), sei unverträglich mit jeder egoistischen Regung. — Nun dann möge uns der Himmel nur recht bald von der „echten Weiblichkeit" befreien!

Helene Richter, die uns so trefflich in den Gedankengang der großen Pfadfinderin einzuführen und uns ihre noch immer aktuelle Lehre zugänglich zu machen weiß, hätte es sich um so eher ersparen können, uns in dem letzten Theile ihrer Schrift alle jene Lehren in ihrer eigenen modernisirten, aber auch sehr verwässerten Form nochmals zu geben.

Das Reformiren ist nicht ihre Sache, sowie das Dichten nicht die der Wollstonecraft war. Möchte sie uns doch lieber bald mit einem zweiten ebenso lebendigen Lebensbild erfreuen. Therese Schlesinger-Eckstein.

Feuilleton.

Vor der Guillotine.

Aus den Memoiren Iwan Turgenjeffs. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Fortsetzung.)

IV.

Vor den Thoren des Gefängnisses stand ein mit drei Pferden bespannter Packwagen; ein anderer kleiner und niedriger zweiräderiger Wagen, der die Gestalt eines langen Kastens hatte, folgte ein wenig hintennach. (Dieser Wagen war, wie wir später erfuhren, dazu bestimmt, den Leichnam unmittelbar nach der Hinrichtung aufzunehmen und auf den Kirchhof zu transportiren.)

Mehrere Arbeiter in kurzen Blousen umstanden den Wagen; ein Mann von hoher Gestalt, in rundem Hute, der eine weiße Kravatte trug und einen leichten Paletot über die Schulter geworfen hatte, gab mit halblauter Stimme Befehle.

Das war der Henker. Alle Beamten, Herr Claude, der Kommandant, der Offizier mit dem gestickten Käppi, tauschten höfliche Grüße mit ihm aus.

„Ah, Herr Indric, guten Abend, Herr Indric!" (Sein eigentlicher Name lautete Heidenreich; er war Elsässer.)

Wir näherten uns ihm ebenfalls, und er wurde für den Augenblick der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Die Art und Weise, in der man ihn ansprach, sagte zur Genüge: „Wir verachten Sie durchaus nicht, denn Sie sind eine wichtige Persönlichkeit." Einige drückten ihm, wahrscheinlich, um noch mehr Chic zu entwickeln, sogar die Hand. Allerdings war dieselbe von auffallender Blässe und Schönheit.

Herr Indric war sehr einfach in seinen Manieren, sanft und höflich, und nicht ohne eine gewisse patriarchalische Würde. Man sah es ihm an, daß er wohl wußte, er wäre für diesen Abend nach Troppmann die interessanteste Persönlichkeit; sozusagen Troppmanns erster Minister.

Die Arbeiter öffneten den Packwagen, nahmen die verschiedenen Theile heraus, aus denen die Guillotine bestand, und fingen an, sie fünfzehn Schritte von der Thüre des Gefängnisses zu errichten. Nun sah man die beiden Laternen sich vor- und rückwärts bewegen und die Steine des Pflasters sich erhellen.

Ich sah auf meine Uhr — es war kaum eine halbe Stunde nach Mitternacht. Die Luft war noch düsterer und kälter geworden. Es waren schon ziemlich viel Menschen anwesend, und hinter den Soldatenreihen, die den Platz vor dem Gefängniß zernirten, erhob sich ein langes und unverständliches Gemurmel menschlicher Stimmen.

Ich näherte mich den Soldaten; sie standen unbeweglich, etwas zusammengedrängt, und hatten die Symmetrie der geraden Linie etwas verrückt. Ihre Gesichter drückten nichts weiter als Langeweile aus, eine kalte, resignirte, geduldige Langeweile; alle Gesichter, die ich zwischen den Czakos, den Uniformen der Soldaten, den Dreispitzen und langen Röcken bemerkte, alle diese Arbeiterköpfe zeigten denselben Ausdruck der Langeweile mit einem blöden Lächeln der Erwartung. In der Ferne bewegte sich die Masse hin und her; von Zeit zu Zeit vernahm man Geschrei, Pfeifen und die Aufforderung, Platz zu machen.

Der Refrain eines zynischen Liedes „schlängelte" sich gleichsam von Mund zu Mund; plötzlich erhob sich ein lautes Lachen, dem ein tobender Lärm und ein unerklärliches Geräusch folgte, als wenn Tausende von Gänsen mit den Flügeln schlugen und dabei schnatterten. Die „wahre Geschichte" hatte noch nicht begonnen; man hörte nicht das antidynastische Geschrei, das alle Welt erwartet hatte, noch das stürmische Gebrüll der „Marseillaise".

Ich näherte mich der Guillotine, die langsam aus dem Erdboden emporzuwachsen schien. Ein Herr mit lächelndem Gesicht, mit frisirten Haaren und einem weichen Filzhut von grauer Farbe auf dem Kopfe, ein Advokat, wenn ich mich nicht irre, stand daneben und diskutirte eifrig, indem er die Rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger mit eintöniger Geste bewegte, als wenn er von oben nach unten Takt schlagen wollte; jeden Augenblick beugte er die Knie, als wenn er unter dem Gewicht seiner Ueberzeugung zusammenbräche. Er wollte den beiden Herren, die neben ihm standen, beweisen, daß Troppmann kein Mörder, sondern ein Wahnsinniger wäre.

„Ein Wahnsinniger! Ich werde es Ihnen beweisen! Folgen Sie meiner Beweisführung!" rief er; „sein Beweggrund war nicht der Mord, sondern ein Ehrgeiz, den ich unermeßlich nennen möchte! Folgen Sie meiner Beweisführung. . . ."

Die Herren im Paletot folgten seiner Beweisführung; doch nach ihren Gesichtern zu urtheilen, waren sie nicht überzeugt, und der Arbeiter, der an der Guillotine arbeitete, sah ihn mit ungeheuchelter Verachtung von oben bis unten an.

Ich trat von Neuem in die Wohnung des Kommandanten.

V.

Mehrere unserer Freunde hatten sich von Neuem hier versammelt, und unser liebenswürdiger Wirth ließ Glühwein herumreichen.

Troppmann bildete noch immer den einzigen Gegenstand der Unterhaltung, man fragte sich, was er wohl in dieser Stunde empfinden mochte, wenn der Lärm der Straße, trotz des Walles dicker Mauern, der ihn umschloß, zu ihm heraufstieg; ob er noch immer schliefe. . . .

Der Kommandant zeigte uns einen ganzen Stoß an Troppmann gerichteter Briefe, die der Verurtheilte, wie uns unser Wirth versicherte, gar nicht lesen wollte. Diese Briefe enthielten meistens triviale Späße oder Mystifikationen; eine kleine Anzahl enthielten ernsthafte Vorstellungen und beschworen ihn, sein Verbrechen zu gestehen und zu bereuen; ein Methodistenprediger schickte ihm eine ganze zwanzig Seiten lange theologische Dissertation; es waren auch Billets mit

weiblicher Handschrift und Veilchen- und Immortellenbouquets darunter. Der Kommandant erzählte uns ferner, der Apotheker des Gefängnisses hätte den Behörden einen Brief vorgelegt, den Troppmann verstanden hatte, an ihn gelangen zu lassen, um ihn um Gift zu bitten. Trotz der Freundlichkeit unseres liebenswürdigen Wirthes erkannte ich, daß er nicht begriff, „warum zum Teufel wir uns für ein so boshaftes und häßliches Thier" interessirten, wie dieser Troppmann es war. In seinen Augen waren wir nichts als neugierige Leute von Welt, die nach neuen, raffinirten Sensationen suchten.

Nachdem wir einen Moment geplaudert, zerstreuten wir uns von Neuem. Die ganze Nacht verging damit, daß wir wie gequälte Seelen herumirrten, in die Wohnung des Kommandanten traten, uns nebeneinander im Salon hinsetzten und uns nach Troppmann erkundigten, dann wieder in die Straße hinabstiegen, um den Hof zu erreichen, um nach wenigen Minuten wieder zurückzukehren und die Unterhaltung über den Verurtheilten zu erneuern, und so fort bis zum Morgen. Einige unter uns fingen an, pikante Anekdoten zu erzählen oder theilten sich persönliche Nachrichten mit; Andere sprachen ein wenig von Politik, vom Theater, oder brachten den Namen Viktor Noir aufs Tapet; Mehrere versuchten zu scherzen, einen Witz zu machen; doch das wollte nicht gelingen. Diese Versuche riefen ein gezwungenes Lachen hervor, das hohl klang und sofort verstummte.

Ich entdeckte in dem ersten Zimmer einen kleinen Divan und streckte mich darauf so gut es ging aus, um den Schlummer zu suchen; doch ich konnte nicht einschlafen, nicht einmal auf wenige Minuten.

Gegen drei Uhr Morgens trat Herr Claude ein, setzte sich und schlief ein. Einige Augenblicke später rief ihn einer seiner Untergebenen; er erhob sich sofort und verschwand.

Draußen wurde der Lärm der Menge stärker, deutlicher, anhaltender, der Platz schloß mehr als fünfundzwanzigtausend Personen ein. Dieses Grollen machte mich nervös; ich glaubte das Brüllen des Meeres zu vernehmen, wenn die Wellen sich am Ufer brechen; dasselbe endlose Crescendo der Wogen, das Richard Wagner in seiner Musik so getreu wiedergegeben hat. Es war nicht immer ein gleichmäßiger Lärm; man hörte laute Tumulte, konvulsivisches Geheul, aus dem sich die scharfen Noten der Weiber- und Kinderstimmen hoben und senkten, wie der Niederfall der Wogen. Man fühlte sich der brutalen Form eines entfesselten Elements gegenüber. Bald beruhigte es sich und schien sich zu sammeln, bald schwoll es an, hob sich höher und stürzte mit verdoppelter Gewalt vor, als wolle es alles verschlingen; dann beruhigte es sich wieder schrittweise, um wieder loszuheulen und sich zu beruhigen, ohne je zu ermüden oder gar zu verstummen.

Und was bedeutet dieses Grollen? dachte ich bei mir. Drückt es Freude, Bosheit, Grausamkeit aus? Nein; es ist nicht das Echo eines bestimmten menschlichen Gefühls; es ist nur ein Lärmen; das Toben eines Elements.

VI.

Gegen drei Uhr ging ich wohl zum zehnten Male auf die Straße.

Die Guillotine war fertig aufgestellt.

Die beiden Balken, die in der Breite eines halben Meters durch die Schneide, die von einem zum anderen geht, voneinander getrennt waren, zeichneten sich mehr seltsam als schrecklich von dem schwarzen Himmel ab. Ich hatte mir dieses Hinrichtungsinstrument imposanter vorgestellt; diese schmale, lange Maschine machte auf mich den Eindruck eines ausgestreckten Schwanenhalses; es war etwas Düsteres, ohne jede Größe. Der schwere geflochtene Korb glich einem blutfarbenen

Kasten und flößte mir nur ein Gefühl des Abscheus ein. Ich wußte, in diesen Korb würde der Henker den noch warmen Körper und den noch zuckenden abgeschnittenen Kopf werfen.

Die Munizipalgarde, die kurz vorher angelangt war, bildete vor der Façade des Gefängnisses einen breiten Halbkreis. Die Pferde bäumten sich, bissen in die Zügel und wieherten laut. Das Pflaster wurde unter ihren Füßen weiß und bedeckte sich mit Schaumflocken. Die Reiter schliefen trübselig unter ihren bis über die Ohren herabgezogenen Pelzmützen.

Die Soldatenreihen, die den Platz abschnitten und die Menge zurückhielten, hatten sich ausgebreitet; man erblickte jetzt statt der bisherigen Ausdehnung von zweihundert Schritt eine solche von dreihundert Schritt vor dem Gefängniß.

Ich näherte mich einer Reihe von Uniformen, um die Menge zu beobachten, die sie in ihrer beständigen Bewegung zurückhielt. Es war noch immer das Brüllen eines blinden Elements. Ich erinnere mich an einen Burschen in einer Blouse, einen jungen Menschen von zwanzig Jahren; er hatte den Blick zur Erde gesenkt und lächelte, als wenn er an amüsante Dinge dächte. Plötzlich warf er mit heftiger Bewegung den Kopf nach hinten über, riß den Mund weit auf und stieß einen langen Schrei ohne Worte aus; dann senkte er die Augen und begann wieder zu lächeln. Was ging wohl in der Seele dieses Menschen vor? Aus welchem Grunde hatte er sich dazu verurtheilt, acht Stunden stehen zu bleiben und eine schlaflose Nacht zu verbringen?

Mein Ohr konnte die Betrachtungen, die in der Menge ausgetauscht wurden, nicht erfassen. Nur die kreischenden Stimmen der Zeitungsverkäufer konnten das fortwährende Gebrüll überschreien.

Sie riefen die Titel von Büchern und Broschüren aus, die die Lebensbeschreibung, ja sogar den Bericht der Hinrichtung, sowie die letzten Worte Troppmanns enthielten.... Von Zeit zu Zeit hörte ich noch Zänkereien, wildes Lachen und gellendes Weibergekreisch.

Fünf oder sechs Stimmen intonirten die Marseillaise, unterbrachen sich aber jeden Augenblick.

Die Marseillaise klingt nur dann grandios, wenn sie von Tausenden von Stimmen gesungen wird.

„Nieder mit Pierre Bonaparte!" rief eine dröhnende Stimme. „Huhu! Haha!..." Das Heulen ward stärker; plötzlich wurde das Geschrei rhythmisch: „Bo—na—parte, Bo—na—parte", ertönte es nach der Melodie eines bekannten Gassenhauers.

Dieses hier versammelte Volk verbreitete eine scharfe Atmosphäre; alle diese Körper hatten eine riesige Menge von Wein vertilgt. Viele Männer waren betrunken, und die mit Blei ausgegossenen Stöcke flammten wie rothe Punkte auf dem Hintergrund dieses wüsten Gemäldes.

Die Nacht war schwarz geworden; der Himmel hatte sich vollständig bedeckt. Auf den Bäumen, die wie Phantome erschienen, hockten Gruppen junger Burschen, welche pfiffen und den Schrei der Vögel nachahmten. Einer fiel zur Erde und brach sich das Rückgrat. Er war tödlich verletzt, doch die Menge lachte darüber.

Ich trat wieder in die Wohnung des Kommandanten. Als ich an der Guillotine vorüberging, bemerkte ich auf der Plattform den Henker, von einigen Neugierigen umgeben. Er berührte die Feder der Planke, an der das Richtbeil befestigt war, diese Planke endigte in das halbmondförmige Loch, das sich unter der Schneide befand. Wenn man diese Feder in Bewegung setzte, sauste die Schneide herunter, die dumpf, ohne aufzuhalten, mit schnellem, plumpem Grollen herniederfiel.

Ich konnte dieser „Probe“ nicht beiwohnen und wollte auch nicht auf das Schaffot steigen. Ein Gefühl des Verbrechens, der geheimen Scham überkam mich mehr und mehr.

Vielleicht sind mir darum auch die Pferde der Guillotine, die vor der Thüre des Gefängnisses friedlich ihren Hafer fraßen, als die einzigen unschuldigen Wesen unter uns Allen erschienen.

Ich warf mich von Neuem auf den Divan und lauschte auf das Brausen dieser Menschenfluth, die noch immer stieg.

VII.

Wie schon das Sprichwort sagt, verging die letzte Stunde, die wir warten mußten, schneller als die anderen. Wir waren sogar überrascht, als wir erfuhren, es habe eben sechs Uhr geschlagen, und nur noch sechzig Minuten trennten uns von der Hinrichtung. Man theilte uns mit, in einer halben Stunde würde man uns die Zelle Troppmanns betreten lassen. Sogleich verschwanden die Züge der Müdigkeit von allen Gesichtern.

Ich weiß nicht, was meine Gefährten in diesem Augenblick empfanden, doch mir schnürte sich das Herz schmerzlich zusammen.

Neue Personen wurden eingeführt. Darunter der Priester, ein kleiner Mann mit weißen Haaren und abgemagerten Zügen, der ein langes Abbé-Gewand trug mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, und einem Hute mit breiten Rändern.

Der Kommandant bot uns eine Stärkung an, man servirte uns im Salon auf einem runden Tische große Tassen mit Chokolade. Ich trat nicht einmal an den Tisch heran, obwohl unser Wirth mich drängte, etwas zur Stärkung zu mir zu nehmen. „Die Morgenluft ist so schädlich!“ meinte er.

Doch es widerstrebte mir, zu essen; es war nicht der geeignete Moment, und wohl zum hundertsten Male wiederholte ich mir: „Ich habe kein Recht, hier zu sein.“ Ich fühlte mich nicht an dem mir gebührenden Platze.

„Er schläft noch immer?“ fragte Jemand aus unserer Gruppe, während er seine Chokolade schlürfte.

Niemand nannte Troppmann beim Namen; das „er“ konnte sich nur auf ihn beziehen.

„Er schläft“, erwiderte der Kommandant.

„Trotz dieses Höllenlärms?“

Das Toben war betäubend geworden; es war jetzt ein heiseres Brüllen; der düstere Chor klang nicht mehr „crescendo“, sondern brach fröhlich, triumphirend los.

„Drei Mauern trennen die Zelle von der Straße“, fügte der Kommandant hinzu.

Herr Claude, dem die Hauptrolle zukam, sah auf seine Uhr und sagte:

„Sechs Uhr zwanzig Minuten. Es ist Zeit.“

Innerlich zitterte jeder von uns; daran zweifelte ich nicht; doch Niemand wollte es sehen lassen. Als wenn es sich um eine unbedeutende Kleinigkeit handelte, so nahmen die Gäste des Kommandanten ihre Hüte und folgten geräuschvoll ihrem Führer.

„Wo speisen Sie heute?“ fragte ein Journalist mit lauter Stimme.

Das überschritt das Maß; diese Gleichgiltigkeit war sichtlich affektirt.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 30. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Der erste Wahlaufruf.

✓ Berlin, 13. April 1898.

Die Sozialdemokratie ist von allen Parteien zuerst mit einem Wahlaufruf auf dem Plane erschienen, wie sie denn auch mit Fug von sich rühmen darf, daß ihre Wahlvorbereitungen am weitesten gediehen und am sorgfältigsten getroffen worden sind. Das soll durchaus nicht in einem prahlenden Sinne gesagt sein; so zu handeln heischt die gebieterische Pflicht und das dringendste Lebensinteresse der Partei. Je geringer die Machtmittel sind, über die sie im Vergleich mit den bürgerlichen Parteien verfügt, um so sorgsamer muß sie diese Mittel ausnutzen, um so mehr durch Energie, Rührigkeit und Umsicht zu ersetzen suchen, was ihr fehlt.

Und damit nicht genug, so steht für die sozialdemokratische Partei bei den Wahlen auch mehr auf dem Spiele, als für jede andere Partei. Der sozialdemokratische Wahlaufruf läßt sich darüber mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit und Klarheit aus. Das allgemeine Wahlrecht, das Koalitionsrecht, das Vereins- und Versammlungsrecht, soviel von diesen Rechten überhaupt noch vorhanden ist, sind schwer gefährdet, wenn eine Mehrheit in den Reichstag gelangt, die damit aufräumen kann und will. Und sowohl das Können wie das Wollen reicht bei allen bürgerlichen Parteien sehr weit. Von Grundsätzen läßt sich keine bürgerliche Partei binden, wenn es ihren Vortheil gilt, und wie gern jede von ihnen dem klassenbewußten Proletariat einen Genickfang versetzt, das haben die Tage des Sozialistengesetzes zur Genüge gezeigt. Es sind sehr verschiedene Kombinationen denkbar, unter denen es den wenigen Volksrechten an den Kragen gehen kann, aber es giebt, soweit es sich um die bürgerlichen Klassen allein handelt, keine Kombination, die eine unbedingte Sicherheit gegen erfolgreiche Attentate auf das allgemeine Wahlrecht und die anderen Rechte des Proletariats böte. Die Arbeiterklasse ist auf ihre eigene Kraft angewiesen, und sie muß diese Kraft bei den nächsten Wahlen bis zum letzten Hauch anspannen.

Sie muß es um so mehr, als aus oft erörterten Gründen die Wahlaussichten für die Regierung günstiger stehen, als sie von Rechtswegen stehen sollten. Die traurige Haltung der bürgerlichen Opposition in den letzten Monaten und namentlich

die Verrätherei des Zentrums, die der sozialdemokratische Wahlaufruf gebührend brandmarkt, eröffnen keine erfreulichen Ausblicke. Sich darüber zu täuschen, hat keinen Zweck. Stehen die Dinge nicht so schlimm, als sie aussehen, verläuft namentlich die heftige Gährung unter den Zentrumswählern nicht im Sande, so wird es um so besser sein. Aber mit Sicherheit läßt sich darauf nicht rechnen, und wer einen ernsten Kampf aussicht, wird immer gut daran thun, die Chancen des Erfolges mit kühlster Nüchternheit abzuwägen. Unangenehme Ueberraschungen schaden immer, während angenehme Ueberraschungen stets zur rechten Zeit kommen.

Die „Freunde" der arbeitenden Klassen, die es auch in der bürgerlichen Welt giebt, haben von jeher und besonders lebhaft in den letzten Monaten darüber geklagt, daß die Sozialdemokratie durch ihre schroffe Sonderung von der bürgerlichen Opposition das Spiel der Reaktion erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht habe. Für Jeden, der die deutsche Geschichte seit den Märztagen kennt, kann diese ganze Argumentation keinen höheren Rang beanspruchen, als etwa den Rang einer faulen Ausrede. War die Organisation des klassenbewußten Proletariats mit der Entwicklung der deutschen Großindustrie überhaupt zu einer historischen Nothwendigkeit geworden, so gab den unmittelbaren Anstoß zur Entstehung der deutschen Sozialdemokratie gerade die Thatsache, daß die deutsche Bourgeoisie mit der absolutistisch-feudalen Reaktion nicht fertig zu werden verstand. Davon beißt kein Mäuslein einen Faden ab, mögen die bürgerlichen Geschichtsklitterer der verschiedenen Richtungen noch so feierlich und noch so häufig versichern, daß ohne den Abfall des Proletariats von der kläglichen Politik der Bourgeoisie der bürgerliche Parlamentarismus gesiegt haben würde. Das ist schon deshalb handgreiflich unwahr, weil das Proletariat sowohl in den Revolutions- als auch in den Konfliktsjahren, also in den beiden einzigen Perioden, in denen die Bourgeoisie einen nennenswerthen Anlauf nahm, um mit dem Absolutismus und dem Feudalismus abzurechnen, erstens viel zu schwach organisirt war, um ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen zu können, und zweitens, soweit es organisirt war, sich unweigerlich zur Verfügung der Bourgeoisie stellte, sobald diese ernsthaft zu kämpfen versuchte.

Nicht weil das Proletariat die Bourgeoisie, sondern umgekehrt, weil die Bourgeoisie das Proletariat wieder und wieder im Stiche gelassen hat, ist das Spiel der Reaktion erleichtert, ist es ermöglicht worden, daß die Puttkamer, Köller, Recke, Posadowsky noch immer das Heft in Händen haben. Deshalb ist es auch thöricht, wenn in bürgerlichen Blättern höhnisch gefragt wird, was denn die Sozialdemokratie mehr erreicht habe, als der bürgerliche Liberalismus, oder wenn behauptet wird, gerade durch die sozialdemokratische Agitation seien die Puttkamer, Köller, Recke, Posadowsky am Ruder erhalten worden. Das ist nur deshalb und nur insoweit wahr, als die Bourgeoisie zu unzähligen Malen ins absolutistische und feudalistische Lager übergelaufen ist, um dem klassenbewußten Proletariat in den Rücken zu fallen. Wer sich aber einbildet, daß ohne die Entstehung der Sozialdemokratie der bürgerliche Parlamentarismus gesiegt haben würde, hat alle Anwartschaft darauf, in der Redaktion der „Freisinnigen Zeitung" als historischer Ehrengreis einen Ehrenplatz zu erhalten.

Mit Wenn und Aber läßt sich in der Politik nichts ausrichten, und so mag die Frage auf sich beruhen bleiben, ob es für die deutsche Entwicklung besser gewesen wäre, wenn die deutsche Bourgeoisie sich tapferer gegen ihre historischen Vorder- und loyaler gegen ihre historischen Hintermänner erwiesen hätte. Es hat nicht sollen sein, und die Sozialdemokratie muß die Lage annehmen, wie sie ist. Sie kann die bürgerlichen Freiheiten und Rechte nicht besser schützen, als

indem sie ihre prinzipienklare und prinzipientreue Politik scharf sondert von dem bürgerlichen Parteimischmasch. Nur dadurch ist sie groß geworden, und nur dadurch hat sie die Macht gewonnen, die Rechte der Massen wirksam zu schützen. Um der Gröber und Spahn, um der Barth und Rickert, um der Eugen Richter und Max Hirsch willen brauchen sich die Puttkamer und Köller und Recke nicht zu geniren, wenn sie das allgemeine Wahlrecht abmurksen wollen. Sowohl deshalb nicht, weil das allgemeine Wahlrecht in der bürgerlichen Opposition nur „laue Freunde" besitzt, wie der sozialdemokratische Wahlaufruf mit Recht sagt, als auch deshalb nicht, weil die bürgerliche Opposition im günstigsten Falle lahme Proteste erlassen und sich übrigens in die böse Zeit schicken würde. Dagegen besinnt sich der verbissenste Reaktionär zehnmal, ehe er die Hand an ein Volksrecht legt, hinter dem ein paar Millionen deutscher Arbeiter mit festem und klarem Entschluß stehen.

Je mehr sozialdemokratische Stimmen bei den nächsten Wahlen abgegeben werden, um so stärker sind die paar Volksrechte geschützt, die es im Deutschen Reiche noch giebt. Das ist so sicher wie das Einmaleins, und wird durch den ganzen Verlauf der drei letzten Jahrzehnte bestätigt, trotz allen Geschreis der liberalen Staatsmänner, die sich heute noch, wie schon zu Lassalles Zeiten einbilden, daß man die Schläge der Reaktion am sichersten mit der Hinterseite parire. Gerade wenn die bevorstehenden Wahlen ein Nachlassen der sozialdemokratischen Agitation oder eine Abspannung ihrer revolutionären Seiten bekunden würden, gerade dann wären die letzten Volksrechte schwer gefährdet. Man mag die Puttkamer und Köller und Recke und Posadowsky für noch so beschränkt halten, und wir halten sie gewiß für keine Genies: so beschränkt sind sie doch nicht, um sich jetzt noch über den Charakter der modernen Arbeiterbewegung zu täuschen, um sich einzubilden, daß sie mit ihr je in aller Gemüthlichkeit hausen könnten. Ihre bösen Absichten werden nicht von Einbildungen und Hoffnungen, sondern allein von der Angst gebändigt; nur so lange sie die Kraft und den Trotz des klassenbewußten Proletariats fürchten, sind diese Schädlinge unschädlich zu machen. Sobald der Bändiger das erste Zeichen von Schwäche verräth, springt das Raubthier zu.

Noch unter einem anderen entscheidenden Gesichtspunkt ist die prinzipienklarste und prinzipientreueste Politik immer die erfolgreichste Politik für die Sozialdemokratie. Bei all ihrem schnellen Wachsthum hat sie noch lange nicht die Mehrheit der Reichstagswähler um ihr Banner geschaart, und wären alle ihre Gegner zu einem gemeinsamen Vorstoß gegen sie unter einem Hute zu sammeln, so müßte sie ihre Sache einstweilen als verloren aufgeben. Bekanntlich hat aber die „Politik der Sammlung", selbst wenn sie ein so pfiffiger Politikus wie Herr Miquel betreibt, ihren besonderen Haken, und heute schon klagt manch sozialistentödterisches Blatt, daß die bürgerlichen Parteien, je mehr sie „gesammelt" würden, um so heftiger und konfuser auseinander liefen. Das ist auch ganz natürlich und hängt untrennbar mit der Entwicklung der Sozialdemokratie zusammen. Eine starke Arbeiterpartei ist undenkbar ohne eine weit vorgeschrittene Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, und eine solche Zersetzung ist undenkbar ohne eine entsprechende Zersetzung der bürgerlichen Parteien, die sich mit den feurigsten Aufrufen an Gesetz- und Ordnungsliebe, an Königsthum und Vaterlandsliebe nicht „sammeln" läßt. Es ist so, als ob die Atome der Verwesung gegen die Keime des Lebens „gesammelt" werden sollten. Je heftiger die einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in dem unaufhaltsamen Niedergang dieser Gesellschaft um ihr Dasein ringen, je rücksichtsloser sie, um nur selbst oben zu bleiben, den

Freund und Nachbar in den Abgrund stoßen müssen, um so hoffnungsloser ist der Versuch, sie zu „sammeln". Ein Heer, durch dessen Reihen der Schreckensruf läuft: Rette sich wer kann! „sammelt" kein Gott und kein Teufel mehr.

Dieser hoffnungslose Wirrwar der herrschenden Klassen ist der große Vortheil, den die Sozialdemokratie nur gehörig auszunützen braucht, um die Minderheit auszugleichen, worin sie sich, im Vergleich mit der Masse der bürgerlichen Parteien, immer noch befindet. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten beweist, was eine in sich geschlossene, bewegliche, tapfere, wenn auch numerisch schwächere Truppe zu leisten vermag im Kampfe mit einem numerisch stärkeren, aber von innerem Hader zerrissenen, schwerfälligen und hasenherzigen Koalitionsheere. Diese Gunst der Umstände wird die Sozialdemokratie um so gründlicher ausnutzen, je fester sie ihre Reihen zusammenschließt und je klarer sie sich über ihre Ziele ist. Wohl geht der Hauptsturmlauf der nächsten Wahlen gegen das Junkerthum und was mit ihm zusammenhängt, daran läßt auch der sozialdemokratische Wahlaufruf keinen Zweifel. Aber daraus folgt nicht, daß sich die Sozialdemokratie in den bürgerlichen Oppositionsbrei aufzulösen hat, sondern umgekehrt, daß sich diejenigen Elemente der bürgerlichen Opposition, die alte Sünden noch in der zwölften Stunde gut machen wollen, um das Banner der Sozialdemokratie zu scharen haben, um dies Banner, das sich seit dreißig Jahren den Ehrenplatz errungen hat im Vorkampfe gegen den Kapitalismus und den Militarismus und alles, was die Massen hudelt und büttelt.

Worauf es bei den bevorstehenden Reichstagswahlen ankommt, das setzt der sozialdemokratische Wahlaufruf klar und treffend auseinander. Dieser Same, gestreut in die empfänglichen Gemüther des Proletariats, wird bis zum Wahltage tausendfältige Frucht tragen, und dann hat die Reaktion doch ihr Spiel verloren, so trutzig sie sich immer geberden mag.

Die historische Berechtigung der russischen Sozialdemokratie.

Von P. Axelrod.

I.

Das nächste Ziel der russischen Sozialdemokratie, wie es in ihrer Presse unzählige Male formulirt und begründet worden ist, läuft darauf hinaus, die in Rußland beginnende Arbeiterbewegung so rasch als möglich zu einem systematisch und bewußt geführten Kampfe gegen den Absolutismus zu formiren. Diese Aufgabe bildet den Brennpunkt der praktischen Bestrebungen der russischen Sozialdemokratie — soweit wenigstens ihre tonangebenden theoretischen und publizistischen Kundgebungen in Betracht gezogen werden.

Es wird uns aber von liberal-volksthümlicher Seite entgegengehalten: Ihr wollt eine proletarische Bewegung hervorrufen zur Erkämpfung von staatlichen Institutionen, die selbst erst die nothwendigsten und elementarsten Bedingungen für eine solche Bewegung bilden. Ist es nicht widerspruchsvoll und utopisch, etwas durch Mittel anzustreben, deren volle Anwendung die Existenz eben dieses angestrebten staatsrechtlichen Bodens voraussetzt?

Auch in den Reihen der westeuropäischen Arbeiterparteien scheint eine gewisse Skepsis den praktischen Bestrebungen der russischen Sozialdemokratie gegenüber ziemlich verbreitet zu sein. Dieses skeptische Verhalten basirt theilweise auf

Erwägungen derselben Art, wie die eben resümirten, deren Urheber äußerst vulgäre russische Halb- und Ganzliberale sind. Es liegt ihr aber auch eine Thatsache zu Grunde, die jedoch falsch gedeutet wird. Die kapitalistische Bourgeoisie wird von der zarischen Regierung gehätschelt und mit der größten Zärtlichkeit behandelt. Sie hat daher keinen Grund, gegen den Absolutismus Front zu machen, und ist auch politisch durchaus indifferent. Und nun wird diese Schicht der Bourgeoisie mit dem Gesammtbürgerthum identifizirt und auf diese Weise aus der erwähnten Erscheinung der Schluß gezogen, daß in Rußland überhaupt ein Gegensatz zwischen den besitzenden Klassen und dem Absolutismus sich noch nicht herausgebildet habe und daher für absehbare Zeit keine Massenbewegung zu Gunsten konstitutioneller Freiheiten möglich sei. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen die praktischen Bestrebungen und Ziele der russischen Sozialdemokratie als utopisch und ihre Hoffnungen als Phantasiegebilde erscheinen. In Wirklichkeit liegen jedoch die Verhältnisse im Zarenreich ganz anders, als wenn man sie durch die Brille einer historisch-schablonisirten Auffassung betrachtet.

Die protektionistische Politik der zarischen Regierung und der rechtlose Zustand der Volksmassen bilden den goldenen Boden, aus dem die kapitalistischen Schichten der russischen Bourgeoisie ihre Reichthümer schöpfen. Vorläufig wenigstens garantiren ihnen gerade die rechtlichen und sozialen Ueberreste der vorkapitalistischen Epoche genügenden Spielraum für die Bethätigung ihrer ausbeuterischen Neigungen und Gelüste. Aber neben und unter diesen Schichten giebt es große und einflußreiche Klassen, deren Interessen und Bedürfnisse sowohl mit der Zoll- und Finanzpolitik der Regierung, als auch mit dem recht- und kulturlosen Zustand der Massen sich immer weniger vertragen können.

An der Spitze und im Zentrum dieser sozialen Elemente steht die in den letzten Jahrzehnten stark ausgewachsene und immer zahlreicher werdende Schicht der Vertreter liberaler Berufe — also Advokaten, Aerzte, Gelehrte, Lehrer, Schriftsteller, Richter, Beamte in den Selbstverwaltungsorganen der Provinzen und Städte, gebildete Techniker jeder Art, dann die studirende Jugend 2c. Ja, ein nicht zu unterschätzender Theil der gebildeten Bureaukratie gehört ihren Sympathien und Tendenzen nach zu den eben erwähnten fortschrittlichen Kreisen der höheren Stände, die insgesammt einen ansehnlichen Theil des Bürgerthums bilden und unter dem Namen „Intelligenz" zusammengefaßt werden. Letztere wird von den Preßlakaien der Reaktion als eine „revolutionäre Hydra" fortwährend denunzirt. In der That erfordern die Lebensbedürfnisse der Intelligenz wesentlich andere Existenzbedingungen als diejenigen, die ihr das absolutistische Regime gewähren kann. Der Absolutismus beengt, hemmt und bevormundet sie in ihrer beruflichen Thätigkeit. Ja, er produzirt sogar eine „relative Ueberbölkerung" in den liberalen Berufen, einen „Ueberfluß an geistigen Arbeitern". Indem die Regierung die Gründung und Entwicklung von Preßunternehmungen auf jegliche Art hindert, indem sie der Einrichtung von Schulen und sonstigen Anstalten für allgemein nützliche Zwecke allerlei Hemmnisse entgegenstellt, beengt sie das Arbeitsfeld der Intelligenz, beschränkt ungemein die Nachfrage nach ihrer Arbeitskraft und beraubt sie der nothwendigsten Quellen für ihre materielle Existenz. Aber vielleicht in noch höherem Grade wirkt die zarische Regierung in derselben Richtung auf indirektem Wege, namentlich durch die Erdrückung der Bauern mit Steuern und deren Niederhaltung im hörigen Zustande dem Staate gegenüber. Die ungeheuren Staatslasten im Verein mit der Schollenpflichtigkeit der Bauern überliefern diese völlig der Willkür und der Habsucht von Dorfbeamten, von Wucherern und Händlern. Und da nicht nur die große Masse der landwirth-

schaftlichen, sondern auch der industriellen Lohnarbeiter aus den ruinirten und rechtlosen Schichten der Landbevölkerung sich noch immer rekrutirt, so drückt deren Lage auch die Ersteren zu Boden und sichert dem Unternehmer ein kolossales Uebergewicht an Macht. Zieht man dazu die bekannte Zollpolitik der Regierung in Betracht, so ist leicht einzusehen, wie ihre „soziale Politik" dem Kapital enorme Profite garantirt und den Kapitalisten das persönliche Interesse für den technischen und kulturellen Fortschritt des Landes nimmt. Es stehen ihnen zu viele rohe, primitive Ausbeutungs- und Bereicherungsmittel zur Verfügung, als daß sie ein Bedürfniß nach solchem Fortschritt empfinden sollten. Letzterer bildet aber eine der wichtigsten Existenzbedingungen für die Vertreter der „geistigen Arbeit".

Vergessen wir nicht, noch auf einen Umstand hinzuweisen, der wiederum den krassen Gegensatz zwischen dem Absolutismus und den ökonomischen und kulturellen Bedürfnissen der Nation grell zum Vorschein bringt. Durch die Ueberlastung der Bauern mit Steuern entzieht die Regierung den Landschaftsvertretungen die ökonomischen Quellen zur Bestreitung ihrer wichtigsten und dringendsten Aufgaben und Funktionen. Es ist ein „Ueberfluß" an Aerzten — und auf dem Lande herrscht Mangel an ärztlicher Hilfe. Warum? Weil die Semstwos kein Geld haben, diesem Uebel abzuhelfen. Es fehlen ihnen die finanziellen Mittel zur Einrichtung von Schulen, zur Verbreitung von elementaren Agrikulturkenntnissen, zur Einführung rationeller Methoden in der Landwirthschaft. Das Bedürfniß nach all diesen Dingen ist intensiv und allgemein in den tonangebenden Kreisen auf dem Lande — aber die Regierung läßt eben in den Taschen der Bauern nichts übrig für die Landschaftsvertretungen.

Es braucht hier kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß auf dem Boden des schon ziemlich vorgeschrittenen Gegensatzes zwischen den ökonomischen Interessen der Intelligenz und dem absolutistischen Regime ein Gegensatz ideeller Natur emporgewachsen ist und weitere Sprossen treibt und treiben muß. Die gewissenhafte Ausübung einer sozialen Funktion ist im Westen etwas Selbstverständliches und wird als Pflicht betrachtet. Im Zarenreiche dagegen erfordert ein solches Verhalten eine starke Dosis Idealismus und nicht selten auch Muth, denn ein tüchtiger Professor, ein humaner Arzt, ein eifriger Lehrer gelten in den Augen der Polizei und der reaktionären Kreise als politisch „verdächtige" Persönlichkeiten. Gründungen und Unternehmungen sozialer Natur, die im Westen als alltägliche Aeußerungen individueller und gesellschaftlicher Selbstbethätigung angesehen werden, tragen in Rußland den Charakter von „Kulturthaten"; denn sie erfordern in der That große Ausdauer und Selbstaufopferung zur Ueberwindung der Hemmnisse und des Widerstandes seitens der Regierungsorgane. Dadurch wird aber jegliche Thätigkeit dieser Art zu einem Keime revolutionärer Gährung.

Und doch duldet die allmächtige Zarengewalt die Intelligenz und läßt ihr sogar einen relativ weiten Spielraum zur Bethätigung auf sozialem Gebiete. Weshalb? Warum? Die Antwort auf diese Frage kann der Leser bei Kautsky in seiner Broschüre „Die Klassengegensätze von 1789" finden. Nur trifft das dort in Bezug auf die soziale Rolle und Bedeutung der Intelligenz im Frankreich des Ancien Regime Gesagte in viel stärkerem Grade auf das heutige Rußland zu — entsprechend seiner bedeutend höheren industriellen Entwicklungsstufe und der noch viel höheren Stufe des internationalen Kapitalismus, in dessen Atmosphäre jene sich vollzieht. Die Intelligenz ist ein unentbehrlicher Faktor des sozialen Lebens geworden; sie füllt sämmtliche Poren der höheren Gesellschaft aus, sie dringt überall ein und — oh, Ironie der Geschichte! — die Staatsorgane, die Bureaukratie selbst können sie nicht entbehren. Und besonders wichtig und

von hervorragend symptomatischer Bedeutung ist, daß es oft die besten, die ausgeprägt ideologischen Elemente der Intelligenz sind, deren Dienste von den offiziellen Organen der Gesellschaft und nicht selten von der Regierung selbst in Anspruch genommen werden. In kritischen Momenten, wie z. B. während der Hungersnoth und während Krankheitsepidemien, tritt die Unentbehrlichkeit und die Bedeutung dieser Elemente für Staat und Gesellschaft besonders scharf zu Tage. Der Absolutismus kann sie ebenso wenig wie der Kapitalismus loswerden.

Aber die Intelligenz ist keineswegs die einzige privilegirte Schicht, deren Interessen durch den Absolutismus geschädigt und gefährdet werden. Hinter und neben ihr steht eine große, ökonomisch herrschende Klasse, die sich auch durchaus nicht behaglich fühlt in dem engen Rahmen der absoluten Monarchie. Es ist die Klasse der Großgrundbesitzer, die im Großen und Ganzen mit dem Landadel zusammenfällt. Während die Großindustrie einen großen nationalen, gegen die auswärtige Konkurrenz geschützten Markt zur Verfügung hat, ist unsere rückständige Landwirthschaft auf den Weltmarkt, also den freien Wettkampf mit mächtigen Rivalen angewiesen. Diese Rivalen sind aber mit viel besseren Konkurrenzwaffen versehen und haben eine viel höhere nationale Kultur als die russischen Großgrundbesitzer zum Rückhalt. Diese fühlen daher tagtäglich am eigenen Leibe das durch die kapitalistische Entwicklung entstandene Mißverhältniß zwischen den neuen ökonomischen Existenzbedingungen der russischen Nation und deren rückständigen Kultur- und Rechtsverhältnissen. Der Großgrundbesitzerstand ist persönlich interessirt an einer viel rascheren Industrialisirung Rußlands, als es in Wirklichkeit geschieht; denn nur dadurch würde unsere Landwirthschaft von der Nothwendigkeit, mit ihren Waaren in die weite Welt hausiren gehen zu müssen, emanzipirt werden. Womöglich in noch höherem Grade oder wenigstens in mehr direkter Weise ist er interessirt an der Ausrüstung unserer Landwirthschaft mit denjenigen technischen und Verkehrsmitteln, die seinen internationalen Konkurrenten den Sieg in der Arena der Weltwirthschaft sichert. Aber sowohl der Beschleunigung unserer industriellen Entwicklung als der Hebung unserer Landwirthschaft stehen wie eine chinesische Mauer im Wege: der Absolutismus, die von der vorkapitalistischen Epoche übernommene Unkultur und der rechtlose Zustand der Volksmassen, die Wirthschafts- und Finanzpolitik der Regierung, das Bureaukratenregiment, kurz eine Reihe von Faktoren, die sowohl direkt als indirekt den industriellen Fortschritt Rußlands verlangsamen. Indirekt, indem sie die Nation und den Grund und Boden als vogelfreie Objekte dem Kapital zur zügellosen Ausbeutung, Auswucherung und Plünderung darbieten. Gerade die ökonomisch unternehmungslustigen und kapitalkräftigen Elemente werden dadurch der Nothwendigkeit enthoben, an der Hebung der Landwirthschaft, ja selbst an dem Fortschritt der Industrie thätigen Antheil zu nehmen. Sie sind vielmehr unmittelbar persönlich interessirt am Fortbestehen rückständiger, roher Formen des Kapitalismus, an dem Erhalten barbarischer, aber sehr einträglicher Ausbeutungsmethoden.

Der Unterschied in der ökonomischen Lage und in den Bedürfnissen des Grundbesitzerstandes und der ausbeuterischen Schichten der Bourgeoisie tritt auch ganz deutlich zu Tage in den Bestrebungen und in der Thätigkeit unserer Selbstverwaltungskörper. Im Vergleich zu den städtischen Dumas, in denen plutokratische Elemente herrschen, bekunden die Landschaftsvertretungen in ihren Berathungen, Maßnahmen und Petitionen an die Regierung im Großen und Ganzen fortschrittliche, ja demokratische Tendenzen und Ziele. Die Semstwos sind deshalb von den Reaktionären als legale Organisationen einer antimonarchischen Unterwühlungsarbeit verschrien. In der That haben sie schon mehrmals ihre

Wünsche in Bezug auf die Einführung einer Konstitution in Adressen und Petitionen zum Ausdruck gebracht.

Es tritt uns also in Rußland ein gerade umgekehrtes Verhältniß in der gegenseitigen Stellung der Klassen entgegen, als in Frankreich oder Deutschland während der entsprechenden Perioden. In diesen Ländern war es der gemeinsame Antagonismus der Volksmassen, der Intelligenz und der Handel und Industrie treibenden Bourgeoisie gegen die privilegirten Stände, welcher vor Allem eine nationale Opposition gegen die absolute Monarchie entfachte. In Rußland, wo es keinen mächtigen privilegirten Stand giebt, bildet, umgekehrt, der gemeinsame Antagonismus des grundbesitzenden Adels, der Intelligenz und der proletarischen Volksmassen gegen die ökonomisch herrschenden Elemente der Bourgeoisie den sozialen Boden, auf dem die kapitalistische Entwicklung in Widerstreit mit dem Absolutismus geräth. Diese Bemerkung muß allerdings in dem Sinne eingeschränkt werden, daß auf dem Lande der ständische Gegensatz zwischen den Bauern und den Adeligen sich doch noch fühlbar macht, und daß ein ansehnlicher Theil der Großgrundbesitzer durch Gnadengeschenke der Regierung sich ökonomisch zu retten sucht. Die Führerschaft dieses Standes liegt jedoch in den Händen seiner weitsichtigeren und fortgeschritteneren Elemente, deren Interessen und Bestrebungen vom Geiste des modernen großindustriellen Kapitalismus durchtränkt sind. Diese Elemente beherrschen meistens die Landschaftsvertretungen und bestimmen, wenn man sich so ausdrücken darf, ihre Politik der Bevölkerung und der Regierung gegenüber.

Die Behauptung, daß in Rußland kein weitgehender prinzipieller Gegensatz zwischen den höheren Klassen und dem Absolutismus existirt, erweist sich also bei näherer Betrachtung als aus der Luft gegriffen. Es liegt ihr allerdings die Thatsache zu Grunde, daß unsere „kommerziellen und industriellen Klassen" noch im Frieden mit der Regierung leben und überhaupt politisch indifferent sind. Und doch sind es gerade diese Klassen, von denen Marx sagt, daß „von der Zeit ihres Eintretens in die Opposition die wirklich revolutionäre Bewegung in Deutschland zu datiren ist".[1] Aber erstens widerspricht es der allerelementarsten historischen Auffassung vom gesellschaftlichen Leben, das bisherige Verhältniß der ökonomisch herrschenden Schichten unserer Bourgeoisie zum Absolutismus als ein für alle Zukunft feststehendes, den Einwirkungen neuer Umstände und Einflüsse nicht unterworfenes anzusehen. Gerade die fortschreitende Geltendmachung der Bedürfnisse und Bestrebungen der oppositionellen, kapitalistenfeindlichen Klassen und Stände muß nothwendig in nicht gar zu ferner Zeit auch einen Interessengegensatz zwischen den kapitalistischen Kreisen und der Staatsgewalt herbeiführen. Ja, man darf sogar ohne Uebertreibung sagen, daß das Zusammenwürfeln sämmtlicher Kapitalistenkategorien in eine nach ihren Interessen und Tendenzen unterschiedslos konservative Masse schon jetzt der Wirklichkeit bei Weitem nicht mehr entspricht.

Zweitens aber drängt sich uns von selbst die Frage auf: Warum sollte denn das vereinigte Eintreten des intelligenten Bürgerthums und der einflußreichsten Kreise der Großgrundbesitzer „in die Opposition" in Rußland von keiner wesentlichen Bedeutung sein, während das Eintreten der ausbeuterischen Klassen der Bourgeoisie in die Opposition in Deutschland von entscheidender Bedeutung war? In Deutschland fochten die „kommerziellen und industriellen Klassen" im Interesse der nationalen Entwicklung des Kapitalismus — gegen den Adel, in

[1] „Revolution und Kontrerevolution", deutsch von K. Kautsky. S. 16—17.

Rußland kämpfen die fortschrittlichen Elemente des Adels und die Intelligenz ebenfalls für die nationalen Interessen und die Bedürfnisse seiner kapitalistischen Entwicklung, aber — gegen die eben genannten Klassen, d. h. gegen die eigentlichen, historisch berufenen sozialen Repräsentanten des Kapitalismus. Es ist allerdings eine ziemlich sonderbare Erscheinung. Aber jedenfalls ändert sie nichts an der Thatsache, daß die treibende Kraft unserer Bewegung gegen den Absolutismus, wie seinerzeit im Westen, in der kapitalistischen Entwicklung wurzelt und vom nationalen Bedürfniß nach Wegräumung aller ihr entgegenwirkenden oder sie aufhaltenden Faktoren getragen wird. Besitzen die kapitalistischen Schichten der Bourgeoisie ein Uebergewicht an wirthschaftlicher Macht, an Bedeutung im ökonomischen Getriebe, so kompensirt sich das in mancher Beziehung durch die leitende und organisatorische Rolle unserer liberal-oppositionellen Elemente, die sie dank eben den Fortschritten des Kapitalismus im gesellschaftlichen Leben Rußlands erlangten. Als Vertreter der Bildung und im Besitz der wichtigsten gesellschaftlichen und zum Theile auch staatlicher Funktionen, repräsentiren sie den Kopf der Nation, die bei der jetzigen Höhe ihrer kapitalistischen Entwicklung ohne diese Elemente ebenso wenig existiren kann, wie der individuelle Mensch ohne seine Gehirnthätigkeit. Diese Stellung der Intelligenz und der gebildeten Kreise des Großgrundbesitzerstandes im heutigen Rußland ermöglicht ihnen, Mittel und Wege zu finden, um die absolutistische Staatsordnung sozusagen von innen heraus mehr oder weniger systematisch zu untergraben.

Hebung und Kräftigung der gesellschaftlichen Initiative und Selbstverwaltung auf Kosten der Bureaukratie, Vertiefung und Befestigung oder Sicherung der „Gesetzlichkeit“ gegenüber der administrativen Willkür, endlich Einführung allgemeiner elementarer Volksbildung — dies sind die Kardinalpunkte, um welche die Gesammtthätigkeit unserer legalen Opposition sich dreht, in denen ihre praktischen Bestrebungen, Wünsche und Forderungen sich konzentriren und am schärfsten zum Ausdruck kommen. Die Anlässe und Formen, in welchen diese Bestrebungen sich Geltung zu verschaffen suchen, sind zahlreich und mannigfaltig. Jeder Erfolg aber auf diesem Gebiete ist gleichbedeutend mit, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Einnistung von Institutionen, Beziehungen, Gewohnheiten und Ansprüchen im nationalen Körper Rußlands, die im prinzipiellen Gegensatz zum Absolutismus stehen und seine Existenzberechtigung praktisch negiren.

Daß die liberalen Bestrebungen unserer höheren Stände nur mit Mühe und Noth sich geltend machen können, daß die Regierungsorgane sie auf Schritt und Tritt in ihrem Vorwärtsdrängen hemmen und aufhalten, ist selbstverständlich. Aber was die eine Hand nimmt, das giebt die andere. Wenn der eine oder der andere Vertreter der Staatsgewalt feindlich und argwöhnisch den liberalen Regungen der Gesellschaft gegenüber sich verhält, so befolgt mancher seiner Kollegen eine geradezu entgegengesetzte Politik. Der unvermittelte Uebergang Rußlands von naturalwirthschaftlicher Isolirtheit zum großindustriellen Kapitalismus, unter dem Drucke des unendlich weiter fortgeschrittenen Westens, brachte das Zarenreich in eine Situation, der es auch nur von ferne nicht gewachsen war. Es entstand ein kolossales Mißverhältniß zwischen den vom „alten Rußland“ überkommenen kulturellen, technischen und sozialpolitischen Mitteln einerseits und den neuen, stets wachsenden nationalen Bedürfnissen, Interessen und Aufgaben andererseits. Und dieses Mißverhältniß ist es, das den Zarismus trotz seiner Uebermacht zu Konzessionen in liberaler Richtung zwingt. Wie groß und wie tief eingewurzelt die Furcht der Regierung vor sozialer Selbstbethätigung und Volksbildung auch ist, sie kapitulirt doch auch auf diesen Gebieten vor den liberalen Elementen —

natürlich mit großem Widerstreben. Die neuen wirthschaftlichen Existenzbedingungen und die von ihnen erzeugten komplizirten Interessengegensätze, Beziehungen und Bedürfnisse bilden eine immer mehr anschwellende Quelle der Schwächung der zarisch-bureaukratischen Uebermacht der Gesellschaft gegenüber und der Kräftigung der politisch schwachen Gesellschaft dem Absolutismus gegenüber.

Kurz, unter dem unüberwindbaren Drucke des einheimischen und internationalen Kapitalismus auf Staat und Gesellschaft dringen in das Innere des russischen nationalen Körpers sozusagen sozialpolitische und kulturelle Bazillen, Keime, Zellen, mit einem Worte Elemente moderner staatlicher Organismen. Mit dem Maßstab westeuropäischer Verhältnisse gemessen, scheinen die angedeuteten Fortschritte im gesellschaftlichen Leben Rußlands allerdings durchaus unpolitischer Natur zu sein und keineswegs genügend, den baldigen Zusammenbruch des Absolutismus herbeizuführen. In der That wären sie auch außer Stande, unter gewöhnlichen Verhältnissen eine solche Umwälzung herbeizuführen, wenn ihre Wirkung sich nicht über die engen Kreise der höheren Klassen erstrecken würde. Ja, hält man sich ausschließlich an diese Kreise, so kann man sogar sagen, daß die Konzessionen der zarischen Bureaukratie an den Liberalismus seine politische Machtstellung vorderhand eher zu schwächen als zu stärken geeignet sind, denn sie schläfern den oppositionellen Geist eines Theiles der besitzenden Massen ein und hemmen oder verlangsamen das Erwachen politisch oppositioneller Neigungen und Ansprüche bei dem anderen, größeren Theile dieser Massen. Aber das allmälige Eindringen moderner sozialer und Kulturelemente in das nationale Leben Rußlands schafft Raum und Mittel für die politische Aufrüttelung unseres Proletariats schon auf dem Boden und in den Fesseln des Absolutismus. Und darin liegt vor Allem das revolutionäre Schwergewicht der äußerlich, formell betrachtet, politisch harm- und farblosen Bethätigung des russischen Liberalismus.

II.

Im Vergleich zu den Bewegungsfaktoren des Proletariats auf dem Boden moderner konstitutioneller Staaten erscheinen die seine Entwicklung begünstigenden Elemente des russischen Lebens so minim, daß ihnen auf den ersten Blick kaum irgendwelche Bedeutung beigemessen werden könnte. In Wirklichkeit verhält sich jedoch die Sache ganz anders. Nur darf man bei der Beurtheilung der relativen Bedeutung dieser Elemente den prinzipiellen Unterschied nicht außer Acht lassen, der Rußland vom Westen trennt, sowohl in Bezug auf die Stellung der bürgerlichen Klassen zur bestehenden sozialpolitischen Ordnung, als auch — im engen Zusammenhang damit — in Bezug auf das gegenseitige politische Verhältniß jener Klassen und des Proletariats.

Während im Westen die moderne bürgerliche Gesellschaft auf dem von ihr selbst geschaffenen sozialpolitischen Boden wirthschaftet, ihr eigenes staatliches Gebäude bewohnt, hat sie im Zarenreiche noch die drückenden Fesseln einer allerdings etwas modernisirten, aber doch vorkapitalistischen staatlichen Organisation zu ertragen, und darf nicht einmal die Herstellung eines eigenen, gänzlich modernen Heims offen anstreben. Das westeuropäische Bürgerthum, selbst das freisinnige oder radikale, tritt daher auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens antirevolutionär auf. Es ist im besten Falle bestrebt, hier und da auszubessern, zu flicken, aber vor Allem darauf bedacht, den „Umsturz" zu verhüten. Von diesem, den revolutionären Bestrebungen und ihren Vertretern feindlichen Geiste sind sämmtliche bürgerliche Institutionen und soziale Bethätigungsformen der höheren Klassen in den westlichen Staaten Europas durchdrungen — von Selbst-

verwaltungskörpern und gemeinnützigen Gesellschaften bis zu der Presse und den Hochschulen, mit der Literatur und „Wissenschaft“ an der Spitze. In Rußland dagegen, wo jeder Fortschritt auf dem Gebiete sozialer Selbstbethätigung im prinzipiellen Widerspruch mit der staatlichen Ordnung steht und auch als solcher anerkannt wird, sind sogar die mäßigsten und bedächtigsten Kreise der fortschrittlich gesinnten Schichten der höheren Klassen von „umstürzlerischen“ Tendenzen und Gedanken nicht frei. Das russische revolutionäre Proletariat kann aber seinerseits in seinen praktischen Bestrebungen auf der jetzigen Entwicklungsstufe der russischen Nation nicht weiter gehen, als der radikal-demokratische Liberalismus. Von der Eroberung politischer Herrschaft für und durch die Arbeiterklasse kann bei uns noch keine Rede sein, und von einer Umwälzung der bürgerlichen Gesellschaft unter dem Banner des Sozialismus erst recht nicht. Der historische Boden für eine prinzipielle politische Gegnerschaft zwischen unserer Arbeiterklasse und dem liberalen Bürgerthum ist also noch nicht vorhanden; ihre beiderseitige geschichtliche Situation zwingt ihnen vielmehr ein gemeinsames politisches Ziel auf und erfordert eine ständige energische gegenseitige Unterstützung. Im Gegensatz also zu seinen älteren Brüdern im Westen wird unser Proletariat in seiner revolutionären Entwicklung von den berufenen Vertretern der modernen bürgerlichen Gesellschaft selbst unterstützt. Sie ist ja selbst noch im Werden und dem Wesen nach revolutionär in fast allen ihren Lebensäußerungen. Wie politisch harmlos die öffentliche Thätigkeit unseres liberalen Bürgerthums äußerlich auch aussehen mag, sie ist doch ihren Tendenzen nach „ordnungsfeindlich“, auf die Unterwühlung des alten Staates gerichtet. Und dies bewirkt, daß der russische Liberalismus sogar auf solch unpolitischen Gebieten wie „elementare Volksbildung und Volksaufklärung“ wirksame Impulse für eine revolutionäre Agitation in den Volksmassen erzeugt. Durch ihre Thätigkeit auf diesen und ähnlichen Gebieten demonstriren die russischen Liberalen tagtäglich den unversöhnlichen Antagonismus zwischen dem Zarenregiment und den Volksbedürfnissen und -Interessen. Indem sie dem Volke krasse Thatsachen mittheilen, öffnen sie ihm die Augen über die Volksfeindlichkeit dieses Regiments und zeigen es in seiner abstoßenden Nacktheit.

Auf diese Weise wird die unpolitische, durchaus legale, aufklärende „Kulturthätigkeit“ zu einer unversiegbaren Quelle politischer Gährung — zuerst in den intelligenten Schichten der Nation, dann aber auch in den unteren Klassen. Es kommen schon Fälle an den Tag von unmittelbaren Kollisionen dieser Klassen selbst mit den Behörden, weil diese die Gründung von Schulen, Bibliotheken und dergleichen verboten oder verhinderten.

Aber die Fortschritte elementarer Volksbildung bilden ja nur eine der Vorbedingungen und Brücken zur Herstellung eines beständigen Ideenkontakts zwischen den unteren Klassen und dem intelligenten Bürgerthum. Dank dieser Fortschritte erweitert und demokratisirt sich mit jedem Tage der Leserkreis der freisinnigen Presse, die in immer steigendem Umfange bis in die Fabriken und entlegenen Dörfer dringt.

Die Presse bietet dem Leser aus dem Volke ein Sammelbecken der in den bürgerlich-oppositionellen Schichten angehäuften Unzufriedenheit und der sie beherrschenden „umstürzlerischen“ Wünsche und Bestrebungen. Die Zeitungen bringen zugleich Berichte und Nachrichten über das Leben und Treiben der fortgeschritteneren Nationen, Schilderungen über die Vorzüge ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen — begleitet von kritischen Randglossen über die einheimischen Zustände. Kurz, vermittelst der Presse empfangen die lesekundigen Kreise der unteren Klassen Anregungen und Impulse, wenn auch nicht direkt zu

einer gewaltsamen Auflehnung gegen die herrschenden Mißstände, so jedenfalls zum Nachdenken über Mittel und Wege zur Herbeiführung einer solchen Auflehnung.[1]

Aber die ideologischen Elemente unserer höheren Klassen können nicht in ihrer revolutionären „volksaufklärerischen“ Arbeit am Beginn des Weges stehen bleiben. Die Verhältnisse lassen es nicht zu, daß sie sich nur mit Vorarbeiten in Bezug auf die Revolutionisirung der Volksmassen begnügen, sie drängen unsere demokratische Intelligenz dazu, weit über das Vorstadium der „Aufwiegelung“ dieser Massen hinauszugehen. Es ist vor Allem die politische Machtlosigkeit des russischen Liberalismus, die unsere Intelligenz in der eben angedeuteten Richtung vorwärts treibt.

Die Thatsache, daß der Liberalismus im Zarenreiche ohne die energische Mithilfe der unteren Klassen zur Herrschaft nicht gelangen kann, diese Thatsache bietet ja an und für sich nichts weniger als eine neue Erscheinung in der modernen Geschichte. Vom Frankreich des Ancien Régime sagt Kautsky in der genannten Schrift, daß dort am Vorabend der großen Revolution „immer deutlicher“ wurde, „daß nur die Bauern und die kleinen Leute in der Stadt, das ‚Volk‘, der Hebel sein könnten, der Herrschaft des Hofes und den Privilegien ein Ende zu machen“. Dieser „Hebel“ kam aber in Bewegung erst nachdem der Absolutismus durch die Angriffe der höheren Klassen schon zur Kapitulation gezwungen worden war, und zwar kam er in Bewegung nicht als ziel- und selbstbewußte soziale Macht, sondern als eine elementare, von äußeren, außerordentlichen Ereignissen vorwärtsgeschobene physische Gewalt. In Rußland dagegen hat der Liberalismus vorläufig keine Aussicht, in den besitzenden Massen eine genügend feste Stütze zu finden, um die zarische Regierung auf die Bahn prinzipieller politischer Konzessionen drängen zu können. Um so mehr Aussicht, ein solches Resultat herbeiführen zu können, hat eine planmäßig vor sich gehende, zielbewußte revolutionäre Bewegung im „Volke“. Eine solche Bewegung würde die Position des liberalen Bürgerthums ungemein stärken — und zwar nicht nur direkt, sondern auch indirekt, indem sie nothwendiger Weise die schlummernden Interessengegensätze zwischen dem Absolutismus und den ausbeuterischen Klassen ans Tageslicht bringen, Konflikte zwischen ihnen herbeiführen und so diese Klassen in die Arme der liberalen Opposition treiben würde.

Die politische Ohnmacht der russischen Liberalen wurzelt in zwei innerlich zusammenhängenden Thatsachen: erstens in dem Mangel an „historischen Ständen“ mit ererbten Machtmitteln zur wirksamen Abwehr von Angriffen der Krone und der nichtprivilegirten Klassen auf ihre Interessen und Privilegien, zweitens in

[1] Nachdem die obigen Zeilen geschrieben worden waren, kam mir die Zuschrift des Adelsmarschalls eines der Kreise im Gouvernement Woronesch an die slawophile Zeitung „Russj“ zu Gesicht. In dieser Zuschrift wird der Gouverneur von Mohilew beschuldigt, „das Gesetz übertreten“ und „das Recht der Persönlichkeit“ verletzt zu haben. Der Gouverneur hat nämlich den Landrath eines Kreises veranlaßt, einen jüdischen Kleinbürger wegen Beleidigung eines Pfarrers in den Kerker zu werfen und körperlich zu züchtigen. „Das wirksamste Mittel“, meint der adelige Kritiker dieses Willküракts, „gegen Angriffe auf die Bürger seitens der administrativen Behörden scheint England darin gefunden zu haben, daß dort jedes Vergehen von Beamten gegen die Freiheit oder die Rechte eines Bürgers nicht nur mit Gefängniß, sondern dazu noch mit hohen Geldbußen bestraft wird, die sehr rasch die Behörden gelehrt haben, in dem Rahmen des Gesetzes sich zu halten.“ Aber, fügt der Autor hinzu, auch ein allmächtiger „Habeas Corpus Act“ würde allein noch keinen genügenden Schutz „gegen administrative Willkür“ gewähren; um die „Rechte der Gesellschaft und der Einzelperson“ wirksam zu schützen, bedarf es vor Allem „einer strengen Kontrolle seitens der öffentlichen Meinung“. Der Adelsmarschall ist sicherlich kein übermäßig liberaler Mann. Um so charakteristischer sind seine angeführten Aeußerungen.

der relativen Interessensolidarität zwischen dem Zarismus und den industriellen und kommerziellen Schichten der Bourgeoisie. In Frankreich war es bekanntlich gerade der hartnäckige Widerstand der Privilegirten, der das absolutistische Regiment ins Wanken brachte und zugleich die revolutionären Leidenschaften nicht nur der proletarischen, sondern auch der bürgerlichen Massen entfesselte. In Rußland nun fehlt es an einem solchen geschichtlichen Hebel. Die vorkapitalistische Epoche hat uns keine privilegirten Stände mit historisch befestigten Positionen und Abwehrmitteln hinterlassen. Und die neueste Entwicklung trug ihrerseits nicht wenig dazu bei, die politische Widerstandslosigkeit des russischen Adels noch zu steigern, indem sie ihn in zwei innerlich antagonistische Lager trennte: in ein fortschrittliches und ein mehr oder weniger reaktionäres. Aber der reaktionäre Flügel der adeligen Grundbesitzer besteht aus den kulturell tieferstehenden und meistens dem ökonomischen Ruin entgegengehenden Vertretern des Adels, die durch Gnadenbrocken aus der Zarenhand ihre Existenz zu fristen suchen. Diese Elemente sind unfähig, eine konsequente reaktionäre Politik zu verfolgen, im Großen und Ganzen schwanken sie steuerlos hin und her zwischen ständischen Gelüsten und liberalen Einflüssen. Die Führerschaft des Großgrundbesitzerstandes liegt doch meistens in den Händen derjenigen seiner Elemente, die mehr oder weniger dem wirthschaftlichen, kulturellen und politischen Fortschritt zuneigen.

Unsere kapitalistische Bourgeoisie hat sich also vor keinen geschichtlich überkommenen Rivalen zu fürchten. Andererseits hat in Rußland der Mangel an ähnlichen historischen Hemmschuhen, wie sie dem modernen Kapitalismus im Westen am Beginn seiner Laufbahn im Wege standen, dem Zarismus die Aufgabe leicht gemacht, den Staat und dessen Politik dem nationalpolitischen Bedürfniß einer beschleunigten kapitalistischen Entwicklung dienstbar zu machen. Die Zaren befanden sich in der vom monarchischen Standpunkt aus sehr beneidenswerthen Lage, relativ weitgehende Reformen zum Vortheil der noch in der Wiege liegenden Kapitalistenklasse unternehmen und durchführen zu können, ohne dabei die Gefahren einer hartnäckigen reaktionären Opposition und verwickelter, schwer zu lösender Konflikte zwischen den Privilegirten und dem „dritten Stande“ heraufbeschwören zu müssen. Die Folge davon ist, daß sogar unsere industrielle Bourgeoisie sich noch immer unter der Obhut des Absolutismus behaglich fühlt, indem sie die Ueberreste der sozialpolitischen Barbarei im nationalen Leben zur Vervielfachung ihrer Profite ausbeutet, ohne die Niederträchtigkeiten des Zarenregiments am eigenen Leibe in empfindlicher Weise zu spüren. Und da die ziemlich große Elastizität der Tendenz des Zarismus in Bezug auf die Anpassung des Staates und seiner Politik an die Bereicherungsbedürfnisse der kapitalistischen Schichten noch ungeschwächt fortwirkt, so können diese vorderhand noch ruhig in ihrer „Unterthanentreue“ verharren und dem Liberalismus gegenüber ebenso fremd und indifferent bleiben wie bisher.

Die geschichtliche Situation der höheren Stände und der besitzenden Klassen in Rußland ist also dem *energischen* Auftreten einer *legalen* Opposition hinderlich, und zwar ebenso einer von reaktionärem wie einer von fortschrittlichem Geiste getragenen. Diese Thatsache bildet eine der mächtigsten Triebfedern der gemeinsamen Bemühungen des freisinnigen Bürgerthums und der intelligenten Grundbesitzer zur Verbreitung und Hebung der Volksbildung und zur Demokratisirung unserer Selbstverwaltungskörper. Statt sich an veraltete Standesprivilegien und Institutionen zu klammern, die als Stützpunkte und Waffen gegen die Krone unwirksam, ja unbrauchbar sind, zieht es der einsichtigere Theil des Adels vor, an der Schaffung moderner, im Volke wurzelnder politischer Machtmittel Antheil

zu nehmen, indem er vereint mit den ideologischen Schichten der Bourgeoisie für die Weiterentwicklung in demokratischer Richtung der modernen Ansätze von Selbstverwaltung eintritt und für die Demokratisirung von Bildung und Kultur wirkt.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die Masse unserer Liberalen sich völlig der politischen Triebfedern und Motive ihres sozialen Wirkens bewußt ist. Aber unter welchem subjektiven Gesichtspunkt mancher Liberale die „volksfreundlichen" Bestrebungen seiner Gesinnungsgenossen auch auffassen mag, das ändert doch nichts an der historischen Bedeutung der objektiven Thatsache, daß der mangelhafte politische Rückhalt in den besitzenden Klassen ihre intelligentesten und auf mannigfachen wichtigen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens rührigsten und einflußreichsten Klassen- oder Standesgenossen dazu treibt, sich einen solchen Rückhalt in den Volksmassen zu verschaffen suchen.

Der Weg jedoch, den die „liberale Gesellschaft" dabei einschlägt, ist zu lang, und eben deshalb ganz und gar nicht nach dem Geschmack der jüngeren und radikalen Elemente der Intelligenz. Die Mittel, auf deren Gebrauch jene sich beschränkt, und die handgreiflichen Resultate selbst, die durch diese Mittel erzielt werden, enthalten in sich allerdings revolutionäre Kraft, aber doch nur in latentem Zustande, die erst in aktive, lebendige Energie umgesetzt werden muß. Für diese historische Aufgabe sind sozusagen die halb und ganz proletarischen Schichten der Intelligenz prädestinirt, die studirende Jugend, sowie überhaupt die große Mehrzahl der temperamentvollsten und demokratischsten Vertreter unseres intelligenten Bürgerthums. Diesen Elementen der höheren Stände ist der Absolutismus doppelt unerträglich: während durch seine Barbareien ihr Idealismus fortwährend genährt und bis zur höchsten Potenz gesteigert wird, versperrt er ihnen zugleich den Weg zur legalen Bethätigung dieses ihres stark entwickelten Idealismus. Für diese relativ großen Kreise des Bürgerthums ist der Weg des „organischen, friedlichen Fortschritts" einfach ungangbar.

Auch die liberalen Elemente sind keineswegs erbaut von den Resultaten ihrer politisch geräuschlosen, maulwurfartigen Untergrabung „der Grundlagen" 2c. Auch sie fühlen sich äußerst unbehaglich unter der drückenden Hand der zarischen Bureaukratie und möchten gerne lieber heute als morgen ihrer Herrschaft ein Ende machen. „Aber", raisonnirt seufzend der liberale Gutsbesitzer oder der gut honorirte Redakteur einer einträglichen liberalen Zeitung, „man kann doch nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen." Die radikal-demokratische Intelligenz erklärt dagegen: „Mit eurem Schneckengang können und wollen wir uns nicht zufrieden geben, eure Resignation ist verwerflich und sie hat ihre Quelle in eurer Feigheit und euren egoistischen Rücksichten auf eure privaten Interessen. Unsere Losung aber lautet: Unerschrockener, rücksichtsloser Krieg gegen die Machthaber, Krieg auf Tod und Leben! Und reichen unsere Kräfte dazu nicht aus, nun, so wollen wir die arbeitenden, unterdrückten Massen auf die revolutionäre Bühne zu bringen suchen, so wollen wir diese Massen zum Kampfe gegen die sie bedrückende Ordnung rüsten und in Bewegung setzen."

Die nackte, sinnfällige Wirklichkeit ihrerseits weist die revolutionäre Intelligenz Rußlands auf das industrielle Proletariat, als auf diejenige Volksklasse, in der die Organisirung einer revolutionären Volksbewegung am meisten Aussichten auf Erfolg hat. Diese Klasse ist in großen Massen gerade in den Mittelpunkten des intellektuellen und gesellschaftlichen Lebens zusammengedrängt, wo zugleich die leitenden Regierungsorgane sich befinden und wo die entscheidenden Angriffe gegen den Absolutismus unternommen werden müssen. Während die bäuerlichen Massen in barbarischer Unwissenheit und traditioneller Unterwürfigkeit

und Ergebenheit alle Niederträchtigkeiten ihrer Unterdrücker geduldig ertragen, erhebt das städtische Proletariat kampfesfreudig sein Haupt gegen seine Ausbeuter und bekundet einen Heißhunger nach Bildung und Wissen. Mit einem Worte, in den Hauptstädten begegnet unsere demokratische Intelligenz einer Volksklasse, die ihren intellektuellen Einwirkungen am zugänglichsten, für revolutionäre Ideen in hohem Grade empfänglich und für revolutionäre Aktionen am leichtesten zu gewinnen ist. (Schluß folgt.)

Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrath der „Internationale" am 26. Juni 1865 von **Karl Marx**.

Uebersetzt von **E. R. Bernstein**.

(Fortsetzung.)

8. Die Produktion des Mehrwerths.

Nehmen wir nunmehr an, die Durchschnittsmasse der täglichen Lebensmittel eines Arbeiters erfordere zu ihrer Produktion sechs Stunden durchschnittlicher Arbeit. Laßt uns außerdem annehmen, daß eine sechsstündige Arbeitsleistung sich in einer Geldmenge gleich drei Schilling darstellt. Dann würden drei Schilling der Preis oder der Geldausdruck des täglichen Werthes der Arbeitskraft dieses Mannes sein. Er würde, wenn er täglich sechs Stunden arbeitete, täglich einen Werth produziren, der hinreichte, die Durchschnittsmenge seiner täglich nothwendigen Lebensmittel zu kaufen oder seinen Lebensunterhalt als Arbeiter zu bestreiten.

Aber unser Mann ist ein Lohnarbeiter. Er muß deshalb seine Arbeitskraft einem Kapitalisten verkaufen. Wenn er sie für drei Schilling pro Tag oder für achtzehn Schilling wöchentlich verkauft, so verkauft er sie zu ihrem Werthe. Nehmen wir an, er sei ein Spinner. Wenn er sechs Stunden täglich arbeitet, so wird er der Baumwolle täglich einen Werth von drei Schilling hinzufügen. Dieser täglich von ihm zugesetzte Werth würde ein genaues Aequivalent sein für die Löhne oder den Preis, den er täglich für seine Arbeitskraft erhielte. Aber in diesem Falle würde dem Kapitalisten keinerlei Mehrwerth oder Mehrprodukt zufallen. Hier stoßen wir daher auf die eigentliche Schwierigkeit. Der Kapitalist hat, ebenso wie jeder andere Käufer, damit, daß er die Arbeitskraft des Arbeiters kaufte und ihren Werth bezahlte, das Recht erworben, die gekaufte Waare zu konsumiren oder zu benutzen. Man konsumirt oder benutzt die Arbeitskraft einer Person, indem man sie arbeiten läßt, ebenso wie man eine Maschine konsumirt oder benutzt, indem man sie in Gang setzt. Damit, daß der Kapitalist den täglichen oder wöchentlichen Werth der Arbeitskraft des Arbeiters kaufte, hat er somit das Recht erworben, diese Arbeitskraft während des ganzen Tages oder der ganzen Woche zu benutzen oder sie arbeiten zu lassen. Natürlich haben der Arbeitstag oder die Arbeitswoche gewisse Grenzen, aber diese werden wir später genauer betrachten.

Für den Augenblick muß ich Eure Aufmerksamkeit auf einen entscheidenden Punkt lenken.

Der Werth der Arbeitskraft wird durch die Arbeitsmenge bestimmt, die zu ihrer Erhaltung und Reproduzirung erfordert ist, aber der Gebrauch dieser Arbeitskraft findet seine Grenze nur in der Lebensenergie und körperlichen Kraft des Arbeiters. Der tägliche oder wöchentliche Werth der Arbeitskraft ist ganz etwas Anderes, wie die tägliche oder wöchentliche Bethätigung dieser selben Kraft,

ebenso wie das Futter, das ein Pferd braucht, ganz etwas Anderes ist wie die Zeit, die es einen Reiter tragen kann. Die Arbeitsmenge, durch die der Werth der Arbeitskraft des Arbeiters begrenzt wird, bildet durchaus keine Grenze für die Arbeitsmenge, die seine Arbeitskraft zu verrichten fähig ist. Nehmt unseren Spinner als Beispiel. Wir haben gesehen, daß dieser, um seine Arbeitskraft täglich wieder zu erneuern, täglich einen Werth von drei Schilling schaffen muß, was er erzielt, indem er täglich sechs Stunden arbeitet. Aber dies setzt ihn nicht außer Stande, täglich zehn oder zwölf oder noch mehr Stunden zu arbeiten. Der Kapitalist nun, der den Tages- oder Wochenwerth der Arbeitskraft des Spinners bezahlt hat, hat damit das Recht erworben, diese Arbeitskraft während des ganzen Tages oder der ganzen Woche zu gebrauchen. Er wird ihn deshalb täglich, sagen wir zwölf Stunden arbeiten lassen. Ueber die sechs Stunden hinaus, die nothwendig sind, um seinen Lohn oder den Werth seiner Arbeitskraft einzubringen, wird der Spinner also sechs weitere Stunden zu arbeiten haben, die ich die Stunden der Mehrarbeit nennen will, und diese Mehrarbeit wird sich in einem Mehrwerth und einem Mehrprodukt vergegenständlichen. Wenn zum Beispiel unser Spinner durch seine tägliche Arbeit von sechs Stunden der Baumwolle einen Werth von drei Schilling hinzufügte, einen Werth, der ein genaues Aequivalent seines Lohnes bildet, so wird er in zwölf Stunden der Baumwolle einen Werth von sechs Schilling hinzufügen und ein entsprechendes Mehr von Garn schaffen. Da er dem Kapitalisten seine Arbeitskraft verkauft hat, so gehört das ganze von ihm geschaffene Produkt oder dessen Werth dem Kapitalisten als dem zeitweiligen Eigenthümer seiner Arbeitskraft. Der Kapitalist wird also dadurch, daß er drei Schilling vorschießt, einen Werth von sechs Schilling erzielen, denn indem er einen Werth vorschießt, in dem sechs Stunden Arbeit kristallisirt sind, erhält er dafür einen Werth, in dem zwölf Stunden Arbeit kristallisirt sind. Der Kapitalist wird bei täglicher Wiederholung dieses Prozesses täglich drei Schilling vorschießen und sechs Schilling einheimsen, von denen eine Hälfte dazu dienen wird, von Neuem Löhne zu zahlen, und die andere Hälfte den Mehrwerth bildet, für den der Kapitalist kein Aequivalent zahlt. Diese Art des Austausches zwischen Kapital und Arbeit ist es, auf der die kapitalistische Produktion oder das Lohnsystem gegründet ist und die den Arbeiter als Arbeiter und den Kapitalisten als Kapitalisten beständig wieder hervorbringen muß.

Die Rate des Mehrwerths wird, wenn alle anderen Umstände die gleichen bleiben, von dem Verhältniß abhängen zwischen jenem Theile des Arbeitstags, der für die Wiedererzeugung des Werthes der Arbeitskraft erfordert ist, und der für den Kapitalisten geleisteten Ueberzeit oder Mehrarbeit. Sie wird somit von dem Verhältniß abhängen, in dem der Arbeitstag über jenes Stück hinaus verlängert worden ist, während dessen der Arbeiter vermittelst seiner Arbeit nur den Werth seiner Arbeitskraft wiedererzeugen oder seinen Lohn ersetzen würde.

9. **Vom Werthe der Arbeit.**

Wir müssen uns nun zu dem Ausdruck: „Werth oder Preis der Arbeit“ zurückwenden.

Wir haben gesehen, daß dieser Werth thatsächlich nur der Werth der Arbeitskraft ist, der am Werthe der zur Erhaltung derselben nothwendigen Waaren gemessen wird. Da der Arbeiter aber seinen Lohn erst erhält, nachdem seine Arbeit gethan ist, und da er noch dazu weiß, daß das, was er in Wirklichkeit dem Kapitalisten giebt, seine Arbeit ist, so erscheint ihm der Werth oder der

Preis seiner Arbeitskraft nothwendiger Weise als Preis oder Werth seiner Arbeit selbst. Wenn der Preis seiner Arbeitskraft drei Schilling ausmacht, in denen sechs Arbeitsstunden vergegenständlicht sind, und wenn er zwölf Stunden arbeitet, so betrachtet er nothwendiger Weise diese drei Schilling als den Werth oder Preis von zwölf Stunden Arbeit, obwohl diese zwölf Stunden Arbeit selbst sich in einem Werthe von sechs Schilling vergegenständlichen. Ein doppeltes Ergebniß folgt daraus.

Erstens nimmt der Werth oder Preis der Arbeitskraft das Aussehen des Preises oder Werthes der Arbeit selbst an, obgleich Werth und Preis der Arbeit genau genommen sinnlose Ausdrücke sind. Zweitens, obgleich nur ein Theil der täglichen Arbeit des Arbeiters bezahlt wird, während der andere Theil nicht bezahlt wird, und obwohl gerade die unbezahlte oder Mehrarbeit den Fonds bildet, aus dem der Mehrwerth oder Profit entsteht, gewinnt es den Anschein, als ob die Gesammtarbeit bezahlte Arbeit sei.

Dieser falsche Schein unterscheidet die Lohnarbeit von anderen historischen Arbeitsformen. Auf Grundlage des Lohnsystems scheint selbst die unbezahlte Arbeit bezahlte Arbeit zu sein. Im Gegensatz dazu erscheint bei der Sklaverei selbst der Theil der Arbeit, der bezahlt wird, als unbezahlt. Natürlich muß der Sklave leben, um arbeiten zu können, und ein Theil seines Arbeitstags geht darauf, den Werth seines Unterhalts zu ersetzen. Aber da zwischen ihm und seinem Herrn kein Handel abgeschlossen wird, zwischen diesen beiden Parteien kein Kauf und Verkauf stattfindet, so hat es den Anschein, als ob all seine Arbeit für nichts hingegeben wird.

Nehmt andererseits den hörigen Bauer, wie er, möchte ich sagen, noch gestern im ganzen Osten von Europa existirte. Dieser Bauer arbeitete zum Beispiel drei Tage für sich auf seinem eigenen oder dem ihm zugewiesenen Felde, und die drei folgenden Tage verrichtete er auf dem Gute seines Herrn erzwungene und unbezahlte Arbeit. Hier also waren die bezahlten und unbezahlten Theile der Arbeit merkbar getrennt, getrennt in Zeit und Raum, und unsere Liberalen flossen über von moralischer Entrüstung ob der albernen Idee, einen Menschen für nichts arbeiten zu lassen.

In der Sache selbst jedoch läuft es auf dasselbe hinaus, ob Jemand während drei Tagen in der Woche auf seinem eigenen Felde für sich selbst und drei Tage auf dem Gute seines Herrn für nichts arbeitet, oder ob er in der Fabrik oder Werkstatt sechs Stunden täglich für sich und sechs Stunden für seinen Arbeitsherrn arbeitet, wenn auch im letzteren Falle die bezahlten und unbezahlten Theile der Arbeit untrennbar miteinander vermischt werden und die Natur der ganzen Abmachungen durch das Dazwischentreten eines Kontrakts und den am Ende der Woche erhaltenen Lohn völlig maskirt wird. Die unbezahlte Arbeit erscheint in dem einen Falle als freiwillig gegeben und in dem anderen als erzwungen. Das ist der ganze Unterschied.

Wenn ich im Folgenden den Ausdruck „Werth der Arbeit“ brauche, so nur als eine volksthümliche Redensart für „Werth der Arbeitskraft“.

10. Wie Profit gemacht wird, wenn Waaren zu ihrem Werthe verkauft werden.

Nehmen wir an, eine Stunde Durchschnittsarbeit stelle sich dar in einem Werthe von sechs Pence, oder zwölf Stunden Durchschnittsarbeit stellten sechs Schilling dar. Nehmen wir ferner an, der Werth der Arbeit (Arbeitskraft) sei gleich drei Schilling oder dem Produkt von sechs Stunden Arbeit. Wenn dann in dem

für eine bestimmte Waare verbrauchten Rohmaterial, der Maschinenabnutzung ꝛc. vierundzwanzig Stunden Durchschnittsarbeit verkörpert wären, so würde der Werth dieser Materialien ꝛc. zwölf Schilling betragen. Wenn außerdem der von dem Kapitalisten beschäftigte Arbeiter diesen Produktionsmitteln zwölf Stunden Arbeit zufügt, so würden diese zwölf Stunden einen weiteren Werth von sechs Schilling darstellen. Der Totalwerth des Produkts würde sich somit auf sechsunddreißig Stunden vergegenständlichte Arbeit belaufen und gleich achtzehn Schilling sein. Da aber der Werth der Arbeit oder der dem Arbeiter gezahlte Lohn nur drei Schilling beträgt, so wäre von dem Kapitalisten kein Aequivalent gezahlt worden für die von dem Arbeiter geleisteten und in dem Werthe der Waare verkörperten sechs Stunden Mehrarbeit. Wenn der Kapitalist diese Waare zu ihrem Werthe, für achtzehn Schilling, verkauft, würde er daher einen Werth von drei Schilling realisiren, für den er kein Aequivalent gezahlt hat. Diese drei Schilling würden den von ihm eingesackten Mehrwerth oder Profit bilden. Der Kapitalist würde folglich den Profit von drei Schilling nicht dadurch erzielen, daß er seine Waare zu einem ihren Werth überschreitenden, sondern dadurch, daß er sie zu ihrem wirklichen Werthe verkauft.

Der Werth einer Waare wird bestimmt durch die in ihr enthaltene totale Arbeitsmenge. Aber ein Theil dieser Arbeitsmenge stellt einen Werth dar, für den ein Aequivalent gezahlt worden ist in Form von Löhnen, ein anderer Theil jedoch stellt einen Werth dar, für den kein Aequivalent gezahlt worden ist. Ein Theil der in der Waare enthaltenen Arbeit ist bezahlte, ein anderer Theil unbezahlte Arbeit. Wenn also der Kapitalist die Waare zu ihrem Werthe, das heißt als Kristallisation des Ganzen der auf sie verwandten Arbeitsmenge verkauft, so muß er sie nothwendiger Weise mit einem Profit verkaufen. Er verkauft nicht nur etwas, wofür er ein Aequivalent gezahlt, sondern er verkauft auch etwas, was ihn selbst nichts gekostet hat, obwohl es die Arbeit seines Arbeiters gekostet hat. Was die Waare den Kapitalisten kostet und ihre wirkliche Kostenmenge sind zwei verschiedene Dinge. Ich wiederhole deshalb, daß normale und durchschnittliche Profite dadurch gemacht werden, daß man die Waaren nicht über, sondern zu ihrem wirklichen Werthe verkauft.

11. Die verschiedenen Theile, in die der Mehrwerth sich spaltet.

Den Mehrwerth oder jenen Theil des Gesammtwerths der Waare, in dem die Mehrarbeit oder die unbezahlte Arbeit des Arbeiters sich vergegenständlicht, nenne ich Profit. Dieser ganze Profit wird nicht von dem kapitalistischen Arbeitsherrn eingesackt. Das Bodenmonopol macht es dem Grundbesitzer möglich, sich unter dem Namen Grundrente einen Theil dieses Mehrwerths anzueignen, gleichviel ob der Boden für Zwecke der Landwirthschaft, für Bauten oder Eisenbahnen oder irgend welche anderen produktiven Zwecke benutzt wird. Andererseits setzt gerade die Thatsache, daß der Besitz der Arbeitsmittel den kapitalistischen Unternehmer befähigt, einen Mehrwerth zu produziren oder, was auf dasselbe hinausläuft, sich eine gewisse Menge unbezahlter Arbeit anzueignen, den Besitzer von Arbeitsmitteln, der dem kapitalistischen Unternehmer diese ganz oder zu einem Theile leiht, mit einem Worte den Geldkapitalisten, in den Stand, unter dem Namen von Zins einen anderen Theil jenes Mehrwerths für sich zu beanspruchen, so daß dem kapitalistischen Unternehmer als solchem nur das bleibt, was man den gewerblichen oder geschäftlichen Profit nennt.

Nach welchen Gesetzen diese Theilung des Gesammtbetrags des Mehrwerths unter den drei Kategorien von Leuten geregelt wird, ist eine Frage, die

unserem Gegenstand völlig fremd ist. Soviel jedoch folgt aus dem, was dargelegt worden ist:

Grundrente, Zins und geschäftlicher Profit sind nur verschiedene Namen für verschiedene Theile des Mehrwerths der Waare oder der in ihr enthaltenen unbezahlten Arbeit, und sie entstammen gleichmäßig dieser Quelle und nur dieser Quelle. Sie entstammen nicht dem Boden als solchem oder dem Kapital als solchem, aber Boden und Kapital befähigen ihre Eigenthümer, aus dem von dem kapitalistischen Unternehmer aus dem Arbeiter herausgezogenen Mehrwerth ihre bezüglichen Theile zu beziehen. Für den Arbeiter selbst ist es von untergeordneter Wichtigkeit, ob jener Mehrwerth, das Resultat seiner Mehrarbeit oder unbezahlten Arbeit, von dem kapitalistischen Unternehmer ganz und gar eingesackt wird, oder ob der Letztere gezwungen ist, Theile davon unter dem Namen Rente und Zins an dritte Parteien wegzugeben. Angenommen, der kapitalistische Unternehmer benutzte nur sein eigenes Kapital und wäre sein eigener Grundherr, so würde der ganze Mehrwerth in seine Tasche gehen.

Es ist zunächst der kapitalistische Unternehmer, der aus dem Arbeiter diesen Mehrwerth herauspreßt, gleichviel welchen Theil davon er schließlich für sich zurückzuhalten vermag. An diesem Verhältniß zwischen dem kapitalistischen Unternehmer und dem Lohnarbeiter hängt daher das ganze Lohnsystem und das ganze heutige Produktionssystem. Wenn einige der Bürger, die an unserer Debatte theilgenommen haben, die Sache ins Kleinliche zu ziehen und diese grundlegende Beziehung zwischen dem kapitalistischen Unternehmer und dem Arbeiter als eine untergeordnete Frage zu behandeln suchten, so waren sie daher sehr im Irrthum, wenn sie auch mit ihrer Behauptung Recht hatten, daß unter gegebenen Umständen ein Steigen der Preise den kapitalistischen Unternehmer, den Grundbesitzer, den Geldkapitalisten und, wenn Ihr wollt, den Steuereinnehmer in sehr ungleicher Weise in Mitleidenschaft ziehen kann.

Noch eine andere Folgerung ergiebt sich aus dem Gesagten.

Jener Theil des Werthes der Waare, der nur den Werth des Rohmaterials, der Maschinen, mit einem Worte den Werth der aufgewandten Produktionsmittel repräsentirt, bildet keinerlei Einkommen, sondern ersetzt nur Kapital. Aber abgesehen davon, ist es falsch, daß der andere Theil des Werthes der Waare, der Einkommen bildet oder in Form von Löhnen, als Profit, Rente, Zins verausgabt werden kann, durch den Werth der Löhne, den Werth der Rente, der Profite und so weiter gebildet wird. Wir wollen fürs Erste die Löhne bei Seite lassen und nur gewerblichen Profit, Zins und Rente behandeln. Wir haben soeben gesehen, daß der in der Waare enthaltene Mehrwerth oder jener Theil ihres Werthes, in dem die unbezahlte Arbeit vergegenständlicht ist, sich in verschiedene Theile auflöst, die drei verschiedene Namen tragen. Aber es würde durchaus das Gegentheil der Wahrheit sein, zu sagen, daß ihr Werth sich zusammensetzt oder gebildet wird aus der Zusammenrechnung der unabhängigen Werthe jener drei Bestandtheile.

Wenn eine Arbeitsstunde einen Werth von sechs Pence verkörpert, wenn der Arbeitstag des Arbeiters zwölf Stunden umfaßt und die Hälfte dieser Zeit unbezahlte Arbeit ist, so wird diese Mehrarbeit der Waare einen Mehrwerth von drei Schilling hinzufügen, das heißt Werth, für den kein gleicher Gegenwerth gezahlt worden ist. Dieser Mehrwerth von drei Schilling bildet den ganzen Fonds, den der kapitalistische Unternehmer mit dem Grundbesitzer und Geldleiher theilen kann, gleichviel in welchem Verhältniß die Theilung geschieht. Der Werth dieser drei Schilling bildet die Schranke des Werthes, den sie unter-

einander zu vertheilen haben. Aber es ist nicht der kapitalistische Unternehmer, der dem Werthe der Waare einen willkürlichen Werth für seinen Profit hinzufügt, welchem ein anderer Werth für den Grundbesitzer und so weiter hinzugefügt wird, so daß die Zusammenrechnung dieser willkürlich festgesetzten Werthe den Gesammtwerth bilden würde. Ihr seht also, wie trügerisch die volksthümliche Ansicht ist, die die Zerlegung eines gegebenen Werthes in drei Theile mit der Bildung jenes Werthes durch die Zusammenrechnung von drei unabhängigen Werthen verwechselt und so den Gesammtwerth, aus dem Rente, Profit und Zins hergeleitet werden, zu einer willkürlichen Größe macht.

Wenn der Gesammtprofit, der von einem Kapitalisten gemacht wird, gleich hundert Pfund Sterling ist, so nennen wir diese Summe, als absolute Größe betrachtet, die Masse des Profits. Berechnen wir aber das Verhältniß, in dem diese hundert Pfund zu dem vorgeschossenen Kapital stehen, so nennen wir diese relative Größe die Profitrate. Es ist augenscheinlich, daß diese Profitrate in doppelter Weise ausgedrückt werden kann.

Nehmen wir an, die hundert Pfund seien das in Löhnen vorgeschossene Kapital. Wenn der geschaffene Mehrwerth auch hundert Pfund beträgt — und dies würde uns anzeigen, daß der halbe Arbeitstag des Arbeiters aus unbezahlter Arbeit besteht —, so würden wir, wenn wir diesen Profit an dem in Löhnen vorgestreckten Kapital messen, sagen, daß die Profitrate hundert Prozent betrage, weil der vorgeschossene Werth hundert und der verkörperte Werth zweihundert sein würde.

Wenn wir andererseits nicht nur das in Löhnen vorgeschossene Kapital, sondern das gesammte vorgeschossene Kapital in Betracht ziehen würden, sagen wir zum Beispiel fünfhundert Pfund, von denen vierhundert Pfund den Werth des Rohmaterials, der Maschinen und so weiter repräsentirten, so müßten wir sagen, daß die Profitrate nur zwanzig Prozent betrage, weil der Profit von hundert nur der fünfte Theil des vorgeschossenen Gesammtkapitals wäre.

Die erste Art, die Profitrate auszudrücken, ist die einzige, die Euch das wirkliche Verhältniß zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit zeigt, den wirklichen Grad der — gestattet mir das französische Wort — Exploitirung der Arbeit. Die zweite Ausdrucksweise ist die allgemein gebräuchliche und für gewisse Zwecke in der That angebracht. Jedenfalls ist sie sehr nützlich, den Grad zu verdecken, in welchem der Kapitalist unentgeltliche Arbeit aus dem Arbeiter herauszieht.

In den Bemerkungen, die ich noch zu machen habe, werde ich das Wort Profit für die ganze Masse des von dem Kapitalisten herausgezogenen Mehrwerths anwenden, ohne jede Berücksichtigung der Theilung dieses Mehrwerths zwischen verschiedenen Parteien, und wenn ich das Wort „Profitrate" gebrauche, werde ich stets die Profite an dem Werthe des in Löhnen vorgestreckten Kapitals messen. (Marx nennt also hier „Profitrate", was er später — im „Kapital" — als „Mehrwerthsrate" bezeichnet hat. D. Uebers.)

12. **Das allgemeine Verhältniß zwischen Profiten, Löhnen und Preisen.**

Wenn wir von dem Werthe einer Waare den Werth abziehen, der den Werth der auf ihn verwandten Rohmaterialien und anderer Produktionsmittel ersetzt, d. h. wenn wir den Werth abziehen, der die in ihm enthaltene vergangene Arbeit darstellt, so wird der Rest dieses Werthes sich in die Arbeitsmenge auflösen, die (der Waare) von dem zuletzt beschäftigten Arbeiter hinzugefügt wurde. Arbeitet dieser Arbeiter zwölf Stunden täglich und kristallisiren

sich zwölf Stunden Durchschnittsarbeit in einer Geldmenge von sechs Schilling, so ist dieser hinzugerechnete Werth von sechs Schilling der **einzige** Werth, den seine Arbeit geschaffen haben wird. Dieser, von der Zeitdauer seiner geleisteten Arbeit abhängige bestimmte Werth ist der einzige Fonds, aus dem er sowohl wie der Kapitalist ihre respektiven Antheile oder Dividenden zu ziehen haben, der einzige Werth, der in Lohn und Profit aufzutheilen ist. Es ist klar, daß dieser Werth durch die verschiedenen Verhältnißsätze, nach denen er unter den zwei Parteien vertheilt werden mag, selbst keinerlei Veränderung erfährt. Auch wird sich an der Sache nichts ändern, wenn Ihr an die Stelle des einen Arbeiters die ganze arbeitende Bevölkerung stellt und statt eines Arbeitstags zum Beispiel zwölf Millionen Arbeitstage setzt.

Da der Kapitalist und Arbeiter nur diesen begrenzten Werth zu theilen haben, das heißt den nach der Gesammtarbeit des Arbeiters bemessenen Werth, so wird, je mehr der Eine erhält, der Andere um so weniger erhalten und umgekehrt. Wo immer eine bestimmte Menge gegeben ist, wird ein Theil derselben stets im umgekehrten Verhältniß zunehmen, wie der andere Theil abnimmt. Wenn also die Löhne sich ändern, so werden sich die Profite in entgegengesetzter Richtung ändern. Wenn die Löhne sinken, werden die Profite steigen, und wenn die Löhne steigen werden, so werden die Profite fallen. Wenn nach unserer früheren Annahme der Arbeiter drei Schilling erhält, die der Hälfte des von ihm geschaffenen Werthes entsprechen, oder wenn sein Arbeitstag zur Hälfte aus bezahlter und zur anderen Hälfte aus unbezahlter Arbeit besteht, so wird die Profitrate hundert Prozent betragen, weil der Kapitalist auch drei Schilling erhalten würde. Wenn der Arbeiter nur zwei Schilling erhält oder nur ein Drittel des ganzen Tages für sich arbeitete, so wird der Kapitalist vier Schilling erhalten und die Profitrate würde zweihundert Prozent betragen. Wenn der Arbeiter vier Schilling erhält, so wird der Kapitalist nur zwei Schilling erhalten und die Profitrate würde auf fünfzig Prozent sinken,[1] aber all diese Veränderungen werden den Werth der Waare nicht beeinflussen. Ein allgemeines Steigen der Löhne würde somit ein Sinken der allgemeinen Profitrate zur Folge haben, aber die Werthe unberührt lassen. Wenn aber auch die Werthe der Waaren, nach denen ihre Marktpreise sich in letzter Instanz regeln müssen, ausschließlich durch die in diese Waaren gesteckten Gesammtmengen von Arbeit bestimmt werden und nicht durch die Theilung jener Menge in bezahlte und unbezahlte Arbeit, so folgt daraus doch keineswegs, daß die Werthe der einzelnen Waaren oder Mengen von Waaren, die etwa während zwölf Stunden produzirt werden, konstant bleiben werden. Die in einer bestimmten Arbeitszeit oder mittels einer bestimmten Arbeitsmenge geschaffene **Zahl** oder Masse von Waaren hängt ab von der **Produktivkraft** der auf ihre Herstellung verwandten Arbeit und nicht von ihrer **Ausdehnung** oder Länge. So könnten zum Beispiel in einem Arbeitstag von zwölf Stunden mit einem bestimmten Grade der Produktivkraft von Spinnarbeit zwölf Pfund Garn produzirt werden und mit einem geringeren Grade von Produktivkraft nur zwei Pfund. Wenn also zwölf Stunden Durchschnittsarbeit sich in einem Werthe von sechs Schilling verkörperten, so würden in dem einen Falle die zwölf Pfund Garn sechs Schilling kosten und in dem anderen Falle würden die zwei Pfund Garn auch sechs Schilling kosten. In dem einen Falle würde daher ein Pfund Garn sechs Pence kosten und in dem anderen drei Schilling. Die Verschiedenheit des Preises wäre eine Folge der Verschiedenheit in den

[1] Im Manuskript steht 33⅓ Prozent, offenbar ein Versehen.

Produktivkräften der angewandten Arbeit. Bei der größeren Produktivkraft würde in einem Pfund Garn eine Stunde Arbeit verkörpert sein, während bei der geringeren Produktivkraft in einem Pfund Garn sechs Stunden Arbeit verkörpert wären. In dem einen Falle würde der Preis für ein Pfund Garn nur sechs Pence betragen, obgleich die Löhne verhältnißmäßig hoch und die Profitrate niedrig wären, und in dem anderen Falle würde er drei Schilling ausmachen, trotzdem die Löhne niedrig und die Profitrate hoch wären. Dies würde deshalb so sein, weil der Preis des Pfundes Garn durch die gesammte Menge in ihm steckender Arbeit bestimmt wird und nicht durch das Verhältniß der Theilung jener Gesammtmenge in bezahlte und unbezahlte Arbeit. Die früher von mir erwähnte Thatsache, daß hoch bezahlte Arbeit billige Waaren und niedrig bezahlte Arbeit theure Waaren hervorbringen kann, verliert somit ihren paradoxen Charakter. Sie ist nur der Ausdruck des allgemeinen Gesetzes, daß der Werth einer Waare durch die in sie verarbeitete Menge von Arbeit bestimmt ist, daß aber die in sie verarbeitete Arbeitsmenge ganz und gar von der Produktivkraft der angewandten Arbeit abhängt und deshalb mit jeder Veränderung in der Produktivität der Arbeit wechselt. (Schluß folgt.)

Eleanor Marx.

Erinnerungen von **Eduard Bernstein.**

Ueber eine Person, die uns lieb und theuer war, so bald nach ihrem Tode zu schreiben, ist ein Unternehmen, gegen das sich vieles in uns sträubt. Wenn ich mich trotzdem dazu entschließe, einige Erinnerungen an Eleanor Marx hier niederzuschreiben, so geschieht es in der Auffassung, daß viele Tausende von Lesern dieser Zeitschrift wirklich den Wunsch haben, einiges Genauere über die jetzt auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedene Tochter von Karl Marx zu vernehmen.

Eleanor Marx hat jenen Schritt gethan, den die Kirche verdammt und den die öffentliche Meinung nur schwer entschuldigen mag, sie hat selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. Ueber das Motiv, das sie dazu getrieben, hat sie nichts Schriftliches hinterlassen. Die Todtenjury fällte auf Grund der Zeugenaussagen und der dem Todtenrichter vorliegenden Schriftstücke das in England stereotype Erkenntniß: Selbstmord in einem Anfall von geistiger Trübung. Im Allgemeinen soll durch diese Wendung den durch eigene Hand ums Leben Gekommenen das christliche Begräbniß ermöglicht werden. Mischung von Mitleid und konventioneller Heuchelei diktirt den Geschworenen einen Entscheid, der diejenigen, die das Recht, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, für ein elementares Menschenrecht halten, oft schon zu bitteren Protesten gereizt hat. Und doch ist er vielleicht in der Mehrheit der Fälle nicht so sehr von der Wahrheit entfernt. Der konsequente Pessimist freilich wird umgekehrt den Moment, wo der Mensch den Entschluß der Selbstvernichtung faßt und ausführt, für einen solchen besonderer Erhellung erklären, aber der Pessimismus ist sicher nicht das Normale. Es müssen besondere Einflüsse auf sein Gemüth einwirken, bis der gesunde Mensch zu diesem Aeußersten schreitet.

Eleanor Marx war von Hause aus eine durchaus gesunde Natur. Als Kind war sie, was man eine „wilde Hummel“ zu nennen pflegt. In einem Vorort des nordwestlichen London aufgewachsen, tummelte sie sich nach Herzenslust

mit der Straßenjugend herum und boxte ohne Furcht mit Jungen, die älter waren als sie. In der ganzen Gegend war sie unter dem Rufnamen „Tussy“ bekannt, der ihr zu Hause gegeben worden war, so daß Kinder und Erwachsene vielfach, wenn sie von der Familie Marx sprachen, kurzweg „die Tussys“ sagten. Oft hat mir die treue Helene Demuth, an der die Verstorbene mit großer Liebe hing, erzählt, wie „das Tussy“ im Sommer gewöhnlich nicht dazu zu bringen war, ein ordentliches Mittag zu essen, sondern mit glühenden Wangen vor der Hausthür ein Glas Milch trank, dann ein Stück Brot nahm und zurück zu ihren Kameraden von der Straße rannte. Auch in anderen Dingen war sie schwer zu bändigen. So war sie jahrelang nicht zu bewegen, in die Schule zu gehen. Man mochte thun, was man wollte, sie ging einfach nicht. Oder vielmehr sie ging — hinter die Schule. Dagegen las sie schon sehr früh Shakespeare (sie hatte vom Vater lesen gelernt) und konnte schon mit neun Jahren große Stücke aus den Dramen dieses Dichters auswendig, für den sie gleich ihrem Vater ihr ganzes Leben hindurch eine begeisterte Verehrung und Liebe empfand.[1] Auch an Allem, was im elterlichen Hause diskutirt wurde, nahm sie schon früh lebhaften Antheil. So schrieb sie während des amerikanischen Bürgerkriegs Briefe an Lincoln und hörte andächtig mit zu, wenn am Morgen nach Sitzungen des Generalraths der Internationale „Möhme“ (Frau Marx) den Töchtern berichtete, was der Vater spät Abends (vielleicht auch oft gegen Morgen) beim Nachhausekommen über die Vorkommnisse im Generalrath mitgetheilt hatte. Die Mädchen verlangten sehr genauen Bericht, und manchmal wurde zu Hause eifrig Nachsitzung gehalten. Sehr früh ward auch Tussy mit ins Theater genommen, nach Sadler's Wells, wo der berühmte Phelps seine Shakespeare-Aufführungen gab. Der weite Weg von Süd Hampstead bis Clerkenwell wurde dann gewöhnlich von der ganzen Familie sammt der Helene hin und zurück zu Fuß zurückgelegt, denn die Fahrgelegenheit war damals sehr viel schlechter und theurer als heute. Auch erlaubten die Mittel der Familie Marx meist nur Galerie- oder Stehplätze. Aber die Eltern liebten beide das Theater, und von allen Kindern hat wohl keines diese Liebe so intensiv geerbt wie Tussy.

Als ich Eleanor Marx im Winter 1880 zum ersten Male kennen lernte, war sie ein lebhaftes junges Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre, schlank von Wuchs und mit schönem schwarzen Haare und prächtigen schwarzen Augen. Ich wohnte damals einer Abendunterhaltung zu Gunsten der Witwe eines Kom-

[1] Die letzte Arbeit, die unsere unvergeßliche Freundin im Sinne hatte, betraf Shakespeare, war eine Besprechung des Brandesschen Buches über Shakespeare, die sie für die „Neue Zeit“ übernommen. Noch am 15. März schrieb sie darüber dem Unterzeichneten: „Langsam, aber sicher arbeite ich mich durch die 1000 (!!) Seiten des Brandes und bin von dem Buche tief enttäuscht. Ich fürchte, ich werde Dir keine sehr günstige Rezension schicken können. Es ist eine Wiederaufwärmung, und keine gute, alles dessen, was Andere gefunden, und alle seine Ideen — oder wenigstens alle guten — sind gemaust, und natürlich verräth er nicht, wo er sie gestohlen hat.“

Noch trug sich Eleanor Marx mit weitaussehenden Arbeitsplänen, als sie das schrieb, noch verrieth sie nicht die mindeste Lust, den Kampfplatz zu verlassen, auf dem sie stets dort gefochten, wo der Kampf am heißesten.

Es muß eine plötzlich auftauchende Ursache gewesen sein, die sie in den Tod trieb — ja trieb. Diese kraftvolle, kerngesunde, pflichtgetreue Natur konnte nicht freiwillig aus dem Leben scheiden, das noch so große Aufgaben für sie bereit hatte, nur ein übermächtiger, unwiderstehlicher Zwang konnte sie aus dem Leben drängen. Und wir fürchten, kein Sturm hat diese Eiche gefällt, sondern ein schleichendes Gewürm ihre Wurzeln untergraben.

K. Kautsky.

munarden bei, auf der „Miß Marx" ein englisches Gedicht über den „Rattenfänger von Hameln" mit großer Verve und schöner, melodischer Stimme vortrug. Auf dem Programm stand, daß die Königin die betreffende Liste mit zehn Pfund Sterling eröffnet habe, was mir, angesichts des Zweckes, ziemlich „wild" vorkam. Zum Auditorium aber gehörten Marx, Engels, Bebel, Karl Hirsch, der russische Revolutionär Leo Hartmann und andere „Rothe". Eingeborene Sozialdemokraten gab es damals nicht in England.

Eleanor Marx war zu jener Zeit Lehrerin. Sie hatte die versäumte Schulbildung später nachgeholt — wenn man ihr selbst Glauben schenken könnte, nur mit mangelhaftem Erfolg, aber sie hatte in diesen Dingen die Gewissenhaftigkeit ihres Vaters geerbt. Für die sozialistische Bewegung war sie Feuer und Flamme. Im elterlichen Hause hatte sie alle hervorragenderen Mitglieder der Internationale und namentlich viele Flüchtlinge der Kommune kennen gelernt. Einer ihrer besonderen Freunde war der russische Sozialist Hermann Lopatin gewesen, der ihr, als sie noch halb Kind war, russischen Unterricht hatte geben wollen. Diese Unterrichtsstunden wurden aber zu Kampfstunden; es wurde mehr debattirt als memorirt, und schließlich ward das Lernen ganz aufgegeben, ohne daß jedoch die Freundschaft zwischen Lehrer und Schülerin aufhörte.

Zu der oben angegebenen Zeit arbeitete Eleanor Marx schon viel im Britischen Museum, theils für ihren Vater, theils machte sie „Teufelsarbeit", d. h. sie machte gegen bescheidene Bezahlung Auszüge oder Recherchen für wohlhabende Leute, die Bücher schreiben wollten, ohne sich selbst die Mühe des Nachschlagens zu machen.

Von 1882—83 ab sproßten die ersten Keime der jetzigen sozialistischen Bewegung Englands auf. Gar manche Persönlichkeit, die es später zu einer gewissen Position brachte, hat damals von Eleanor Marx den ersten Unterricht über Arbeiterfrage und Sozialismus erhalten. Kurz vor dem Tode ihres Vaters machte Eleanor nähere Bekanntschaft mit Dr. Edward Aveling, der um jene Zeit geschätzter Redner der Freidenkerbewegung war und sich bereits zum Sozialisten entwickelt hatte. Die Beiden gewannen sich lieb und gingen, theils weil Aveling formell gebunden war, theils aus prinzipiellen Gründen, eine freie Verbindung ein. Sie kostete Tussy zunächst den Verlust einer ziemlich gut bezahlten Stelle an einer Mädchenschule im West-End. Sie hatte selbst der Vorsteherin von ihrem Schritte Mittheilung gemacht, und sofort lief die Antwort ein, daß man ihre Dienste nicht mehr brauchen könne. Da Aveling um dieselbe Zeit seine Stelle bei den Freidenkern aufgegeben und ebenfalls eine Lehrstelle verloren hatte, begann sich allmälig das Leben für Eleanor und ihren Mann ziemlich hart zu gestalten. Auch in der sozialistischen Bewegung gab es viel Enttäuschungen. Erst trat die bekannte Spaltung in der Sozialdemokratischen Föderation ein, die zur Bildung der Sozialistischen Liga führte. Dann bekamen in der Liga, der sich die Avelings angeschlossen, die Anarchisten die Oberhand, und schließlich schien die ganze Bewegung in England wieder völlig versumpfen zu wollen.

Im Jahre 1886 machte Eleanor Marx oder, wie sie sich nun nannte, Eleanor Marx-Aveling mit Liebknecht und ihrem Manne die bekannte Agitationstour für die Sozialistische Arbeiterpartei der Vereinigten Staaten. Sie brachte ihr viele Erfolge, endete aber mit einem traurigen Mißklang.

Auf dem sogenannten Marxistischen Internationalen Kongreß zu Paris amtirte Eleanor Marx als Uebersetzerin. Es ist wohl damals den Wenigsten aufgefallen, welche übermenschliche Arbeit sie dabei leistete. Von früh bis Abends war sie unausgesetzt thätig — meist als Uebersetzerin für drei Sprachen. Sie

gönnte sich keine Pause, sie ließ keine Sitzung ausfallen. Trotz der drückenden Hitze (es war im Juli) auf dem Bureau hielt sie den ganzen Kongreß hindurch bei dieser undankbaren, aufreibenden Arbeit aus, im wahrsten Sinne des Wortes die Proletarierin des Kongresses.

Nach London zurückgekommen, legte Eleanor bald eine zweite Probe ihrer selbstlosen Ausdauer an den Tag. Es war beim großen Dockerstrike. Fern sei es von mir, das Werk zu verkleinern, das John Burns, Tom Mann und andere in der Presse damals viel genannte Personen bei dem Strike geleistet. Aber hinter den Koulissen des Kampftheaters, im Hinterzimmer einer Bierschenke des East-End, saßen Frauen: Frau Burns, Frau A. Hicks und Eleanor Marx, und verrichteten wahre Tagelöhnerarbeit, ohne Anerkennung, ohne selbst den Lohn von Tagelöhnern. Tussy hat mir oft erzählt, daß während damals Tausende von Pfund Sterling durch ihre Hände liefen, Frau Burns manchmal, wenn sie Abends nach Hause ging, nicht wußte, wovon den nächsten Morgen das Frühstück zu bezahlen. Sie fügte nicht hinzu, aber ich weiß es, daß es ihr ähnlich ging. Es dachte eben Niemand an die paar Frauen, und doch war ihre Arbeit: das Numeriren und Kontrolliren von Tausenden und Abertausenden von Strikekarten, eine ebenso ermüdende wie nothwendige Arbeit. Wenige Wochen nach Beendigung des Dockerstrikes brach noch weiter im Osten Londons, in Silvertown, ein Strike von Arbeiterinnen eines großen Kabelwerks aus. Dieser Strike hatte nicht das Glück, die Reporter zu interessiren, der Platz war nur sehr umständlich zu erreichen, auch war es mittlerweile Spätherbst geworden, die Meetings im Freien waren mehr als ungemüthlich. Aber wenn die Reporter Silvertown nicht fanden, Tussy Marx fand es Tag aus, Tag ein, und als der Strike vorüber, organisirte sie die Arbeiterinnen in einen Verein und bewog sie zum Anschluß an eine der großen Tagelöhner-Unionen, die damals gegründet worden waren. Es fand sich nur eine Union, die Frauen auf gleichem Fuße mit den Männern aufnehmen wollte: die von William Thorne geleitete Union der Gasarbeiter und Tagelöhner. Auf diese Weise ward Eleanor Marx Mitglied und bald Vorstandsmitglied jener Union, und zwischen ihr und William Thorne entwickelte sich eine auf gegenseitiger Hochachtung gegründete innige Freundschaft, die bis zuletzt vorgehalten hat. Ebenso gern wie Eleanor Marx für die Gewerkschaft der Unqualifizirten thätig war, ebenso sehr lernten die Mitglieder derselben sie schätzen. Oft wenn sie nun im East-End sprach, tönte es ihr aus dem Auditorium entgegen: „Good old stoker!" (Stoker ist die Bezeichnung für die Heizer in den Gasanstalten.)

Die weiteren internationalen Kongresse, die Londoner Maidemonstration, um deren Organisation nur wenige Leute sich mehr verdient gemacht haben wie sie, brachten Eleanor Marx immer mehr Anerkennung in der Sozialdemokratie und der großen Arbeiterbewegung. Für die Vermittlung internationaler Beziehungen zwischen gewerkschaftlichen und anderen Vereinen war ihre Sprach- und Sachkenntniß in Verbindung mit ihrer Arbeitskraft von unschätzbarem Werthe. Ferner erhielt sie immer häufiger Einladungen zum Reden in der Provinz. Es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß zu keiner Zeit Eleanor Marx so populär in England war, wie gerade in den letzten Jahren. Und daß sie eine der besten, wenn nicht die beste Rednerin des an guten Rednerinnen nicht armen sozialistischen England war, geben selbst die Gegner zu. Natürlich sprach sie nicht gleichmäßig. Aber gewöhnlich waren ihre Reden nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnet. Sie sprach ein wundervolles Englisch. Ich erinnere mich eines Vortrags, den sie im Londoner Klub der Theaterfreunde hielt, wenn ich nicht

irre, über die Moral im Drama. Als Anhängerin Ibsens fand sie viele Opposition. Aber einer ihrer heftigsten Gegner erklärte, er könne seine Gegenrede nicht schließen, ohne zu bemerken, daß er bis zu diesem Abend noch nicht gewußt habe, wie schön die englische Sprache klingen könne, erst der Vortrag der Frau Aveling habe ihm das gezeigt.

Ein bemerkenswerther Charakterzug von Eleanor Marx war ihre starke Sympathie mit den Juden. Bei jeder Gelegenheit betonte sie mit einem gewissen Trotz ihre Abstammung. „J am a Jewess“ — wie oft habe ich sie das mit Stolz von der Tribüne herab der Menge zurufen hören, sie, die weder jüdisch religiös war, noch mit den offiziellen Vertretern des Judenthums in irgendwelchem Verkehr stand. Mit um so größerer Sympathie fühlte sie sich zu den jüdischen Proletariern des East-End hingezogen. Aber ihre Gegnerschaft gegen jede Art von Antisemitismus erschöpfte sich nicht damit. Wo der Jude als Jude unterdrückt war, da ließ sie sich nicht durch das tief in ihrer Seele ausgeprägte proletarische Klassengefühl beirren, da erwärmte sie sich für den Unterdrückten ohne Rücksicht auf Klassenstellung. So beim Prozeß Dreyfus, bezw. Zola. Ueber das muthige Auftreten Zolas drückte sie sich noch zuletzt in Briefen in den begeistertsten Worten aus. Auch im letzten Briefe, den ich von ihr empfing — er ist vom 11. März datirt — spricht sie von der Judenfrage. Ich hatte mit Bezug auf die Pariser Vorgänge an sie geschrieben, dieselben bestätigten die von Johann Menzinger in seinem so verständigen Buche „Friede der Judenfrage“ geäußerte Ansicht, daß eine dem Vergnügen lebende Bevölkerung weit mehr zum Antisemitismus neige, als eine wirklich arbeitende. Darauf antwortete sie, der Gedanke sei ihr vorher nie gekommen, aber er interessire sie sehr. „Eine Judenhetze in East-London“, fuhr sie fort, „würde (in grobkörniger Auffassung) eher zu entschuldigen sein, als eine solche in Paris. Aber — und ich kenne die Leute vom East-End genau — gerade dort giebt es kein wirklich antisemitisches Empfinden. Sie mögen den ‚verflixten Ausländischen‘ hassen — obwohl sie ihn heute viel weniger hassen, als selbst noch vor zehn Jahren. Aber es ist der ‚Ausländische‘, nicht der Jude, der ihnen im Allgemeinen der Feind ist.“

Man sieht aus diesen Worten, wie nahe ihr die Sache ging. Und doch war es für sie sozusagen eine mehr theoretische Frage. Ein praktisches Interesse hatte sie nicht, es war die Verehrung für ihren Vater, die sie hierin so stark empfinden ließ. Sie hatte ungeheuer viel von ihm. So unter Anderem auch eine zuweilen auf die Spitze getriebene Schroffheit und Derbheit. Mancher hat sich durch diese äußeren Eigenschaften täuschen lassen und Eleanor Marx für der feineren Empfindungen bar gehalten. Wie sehr irrig war das. Wenn es erlaubt ist, ein viel mißbrauchtes Wort anzuwenden, so wird Jeder, der Eleanor kannte, es bestätigen, daß hinter der rauhen Außenseite ein echt weibliches Wesen steckte. Außerdem dachte und empfand sie durchaus künstlerisch. Und, wie ihr Vater, war sie im Grunde ihres Herzens bescheiden. Nichts beweist dies mehr, wie die Thatsache, daß sie, die man Jahre hindurch fast jeden Vormittag fleißig im Britischen Museum arbeiten sah, die eine außerordentlich weite Literaturkenntniß besaß und die vorzüglich schreiben konnte, wenn sie wollte, so gut wie nichts geschrieben hat. Sie war nur durch die alleräußersten Ueberredungsmittel dazu zu bewegen, etwas zu veröffentlichen, und dann war es meist nur eine polemische Kleinigkeit oder Arbeit in Kompagnieschaft. Es fehlte ihr, wo es sich um sie selbst handelte, sehr an Selbstvertrauen.

Aber sonst war sie eine Kernnatur. Sie konnte die ärgsten Strapazen ertragen. Wie oft kam sie von der Agitation mit einer Bronchitis heim, die

jeden Anderen hingeworfen hätte. Sie blieb auch nicht einen Tag im Bette. Mit dem Trotz hatte sie die Geduld ihres Vaters geerbt. Und noch eine Eigenschaft hatte sie von ihm: sein Lachen. Sie lachte gern, und man sah und hörte sie gern lachen. Es kam so herzlich und so sonnig aus ihr, wenn sie lachte. Sie hatte das Bedürfniß, fröhlich zu sein, und sie war ungemein leicht fröhlich zu stimmen. Sie erfaßte sofort den Humor einer Situation.

„Selbstmord in einem Moment geistiger Trübung!" Was in jenem Moment über sie gekommen, was sie zu jenem schrecklichen Schritte getrieben, wir wissen es nicht und werden es vielleicht nie erfahren. Die ehrliche, tapfere, hingebende Seele, das große Talent ist der Bewegung verloren, und die Lücke, die sie hinterläßt, wird nicht so bald ausgefüllt werden. Wie sehr wir den Verlust beklagen, so können wir doch die Charakterfestigkeit nur bewundern, die sie noch im letzten Akte ihres Lebens an den Tag gelegt hat. Mit ruhiger Entschlossenheit traf sie die entscheidenden Schritte, und ihr letztes Wort, wie besiegelt es ihr Leben! Es ist an ihren Neffen, Jean Longuet, den sie zärtlich liebte, gerichtet und lautet:

„Mein lieber, lieber Johnny!

Mein letztes Wort ist an Dich gerichtet. Versuche es, Deines Großvaters würdig zu werden.

Deine Tante Tussy."

Damit starb die jüngste Tochter von Karl Marx.

Literarische Rundschau.

Gerhardt von Schulze-Gävernitz, **Carlyle.** („Geisteshelden", herausgegeben von Anton Bettelheim, Band 6.) Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 233 S. kl. Oktav. Geh. 2,40.

Die vorliegende biographische Charakterskizze des berühmten britischen Historikers und Sozialphilosophen ist im Wesentlichen ein Sonderabdruck der Carlyle behandelnden Kapitel des Werkes „Zum sozialen Frieden". Der Verfasser hat sie an einigen Stellen erweitert, an anderen zusammengezogen und das Ganze neu bearbeitet. Aber der Grundstock ist derselbe geblieben, und auch das Urtheil hat keine nennenswerthe Aenderung erfahren, nur daß es hier und da etwas abgetönt wurde.

Wir haben bei Besprechung des Originalwerkes (vergl. die Artikel „Carlyle und die sozialpolitische Entwicklung Englands", Neue Zeit IX, 1, S. 665 ff.) genauer dargelegt, warum unseres Erachtens Carlyle nicht auf diejenige Bedeutung für die soziale Geschichte Englands Anspruch hat, die Herr von Schulze-Gävernitz ihm zuweist. Er sieht in ihm nur den intellektuellen Schöpfer, aber er übersieht oder vernachlässigt die Faktoren, die diesen Schöpfer schufen, wobei wir weniger an die literarischen und zeitgeschichtlichen Einflüsse denken, die Carlyle geistig beeinflußten — obwohl auch diese bei Herrn von Schulze nicht durchgängig zu ihrem Rechte kommen — als vielmehr an die Bewegungen in der industriellen und politischen Welt, die den Boden für die Aufnahme der Ideen Carlyles herrichteten. In der vorliegenden Schrift fällt dies weniger auf, weil der Verfasser sich in der Hauptsache auf die Vorführung der Carlyleschen Ideen beschränkt und viele Sätze über deren Wirkung auf die englische Gesellschaft fortgelassen hat, aber aus der gesammten Darstellung spricht doch noch die gleiche Auffassung.

Können wir in diesem Punkte wenig von dem zurücknehmen, was wir in den berührten Artikeln hinsichtlich der Ueberschätzung Carlyles durch Herrn von Schulze-Gävernitz gesagt, so hat genauere Bekanntschaft mit dem englischen Volksleben uns in anderen Punkten seiner Auffassung seitdem näher geführt. Wir haben zwar schon in jenen Artikeln als unleugbar anerkannt, daß Carlyle einen bedeutenden Einfluß

auf die englische Ideenwelt ausgeübt hat, aber wir müssen auch zugestehen, daß dieser Einfluß tiefergreifend gewesen ist, als unsere damalige Kritik erkennen läßt. Gleichviel inwieweit die von Carlyle verfochtene Gesellschaftslehre auf Ursprünglichkeit und Richtigkeit Anspruch hat, so hat sie jedenfalls auf das sozialpolitische Denken der Nation nachhaltiger eingewirkt wie irgend eine andere zeitgenössische Lehre. Noch heute ist Carlyle bei vielen englischen Arbeitern außerordentlich populär, von seinem Einfluß auf die bürgerlichen Sozialreformer gar nicht zu reden. Es ist mit ihm wie mit Luther, auf den er selbst so viel gab und mit dem wir ihn denn auch an zitirter Stelle verglichen haben. Den Chartisten, ja selbst vielen christlichen Sozialisten und Männern wie Stuart Mill gegenüber erscheint Carlyle, und war er auch oft genug, konservativ. Aber wenn er sich umkehrt und den herrschenden Klassen, den Stützen und Vertheidigern des Kapitalismus ins Gewissen redet, wenn er der „düsteren Wissenschaft", der politischen Oekonomie der Nachtreter von Adam Smith und Ricardo, seine „soziale" Gesellschaftsauffassung gegenüberstellt, so trifft er Accente, die an packender Wucht kaum übertroffen werden können. Diese Philippiken nun sind es vornehmlich, die in die breiten Kreise der Nation gedrungen sind, und da sie meist nur nach ihrer negativen Seite hin konkret sind, ihre positiven Sätze aber eine weite Anwendung erlauben, sind sie lange aktuell geblieben und leben sie noch heute in der Ideologie der Nation fort.

Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß die Antithese, die sich durch Carlyles Schriften zieht, und die in der praktischen Philosophie positiver Idealismus gegen nihilistischen Skeptizismus, in der Gesellschaftslehre Staatssozialismus gegen Anarchismus heißt, für die Psychologie der sozialen Parteien der Gegenwart ihren guten Sinn behält. Allerdings würde es schwer halten, die bestehenden politischen Parteien in die oben gegebenen Rubriken einzuschachteln, aber darauf kommt es auch gar nicht an. Politische Parteien bauen sich auf Interessen und Ueberlieferungen verschiedenster Art auf und enthalten die verschiedenartigst angelegten Elemente. Weniger die Parteien selbst als ihre Elemente lassen sich nach den oben gegebenen Kriterien unterscheiden. Die konservativen Parteien haben ihre Anarchisten so gut wie die revolutionären Parteien ihre staatssozialistisch veranlagten Mitglieder.

Wir gebrauchen die Begriffe staatssozialistisch und anarchistisch hier natürlich nur in ihrem weiteren und nicht in dem speziellen Sinne, den sie gelegentlich als Titel für bestimmte Parteibildungen erlangt haben. Carlyle selbst braucht, wo er den auflösenden, staats- und organisationsfeindlichen Egoismus kennzeichnen will, immer wieder das Wort „anarchisch" und dies jedenfalls mit mehr Fug und Recht, als wenn Herr von Schulze-Gävernitz im Anschluß an Dietzel dafür das Wort „individualistisch" braucht. Herr von Schulze hebt selbst sehr richtig hervor, daß zwischen Staat oder sozialem Organismus und Individuum kein fundamentaler Gegensatz besteht, daß für die soziale Auffassung Carlyles — desselben Carlyle, der die Bedeutung des Individuums für die Gesammtheit schärfer betont hat wie irgend ein Schriftsteller vor ihm — „dem menschlichen Einzelwesen sowohl die Stellung des Individuums als des Gliedes zukommt". In der That ist der Gegensatz zur organisirten oder gegliederten Vielheit nicht die Einheit, sondern die unorganisirte, ungegliederte Vielheit, das heißt die Anarchie. Diesen Sinn „Unordnung" hat das Wort von jeher gehabt und wird es behalten, wie sehr sich auch die Freunde einer herrschaftslosen Gesellschaftsordnung dagegen sperren mögen. Die Tendenz, das Einzelinteresse gegen das Gesammtinteresse zur Geltung zu bringen, ist anarchistisch, denn sie wirkt auf die Zersetzung der Gesellschaft hin, die Geltendmachung der Individualität ist aber nicht nothwendiger Weise antisozial. Es ist dies keine bloße Wortklauberei. Die oft beliebte Gegenüberstellung Sozialismus — Individualismus ist im höchsten Grade irreführend, während über den Sinn des Gegensatzes Sozialismus — Anarchismus prinzipiell kein Irrthum möglich ist. Diejenigen, die eine auf völliger Freiwilligkeit beruhende Gesellschaft erstreben, thun besser, für ihre Auffassung ein neues Wort zu wählen, statt nach Proudhon einem geschichtlich gewordenen Begriff eine rein grammatisch abgeleitete Bedeutung geben zu wollen.

Im Ganzen verdient die Darstellung des Carlyleschen Ideenreiches, wie sie in der Arbeit des Herrn von Schulze-Gävernitz gegeben wird, alles Lob. Der Verfasser betont ausdrücklich, daß er nicht zu kritisiren, sondern blos objektiv darzustellen suchte, insoweit ist sein Buch also einseitig; manche Schwächen Carlyles sind darin übergangen. Aber wer die Ideen Carlyles kennen lernen will, die ihren Urheber überlebt haben, dem ist das Gävernitzsche Buch wohl zu empfehlen. Es ist mit einem guten Porträt Carlyles versehen und bringt im Anhang einen Aufsatz über das englische Genossenschaftswesen, das dem Verfasser als eine auf der Selbsthilfe der Arbeiter beruhende wirthschaftspolitische Ergänzung des sozialphilosophischen Wirkens von Carlyle erscheint. Ed. B.

Feuilleton.

Vor der Guillotine.

Aus den Memoiren Iwan Turgenjeffs. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Fortsetzung.)

VIII.

Wir traten in den großen Hof des Gefängnisses; in einem Winkel links, vor einer halbgeschlossenen Thüre, hatten wir eine Art von Appell zu überstehen. Dann ließ man uns in ein enges, hohes Zimmer treten; es war leer bis auf ein lederbezogenes Schemelchen, das in der Mitte stand.

„Hier findet die Henkerstoilette statt“, flüsterte mir Maxime du Camp ins Ohr.

Alle unsere Freunde hatten uns nicht begleitet. Wenn wir Herrn Claude, den Kommandanten und den Priester mitzählten, waren wir zehn.

Während der zwei bis drei Minuten, die wir in diesem Zimmer zubrachten und einigen Formalitäten mit den Papieren beiwohnten, zog mir das Gefühl, daß wir kein Recht hatten, das zu thun, was wir thaten, das Gefühl, daß wir mit geheucheltem Ernste der Ermordung eines unserer Mitmenschen beiwohnten, daß wir alle eine häßliche und ungerechte Komödie spielten, zum letzten Male durch den Sinn.

Herr Claude machte uns ein Zeichen, ihm in einen langen Korridor zu folgen, der von zwei Nachtlampen erleuchtet wurde, und von diesem Augenblick an weiß ich nichts mehr, außer daß ich die Empfindung hatte, es würde sogleich, in diesem Augenblick, in dieser Sekunde, etwas Schreckliches vor sich gehen.

Nachdem wir hastig zwei Treppen hinaufgestiegen waren, dann durch einen neuen Korridor gegangen und eine Wendeltreppe hinuntergeklettert waren, befanden wir uns vor einer eisernen Thüre.... „Da war er!“

Der Wärter drehte vorsichtig den Schlüssel um. Die Thüre drehte sich ohne zu knirschen geräuschlos in ihren Angeln; ohne ein Wort zu sprechen, traten wir in ein breites Zimmer mit gelben Wänden und vergitterten Fenstern, das ein eingedrücktes, aber leeres Bett enthielt. Das gleichmäßige Licht einer Nachtlampe beleuchtete ziemlich deutlich alle Gegenstände.

Ich war der Letzte und erinnere mich, daß ich unwillkürlich die Augen schloß; doch ich bemerkte bald, ziemlich in meiner Nähe, ein junges Gesicht mit schwarzen Haaren und Augen. Es bewegte sich langsam von links und rechts und betrachtete uns mit „langem, wirrem Blicke...“

Das war Troppmann.

Er war vor unserer Ankunft erwacht und wir fanden ihn vor seinem Tische sitzend, an dem er eben einen Abschiedsbrief an seine Mutter geschrieben hatte. (Dieser Brief war unbedeutend.)

Herr Claude nahm seinen Hut ab und näherte sich dem Gefangenen.

„Troppmann!" sagte er mit seiner trockenen, leisen und hohlen Stimme, „wir sind gekommen, um Ihnen mitzutheilen, daß Ihr Gnadengesuch verworfen worden und daß die Stunde der Sühne gekommen ist."

Der Verurtheilte erhob zu ihm die Augen; dieselben hatten ihren starren Blick verloren; er sah ihn mit ruhiger und noch verschlafener Miene an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mein Kind", rief der Priester mit dumpfer Stimme, von der anderen Seite näher tretend, „Muth!"

Troppmann richtete auf ihn denselben Blick, den er auf Herrn Claude geworfen hatte.

„Ich wußte wohl, er würde keine Furcht haben", sagte Herr Claude im Tone der Ueberzeugung. „Jetzt, da er die erste Erschütterung tapfer überstanden hat, stehe ich für ihn ein."

Man hätte glauben können, ein Lehrer schmeichle seinem Schüler beim Examen, um ihn zu ermuthigen.

„Oh, ich habe keine Furcht", entgegnete ihm der Verurtheilte, „ich habe keine Furcht."

Er hatte eine jugendliche und anmuthige, sehr gleichmäßige Baritonstimme.

Der Priester zog ein Fläschchen aus der Tasche: „Wollen Sie nicht ein bischen Wein zu sich nehmen, mein Kind?"

„Ich danke Ihnen, ich brauche keinen", versetzte Troppmann mit höflicher Halbverbeugung.

Herr Claude richtete an ihn das Wort: „Sie erklären noch immer, Sie wären des Verbrechens, wegen dessen man Sie verurtheilt hat, nicht schuldig?"

„Ich habe nicht zugestoßen."

„Aber ...", sagte der Kommandant.

„Ich habe nicht zugestoßen."

„Und Sie behaupten, Sie hätten Komplizen gehabt, die den Mord ausgeführt?"

„Ja, das behaupte ich."

„Sie wollen sie nicht nennen?"

„Ich kann nicht ... und will auch nicht. Ja, ich will nicht...."

Seine Stimme wurde drohend, sein Gesicht färbte sich; er schien im Begriff, zornig zu werden.

„Gut, gut!" beeilte sich Herr Claude zu sagen, um ihn zu beruhigen, indem er ihm zu verstehen gab, dieses Verhör wäre nur eine Formalität, und daß es schon Zeit wäre, zu etwas Anderem überzugehen.

Ja, man sollte bald die „Toilette" beginnen. Vor dieser düsteren Zeremonie waren noch einige Vorbereitungen zu treffen. Zwei Wärter näherten sich dem Verurtheilten und fingen an, ihm die Zwangsjacke auszuziehen, eine Art Blouse aus starkem, dickem Zeuge, die auf dem Rücken durch Bänder und Schnallen zugeschnürt, mit langen, wie Säcke geschlossenen Aermeln versehen war, deren äußeres Ende am Gürtel mit starkem Bindfaden festgehalten wurde.

Troppmann stand zwei Schritte von mir entfernt. Ich konnte sein Gesicht in aller Ruhe betrachten. Man hätte ihn schön finden können, wäre sein Gesicht nicht durch einen dicken, unangenehmen Mund entstellt worden; seine Zähne

waren schwarz und spärlich und standen in Fächerform. Seine dunklen Haare waren dicht, ein wenig wollig, die Wimpern lang, die Augen ausdrucksvoll, die Stirne frei und rein, die Nase regelmäßig und gebogen, das Kinn mit einem leichten, schwarzen und lockigen Flaum bedeckt.

Dieses Gesicht hätte unter anderen Umständen und in einem anderen Orte einen günstigen Eindruck hervorgebracht. Ich bin diesem Typus unter den Arbeitern und den Schülern der öffentlichen Schulen zu Hunderten begegnet. Er war von mittlerer Gestalt, schlank, von jugendlicher Magerkeit, geschmeidig und zählte noch keine zwanzig Jahre.

Sein ganz natürlicher Teint deutete auf eine gute Gesundheit; er war frisch rosig und erbleichte nicht einmal im Augenblick unseres Eintritts in seine Zelle.

Er hatte die ganze Nacht hindurch ruhig geschlafen. Während man ihm die Zwangsjacke auszog, erhob er die Augen; sein Athmen war regelmäßig, tief, wie das eines Menschen, der langsam einen Berg erklimmt.

Ein oder zweimal schleuderte er seine Haare mit einer Kopfbewegung zurück, als wolle er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen, dann lehnte er den Kopf nach hinten über, blickte schnell nach oben und stieß einen kaum hörbaren Seufzer aus.

Außer diesen flüchtigen Bewegungen verrieth nichts in ihm Furcht, nicht einmal Unruhe oder sonst irgend eine Empfindung. Wir Alle waren zweifellos blässer und aufgeregter als er.

Als man seine Hände aus der Zwangsjacke zog, führte er sie mit einem Lächeln der Befriedigung nach der Brust, während man die Schnüre hinten aufband; die kleinen Kinder machen dieselbe Bewegung, wenn man sie auszieht. Dann streifte er selbst sein Hemd ab, um ein reines anzuziehen; den Kragen knöpfte er mit vieler Sorgfalt an.

Es war ein seltsames Schauspiel, den großen, freien Bewegungen dieses nackten Rumpfes, dieser nackten Glieder zu folgen, die sich von dem gelblichen Hintergrund der Gefängnißmauer abhoben.

Er zog dann seine Stiefel an und klopfte geräuschvoll mit der Sohle und dem Hacken auf die Erde, damit der Fuß schneller hineinfahre. Alle diese kleinen Handlungen vollführte er fröhlich, ohne die geringste Verlegenheit, gerade, als wenn man ihn zu einem Spaziergang abgeholt hätte. Er schwieg und wir schwiegen ebenfalls, tauschten Blicke aus und zuckten die Achseln.

Wir waren von der Einfachheit dieser Bewegungen betroffen, einer Einfachheit, der, wie allen ruhigen und natürlichen Erscheinungen des Lebens, eine gewisse Eleganz innewohnte.

Einer der Anwesenden, den ich zufällig noch einmal an demselben Tage traf, erzählte mir, während wir in Troppmanns Zelle uns befanden, hätte er die Empfindung gehabt, als lebten wir nicht im Jahre 1870, sondern im Jahre 1794; als wären wir nicht einfache Bürger, sondern Jakobiner, und als führte man nicht einen gemeinen Mörder, sondern einen Marquis zur Hinrichtung....

Man hat beobachtet, daß die zum Tode Verurtheilten gewöhnlich beim Anhören der Todessentenz in einen dem Starrkrampf ähnlichen Zustand der Fühllosigkeit verfallen, als wären sie bereits vor der Hinrichtung todt; oder sie spielen Komödie und trotzen dem Tode, um aufzufallen; oder sie gerathen in Verzweiflung, weinen,. zittern und bitten um Gnade.... Troppmann gehörte keiner dieser Kategorien an. Seine Haltung überraschte sogar Herrn Claude.

Ich will auch gestehen, daß meine Nerven nicht Stand gehalten hätten und ich fortgelaufen wäre, wäre Troppmann schwach geworden. Doch beim An-

blick dieser festen, ruhigen, einfachen und bescheidenen Haltung verschwanden alle meine Gefühle, die Gefühle des Abscheus, den mir der Mörder, das Ungeheuer einflößte, das kleine Kinder abgeschlachtet, während sie „Mama! Mama! Mama!“ schrieen, das Gefühl des Mitleids, das ich für das menschliche Wesen empfand, das der Tod verschlingen sollte, alle diese Gefühle verwischten sich und gingen in einer einzigen Empfindung: der Verwunderung unter!

Worin konnte die moralische Stütze Troppmanns bestehen? Spielte er vor „Zuschauern“ eine „Rolle“? Gab er uns eine letzte Vorstellung? Kam diese Kaltblütigkeit von einem angeborenen Muth? War es die durch die Worte des Herrn Claude erregte Eigenliebe? Der Ehrgeiz dieses Kampfes, den er bis zum Ende aufrecht erhalten mußte, oder irgend ein anderes Gefühl, das wir nicht ergründen konnten?

Das ist ein Geheimniß, das er mit ins Grab nahm. Mehrere Personen sind überzeugt, Troppmann wäre nicht im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten gewesen. Seine That, die eigentlich nicht den geringsten Beweggrund hatte, scheint diese Meinung zu bestätigen.

IX.

Als er seine Stiefel angezogen hatte, richtete sich Troppmann wieder auf, schüttelte sich und sagte: „Ich bin bereit!“

Man zog ihm die Zwangsjacke wieder an, und Herr Claude bat uns, den Gefangenen mit dem Priester allein zu lassen.

Kaum waren wir zwei Minuten im Korridor auf- und abgegangen, als der schmächtige junge Mann mit muthig erhobenem Haupte und vorgestreckter Brust hochaufgerichtet vor uns erschien. Das religiöse Gefühl war schwach bei ihm, er führte diese letzte Zeremonie wie eine Formalität aus.

Der Priester sprach in kühlem Tone die Absolution aus.

Unsere ganze Gesellschaft, mit dem Verurtheilten in der Mitte, stieg die enge Wendeltreppe hinauf, die wir eine Viertelstunde vorher heruntergestiegen waren. Wir waren plötzlich in undurchdringliche Finsterniß getaucht; die Nachtlampe war erloschen. Einen Augenblick herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Wir stürzten alle nach oben und stießen uns dabei, man hörte den dumpfen und hastigen Widerhall unserer Füße auf der Treppe. Wir drängten uns und rannten mit den Schultern zusammen. Einer verlor seinen Hut und stieß ärgerlich einen Fluch aus: „Zum Donnerwetter! eine Kerze! Licht!“ Und in unserer Mitte, in dieser tiefen Nacht, stand unser Opfer, unsere Beute, dieser Unglückliche!

Und wo war er? Wenn ihn nun die Lust angewandelt hätte, die Finsterniß zu benützen und sich seiner Geschmeidigkeit mit der Energie der Verzweiflung zu bedienen ... er hätte entfliehen können, aber wohin?

Wohin? Nur irgendwohin, in einen Winkel des Gefängnisses, um sich dort den Kopf an einer Mauer zu zerschellen.... Wenigstens hätte er dann selbst Gerechtigkeit geübt!

Ich weiß nicht, ob die Anderen auch diese Gedanken hatten ... auf jeden Fall waren meine Annahmen unbegründet. Unsere ganze Gesellschaft trat aus dem Labyrinth der Treppe auf den Korridor mit dem schmächtigen jungen Manne in unserer Mitte.

Die Guillotine sollte ihr Opfer nicht verlieren! Nun begann der Zug nach dem Schafott! (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 31. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Maifest und Wahlkampf.

Das neunte Maifest des internationalen Proletariats fällt für Deutschland in den Vorabend einer entscheidenden Wahlschlacht, und es wird nach aller Voraussicht darunter zu leiden haben. So bedeutungsvoll das Maifest sein mag, so ist der Wahlkampf noch bedeutungsvoller, und kein Atom von Kraft, das für diesen Kampf geschont werden muß, wird an jenem Feste verausgabt werden. Das liegt in der Natur der Dinge, die sich auch dann geltend machen würde, wenn ihr von irgend einer Seite widerstrebt werden sollte, was gewiß von keiner Seite geschieht.

Vor acht Jahren, als die Arbeiterklasse zweier Welten zum ersten Male ihr Maifest feierte, war es in Deutschland gerade umgekehrt. Damals war eine entscheidende Wahlschlacht am 20. Februar siegreich geschlagen worden, und in den hochgehenden Wogen der Begeisterung hegten manche Parteikreise die Hoffnung, der erste Mai könne zu einer noch gründlicheren Niederlage der herrschenden Klassen führen. Es kostete einige Mühe und führte zu einigem Streite, ehe die richtige Ansicht durchdrang, daß der praktische Kampf ein anderes Ding ist als die demonstrative Kundgebung, daß jede dieser proletarischen Waffen ihre besonderen Gesetze der Anwendung hat und daß diese Gesetze sich wieder, je nach der Entwicklung des Proletariats in den einzelnen Ländern, verschieden gestalten.

Was damals nur erst mit triftigen Gründen erhärtet werden konnte, das hat seitdem die historische Erfahrung bestätigt. Blickt man heute auf die Zeit vor acht Jahren zurück, so werden auch diejenigen, die sich dazumal in einem begreiflichen und an sich durchaus anerkennenswerthen Feuereifer für die allgemeine Arbeitsruhe am ersten Mai erwärmten, nicht mehr der Erkenntniß verschließen, daß jeder Versuch, ihre Forderung durchzuführen, ein schwerer Fehler gewesen sein würde. Die geschworenen Feinde der Arbeiterklasse lauerten darauf, dem deutschen Proletariat, das eben mit starker Hand das Sozialistengesetz und mit ihm das System Bismarck zerbrochen hatte, einen tödtlichen Aderlaß beizubringen, und sie hätten die Macht dazu gehabt, wenn die deutschen Arbeiter am 1. Mai 1890 die allgemeine Arbeitsruhe zu erzwingen versucht hätten. Damit wäre nicht das kapitalistische System der Ausbeutung und der Unterdrückung beseitigt, sondern nur wieder ein System Bismarck, sei es auch vielleicht in anderer Form und gewiß unter anderem Namen, errichtet worden. Indem die deutschen Arbeiter die Mai-

feier in den gebotenen Grenzen einer demonstrativen Kundgebung hielten, fügten sie der deutschen Bourgeoisie gerade das bitterste Leid zu; es war ein schmerzlicher Stoßseufzer aus den Herzen aller Ausbeuter und Unterdrücker, als das hannöversche Organ des Staatsmanns v. Bennigsen schrieb: Der erste Mai hat das Sozialistengesetz begraben.

Der gesetzliche Arbeiterschutz, für den, und der Militarismus, gegen den das internationale Maifest des Proletariats demonstriren soll, sind Dinge, die nur auf dem Boden der harten und rauhen Wirklichkeit sei es erkämpft, sei es vernichtet werden können. Wie schwer in diesem mühsamen und zähen Ringen auch nur ein Schritt vorwärts gethan werden kann, zeigt das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts eindringlicher, als manches seiner früheren Jahrzehnte. Das ist kein Grund zum Verzagen, denn die Hartnäckigkeit, womit sich das Kapital an seine Ausbeutungsprivilegien klammert, und der unersättliche Heißhunger, womit Moloch das Mark aus den Knochen der Nationen saugt, sind alles Andere eher, als Zeichen einer unerschütterten oder gar unerschütterlichen Lebenskraft. Es kommen auch wieder Zeiten, und sie sind vielleicht näher, als das übermüthige Protzenthum sich einbildet, wo nach dem bekannten Dichterwort die Noth an einem Tage vollbringt, was Jahrzehnten zu mißlingen schien. Aber diese Zeiten lassen sich wohl durch emsige und rührige Arbeit vorbereiten, jedoch nicht durch einen feurigen Aufschwung herbeizaubern. Wer von dem ersten Maifest solche Wirkung hoffte, hat sich gründlich getäuscht: wäre die Probe auf das Exempel gemacht worden, so wäre nur ein gutes Stück des in Jahrzehnten mühsam gewonnenen Bodens verloren worden.

In der That hatte der Internationale Arbeiterkongreß in Paris auch durchaus nicht die Absicht, als er im Jahre 1889 die Maifeier beschloß, mehr von ihr zu verlangen, als sie leisten konnte. Sie sollte kein Versuch sein, so zu sagen die kapitalistische Gesellschaft zu sprengen, und an dem Tage, wo der Wille des Proletariats auch nur für einen Tag ihr Räderwerk still zu setzen vermöchte, wäre diese Gesellschaft gesprengt, sondern vielmehr eine große internationale Kundgebung der Arbeiter, gerichtet an die öffentlichen Gewalten aller zivilisirten Länder im Interesse des Achtstundentags, der nicht das Ziel, sondern die erste große Etappe des proletarischen Emanzipationskampfes ist. Die Art und Weise der Kundgebung wurde den Arbeitern der verschiedenen Nationen, je nach den verschiedenen Verhältnissen, zur freien Entscheidung überlassen, und in dieser wohlerwogenen Beschränkung ist die Maifeier ein bedeutsames Glied in der historischen Entwicklung der sozialistischen Bewegung geworden. In Gedanken war die Internationalität der Arbeiterbewegung fast schon seit einem Menschenalter Gemeingut aller Arbeiter gewesen, die zum Bewußtsein ihrer Klasseninteressen gelangt waren; das Maifest faßte zum ersten Male das internationale Proletariat zu einer gemeinsamen und gleichzeitigen Aktion zusammen. Die Bedeutung dieser Thatsache wurde dadurch nicht abgeschwächt, daß sie nur eine Forderung *an*, nicht eine Kriegserklärung *gegen* die kapitalistische Gesellschaft sein sollte. Jede Klassenbewegung muß an konkrete Verhältnisse anknüpfen, und die herrschenden Klassen wurden von ihrem Instinkt ganz auf den richtigen Weg geleitet, wenn sie in dieser bescheidenen Forderung eine viel gefährlichere Kriegserklärung erblickten, als sie in dem ihnen sehr willkommenen Entschluß, am ersten Mai eine allgemeine Arbeitsruhe zu erzwingen, erblickt haben würden.

Zudem ist der Gedanke der Arbeitsruhe von den deutschen Arbeitern zwar in seiner utopistischen Form preisgegeben, aber in seinem reellen Kerne immer hochgehalten worden. Sie haben darauf verzichtet, sich den Kopf an der Mauer

einzurennen; wo sie aber den ersten Mai als Arbeiterfeiertag durchsetzen konnten, da haben sie kein Opfer gescheut, ihn durchzusetzen. Sie haben nie verkannt, daß unbedingt etwas Großes in dem Gedanken eines Festtags liegt, den die Arbeiter sich selbst gegeben haben und auch hier that der Haß ihrer Feinde das Beste, um sie aufzuklären, um ihnen die Arbeitsruhe am ersten Mai, soweit sie möglich ist, ans Herz zu legen. Die herrschenden Klassen, die sich selbst nicht genug Feiertage machen können, die mit der größten Kaltblütigkeit mitansehen, wenn die Arbeiter heute überangestrengt werden und morgen wider Willen feiern müssen, haben sich noch an jedem Maifest wie toll geberdet, weil die Arbeiter einmal einen Feiertag aus freiem Willen haben wollten. Dabei mochte auch die Angst mitspielen, den Mehrwerth eines Tages zu verlieren, und sie spielte sogar gewiß mit; immerhin verschmerzt der Kapitalist zehnmal eher den Verlust eines Ausbeutungstags, als die geringste Beeinträchtigung seiner Ausbeutungsrate pro Arbeitstag, und um dieser, um seines ganzen Ausbeuterprivilegiums willen, stemmt er sich gegen den Arbeiterfeiertag. Der erste Mai verdrießt ihn, weil er hinter ihm Morgenluft wittert; als der Anbruch eines neuen Weltenmorgens hat das Maifest eine schöne Vergangenheit hinter sich, eine schöne Zukunft vor sich.

Und wenn es in diesem Jahre unter dem Schatten der deutschen Reichstagswahl steht, so doch nur in dem Sinne, daß es sich als ein kräftigendes und stärkendes Element in den Wahlkampf einfügt. Es wird die deutschen Arbeiter daran erinnern, daß ihr Wahlerfolg nicht nur eine nationale, sondern eine internationale Bedeutung hat. Die deutsche Sozialdemokratie ist im Laufe der historischen Entwicklung die Vorhut der revolutionären Arbeiterbewegung geworden, und das Bewußtsein der Pflichten, die ihr diese Ehrenstellung auferlegt, wird nicht zuletzt ihre Kraft bis zum letzten Hauche anspannen, um den Wahlkampf siegreich zu bestehen.

Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrath der „Internationale“ am 26. Juni 1865 von **Karl Marx.**

Uebersetzt von **E. R. Bernstein.**

(Schluß.)

13. Die wichtigsten Umstände, unter denen Lohnerhöhungen verlangt und Lohnherabsetzungen bekämpft werden.

Wir wollen nun ernsthaft die wichtigsten Fälle betrachten, in denen die Erzielung von Lohnerhöhungen versucht oder Lohnherabsetzungen Widerstand entgegengesetzt wird.

1. Wir haben gesehen, daß der *Werth der Arbeitskraft* oder, volksthümlich gesprochen, der *Werth der Arbeit* durch den Werth der nothwendigen Lebensmittel oder den zu ihrer Herstellung erforderten Arbeitsaufwand bestimmt ist. Wenn also in einem bestimmten Lande der Werth der von einem Arbeiter durchschnittlich pro Tag gebrauchten nothwendigen Lebensmittel sechs Stunden Arbeit ausmacht, die sich in drei Schilling vergegenständlichen, so würde der Arbeiter sechs Stunden täglich zu arbeiten haben, um einen Gleichwerth seines täglichen Unterhalts zu schaffen. Wenn der ganze Arbeitstag zwölf Stunden zählte, so würde der Kapitalist ihm den Werth seiner Arbeit bezahlen, indem er ihm drei Schilling bezahlt. Der halbe Arbeitstag würde unbezahlte Arbeit sein, und die Profitrate würde hundert Prozent betragen. Aber nun nehmt an, es

werde in Folge einer Abnahme der Produktivität mehr Arbeit erfordert, um — sagen wir — dieselbe Menge landwirthschaftlicher Produkte hervorzubringen, so daß der Preis für den Durchschnitt der täglich gebrauchten nothwendigen Lebensmittel von drei auf vier Schilling stiege. In diesem Falle würde der Werth der Arbeit um $^1/_3$ oder $33^1/_3$ Prozent steigen. Es würden acht Stunden des Arbeitstags erfordert sein, um einen Gegenwerth für den täglichen Unterhalt des Arbeiters zu schaffen, der seinen alten Lebensgewohnheiten entspräche. Die Mehrarbeit würde somit von sechs Stunden auf vier Stunden und die Profitrate von hundert auf fünfzig Prozent sinken. Der Arbeiter aber, der eine Lohnerhöhung fordert, würde nur den erhöhten Werth seiner Arbeit beanspruchen, wie jeder andere Verkäufer einer Waare, wenn die Kosten seiner Waare gestiegen sind, ihren erhöhten Werth bezahlt zu erhalten versucht. Wenn die Löhne nicht steigen oder nicht genügend steigen, um ihn für den erhöhten Werth der nothwendigen Lebensmittel zu entschädigen, so würde der Preis der Arbeit unter den Werth der Arbeit sinken, und die Lebenshaltung des Arbeiters würde sich verschlechtern.

Aber auch in der entgegengesetzten Richtung könnte eine Veränderung stattfinden. Vermöge der vermehrten Produktivität der Arbeit könnte dieselbe Menge durchschnittlich pro Tag gebrauchter nothwendiger Lebensmittel von drei Schilling auf zwei Schilling im Preise sinken oder statt der sechs Stunden nur vier Stunden des Arbeitstags gebraucht werden, um den Gegenwerth des Werthes der täglichen nothwendigen Lebensmittel zu produziren. Der Arbeiter würde nun in der Lage sein, mit zwei Schilling so viel nothwendige Lebensmittel zu kaufen, als er bisher für drei Schilling kaufen konnte. In der That wäre der Werth der Arbeit gesunken, aber dieser verminderte Werth würde über dieselbe Menge Waaren verfügen wie früher. Dann würden die Profite von drei auf vier Schilling und die Profitrate von hundert auf zweihundert Prozent steigen. Obwohl die absolute Lebenshaltung des Arbeiters dieselbe geblieben wäre, so würde sein relativer Lohn und hiermit seine relative soziale Lage im Vergleich zu der des Kapitalisten gesunken sein. Wenn der Arbeiter sich dieser Senkung des relativen Lohnes widersetzen sollte, so würde er nur versuchen, einen Antheil an der vermehrten Produktivkraft seiner eigenen Arbeit zu erlangen und seine frühere Position in der sozialen Stufenleiter aufrechtzuerhalten. So reduzirten die englischen Fabriklords nach Abschaffung der Korngesetze und in offenkundiger Verletzung der heiligsten Versicherungen, die sie während der Agitation gegen die Korngesetze gegeben, allgemein die Löhne um zehn Prozent. Anfänglich wurde der Widerstand der Arbeiter vereitelt,[1] aber die verlorenen zehn Prozent wurden in Folge von Umständen, auf die ich jetzt nicht eintreten kann, nachträglich wieder gewonnen.

2. Es können auch die Werthe der nothwendigen Lebensmittel und in Folge dessen der Werth der Arbeit dieselben bleiben, aber es kann in Folge einer Veränderung im Werthe des Geldes ihr Geldpreis eine Aenderung erleiben.

Durch die Entdeckung von ergiebigeren Bergwerken und so weiter kann es zum Beispiel kommen, daß das Gewinnen von zwei Unzen Gold nicht mehr Arbeit erfordert, als früher eine Unze. Der Werth des Goldes würde alsdann um die Hälfte oder fünfzig Prozent sinken. Wie alsdann der Werth aller anderen Waaren sich in dem Doppelten ihrer früheren Geldpreise ausdrücken würde, so auch derselbe Werth der Arbeit. Zwölf Arbeitsstunden, die sich vorher in sechs Schilling ausdrückten, würden nun in zwölf Schilling ausgedrückt

[1] Die Jahre 1846/47 waren Jahre einer großen Geschäftsstockung. Der Uebers.

sein. Wenn der Lohn des Arbeiters drei Schilling bleiben würde, anstatt auf sechs Schilling zu steigen, so wäre der Geldpreis seiner Arbeit nur dem halben Werthe seiner Arbeit gleich, und seine Lebenshaltung würde sich furchtbar verschlimmern. Dies würde auch in einem größeren oder kleineren Grade geschehen, wenn sein Lohn wohl steigen würde, aber nicht im Verhältniß zum Falle des Goldwerths. In diesem Falle würde sich weder in der Produktivkraft der Arbeit, noch in Angebot und Nachfrage oder den Werthen irgend etwas geändert haben. Nichts wäre verändert außer den Geldbenennungen jener Werthe. In solchem Falle zu sagen, daß der Arbeiter nicht auf eine entsprechende Erhöhung der Löhne bestehen solle, hieße, daß er sich damit begnügen solle, mit Namen statt mit Sachen bezahlt zu werden. Die ganze hinter uns liegende Geschichte beweist, daß wenn immer eine solche Entwerthung des Geldes eintritt, die Kapitalisten schnell dabei sind, die Gelegenheit zur Uebervortheilung der Arbeiter zu benutzen. Eine sehr verbreitete Schule politischer Oekonomen versichern, daß jetzt in Folge der Entdeckung von neuen Goldländern, der besseren Ausbeute der Silberbergwerke und des billigeren Angebots von Quecksilber der Werth der Edelmetalle wiederum gefallen sei. Dies würde die auf dem Festlande allgemein und gleichzeitig eingetretenen Kämpfe um Lohnerhöhungen erklären.

3. Wir haben bis jetzt vorausgesetzt, daß der Arbeitstag feste Grenzen hat. Der Arbeitstag hat jedoch an sich keine konstanten Grenzen. Es ist die beständige Tendenz des Kapitals, ihn auf seine äußerste physisch mögliche Länge auszudehnen, weil die Mehrarbeit und folglich der aus derselben herrührende Profit in gleichem Verhältniß zunimmt. Je mehr es dem Kapital gelingt, den Arbeitstag zu verlängern, desto größer wird die Arbeitsmenge sein, die es sich aus anderer Leute Arbeit aneignen wird. Während des siebzehnten und selbst während der zwei ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts war in ganz England ein zehnstündiger Arbeitstag der Normalarbeitstag. Während des Anti-Jakobinerkriegs, der in Wirklichkeit ein von der britischen Aristokratie („the british barons") gegen die britischen Arbeitermassen geführter Krieg war, feierte das Kapital seine Bacchanalien und verlängerte den Arbeitstag von zehn auf zwölf, vierzehn, achtzehn Stunden. Malthus, durchaus kein Mann, den Ihr im Verdacht einer weinerlichen Sentimentalität haben würdet, erklärte in einem im Jahre 1815 veröffentlichten Pamphlet, daß wenn diese Dinge weiter so fortgetrieben würden, das Leben der Nation geradezu an seiner Wurzel angegriffen würde. Um das Jahr 1765, wenige Jahre vor Einführung der neu erfundenen Maschinen, erschien in England ein Pamphlet unter dem Titel: „An Essay on Trade". Der anonyme Verfasser, ein eingestandener Feind der Arbeiterklasse, eifert für die Nothwendigkeit der Ausdehnung der Grenzen des Arbeitstags. Unter anderen Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, schlägt er Arbeitshäuser vor, die, wie er sagt, „Häuser des Schreckens" sein sollten. Und welches ist die Länge des Arbeitstags, den er für diese „Schreckenshäuser" vorschreibt? Zwölf Stunden, genau dieselbe Zeit, die im Jahre 1832 von Kapitalisten, politischen Oekonomen und Ministern nicht nur als die bestehende, sondern als die für ein Kind unter zwölf Jahren nothwendige Arbeitszeit erklärt wurde.

Indem der Arbeiter seine Arbeitskraft verkauft — und er muß dies unter dem heutigen System thun — überläßt er den Verbrauch dieser Kraft dem Kapitalisten, jedoch im Bereich gewisser vernünftiger Grenzen. Er verkauft seine Arbeitskraft, um sie, abgesehen von ihrer natürlichen Abnutzung, zu erhalten, aber nicht um sie zu zerstören. Beim Verkauf seiner Arbeitskraft zu ihrem täglichen oder wöchentlichen Werthe ist es stillschweigende Uebereinkunft, daß diese Arbeits-

kraft nicht in einem Tage oder einer Woche einer Vernichtung oder Abnutzung von zwei Tagen oder zwei Wochen unterworfen wird. Nehmt eine Maschine, die tausend Pfund Sterling werth ist. Wenn sie in zehn Jahren aufgebraucht wird, so wird sie dem Werthe der Waaren, zu deren Herstellung sie benutzt wird, jährlich hundert Pfund zufügen. Wird sie in fünf Jahren aufgebraucht, so würde sie dem Werthe jährlich zweihundert Pfund hinzufügen, das heißt der Werth ihrer jährlichen Abnutzung steht im umgekehrten Verhältniß zu der Schnelligkeit, mit der sie aufgebraucht wird. Aber das gerade unterscheidet den Arbeiter von der Maschine. Die Maschinen nutzen sich nicht genau in demselben Verhältniß ab, wie sie gebraucht werden. Die Arbeitskraft im Gegentheil verschleißt in einem größeren Verhältniß, als sich aus einer blos numerischen Zusammenrechnung der Arbeitsleistungen ersehen lassen würde.

Mit ihren Bestrebungen, den Arbeitstag auf seine frühere vernünftige Ausdehnung zurückzuführen oder dort, wo sie die gesetzliche Festsetzung eines Normalarbeitstags nicht erzwingen können, der übermäßigen Arbeit Einhalt zu thun durch eine Erhöhung der Löhne, die nicht nur im Verhältniß zu der verlangten Ueberzeitarbeit steht, sondern dies Verhältniß noch übersteigt, erfüllen die Arbeiter nur eine Pflicht gegen sich und ihre Rasse. Sie setzen nur den tyrannischen Anmaßungen des Kapitals Grenzen. Die Zeit ist der Raum der menschlichen Entwicklung. Ein Mensch, der über keine freie Zeit zu verfügen hat, dessen ganze Lebenszeit, abgesehen von den blos physischen Unterbrechungen durch Schlaf, Mahlzeiten und so weiter, durch seine Arbeit für den Kapitalisten in Anspruch genommen wird, ist weniger als ein Lastthier. Er ist eine bloße Maschine zur Erzeugung von fremdem Reichthum, körperlich gebrochen und geistig verthiert. Und doch zeigt die ganze Geschichte der modernen Industrie, daß das Kapital, wenn nicht im Zaume gehalten, rücksichtslos und unbarmherzig daran arbeiten wird, die ganze Arbeiterklasse auf diesen äußersten Stand der Herabwürdigung zu bringen.

Der Kapitalist kann bei Verlängerung des Arbeitstags höheren Lohn bezahlen und wird dennoch den Werth der Arbeit senken, sobald die Lohnsteigerung nicht dem Mehr an herausgezogener Arbeit und dem so bewirkten schnelleren Verfall der Arbeitskraft entspricht. Dasselbe kann auch in anderer Weise geschehen. Eure Bourgeoisstatistiker werden Euch zum Beispiel erzählen, daß die Durchschnittslöhne der in den Fabriken Lancashires arbeitenden Familien gestiegen sind. Sie vergessen aber, daß an Stelle der Arbeit des Mannes jetzt das Familienhaupt, dessen Frau und vielleicht drei oder vier Kinder als Opfer unter die Räder des Dschagennaht[1] Kapital geworfen werden, und daß die Steigerung der Gesammtlöhnung nicht dem Mehrbetrag aus der ganzen Familie gezogenen Arbeit entspricht.

Selbst bei gegebenen Grenzen des Arbeitstags, wie diese jetzt in allen den Fabrikgesetzen unterworfenen Zweigen der Industrie bestehen, mag ein Steigen der Löhne nothwendig werden, um nur den bisherigen normalen Werth der Arbeit aufrechtzuerhalten. Durch gesteigerte Verdichtung der Arbeit kann der Arbeiter dazu gebracht werden, in einer Stunde so viel Lebenskraft zu verausgaben, als er früher in zwei Stunden ausgab. Dies ist bis zu einem gewissen Grade in den unter das Fabrikgesetz gestellten Industrien bewirkt worden durch die Beschleunigung der Maschinen und durch die größere Zahl von Arbeitsmaschinen, die jetzt eine einzelne Person zu beaufsichtigen hat. Wenn der Zu-

[1] Dschagennaht, ein indisches Götzenbild in Orissa, das zeitweise auf einem hohen Wagen durch die Straßen geführt wurde und von dessen Rädern zermalmt zu werden, für Gott besonders wohlgefällig galt. D. Uebers.

wachs in der Verdichtung der Arbeit oder der Zuwachs der in einer Stunde verausgabten Menge von Arbeitskraft in angemessenem Verhältniß zur Abnahme der Länge des Arbeitstags steht, so wird der Arbeiter dennoch der Gewinner sein. Wird diese Grenze überschritten, so verliert er in der einen Gestalt, was er in einer anderen gewonnen hat, und zehn Stunden Arbeit können alsdann so zerstörend wirken wie vorher zwölf Stunden. Indem er dieser Tendenz des Kapitals entgegentritt und für eine Erhöhung der Löhne kämpft, die der steigenden Arbeitsspannung entspricht, leistet der Arbeiter nur der Entwerthung seiner Arbeit und der Verschlechterung seiner Rasse Widerstand.

4. Ihr alle wißt, daß aus Ursachen, die ich jetzt nicht zu erklären habe, die kapitalistische Produktion sich in bestimmten periodischen Kreisläufen bewegt. Sie durchläuft einen Zustand der Ruhe, wachsender Lebendigkeit, der Prosperität, der Ueberspannung der Geschäfte, der Krisis und der Stockung. Die Marktpreise der Waaren und die Marktprofitraten folgen diesen Phasen, indem sie zeitweise unter ihren Durchschnitt fallen, dann wieder über diesen sich erheben. Wenn Ihr den ganzen Kreislauf betrachtet, so werdet Ihr finden, daß die eine Abweichung des Marktpreises von der anderen ausgeglichen wird und daß, den Durchschnitt des Kreislaufs genommen, die Marktpreise der Waaren von ihren Werthen regulirt werden. Nun wohl! Während der Phasen der niedergehenden Marktpreise und den Phasen der Krisis und Stockung wird der Lohn des Arbeiters, sofern dieser nicht ganz und gar außer Arbeit geworfen wird, jedenfalls herabgesetzt werden. Um nicht übervortheilt zu werden, muß er selbst bei einem solchen Fallen der Marktpreise sich mit dem Kapitalisten herumstreiten, in welchem Verhältnißgrad ein Sinken der Löhne nothwendig geworden ist. Wenn er nicht während der Phasen des blühenden Geschäfts, wo extra Profite gemacht werden, um Lohnerhöhungen kämpfte, so würde er, den Durchschnitt des industriellen Kreislaufs genommen, nicht einmal seinen Durchschnittslohn oder den Werth seiner Arbeit erhalten. Es ist der Gipfel der Narrheit, zu verlangen, daß der Arbeiter, dessen Lohn durch die ungünstigen Phasen des Kreislaufs nothwendiger Weise in Mitleidenschaft gezogen wird, sich der Schadloshaltung während der Phasen des guten Geschäftsgangs entschlagen solle. Im Allgemeinen werden die Werthe der Waaren nur durch die Ausgleichung der beständig wechselnden Marktpreise verwirklicht, die den stetigen Schwankungen von Nachfrage und Zufuhr entspringen. Auf der Grundlage des gegenwärtigen Systems ist die Arbeit nur eine Waare wie jede andere. Sie muß deshalb durch dieselben Schwankungen hindurchgehen, um einen Durchschnittspreis zu erzielen, der ihrem Werthe entspricht. Es wäre Albernheit, sie einerseits als eine Waare zu behandeln und andererseits sie außerhalb der Gesetze stellen zu wollen, die die Preise der Waaren bestimmen. Der Sklave erhält eine dauernde und bestimmte Menge von Unterhaltsmitteln, der Lohnarbeiter nicht. Er muß darnach streben, in dem einen Falle eine Lohnerhöhung zu erzielen, wenn auch nur um einen Lohnverlust in dem anderen Falle auszugleichen. Wenn er sich damit zufrieden gäbe, den Willen, die Verfügungen des Kapitalisten als ein dauerndes ökonomisches Gesetz hinzunehmen, so würde er das ganze Elend des Sklaven theilen, ohne die Sorglosigkeit des Sklaven zu genießen.

5. In all den Fällen, die ich vorgeführt habe, und sie bilden neunundneunzig von hundert, habt Ihr gesehen, daß der Kampf um eine Lohnerhöhung nur im Gefolge vorhergegangener Veränderungen ausbricht, daß er die unvermeidliche Frucht vorhergegangener Aenderungen der Masse der Produkte, der Produktivkräfte der Arbeit, des Werthes der Arbeit, des Werthes des Geldes,

der Vermehrung oder Verdichtung der aus dem Arbeiter gezogenen Arbeit, der von den Schwankungen der Nachfrage und der Zufuhr bedingten und den verschiedenen Phasen des industriellen Kreislaufs entsprechenden Schwankungen der Marktpreise — mit einem Worte Reaktionen der Arbeit gegen vorhergehende Aktionen des Kapitals sind. Wenn Ihr den Kampf um eine Lohnerhöhung unabhängig von all diesen Umständen behandelt, wenn Ihr nur auf die Abänderung der Löhne blickt und alle die anderen Veränderungen überseht, denen sie entstammt, geht Ihr von einer falschen Voraussetzung aus, um zu falschen Schlüssen zu gelangen.

14. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit und seine Ergebnisse.

1. Nachdem ich gezeigt habe, daß der von Seiten der Arbeiter geübte periodische Widerstand gegen Lohnherabsetzungen und ihre periodisch unternommenen Versuche, Lohnerhöhungen zu erlangen, von dem Lohnsystem untrennbar und gerade dadurch erheischt sind, daß die Arbeit den Waaren gleichgesetzt und deshalb den Gesetzen unterworfen ist, die die allgemeine Preisbewegung bestimmen; nachdem ich weiter gezeigt habe, daß ein allgemeines Steigen der Löhne ein allgemeines Sinken der Profitrate zur Folge haben würde, aber die Durchschnittspreise der Waaren oder deren Werthe nicht beeinflussen würde, erhebt sich nun schließlich die Frage, wie weit in diesem unaufhörlichen Kampfe zwischen Kapital und Arbeit die letztere Aussicht auf Erfolge hat.

Ich könnte mit einer Verallgemeinerung antworten und sagen, daß es wie mit allen anderen Waaren so auch mit der Arbeit ist, daß ihr *Marktpreis* sich auf die Länge der Zeit ihrem *Werthe* anpassen wird; daß deshalb trotz allem Auf und Nieder, und was er auch immer thun mag, der Arbeiter im Durchschnitt nur den Werth seiner Arbeit erhalten wird, der sich in den Werth seiner Arbeitskraft auflöst und bestimmt wird durch den Werth der für ihre Erhaltung und Fortpflanzung erforderten Lebensmittel, welcher Werth der Lebensmittel schließlich durch die zu seiner Herstellung erforderte Arbeitsmenge bestimmt wird.

Aber es giebt da einige besondere Umstände, die den *Werth der Arbeitskraft* oder den *Werth der Arbeit* von den Werthen aller anderen Waaren unterscheiden. Der Werth der Arbeitskraft wird aus zwei Elementen gebildet, deren eines blos physisch, das andere historisch oder gesellschaftlich ist. Seine *unterste Grenze* wird von dem *physischen* Element bestimmt, das heißt, die Arbeiterklasse muß, um sich selbst zu erhalten und wieder zu erzeugen, um ihre physische Existenz beständig fortzusetzen, die für ihr Leben und ihre Vervielfältigung absolut nothwendigen Lebensmittel erhalten. Der *Werth* dieser durchaus nothwendigen Lebensmittel stellt deshalb die unterste Grenze des *Werthes der Arbeit* dar. Andererseits hat die Dauer des Arbeitstags auch ihre äußersten, wenn auch sehr dehnbaren Grenzen. Seine letzte Grenze ist in der physischen Kraft des Arbeiters gegeben. Wenn die tägliche Erschöpfung der Lebenskräfte des Letzteren einen gewissen Grad überschreitet, so kann sie nicht Tag für Tag von Neuem ausgeübt werden. Jedoch, wie ich sagte, ist diese Grenze sehr dehnbar. Eine schnelle Folge schwächlicher und kurzlebiger Generationen wird den Arbeitsmarkt ebenso gut versorgt halten wie eine Reihe kräftiger und langlebiger Generationen.

Außer diesem rein physischen Element wird der Werth der Arbeit durch die in jedem Lande *traditionelle Lebenshaltung* bestimmt. Sie besteht nicht im bloßen physischen Leben, sondern in der Befriedigung gewisser Bedürfnisse, die aus den gesellschaftlichen Umständen herrühren, in denen die Menschen leben

und auferzogen sind. Die englische Lebenshaltung kann auf die irische, die Lebenshaltung eines deutschen Bauern auf die eines livländischen Bauern reduzirt werden. Die wichtige Rolle, die in dieser Hinsicht die historische Ueberlieferung und soziale Gewohnheit spielen, könnt Ihr aus Thorntons Werk über „Overpopulation“ entnehmen, wo dieser zeigt, daß sich die Durchschnittslöhne in verschiedenen landwirthschaftlichen Distrikten Englands noch heute mehr oder weniger nach den mehr oder weniger günstigen Umständen unterscheiden, unter denen sie aus dem Zustand der Hörigkeit herausgetreten sind.

Dieses historische oder soziale Element, das in den Arbeitswerth eintritt, kann erweitert oder zusammengezogen oder so gänzlich ausgelöscht werden, daß nichts als die physische Grenze bleibt. Während der Zeit der Anti-Jakobinerkriege (die Kriege der Koalition gegen das revolutionäre Frankreich und Bonaparte. Der Uebers.), die, wie der unverbesserliche Steuerfresser und Pfründner, der alte George Rose, zu sagen pflegte, unternommen worden waren, um die Tröstungen unserer heiligen Religion vor den Uebergriffen der französischen Ungläubigen zu bewahren, drückten die biederen englischen Farmer, die in einer unserer früheren Sitzungen so zärtlich behandelt wurden, die Löhne der Landarbeiter selbst unter jenes rein physische Minimum herab, ergänzten aber den für den physischen Weiterbestand der Rasse nothwendigen Rest durch das Mittel von Armengesetzen. Das war eine herrliche Art, den Lohnarbeiter in einen Sklaven und Shakespeares stolzen Bauer in einen Almosenempfänger zu verwandeln.

Wenn Ihr die maßgebenden Löhne oder Arbeitswerthe in verschiedenen Ländern und in verschiedenen historischen Epochen desselben Landes vergleicht, so werdet Ihr finden, daß der Arbeitswerth selbst keine fixirte, sondern eine veränderliche Größe ist, selbst angenommen, daß die Werthe aller anderen Waaren konstant bleiben. Eine ähnliche Vergleichung würde beweisen, daß nicht nur die Marktraten des Profits, sondern auch seine Durchschnittsraten wechseln.

Aber was die Profite anbelangt, so existirt kein Gesetz, das deren Minimum bestimmt. Wir können nicht sagen, welches die letzte Grenze ihres Falles ist. Und warum können wir jene Grenze nicht bestimmen? Weil wir zwar das Minimum des Lohnes, aber nicht dessen Maximum zu bestimmen im Stande sind. Wir können nur sagen, daß, wenn die Grenzen des Arbeitstags gegeben sind, das Maximum des Profits dem physischen Minimum der Löhne entspricht und daß, bei gegebenen Löhnen, das Maximum des Profits derjenigen Verlängerung des Arbeitstags entspricht, die mit den physischen Kräften des Arbeiters noch vereinbar ist. Das Maximum des Profits findet somit seine Grenze im physischen Lohnminimum und dem physischen Maximum des Arbeitstags. Es liegt auf der Hand, daß zwischen den zwei Grenzen dieses Maximums der Profitrate eine ungeheure Stufenleiter von Variationen möglich ist. Die Bestimmung der wirklichen Höhe derselben wird nur durch den beständigen Kampf zwischen Kapital und Arbeit erzielt: der Kapitalist arbeitet beständig darauf hin, die Löhne auf ihr physisches Minimum herabzusetzen und den Arbeitstag auf sein physisches Maximum auszudehnen, während der Arbeiter einen stetigen Druck nach der entgegengesetzten Richtung hin ausübt.

Die Frage löst sich auf in die Frage der relativen Kräfte der Kämpfenden.

2. Was die Beschränkung des Arbeitstags in England wie in allen anderen Ländern anbetrifft, so ist dieselbe niemals anders als durch gesetzliche Einmischung geordnet worden. Ohne den beständigen seitens der Arbeiter ausgeübten Druck von außen hätte diese Einmischung nie stattgefunden. Aber jedenfalls wäre dieses Resultat nicht erzielt worden durch private Abmachungen zwischen

den Arbeitern und den Kapitalisten. Gerade diese Nothwendigkeit einer allgemeinen politischen Aktion liefert den Beweis, daß in seiner rein ökonomischen Aktion das Kapital die mächtigere Partei war.

Was die Grenzen des Werthes der Arbeit betrifft, so hängt dessen thatsächliche Bestimmung jedesmal von Angebot und Nachfrage ab. Ich meine die Nachfrage nach Arbeit von Seiten des Kapitals und das Angebot von Arbeit von Seiten der Arbeiter. In Kolonialländern begünstigt das Gesetz von Angebot und Nachfrage die Arbeiter. Daher der relativ hohe Normallohn in den Vereinigten Staaten. Dort mag das Kapital sein Aeußerstes versuchen; es kann nicht verhindern, daß der Arbeitsmarkt beständig sich leert, indem eine fortwährende Umwandlung von Lohnarbeitern in unabhängige, sich selbst erhaltende Bauern vor sich geht. Die Stellung als Lohnarbeiter ist für einen sehr großen Theil des amerikanischen Volkes nur eine Durchgangsstellung, die sie in einem längeren oder kürzeren Zwischenraum sicherlich aufgeben. Um diesem kolonialen Zustand der Dinge abzuhelfen, nahm die väterliche britische Regierung einige Zeit lang die sogenannte moderne Kolonisationstheorie auf, die darin besteht, einen künstlich hohen Preis auf Koloniallland zu setzen, um auf solche Art die zu schnelle Umwandlung des Lohnarbeiters in einen unabhängigen Bauer zu verhindern.

Aber laßt uns nun zu den alten zivilisirten Ländern übergehen, wo das Kapital den ganzen Produktionsprozeß beherrscht. Nehmt zum Beispiel das Steigen der landwirthschaftlichen Löhne in England während der Zeit von 1849 bis 1859. Was war ihre Folge? Die Landwirthe konnten nicht, wie unser Freund Weston ihnen gerathen hätte, den Werth des Weizens erhöhen, ja nicht einmal seinen Marktpreis. Sie hatten sich im Gegentheil in seinen Rückgang zu fügen. Aber im Laufe dieser elf Jahre führten sie Maschinen aller Art und neue wissenschaftliche Methoden ein, verwandelten sie Theile von Ackerland in Weideland, vergrößerten sie den Umfang der Farmen und dadurch den Maßstab der Produktion, und indem sie durch diese und andere Prozeduren die Nachfrage nach Arbeit durch Vermehrung ihrer Produktivkraft herabsetzten, machten sie die Landarbeiterbevölkerung wieder relativ überzählig. Dies ist die allgemeine Methode, wie in alten Ländern mit besetztem Boden eine schnellere oder langsamere Reaktion von Seiten des Kapitals gegen ein Steigen der Löhne sich vollzieht. Ricardo hat mit Recht bemerkt, daß die Maschine in beständiger Konkurrenz mit der Arbeit liegt und oft nur erst dann eingeführt werden kann, wenn der Preis der Arbeit eine bestimmte Höhe erreicht hat; aber die Anwendung der Maschine ist nur eine der vielen Methoden der Vermehrung der Produktivkraft der Arbeit. Gerade diese Entwicklung, die die gewöhnliche Arbeit überzählig macht, vereinfacht andererseits die gelernte Arbeit und macht sie so im Werthe sinken.

Dasselbe Gesetz setzt sich in einer anderen Form durch. Mit der Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit wird die Ansammlung von Kapital sogar trotz relativ hoher Lohnrate schnell zunehmen. Hieraus könnte man folgern, wie dies Adam Smith, zu dessen Lebzeiten die moderne Industrie noch in ihren Kinderjahren stand, angenommen hat, daß die beschleunigte Kapitalsansammlung die Wage zu Gunsten des Arbeiters wenden muß, indem sie eine wachsende Nachfrage nach seiner Arbeit schafft. Vom gleichen Standpunkt ausgehend, haben sich viele zeitgenössische Schriftsteller gewundert, daß, obwohl das englische Kapital in den letzten zwanzig Jahren so viel schneller gewachsen ist als die englische Bevölkerung, die Löhne nicht mehr gestiegen sind. Aber zugleich mit der fortschreitenden Ansammlung findet ein fortschreitender Wechsel in der Zusammensetzung des Kapitals statt. Jener Theil des Gesammtkapitals, der in fixem Kapital,

in Maschinen, Rohmaterialien, Produktionsmitteln aller möglichen Arten besteht, vermehrt sich progressiv im Vergleich zu dem anderen Theile des Kapitals, der in Löhnen oder Ankauf von Arbeit ausgegeben wird. Dieses Gesetz ist in mehr oder weniger genauer Form von Barton, Ricardo, Sismondi, Professor Richard Jones, Professor Ramsey, Cherbulliez und Anderen konstatirt worden.

Wenn das Verhältniß jener zwei Elemente des Kapitals ursprünglich eins zu eins war, so wird es, im Fortschritt der Industrie, sich zu fünf zu eins und so weiter ausweiten. Wenn von einem Gesammtkapital von sechshundert dreihundert auf Werkzeuge, Rohmaterialien und so weiter verausgabt werden und dreihundert auf Löhne, so braucht das Gesammtkapital nur verdoppelt zu werden, um eine Nachfrage nach sechshundert Arbeitern statt nach dreihundert zu schaffen. Aber wenn von einem Kapital von sechshundert fünfhundert auf Maschinen, Materialien und so weiter verausgabt werden und nur hundert auf Löhne, so muß sich dieses selbe Kapital von sechshundert auf dreitausendsechshundert erhöhen, um eine Nachfrage nach sechshundert Arbeitern statt nach dreihundert zu schaffen. Die Nachfrage nach Arbeit hält deshalb im Fortgang der Industrie mit der Ansammlung von Kapital nicht Schritt. Sie wird noch wachsen, aber in beständig abnehmendem Verhältniß zur Kapitalsvermehrung.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß gerade die Entwicklung der modernen Industrie allmälig die Wage zu Gunsten des Kapitalisten gegen den Arbeiter senken muß, und daß folglich die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion nicht dahin geht, den durchschnittlichen Normallohn zu heben, sondern ihn zu senken, das heißt den Werth der Arbeit mehr oder weniger auf seine Minimumgrenze zu drücken. Wenn aber die Dinge in diesem System diese Tendenz haben, heißt dies, daß die Arbeiterklasse ihren Widerstand gegen die Uebergriffe des Kapitals aufgeben und von den Versuchen abstehen soll, die gelegentlichen Möglichkeiten zeitweiliger Verbesserungen bestens auszunutzen? Thäte sie dies, so würde sie zu einer unterschiedslosen Masse rettungslos gebrochener Hungerleider herabgedrückt werden. Ich glaube gezeigt zu haben, daß ihre Kämpfe um Normallöhne von dem ganzen Lohnsystem untrennbare Vorgänge sind, daß ihre Bemühungen, die Löhne zu heben, in neunundneunzig aus hundert Fällen nur Bemühungen sind, den gegebenen Werth der Arbeit aufrecht zu erhalten, und daß die Nothwendigkeit, mit den Kapitalisten um ihren Preis zu streiten, in ihrer Lage begründet ist, die sie nöthigt, sich selbst als Waare zu verkaufen. Würde sie in ihren täglichen Konflikten mit dem Kapital feige nachgeben, so würde sie sich sicherlich selbst der Fähigkeit berauben, irgend eine größere Bewegung zu unternehmen.

Zur selben Zeit dürfen die Arbeiter, ganz abgesehen von der allgemeinen Dienstbarkeit, die mit dem Lohnsystem verbunden ist, das schließliche Ergebniß dieser täglichen Kämpfe sich selbst nicht übertreiben. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie mit Wirkungen und nicht mit den Ursachen dieser Wirkungen kämpfen; daß sie die Abwärtsbewegung aufhalten, aber deren Richtung nicht verändern; daß sie Palliativmittel anwenden, aber die Krankheit nicht heilen. Sie sollten deshalb nicht ausschließlich in diesen unvermeidlichen Guerillakämpfen aufgehen, wie sie die nie aufhörenden Uebergriffe des Kapitals und die Aenderungen der Marktlage beständig hervorrufen. Sie müssen begreifen, daß das gegenwärtige System, neben all dem Elend, das es ihnen auferlegt, zur selben Zeit die für einen ökonomischen Wiederaufbau der Gesellschaft nothwendigen materiellen Bedingungen und sozialen Formen erzeugt. An Stelle des konservativen Mottos: „Ein gerechter Tageslohn für einen gerechten

Arbeitstag" sollten sie das revolutionäre Schlagwort auf ihre Fahne schreiben: „Abschaffung des Lohnsystems."

Nach dieser sehr langen und, wie ich fürchte, ermüdenden Auseinandersetzung, in die ich eintreten mußte, um dem Hauptgegenstand gerecht zu werden, werde ich schließen, indem ich die Annahme der folgenden Sätze beantrage:

Erstens: Ein allgemeines Steigen der Lohnsätze würde ein Sinken der allgemeinen Profitrate zur Folge haben, aber im Großen und Ganzen die Preise der Waaren nicht beeinflussen;

Zweitens: Es ist die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion, den durchschnittlichen Normallohn nicht zu heben, sondern zu senken;

Drittens: Gewerkschaften sind wirksam als Zentren des Widerstands gegen Uebergriffe des Kapitals. Sie erweisen sich in Einzelfällen als unwirksam in Folge unbedachten Gebrauchs ihrer Macht. Sie verfehlen im Allgemeinen ihren Zweck dadurch, daß sie sich auf einen Guerillakrieg gegen die Wirkungen des gegenwärtigen Systems beschränken, statt gleichzeitig auf seine Umwandlung hinzuarbeiten und ihre organisirte Kraft als einen Hebel für die endgiltige Emanzipation der arbeitenden Klassen, das heißt die endgiltige Abschaffung des Lohnsystems zu gebrauchen.

Die historische Berechtigung der russischen Sozialdemokratie.

Von P. Axelrod.

(Schluß.)

III.

Das russische Proletariat ist noch sehr jung und hat seinen Absonderungsprozeß von den ländlichen Massen noch lange nicht gänzlich abgeschlossen. Unser industrielles Proletariat ist das unmittelbare Produkt der gewaltsamen Expropriation der Bauern, die mit deren Befreiung von der Leibeigenschaft in großem Maßstab eingeleitet und durch die seitherige „soziale" und Steuerpolitik der Regierung weiter fortgesetzt wurde. Ein großer Theil unserer städtischen Arbeiter gehört noch dem Bauernstand an, d. h. wenn sie auch in wirthschaftlicher Beziehung auf städtischem Boden stehen, so haben sie nichtsdestoweniger die auf dem bäuerlichen Grund und Boden lastenden Steuern zu tragen, obgleich sie aus ihm in keiner Weise irgend welchen Nutzen ziehen, und sind rechtlich überhaupt an den Bauernstand gebunden, der sogar eigentlich im privatbürgerlichen Sinne noch nicht ganz frei ist, sondern sich im staatlichen Hörigkeitszustand befindet.

Außer diesen, mehr durch Staatszwang als freiwillig oder durch Familienbande zu dem Bauernstand zählenden Schichten der industriellen Arbeiter überfüllen die Städte auch wirkliche Bauernmassen, die eine Art Zwitterexistenz zwischen Landwirthschaft und städtischem Leben führen. Sie rekrutiren sich aus denjenigen ländlichen Schichten, die durch Ueberlastung mit Steuern und unter dem vereinten Drucke der Regierungsbureaukratie, knauseriger und gewissenloser Grundbesitzer, profitgieriger Händler und Wucherer aller Art, in qualvoller Weise ruinirt und expropriirt werden. Aus diesen Elementen werben sich die Rekruten unserer industriellen Reservearmee, die wahrlich viel zahlreicher ist als die irgend eines der an der Spitze des kapitalistischen Fortschritts stehenden Länder. Aber auch ihr Druck auf die Lebenslage der aktiven Arbeiterarmee ist in Rußland unvergleichlich stärker, als in industriell höher entwickelten Ländern. Denn in diesen Ländern setzen sich die arbeitslosen Massen vorwiegend aus solchen Ele-

menten zusammen, die unmittelbar aus den Reihen der aktiven industriellen Armee zeitlich oder dauernd ausgestoßen wurden. Sie sind ein direktes Produkt der großindustriellen Entwicklung, ihrer technischen Fortschritte und Absatzschwankungen. In Rußland dagegen sind es viel weniger die inneren, selbständigen Kräfte der großkapitalistischen Produktion, als der fiskalische Druck, die Nachwirkungen der Emanzipationsbedingungen der Bauern und ihr rechtloser Zustand, die fortwährend einen kolossalen Ueberfluß an „Händen" erzeugen. Nun ist es von vornherein klar, daß nomadisirende, hungernde Armeen von rechts- und bedürfnißlosen Kulis unvergleichlich stärker die Position der beschäftigten Arbeiter ihren Ausbeutern gegenüber schwächen müssen, als arbeitslose Massen, die nach ihrer ganzen Vergangenheit, nach ihrer geistigen und kulturellen Entwicklung, sowie nach den gesammten Lebensbedürfnissen dem industriellen Proletariat angehören.

Insofern die technischen Mittel, mit denen die Großindustrie in Rußland arbeitet, in Betracht kommen, ist sie dem Wesen nach durchaus modern, aber sie fußt noch nicht in dem Grade, wie im Westen, auf einem modernen sozialökonomischen Boden. Ihr Nährboden ist vielmehr zum großen Theile noch primitiver Natur, die soziale Atmosphäre, die sie athmet, ist barbarisch und kann als diejenige der für die industriellen westlichen Staaten schon längst beendeten Epoche der ursprünglichen Akkumulation bezeichnet werden. Die kapitalistischen Schichten fühlen sich dabei im Großen und Ganzen noch sehr behaglich. Das Proletariat hat aber ein dringendes Interesse, dieser Eintracht von Barbarei und moderner Zivilisation so rasch und gründlich als möglich ein Ende zu machen. Und dazu gehört, wie aus obigen flüchtigen Andeutungen von selbst sich ergiebt, auch die Aufhebung des staatlichen Hörigkeitsverhältnisses der Bauern und die Beseitigung ihrer Ueberlastung mit Steuern, die sie im Verein mit dem Bureaukratenabsolutismus der Willkür und Ausbeutung seitens allerlei Repräsentanten von wucherischen und barbarischen Bereicherungsmethoden preisgiebt. Ein großer Theil unserer Arbeiterklasse steckt eben noch selbst mit einem Fuße in dem Sumpfe, in dem die bäuerlichen Massen zu ersticken drohen, und auch in ihrer Gesammtheit ist sie von den primitiven Lebensverhältnissen dieser Massen beherrscht. Die Unkultur, die ökonomische und politische Barbarei, die auf dem Lande noch bedeutend schlimmer als in den Städten herrscht, die Auspowerung und Verelendung des Bauernstandes — alles das drückt auch das industrielle Proletariat zu Boden und sichert den Unternehmern ein Uebergewicht an Macht, das weit ihre eigenen Kräfte und Mittel übersteigt. Diese Wirkung der rückständigen Lebensbedingungen unserer ländlichen Massen auf die städtische Arbeiterklasse wird noch dadurch sehr verstärkt, daß die russische Industrie relativ fast ausschließlich nur auf den inneren Markt angewiesen ist, und diesen bilden vorwiegend eben die Bauern, die in großen Massen verelenden und durch keine neue unternehmende, auf moderner Basis wirthschaftende Klasse von Landwirthen in entsprechendem Maßstab ersetzt werden. Der Bildungsprozeß einer solchen Klasse wird aber durch das Zarenregiment und seine Gesammtpolitik direkt und indirekt ungemein verlangsamt. So treibt die Regierungspolitik Millionen von Bauern aus ihrer Heimath nach allen Ecken und Enden des großen Zarenreichs, um Brot und Arbeit zu suchen, und hindert zugleich die Industrie, sich so rasch wie möglich auszudehnen, um diese Millionen aufnehmen zu können.

Das industrielle Proletariat hat also im heutigen Rußland ein dringendes Lebensinteresse an einer möglichst radikalen Ausrottung der Mißstände, die die ländlichen Massen unterdrücken und ruiniren. Der unmittelbare Ausbeuter des Proletariats aber ist doch der Unternehmer, seine unmittelbaren, täglichen Be-

dürfnisse und Interessen konzentriren sich um das Verhältniß zu dem industriellen Kapitalisten. Dieses Verhältniß aber ist ebenso antagonistisch, wie in den westlichen kapitalistischen Ländern. Es tritt mit derselben Schärfe und Deutlichkeit zu Tage, wie in diesen Ländern. Ihren technischen Grundlagen und ihrem Umfang nach stehen eben die großindustriellen Betriebe Rußlands auf der Höhe der modernen kapitalistischen Produktion. Und in kleineren handwerksmäßigen Betrieben wird der Interessengegensatz zwischen den Arbeitern und Unternehmern durch die Konkurrenz der großen erst recht verschärft. Der gegenseitige Antagonismus dieser Klassen wird weder durch einen gemeinsamen Gegensatz gegen privilegirte Stände in Schatten gestellt, noch durch gemeinsam zu ertragende zünftlerische, lokale oder sonstige vom Mittelalter überkommene Schranken und Hemmschuhe abgeschwächt oder einigermaßen verdunkelt. Wenn es auch derartige vorkapitalistische Elemente im russischen Leben giebt, so führen sie doch ein gar kümmerliches Dasein, das selbst vom städtischen Proletariat kaum beachtet wird. Die eigentliche privilegirte Klasse in Rußland ist jetzt eben die industrielle Bourgeoisie, die keine Scheinexistenz, sondern ein recht flottes Leben führt und schöne Geschäfte macht.

So stehen sich denn diese zwei Klassen, als zwei feindliche Lager, schroff gegenüber, durch eine tiefe soziale Kluft getrennt, die durch keine liberale Ideologie, sei sie auch mit schönsten Redensarten und radikalsten Phrasen ausgeschmückt, überbrückt werden kann. Es ist deshalb von vornherein klar, daß eine revolutionäre proletarische Massenbewegung gar nicht anders als in unmittelbarer Anlehnung an diesen Gegensatz und an die aus ihm urwüchsig entstehenden Konflikte sich entwickeln und entfalten kann. Soll also die revolutionäre Intelligenz Rußlands ihre geschichtliche Mission in Bezug auf die Revolutionisirung der Volksmassen voll und ganz erfüllen, so muß sie ihr Aktionsprogramm auf der Basis des Antagonismus der Arbeiterklasse gegen die Unternehmerklasse in konsequenter Weise aufbauen. Es bleibt ihr keine andere Wahl, als entweder sich mit wahrhaft revolutionärer Leidenschaft und mit vollem Ernste auf den Standpunkt proletarischer Klasseninteressen prinzipiell zu stellen, oder aber in ihrer bisherigen sozialen Isolirtheit und damit in ihrer alten politischen Ohnmacht zu verharren.

Ein Theil der demokratischen Intelligenz, allerdings der kleinere, hat sich schon entschieden. Aber es ist eben nur der Anfang und es ist kaum daran zu zweifeln, daß die Zahl derer, die ihre Wahl in demselben Sinne, wie die sozialdemokratischen Elemente, treffen werden, progressiv steigen wird. Denn abgesehen von dem dringenden Bedürfniß unserer fortschrittlichen Intelligenz, einen festen Rückhalt in den breiten Volksmassen sich zu verschaffen, ist ja die große Mehrheit des freisinnigen Bürgerthums selbst „kapitalistenfeindlich" und poltert sogar in allen möglichen Tonarten gegen den Kapitalismus. Viel Komisches tritt dabei zu Tage. Ich zweifle sehr, daß es in Rußland unter den Liberalen viele giebt, die sich nicht beleidigt fühlen, wenn man sie als solche und nicht als „Sozialisten" kennzeichnet. Eines ist jedenfalls sicher. Nicht nur die extrem demokratische Minderheit der russischen Intelligenz, sondern unsere „liberale Gesellschaft" überhaupt, kurz die große Mehrheit der fortschrittlich gesinnten Schichten der höheren Klassen steht der kapitalistischen Bourgeoisie feindlich gegenüber. Der intelligenteste, die Wissenschaft, die Presse, die liberalen Berufe beherrschende Theil der Bourgeoisie betrachtet den anderen, Gewerbe und den Handel beherrschenden Theil, als eine privilegirte Verkörperung des gewissenlosen Ausbeuterthums und als den nationalen Träger des orientalischen Barbarenthums. Das antagonistische Auftreten des revolutionären Proletariats gegen die Unternehmerklasse würde also

an und für sich keineswegs ein feindliches Verhalten des freisinnigen Bürgerthums der Arbeiterbewegung gegenüber herbeiführen können. Bestimmend auf seine Haltung könnte nur ihre Gesammtrichtung und ihr allgemeiner Charakter einwirken, ihre praktischen Ziele und ihre Taktik.

Zwei Extreme könnten auf das Verhältniß unserer gebildeten Klassen zu der proletarischen Bewegung ungünstig einwirken. Erstens, wenn sie aus dem Geleise bloßer Lohnkämpfe und sonstiger Konflikte mit einzelnen Unternehmern nicht heraustreten würde. Dies nähme ihr jegliches politisches Interesse und führte eine Gleichgiltigkeit ihr gegenüber in den unbetheiligten Kreisen herbei. Vielleicht aber noch schlimmere Folgen brächte ein anderes, in entgegengesetzter Richtung sich bewegendes Extrem mit sich. Ich meine nämlich den Fall, wenn die proletarische Bewegung unter den Einfluß bakunistischer oder blanquistischer Strömungen geriethe und die unmittelbar zu realisirende anarchistische oder kommunistische Revolution als ihr nächstes Ziel, als ihre gegenwärtige praktische Aufgabe in den Vordergrund stellte. In der Praxis würde sie sich in gewaltthätigen, übereilten Strikes, nebst terroristischen Versuchen und Attentaten gegen Kapitalisten und Regierungsbeamte erschöpfen und so die revolutionären Kräfte des Proletariats in politisch fruchtloser Weise vergeuden. Fruchtlos sowohl für die Gestaltung des nationalen Befreiungskampfes gegen den Absolutismus, als auch vom engeren Standpunkt speziell proletarischer Klasseninteressen.

Nun, was das erste Extrem betrifft, so sind wir gegen dieses durch das Zarenregiment genügend gesichert. Daß aber unsere Arbeiterbewegung dem Banne des Bakunismus oder Blanquismus nicht anheimfalle, ist Sache der gegenwärtig in ihr vorherrschenden sozialdemokratischen Elemente. Es ist ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, schon jetzt dafür zu sorgen, daß keine der erwähnten Richtungen in den Reihen des russischen Proletariats zur Geltung kommt.

Die historische Auffassung der Sozialdemokratie von den gesellschaftlichen Bedingungen der Emanzipation des Proletariats bietet ihren Vertretern in Rußland eine theoretische Basis und einen Wegweiser zur Aufstellung eines Aktionsprogramms, das in prinzipiell schärfster Weise die Klasseninteressen des russischen Proletariats zum Ausdruck bringt, ohne dabei über die realen Schranken der von Rußland erreichten bürgerlich-kapitalistischen Entwicklungsstufe hinausgehen zu müssen. Unser Proletariat beginnt seine historische Laufbahn in einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, die noch unfertig, noch im Werdeprozeß begriffen ist. Ihre Widersprüche und Leiden sind nicht die der Zersetzung, des Niedergangs, nicht einmal des reifen Alters, sondern vielmehr die der Geburtswehen und der Kindheit. Und am stärksten müssen darunter selbstverständlich die ländlichen und städtischen proletarischen Massen leiden. Nicht die Vernichtung dieser Gesellschaft, sondern vielmehr die Erlangung möglichst günstiger Lebens- und Entwicklungsbedingungen für sie kann daher allein als das nächste praktische Ziel der revolutionären Arbeiter-Avantgarde in Rußland aufgestellt werden. Und je energischer und bewußter die revolutionären Elemente unserer Arbeiterklasse auf dies Ziel lossteuern werden, desto wirksamer werden sie auch die speziellen Interessen ihrer Klasse fördern und verfechten können.

Das Grundübel des russischen Kapitalismus wurzelt darin, daß er mit einem Fuße auf der Höhe der modernen großindustriellen Entwicklung steht, mit dem anderen aber noch im Sumpfe längst ausgestorbener Epochen der Unkultur und Barbarei steckt. Der sozialpolitische Boden, auf dem er sich bewegt, stammt aus alten Zeiten und ist relativ primitiver Natur, die kulturelle und gesellschaftliche Atmosphäre, die ihn umringt, ist noch von rohen, historisch ihm fremdartigen

Elementen durchsetzt und überfüllt. Daraus entspringen die meisten und zwar die schmerzlichsten Leiden und Widersprüche des russischen Lebens, das sich vor Allem durch ein kolossales Mißverhältniß zwischen den vom Kapitalismus erzeugten gesellschaftlichen Bedürfnissen, Interessen, Aufgaben und dem Mangel an Mitteln zur Lösung dieser Aufgaben charakterisirt. In der Aufhebung dieses inneren Widerspruchs unseres nationalen Lebens besteht das Hauptproblem sämmtlicher unter ihm leidenden Klassen der russischen Nation. Die erste unerläßliche Voraussetzung dafür ist aber die radikale Beseitigung des zarischen Absolutismus, der die gesellschaftliche Initiative und die soziale Selbsthilfe nicht aufkommen läßt.

Damit ist die nächste Etappe unserer proletarischen Bewegung in allgemeinen Umrissen angezeigt und zugleich auch die Richtschnur für ihre Taktik angedeutet. Sie hat die Aufgabe, als zielbewußter Hebel darauf hinzuwirken, daß die zersplitterten Feinde der absolutistischen Ordnung zum gemeinsamen Ansturm gegen diese sich organisiren, daß die Angriffe gegen den Absolutismus nationale Dimensionen annehmen. Und die sozialdemokratische Avantgarde der russischen Arbeiterklasse hat dabei konsequent als Vorkämpferin der Demokratie aufzutreten. Nun fällt ja diese Rolle auch im Westen thatsächlich der Sozialdemokratie zu, namentlich dort, wo die bürgerliche Demokratie vorzeitig zu verkümmern begann und der Liberalismus auf halbem Wege stehen blieb. Aber das Eintreten der proletarischen Parteien für sogenannte bürgerlich-demokratische Forderungen hat in den betreffenden Ländern eine prinzipiell andere praktische Bedeutung und verfolgt wesentlich andere Ziele, als im absolutistischen und kapitalistisch weniger entwickelten Rußland. In jenen Ländern haben diese Forderungen ihren bürgerlichen Charakter und ihre bürgerlichen Tendenzen schon eingebüßt, thatsächlich sind sie dort eben nicht mehr bürgerlich-demokratische, sondern proletarisch-demokratische Forderungen, die sich gegen die ausgereifte kapitalistische Gesellschaft richten. In Rußland bezwecken solche Forderungen den Sturz nicht der werdenden modernen bürgerlichen Gesellschaft, sondern vielmehr den ihrer Feinde und Bedrücker herbeizuführen. Sie zielen unmittelbar nicht auf die Erlangung der politischen Macht für das russische Proletariat, sondern auf die Erringung elementarer Volksrechte ab. Unter der blutrothen Hülle radikal-demokratischer Postulate versteckt sich das bescheidene Streben der Nation nach Garantien der persönlichen Freiheit gegen administrative Willkür und nach Beschränkung der zarischen Allmacht. Mit einem Worte, unser Kampf für den demokratischen Ausbau des Staates führt nicht direkt zur Herrschaft des Proletariats, sondern in eine Epoche, in der es erst in die Lage kommen wird, den prinzipiellen Kampf um seine politische Herrschaft gegen das gesammte Bürgerthum zu beginnen.

Daraus folgt nothwendig ein prinzipieller Unterschied auch im taktischen Verhalten der Sozialdemokratie dem liberalen Bürgerthum gegenüber in Rußland einerseits und im Westen anderseits. Auch in freien Staaten stünde die Behandlung aller bürgerlichen Parteien als einer unterschiedslosen „reaktionären Masse“ im Widerspruch mit der Wirklichkeit. Nichtsdestoweniger basirt die bekannte taktische Parole der deutschen Sozialdemokratie auf einem realen historischen Untergrund, indem sie, wenn auch in übertrieben einseitiger Form, doch das thatsächlich bestehende prinzipiell feindliche Verhältniß sämmtlicher bürgerlichen Klassen zu den revolutionären Bewegungen des Proletariats als solches kennzeichnet und die sich aus ihm ergebende Konsequenz für die Taktik der Sozialdemokratie in prägnanter Weise zum Ausdruck bringt. In Rußland aber, wo der historische Boden für ein solches Verhalten der bürgerlichen Klassen dem Proletariat gegenüber noch nicht genügend vorbereitet ist, würde ein feindlich schroffes Auftreten der

Sozialdemokratie gegen jene Klassen in grellem Widerspruch zu der wirklichen Situation und dem aus ihr resultirenden gegenseitigen Verhältniß der in Frage kommenden sozialen Schichten stehen und eine vorzeitige Isolirung der beginnenden Arbeiterbewegung künstlich herbeiführen, während sie Bundesgenossen und äußere Unterstützung braucht. Im Westen kann die revolutionäre Avantgarde des Proletariats wohl auch allein und sogar im feindlichen Gegensatz gegen sämmtliche bürgerliche Klassen vorwärts kommen, allerdings auch hier nur in gewissen Grenzen. Sie kann es deshalb, weil sie mit einem Proletariat zu thun hat, das schon durch den bisherigen bürgerlichen Fortschritt auf eine relativ hohe Kulturstufe emporgehoben und in rechtliche Verhältnisse gestellt worden ist, die ihm ermöglichen, auch selbständig, aus eigener Kraft, auf seiner historischen Laufbahn vorwärts zu marschiren. In Rußland aber, wo die Arbeiterklasse noch sehr jung ist, wo sie erst im Prozeß der Aussonderung aus den Jahrhunderte lang geknechteten, in barbarischer Unwissenheit vegetirenden Volksmassen sich befindet, steht sie in ihrer großen Mehrzahl noch selbst auf einer zu niederen Kulturstufe, um ohne direkte und indirekte Mithilfe seitens des Bürgerthums — in den eisernen Fesseln des Absolutismus — sich zu der Rolle einer zielbewußten revolutionären Macht emporschwingen zu können. Eine Taktik, die auf dem für unsere westlichen Genossen historisch berechtigten Standpunkt basiren und auf eine künstliche Isolirung unserer im Entstehen begriffenen Arbeiterbewegung in der russischen Nation hinausgehen würde, wäre in Rußland zugleich utopisch und reaktionär. Utopisch, weil sie eine der wesentlichsten Bedingungen und Voraussetzungen für das ununterbrochene Wachsthum dieser Bewegung außer Acht ließe. Reaktionär wäre eine solche Taktik aus dem Grunde, weil sie die unmittelbar praktische politische Bedeutung unserer proletarischen Bewegung herabmindern und der Herstellung eines engeren intellektuellen Kontakts zwischen den gebildeten Schichten und den Volksmassen entgegenwirken würde. Dieser Kontakt bedeutet aber im heutigen Rußland schon an und für sich einen wichtigen Fortschritt, denn selbst der gemäßigte „aufklärerische" Liberalismus des intelligenten Bürgerthums steht noch immer thurmhoch über der Unkultur und der Denkweise dieser Massen.

Es wäre gleichbedeutend mit einer verhängnißvollen Verkennung der wirklichen Situation des russischen Proletariats und einer ebenso schädlichen Ueberschätzung seiner inneren politischen Entwicklungskraft in der gegenwärtigen Periode, wenn seine Ideologen ihrer Taktik jetzt schon ein prinzipiell feindliches Verhalten zu sämmtlichen bürgerlichen Klassen zu Grunde legen würden. Damit will ich keineswegs ein Wort zu Gunsten einer Abschwächung oder Verwässerung des Klassencharakters unserer Arbeiterbewegung sagen. Das steht außer Zweifel, daß eine politische Volksbewegung im heutigen Rußland nur auf dem Boden der Klasseninteressen des Proletariats bedeutende Dimensionen annehmen kann. Aber diese Interessen schließen eben in sich auch diejenigen der unterdrückten bäuerlichen Massen und der intelligentesten Schichten des Bürgerthums ein, ja sie umfassen die **nationalen** Interessen unseres kapitalistischen Fortschritts überhaupt. Sind sich aber einmal die revolutionären Pioniere unserer Arbeiterklasse dessen bewußt, so werden sie auch bestrebt sein, es in ihrer Agitation und ihren sonstigen Kundgebungen möglichst scharf hervorzuheben und ins Bewußtsein, sowohl ihrer eigenen Klasse, als derjenigen bürgerlichen Schichten zu bringen, die unter dem barbarischen Zustand der Volksmassen und der Herrschaft des Absolutismus am empfindlichsten zu leiden haben. Und darauf kommt es vor Allem an. Sogar die rein ökonomischen Konflikte der Arbeiter mit den Unternehmern bieten reichliche Anlässe und Anhaltspunkte dazu. Noch mehr bieten natürlich die unvermeidlichen

Kollisionen mit den Behörden, sowohl in Folge jener Konflikte, als anläßlich der Organisations- und Bildungsbestrebungen der Arbeiter. Marschirt unsere Arbeiterbewegung zielbewußt in dieser Richtung, so gelangt sie zu der Bedeutung einer revolutionären Trägerin der kulturellen und politisch-freiheitlichen Bestrebungen der russischen Nation und gewinnt eine große Anziehungskraft für die demokratische Intelligenz — das industrielle Proletariat tritt statt des Bauernstandes in den Mittelpunkt ihrer ideellen Neigungen und Bestrebungen. Damit aber gewinnt seine organisirte Avantgarde die Möglichkeit, auch auf die legalen Organe der „Gesellschaft“ und der öffentlichen Meinung mehr oder weniger einzuwirken, also auf die städtischen und landschaftlichen Vertretungskörper, auf die Presse und gemeinnützige Verlagsunternehmungen, auf die verschiedenartigsten Gesellschaften für Verbreitung und Hebung der „Volksbildung“ und „Kultur“ 2c. Wie groß oder gering die unmittelbaren, sozusagen materiell handgreiflichen Wirkungen davon auch sein mögen, das Schwergewicht ihrer Bedeutung läge doch in der Thatsache selbst, daß in Rußland eine ausgebeutete, unterdrückte Volksschicht durch ihre eigene, planmäßig angewendete Thatkraft die offiziellen und sonstigen legalen Organe der Gesellschaft zu beeinflussen und vorwärts zu treiben sucht. Bis jetzt bildet die „Bauernfrage“ das stehende Thema der Berathungen dieser Organe, der Bauernstand genießt eine Art Vorrecht, als spezielles Objekt ihrer Fürsorge und ihrer „volksfreundlichen“ Thätigkeit zu dienen. Aber er spielt dabei die Rolle eines passiven, gänzlich unbeholfenen, nur Mitleid erregenden Wesens. Mit dem Eindringen proletarischer Einflüsse in die erwähnten Körperschaften und Einrichtungen würde die volksfreundliche Bethätigung der oppositionellen Elemente des Bügerthums eine neue Basis und einen wesentlich anderen Charakter erhalten. Die Impulse dafür gingen von einer revolutionären kämpfenden Volksklasse aus und würden einen geeigneten Boden für einen ständigen Kontakt und eine Art Bundesgenossenschaft zwischen den organisirten Elementen dieser Klasse und dem freisinnig-oppositionellen Bürgerthum erzeugen.

Fassen wir das bisher Gesagte in wenigen Sätzen zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

Wir haben in Rußland drei soziale Schichten, die als politische Bewegungselemente vor Allem in Betracht kommen:

1. Die in Kultur, Bildung und theils auch in ihrer Wirthschaftsweise modernen, mehr oder weniger freisinnigen Kreise der Großgrundbesitzer. Diese Kreise sind politisch ohnmächtig, weil sie den Bestandtheil einer ausbeuterischen Klasse bilden, die zugleich noch ein privilegirter Stand ist, der aber der Krone gegenüber nie eine machtvolle Stellung eingenommen hat und jetzt erst recht nicht einnimmt, da er im Verfall begriffen ist; den ländlichen Massen halb verhaßt, halb von ihnen noch immer gefürchtet, wird der Landadel von der kapitalistischen Bourgeoisie als Antagonist nicht ernst genommen.

2. Die Vertreter der liberalen Berufe und die studirende Jugend, das intelligente Bürgerthum überhaupt oder die „Intelligenz“. Diese ist politisch schwach, weil sie in den wirthschaftlich tonangebenden, in den ökonomisch herrschenden Massen der Bourgeoisie keinen Rückhalt hat und zugleich selbst in eine Reihe von Schichten zerfällt, die nach obenhin mit der Kapitalistenklasse und dem Adel sich berühren, um nicht zu sagen sozial fast mit ihnen verschmelzen, nach unten hin aber hart an der Grenze des Proletariats anlangen, fast in seine Reihen übergehend. Sie ist daher nicht nur wegen ihrer relativ numerischen Schwäche und ihrer Position außerhalb des unmittelbar wirthschaftlichen Lebens der Nation unfähig, selbständig gegen den Absolutismus aufzukommen; sie ist es

auch deshalb, weil sie selbst eine heterogene Masse bildet, die geschlossen gar nicht auftreten kann.

3. Das dritte Bewegungselement repräsentirt die industrielle Arbeiterklasse. Ihre numerische Stärke und ihre Konzentration in den städtischen Mittelpunkten sowohl als auch ihre Rolle in der nationalen Produktion und ihre urwüchsige Kraft befähigen sie wohl, den revolutionären Kampf gegen das Zarenregiment aufzunehmen. Aber vorderhand mangelt es ihr zu sehr an politischem Wissen und an Erfahrung einerseits und jeglichen legalen Stützpunkten für eine kollektive Selbstbethätigung andererseits. Beides nun kann sie sich in gewissem Grade mit Hilfe der eben erwähnten sozialen Schichten verschaffen, die ihrerseits auf die Arbeiterbewegung als unseren einzigen kräftigen nationalen Hebel im Kampfe gegen den Absolutismus angewiesen sind. Während die jugendlichen, demokratischen und radikaleren Elemente dieser Schichten ihr Wissen und ihre Thatkraft dem Proletariat unmittelbar zur Verfügung stellen, sind ihre „solideren“, auf den höheren sozialen Stufen stehenden Kreise, die Liberalen, in der Lage, auf indirektem Wege in derselben Richtung thätig zu sein, namentlich auf dem Gebiete der Verbreitung von Volksbildung und Bildungsmitteln. Schwach als politischer Machtfaktor, sind diese Kreise jedoch sehr einflußreich und tonangebend in den allerdings eng begrenzten Sphären der sogenannten „gesellschaftlichen Selbstbethätigung“. Aber diese Sphären dehnen sich doch immer mehr aus, und auch innerhalb ihrer jetzigen Grenzen kann zu Gunsten der sozialpolitischen Entwicklung des Proletariats mehr oder weniger gethan werden, je nachdem der Druck von unten stärker oder schwächer ist und die Ansprüche von dieser Seite auf Bildung und gesellschaftlichen Einfluß mit vollem Bewußtsein und planmäßig, oder nur in gelegentlichen Wuthausbrüchen zum Ausdruck kommen. Daß aber dieser Druck möglichst stark sei und diese Ansprüche in möglichst wirksamer und vernünftiger Weise zu Tage treten, dafür müssen die Vertreter der im Entstehen begriffenen sozialdemokratischen Bewegung sorgen.

Diejenigen, welche die Lebensfähigkeit dieser Bewegung bestreiten, berufen sich gewöhnlich auf das Beispiel Westeuropas, wo die Sozialdemokratie erst auf dem Boden des Verfassungsstaats entstanden ist. Sie beurtheilen die Erscheinungen und Bedürfnisse des modernen Rußlands vom Standpunkt längst vergangener Epochen. Weil in Frankreich, Belgien 2c. unter der Herrschaft des Absolutismus, also vor circa hundert und noch mehr Jahren kein Boden und kein Raum für eine proletarische Bewegung war, so soll für diese auch im absolutistischen Rußland am Ende des neunzehnten und am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts keiner vorhanden sein. Die Vertreter dieses Standpunkts übersehen, daß zu jenen Zeiten außer einer Konstitution noch andere, ebenso wesentliche Vorbedingungen für die revolutionäre Entwicklung der arbeitenden Massen fehlten. Es mangelte vor Allem an einer modernen industriellen Arbeiterklasse mit selbständigen Interessen. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß, wenn auch der Interessengegensatz zwischen den ausgebeuteten Volksschichten und der Bourgeoisie deutlich zu Tage trat, dieser Gegensatz doch durch ihren gemeinsamen *ständischen* Antagonismus mit Adel und Geistlichkeit, sowie durch den Druck der Zunftordnung in den Hintergrund gedrängt war. Die Ausgebeuteten und die Ausbeuter gehörten eben beide zusammen einem unterdrückten Stande an, was gegenwärtig in Rußland nicht der Fall ist. Dann aber kommt noch ein wichtiges Moment hinzu.

„Immer volksfreundlicher äußerten sich die bürgerlichen Denker (Frankreichs), die nicht mehr ‚Philosophen‘ waren, sondern Oekonomen und Politiker,

immer feindlicher nicht blos gegen Pfaffen und Adel, sondern gegen die Reichen überhaupt. Ja selbst kapitalistenfeindliche Theorien begannen Anklang zu finden." [1] Was für Mittel und Wege standen aber den Anhängern dieser Denker im vorigen und selbst am Beginn unseres Jahrhunderts zur Verfügung, um ihren Theorien Eingang in die Volksmassen zu verschaffen und diese unter ihrem Banner zu organisiren? In ruhigen, nicht stürmisch revolutionären Perioden so gut wie keine. Es mangelte damals eben an modernen Bildungs-, Propaganda- und Verkehrsmitteln. Volksschulen, Volksbibliotheken und Lesehallen, populäre Vorlesungen, eine billige, für die unteren Klassen bestimmte Broschürenliteratur und zahlreiche, weit verbreitete Zeitungen, endlich, um die Hauptsache nicht zu vergessen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektrische Telegraphen und der moderne Postverkehr — alle diese Vorbedingungen und Hebel der geistigen und politischen Entwicklung der Massen sind auch im Westen relativ neue Erscheinungen. Zur Zeit der rein bürgerlichen revolutionären Bewegungen waren sie dort noch nicht ins Leben getreten und deshalb blieben auch die proletarischen Schichten in gewöhnlichen Zeiten außer intellektuellem Kontakt mit den revolutionären Elementen des Bürgerthums, keine Anregungen und Impulse von den Ideenströmungen und politischen Gährungen der höheren Klassen empfangend. Noch vor einem halben Jahrhundert war „das politische Wissen" in Oesterreich das ausschließliche Monopol jener Klassen der Gesellschaft, welche die Mittel besaßen, seine Einschmuggelung in das Land zu bezahlen. Es waren das namentlich die „industriellen und kommerziellen Klassen". [2] In Rußland dagegen kümmern sich diese Klassen verflucht wenig, richtiger gar nicht um „politisches Wissen", vielmehr sind es die Arbeiter, die nach ihm dürsten. Vielleicht drei Viertel der illegalen Preßerzeugnisse, die eingeschmuggelt oder in Rußland selbst geheim gedruckt werden, sind speziell für proletarische Leser bestimmt und werden auch meistens von solchen gelesen.

Was das Kommunistische Manifest in Bezug auf Deutschland der vierziger Jahre aussagte, gilt in noch viel höherem Grade vom modernen Rußland. Die kapitalistische Zivilisation hat seitdem neue, kaum geahnte Fortschritte gemacht, sowohl in ihrer geographischen Ausdehnung, als auch dem Entwicklungsgrad nach. Und in Rußland selbst hat der Kapitalismus schon eine bedeutend höhere Stufe erreicht, als in Deutschland am Vorabend seiner jüngsten Revolution. Alles das, was der Kapitalismus in den meisten westlichen Ländern als Resultat einer langen, nach Jahrhunderten zählenden Entwicklung erlangt hat, fiel der russischen Kapitalistenklasse als eine reife Frucht von selbst in den Schoß und dient ihr als ursprünglicher Hebel in ihrer aufsteigenden Bewegung. Die Folge davon ist aber die, daß auch der Kampf gegen die absolutistische Staatsordnung mit Mitteln und sozialen Kräften geführt werden muß und kann, die ihrem Wesen und Ursprung nach moderner Natur sind. Dadurch wird von selbst der gegen die russischen Sozialdemokraten geltend gemachte Einwand beseitigt, daß doch ein unlösbarer Widerspruch in ihrem Bestreben liegt, das Proletariat als eine selbständige revolutionäre Macht gegen diese Ordnung in Bewegung zu setzen, während gerade ihre Beseitigung die erste und nothwendigste Vorbedingung für seine politische Entwicklung sei. Dieser Widerspruch ist eben ein scheinbarer, denn indem der Kapitalismus die sozialen, ökonomischen, kulturellen und industriellen Existenzbedingungen der russischen Nation den westlichen immer näher bringt, erzeugt er zugleich auf dem Boden des Absolutismus die nothwendigsten und

[1] K. Kautsky, „Die Klassengegensätze."

[2] Marx, „Revolution und Kontrerevolution", S. 16.

elementarsten Voraussetzungen und Hebel für eine politische Bewegung der Arbeiterklasse. Dieses Moment ignoriren heißt einen doppelten Fehler begehen. Erstens werden sämmtliche, nicht rein staatlichen (konstitutionellen), vom modernen Kapitalismus erzeugten Entwicklungs- und Bewegungsparteien in ihrer Bedeutung für die historische Laufbahn des Proletariats auf Null reduzirt. Dann aber übersieht man den kolossalen Unterschied in der historischen Aufgabe des Proletariats im absolutistischen Rußland und in fortgeschritteneren Staaten. Der Kampf gegen die gesammte bürgerliche Gesellschaft erfordert selbstverständlich ein unvergleichlich höheres Maß von Kraft, politischer Reife und Organisation, als ein Kampf für diese Gesellschaft — wenn auch dabei ihre Interessen vom speziell proletarischen Standpunkt aus verfochten werden.

Wie der Titel des vorliegenden Artikels besagt, hatten die obigen Ausführungen den Zweck, die historische Existenzberechtigung der Sozialdemokratie in Rußland darzuthun. Mir scheint aber, daß aus ihnen sogar ihre Nothwendigkeit sich ergiebt. Denn es handelt sich jetzt nicht mehr um die Frage, ob eine proletarische Klassenbewegung in Rußland ins Leben gerufen werden soll oder nicht. Diese Frage hat die Wirklichkeit selbst schon im bejahenden Sinne beantwortet. Die Bewegung ist da und wird sich immer mehr ausdehnen und zwar sowohl unter dem elementaren Drucke des mit urwüchsiger Gewalt durchbrechenden Antagonismus zwischen der Arbeiter- und Unternehmerklasse, als auch unter dem Einfluß der revolutionären Intelligenz, die ihrerseits gewissermaßen durch elementare Mächte zur politischen Aufrüttelung des Proletariats getrieben wird. Nun ist es ja aber von selbst einleuchtend, daß die historische Bedeutung dieser Bewegung, ihre unmittelbaren und ihre ferneren Wirkungen immer größere sein werden, je enger und zielbewußter die Klasseninteressen des Proletariats mit denen des bürgerlich-kapitalistischen Fortschritts in ihr verknüpft und ihren gemeinsamen Ausdruck finden werden. Dies zu leisten ist aber nur die Sozialdemokratie im Stande. Und daher dürfen wir ohne Uebertreibung die Behauptung aufstellen, daß ihre Existenz im absolutistischen Rußland sowohl im Interesse der Arbeiterklasse, als auch vom beschränkten bürgerlichen Standpunkt aus nicht nur eine historische Berechtigung hat, sondern auch geradezu nothwendig ist.

Die Fragestellung des Reichsamts des Innern

hinsichtlich der Verkürzung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter und die Antwort der badischen Fabrikinspektion.

Von Dr. **J. Schmidt.**

In Folge des in der Sitzung des Reichstags vom 19. Februar 1897 gefaßten Beschlusses: „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen:

1. Erhebungen — insbesondere unter Befragung der Gewerbeaufsichtsbeamten, der Krankenkassenvorstände und Aerzte, sowie durch Vergleichung der Statistik der Krankenkassen und Invaliditätsanstalten — darüber anzustellen, in welchen gewerblichen Betrieben durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeiten die Gesundheit der Arbeiter geschädigt wird;

2. auf Grund dieser Erhebungen überall dort, wo eine solche Gesundheitsgefährdung vorliegt, in Ausführung des § 120e Abs. 3 der Gewerbeordnung durch entsprechende Verordnung die Arbeitszeit zu regeln",

sind die Gewerbeaufsichtsbeamten angewiesen worden, sich in dem Jahresbericht für 1897 über folgende Fragen zu äußern:

1. In welchen Betrieben sind Wahrnehmungen gemacht worden, die den Erlaß weiterer Vorschriften auf Grund des § 120e Abs. 3 der Gewerbeordnung — Einführung eines sanitären Maximalarbeitstags — erwünscht erscheinen lassen?

2. Worin bestehen diese Wahrnehmungen?

3. In welcher Weise wären Arbeitszeit und Pausen in den betreffenden Gewerben zu regeln?

Es bedarf hier keiner längeren Erklärungen dafür, daß die äußerst verschwommene Art der Fragestellung eine präzise Beantwortung von vornherein unmöglich machte. Denn abgesehen von dem Umstand, daß die Gefährdung der Gesundheit nicht allein von der Dauer der Arbeitszeit abhängt, kommt hier noch die überaus wichtige Thatsache in Betracht, daß die Arbeiter sehr oft den Beruf wechseln. Zigarrenarbeiter, Müller, Bäckergesellen, Arbeiter in chemischen Fabriken und dergleichen mehr sterben nämlich sehr oft nicht in demselben Beruf, in welchem sie ihre Gesundheit untergraben haben. Sie wählen sich, wenn sie die mit ihrem Beruf verbundenen Schädigungen nicht mehr ertragen können, einen anderen Beruf, werden dort vielleicht frühzeitig zu Grunde gehen und dazu beitragen, das aus der Beobachtung des erreichten Lebensalters und des Gesundheitszustandes der verschiedenen Berufe erhaltene Bild zu trüben. Aus Ursachen dieser Art kann es sich sogar leicht ergeben, daß sich gerade die gesundheitsschädlichsten Berufsarten statistisch als ziemlich gesunde darstellen.

Da die Schwierigkeiten der genannten Art sich nicht durch die Mittel überwinden lassen, welche den Aufsichtsbeamten bei ihrer Thätigkeit zu Gebote stehen, so mußten sie sich meistens auf die Wiedergabe selbst gemachter oder mitgetheilter Wahrnehmungen beschränken, die natürlich keineswegs zu einer erschöpfenden Beantwortung der Fragen ausreichen. Nicht außer Acht zu lassen ist bei Beurtheilung nachstehender Mittheilungen noch der Umstand, daß eine Reihe von Gewerben, in welchen die längsten Arbeitszeiten vorkommen, wie Bäckereien, Konditoreien, Getreidemühlen, das Gast- und Schankgewerbe, sowie die Kleider- und Wäschefabrikation von der Fabrikinspektion unberücksichtigt gelassen wurden, da deren Verhältnisse durch die Reichskommission für Arbeiterstatistik eingehend untersucht worden sind.

Und nun zu den Ergebnissen der Wörishofferschen Untersuchungen. Er suchte zunächst zahlenmäßig festzustellen, in welchem Umfang in Betrieben von mehr als zwanzig Arbeitern, die zum Erlaß einer Arbeitsordnung verpflichtet sind, längere als elfstündige Arbeitszeiten der männlichen Arbeiter vorkommen, und wie insbesondere in Industriegruppen, die sowohl männliche als weibliche Arbeiter beschäftigen, namentlich in der Textil- und Zigarrenindustrie, in den Arbeitsordnungen die Arbeitszeit der Männer gegenüber derjenigen der Frauen geregelt worden ist. Seine Untersuchungen ergaben, daß in 178 von im Ganzen 1177 überhaupt erlassenen Arbeitsordnungen, also in etwa 15 Prozent derselben, die regelmäßige Arbeitszeit der Männer auf mehr als elf Stunden, in der Regel auf elfeinhalb und zwölf Stunden, manchmal noch höher festgesetzt worden ist. Von den einzelnen Gruppen verdienen genannt zu werden die Industrie der Steine und Erden in 18 Fällen (15 Prozent der Gesammtzahl), die Metallindustrie in 9 (13 Prozent), die Maschinenindustrie in 28 (22 Prozent), die Textilindustrie in 19 (14 Prozent), die Papierindustrie in 10 (20 Prozent), die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe in 25 (24 Prozent), die Bierbrauerei in 23 (72 Prozent) und die Zigarrenfabrikation in 38 (11 Prozent) Fällen. Hieraus ergiebt sich, daß die mehr als elfstündige Arbeitszeit für männliche Arbeiter auch in solchen Industriezweigen ziemlich verbreitet ist, in denen sie neben den weiblichen Arbeitern beschäftigt werden. Die Beschränkung der Arbeitszeit weiblicher Arbeitskräfte hat demnach keineswegs eine durchschlagende Wirkung auf die Dauer der Arbeitszeit männlicher Arbeiter ausgeübt. Dazu kommt noch in Betracht, daß die längsten Arbeitszeiten meistens in Kleinbetrieben vorkommen, die zum Erlaß einer Arbeitsordnung nicht verpflichtet, also in den oben aufgeführten Zahlen nicht inbegriffen sind.

Mehr aber als wegen der täglichen regelmäßigen Arbeitszeiten liegt für die männlichen Arbeiter eine Ueberanstrengung in der stattfindenden Ueberzeitarbeit und in der langen Dauer der Wechselschichten in den auch Sonntags im Gange gehaltenen ununterbrochenen Tag- und Nachtbetrieben. In welchem Umfang hier die Ausbeutung betrieben wird, ist an einer anderen Stelle des Berichts im Kapitel über die Ueberarbeit klargelegt. Daraus ist zu entnehmen, daß z. B. in einem Theile der Maschinenfabriken eine andauernde Ausdehnung der regelmäßigen Arbeitszeit um zwei bis drei Stunden nicht selten war. „In einigen größeren Maschinenfabriken im Lande", fügt der Fabrikinspektor hinzu, „wurde in einzelnen Abtheilungen während längerer Perioden täglich bis zehn Uhr und elf Uhr, an Samstagen bis elf Uhr übergearbeitet. Wegen des Umfangs der Bestellungen soll noch für längere Zeit diese Ueberarbeit bestehen bleiben."

Eine fast ebenso weitgehende Freiheit der Ausbeutung besteht in Bezug auf die Einrichtung und die Dauer der Wechselschichten. Die vierundzwanzigstündigen Wechselschichten, berichtet darüber Wörishoffer, haben die Arbeiter der ununterbrochenen Betriebe in der Regel an jedem zweiten Sonntag zu leisten. „Abgesehen von anderen nachtheiligen Wirkungen", fügt er hinzu, „schädigen sie auch zweifellos die Gesundheit der Arbeiter. Es darf daher nicht unterlassen werden, auf ihre Beseitigung unausgesetzt hinzuwirken. . . ." Man darf dabei aber nicht außer Acht lassen, daß solcher Schichtwechsel nicht nur an Sonntagen vorkommt. Ein Bezirksarzt machte z. B. die Fabrikinspektion darauf aufmerksam, daß vierundzwanzig- und achtzehnstündige Arbeitszeiten in ununterbrochenen Fabrikbetrieben nicht nur an Sonntagen zur Bewirkung des Schichtwechsels, sondern auch während der Woche gar nicht selten vorkämen, so daß ein und derselbe Arbeiter mehrmals in einer Woche von ihnen betroffen werde. Als besonders ungünstig komme dabei in Betracht, daß es sich bei den Arbeitern der ununterbrochenen Betriebe meist um sehr ungesunde Beschäftigungen handle. „Offenbar", äußert sich dabei Wörishoffer, „werden diese übermäßigen Arbeitszeiten dadurch veranlaßt, daß bei dem Fehlen von Arbeitern der einen Schicht oder bei Mangel an solchen Arbeiter der anderen Schicht für sie eintreten und die folgende Schicht ganz oder theilweise durcharbeiten müssen. Häufige derartige Vorkommnisse, so daß die Arbeitszeiten wesentlich davon so nachtheilig beeinflußt werden, lassen unter allen Umständen auf ein rücksichtsloses Verhalten der Fabrikleitung schließen."

Welchen Namen verdient aber eine Arbeiterschutzgesetzgebung, die eine so rücksichtslose Ausbeutung der Arbeiter nicht nur gestattet, sondern geradezu begünstigt?!

Ganz außergewöhnlich lange Arbeitszeiten hatten die durch Vermittlung der betreffenden Bezirksämter vorgenommenen Erhebungen bezüglich der Pferdebahnen ergeben. Da die diesbezüglichen Verhältnisse in den außerbadischen Städten im Allgemeinen die gleichen sind, so wollen wir auf die Sache etwas näher eingehen. In Mannheim, sagt der Berichterstatter, beginnt für die Trambahnkutscher und Kondukteure die Arbeitszeit früh halb sieben Uhr und endet um halb elf Uhr Abends. Sie beträgt somit täglich durchschnittlich sechzehn Stunden. Während dieser Zeit haben die Genannten nur eine einzige Pause von fünfzehn Minuten zur Einnahme des Mittagessens. Außerdem hat noch das Personal die Extratouren, wie Nacht- und Theaterwagen, abwechselnd zu fahren. In diesen Fällen endet die Arbeitszeit Nachts zwischen zwölf und ein Uhr und es ist dann die sechzehnstündige Arbeitszeit noch entsprechend verlängert. Diese Bediensteten haben im Monat drei volle freie Tage und drei sogenannte Reservetage, an denen sie drei Stunden Dienst thun müssen. Fallen die Reservetage auf einen Sonntag, so dauert der Dienst sieben bis acht Stunden. Aehnlich verhält es sich mit der Arbeitszeit der Stalleute. Sie dauert für die eine Hälfte derselben von früh halb fünf bis Nachts elf Uhr, für die andere Hälfte von früh fünf Uhr bis Nachts zwölf Uhr. Alle zwölf Tage wird ihnen ein freier Tag gewährt. Die achtzehneinhalb- bis neunzehnstündige Dienstzeit wird von Pausen von zusammen zweistündiger Dauer unterbrochen. Die angegebenen langen Arbeitszeiten, fügt der Fabrikinspektor hinzu,

und die kurzen Mittagspausen werden von berufener Seite für gesundheitsgefährlich erklärt.

In Heidelberg beträgt die durchschnittliche Dienstzeit der Pferdebahnangestellten fünfzehn Stunden, dabei hat die eine Hälfte eine Mittagspause von vierundzwanzig Minuten, die andere eine solche von sechsunddreißig Minuten. Zum Nachtessen sollen für jeden Angestellten nur sieben Minuten bewilligt sein.

In Karlsruhe beginnt für zwei Kutscher der Dienst um sechs Uhr und endet halb elf Uhr, er dauert also sechzehneinhalb Stunden. Für alle übrigen ist er eine halbe Stunde kürzer. Die Dienstzeit der Schaffner verlängert sich über die angegebenen Zeiten hinaus noch um eine halbe bis drei Viertelstunden dadurch, daß sie nach der letzten Fahrt noch mit einem Beamten der Gesellschaft abrechnen müssen. Sie haben sämmtlich alle sieben Tage einen freien Tag, aber nur in jeder zehnten Woche fällt der freie Tag auf einen Sonntag. Die freien Tage sind aber für die Bediensteten keine eigentlichen Ruhetage, da sie an denselben von elf bis zwei Uhr ihre Kollegen ablösen müssen.

Aehnlich lange Arbeitszeiten waren in anderen Städten zu beobachten. „Von regelmäßigen Arbeitszeiten", schließt deshalb der Fabrikinspektor seine diesbezüglichen Ausführungen ab, „wie sie vorstehend mitgetheilt wurden, kann namentlich im Zusammenhalt mit den meist ungenügenden Pausen zum Einnehmen der Mahlzeiten mit Sicherheit angenommen werden, daß sie die Gesundheit des Personals schädigen. Es wurden uns auch Mittheilungen darüber gemacht, daß dieser Erfolg thatsächlich eintritt; Husten, Heiserkeit, Augenentzündung und Rheumatismus seien häufige Erscheinungen. . . . Eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit in diesem Gewerbe scheint aber schon im Hinblick auf die die Regel bildenden übermäßigen Arbeitszeiten geboten zu sein."

Bezüglich der Fabrikindustrie weist ein Bezirksarzt den Fabrikinspektor auf die anerkannte Gesundheitsschädigung der Arbeiter in chemischen Fabriken hin. Die Ausdünstungen und Gase übten einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf das körperliche Befinden und die Leistungsfähigkeit der Arbeiter aus, da sie ihnen beständig ausgesetzt seien. „Auch die frühzeitigen Gesuche um Invalidenrenten aus diesem Gewerbe", meint Wörishoffer, „thun das Gesagte zur Genüge dar. Eine strenge Regelung der Arbeitszeit mit entsprechenden Pausen sollte daher eingeführt werden."

Des Ferneren wird von einem Arzte auf die übermäßigen Arbeitszeiten in Wäscherei- und Bügeleibetrieben hingewiesen. Es werde häufig bis in die Nacht hinein gearbeitet, die Leute ständen bei ihrer Beschäftigung und arbeiten beim grellen Lichte. Dem Arzte sind bei den betheiligten Personen auffallend viele Fälle von Venenerweiterung und Unterschenkelgeschwüren zu Gesicht gekommen, ebenso viele Bindehautentzündungen der Augen. Die Büglerinnen sehen vielfach erschöpft und anämisch aus, Tuberkulose sei bei ihnen keine Seltenheit.

Von mehreren Seiten wurde ferner der Fabrikinspektor auf die Ueberanstrengung der weiblichen Angestellten in Bazaren und Ladengeschäften und auf die aus dieser Ursache auftretenden Gesundheitsschädigungen aufmerksam gemacht. In manchen Geschäften würden die Mädchen zeitweise bis elf und zwölf Uhr Nachts zurückgehalten, um den Laden wieder in Ordnung zu bringen. Die ohnedem in diesem Alter zu Bleichsucht neigenden Mädchen erkrankten dann um so leichter an diesem Uebel. Sie hätten auch öfter wegen des Stehens während des ganzen Tages geschwollene schmerzhafte Füße. Eine Ortskrankenkasse theilte dem Berichterstatter mit, daß in den in dieser Beziehung hinlänglich bekannten Kurzwaarengeschäften und in Damenkleidergeschäften die Mädchen Abends nach Schluß des Ladens noch bis zehn, elf und theils noch über Mitternacht zum Arbeiten angehalten würden. „Dagegen seien die jungen Mädchen so gering bezahlt, daß sie ihr Leben absolut nicht zu fristen vermöchten."

Mehrfache Aeußerungen gingen der Fabrikinspektion auch hinsichtlich der übermäßigen Arbeitszeiten in Ziegeleien zu. Besonders in den Handformereien größerer

Betriebe, sowie in kleinen Ziegeleien, schreibt der Fabrikinspektor, dauert die Arbeitszeit von halb fünf Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends mit geringen Unterbrechungen durch Mittags- und Vesperpausen. Manchmal werden diese schon an und für sich übermäßig langen Arbeitszeiten wegen des Ein- und Austragens des Ofens und wegen des Verladens von Fuhrwerken noch um zwei bis drei Stunden überschritten. Sei schon an sich die Ziegeleiarbeit eine sehr beschwerliche und ungesunde, so müsse sich mit der Zeit ihre die Kräfte und die Gesundheit der Arbeiter konsumirende Wirkung bei solchen Ueberschreitungen noch steigern. Abgesehen von den Lungenkatarrhen, die später gerne in Schwindsucht übergehen, seien rheumatische Schmerzen in den unteren Extremitäten, akute Gelenkrheumatismen mit Betheiligung des Herzens, sowie namentlich Fußgeschwüre als meist stereotype Krankheiten der Ziegler aufgefallen. „Nach unseren eigenen Wahrnehmungen", fügt Wörishoffer diesen ärztlichen Gutachten hinzu, „machen die Ziegler in den in Rede stehenden Arten von Betrieben in der Regel den Eindruck von abgearbeiteten, ihre Kräfte vorzeitig aufzehrenden Personen."

Aehnliche Zustände herrschen im Küblergewerbe. Die tägliche Arbeitszeit beträgt hier durchschnittlich fünfzehn Stunden. Die Arbeiter sehen nach Angaben des Arztes sehr schlecht aus und leiden sehr häufig an Lungenschwindsucht und anderen Leiden, die auf zu große Anstrengungen zurückzuführen seien. Auch sei ihre Ernährung wegen des sich aus dieser Thätigkeit ergebenden geringen Verdienstes äußerst mangelhaft. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus wird bei dieser Beschäftigung eine Arbeitszeit von höchstens zwölf Stunden für zuläßig erklärt.

Man könnte noch ganze Seiten füllen, wollte man alle wichtigeren, im Bericht angeführten Einzelheiten wiedergeben. Indem wir diejenigen, die sich dafür besonders interessiren, auf den Bericht selbst verweisen, wollen wir hier nur noch der Einwirkungen der Beschränkung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen auf das Umsichgreifen der Hausindustrie gedenken. Auf Grund der ihm zugegangenen Mittheilungen berichtet Wörishoffer, daß die Unsitte des Mitgebens von Arbeit nach Hause nach Beendigung der Tagesarbeit in einigen Industriezweigen einen großen Umfang angenommen habe, wodurch die regelmäßige Arbeitszeit, besonders auch der Arbeiterinnen, noch erheblich gesteigert werde. Vorzugsweise ist dieser Mißbrauch in der Zigarrenindustrie und in der Bürstenfabrikation eingerissen. Mißstände dieser Art können, gesteht Wörishoffer offenherzig zu, entweder durch Regelung der Arbeitszeiten in der Hausindustrie oder durch vollständiges Verbot der hausindustriellen Beschäftigung in einzelnen Industriezweigen, z. B. in der Zigarrenfabrikation, beseitigt werden. Diese Maßnahmen wurden bekanntlich bereits des Oefteren von unserer Partei verlangt.

Um das jämmerliche Bild, das die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung bietet, auch in Bezug auf die zumeist begünstigte Gruppe von Arbeitern zu beleuchten, seien hier noch die Ausführungen Wörishoffers über die Einwirkung der elfstündigen Arbeitszeit auf die Gesundheit der Arbeiterinnen erwähnt. „Sehr deutlich", schreibt er, „ist die gesundheituntergrabende Wirkung der genannten Arbeitszeit an dem Aussehen der Frauen wahrzunehmen, welche in das mittlere Lebensalter eingetreten sind. Auch ist den Aerzten aufgefallen, daß in den von ihnen besonders beobachteten Fabriken eine große Zahl entkräfteter Personen zur Behandlung kommen. Ein großer Theil der Arbeiterinnen macht bei elfstündiger Arbeitszeit etwa schon vom dreißigsten Lebensjahr an den Eindruck, als ob sie das Leben im Zustand chronischer Uebermüdung zubringen müssen, und sie sehen meist auch schlecht und gealtert aus. . . . Daß das Gleiche auch für andere Industriezweige zutrifft, ist mindestens wahrscheinlich."

So sehen in unparteiischer amtlicher Beleuchtung die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung und deren Wirkungen aus. Diesen Schilderungen Wörishoffers noch einen Kommentar hinzuzufügen, hieße den Eindruck abschwächen.

Notizen.

Die griechische Philosophie vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung war der Titel eines Manuskripts, das uns im vergangenen Herbst von Herrn O. Stillich, Dr. phil., zugeschickt wurde. Die Arbeit machte einen sehr gemischten Eindruck. Neben sehr feinen Beobachtungen wies sie auch manche krause Stelle auf. Aber wir schrieben die ersteren auf das Konto der Begabung, die letzteren auf das Konto der Jugend des Verfassers und hofften, eine junge, vielversprechende Kraft aufzumuntern, wenn wir die Abhandlung veröffentlichten. Sie erschien in Nr. 19 des laufenden Jahrgangs, wie unseren Lesern erinnerlich sein wird.

Einige Wochen nach ihrem Erscheinen wurden wir von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß diese Arbeit im Wesentlichen nur den Inhalt eines Kollegs des Züricher Privatdozenten Dr. Eleutheropoulos wiedergebe, das Dr. Stillich bei diesem im Sommersemester des verflossenen Jahres hörte. Wir fragten sofort bei Herrn Dr. Eleutheropoulos an und dieser bestätigte uns den Sachverhalt, mit dem Hinzufügen, daß die Wiedergabe eine sehr unvollkommene sei. Dies wurde bestätigt durch eine Vergleichung des Stillichschen Artikels mit der jüngst erschienenen Schrift des genannten Züricher Privatdozenten über „Wirthschaft und Philosophie", erste Abtheilung: Die Philosophie als die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der jedesmaligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Wir gedenken auf diese Schrift noch eingehend zurückzukommen. Aber wir halten es für unsere Pflicht, hier schon zu konstatiren, daß gerade jene Beobachtungen, die uns veranlaßten, den Artikel des Herrn Dr. Stillich abzudrucken, geistiges Eigenthum nicht dieses Herrn, sondern seines Züricher Lehrers sind, und daß Dr. Stillich sie dem Letzteren ohne sein Vorwissen und ohne Nennung seiner Quelle entlehnte. Eine Kennzeichnung dieses Vorgehens erscheint uns überflüssig. Die Redaktion.

Die Ergebnisse der deutschen Hypothekenbanken im Jahre 1896. Die Ausgestaltung und Umformung des Privatkapitalismus in die Kreditwirthschaft, die Zusammenfassung und Zusammenwerfung des Privatkapitals in ein Bankkapital, in Bankgesellschaften findet gerade im Hypothekenbankwesen scharfe und reine Dokumente. Die mit der Gewährung von Hypothekarkredit, d. h. Kredit gegen Verpfändung von Immobilien (Häusern, Fabriken, Feldern, Wäldern, Bergwerken) verbundenen Vortheile 1. für den Schuldner, daß ihm der annähernd gleiche Werth seiner Immobilien ohne Aufgabe des Eigenthums nochmals in Geld zur Verfügung gestellt wird durch 2. Hypothekenbanken, welche Schuldscheine, sogenannte Pfandbriefe, um damit auszudrücken, daß diesen Papieren die von der Bank erworbenen Hypothekenforderungen als Sicherheit haften, in einer besonders leicht übertragbaren und umlaufsfähigen Form ausgeben, 3. für den Kapitalbesitzer, für den die Prüfung des Werthes und der Rechtsverhältnisse des immobilen Objekts, der oft lästige direkte Verkehr mit dem Schuldner fortfallen, — diese Vortheile haben die Einrichtung der Hypothekenbanken zu immer steigender Bedeutung gebracht. Betrug ihre Zahl im Jahre 1883 erst 23 mit einem Pfandbriefumlauf von 1739,18 Millionen, einer Hypothekensumme von 1850,14 Millionen und einer Gesammtkapitalsumme von 250,71 Millionen Mark, so sind die Hypothekenbanken nach dem „Deutschen Oekonomist" im Jahre 1896 auf 41 gestiegen mit einem Pfandbriefumlauf von 5338,98 Millionen, einer Hypothekensumme von 5681,87 Millionen und einem Gesammtkapital von 493,72 Millionen Mark (und Reserven in Höhe von 129,85 Millionen Mark). Die Zahl der Hypothekenbanken hat sich also in diesen 14 Jahren um 78 Prozent vermehrt, der Pfandbriefumlauf um 207 Prozent, die Hypothekensumme um 207,1 Prozent und das Gesammtkapital um 97 Prozent. Die Gewinne der Banken, die in dem Unterschied zwischen der Verzinsung bestehen, welche die Bank ihren Gläubigern, den Kapitalbesitzern, gewährt, und derjenigen, welche sie von ihren Schuldnern, den Kapitalsuchenden, erhält, die Dividenden der Hypothekenbanken

betrugen im Gesammtdurchschnitt aller Banken im Jahre 1884 6,75, 1885 6,78, 1886 6,68, 1887 6,89, 1888 7,30, 1889 7,56, 1890 7,74, 1891 7,46, 1892 7,67, 1893 7,68, 1894 7,94, 1895 7,88 und 1896 7,97 Prozent. Folgende Tabelle über die bedeutendsten Hypothekenbanken, von denen nur die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München fehlt, von der wir keine näheren Angaben beibringen konnten, veranschaulicht die Bedeutung des Hypothekarkredits.

	Name der Hypothekenbank (Sitz und Gründungsjahr)	Aktienkapital in Mill. Mk.		Pfandbriefsumlauf in Mill. Mk.	Hypotheken-Darlehne in Mill. Mk.	Reingewinn in Mark	Dividende in Mark	Proz.
		1883	1896					
1	Preußische Bodenkreditaktienbank (Berlin 1868) . . .	30	30	195,7 (188,06)[1]	229,9 (225,6)	3 087 871	2 593 871	7 (7)
2	Preußische Zentralbodenkreditgesellschaft (Berlin 1870) .	14,4	?	450,3 (420,7) Komm.-Obl 46,3 (44,1)	461,7 (444,5) Komm.-Darl. 51,7 (47,9)	?	2 268 000	9 (9)
3	Preußische Hypothekenaktienbank (Berlin 1864) . . .	6	15[2]	272,05 (257,7)	280,9 (257,7)	1 267 789 (1 264 479)	975 000	$6^1/_2$ ($6^1/_2$)
4	Deutsche Hypothekenbank (Berlin 1872).	5,4	?	73,6 (70,3)	80,07 (77)	?	405 000	6 (6)
5	Deutsche Grundschuldbank (Berlin ?)	?	?	100,7 (97,8)	104,25 (105,94)	912 594 (713 049)	700 000 (560 000)	7 (7)
6	Pommersche Hypothekenbank (Köslin 1867)	3	?	141,3 (110,5)	144,1 (127,3)	1 019 809 (1 001 051)	714 000 (663 000)	7 ($6^1/_2$)
6a	Mit ders. verbunden seit 1895: Meckl.-Strel. Hypothekenbank	—	?	6,4	9,1	697 112 (Rohgewinn)	282 000	7
7	Nationalhypothekenkredit-Gesellschaft (Stettin 1870) .	1,002	?	42,2 (43,9)	44,7 (46,4)	28 974 (52 370)	?	?
8	Süddeutsche Bodenkreditbank (München 1871)	24	24	348,02	357,001	2 225 395 (1 927 205)	1 680 000	7
9	Schlesische Bodenkreditbank (Breslau 1872)	7,5	?	120,02 (103,5) Komm.-Obl. 2,9 (3,2)	Unkündbare 124,8 (108,3) Kündbare u. Komm.-Darl. 6,8 (6,3)	831 185 (766 669)	619 500 (572 250)	7 (7)
10	Rheinische Hypothekenbank (Mannheim 1872) . . .	3	$11^1/_2$	232,7 (213,6)	248,7 (227,2)	1 905 017 (1 671 666)	883 200 (780 000)	8 (8)
11	Mecklenburg. Hypotheken- und Wechselbank (Schwerin 1871)	9	?	46,25	56,26	1 329 919 (1 031 284)	810 000 (720 000)	9 (8)
12	Anhalt-Dessauische Landesbank (Dessau 1847).	6	9	?	6,7	961 846 (1 107 599)	300 000 300 000[3]	4 4 } 8
13	Deutsche Hypothekenbank (Meiningen ?)	—	24	303 (289)	317,2 (301)	1 263 733 (1 227 234)	1 008 057	6 (6)
14	Schwarzburg. Hypothekenbank (Sondershausen 1895) . .	—	$2^3/_4$	1,77	4,35	152 768	137 500	5
15	Mitteldeutsche Bodenkreditanstalt (Greiz 1895) . . .	—	$7^1/_2$	13,4	16,4	176 159	150 000	4
16	Leipziger Hypothekenbank (?)	—	5	35,77 (11,77)	39,17 (13,06)	717 843	500 000	8

—ew.—

[1] Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf 1895.
[2] Soll auf 21 erhöht werden.
[3] Superdividende.

Feuilleton.

Vor der Guillotine.

Aus den Memoiren Iwan Turgenjeffs. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

X.

Dieser Zug war eher ein wirres Durcheinander zu nennen. Troppmann ging mit flinkem Schritte, elastisch, fast fröhlich, voran; er beeilte sich. Wir hatten uns nach seiner Gangart gerichtet. Einige suchten ihn rechts und links zu überholen, um sein Gesicht zum letzten Male zu sehen.

Im Laufschritt hatten wir den Korridor passirt und waren ebenso die zweite Treppe hinabgestiegen; Troppmann nahm immer zwei Stufen auf einmal; wir flogen einen anderen Gang entlang und befanden uns endlich in dem Zimmer wieder, in das wir zuerst geführt worden waren und dessen ganzes Mobiliar aus einem Schemel bestand.

Auf diesem Schemel fand die Henkerstoilette statt.

Wir waren durch eine Thüre eingetreten und aus einer anderen gegenüberliegenden kam mit ernstem, gemessenen Schritte ein Mann im schwarzen Fracke mit weißer Kravatte — man hätte ihn für einen Diplomaten oder einen Pastor halten können —, das war der Henker. Ihm folgte ein kleiner alter Mann in schwarzem Gehrock; das war der erste Gehilfe des „Herrn von Paris“, der Henker von Beauvais. Der Greis hielt eine Ledertasche in der Hand.

Troppmann stand unbeweglich vor dem Schemel; wir waren gleichzeitig stehen geblieben und hatten uns um ihn gruppirt. Der Henker und sein Gehilfe hielten sich rechts; neben ihnen stand der Priester; der Kommandant und Herr Claude links.

Der Greis öffnete die Tasche vermittelst eines Schlüssels und nahm mehrere weiße Riemen mit Schnallen heraus; er kniete nicht ohne Mühe hinter Troppmann nieder und fing an, ihm die Füße festzubinden. Der Verurtheilte hatte unbewußt den Fuß auf einen der Riemen gesetzt; der Greis bemühte sich, denselben wieder an sich zu nehmen und sagte zweimal: „Verzeihung, mein Herr!“ bevor er sich erlaubte, Troppmann an die Waden zu fassen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Dieser drehte sich um, hob mit einer höflichen Halbverbeugung den Fuß hoch und ließ den Lederriemen los.

Während dieser Zeit las der Priester mit halblauter Stimme Gebete in französischer Sprache.

Die beiden Gehilfen des Henkers zogen hastig die Zwangsjacke aus, ergriffen Troppmanns Arme, banden ihm die Hände in Kreuzform auf den Rücken und wickelten Riemen um seinen Körper.

„Monsieur de Paris“ gab seine Instruktionen und deutete mit dem Finger nach rechts und links.... Man hatte in die Riemen keine Löcher für die Schnallen geschnitten; der Greis suchte zuerst in der Ledertasche, dann in seinem Anzug und brachte schließlich eine krumme Ahle zum Vorschein; er wollte sie in das Leder bohren, doch seine von der Gicht angeschwollenen Finger gehorchten ihm nicht mehr; das Leder war neu und hart. Mit Mühe gelang es ihm, ein

Loch zu bohren; als man aber dann die Schnalle hineinstecken wollte, ging sie nicht durch, und er mußte daneben noch eine neue Oeffnung machen.... Der Priester, welcher bemerkte, daß die Sache nicht recht von statten ging, sprach seine Gebete langsamer, um dem alten Manne Zeit zu lassen.

Endlich, als diese Operation beendet war, während deren mein Gesicht — das muß ich gestehen — ein kalter Schweiß überrieselte, begann man eine neue.

Man bat Troppmann, sich auf den Schemel zu setzen, und der Greis mit den Gichtfingern begann, ihm die Haare zu schneiden.

Er nahm zuerst die kleine Scheere zur Hand und schnitt dem Verurtheilten unter starken Gesichtsverzerrungen den Hemdkragen ab; den Kragen desselben Hemdes, den er mit so großer Sorgfalt zugeknöpft und den man doch so leicht hätte vorher abschneiden können. Doch der Stoff war dicht und widerstand dem Schneideinstrument.

„Monsieur de Paris" beobachtete alle diese Anstalten und schien nicht zufrieden; die Oeffnung war nicht genügend; dieselbe mußte eine Hand breit sein. Der gichtige Greis begann von Neuem und schnitt noch ein großes Stück Leinwand ab.

Der Obertheil des Halses lag frei; man konnte die Adern sehen; Troppmann zog die Schulterblätter hoch, denn es war kalt in dem Zimmer. Der Greis machte sich an die Haare. Er legte eine angeschwollene Hand dem jungen Manne auf den Kopf, der denselben sofort gehorsam senkte; dann schnitt er mit der rechten Hand.

Die dunklen Haarbüschel fielen auf die Schulter und von da zur Erde; eine Strähne rollte bis zu meinem Fuß.

Troppmann hielt seinen Kopf noch immer gehorsam geneigt; der Priester sprach die Gebete wieder langsamer.

Ich konnte meinen Blick nicht von den Händen des Verurtheilten abwenden, diesen in unschuldigem Blute gerötheten Händen, die jetzt machtlos eine auf der anderen lagen.

Doch vor Allem ruhten meine Augen mit ganz besonderer Vorliebe auf diesem zarten, weißen Halse ... diesem Halse eines Kindes ... und meine Phantasie zeichnete unwillkürlich eine quergehende Linie darauf ab.

Dort ... dachte ich, wird in wenigen Minuten ... das schwere Beil durchgehen, die Adern zerreißen, die Muskeln und Nerven zerschneiden ... dieser Körper scheint sein Schicksal nicht zu erwarten ... er war so jung, so weiß, so glatt, so lebenskräftig....

Und ich fragte mich wider meinen Willen, woran denkt dieser geneigte Kopf in diesem Augenblick? Denkt er unaufhörlich mit zusammengepreßten Zähnen: „Nein, ich werde nicht schwach werden!" Vielleicht sieht er unbedeutende Erinnerungen der Vergangenheit wie in einem Wirbel vorüberziehen. Vielleicht sieht er eines seiner Opfer in den Zuckungen des Todeskampfes wieder. Vielleicht sagt dieser Kopf zu sich selbst: „Das ist noch nichts, wir werden nachher sehen...." Und er wird sich das wiederholen, bis der Tod über ihn hereinbricht, und es wird kein Mittel geben, sich dem zu entziehen....

Der Greis schnitt noch immer. Die Haare schrieen unter der Scheere.... Doch auch diese Operation ging endlich zu Ende. Troppmann erhob sich und schüttelte den Kopf....

Gewöhnlich richten die Verurtheilten, die noch die Kraft zu sprechen haben, eine letzte Bitte an den Gefängnißdirektor, übergeben ihm ihr letztes Geld und

bitten ihn, ihre Schulden zu bezahlen. Sie danken ihren Wärtern und beauftragen die anwesenden Personen, ihren Verwandten einen letzten Brief oder eine Haarlocke zukommen zu lassen.... Troppmann gehörte nicht zu dieser Kategorie; er verschmähte diese „Sentimentalitäten“, er sprach kein Wort, sondern wartete in stummer Ruhe.

Man warf ihm eine kurze Jacke über die Schulter und der Henker faßte ihn beim Arme....

„Vorwärts, Troppmann“, sagte Herr Claude unter tiefer Grabesstille, „in einigen Augenblicken wird alles vorüber sein. Behaupten Sie noch immer, daß Sie Komplizen hatten?“

„Ja, mein Herr, ich behaupte es noch immer“, erwiderte Troppmann; und seine angenehme und feste Baritonstimme klang durchaus nicht erschüttert. Der Verurtheilte begleitete diese Worte mit einer leichten Verbeugung, als bedauerte er, nicht in anderem Sinne antworten zu können.

„Also weiter!“ sagte Herr Claude, und wir begaben uns nach dem großen Hofe des Gefängnisses.

XI.

Es war eine Minute vor sieben Uhr; der Himmel war fast noch dunkel, Nebel verfinsterten die Luft und verschleierten die Gegenstände.

Das Geheul der Menge betäubte uns; es war ein fortwährendes, gellendes, unerträgliches Gekreisch, das uns, kaum daß wir die Schwelle überschritten hatten, ins Ohr drang.

Unsere Gesellschaft hatte sich wieder einmal ein wenig verirrt; wir wandten uns in aller Hast der Thüre zu. Einige blieben zurück, ich selbst trat zur Seite, während die Anderen mich überholten.

Troppmann ging schnell vorwärts; er zog die Füße nach, denn die Riemen hemmten ihn beim Gehen.

Wie klein erschien er mir, wie jung! Plötzlich, langsam, wie eine Bestie, die ihren Rachen aufreißt, öffnete sich die Thüre vor uns; ein Schrei der Befriedigung erhob sich aus der Menge, und das Ungeheuer, das auf seine Beute wartete, die Guillotine, zeigte sich unseren Blicken mit ihren beiden Balken und ihrer in der Luft schwebenden Schneide.

Eine eisige Kälte durchschauerte uns, eine Kälte, die uns bis zum Herzen drang. Es war mir, als wäre diese Kälte durch dieselbe Thüre eingedrungen; meine Beine brachen unter mir zusammen. Während dessen betrachtete ich Troppmann; er machte eine Bewegung nach rückwärts und warf den Kopf nach hinten über, seine Kniee wankten, als hätte er einen Schlag mitten in die Brust bekommen.

„Er wird ohnmächtig werden“, sagte eine Stimme neben mir.

Doch er faßte sich sogleich wieder und trat mit festem Schritte vor. Diejenigen, welche sehen wollten, wie der Kopf fallen würde, liefen schnell an ihm vorbei. Ich hatte nicht den Muth dazu. Mein Herz klopfte, und ich blieb bei der Thüre stehen.

Ich sah, wie der Henker sich, einem schwarzen Thurme gleich, plötzlich auf der linken Seite der Guillotine aufrichtete; ich sah, wie Troppmann aus der Gruppe der Gäste heraustrat, die er unten stehen ließ und wie er schnell die Stufen hinaufstieg (es waren zehn Stufen vorhanden, zehn!). Ich sah, wie er Halt machte und einen Blick zurückwarf; ich hörte ihn die Worte sprechen: „Sagen Sie Herrn Claude ...“; ich sah ihn auf der Estrade; ich sah, wie

zwei Männer sich rechts und links auf ihn stürzten, wie eine Spinne auf eine Fliege; ich sah, wie er mit vorgestrecktem Kopfe vortrat und wie seine Füße wankten.

Doch als ich das gesehen, wandte ich mich ab und wartete; die Erde drehte sich unter mir. Es war mir, als wartete ich eine ganze Ewigkeit. Ich hatte Zeit gehabt zu bemerken, daß bei Troppmanns Erscheinen das Geschrei der Menge wie eine Bombe losplatzte, und daß ein athemloses Schweigen darauf folgte. . . .

Vor mir stand eine Schildwache, ein junger Bursche mit rosigen Wangen, ein kräftiger Mensch. . . . Ich bemerkte, daß er mich starr, entsetzt und mit blödem Stumpfsinn anstarrte.

Als ich ihn sah, sagte ich mir: „Da steht nun ein Soldat, ein Kind aus einem fernen Dorfe, der einer braven und rechtschaffenen Familie angehört. . . . Was zeigt man ihm hier?“

Endlich hörte ich einen leichten Schlag, den Schlag, den Holz auf Holz hervorbringt; das war der obere Halbkreis des Halsbandes, das den Kopf des Verurtheilten, der eben gefallen war, festhält.

Endlich hörte ich ein dumpfes Brüllen, ein Etwas wälzte sich geräuschvoll heran und stieß ein „Uff“ aus. . . . Dann wurde alles dunkel um mich her. . . .

Jemand packte mich beim Arm; ich sah auf, es war der Kollege des Herrn Claude, Herr Goron, dem Herr Maxime du Camp, wie ich später erfuhr, empfohlen hatte, über mich zu wachen.

„Sie sind sehr blaß. . . . Wollen Sie Wasser?“ fragte er mich lächelnd. Doch ich dankte ihm und kehrte in den Hof des Gefängnisses zurück, der mir als ein Schutz vor den Gräßlichkeiten erschien, die vor der Thüre begangen wurden.

XII.

Unsere Gesellschaft versammelte sich von Neuem in dem Wachthaus bei der Thüre, um von dem Kommandanten Abschied zu nehmen und der Menge Zeit zu lassen, sich zu verlaufen.

Ich trat auch ein und erfuhr noch einige Details. Troppmann hatte, als er bereits angebunden war, den Kopf zur Seite gedreht und er war nicht ordentlich in das Halsband eingedrungen; die Henker mußten ihn, um ihn zurechtzurücken, an den Haaren ziehen, und Troppmann biß einen von ihnen in den Finger. Ich erfuhr ferner, daß sogleich nach der Exekution, als der in den Wagen geworfene Leichnam schnell fortgefahren wurde, zwei Männer durch die Reihe der Soldaten hindurchschlichen, sich der Guillotine näherten und ihre Taschentücher in das Blut tauchten, das durch die Spalten der Balken troff.

Ich hörte diese Unterhaltung wie in einem Traume; ich war sehr müde. Alle schienen ermattet und gleichzeitig erleichtert, als wäre ihnen eine Last von den Schultern gefallen.

Aber Keiner von ihnen, ich sage auch nicht Einer, sah aus wie ein Mann, der das Gefühl hat, er habe einem Akte sozialer Gerechtigkeit beigewohnt; Alle verwarfen diese Idee und Jeder wies die Verantwortung für diesen Mord weit von sich.

Ich grüßte den Kommandanten und ging mit Herrn Maxime du Camp von dannen. Eine ganze Fluth menschlicher Wesen, Männer, Weiber, Kinder wälzte ihre schmutzigen, häßlichen Wogen vor uns her. Alle diese Leute be-

wahrten Stillschweigen. Nur die Blousen fragten sich manchmal: „Wo gehst Du hin?“ — „Und Du?“

Wie düster, verschlafen und blöde sahen alle diese Gesichter aus! Welch Ausdruck der Langeweile, der Abspannung, der Unzufriedenheit, der Enttäuschung, besonders aber des unerklärlichen Aergers! Ich habe keine Trunkenbolde gesehen; man hatte sie anscheinend aufgegriffen, oder sie hatten sich zurückgezogen, um sich auszuschlafen.

Das tägliche Leben nahm diese ganze Menge wieder in Anspruch. Warum hatten diese Leute ihre Gewohnheiten für diese Nacht aufgegeben? Mit welchen Gefühlen kehrten sie an ihre Arbeit zurück?

Unterwegs habe ich mit Herrn Maxime du Camp über das gesprochen, was wir gesehen haben.

Mit welchem Rechte veranstaltet man solche Schauspiele? Warum die barbarischen Gewohnheiten des Mittelalters aufrecht erhalten? Welches infame Verfahren? Was bedeuten diese Toilette, die Promenaden durch die Korridore und Treppen?

Und die Todesstrafe selbst! Wie will man sie rechtfertigen?

Wir haben gesehen, welche Wirkung dieses Schauspiel auf die Menge hervorbrachte.

Ich will sogar behaupten, daß dieses Schauspiel nur eine Illusion ist, denn von dieser ganzen Schaar von siebzigtausend Menschen haben höchstens fünfzig bis sechzig Personen etwas in der unbestimmten Morgendämmerung durch die Reihen der Reiter und Soldaten sehen können.

Und die Anderen? Welchen Nutzen haben sie aus dieser demoralisirenden Nacht mit nach Hause genommen?

Ich denke an den jungen Arbeiter, den ich während einiger Minuten beobachtet habe; glaubt vielleicht Jemand, er werde sich morgen mit größerer Energie an die Arbeit machen? Glaubt man immer noch an die Theorie der Abschreckung?

Und was habe ich selbst aus den Aufregungen dieser Nacht mit nach Hause gebracht?

Ein unwillkürliches Gefühl der Bewunderung einem Manne gegenüber, von dem ich wußte, daß er ein Mörder, ein Monstrum von Unmoralität war. Und warum? Weil er dem Tode zu trotzen gewußt! Hat der Gesetzgeber dieses Ziel im Auge? Wo ist der berühmte moralische Zweck der Hinrichtung, der von den Thatsachen schon so oft widerlegt worden?

Aber genug der Diskussion; der Gegenstand würde uns zu weit führen. Jeder weiß, daß die Todesstrafe eine der brennenden Fragen ist, die die Menschheit heute beschäftigen.

Ich wäre glücklich, und ich würde mir selbst diese vor der Guillotine verbrachte Nacht verzeihen, wenn meine Erzählung den Anhängern der Abschaffung der Todesstrafe einige Argumente mehr liefern würde, oder wenn ich wenigstens das Eine erreichen könnte, daß diese Hinrichtungen nicht mehr öffentlich stattfinden.

Briefkasten.

Druckfehlerberichtigung. In dem „Kleinen Briefe“ Nr. 28, S. 56, Zeile 5 von oben muß es heißen Karl Graeser, nicht Graeter.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 32. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Schmollers Auseinandersetzung mit Smithianern und Marxianern.

Von Professor A. A. Issaieff, Petersburg.

I.

Im Oktober 1897 wurde in der Berliner Universität eine Vorlesung gehalten, die es verdient, zum Ausgangspunkt einiger Erörterungen gemacht zu werden. Diese Vorlesung, unter dem Namen „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften und die heutige deutsche Volkswirthschaftslehre" wurde von Professor Schmoller bei seinem Antritt des Rektoramts der Berliner Universität gelesen. Der Name des Lektors, der auf eine fünfunddreißigjährige Gelehrtenthätigkeit zurückblicken kann, gehört zu den bekannten in der deutschen ökonomischen Wissenschaft. Seine Darstellungsgabe zieht viele hundert Zuhörer in sein Auditorium. Die von ihm aufgeworfene Frage ist für einen Jeden, der die Erscheinungen der Volkswirthschaft studirt, von erstklassigem Interesse. Allein die Vereinfachung der Lösung dieser Frage, wohl geeignet, Schmollers Anhänger zu erfreuen, ruft bei denen, die nicht die Gewohnheit „jurare in verba magistri" besitzen, eine ganze Reihe von Bedenken hervor.

Nach Konstatirung des chaotischen Zustands der volkswirthschaftlichen Kenntnisse bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verweilt Schmoller bei der Philosophie des vorigen Jahrhunderts als der Quelle, aus der fast gleichzeitig zwei bis auf die Gegenwart für Denken und Handeln wichtige ökonomische Strömungen ihren Anfang genommen haben: die individualistische und sozialistische Richtung. Die erstere von Adam Smith bis auf Mill ist ebenso wie die letztere — ihrer Entstehung nach ein wenig spätere — von William Thompson bis auf Karl Marx, bemüht, ein vollkommenes System der Volkswirthschaft auf Grundlage derjenigen Eigenschaften zu errichten, die der natürliche Mensch angeblichermaßen besitzen soll, die sich aber im Lichte der Geschichte als durchaus andere erweisen. In beiden Richtungen macht sich eine Uebertreibung der Grenzen unserer Erkenntniß bemerkbar. Die Schriftsteller beider Richtungen sind bemüht, durch einen einzigen Sprung, ohne genügende Detailforschungen, ohne psychologische

Grundlage, ohne vorhergehendes Studium der Rechts- und Wirthschaftsgeschichte ein abgeschlossenes Gebäude der politischen Oekonomie zu errichten, den Forschertrieb des Verstandes zu befriedigen und den gesellschaftlichen Kräften und dem Staate fertige Regeln zur Einwirkung auf das Leben des Volkes darzubieten. Sowohl hinsichtlich ihrer Methode als auch ihres Inhalts können diese beiden Richtungen keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben.

Obwohl diese beiden Richtungen in ihren philosophischen und methodologischen Grundlagen verwandt sind, unterscheiden sie sich doch auf das Schärfste voneinander, indem die erstere sich durch Optimismus, die letztere hingegen durch Pessimismus auszeichnet. Die liberale Schule in der Volkswirthschaftslehre bietet uns ein Bild der kämpfenden persönlichen Kräfte, deren egoistische Triebfedern der vollen Harmonie des öffentlichen Lebens jedoch nicht hinderlich sind. Die gütige Vorsehung lenkt die Thätigkeit der einzelnen Kräfte, und die Einmischung des Staates, dieser plumpen, ungeschickten Macht, kann die harmonische Ordnung des Ganzen nur stören. Wie weit auch das Werk Adam Smiths und seiner Nachfolger von der Vollkommenheit entfernt sein mag, das allein, was von ihm zur Erkenntniß der Volkswirthschaft gethan wurde, ist das dauerhafte Erbe der Wissenschaft geblieben. Herrscher, Parlamente und Publizisten konnten im Laufe von einigen Generationen davon leben. In der sozialistischen Literatur giebt es nach Schmollers Meinung kein einziges Werk, das seiner Wichtigkeit nach mit dem Buche Smiths über den Reichthum der Völker verglichen werden könnte.

Der Berliner Rektor leugnet auch nicht die Verdienste der sozialistischen Richtung. Sie hat die Aufmerksamkeit auf die Lebensbedingungen der ärmsten Klassen hingewandt, auf die Klassenwidersprüche und ihren gegenseitigen Kampf, auf eine Menge Mißbräuche, die inmitten der Volkswirthschaft von heute vor sich gehen. Die Sozialisten betheiligen sich an der Arbeit der Erforschung vieler dunklen Seiten des ökonomischen Lebens der Gegenwart; sie haben der Evolutionsidee geholfen, in der ökonomischen Wissenschaft das Bürgerrecht zu erlangen. Aber ihre Phantasie ist so ungezügelt, ihre Uebertreibungen sind so ungereimt, sie haben so viel Karikaturenhaftes, daß sie den Forderungen nach Wissenschaftlichkeit bei Weitem nicht genügen. Vorwürfe verdienen nicht nur die Vertreter des Sozialismus zweiten Ranges, sondern auch seine größten Vertreter — Lassalle, Rodbertus und Marx. Sie sind hauptsächlich nicht Forscher, sondern „Propheten der Revolution" (S. 13). Sie haben die Theorie nicht vorwärts gebracht, im Gegentheil, sie haben sie verdunkelt. Sie studiren nicht die Menschen, ihre Handlungen und Einrichtungen; sie erforschen die Magie des kapitalistischen Prozesses der Produktion und sind bestrebt, ihre Schlüsse durch Einkleidung in mathematische Formeln wissenschaftlich zu machen. All dieses ist, nach Schmollers Worten, „ein Versuch mit untauglichen, mit unwissenschaftlichen Mitteln" (S. 16). Schmoller konstatirt zwischen den großen liberalen Oekonomisten und den bedeutendsten Sozialisten auch die Aehnlichkeit, daß ihnen die wissenschaftliche Erkenntniß nicht so wichtig war, wie die Einwirkung auf das praktische Leben. Die Einen wie die Anderen haben nicht nur davon gesprochen, was ist, sondern auch davon, was eintreten muß. Der Unterschied ist blos der, daß die Ersteren sich an die Herrscher, Parlamente und gebildeten Leute wandten, die Letzteren aber an die ungebildeten, ärmsten Klassen. In Folge dessen finden wir bei den Ersteren mehr Ruhe und Fassung als bei den Letzteren; die Ersteren sprechen vornehmlich zum Verstande, die Letzteren zur Leidenschaft und erwecken in ihren Anhängern Haß und Groll.

Solchergestalt sind die schwachen Seiten beider Richtungen. Beide enthalten Elemente, aus denen eine wahrhafte Wissenschaft von Staat, Gesellschaft und Volkswirthschaft sich zu entwickeln bestimmt ist. Und diese Wissenschaft wird sich von beiden Richtungen scharf unterscheiden. Indem sich die Wissenschaft von agitatorischen Zielen losmacht, ist sie nicht so sehr bemüht, große, vielumfassende Theorien zu bauen, als die Details zu erforschen; und dieser Arbeit giebt sie sich mit voller Selbstverleugnung hin. Natürlicher Weise verliert sie trotz aller ihrer Arbeiten nicht den Zusammenhang mit den religiösen und sittlichen Strömungen unserer Zeit, vergißt nicht die Bestimmung des Menschen, die Nothwendigkeit, die persönlichen Vortheile mit den allgemeinen Interessen in Einklang setzen zu müssen.

Die Anfänge der neuen Richtung des ökonomischen Gedankens können in den vorhergegangenen Jahrhunderten aufgefunden werden. Sie hat einiges aus den Werken der Merkantilisten und James Stuart, vieles aus Adam Smith entlehnt; sie verschmäht auch nicht das, was der kritische Theil des Sozialismus an Vernünftigem enthält. Auf solche Weise hat die neue Richtung die Pfähle unterspült, auf denen sich die alten Richtungen hielten. Das Liedchen des Sozialismus ist aus. In England hatte er zwischen den Jahren 1820 und 1840 seine höchste Blüthe erreicht, in Frankreich zwischen den Jahren 1825 und 1848 und, schließlich, in Deutschland zwischen den Jahren 1840 und 1870. Im Leben der einzelnen Parteien kann er noch eine Rolle spielen; allein er interessirt schon nicht mehr die Männer der Wissenschaft.

Im Bau des gesellschaftlichen Lebens, im Weltverkehr, in der Technik, in den sozialen Gruppirungen haben sich bedeutende Veränderungen vollzogen. Im Zusammenhang hiermit hat es sich auch erwiesen, daß sowohl die liberale politische Oekonomie als auch der Sozialismus nicht im Stande sind, die Gesellschaft leiten zu können. „Der naive Optimismus des ‚laissez faire‘ wie der knabenhafte, frivole Appell an die Revolution, die kindische Hoffnung, daß die Tyrannis der Proletarier große Weltreiche glücklich leiten könne, zeigten sich mehr und mehr als das, was sie waren, die Zwillingsgeschwister eines unhistorischen Rationalismus“ (S. 22).

Zwischen den Jahren 1870 und 1890 hat, bemerkbar für Alle, der theoretische und praktische Bankerott beider Schulen stattgefunden. Er hat sich in der unglücklichen Verflachung der alten Theorien und in der Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Schöpferthätigkeit auf der alten Grundlage geäußert. Der Uebergang zum Neuen ist am schärfsten in Deutschland hervorgetreten. Das methodisch richtige Studium der speziellen Fragen der ökonomischen Geschichte und der Details der volkswirthschaftlichen Psychologie, die Forschungen auf den Gebieten des Marktes, des Geldes, des Kredits, der sozialen Bedingungen werden mit vollem Eifer und mit der Ueberzeugung geführt, daß die aus der Feder von Dilettanten stammenden Werke auf die Wissenschaft nur einen Schatten werfen. Es herrscht die Ueberzeugung, daß man auf diesem Wege nicht rasch, wohl aber festen Schrittes gehe. Nicht selten, sagt Schmoller, wird der neuen Strömung in der Wissenschaft der Vorwurf gemacht, daß sie dem Streben entsagt hat, das öffentliche Leben zu leiten. Nein, dem ist nicht der Fall, sie weicht nur zu voreiligen Verallgemeinerungen aus — in dem Bewußtsein, daß ein jeder Schritt auf dem Wege der Erforschung der Details sie den richtigen Verallgemeinerungen näher bringt. Die Angriffe aber, die diese Richtung von rechts und links auszuhalten hat, beweisen, daß sie nicht ohne Einfluß auf das praktische Leben ist. Weil die neue Richtung sich auf die Psychologie und Ethik stützt, hat sie tiefer

als der Sozialismus das ganze öffentliche Leben verstanden; in Folge dessen wird die gegenwärtige politische Oekonomie zu einer historisch-ethischen Wissenschaft, zum Unterschied von Rationalismus und Materialismus.

Im Laufe der letzten fünfzig Jahre ist in die politische Oekonomie viel Subjektives hineingetragen worden; es sind konservative, liberale, agrare und andere Abtönungen erschienen. Die streng wissenschaftliche Disziplinirung des Verstandes, durch die sich die neue Strömung auszeichnet, gestattet eine hohe Parteilosigkeit zu erreichen. Die Gesammtheit der Forscher ist mit solcher Intensität bemüht, aus der wissenschaftlichen Arbeit subjektive Irrthümer, Interessen und fehlerhafte Beobachtungen hinauszutreiben, daß — und dieses kann man kühn behaupten — der Vorrath an anerkannten Wahrheiten bedeutend gewachsen ist. So figuriren z. B. viele Kontroversen in einzelnen Fragen hinsichtlich des Protektionismus oder Freihandels, des Bimetallismus, nur noch in den Parteiprogrammen, existiren aber, da sie schon aufgeklärt sind, nicht mehr für die Wissenschaft.

Zum Schlusse seiner Vorlesung fragt Schmoller nach der Gleichwerthigkeit der verschiedenen Theorien. Da das historisch-ökonomische Wissen noch nicht vollständig ist und die bedeutendsten Fragen noch offen daliegen, so kommen ihnen verschiedene Weltanschauungen entgegen; eine jede macht Versuche, diese Fragen zu lösen, und eine jede erhebt auf dieselbe Stellung Anspruch, wie sie den anderen Weltanschauungen eingeräumt ist. Schmoller kann dieser Gleichstellung nicht zustimmen. Seiner Meinung nach muß den gleichzeitig existirenden und sich gegenseitig befehdenden Theorien im Hinblick darauf, ob sie sich 1. auf das ganze exakte Wissen der Gegenwart oder nur auf Theilwissen stützen, und 2. im Hinblick darauf, ob der Gelehrte nur seine Parteiinteressen verfolgt, oder ob er sich auf die Höhe der höchsten und allgemeinen Interessen erhebt, eine höhere oder niedere Stellung angewiesen werden. Das erstere ist Sache des Verstandes und der Gelehrsamkeit, das letztere entspringt dem Charakter. Dieses giebt ein Kriterium zur Lösung der Frage, ob in den Universitäten alle existirenden Richtungen der Wissenschaft in gleicher Weise vertreten sein müssen. „Es hieße sich dem Fortschritt und der Entwicklung entgegenstemmen, wenn man absterbende, überlebte Richtungen und Methoden den höher stehenden und ausgebildeteren gleichstellte: weder strikte Smithianer noch strikte Marxianer können heute Anspruch darauf machen, für vollwerthig gehalten zu werden. Wer nicht auf dem Boden der heutigen Forschung, der heutigen gelehrten Bildung und Methode steht, ist kein brauchbarer Lehrer“ (S. 30). Dasselbe bemerkt Schmoller auch hinsichtlich der Vertretung der wirthschaftlichen Klasseninteressen. An der Spitze von Zeitungen, Parteien, verschiedenartigen Verbänden ist es für die Menschen vollkommen natürlich, bestimmte Klasseninteressen zu vertreten und zu vertheidigen. In der Universität aber darf dies nicht Platz haben. Wenn man dies für die Universitätskatheder zugeben würde, so würde die direkte Folge davon die Nothwendigkeit sein, besondere Professoren zur Vertretung der einzelnen Gesellschaftsgruppen auffordern zu müssen. Hieraus würde ein Chaos von sich widersprechenden Aufstellungen, ein babylonischer Thurmbau, ein Entflammen der Leidenschaften und eine Zuspitzung der Feindseligkeiten fließen. Der Universitätslehrer darf nur einen einzigen Leitstern haben: das allgemeine Wohl und das Interesse Aller.

Schmoller verweilt bei dem Vorwurf, der den Vertretern seiner Richtung gemacht wird — dem Vorwurf übermäßiger Hinneigung zu den Arbeitern, also gleichsam einseitiger Interessenvertretung. Dieser Vorwurf ist nicht begründet.

Die Professoren der deutschen Universitäten gehören fast ohne Ausnahme den gebildeten und wohlhabenden Klassen an, stehen aber auf dem Boden der sozialen Reform; dabei sind sie jedoch von einer einseitigen Vertretung der Interessen der Arbeiter und der Kapitalisten gleich weit entfernt.

II.

Dies ist der Inhalt von Schmollers Vorlesung, die im Druck nicht viel mehr als dreißig Seiten umfaßt. Nach ihrer Lektüre wird ein jeder Nachfolger Schmollers und überhaupt der historisch-ethischen Richtung der Oekonomie von einem freudigen Gefühl erfaßt werden. Er wird sagen, daß der Weg klar ist, die der Lösung harrenden Aufgaben genau bestimmt sind. Sobald einer der Lehrer es als unerschütterlichen Satz hinstellt, daß die zwei Schulen der ökonomischen Wissenschaft, deren Ansichten viele noch für einflußreich halten, todt sind, und daß die Wahrheit nur in einer dritten Strömung enthalten ist, so entsteht ganz natürlich der Wunsch, über den Liberalismus und Sozialismus ein Kreuz zu schlagen und sich vollkommen der Schule anzuschließen, die Schmoller als einen ihrer Führer anerkennt. Wenn sich ein solcher Nachfolger Schmollers für eine Professur vorbereitet, so kann er in den Worten seines Lehrers auch noch eine andere werthvolle Ermunterung finden, daß nämlich die Marxianer seinen Kampfbrüdern nicht gleichberechtigt sein dürfen, und daß die Universitäten bei der Wahl eines Professors, die Regierungen aber bei seiner Bestätigung, dem Rathe des Berliner Rektors folgend, den Anhängern Karl Marx' die Thüre verschließen werden.

Dies sind die Gefühle und Schlüsse, die die Anhänger der sogenannten neuen Richtung in der Wissenschaft aus der angeführten Vorlesung heraustragen. Allein durchaus andere Gedanken tauchen bei dem Leser auf, der nicht aufs Wort glauben will, sondern den Erscheinungen der Volkswirthschaft prüfend gegenübersteht. Ein solcher Leser findet in der Vorlesung des Berliner Rektors eine Reihe von Fehlern, eine lange Kette von unbewiesenen Behauptungen und Folgerungen. Viele dieser Sünden können nicht der Strittigkeit irgendwelcher Sätze der Wissenschaft zugeschrieben werden, dürfen nicht durch Nichtwissen des Autors erklärt werden — denn er konnte nicht nicht wissen —, wohl aber durch Parteilichkeit, die nach den Worten desselben Schmoller die Universitätslehrer diskreditirt.

Und nun, zu allererst, kann man die individualistische Richtung, die in den Personen Adam Smiths und Ricardos ihren höchsten Ausdruck erreichte, endgiltig gestorben nennen? Sie wäre nur in dem Falle todt, wenn die theoretischen Sätze, die sie aufgestellt hat, endgiltig umgestoßen wären, ad acta gelegt wären, neuen Konstruktionen Platz gemacht hätten, die nicht nur viel weiter und umfassender wären, als die von den Klassikern geschaffenen Theoreme, sondern auch scharf unterschieden von den letzteren. Allein, wir sehen dies nicht. Inwieweit die politische Oekonomie Smiths und Ricardos ein System der Gesetze der Bourgeoisie-Wirthschaft ist, die jetzt herrscht und die, nach allen Merkmalen, noch eine recht anhaltende Zukunft vor sich hat, insoweit bleiben die von den großen englischen Schriftstellern und ihren Schülern aufgestellten Gesetze das dauerhafte Erbe der Wissenschaft. Man braucht nur einen beliebigen Kursus der politischen Oekonomie in einer beliebigen Sprache zu nehmen, man braucht nur in einer beliebigen Universität die Vorlesungen über diese Wissenschaft zu verfolgen, um klar zu sehen, wie wenig Grund vorhanden ist, die Lehre von der gesellschaftlichen Wirthschaft, wie sie sich im zweiten Viertel des gegen-

wärtigen Jahrhunderts gebildet hat, für todt zu halten. Es giebt politiko-ökonomische Theorema, denen schon Ricardo einen hohen Grad von Abgeschlossenheit gegeben hat. Nehmen wir zum Beispiel das Gesetz von den Marktpreisen, die Lehre vom Gelde, von der Arbeitstheilung, das Gesetz der Rente und viele andere. Die späteren Schriftsteller haben, indem sie die Sätze der englischen Klassiker in den Details entwickelten, nur dünne Zweiglein und Reislein erzogen, während auf dem Stamme und den Hauptzweigen der Stempel englischen Geistes liegt. Auch die Schaffung von Theorien der politischen Oekonomie auf der Grundlage, die schon zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gelegt und befestigt war, war nicht nur das Werk von Leuten, die sich offen als treue und unentwegte Anhänger der alten englischen Oekonomisten bekannten, sondern auch derjenigen, aus deren Reihen laute Proteste dagegen gehört werden. Im Jahre 1882 erschien in erster Auflage (ihr folgten eine zweite, dritte und vierte) ein umfangreiches Sammelwerk deutscher Oekonomisten unter der Redaktion von Schönberg — Lehrbuch der politischen Oekonomie —, an dem die Hauptvertreter der sogenannten neuen Strömung in der politischen Oekonomie theilnahmen. Diese Ausgabe wimmelt von Zahlen und historischen Materialien. Blicken wir jedoch in die Kapitel hinein, die der Theorie gewidmet sind. Neumann hat für dieses Sammelwerk das Kapitel von den Preisen geschrieben. Er ist bemüht, alle Einzelheiten, die die Marktpreise erhöhen oder erniedrigen, alle Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die dem Preise gestatten, sich dem Niveau des Werthes zu nähern, zu verfolgen; er erklärt die Maßregeln der Gesellschaftskräfte und des Staates, die die Preise künstlich auf einem niedrigen Niveau halten oder sie für lange Zeit von einer Höhe zu sinken hindern, die anormal ist, dafür aber der Regierung oder einzelnen Gesellschaftsgruppen vortheilhaft erscheint. Adam Smith hat das Kapitel von den Preisen für seinen Reichthum der Völker um mehr als hundert Jahre früher geschrieben, als Neumann seinen Abriß zusammenstellte. Im Laufe dieser hundert Jahre ist das ökonomische Leben komplizirter geworden; es entstanden neue Vereinigungsformen der Menschen zu wirthschaftlichen Zwecken; es wurden neue Mittel erkannt, um auf den Zustand des Marktes einwirken zu können; die Wissenschaft wurde die spezielle Beschäftigung einer unendlich größeren Zahl von Menschen, als es vor hundert Jahren der Fall war, und gestattete in Folge dessen den Gelehrten nicht, für einen ganzen Wissenszweig zu arbeiten, sondern nur im Kreise weniger Abtheilungen, und ermöglichte ihnen, solche Einzelheiten zu erforschen, für die die Begründer der Wissenschaft keine Zeit hatten. Und dennoch finden wir bei Adam Smith, allerdings nur in allgemeinen Zügen, diejenigen Einflüsse bezeichnet, von denen Neumann in den Details spricht. Nehmen wir aus demselben Kursus Schönbergs eine andere Frage — die Bodenrente. Mithoff, der dieses Kapitel geschrieben hat, bringt allerdings etwas Neues, das durch die Bedingungen des gegenwärtigen Lebens geboten wird, die Erforschung der Rente in den Städten. Die ungeheuren Dimensionen der neuesten Welt- und sogar auch nur der Großstädte, die Zuspitzung der Wohnungsfrage haben dem Forscher geholfen, die Aufmerksamkeit dieser Seite zuzuwenden und in die Lehre von der Rente Bemerkungen über die Rente der städtischen Grundstücke einzuführen. Allein, die alte Lehre, wie sie Ricardo begründet hat, erhält mit der Erweiterung des Forschungsfeldes nur eine neue Erprobung, und Kleinwächter selbst betont bei seiner Untersuchung der Rente in den Städten, daß die letztere die Ricardosche Theorie zu erproben gestattet. Wenden wir uns anderen hervorragenden Arbeiten der ökonomischen Wissenschaft zu. Der Nestor der Wissenschaft, Knies, auch gegenwärtig noch Professor in

Heidelberg, unterwarf schon vor vierzig Jahren die Lehren Smiths und Ricardos einer Kritik, wies auf ihre Einseitigkeit hin, auf die Nichtübereinstimmung vieler ihrer Folgerungen mit den Thatsachen der Wirklichkeit. Allein in seinen besten Werken — über Geld und über Kredit —, Werken, die eine nahe Bekanntschaft mit der Geschichte der ökonomischen Lebensbedingungen offenbaren, entwickelt Knies dieselben theoretischen Sätze, die wir in gedrängter Form bei den englischen Klassikern finden. Die größere Kompliziertheit des ökonomischen Lebens half Knies die Abhängigkeit der Geldzirkulation von Thatsachen, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt waren, beobachten zu können; aber die Hauptsätze — von dem Zusammenhang des Geldes mit der Summe der Waarenpreise, des Geldvorraths mit der Entwicklung des Kredits u. s. w. — sind nicht nur unerschüttert geblieben, sondern haben vielmehr durch die Erforschung neuer spezieller Fälle eine schärfere Beleuchtung erhalten. Und nichtsdestoweniger gehören alle von mir genannten Schriftsteller der Richtung der Wissenschaft an, die sich, nach den Worten Schmollers, von der individualistischen Schule lossagt.

Zugleich hiermit begegnen wir auch noch einer anderen Thatsache, die die Behauptung des Berliner Rektors nur noch mehr erschüttert, nämlich dem erneuerten Bestreben, eine politische Oekonomie außerhalb des Zusammenhangs mit der Geschichte der ökonomischen Lebensbedingungen aufzubauen. Allerdings thut auch Schmoller in seiner Vorlesung der österreichischen Schule Erwähnung, allein er thut es nur so nebenbei und sagt, daß sie nichts geboten hat. Ihrer nur so nebenbei erwähnen, das heißt von ihr einen falschen Begriff geben. Menger, Sachs, Böhm-Bawerk und Dietzel sind als Gegner der historischen Richtung in der Wissenschaft der Volkswirthschaft aufgetreten und haben eine Reihe von Werken geliefert, die theils ihre Methode begründen, theils aber einzelnen Erscheinungen der Volkswirthschaft gewidmet sind. Daß sie einestheils Schüler Smiths und Ricardos sind, zuweilen noch viel eher Schüler Says und Careys, ändert an der Sache nichts. Sie haben sich eine recht große Zahl Anhänger erworben, und einige Oekonomisten (auch in Rußland) halten das Buch von Böhm-Bawerk über den Tauschwerth und vom Kapitalzins für eine neue Offenbarung, die dem Forscher den wahren Weg angiebt. Nicht das ist wichtig, ob die Vertreter dieser Richtung, ihre Kommentatoren und Verkündiger in ihre Werke viel oder wenig Talent hineinlegen; wichtig ist, daß diese Richtung existirt, daß recht viele an die Richtigkeit derselben glauben. Im Laufe des letzten Dezenniums wird der Name Bastiat größtentheils mit Spott ausgesprochen; er ist zum Synonymon der Oberflächlichkeit geworden. Allein in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren erfreute er sich bedeutenden Einflusses. Deshalb aber muß auf die Existenz der sogenannten österreichischen Schule hingewiesen werden, einerlei, ob der Werth der aus ihrer Feder stammenden Werke groß oder klein ist; denn alle diejenigen, die nach dieser Quelle lernen, bilden auf eine bestimmte Weise ihre Weltanschauung und bringen eine gewisse Routine auf die Szene der praktischen Thätigkeit mit.

Man kann den Worten Schmollers, daß die liberale Schule der politischen Oekonomie ihre Zeit ausgelebt hat, auch eine andere Deutung geben. Man kann sie in dem Sinne verstehen, daß die alten Oekonomisten gegen die Einmischung des Staates ins öffentliche Leben die Lanze einlegten, die neue Richtung aber der staatlichen Thätigkeit ein sehr geräumiges Feld einräumt. So verstanden hat die Einwendung aber durchaus nicht die Kraft, die ihr der Berliner Rektor zu geben bemüht ist. Die erstklassigen Denker, die für die Nichteinmischung des

Staates eintraten, scharf und folgerichtig die vollkommene Enthaltung des Staates von jeglicher Einwirkung auf die Volkswirthschaft forderten, konnten auf diesem Wege nur so lange verharren, als eine Reglementation des Wirthschaftslebens als unüberwindlicher Hemmschuh für die Erfolge desselben diente. Die Vormundschaft der Staatsmacht über die Wirthschaft war so unerträglich, daß eine Reaktion natürlicherweise eintreten mußte. Der Charakter der Kräfte, die zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an der Spitze des Staates standen, die Maßregeln, die diese Kräfte zu schaffen im Stande waren, gestatten zu behaupten, daß möglichst segensreiche Resultate nicht dadurch erreicht werden konnten, daß der Staat die Formen der Regulirung des gesellschaftlichen Lebens veränderte, sich von den einen Maßregeln lossagte und die anderen an die Reihe kommen ließ, sondern dadurch, daß er auf allen Gebieten die Regierungsvormundschaft, die auf der Volkswirthschaft lastete, abschwächte. Deshalb aber war die Aufforderung an den Staat, sich einer allzu eifrigen Thätigkeit zu enthalten, ein großes Verdienst von Seiten der Physiokraten, Smiths und ihrer Nachfolger. Allein ein solches Verhältniß, nicht unbedingt mit der ökonomischen Theorie verknüpft, wie sie uns die englischen Klassiker hinterließen, konnte nicht lange dauern. Die Volkswirthschaft hat sich immer in einem Staatswesen entwickelt. Die Mannigfaltigkeit der ökonomischen Verhältnisse und der bedeutende Theil des Produkts der Volksarbeit, den der Staat erhält, hatten dahin geführt, daß der letztere sich von zahlreichen ihm von den Privatwirthschaften auferlegten Aufgaben nicht abschließen konnte. Deshalb aber mußte die zeitweilige Abschwächung der Einmischung von einer Periode abgelöst werden, in der die Regierung den einzelnen Wirthschaftsgruppen immer häufiger und häufiger ihre Existenz in Erinnerung brachte. Und die treuen, strengen Anhänger Adam Smiths, obwohl gegen die Beschränkungen der persönlichen Freiheit und der privaten Initiative in der Wirthschaft kämpfend, hießen die Regierungseinmischung gut, sobald die Thatsachen nur irgendwie zeigten, daß sie der Wirthschaft nicht schädlich ist. Als ein interessantes Beispiel kann Senior dienen. Sein Platz in der ökonomischen Literatur als ein hervorragender Schüler der englischen Klassiker steht vollkommen fest. Wollten wir den Ansichten Schmollers folgen, dann müßten wir annehmen, daß Senior die Nützlichkeit der staatlichen Einmischung verneint und sich mit ihr nur in den beschränkten Dimensionen, die auch von Adam Smith zugegeben werden, aussöhnt. In Wirklichkeit aber finden wir dies nicht. In den dreißiger Jahren, als die Fabrikgesetze eben erst erlassen waren und das Fabrikinspektorat, das ihre Grundlage sicherstellte, eingeführt war, trat Senior als ihr Gegner auf und prophezeite, daß sie für die englische Volkswirthschaft verderblich sein würden. Später änderte Senior seine Ansicht ganz und gar; er wurde zum Parteigänger der Fabrikgesetze; allein dieser Umschwung hat auf ihn als theoretisirenden Oekonomisten gar keinen Einfluß gehabt.

Bei diesem Anlaß muß man mit ganz besonderem Nachdruck auch von John Stuart Mill reden. Schmoller hält Mill für den letzten bedeutenden Vertreter des Smithianismus; nach Mill neigt sich der Smithianismus dem Verfall zu. Wenn dem so ist, so muß angenommen werden, daß Mill, nach Erfassung der Theorie seiner Lehrer, an ihrer Ansicht von der Schädlichkeit der staatlichen Einmischung festhält. Allein wir können dies nicht sehen. Mill ist weit entfernt von dem Gedanken, daß der Staat alle seine Verpflichtungen gegenüber dem öffentlichen Leben für erfüllt halten kann, wenn er die Sicherheit der Persönlichkeit und das Eigenthum schirmt. Im fünften Buche der Grundsätze der politischen

Oekonomie weist Mill Gebiete nach, wo die Einmischung des Staates unumgänglich ist. Hierher gehört die Unterstützung von Elementarschulen, die ohne dieselbe Kindern der armen Klassen nicht zugänglich sein können. Die Fabrikgesetze — sie aber erscheinen als eine der wesentlichsten Beschränkungen der persönlichen Freiheit von Seiten des Staates — werden als unumgänglich anerkannt. Die wirthschaftliche Arbeit des Staates wird von Mill in vielen Fällen für nützlich erachtet, wo ein gegebener Produktionszweig nicht von einzelnen Unternehmern, sondern auch von Aktiengesellschaften betrieben wird, wo die Aufsicht von Seiten der Leiter ebenso wenig dem Auge des Eigenthümers ähnlich ist, wie die Aufsicht von Beamten. Der Bau von Staatseisenbahnen, die Anlage von Kanälen, die Leitung gewisser Theile der städtischen Wirthschaft durch die öffentliche Gewalt wird von Mill vollkommen gutgeheißen. Die Verwaltung des Kolonisationswesens bildet eine der wichtigsten Regierungsfunktionen. Schließlich spricht sich Mill auch für die Nothwendigkeit einer öffentlich organisirten Armenpflege aus. Ohne sich auf diese Funktionen, die Mill der Regierung gerne zuspricht, zu beschränken, sagt er: „Es giebt Zeiten und Lagen einer Nation, wo es fast für eine jede für das Gemeinwohl wichtigen Sache nützlich und nöthig werden kann, daß sie von der Regierung ausgeführt wird, weil Privatpersonen, wenn sie es auch können, doch nicht die Sachen ausführen wollen. Es giebt Zeiten und Orte, wo keine Wege, keine Docks, keine Kanäle, keine Häfen, keine Bewässerungswerke, keine Krankenhäuser, keine Elementar- und höheren Schulen, keine Druckereien existiren würden, wenn sie die Regierung nicht einrichtete: das Volk ist entweder so arm, daß es keine Mittel dazu hat, oder geistig so unentwickelt, daß es ihren Nutzen nicht beurtheilen kann, oder so ungewohnt zu gemeinschaftlichem Handeln, daß es mit diesen Sachen nicht umzugehen versteht" (Grundsätze, III, S. 294; deutsche Ausgabe von Soetbeer).

Indem Schmoller Mill in die Reihen der reinen Vertreter der liberalen Richtung stellt, verräth er selbst die Haltlosigkeit seines Schemas. Das angeführte Zitat aus dem Werke dieses angeblich letzten Oekonomisten der individualistischen Richtung überzeugt, daß er bisweilen in einem ebensolchen Grade wie die Vertreter der historisch-ethischen Schule die Zweckmäßigkeit einer größeren oder geringeren Einmischung des Staates in die öffentliche Wirthschaft anerkennt.

(Schluß folgt.)

Emile Zolas „Paris".

Eine sozial-literarische Besprechung von Dr. B. Kritschewsky.

In letzter Zeit vergleicht man gern Zola mit Voltaire wegen des Muthes, mit dem beide Schriftsteller im Zenith ihres Ruhmes sich in einen gefahrvollen und selbstlosen Kampf ums Recht stürzten: Voltaire zu Gunsten eines unschuldigen Opfers des katholischen Fanatismus, des geviertheilten Calvinisten Calas; Zola zu Gunsten des durch einen Justizmord lebendig begrabenen Juden Dreyfus. Aber auch die ganze Lebensthätigkeit Beider fordert zu einem Vergleich heraus. So verschieden ihre schriftstellerischen Waffen sind, so ähnlich ist deren Wirkung. Zola ist in seiner Weise ein ebenso gründlicher Zerstörer des Alten und Verfaulten, wie Voltaire. Und wenn er in der Dreyfus-Affäre alle Mächte seines Landes in die Schranken zu fordern gewagt hat, so ist das einfach die Fortsetzung durch die That oder die Uebersetzung in die That seiner revolutionären Schriften.

Zolas neuester Roman „Paris“ ist wohl — unter gewissen, später zu entwickelnden Einschränkungen — das revolutionärste Werk, das er je geschrieben hat. Daß „Paris“, wie die früheren Romane des Dichters, zuerst in einer streng bourgeoisen Zeitung erschien, ist eine jener geschichtlichen Ironien, welche schier unvermeidlich den Sturz jeder alten Ordnung würzen. Zum Schaden den Spott. Auch „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais, eine ätzende Satire auf die feudale Ordnung, wurde in einem Pariser Theater von den adeligen Stützen dieser Ordnung mit frenetischem Jubel aufgenommen — wenige Jahre vor der großen bürgerlichen Revolution.

* * *

Als Abschluß der Roman-Trilogie: „Die drei Städte“ (Lourdes-Rom-Paris) vollendet zunächst der neueste Roman die zerstörende Analyse der katholischen Kirche, welche unserem Dichter die für den Fortschritt gefährlichste, weil anpassungsfähigste Macht ist, eine immer von neuem auf dem Wege der Menschheit unter dem Aushängeschild der Religion sich aufthürmende Mauer. Zola hat mit scharfem Dichterblick die sogenannte „Wiedergeburt des Katholizismus“ in ihrem politischen und sozialen Wesen erfaßt, d. h. im innigen Zusammenhang mit dem Verfall der bürgerlichen Welt.

Wenn der Teufel altert, wird er Einsiedler, sagt ein französisches Sprichwort. Die Bourgeoisie ist — wie der Feudaladel nach den Schlägen der großen Revolution — auf ihre alten Tage fromm geworden. Der gefährdete Geldsack sucht Schutz hinter dem Altar, und zwar in Frankreich, wo es zur Zeit keinen Thron giebt, viel ängstlicher als anderswo. Und der Altar ist nur allzu froh, den gesuchten Schutz nebst dem Sündenerlaß zu gewähren. Frankreich, „die älteste Tochter der Kirche“, bereut seine freidenkerischen Sünden, die harten Schläge, die es der Macht des Klerus versetzt — kann es eine glänzendere Revanche, eine sicherere Bürgschaft für entscheidende Siege des Katholizismus geben?

In „Lourdes“ und „Rom“ hatte Zola den einen der Bundesgenossen geschildert, die katholische Kirche mit ihrem eklektischen Waffenarsenal und ihrem unverrückbaren Ziel der Weltherrschaft. In „Paris“ sehen wir den Bund zwischen Bourgeoisie und Kirche an der Arbeit, in die politischen Ereignisse hinübergreifend, in der hochadeligen und hochbürgerlichen Madeleine-(Magdalenen)Kirche, in den Salons geadelter Millionäre, in den Ministerpalais und in der Deputirtenkammer. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint „Paris“ als die Synthese von „Lourdes“ und „Rom“. Die rohe Fetischanbetung der Gottesmutter von Lourdes finden wir in kaum verfeinerter Form wieder in der Anbetung des „Absurden“, des „Heiligen Herzen Jesu“, dem die neu erbaute, von den Höhen des Montmartre-Hügels ganz Paris beherrschende und „herausfordernde“ Sacré-Coeur-Kirche gewidmet ist. Die Herrschaftspläne des päpstlichen Roms sind in „Paris“ vertreten durch den päpstlichen Emissär, Bischof Martha, der den Bund zwischen Kirche und Bourgeoisrepublik predigt und der Versöhnung und Verschwägerung der heruntergekommenen Reste der Geburtsaristokratie mit der Geldaristokratie seinen Segen giebt.

Den religiösen Werth der „Wiedergeburt des Katholizismus“ zeigt Zola an Abbé Pierre Froment, dem Helden der Roman-Trilogie. Von der frommen Mutter für den Priesterberuf bestimmt, mit hohen Begriffen von der Heiligkeit dieses Berufes erfüllt, beginnt er dennoch oder gerade deshalb an den Kirchendogmen zu zweifeln. Die Entstehungsursache seiner Zweifel ist nur auf den ersten Blick eigenartiger, individueller Art. Zola stattet zwar seinen Helden

mit einer Doppelnatur aus: von der Mutter erbt Pierre die Frömmigkeit, das Glaubensbedürfniß, vom freidenkerischen Vater aber einen klaren, logischen Kopf. Herz und Kopf, Gefühle und Gedanken treten nun bei ihm in Konflikt. Indeß ist ja der Zerfall mit der Kirche in allen Fällen auf den denkenden Kopf zurückzuführen.

Das von Zola in diesem besonderen Falle angewandte, bei ihm überhaupt so beliebte Schema der Erblichkeit fügt zur Erklärung des Zerfalls nichts hinzu; es gestaltet nur den Verlauf der Krise dramatischer. Abbé Pierre ist keine erfundene Gestalt und keine Ausnahme. Die ungläubig gewordenen Priester, die auch den Muth und die Ehrlichkeit haben, das Priesterkleid abzulegen, sind speziell in Frankreich, trotz der weltmännischen und bourgeoisen „Wiedergeburt der Kirche“, heute mindestens ebenso zahlreich, wie in den ärgsten Zeiten des Freidenkerthums. Um nur ein bekannteres Beispiel anzuführen: Gleichzeitig mit der Veröffentlichung von „Paris“ im „Journal“ hat der Schriftsteller Abbé Viktor Charbonnel in einer geharnischten öffentlichen Erklärung sich von der Kirche losgesagt.

Unser Abbé Pierre besteht einen jahrelangen schweren Kampf gegen die ihn zernagenden Zweifel. Er sucht sie auszurotten, zu ersticken, zu hintergehen. Seine Wallfahrten nach Lourdes und Rom, seine Wohlthätigkeitsbemühungen in Paris gelten jenem hartnäckigen Kampfe. In Lourdes hatte er vergebens nach der Rückkehr zum naiven urchristlichen Wunderglauben gesucht, in Rom hatte er das zweite Kampfmittel, den Glauben an das „soziale Papstthum“, aufgeben müssen, in Paris erlebt er den Bankerott der Wohlthätigkeit, seines letzten Kampfmittels gegen die Zweifel — und er bricht mit der Kirche.

Was bleibt also noch von dem religiösen Kern der vielberufenen „Wiedergeburt“ übrig? Wie ein vernichtender Hohn darauf klingt der (an das erwähnte Lossagungsschreiben Charbonnels gemahnende) Ausruf Pierres, daß gerade die Thätigkeit des Bischofs Martha, des Apostels jener Wiedergeburt, seinen schließlichen Bruch mit der Kirche verschuldet habe, „nachdem er dort soeben einen Werkmeister der Lüge und des Despotismus getroffen, der aus der Religion eine korrumpirende Diplomatie macht und davon träumt, die Menschen durch Hinterlist zu Gott zurückzuführen. . . .“

* * *

Den sozialen Schwerpunkt des Romans bildet die Schilderung der korrupten Bourgeoisherrschaft. Die geschlechtlich-sittliche Verderbniß der herrschenden Klasse hatte Zola bereits in früheren Werken mit der rücksichtslosen Hand eines Chirurgen blosgelegt. Auf diesem Gebiet konnte und brauchte „Paris“ nichts Wesentliches hinzuzufügen. Ein paar neue, flüchtig angedeutete, raffinirte Formen der Ausschweifung fin-de-siècle — mehr werden gewisse Leserkategorien in diesem Roman nicht finden. Desto wirkungsvoller aber ist das Bild der sozialen Verderbniß der herrschenden Klasse. Die ganze Schmach der politisch-finanziellen Skandale des letzten Jahrzehnts zieht an uns, dichterisch zusammengefaßt, vorüber. Es fehlen zwar einige wesentliche Striche, und auch die Abtönung des Bildes ist nicht durchweg richtig — die so wichtige Rolle der liebedienerischen Justiz in den Finanzskandalen wird nicht einmal gestreift, der Senat existirt in „Paris“ überhaupt nicht; aber der nöthige Gesammteindruck ist erzielt. Die politische Allmacht der Hochfinanz, die hinter dem Rücken der Hampelmänner von bürgerlichen Abgeordneten Ministerien stürzt und ans Ruder bringt, ihr korrumpirender Einfluß auf Parlament und Presse, das elende Ränkespiel hinter den parlamentarischen Koulissen um der Macht willen, die kunstgerechte Frukti-

fizirung der anarchistischen Bomben im Interesse der herrschenden Klasse, zu elenden Zwecken persönlichen Ehrgeizes und zur Abwendung der Gefahr von den Panamisten (letzteres ein dichterisch, wenn auch nicht thatsächlich, tief berechtigter Zug), das und vieles andere zeichnet Zola in lebensvollen Gestalten, in packenden Situationen.

Da ist der Finanzkönig, Baron Duvillard, der Obermeister der Korruption, der in seiner Person und Familie die äußere Macht und den inneren Verfall der Bourgeoisie allseitig verkörpert. Sein Großvater, ein während der großen Revolution durch Spekulationen in den konfiszirten „Nationalgütern“ und dann durch Lieferungen für die Napoleonsche Armee reichgewordener Notarschreiber, hatte den Grund zum Familienvermögen gelegt. Der Sohn dieses Ritters der ursprünglichen Akkumulation hatte es noch weiter gebracht. Er war der eigentliche Begründer der Finanzdynastie Duvillard, einer der Helden der modernen Finanz, der unter dem „Bürgerkönig“ Louis Philipp, von dem er den Barontitel erhielt, und unter dem zweiten Kaiserreich skandalöse Reichthümer bei allen berüchtigten Raubspekulationen zusammenraffte. Der Enkel, unser Baron Duvillard, ist als skrupelloser Geldmacher des Vaters und Großvaters würdig, trotzdem bei ihm bereits die Genußsucht der Raub- und Herrschsucht Eintrag zu thun beginnt. „Seine Gestalt wuchs in gewissen Augenblicken über seine Person hinaus, erweiterte sich zur Gestalt der Bourgeoisie selbst, die in der Theilung von 1789, den vierten Stand prellend, Alles für sich genommen, an Allem sich fettgemästet hat und nichts zurückgeben will.“ Aber der einzige Sohn und Thronfolger des Finanzkönigs, Hyacinthe, ist bereits körperlich und geistig ein Krüppel, ein entarteter Schwächling mit widernatürlichen Trieben, die er durch dekadent-literarische Redensarten zu verschönern sucht. Und welcher Verfall in der ganzen Familie des Finanzkönigs! Der Baron hatte seine bildschöne Frau, Eva, Tochter eines jüdischen Millionärs, bald nach der Geburt der ersten zwei Kinder vollständig verlassen.

Zur Zeit der Romanhandlung lebt der sechzigjährige Vater, unter den erfahrenen Augen des erwachsenen Sohnes und der erwachsenen Tochter Camille, mit einer ausschweifenden Schauspielerin Silviane, vor welcher er, der „Minister in der Tasche hat“, wie ein Wurm sich krümmen und winden muß, um sich ihre Gunst im Wettbewerb mit vielen Anderen zu erhalten, während die in den Vierzigern stehende Mutter, eine Schönheit auf der Neige, um die Gunst ihres unwiderruflich letzten Liebhabers, Gérard de Quinsac, des schwächlichen Sprößlings eines alten hochadeligen Geschlechts, betteln muß. Vergebens hatte sie seinetwegen sich taufen lassen, was sie dem Ehegatten zu lieb nicht hatte thun wollen (die erhabene Taufzeremonie wurde in der Madeleine-Kirche vom Bischof Martha in Person geleitet und als ein hoher Triumph der Kirche gefeiert!); Gérard zieht dennoch zuletzt der Mutter die in ihn gleichfalls verliebte Tochter vor, welche zwar häßlich und mißgestaltet ist, aber dem aristokratischen Taugenichts eine Millionenmitgift einbringt.

Um Duvillard gravitiren verschiedene typische Repräsentanten der panamistischen Welt: Fouségue, Abgeordneter und Leiter eines „maßgebenden“ kapitalistischen Blattes, der sich mit Duvillard in die panamistischen Gewinne und in den Einfluß auf die Regierung theilt; Abgeordneter Dutheil, ein flotter Gesell, der Bestechungstrinkgelder ebenso ruhig annimmt, wie ein Glas Wasser, bei dem ersten Alarm in Angstkrämpfe vor dem nahenden Untersuchungsrichter verfällt, um dann nach glücklich überstandenem Schrecken nach neuen Trinkgeldern zu haschen; Abgeordneter Chaigneux, ein willenloser armer Teufel, mit drei

heirathslustigen Töchtern und einer zanksüchtigen Frau belastet, in seiner ständigen Geldnoth zu einem Laufburschen Duvillards und der Minister herabgewürdigt, bereit, jeden schmutzigen Auftrag zu übernehmen....

Das Regierungspersonal hat Zola nur flüchtig gezeichnet. In der gemeinsamen ehrgeizigen Nullität des derzeitigen politischen Klüngels verschwimmen übrigens die einzelnen Regierungsmänner als solche zu x-beliebigen Gestalten. Um seinen politischen Hauptfiguren Leben zu verleihen, mußte der Dichter fast zur Photographie greifen. Die Minister und Ministerkandidaten machen den Eindruck von Hampelmännern, die von Duvillard am Schnürchen gezogen werden. Es ist bei aller dichterischen Vergrößerung ein im Grunde richtiger Zug, daß Zola den Sturz eines Ministeriums theilweise und die Besetzung des Amtes eines Ministers der schönen Künste ausschließlich auf Duvillards Leidenschaft für Silviane zurückführt. Der neue Minister soll der Dirne den ihr unter dem früheren Ministerium versagt gebliebenen Eintritt in das staatlich subventionirte Theater „Comédie Française“ verschaffen. Das neue Kabinet heißt dann „Ministerium Silviane“.

Das Bild der Zersetzung des bestehenden Regimes wird vervollständigt durch einige die Zeitungswelt streifende Züge. Fousègue mit seiner „maßgebenden“ Zeitung, der gesinnungslos mit dem Strome schwimmt und in den trüben Gewässern aller Schwindelaffären und aller politischen Intriguen Gold zu fischen weiß, ist freilich der Typus nicht nur der Pariser „honetten“ Zeitungsunternehmer. Mehr spezifisch pariserisch ist Sanier, der im Gegensatz zu Fousègue mit dem Geißelungs- und Entlarvungshandwerk Geld und Popularität macht. Sanier vereinigt alle hervorstechenden Merkmale der bekannten Pariser Skandal-Journalisten: Spekulation auf die Sensationssucht der großstädtischen Bevölkerung, infame Verlogenheit unter der Maske eines Ritters der Wahrheit, Appell an die niedrigsten Instinkte der Menge im Namen der Ehrlichkeit, Verdummung des Lesers im Namen der Aufklärung, Vergiftung des Volksurtheils im Namen der Heilung der öffentlichen Mißstände, Unterordnung alles anderen unter die Interessen der hohen Auflage und der Popularität des Blattes. Kurz, Sanier ist Drumont, Rochefort und Konsorten in einer Person. Zola hat in Sanier vorschauend die Skandalpresse, wie sie seither in der Dreyfus-Affäre mit noch nie dagewesener Gewissenlosigkeit gearbeitet, an den Pranger gestellt.

* * *

Dem Paris der Reichen und Uebersättigten, des arbeitsfreien Genusses, der eleganten Unzucht, des selbstsüchtigen Ehrgeizes und der politisch-finanziellen Intriguen stellt Zola mit gewollter, aber zugleich naturwahrer Schroffheit gegenüber das Paris der Hungerleider, der genußlosen Arbeit, der unverdienten und aussichtslosen Qual des arbeitslosen Proletariers, der unfreiwilligen, schmutzigen Unzucht, des Elends in allen Graden und Formen — vom kleinen Angestellten im Gehrock bis zum abgerackerten greisen Proletarier, der im dunklen Winkel einer Dachstube, auf einem schmutzigen Haufen Lumpen vor Hunger und Kälte stirbt. Der Gegensatz ist herzbeklemmend, erregt unwiderstehliche Ausbrüche des Zornes und der Empörung — so recht eine „Aufreizung zum Klassenhaß“, wie sie der strebsamste Staatsanwalt sich nicht besser wünschen könnte. Die nackte Wahrheit, geschaut und wiedergegeben von einem warmfühlenden Dichter, ist eben eine gefährliche Umstürzlerin.

Zolas Dichtung kennt keine Brücke über dem gähnenden Abgrund, der die Klassen scheidet, weil er keine in der Wirklichkeit gesehen hat.

Den wichtigsten Gegensatz der Bourgeoisgesellschaft, den zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern, hat Zola allerdings in „Paris“ relativ flüchtig behandelt, aber durchaus zutreffend. Der Fabrikant Grandidier, dessen persönliche Herzensgüte den Klassengegensatz um so greller hervortreten läßt, wahrt und verehrt den Profit ganz kapitalistisch als das höchste Gesetz. „Die Konkurrenz! Der Kampf um den Profit, ein Kampf mit den Klassengenossen und mit den Lohnarbeitern“ — das ist Grandidiers Antwort auf das Gesuch um eine Pension für einen alten Arbeiter, der nach fünfundzwanzigjährigem musterhaften Frohnden in seiner Fabrik durch einen Schlaganfall zum arbeitsunfähigen Krüppel geworden ist. Er gewährt dem Unglücklichen ein Almosen, „das Recht aber auf eine Pension könne er nicht zugeben, das wäre die Verneinung des Lohnsystems, wie es gegenwärtig funktionirt.... Solange dieses System fortdauert, bestehe des Unternehmers Funktion lediglich darin, in honetter Weise gute Geschäfte zu machen....“

Die Wohlthätigkeit der Reichen ist im Roman „Paris“, wie in der Stadt Paris, subjektiv ein frommer oder heuchlerischer Zeitvertreib, eine Laune, Zubehör des feinen Tons, eine der Erscheinungsformen der weltmännischen Eitelkeit — und objektiv ein Hohn auf die Armuth, ein Versuch, das Meer des Elends mit einem Löffel auszuschöpfen, eine freche oder lächerliche Anmaßung. Die Wohlthätigkeit selbst macht in „Paris“ Bankerott in der Person des Abbé Rose, eines naiven und reinen Herzens, dem das Geben ebenso Bedürfniß ist wie das Athmen. Die kirchlichen Vorgesetzten müssen schließlich dem Abbé Rose die Hände binden. Dessen begeisterte, blinde Wohlthätigkeit wird ein Aergerniß vom Standpunkt der einem Priester geziemenden Wohlanständigkeit, da sie sein Haus in einen Zufluchtsort übelbeleumundeter Gestalten verwandelt.

Der Bankerott der Wohlthätigkeit gehört, wie angedeutet, zu den Zentralideen des Romans. Abbé Pierre erlebt seine letzte, entscheidende Krise in Paris mit dem Verlust des Glaubens an die Wirksamkeit des christlichen Wohlthätigkeitsprinzips. Wie er in Lourdes an Stelle des naiven Wunderglaubens die raffinirteste materielle und religiöse Ausbeutung eines rohen Fetischismus mit den Hilfsmitteln des modernen Hypnotismus gefunden, wie er in Rom an Stelle sozialreformatorischer Gedanken mittelalterliche Weltherrschaftspläne der römischen Kurie unter demagogischer Maske entdeckt hatte, so lernt er in Paris die Ohnmacht der Wohlthätigkeit kennen. Damit wird ihm die letzte nothdürftige Verbindungsbrücke, die er hartnäckig zwischen sich und der Kirche wiederhergestellt, unter den Füßen entzogen. Er legt das Dogma des christlichen Almosens zu den übrigen Kirchendogmen und kommt zur Einsicht, daß das Almosen der Gerechtigkeit Platz machen muß, wie das jenseitige Paradies dem Paradies auf Erden.

* * *

Wenn ich Eingangs „Paris“ das revolutionärste Werk Zolas genannt habe, so gilt das nur im Sinne der rücksichtslos-wahrhaftigen Darstellung der klaffenden Klassengegensätze und der dichterisch motivirten Nothwendigkeit der Aufhebung derselben. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Roman ein Todesgeläute für die Bourgeoisie und eine Hymne auf die unvermeidliche „künftige Ernte von Wahrheit und Gerechtigkeit“ — ein Ausdruck, der, wie ein Refrain, unzählige Male wiederkehrt. Aber der von Zola angedeutete Weg zur Aufhebung der Klassengegensätze hat nichts Revolutionäres an sich.

Man mißverstehe mich nicht. Ein Dichter ist gewiß kein Verfasser von Parteiprogrammen. Das schließt ja aber in einem sozialen Roman keineswegs

aus, daß der Dichter die zur Zeit geltenden Methoden des Parteikampfes gegen die bestehende Ordnung künstlerisch behandelt und damit Stellung zu diesen Kampfmethoden nimmt. Wir finden denn auch Beides in „Paris", aber eben in einer bei dem Wirklichkeitsdichter Zola überraschenden Verzerrung.

Neben seinem fatalistisch-ideologischen Standpunkt der ausschließlichen Hoffnung auf die revolutionirende Wirkung der reinen Wissenschaft wird daran wohl ein tüchtiger Rest von bürgerlichen Vorurtheilen schuld sein.

Ein Roman, welcher „Paris" heißt und die letzten zehn Jahre französischer Geschichte behandelt, darf nicht in der Kritik anarchistischer und utopistisch-sozialistischer Bestrebungen aufgehen und den modernen Sozialismus ignoriren. Das ist der große organische Mangel des Werkes auch in rein literarischer Hinsicht.

Was Zola über die Entstehung der anarchistischen Bombentaktik des Anfangs der neunziger Jahre und über deren Helden sagt, ist ungemein fesselnd und sozial-psychologisch tief eindringend. Die Gestalten der Bombenattentäter Salvat und Mathis und des gelehrten Chemikers und schwärmerischen Anarchisten Guillaume Froment (Bruder des Abbé Pierre) gehören zu den lebensvollsten des Romans. Zola ist hier vom Stoffe derart hingerissen, daß der Dichter durch lange Kapitel den Kritiker der Bombentaktik verdrängt, lähmt. Der Leser steht, trotz der Absichten des Verfassers, unter dem bannenden Eindruck der fixen Idee der „Propaganda der That". So sehr, daß, nachdem der Bann gebrochen ist, kein Gefühl der Befreiung, sondern ein Gefühl der Enttäuschung platzgreift. Denn was weiß Zola an Stelle der mit hinreißender Leidenschaft geschilderten Bombentaktik zu setzen? Nichts als ein ehrsam-spießbürgerliches Dasein, verklärt durch einen schwachen Schimmer der Hoffnung auf die befreiende Rolle der reinen Wissenschaft.

Der Roman klingt nämlich aus in ein philisterhaftes, wenn auch kerngesundes und anziehendes Familienidyll.

Abbé Pierre, der das Priesterkleid abgelegt hat, lernt das Handwerk eines Feinschlossers, heirathet das in der Familie seines Bruders Guillaume aufgewachsene Mädchen Marie, zeugt mit ihr ein munteres Knäblein und findet endgiltige Seelenruhe, er, der Himmelstürmer und Menschheitsbefreier, im engen Familienkreis und am Schraubstock. Guillaume Froment ruht, nachdem er seine wahnwitzigen Zerstörungsträume im Dienste der sozialen Revolution aufgegeben hat (er hätte um ein Haar mit dem von ihm erfundenen gewaltigen Sprengpulver die Sacré-Coeur-Kirche im Augenblick, da sich zehntausend Pilger in ihr drängten, und das ganze proletarische Montmartre-Viertel in die Luft gesprengt), in seinem chemischen Laboratorium aus, sich am Glücke des jungen Ehepaars wärmend und sein furchtbares Sprengpulver als motorische Kraft in einem von seinem älteren Sohne erfundenen automobilen Wagen verwendend. Die heranwachsende Generation, die Hoffnung Frankreichs und Zolas, ist vertreten durch die drei Söhne Guillaumes, Thomas, François und Antoine, idealisirte Gestalten kräftig arbeitender Jungen, deren jeder in seinem Fache Bedeutendes leistet und noch mehr zu leisten verspricht. Thomas als Mechaniker, François als Professor und Gelehrter, Antoine als Xylograph.... Nichts aber deutet auch bei ihnen auf irgend eine bewußte Beackerung des gesellschaftlichen Feldes zur Beschleunigung der „künftigen Ernte von Wahrheit und Gerechtigkeit" hin. So wie sie alle sind, mit ihrem schönen seelischen Gleichgewicht, scheinen sie sehr gut mit der bestehenden sozialen Unwahrheit und Ungerechtigkeit auskommen zu können.

Die soziale Schlußlehre des Romans legt Zola in den Mund des greisen Akademikers und Professors Bertheroy (ein Konterfei des berühmten Chemikers Berthelot). Auf die resignirte Bemerkung Guillaume Froments, er verzichte darauf, die Welt zu revolutioniren, erwidert Jener: „Aber das eben (nämlich die Verwendung des Sprengpulvers als motorische Kraft) ist ja die wahre, die einzige Revolution! Gerade damit, und nicht mit den dummen Bomben revolutionirt man die Welt! Nicht durch Zerstören, sondern durch Schaffen haben Sie soeben eine revolutionäre That vollbracht! ... Wie oft habe ich Ihnen doch gesagt, die Wissenschaft allein ist revolutionär, sie allein ist es, die über die elenden politischen Ereignisse, über die eitle Agitation der Sektirer und Ehrgeizigen hinweg für die neue Menschheit arbeitet, die Wahrheit, Gerechtigkeit und den Frieden der Zukunft vorbereitet! ... Oh, mein theures Kind, wenn Sie die Welt umwälzen wollen und ein wenig mehr Glück zu schaffen suchen, so haben Sie nichts zu thun, als in Ihrem Laboratorium zu bleiben, denn das Glück der Menschheit kann nur in Ihrem Chemikerofen entstehen."

Der Sprung Guillaumes aus dem Extrem der Vergewaltigung der Geschichte vermittelst seiner Bomben ins Extrem eines beschaulichen Gelehrtendaseins, bezw. einer fatalistischen Erwartung der in „tausend Jahren" heranreifenden „Ernte von Wahrheit und Gerechtigkeit" („Alles wendet sich zum Besten", sagt er zu Bertheroy, „da alles trotzdem zur Wahrheit und Gerechtigkeit führt. Nur aber braucht es dazu mitunter tausend Jahre ...") ist psychologisch dem wirklichen Leben abgelauscht. Guillaumes in der Luft schwebender Revolutionarismus, welcher, wie jede utopistische Auffassung, die für die Revolution stetig wirkenden Massenkräfte ignorirt oder leugnet, muß nothwendig ins Gegentheil umschlagen. Und auch nachdem Guillaume von seiner fixen Idee „geheilt" ist, stellt er der Bombentaktik höchstens den ebenso plötzlichen Ausbruch des „Massenvulkans" gegenüber, was bei ihm eigentlich nur ein anderer Ausdruck für das fatalistische Verschränken der Arme ist. Der Vulkan wird seinerzeit schon ausbrechen; der einzelne Mensch aber ist ebenso ohnmächtig, in das Walten der inneren gesellschaftlichen Kräfte bewußt einzugreifen, um es zu beschleunigen, wie in das Walten der vulkanischen Kräfte des Erdinnern....

Woher dieser fatalistische Schlußton des Romans, ist bereits angedeutet worden. Zola hat einen beim Dichter des „Germinal" überraschenden Mangel an Verständniß oder Interesse für die Arbeiterbewegung gezeigt. Wer in seinem letzten Werke die französische Arbeiterbewegung des Ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts kennen lernen will, wird ein Zerrbild davon finden. Zola scheint diese Bewegung ausschließlich durch die Brille der Bourgeoispresse und einiger alter Reminiszenzen geschaut zu haben. Der einzige revolutionäre Arbeiter, der im Roman auftritt, ist der Bombenattentäter Salvat. Die in der Pariser politischen und gewerkschaftlichen Bewegung allgemein bekannten, theilweise recht hervorragenden Gestalten sind Zola unbekannt geblieben oder nicht beachtenswerth erschienen. Was er an Sozialismus behandelt, das sind entweder vorsintfluthliche Richtungen und Personen oder eine Karikatur auf den modernen Sozialismus und dessen Vorkämpfer. Seitenlang schildert er Vertreter der abgestorbenen oder absterbenden Sekten der Saint-Simonisten, Fourieristen, Proudhonisten, die in die wirkliche Pariser Gegenwart wie Gespenster hineinragen. Er hält es für nothwendig, die von einigen alten Senatoren begangene Jahresfeier zum Andenken Fouriers zu erwähnen; er sagt aber kein Wort z. B. von der 1895 in Paris abgehaltenen Massenversammlung von zehntausend

Proletariern zu Gunsten der strikenden Glasarbeiter von Carmaux. Er beschwört den vor siebzehn Jahren verstorbenen alten Blanqui (unter dem Namen Barthès) aus dem Grabe herauf und stattet ihn obendrein mit den bekannten verschwörerischen Ansichten aus, die Jener in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr theilte. Die Vertreter aber des lebendigen Sozialismus läßt er theils durch den Mund der Gespenster abthun, theils besorgt er das selbst.

Der sozialistische Abgeordnete Mège, der einzige und nur episodisch in „Paris“ auftretende Vorkämpfer des modernen Sozialismus ist, rein persönlich genommen, eine wahrheitsgetreue und daher sympathische Photographie Jules Guesdes; als politische Persönlichkeit aber ist Mège eine kindische Karikatur auf Ziele und Taktik der sozialistischen Partei. Der „diktatorische Kasernenkollektivismus“ soll nach Mège einzig und allein auf dem Wege des fortwährenden Ministerstürzens durch Interpellationen zum Siege gelangen. Mège wird also die Rolle des ehemaligen radikalen Nichts-als-Ministerstürzers Clemenceau zugewiesen. Und doch war auch Clemenceau lange nicht so naiv, um, wie Mège, vom Ministerstürzen schließlich seinen eigenen Regierungsantritt zu erwarten. Mège verbindet damit natürlich außerdem noch die Diktatur des „kasernenmäßigen“ Sozialismus. . . .

Und die wirkungsvolle, unermüdliche Propaganda-Arbeit der sozialistischen Abgeordneten und der sonstigen Redner in der Kammer und im ganzen Lande? Und der Kampf der Sozialisten gegen die reaktionären Anschläge in und außerhalb des Parlaments? Und alle anderen Erscheinungsformen und Mittel des sozialistischen Kampfes? Von alledem ist in „Paris“ keine Spur zu finden.

Man begreift daher, daß Abbé Pierre auf seiner leidenschaftlichen Suche nach einem neuen Lebensinhalt schließlich im stillen Hafen des Familienglücks landet. Die vormärzlichen Sektirer und die bombenanarchistischen Schwarmgeister, mit denen allein Zola ihn zusammentreffen läßt, vermögen allerdings nicht seinem soeben von der religiösen Sektirerei und Schwärmerei befreiten Geiste zu imponiren. Die quasi-wissenschaftliche Auffassung Bertherovs entspricht viel besser Pierres Bedürfniß nach verständiger Wahrheit und zugleich nach Seelenruhe.

Die naturwissenschaftlich-belletristische Verachtung für die „elenden politischen Ereignisse“ hat Zola in „Paris“ arg mitgespielt. Er hat die selbstlose, befreiende Politik der proletarischen Partei in einen Topf geworfen mit der Politik der Bourgeoisparteien, welche aber auch ihrerseits nur im Sinne der Beweggründe, des Räderwerks und des Personals „elend“ ist und nicht, wie Zola annimmt, im Sinne der geschichtlichen Belanglosigkeit. Damit hat er sich den Weg versperrt zur allseitigen Erfassung der modernen sozialen Entwicklung und sogar zur wahrheitstreuen dichterischen Behandlung der wichtigsten revolutionären Triebkraft der Gegenwart.

Vielleicht belehren den großen Dichter seine eigenen Lebenskämpfe der letzten Monate für „Wahrheit und Gerechtigkeit“, daß die Politik keine verachtungswerthe Größe ist und daß die wissenschaftlichen Fortschritte allein, von den in der Politik ausgefochtenen Interessengegensätzen bezw. Befreiungskämpfen isolirt, für die „Wahrheit und Gerechtigkeit“, d. h. für die praktische Durchsetzung der gewonnenen Erkenntniß, nichts leisten können.

Proportionalgesetzgebung.

Von W. Liebknecht.

Ein vortreffliches Buch über die Proportionalgesetzgebung ist vor Kurzem erschienen, unzweifelhaft das Beste und Gründlichste, was in Deutschland bis jetzt über diese bedeutungsvolle Frage geschrieben worden ist: Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform. Wahltechnische Erörterungen zu den drei Regierungsvorlagen vom 29. Juni 1897. Von B. Siegfried. Berlin, Hermann Walther.

Das Buch, welches, die gewöhnliche Praxis umkehrend, weit mehr bietet, als der Titel besagt, hat in einer zweiten Ausgabe, die dem Schreiber dieses noch nicht vorliegt, den passenderen Titel erhalten: Die Proportionalwahl. Ein Votum 2c.

Der Verfasser, früher hauptsächlich auf volkswirthschaftlichem Gebiet thätig, hat sich seit dem Jahre 1894 dem Studium der Frage gewidmet, wie das für die Demokratie unentbehrliche System der Volksvertretung so durchgeführt werden kann, daß die Vertretung auch eine wirkliche ist, d. h. eine solche, die alle im Volke vorhandenen, das öffentliche Leben berührenden Stimmungen und Strebungen mit möglichster Treue zum Ausdruck bringt. Die alten Wählarten entsprechen diesem Zwecke entschieden nicht. Soweit sie nicht mehr oder weniger breite Volksschichten vom Wählen, also von der Theilnahme an den Staatsgeschäften, ganz ausschließen oder, wie das preußische und sächsische Dreiklassenwahlgesetz, der Mehrzahl der Wähler nur ein Scheinwahlrecht verleihen, beruhen sie auf dem Prinzip der absoluten Majoritätsherrschaft, welche in ihrem Bereich die Minderheit mundtodt macht. Es gilt dies sowohl von den in Frankreich und für den deutschen Reichstag giltigen Wahlgesetzen mit allgemeinem Wahlrecht, als von dem Listenskrutinium, wie es in Amerika besteht und in Frankreich eine Zeitlang bestand. Daß unser Reichstagswahlgesetz, ebenso wie das französische, die Stimmen der unterlegenen Minderheit gar nicht zählt, verstößt unzweifelhaft gegen das demokratische Prinzip der Volkssouveränetät, die durch das allgemeine Wahlrecht anerkannt ist und sich in ihm bethätigen soll. Und während dieses Wahlsystem die Minorität theoretisch und prinzipiell für rechtlos erklärt und vergewaltigt, kann es, in Folge der Zerstücklung des Staates in zahlreiche, in Bezug auf Stimmungen und Strebungen voneinander abweichende Wahlkreise, praktisch sogar zu dem noch widersinnigeren Ergebniß führen, daß die Majorität durch die Minorität majorisirt und vergewaltigt wird. Zur Veranschaulichung sei des allgemein bekannten Beispiels erwähnt, daß die deutsche Sozialdemokratie, obgleich sie nach der in den letzten Reichstagswahlen erhaltenen Stimmenzahl — fast zwei Millionen — die stärkste Partei im Deutschen Reiche ist, doch nur durch halb so viel Abgeordnete im Reichstag vertreten ist, als die der Stimmenzahl nach weit schwächere Partei des Zentrums. Noch ungerechter als das Einzelwahlkreissystem ist aber das System der Listenwahlen, nach welchem die absolute Herrschaft der Majorität nicht auf einen Einzelwahlkreis beschränkt, sondern auf einen großen Wahlkomplex ausgedehnt wird, in dem mit denselben Stimmzetteln mehrere Abgeordnete gewählt werden. Am tollsten offenbart diese Ungerechtigkeit sich da, wo, wie theilweise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, für den ganzen Staat mit einer einzigen Liste gewählt wird. Dort kommt es ja vor, daß bei gewissen Wahlen das eine Mal die eine, das andere Mal die andere Partei ganz unvertreten bleibt, weil sie keinen einzigen Kandidaten durchzusetzen vermag. Dieses Listen-

skrutinium, das seinerzeit von Männern wie Gambetta als das sicherste Bollwerk der Demokratie betrachtet ward, hat alle Nachtheile und Ungerechtigkeiten des Einzelwahlkreissystems ohne dessen Vortheil, daß bei der Zersplitterung der Wahlkreise bis zu einem gewissen Grade das Unrecht des einen durch das Unrecht des anderen wieder gut gemacht wird. So brachte denn das Studium der bestehenden Wahlsysteme Herrn Siegfried sehr bald dazu, daß das einzige dem Wahlzweck — falls ehrlich — entsprechende Wahlsystem das der Proportionalwahl oder Verhältnißwahl ist, die, wie der Name besagt, darauf hinzielt, zu bewirken, daß die Zahl der Vertreter einer Partei oder Richtung der Zahl der für diese Partei oder Richtung abgegebenen Wählerstimmen möglichst genau entspricht.

Der Gedanke der Proportionalwahl wurde 1847 oder 1848 zuerst von Viktor Considerant, dem französischen Sozialisten, formulirt und auf Grund dieser Schrift schon im Jahre 1849 in Genf von dem Schreiber dieses vertreten.

In England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und namentlich in der Schweiz ist das Thema lebhaft erörtert und auch — insbesondere in der Schweiz — die praktische Verwirklichung versucht worden. Und es ist im Laufe der Jahrzehnte eine reiche Literatur entstanden. Wie aus seiner Schrift erhellt, hat Siegfried diese Literatur aufs Gründlichste studirt — wir kennen keine irgend bedeutende Schrift und Abhandlung, die nicht von ihm berücksichtigt wäre — und mit gleicher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat er sich über die praktischen Versuche unterrichtet.

Hinsichtlich der theoretischen Studien und praktischen Versuche hat sich nun eine gemeinsame Thatsache festgestellt: der Erfolg ist überall da vorhanden, wo der Wille vorhanden ist, ein getreues Spiegelbild der Stimmungen und Strebungen innerhalb des Gesammtstaatskörpers zu geben. Die Sache ist so einfach, daß Schwierigkeiten künstlich erzeugt werden mußten. Wo immer sich Schwierigkeiten der Ausführung geboten haben, sind diese künstlich erzeugt und haben ihre Wurzel in dem Bemühen, das Proportionalsystem seine Aufgabe nicht erfüllen zu lassen.

Das klingt paradox, wird aber sofort als etwas durchaus Natürliches erscheinen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß neun Zehntel, ja neunundneunzig Hundertstel aller vorhandenen Wahlgesetze die, in vielen Fällen sogar ausgesprochene Aufgabe haben, ehrliche, bona fide-Wahlen zu verhindern, und Scheinwahlen an Stelle wirklicher Wahlen zu setzen. Alle Gesetze, die Zensuswahlen, die indirekte Wahlen, die Wahlen in Kategorien und Klassen eingeführt haben, verdanken diesem Beweggrund ihre Existenz. Was speziell Deutschland angeht, so haben wir, mit einziger Ausnahme des Reichstagswahlgesetzes, kein Wahlgesetz — für Landtage, Gemeinde- oder sonstige Körperschaften —, das nicht diesem Beweggrund seinen Ursprung verdankte. Und das Reichstagswahlgesetz selbst, so wie es auf dem Papier steht und so wie es sich in der Praxis gestaltet hat, ist weit entfernt, eine ehrliche, bona fide-Wahl zu begünstigen. Von dem Einzelwahlkreissystem und absoluten Majoritätsprinzip sehen wir hier ab, weil es sich da um Irrthümer und Illusionen handelt, in welchen die Demokratie lange Zeit befangen war. Aber nehmen wir den Alterszensus von fünfundzwanzig Jahren, die Abwesenheit wirksamer Garantien des Wahlgeheimnisses und die Weigerung der Behörden, die Wahlkreise nach der Bevölkerungsziffer abzugrenzen — so bedarf es keines weiteren Nachweises für die Richtigkeit unserer Behauptung.

Das Proportionalsystem ist so einfach, daß Jeder, der das Einmaleins kann, es begreift, und daß auch Jeder, der weiß, daß zweimal zwei vier und

zwölf dividirt durch vier drei ist, die Richtigkeit dieses, wir können wohl sagen mathematischen Wahlsystems anerkennen muß. Aber gerade in diesen Vorzügen liegen die Hindernisse, die seiner Einführung im Wege stehen. Und so ist denn die Frage der Proportionalwahl viel weniger eine theoretische als eine praktische Frage, was jedoch dem hohem Verdienst der theoretischen Aufklärung und dem hohen Verdienst, das der Verfasser des „Votums" sich um die theoretische Aufklärung erworben hat, keinen Abbruch thut.

In die Details der Siegfriedschen Schrift wollen wir nicht eingehen. Da sie sich in erster Linie mit dem württembergischen Vorschlag zu beschäftigen hat, muß sie auch durchaus an die württembergischen Verhältnisse anknüpfen, soweit sie in Frage kommen. Und das hat die Aufgabe wesentlich erschwert. Das Proportionalsystem für ganz Deutschland organisiren, ist nicht halb, nicht ein Viertel so schwierig, als es unter den gegebenen Verhältnissen für Württemberg organisiren, wo es obendrein nicht auf die gesammte Landesvertretung angewandt werden, sondern nur Flicklappen und Lückenbüßer sein und neben andere Wahlsysteme eingestopft werden soll. Um so mehr müssen wir den Scharfsinn und Fleiß des Verfassers loben, der auch unter diesen erschwerenden Umständen das Problem der praktischen Ein- und Durchführung gelöst hat. Welche Schwierigkeiten bereitete blos die Anpassung des Proportionalsystems an das System der Einzelwahlkreise, die in Württemberg bestehen bleiben sollen! Welch verwickelte Berechnungen! Doch der Verfasser hat alle Hindernisse und Schwierigkeiten wie spielend überwunden.

Sehr bemerkenswerth sind die „verbundenen Wahlvorschläge", durch welche der Verfasser einer übermäßigen Zentralisation der Parteien vorzubeugen sucht.

Wir sagten schon, daß bei vollständiger, jedes andere System ausschließender Einführung des Proportionalsystems alle diese Schwierigkeiten wegfallen. Dann bedarf es blos eines amtlichen Zentralkomites zur Leitung der Wahlgeschäfte, in dem alle Parteien und Gruppen vertreten sind — wenigstens als beaufsichtigende und kontrollirende Faktoren. Dieses Zentralwahlkomite erhält die Resultate der lokalen Wahlbehörden und hat die Resultate festzustellen. Das Wahlgeschäft könnte sich ganz ebenso vollziehen wie jetzt, nur daß das Wahlgeheimniß besser zu wahren wäre — was nur eine Sache des guten Willens ist — und daß die Wahlzettel mehr als einen Namen enthalten können.

Jeder Wähler hat wie jetzt nur eine einzige Stimme, kann dieselbe jedoch so abgeben, daß sie nicht einer bestimmten Person, sondern irgend einer Person innerhalb einer bestimmten Gruppe oder Partei zufällt. Die Einzelkandidaturen bestehen aber neben den Gruppenkandidaturen fort — nur daß sie nicht wie jetzt obligatorisch sind und blos für einen kleinen Einzelwahlkreis gelten, sondern für das ganze, einen einzigen Wahlkreis bildende Reich. So hat jede Persönlichkeit, jede Individualität, jede Richtung die denkbar besten Chancen, in der Gesetzgebung zur Geltung zu kommen.

Nach Feststellung des Resultats der Wahlhandlung im ganzen Reiche wird die Gesammtzahl der giltigen Stimmen mit der Zahl der zu wählenden Abgeordneten dividirt; der Quotient ergiebt die Wählerzahl, auf die ein Mandat entfällt. Und nun beginnt das Geschäft der Mandatsvertheilung. Es ist an sich so leicht, daß jeder Sextaner es verrichten kann. So vielmal die Stimmenzahl einer Partei sich mit dem Quotienten dividiren läßt, so viel Mandate hat die Partei. Eine Schwierigkeit bieten erst die übrig bleibenden Brüche oder Reste, Stimmenüberschüsse. Indeß auch diese Schwierigkeit läßt sich leicht überwinden — sei es dadurch, daß Brüche über die Hälfte des Quotienten als

voll gelten, Brüche unter der Hälfte nicht zählen, eine etwas brutale Methode. Oder sei es auf andere Weise. Unser Verfasser macht da sehr sinnreiche und praktische Vorschläge. Wir selbst möchten uns bei dieser Gelegenheit einen Vorschlag erlauben, der dem demokratischen Prinzip durchaus entspricht und jede Willkür oder Vergewaltigung ausschließt. Wir glauben, das Beste wäre, es würde jeder Partei, jeder Gruppe, jedem Einzelkandidaten überlassen, zu bestimmen, wie über den Ueberschuß zu verfügen ist. Die Parteien, Gruppen und Einzelkandidaten würden sich da in den meisten Fällen sehr leicht schlüssig werden. Sollte indeß aus dem einen oder anderen Grunde eine Verständigung nicht erfolgen, so könnte der mechanische Weg der Streichung aller Brüche unter der Hälfte des Quotienten und die Vollzählung derer über der Hälfte betreten werden. Jedenfalls ist das eine Kleinigkeit. Und jedenfalls ist die Ueberwindung der einzelnen Schwierigkeiten, wie überhaupt die ganze Frage der Proportionalgesetzgebung nur eine Frage des guten Willens. Die Opposition, die heute dem Proportionalsystem gemacht wird, ist nicht der Besorgniß vor etwaigen Mängeln desselben entsprungen, sondern umgekehrt der sich jedem Denkfähigen aufdrängenden Erkenntniß der Vorzüge und unbestreitbaren Richtigkeit dieses Wahlsystems.

Die Wanderungsergebnisse nach den Volkszählungen von 1890/95 und 1885/90.

Von Erich Wendlandt-Magdeburg.

Die mit der fortschreitenden Akkumulation des Kapitals verbundene und immer schärfer sich ausprägende Zunahme des Werthes der Produktionsmittel auf Kosten des Werthes der Arbeitslöhne, die Konzentrationen des Kapitals an Produktionsmittel auf der einen Seite, auf der anderen die Zunahme der das Kapital konzentrirenden und zentralisirenden Arbeiterzahl — diese der kapitalistischen Produktionsweise immanente Tendenz der Kapitalakkumulation und der Ueberbevölkerung hat in der jüngsten Zeit lehrreiche offizielle Dokumente gefunden. Dazu gehört auch die Statistik der Wanderungen, der Verschiebungen, des Zu- und Abströmens der produktiven Bevölkerung — als Grundlage und Hebel dieser Akkumulation und zugleich auch als Resultate der durch die Akkumulation erfolgten Ueberzähligkeit und Ueberflüssigkeit der schaffenden Arbeitskraft.

Und während über die Reservearmee des Kapitalismus die Arbeitslosenzählungen des Jahres 1895 Auskunft geben, erfahren wir aus den Volkszählungen einmal die thatsächliche Bevölkerungszunahme und zum Anderen durch deren Differenz mit der natürlichen Bevölkerungszunahme, dem Geburtenüberschuß, die Wanderungsergebnisse, ersehen hieraus die Zunahme oder Abnahme des Austausches der Bevölkerung im Reiche.

Betrachten wir diese Ergebnisse der Volkszählungsperiode 1890/95 zunächst für sich und dann in Beziehung auf die Resultate der Volkszählungsperiode 1885/90.

In dem dritten Hefte der „Vierteljahrsschrift zur Statistik des Deutschen Reiches“ sind die betreffenden Verhältnißzahlen niedergelegt; wir stellen aus diesen hinsichtlich der Wanderungsergebnisse drei Gruppen zusammen, deren erste alle gewinnenden oder noch nicht 1 Promille der mittleren Bevölkerung verlierenden Staaten und Landestheile, deren zweite die von 1 bis 5 Promille verlierenden umfaßt, während der dritten die mehr als 5 Prozent verlierenden Staaten und Bundestheile zugewiesen sind. Ueber den Zusammenhang dieser Wanderungsergebnisse mit der thatsächlichen und natürlichen Bevölkerungszunahme geben die anderen Kolonnen Auskunft, von denen die mit B gezeichnete die thatsächliche Bevölkerungszunahme

bedeutet, die mit G vermerkte den Geburtenüberschuß, die natürliche Bevölkerungszunahme, die mit W bezeichnete den Gewinn oder Verlust der Gegend durch Wanderung wiedergiebt. Wir erhalten somit die auf Seite 183 abgedruckte Tabelle über die Wanderungsergebnisse.

Aus dieser Zusammenstellung erhellt für die in der ersten Gruppe verzeichneten Gebiete eine um so bedeutendere Zunahme durch Wanderungen, als bei Hamburg, Bremen, Berlin, Hessen-Nassau der Geburtenüberschuß 9 bis 12 Promille der mittleren Bevölkerung beträgt; und während Bayern in seiner Gesammtheit bei einem Geburtenüberschuß von 9,73 Promille der mittleren Bevölkerung einen Verlust durch Wanderungen mit 1,90 Promille zu beklagen hat, verzeichnet Oberbayern bei einem Geburtenüberschuß von 8,95 Promille einen Zuwachs durch Wanderungen mit 5,68 Promille der mittleren Bevölkerung und Mittelfranken bei einem Geburtenüberschuß von 9,63 Promille einen Wanderungszugang von 0,55 Promille. Ebenso weist von Württemberg, das in seiner Gesammtheit gleichfalls einen Wanderungsverlust von 4,98 Promille der mittleren Bevölkerung erfahren hat, der Neckarkreis einen solchen von nur 0,38 Promille auf, während der Schwarzwaldkreis mit 7,41 Promille und der Jagstkreis mit 10,45 Promille noch unter dem Gesammtverlust des Landes stehen. Ferner sind von Baden der Kreis Karlsruhe mit einem Gewinn von 0,40 Promille und von Hessen Starkenburg mit einem Verlust von 0,71 Promille, weniger durch Abwanderungen entblößt, als je der ganze Bundesstaat. Dagegen gehören von Westfalen die Regierungsbezirke Minden, Aurich, Osnabrück, von Brandenburg der Regierungsbezirk Frankfurt, vom Rheinland die Regierungsbezirke Aachen, Koblenz, vom Königreich Sachsen die Kreishauptmannschaften Zwickau und Bautzen, von der Provinz Hannover die Regierungsbezirke Hildesheim und Stade, von Hessen-Nassau der Regierungsbezirk Kassel zu den Abwanderungsgebieten bei einer starken oder mittelstarken thatsächlichen Bevölkerungszunahme. Andererseits zeichnen sich von der Provinz Sachsen der Regierungsbezirk Magdeburg, von der Provinz Pommern die Regierungsbezirke Stettin und Stralsund durch einen geringeren Wanderungsverlust aus, als die Gesammtgebiete ihn konstatiren. — In dem Jahrfünft 1890/95 haben also die Landestheile und Bundesstaaten mit ausgeprägt industrieller Entwicklung weiteren Zugang durch Wanderungen erheischt, und wo ein Wanderungsabgang bei dem agrarischen Pommern zu verzeichnen ist, ist derselbe ebenso wie in den ländlichen Gebieten von Westfalen schwächer geworden von den Bezirken mit industrieller Thätigkeit, stärker dagegen von solchen mit rein agrarischer Betriebsform.

Ist aber seit 1885 der Zugang nach diesen Industriezentren ein stetig gleichbleibender, so daß aus den abwandernden Gebieten der Abfluß auf derselben Höhe stehen geblieben oder weiter vorgeschritten ist, in den Gebieten mit vorwiegender Zuwanderung diese nicht abnimmt und geringer wird? Darüber giebt uns ein Vergleich der Wanderungsergebnisse der Volkszählungsperiode 1890/95 mit denen von 1885/90 genügende Auskunft.

In den Vorbemerkungen des amtlichen Berichts wird nämlich darauf hingewiesen, daß, da der Geburtenüberschuß gegenüber 1885/90 nur wenig und ziemlich gleichmäßig in den einzelnen Gebieten gesunken ist, alle stärkeren Aenderungen der Zunahme auf den Einfluß der Wanderungen zurückzuführen sind; und daß man einigen Aufschluß über die Art der in der Zunahmerate erfolgten Aenderungen erhält, wenn man diesen Zugang selbst betrachtet und untersucht, wie er sich seit 1885/90 gestaltet hat. Zu diesem Zwecke wurden zwei Reihen zusammengestellt, in deren einer jene Gebiete des Reiches aufgenommen sind, bei denen die Zunahmerate gestiegen, resp. die Abwanderungsrate gefallen ist, in deren anderer jene verzeichnet sind, bei denen die Zunahmerate gesunken, resp. die Abwanderungsrate gestiegen ist. Die erste Reihe wird als günstige bezeichnet, die andere als ungünstige. Wir geben diese Zusammenstellung voll wieder, weil sie sich, um das Bild klar zu machen, nicht weiter kürzen läßt; überdies vervollständigen die hier wiedergegebenen Promillezahlen die oben angegebenen Gruppenziffern.

Lfd. Nr.	Gruppe I	W	B	G	Gruppe II	W	B	G	Gruppe III	W	B	G
1	Brandenburg	+8,65	20,88	12,23	Baden	−1,67	7,99	9,66	Sachsen-Meiningen .	− 5,23	8,89	14,12
2	Hamburg	+6,54	18,13	11,59	Hessen	−1,72	9,08	10,80	Provinz Sachsen . .	− 5,24	8,98	14,22
3	Bremen	+5,01	16,94	11,93	Deutsches Reich . .	−1,77	11,21	12,98	Schwarzb.-Sondersh.	− 6,66	6,68	13,34
4	Reuß jüngere Linie . .	+4,49	19,56	15,07	Bayern	−1,90	7,83	9,73	Lippe	− 6,95	9,66	16,61
5	Lübeck	+3,87	17,12	13,24	Preußen	−1,91	12,28	14,19	Pommern	− 7,04	6,88	13,93
6	Westfalen	+2,79	21,27	18,47	Oldenburg	−2,41	10,30	12,71	Sigmaringen . . .	− 7,29	−1,01	6,28
7	Berlin	+1,99	12,10	10,11	Elsaß-Lothringen . .	−2,77	4,62	7,39	Schwarzb.-Rudolstadt	− 7,42	6,47	13,89
8	Braunschweig	+1,30	14,53	13,23	Schaumburg-Lippe .	−2,85	10,26	13,10	Ostpreußen	− 8,84	4,84	13,68
9	Königreich Sachsen . .	+0,90	15,64	14,74	Mecklenburg-Strelitz .	−3,01	7,14	10,15	Westpreußen . . .	− 9,24	8,29	17,52
10	Rheinland	+0,73	16,12	15,39	Reuß ältere Linie .	−3,08	14,48	17,56	Posen	−10,08	8,60	18,68
11	Anhalt	−0,37	15,10	15,47	Sachsen-Altenburg .	−3,08	10,76	13,84	Waldeck	−10,36	1,69	12,05
12	Hannover	−0,49	12,23	12,72	Schleswig-Holstein .	−3,12	10,68	13,80				
13	Hessen-Nassau	−0,85	10,80	11,65	Sachs.-Coburg-Gotha	−3,50	9,54	13,04				
14					Schlesien	−3,58	8,84	12,42				
15					Mecklenb.-Schwerin .	−3,98	6,50	10,48				
16					Sachsen-Weimar . .	−4,20	7,89	12,10				
17					Württemberg . . .	−4,94	4,34	9,28				
	Dagegen:											
1	Oberbayern	+5,68	14,64	8,95	Minden Reg.-Bez. .	−2,74	12,83	15,57	Frankfurt Reg.-Bez. .	− 6,08	5,65	11,73
2	Mittelfranken	+0,55	10,18	9,63	Bautzen Kreis-Hptm.	−2,66	7,59	10,25	Osnabrück „ „ .	− 4,69	8,40	13,09
3	Karlsruhe Landeskl.-Bez.	+1,13	11,73	10,60	Zwickau „ „	−4,39	11,76	16,15	Aurich „ „ .	− 6,46	8,89	15,35
4	Starkenburg	−0,71	11,53	12,24	Aachen Reg.-Bez. .	−4,41	8,85	13,26	Koblenz „ „ .	− 6,72	5,27	11,99
5	Neckarkreis	−0,63	9,49	10,12	Hildesheim „ „ .	−2,79	8,85	11,64	Kassel „ „ .	− 5,06	7,06	12,12
6					Stade „ „ .	−4,73	8,83	13,56	Oberfranken . . .	− 6,07	4,40	10,47
7					Magdeburg „ „ .	−3,46	9,33	12,79	Niederbayern . . .	− 6,47	2,61	9,08
8					Stettin „ „ .	−3,80	9,44	13,24	Oberpfalz	− 6,50	3,27	9,77
9					Stralsund „ „ .	−4,39	5,77	10,16	Oberelsaß	− 5,45	2,47	7,92
10									Schwarzwaldkreis .	− 7,41	2,93	10,34
11									Jagstkreis	−10,45	−2,05	8,40

I. Gebiete, deren Wanderungsergebniß sich seit 1885/90 in günstigem Sinne veränderte (in Promille der mittleren Bevölkerung):

Wanderungs-Zunahme (+) bezw. Abnahme (—)	1890/95	gegenüber 1885/90	Wanderungs-Zunahme (+) bezw. Abnahme (—)	1890/95	gegenüber 1885/90
Potsdam, Regierungsbezirk	+19,77	+3,91	Unterfranken	— 4,04	+3,47
Dresden, Kreishauptmannschaft	+ 9,11	+1,52	Konstanz, Landeskomm.-Bezirk	— 4,18	+2,24
Brandenburg, Provinz	+ 8,65	+3,71	Stralsund, Regierungsbezirk	— 4,39	+8,24
Hannover, Regierungsbezirk	+ 7,53	+2,99	Aachen, Regierungsbezirk	— 4,41	+0,37
Münster, Regierungsbezirk	+ 6,54	+1,99	Oberhessen	— 4,56	+0,60
Reuß jüngere Linie	+ 4,49	+2,17	Osnabrück, Regierungsbezirk	— 4,69	+1,94
Lüneburg, Regierungsbezirk	+ 1,25	+0,66	Breslau, Regierungsbezirk	— 4,72	+1,87
Karlsruhe, Landeskommissariatsbez.	+ 1,13	+0,55	Stade, Regierungsbezirk	— 4,73	+0,20
Hannover, Provinz	— 0,49	+1,45	Württemberg	— 4,94	+0,65
Neckarkreis	— 0,63	+2,00	Kassel, Regierungsbezirk	— 5,06	+0,23
Starkenburg, Provinz	— 0,71	+1,13	Merseburg, Regierungsbezirk	— 5,98	+0,08
Trier, Regierungsbezirk	— 0,73	+3,37	Oberfranken	— 6,07	+3,32
Oldenburg, Herzogthum	— 0,78	+2,16	Frankfurt, Regierungsbezirk	— 6,08	+1,73
Hessen-Nassau	— 0,85	+0,10	Danzig, Regierungsbezirk	— 6,32	+5,09
Schwaben	— 1,14	+0,59	Aurich, Regierungsbezirk	— 6,46	+2,27
Baden	— 1,67	+0,45	Niederbayern	— 6,47	+1,25
Hessen	— 1,72	+0,10	Oberpfalz	— 6,50	+1,60
Bayern	— 1,90	+0,10	Schwarzburg-Sondershausen	— 6,66	+0,79
Preußen	— 1,91	+0,13	Pommern	— 7,04	+5,03
Unterelsaß	— 2,13	+2,29	Sigmaringen, Regierungsbezirk	— 7,29	+1,29
Oppeln	— 2,30	+3,76	Schwarzwaldkreis	— 7,41	+0,02
Oldenburg, Großherzogthum	— 2,41	+1,76	Schwarzburg-Rudolstadt	— 7,42	+0,92
Minden, Regierungsbezirk	— 2,74	+0,50	Lübeck, Fürstenthum	— 8,56	+3,59
Hildesheim, Regierungsbezirk	— 2,79	+0,17	Königsberg, Regierungsbezirk	— 8,57	+4,91
Schaumburg-Lippe	— 2,85	+1,68	Ostpreußen	— 8,84	+4,61
Freiburg, Landeskomm.-Bezirk	— 2,95	+0,49	Gumbinnen	— 9,23	+4,17
Mecklenburg-Strelitz	— 3,01	+7,42	Westpreußen	— 9,24	+4,62
Sachsen-Coburg-Gotha	— 3,50	+0,48	Bromberg, Regierungsbezirk	— 9,82	+3,61
Schlesien	— 3,58	+2,44	Posen, Provinz	—10,08	+3,68
Stettin	— 3,80	+4,02	Posen, Regierungsbezirk	—10,22	+3,72
Liegnitz	— 3,84	+1,26	Marienwerder, Regierungsbezirk	—11,28	+4,28
Mecklenburg-Schwerin	— 3,98	+4,57	Köslin, Regierungsbezirk	—12,41	+4,99

II. Gebiete, deren Wanderungsergebniß sich seit 1885/90 in ungünstigem Sinne veränderte (in Promille der mittleren Bevölkerung):

Wanderungs-Zunahme (+) bezw. Abnahme (—)	1890/95	gegenüber 1885/90	Wanderungs-Zunahme (+) bezw. Abnahme (—)	1890/95	gegenüber 1885/90
Hamburg	+6,54	—20,70	Bautzen, Kreishauptmannschaft	— 2,66	—0,90
Oberbayern	+5,68	— 5,43	Elsaß-Lothringen	— 2,77	—1,10
Bremen	+5,01	— 1,98	Sachsen-Altenburg	— 3,08	—2,37
Köln, Regierungsbezirk	+4,18	— 1,94	Reuß ältere Linie	— 3,08	—8,73
Lübeck	+3,87	— 9,87	Schleswig (-Holstein)	— 3,12	—2,49
Düsseldorf, Regierungsbezirk	+3,53	— 3,75	Magdeburg, Regierungsbezirk	— 3,46	—6,00
Arnsberg, Regierungsbezirk	+3,51	— 2,09	Donaukreis	— 3,98	—0,24
Wiesbaden, Regierungsbezirk	+3,17	— 0,19	Pfalz	— 4,09	—0,45
Westfalen	+2,79	— 0,53	Sachsen-Weimar	— 4,20	—0,82
Berlin	+1,99	—23,70	Zwickau, Kreishauptmannschaft	— 4,39	—6,65
Braunschweig, Herzogthum	+1,30	— 2,96	Sachsen-Meiningen	— 5,23	—0,03
Leipzig, Kreishauptmannschaft	+1,13	— 7,32	Sachsen, Provinz	— 5,24	—3,17
Sachsen, Königreich	+0,90	— 3,89	Oberelsaß	— 5,45	—2,63
Rheinland	+0,73	— 1,34	Koblenz, Regierungsbezirk	— 6,72	—1,04
Mittelfranken	+0,55	— 0,24	Lippe	— 6,95	—0,79
Anhalt	—0,37	— 3,38	Erfurt, Regierungsbezirk	— 7,83	—4,44
Rheinhessen	—0,68	— 1,83	Birkenfeld, Fürstenthum	— 8,47	—2,79
Lothringen	—1,10	— 3,90	Waldeck	—10,36	—1,65
Mannheim, Landeskomm.-Bezirk	—1,59	— 0,93	Jagstkreis	—10,45	—0,06
Deutsches Reich	—1,77	— 0,39			

Es sind also, heißt es im amtlichen Bericht, am häufigsten die Gebiete mit einem im günstigen Sinne veränderten Wanderungsergebniß vertreten; jedoch ist diese Wendung zu einer stärkeren Volksvermehrung nicht immer so zu deuten, als ob ein eigentlicher Wanderungsgewinn durch Zuzug aus anderen Gegenden eingetreten ist; richtiger wird die Annahme sein, daß die bisherige Abgabe von Bevölkerungstheilen nachgelassen hat und so in Wirklichkeit der frühere Wanderungsverlust weniger beträchtlich geworden ist. Das dürfte vorwiegend für den landbautreibenden Norden und Nordosten und für die Provinz Posen zutreffen. Ist in diesen und anderen vorwiegend ländlichen Distrikten des Reiches (z. B in Aurich, Osnabrück, Minden, Hildesheim, Münster) also eine Erstarkung der thatsächlichen Bevölkerungszunahme wahrnehmbar, so zeigen die Landestheile mit industriellem Charakter ein gegen früher vermindertes Wachsthum.

Außer Berlin und den drei Hansestädten kommen hier in Frage das Königreich Sachsen, besonders die Kreishauptmannschaften Leipzig und Zwickau, ferner in der Rheinprovinz die Regierungsbezirke Düsseldorf und Köln, in Westfalen der Regierungsbezirk Arnsberg, ferner Anhalt, Sachsen-Meiningen, Reuß jüngere Linie und Lippe, in der Provinz Sachsen der Regierungsbezirk Erfurt und im Süden des Reiches die Pfalz und das anstoßende Gebiet des Landeskommissariatsbezirks Mannheim; sie sämmtlich haben in ihrer Anziehungskraft auf die früheren Auswanderungsgebiete nachgelassen. Nachdem, so lautet das Schlußwort des Berichts, die Berufsstatistik bereits eine Zunahme der industriellen Erwerbsthätigkeit auch in sonst vorwiegend ländlichen Gebieten festgestellt hat, läßt sich als Grund obiger Erscheinungen nur annehmen, daß die gewerbliche Thätigkeit in jenen Distrikten jetzt größeren Bevölkerungsmassen Beschäftigung bietet und die frühere Abwanderung in die Zentren der Industrie nachzulassen beginnt.

Das hat aber die Wirkung, daß die Abnahme der Wanderungen aus diesen ländlichen Gebieten und die Zunahme der industriellen Thätigkeit in diesen Gebieten auf der einen Seite das landwirthschaftliche Produktionsgebiet einengt, das Deutsche Reich von dem Getreideimport und der Zufuhr auswärtiger Lebensmittel abhängig macht, die Agrarier also expropriirt werden; und daß auf der anderen Seite dieses günstige Wanderungsergebniß mit Hilfe und auf Grund der Akkumulation des Kapitals und mit allen seinen ökonomischen Wirkungen dem Emanzipationskampf der Arbeiterklasse zu Hilfe kommt. Während einmal die in den Industriezentren seßhaft gewordene Arbeiterschaft weniger durch unorganisirte Zuwanderungen zu leiden hat, wird die Organisirung der Arbeiterschaft auf dem Lande in dem Maße erleichtert, in dem die Industrie sich dort ausbreitet und die Bevölkerung festhält.

Wirthschaftliche Rundschau.

(Die Reichsbank. — Chinesische Anleihe, Chinas Außenhandel. — Amerikanische Kaffeepreise. — Londoner Docktrust. — Petroleum.)

Haben wir in unserem letzten Bericht uns eingehend mit den großen Privatbanken befaßt, so wollen wir nunmehr unserer Reichsbank besondere Aufmerksamkeit schenken.

Die Reichsbank verfügt über ein Kapital von 120 Millionen Mark und einen Reservefonds von 30 Millionen Mark. Sie ist sozusagen auf einem gemischten System errichtet als Nachfolgerin der weiland preußischen Bank, indem sie wohl eine Aktiengesellschaft und damit ein Erwerbsinstitut ist, aber gleichzeitig unter staatlicher Aufsicht steht und einen großen Theil ihres Nutzens dem Staate abtreten muß. Dieser Nutzenantheil des Staates betrug in 1876, dem Jahre der Gründung der Bank, 1954000 Mark, dagegen 1897 circa 10 Millionen Mark. Dieses glänzende Resultat ist aber nicht etwa ausschließlich dem vermehrten Geschäftsumfang und

größeren Gewinn zuzuschreiben, sondern der bedeutend höheren Abgabequote, welche der Bank bei Gelegenheit der Erneuerung des Privilegiums auferlegt wurde. Dieses gemischte System hat so große Vortheile unter gegenwärtigen Verhältnissen, daß es nothwendig erscheint, den agrarischen Bemühungen, die Bank in eine Staatsbank zu verwandeln (das Privilegium muß bis 1. Januar 1900 erneuert werden), mit aller Energie entgegenzutreten.

Man mag die Verstaatlichung der Bank theoretisch für richtig halten, heute würde ein solcher Schritt sowohl deren Existenz wie die Staatsfinanzen mit Ruin bedrohen. Zunächst wären die Kapitalien der Bank in einem verlorenen Kriege eine willkommene Beute der Sieger, weshalb auch Frankreich und England wohlweislich beim alten System geblieben sind; dann aber würden die Agrarier die gute Gelegenheit benutzen, um ihren großentheils durch eigenes Verschulden verlodderten Finanzen aus der Tasche des Volkes mittels der Bank aufzuhelfen.

Die Bank kauft heute nur Wechsel an, die drei, mindestens aber zwei gute Unterschriften tragen und nicht über drei Monate laufen. Ueberdies verweigert sie alle Reit-, bezw. Finanzwechsel, d. h. solche, welche nicht einem wahren Bedürfniß des Handels, der Industrie oder des Ackerbaues entsprechen, sondern ausgegeben werden, um Geld zu machen.

Die Agrarier möchten nun, daß der Landwirth auch Wechsel mit blos einer Unterschrift und bis zu einem Jahre Verfallfrist bei der Bank unterbringen könnte. Als Entschädigung für das vergrößerte Risiko soll die Bank bei zweifelhaften Wechseln eine etwas höhere Verzinsung erhalten!

Auch ohne lebhafte Phantasie kann man sich vorstellen, wie bald nicht nur das Kapital der Bank, nein, auch die sämmtlichen Guthaben auf Girokonto u. s. w. in werthlosen Wechseln verschuldeter Landwirthe angelegt sein würden, dann hieße es für das Volk „nachschießen“, so wie schon heute bei der Zentralgenossenschaftskasse, nur in viel größerem Umfang. Der Kredit eines Staates beruht aber ebenso gut auf Vertrauen wie der einer Bank, wenn deshalb die Bank verstaatlicht würde und man wüßte, daß ihr Wechselbestand ein solcher ist, daß er im Falle einer Krisis nicht verwerthbar ist, so würde man sein Giroguthaben zurückziehen und mit dem Bankkredit würde auch der des Staates in die Brüche gehen müssen — ein großer Zusammenbruch wäre unvermeidlich, wenn man solcher Art aus der Bank anstatt einer nach soliden kaufmännischen Grundsätzen geleiteten Erwerbsgesellschaft eine Almosengewährerin machte — bei den ersten Anzeichen einer Krisis würden die Noten in solchen Mengen präsentirt werden, daß eine Einlösung derselben unmöglich wäre.

Erst müßte die Staatsgewalt in anderen Händen sein, ehe man eine Verstaatlichung der Reichsbank befürworten könnte.

Laut Bankgesetz fällt nun der Bank die Aufgabe zu, „den Geldumlauf im ganzen Reichsgebiet zu regeln“, sowie „die Hüterin unserer Goldwährung zu sein“.

Beide Aufgaben hat die Bank bisher in anerkennenswerther Weise gelöst. Das Girowesen, der größte Fortschritt moderner Geldtechnik, hat unter ihrer Aegide enorm zugenommen. Es betrugen die Giroguthaben 1876 140½ Millionen, 1897 500 Millionen Mark. Hierdurch ist die Bank in Stand gesetzt, den effektiven Geldumlauf erheblich zu vermindern.

Der Bestand der Bank an ungemünztem Golde betrug 1876 43 Millionen, 1897 circa 300 Millionen Mark. Dagegen hat sie einen großen Theil der alten Silberbestände abgestoßen — leider nicht den ganzen, aber auch dem tüchtigsten Kaufmann gelingt es nicht, sich immer vor Ladenhütern zu bewahren.

Der gesammte Metallbestand der Bank betrug 1871 circa 500 Millionen, 1897 circa 900 Millionen Mark. Da die Bank berechtigt ist, Noten im dreifachen Betrag des Baarbestands auszugeben, so hätte sie das Recht, jetzt circa 2700 Millionen Mark in Umlauf zu setzen, es laufen aber nur circa 1100 Millionen, folglich hat sie eine Emissionsreserve von circa 1600 Millionen Mark.

Der Umsatz der Reichsbank hat sich von 36 Milliarden im Jahre 1876 auf 142 Milliarden im Jahre 1897 gehoben.

Ich wiederhole, in einem nach den Gesetzen wirthschaftlicher Gleichheit regierten Staate wäre jedenfalls die Verstaatlichung der Bank trotz der guten Dienste, die sie jetzt leistet, das Richtige, wenn wir jetzt aber die begehrlichen Hände der Agrarier, denen die sonstigen Liebesgaben für Spiritus und Zucker u. s. w. nicht genügen, sich auch nach den Geldsäcken der Reichsbank ausstrecken sehen, so heißt es unter Zurücksetzung jeder theoretischen Erwägung praktische Politik treiben, indem man ihnen auf die Finger klopft.

In deutschen Börsenkreisen hat das Fiasko der letzten großen chinesischen Anleihe sehr verdrossen — das deutsche Publikum hat stark gezeichnet, dagegen war die Betheiligung in England eine minimale. So bekamen denn die deutschen Zeichner sehr viel zugetheilt, was sie großentheils mit Verlust wieder losschlagen mußten. Man schob die Schuld allgemein der Londoner hohen Finanz in die Schuhe, dieselbe solle nicht mehr auf der Höhe stehen oder auch schlecht manipulirt haben, indem sie die Anleihe bereits vorher unter Kurs offerirt und so diskreditirt habe u. s. w. Mir erscheint aber der plausibelste Grund, daß das englische Publikum die Verzinsung gegenüber der gebotenen Sicherheit für zu gering befindet. Vor 23 Jahren bezahlte China noch 8 Prozent bei einem Kurse von 95 Prozent, d. h. circa 8,4 Prozent, die 1885er Goldanleihe brachte noch 6 Prozent Zinsen, die jetzige nur 4½ Prozent bei 90 Prozent, d. h. 5 Prozent — da will eben das englische Publikum nicht mehr mit! Und das unserige — hat es etwa die kolossalen Summen gezeichnet, um sie als Anlage zu behalten? Wahrscheinlich nicht, sondern erstens in der Erwartung einer starken Ueberzeichnung, so daß es nur wenig zugetheilt bekäme, und dann in der Hoffnung, für das Zugetheilte „Dumme“ zu finden, die es mit Aufgeld kauften. Nun richtet sich die Wuth gegen die „Klügeren“, die nur sehr mäßig gezeichnet haben! Noch ein paar solche Niederlagen, und der Schwindel mit den gewaltigen Ueberzeichnungen, der ja doch nur Sand in die Augen ist, würde aufhören. Es dürfte vielleicht meine Leser interessiren, etwas über den Umfang des chinesischen Außenhandels zu hören. Derselbe betrug:

	1895	1896
	53250000 Pfd. Sterl.	59170000 Pfd. Sterl.
Davon entfielen auf:		
Großbritannien	35250000 Pfd. Sterl.	39271000 Pfd. Sterl.
das übrige Europa außer Rußland	4500000 „ „	4585000 „ „
Rußland über See	1000000 „ „	1050000 „ „
Rußland über Land	1250000 „ „	1386500 „ „
Japan	5250000 „ „	4795000 „ „

Wohin der Konkurrenzkampf führen kann, sieht man jetzt einmal wieder recht deutlich in den Vereinigten Staaten. Durch die Feindschaft zwischen dem Zuckertrust und den größten Kaffeeröstern Arbuckle Brothers ist der Preis für ein Pfund Kaffee, welcher früher zwischen 20 und 25 Cents lag, auf 7 Cents heruntergedrückt, d. h. weit unter Einstandswerth. Das Publikum hat ja vorläufig den Vortheil davon, d. h. solange nicht ein Theil unterliegt oder beide sich einigen.

Wie ausdehnungsbedürftig die amerikanische Industrie ist, beweist einmal wieder die versuchsweise Sendung von 1000 Tons amerikanischer Kohle ab Philadelphia nach Port Natal in Afrika, bisheriges ausschließliches Absatzgebiet Englands.

In London geht man mit dem Plane um, die sämmtlichen Schiffsdocks zu einem gewaltigen Trust mit 50 Millionen Pfd. Sterl., d. h. circa 1 Milliarde Mark Kapital, umzuwandeln.

Im Kaukasus sollen Petroleumquellen entdeckt sein, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen.

Feuilleton.

Donatienne.

Von René Bazin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Ina Bach.

(Nachdruck verboten.)

I.

Den Kopf in die Hand gestützt, saßen Mann und Frau oben auf dem Hügel vor der Thüre des Pachthofs; er war sehr groß, sie sehr klein, beide Bretonen von echtem, altem Schlage. Es dämmerte schon stark. Ein meilenlanger, schmaler, rother Streifen, der kaum hier und da durch die fernen, wellenförmigen Erhebungen des Bodens unterbrochen wurde, deutete auf die unermeßliche Weite des Horizonts, den sie vor sich hatten. Aber die flockigen Wolken, welche den Himmel bedeckten, und der Wald von Lorges, der sich in verschlungenen Wellenlinien in den Thälern und an den Abhängen hinzog, waren nur mehr schwach beleuchtet. Wolkenbänke lagerten am Himmel, dichte Nebelwände um die Laubkronen, alles war gleichförmig und alles ruhte. Ein scharfer Duft, der nächtliche Athem des Waldes, zog von Zeit zu Zeit vorüber. Am Rande des Waldes, etwa dreihundert Meter vom Hause entfernt, lag ein Stück Heideland, das wie ein brauner Flecken aussah, dicht dabei ein dürftiges, abgemähtes Buchweizenfeld und ganz nahe vor ihnen der kleine, steinige Hügel, welcher mit Ginster übersäet war, und auf dem das Gehöft Ros Grignon lag.

Sie waren arm. Als der Mann ausgedient hatte, heirathete er die Tochter eines Seemanns, welche als Magd in der Pfarre Iffiniac diente, nicht weit von der Pfarre Ploeuc. Sie hatte einige hundert Francs Ersparnisse und unter ihrer Haube, deren Flügel wie Blüthenblätter des Alpenveilchens in die Höhe standen, blickten sehr unschuldige und lebhafte schwarze Augen hervor. Er besaß nichts. Bei einem Soldaten, der seine Jahre abgedient hatte, war das ja auch eigentlich selbstverständlich. Aber er hatte sie ganz bestimmt weniger des Geldes wegen geheirathet, als weil sie ihm gefiel. Und da er als ein tüchtiger und kräftiger Arbeiter bekannt war, so war es ihm gelungen, vier Hektar mageren Landes mit zwanzig Apfelbäumen und einem Hause in Pacht zu erhalten; das Haus bestand aus einem Stalle für die Kuh und einem Zimmer, worin die Menschen schliefen; beide lagen unter dem meterdicken Strohdach, das von dem Moose darauf ganz hell schimmerte: das war der Bauernhof Ros Grignon. Aber der Pächter zahlte schlecht. In den sechs Jahren seiner Ehe waren ihm drei Kinder geboren, von denen das jüngste, Johel, fünf Monate alt war. Kaum konnte die Mutter an den schwersten Tagen ihrem Manne helfen, das Land umzugraben, zu säen, zu jäten und zu ernten. Der Hafer brachte wenig ein, fast allen Buchweizen verzehrten sie selbst, und durch den Schatten des Waldes, die tiefen Wurzeln der Eichen und des Ginsters waren die Ernten nur spärlich.

Die Nacht brach ruhig und feucht herein, wie viele Nächte gegen Ende September. Im Zimmer hinter Jean Louarn und seiner Frau hörte man das regelmäßige Geräusch einer Wiege, welche ein Mädchen von fünf Jahren, die kleine Noëmi, in Bewegung setzte, indem sie an einer Schnur zog. Sie wiegte Johel in Schlaf. Die Beiden draußen bewegten sich nicht. Sie starrten ins Weite, als ob sie zusähen, wie der Streifen rothen Lichtes über dem Walde schwächer

wurde. Der Thau, welcher von den Halmen des Strohdachs herabtropfte, fiel auf den Hals des Mannes, ohne daß er es beachtete. Sie ruhten aus und athmeten den frischen Wind ein und dachten an nichts, höchstens hatten sie das Bewußtsein ihres Elends, das sie nie verließ, worüber sie gar nicht mehr sprachen und über das Jedes allein nachsann, wenn die Noth zu lange gewährt hatte.

Das Knarren der Wiege verstummte, und das kaum eingeschlafene Kind fing an zu schreien. Die Frau wandte den Kopf und sprach ins Zimmer hinein: „Zieh' doch die Schnur, Noëmi! Warum ziehst Du nicht?“

Keine Antwort. Das leichte Geräusch des Korbes ließ sich wieder vernehmen. Aber der Vater war aus dem Grübeln aufgestört, in das er versunken war, und sagte langsam: „Wir werden wohl die Kuh verkaufen müssen.“

„Ja“, erwiderte die Frau, „die werden wir verkaufen müssen.“

Es war nicht das erste Mal, daß sie davon sprachen, das einzige Thier aus ihrem Stalle zu Markte zu bringen, aber immer wieder konnten sie sich nicht dazu entschließen und warteten auf ein anderes Rettungsmittel, ohne zu wissen worauf.

„Wir müssen sie doch noch vor dem Winter verkaufen“, fügte Louarn hinzu. Dann schwieg er. Der kleine Johel war eingeschlafen. Weder aus dem Bauernhaus, noch aus der unermeßlichen Ebene, die sich ringsum ausbreitete, ließ sich ein Ton vernehmen. Der schwach leuchtende Schein der untergegangenen Sonne war nur als feine Linie sichtbar. Es war die Stunde, wo die Raubthiere, Wölfe, Füchse und schleichende Marder aus dem Dickicht hervorkommen, vorgestreckten Halses die Nacht durchwittern, sich plötzlich recken und dann ganz frei auf den schmalen Waldwegen ihre Wanderung antreten.

„Guten Abend“, sagte eine heisere Stimme.

Mann und Frau fuhren in die Höhe. Unwillkürlich war Louarn einen Schritt vorgetreten, um zwischen seiner Frau und dem Kommenden zu stehen. Einen Augenblick stand er vorgebeugt und blickte forschend in das Dunkel des steinigen Abhangs, während er die Arme kampfbereit am Körper hielt. Aber in dem schwachen Lichtschein, der durch die Thüre fiel und eine schmale Bahn durch den Nebel brach, erschien ein Kopf und dann der kräftige Körper eines Mannes, welcher durch die weiten Falten einer Blouse noch breiter aussah.

„Brauchst keine Angst zu haben, Louarn, ich bin es, ich bringe einen Brief.“

„Jetzt ist aber doch keine Zeit, um unterwegs zu sein“, sagte Louarn.

„Ihr wohnt so weit ab“, erwiderte der Briefträger, „ich habe noch erst die Briefkasten ausgenommen. Da!“

Der Pächter streckte die Hand aus und sah das Kouvert mit traurigem Lächeln an.

Was machte es ihm aus, ob er einen Brief mehr oder weniger vom Advokaten Guillon bekam, der den Pachtzins für Fräulein Penhoat einkassirte? Das war unnütze Schreiberei, denn er konnte ja doch nicht zahlen.

„Willst Du hereinkommen?“ sagte er. „Willst Du einen Schluck Apfelwein?“

„Nein, heut Abend nicht, ein andermal.“

Nach drei Schritten war der Mann verschwunden, denn der Nebel wurde immer dichter.

„Wir wollen hineingehen“, sagte Louarn.

Während er die Thüre schloß und den hölzernen Riegel vorschob, der an dem einen Ende durch den langjährigen Gebrauch ganz glänzend geworden war,

hob seine Frau das Licht von der Erde auf, welches in dem Halse einer Flasche steckte. Sie hatte es eiliger als er, den Inhalt des Briefes zu erfahren. Sie stellte das Licht auf den Tisch und beugte sich mit glänzenden Augen zu ihrem Manne hinüber.

„Sag' doch, Jean, woher kommt der Brief?“

Er stand an der anderen Seite des Tisches, kehrte das Kouvert zwei- oder dreimal in der Hand um, hielt es vor sein Gesicht, das regelmäßig geschnitten, mager und glatt rasirt war bis auf ein Endchen Backenbart an den Schläfen, und da er erkannte, daß es nicht Meister Guillons Schrift war, sagte er: „Da, lies Du, Donatienne, von ihm ist er nicht. Ich bin fürs Gedruckte, hierauf verstehe ich mich nicht.“

Und nun sah er seinerseits der kleinen Bretagnerin zu, wie sie schnell las und dabei den Kopf hin- und herbewegte, wie sie roth wurde und zitterte und endlich aufblickte und mit thränenfeuchten Augen, doch zugleich lächelnd sagte: „Sie wollen mich als Amme haben!“

Louarns Gesicht verdüsterte sich. Seine mageren Wangen, die so fahl waren wie der schlechte Boden, den er bearbeitete, wurden noch hohler.

„Wer denn?“ fragte er.

„Ich weiß nicht wer, der Name steht nicht drin. Es ist durch den Doktor von Saint-Brieuc.“

„Und wann sollst Du fort?“

Sie senkte den Kopf tief, da sie sah, wie erregt Louarn war.

„Morgen früh. Ich soll mit dem ersten Zuge kommen, schreiben sie. Wirklich, darauf war ich nicht mehr gefaßt, Mann. . . .“

Vor Johels Geburt war ihnen der Gedanke gekommen, daß Donatienne einen Platz als Amme finden könnte, wie so viele andere Verwandte oder Bekannte aus der Gegend, und die junge Frau hatte den Arzt von Saint-Brieuc aufgesucht, der ihren Namen und ihre Adresse notirt hatte. Aber da sie seit acht Monaten keine Antwort erhalten hatten, so glaubten sie, daß ihre Anfrage vergessen wäre. Nur der Mann hatte zur Erntezeit noch ein paarmal davon gesprochen und gesagt: „Es ist doch ein wahres Glück, daß sie Dich nicht gewollt haben, Donatienne! Was hätte ich ganz allein machen sollen!“

„Darauf war ich nicht mehr gefaßt“, wiederholte die kleine Bretagnerin, deren Gesicht von unten durch das Licht beleuchtet wurde. „Nein, wahrhaftig, das ist eine Ueberraschung! . . .“

Und dabei schlug unwillkürlich ihr Herz höher. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Dies weiße Papier, das sie jetzt ansah, ohne zu lesen, verursachte ihr eine unbestimmte Freude, deren sie sich schämte; es war, als würde ihr eine Erlösung aus dem Elend geboten, eine Befreiung von den Sorgen ihres Lebens als Bäuerin, die für den Mann kochen und für die Kinder und für das Vieh sorgen muß, ohne sich Ruhe zu gönnen. Sie fühlte, daß das schwere Gewicht der Ueberanstrengung und der Sorgen, das sie Beide zu Boden drückte, ein wenig leichter wurde. Die Geschichten, welche die Frauen von Ploeuc erzählten, wie man die Ammen in den Städten mit Geschenken überhäuft, flüchtige Bilder von gestickter Wäsche, seidenen Bändern, Rollen von Goldstücken, auch der stolze Gedanke, daß sie durch den Arzt in ein großes Haus nach Paris geschickt wurde, all das zog bunt durcheinander an ihrem Geiste vorüber. Sie schämte sich und wandte sich zu den beiden Wiegen, die nebeneinander bei dem Bette mit den grünen Wollvorhängen standen und machte, als ob sie das Betttuch bei Lucienne und Johel glatt striche.

„Es wird freilich eine traurige Zeit sein, Mann.... Aber siehst Du, es dauert ja auch nicht ewig.“

Keine Antwort erfolgte und kein anderer Schatten als ihr eigener bewegte sich an der Wand. Sie hörte, wie draußen zwei Wassertropfen vom Strohdach auf die Steine fielen.

„Und dann werde ich auch Geld verdienen und das schicke ich Dir. Die Leute sind gewiß reich. Sie geben mir vielleicht Kinderzeug, das die Kleinen so nöthig haben....“

Das einzige Zimmer des Hauses versank wieder in das allgemein herrschende Schweigen und schien einen Augenblick etwas Todtes, als sei es wie der Wald, wie Gras und Heide unter dem schweren Thau dieser Septembernacht erdrückt. Donatienne fühlte, daß der Ausdruck der Freude, die sie nicht hatte unterdrücken können, allmälig aus ihren Mienen verschwunden war, daß ihr Gesicht keinen Zug mehr zeigte, der ihren Mann verletzen konnte, und sie sah Louarn an.

Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Das Licht leuchtete bis auf den Grund seiner blauen Augen, die unter den struppigen Brauen wie ein Streifchen leichten Nebels aussahen, und er schaute mit so irrem Blick, wie ein unglückliches Wesen, das in allzu schweren Kummer versunken ist. Er folgte Donatiennes Bewegungen, ohne ihr Lächeln zu sehen oder die Röthe ihres Gesichts, ohne zu merken, wie lange sie sich bei den Wiegen zu schaffen machte; er folgte ihr mit dem Gefühl der Verzweiflung, ohne irgend einen Gedanken, als sei sie schon eine ferne Erscheinung, die von ihm durch viele, viele Meilen getrennt war. So blicken die Seeleute, wenn fern am Horizont ein Segel in das unendliche Meer hinabtaucht.

„Jean!“ sagte sie; „Jean Louarn!“

Er kam langsam näher, um den Tisch herum, bis an Johels Wiege. Donatienne stand unbeweglich daneben. Er faßte ihre Hand und Beide blickten im Dämmerlicht auf die schlafenden Kinder, deren blonde Köpfchen einander zugewandt lagen und von den umgebogenen Ecken des Kopfkissens halb verdeckt waren.

„Du mußt gut auf sie achten“, sagte sie. „Sie sind so klein. Lucienne ist so schlau! Oft weiß man nicht, wo sie geblieben ist, so schnell läuft sie, und ich habe häufig Angst gehabt, wegen des Brunnens. Du mußt der Magd sagen, die nun kommt....“

Der Mann nickte.

„Ich habe schon vorhin darüber nachgedacht“, fuhr Donatienne fort. „Du könntest morgen früh Annette Domerc aus Ploeuc holen. Ich glaube, die wird eine gute Magd sein. Was meinst Du dazu?“

Louarn zuckte die Achseln. „Was soll ich dazu meinen“, sagte er. „Ich werde es versuchen.“

„Und es wird ganz gewiß gehen! Du mußt Dich nicht zu sehr drum grämen. Alle Frauen von hier gehen fort, wie ich.... Und ich bin schon viel länger geblieben als manche Andere.... Denk doch, vierundzwanzig Jahre!“

Sie sprach noch mehr und sehr schnell, gab ihm Anweisungen, die er nicht hörte, und sagte allerlei Redensarten, daß sie sich darein schicken müßten, aber es war kein Trost. Und dann wurde die klare Stimme der Bretagnerin verschleiert, ihre Brust hob sich schneller in dem sammtbesetzten Mieder; sie fühlte, daß sie noch nicht alles gesagt hatte, und sie flüsterte: „Mein armer, lieber Jean!“

Mit einem Arme umfaßte er sie, die gegen ihn nur klein war, und trug sie unter den Rauchfang des Kamins, nach links, wo eine Bank stand für die Gespräche an den langen Winterabenden. Er ließ sich auf die Bank nieder,

setzte seine Frau auf seine Kniee und legte ihren zierlichen Kopf an seine Schulter; ihr fiel ein, daß er es ebenso an einem der ersten Abende nach der Hochzeit gemacht hatte; und er hielt sie umschlungen, und das einzige Wort, das er damals hatte, um seine Liebe auszudrücken, das fand er jetzt wieder in seinem Schmerze: „Weib! Mein Weib!“ Er küßte ihr Gesicht nicht, er versuchte nicht einmal, es zu sehen, er drückte sie nur ans Herz und umschlang dies Wesen, das sein war, mit der ganzen Riesenkraft des Feldarbeiters und erfüllte sich mit der herben Wonne des Abschieds, dessen Zeit gemessen war. „Mein Weib!“ wiederholte er. Seine ganze Leidenschaft lag in diesem Klagelaut, und seine ängstliche Eifersucht und das Mitleid, welches er mit all den Dingen fühlte, die in dem schwachen Lichtschein so verloren dastanden: mit den Wiegen, dem Bett, dem Tisch, der Kleidertruhe und selbst mit dem Stall, aus dem sich manchmal das dumpfe Geräusch eines schweren Körpers vernehmen ließ, der gegen die hölzernen Dielen stieß. All das würde so öde sein ohne sie!

Ueber ihnen ragte der breite, rußgeschwärzte Schornstein empor, durch dessen Oeffnung der Nebel langsam hereindrang.

Donatienne hatte versucht, sich loszumachen. Aber er wollte es nicht, und nun ließ sie sich ruhig wiegen, denn auch sie war jetzt von der Angst vor dem Unbekannten ergriffen. „Wenn ich nur sehen könnte, wohin Du kommst“, sagte Louarn. Davon wußten sie alle Beide nichts. Sie ging fort, er blieb zurück; und wie sehr sie auch ihr Gedächtniß anstrengten, alles, was sie von den Reden in der Kaserne und von dem Geschwätz der Weiber in Ploeuc behalten hatten, genügte nicht, um ihnen auch nur ein unvollkommenes Bild von dem geheimnißvollen Orte zu geben, wo Donatienne, die Mutter von Noëmi, Lucienne und Johel, morgen sein würde.

Nach Verlauf einer langen Zeit wurde der Brief, den sie auf dem Tische hatten liegen lassen, von einem Windstoß erfaßt und fiel zu Boden. Jean Louarn blickte auf. Er sah durch die Oeffnung des Schornsteins, daß der Himmel staubgrau gefärbt war.

„Der Mond steigt über den Wald herauf“, sagte er. „Es ist zehn Uhr vorbei, Donatienne.“

Beide kamen unter dem Rauchfang hervor. Er entkleidete sich und ging zu Bette, und sie hatte mit dem kleinen Johel zu thun, der erwacht war.

Und bald senkte sich die Nacht auf die fünf schlafenden Wesen, die Ros Grignon umschloß. Ein Stern nach dem anderen zog über den Nebel dahin, der den Wald benetzte, über den kleinen Hügel, vor dem das abgemähte Feld lag, und leuchtete dann anderen Feldern und anderen Häusern, die verloren in der namenlosen Heide lagen. Es war tiefe Nacht, die Wege einsam, die Fenster geschlossen, und in den Dörfern hörte man bis ins Land hinein das ferne Rauschen der Wogen. Alle Freude der Menschen ruhte in den Seelen und fast alles Leid und die schwere Sorge ums tägliche Brot. Nur auf der offenen See in der Küstengegend, rings um die Halbinsel der Bretagne herum, kreuzten sich in der Dunkelheit Schiffsfeuer. Aber die Erde hatte einen Augenblick aufgehört, zu klagen. Das Gehöft von Jean Louarn lag lautlos da. Der Mann schlief und bewegte sich nur manchmal unruhig im Traume. Donatienne sah ganz zart und rosig neben ihm aus, und wenn ein Lichtstrahl das Bett erhellte, glich sie den kleinen Brautpuppen, die man in den armseligen Läden jener Gegend mit Muscheln verziert. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 33. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Schmollers Auseinandersetzung mit Smithianern und Marxianern.

Von Professor A. A. Issaieff, Petersburg.

(Schluß.)

III.

Wenn schon die Mißgriffe Schmollers in der Beurtheilung der liberalen Richtung große sind, wie wir gesehen, so müssen die Unrichtigkeiten bei der Beurtheilung des Sozialismus als ganz ungeheuerliche angesehen werden. Vor Allem betrachten wir den Vorwurf gegen den Sozialismus in Bezug auf Einseitigkeit, Nichtbeachtung der geschichtlichen Materialien, Mißachtung der Psychologie und, in Folge dessen, Unwissenschaftlichkeit seiner Thesen. Ich könnte mich zur Abweisung dieses Vorwurfs auf das methodologische Verfahren berufen, dessen sich die großen Sozialisten überhaupt bedient haben. Wie bekannt, lieben es die Spezialisten der Wissenschaft, ihre Forschungen auf Gebieten zu unternehmen, die besonders dunkel sind. Die Folgerungen aus dem gesammelten Material brauchen nicht große Gedankentiefe zu offenbaren, noch hervorragenden Scharfsinn; weit entfernt davon, die Wissenschaft zu bereichern, können sie nur vorübergehende Bedeutung haben. Wenn aber der Erforscher des grauen Alterthums fragmentarische und äußerst zerstreute Quellen gesammelt und nach Zusammenstellung der Fragmente versucht hat, auf Grund von verstreuten Bruchstücken ein philosophisches System zu konstruiren, so erwirbt er sich einen gelehrten Ruf. Eben eine solche Arbeit stammt aus der Feder Lassalles: „Die Philosophie Herakleitos." Diese Arbeit zeugt von der ungewöhnlichen Erudition des Autors, von seiner tiefen Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, der alten Literatur und Philosophie, und ist um so mehr überraschend, als Lassalle ein Mann heftiger Leidenschaften, von flammender Beredtsamkeit war, der augenscheinlich dazu geboren war, um ganze Klassen nach sich zu führen, um Feldherr in großen gesellschaftlichen Kämpfen zu sein. Es ist nichts Sonderbares, wenn eine solche Arbeit von einem Gelehrten des Typus ausgeführt ist, den Bourget mit solcher Meisterschaft in der Person von Hadrian des Sechsten gemalt hat; man muß aber sich wundern, wie Lassalle, ein Mann stürmischer Leidenschaften, ein Volkstribun, die Liebe des echten Gelehrten für die geringsten Details des

vorliegenden Gegenstands offenbaren konnte. Ebenso umfangreiche Kenntnisse und eine ebenso streng durchgeführte Methode finden wir in seinem anderen großen Werke: „Das System der erworbenen Rechte." Im Lande der Doktoren und Professoren, in dem Lande, das das reichste ist an wissenschaftlicher Literatur, that sich Lassalle so hervor, daß Böck, der große Kenner der klassischen Welt, insbesondere der griechischen, ihn „Wunderkind" nannte (natürlich zur Zeit, als Lassalle erst zwanzig Jahre alt war). Das, was ich anführe, kann nicht als Erwiderung an Schmoller dienen. Es ist blos wichtig, als eine Mahnung daran, daß man nur mit Vorsicht Unwissenschaftlichkeit und Dilettantismus einer Richtung vorwerfen soll, zu der Männer mit solchen Eigenschaften echter Gelehrten gehören, wie Lassalle.

Untersuchen wir, ob es in der Geschichte des Sozialismus nicht Fakta giebt, die die Schmollersche Beurtheilung direkt umstoßen. Erinnern wir uns an einen der ältesten Sozialisten — Fourier. In seinen Büchern: „Die Theorie der vier Bewegungen" und „Die neue industrielle Welt" bietet er ein so neues Bild der menschlichen Leidenschaften, daß der Autor in seiner Eigenschaft als Oekonomist und Reformator des Gesellschaftsbaues stellenweise zurücktritt und im Vordergrund Fourier, der Psychologe, erscheint. Die Psychologie hat erst in der allerletzten Zeit Fortschritte gemacht. Für die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, in denen die Hauptwerke Fouriers geschrieben wurden, war das, was wir bei ihm an Psychologie finden, höchst bemerkenswerth und sein Versuch, die Arbeit mit den Leidenschaften und Neigungen des Menschen in Zusammenhang zu bringen, gehört zu den tiefsten Schöpfungen, denen wir in der ökonomischen Literatur begegnen. Bei der Ausarbeitung des Planes für eine neue ökonomische Ordnung verfolgt Fourier alle Nüancen der Gemüthsbewegungen des Menschen und ist bemüht, sich Rechenschaft abzugeben, inwieweit der eine oder andere menschliche Trieb der neuen Ordnung der Dinge sich verwirklichen zu können behilflich ist.

Owen konnte nur in Folge seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Seelenlebens sein Werk „Ueber die Bildung des menschlichen Charakters" schreiben und seine Versuche in New Lanark und New Harmony beginnen. Man darf sich nicht wundern, daß wir bei den späteren bedeutenden Vertretern des Sozialismus keine solchen großen Exkursionen ins Gebiet der Psychologie finden, wie bei Fourier und Owen. Der Eine wie der Andere stellt sich den Umbau der Gesellschaftsordnung zur Hauptaufgabe. Die späteren großen Lehrer des Sozialismus stellten sich nicht diese Aufgabe in den Details. Am Hauptziel, die ökonomische Ordnung in der Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen und die nächsten Reformen, die allmälig zu einer Veränderung des gesellschaftlichen Baues führen werden, ihrer Verwirklichung nahe zu bringen, festhaltend, gehen diese Denker von der Eigenliebe, als der Hauptkraft, die im Grunde der gesellschaftlichen Entwicklung liegt, und von dem Kampfe der Klassen, als der Hauptform, in die sich die wirthschaftliche Berechnung kleidet, aus. Die großen Vertreter des Sozialismus wissen, ähnlich den klassischen Oekonomisten, daß einzelne Menschen sich in ihrer Thätigkeit von der Liebe zu den Menschen leiten lassen, daß einige bis zur Selbstaufopferung, voller Selbstverleugnung, gehen. Aber im Grunde der Massenbewegungen — und dadurch wird die Entwicklung der Menschheit bestimmt — liegt das Interesse. Der Vorwurf gegen den Sozialismus, daß wir bei dem einen oder anderen seiner hervorragenden Vertreter nur seltene Abschweifungen ins Gebiet der Psychologie finden, wäre nur in dem Falle gewichtig, wenn es möglich wäre zu beweisen, daß solche Abschweifungen in das

Schema der ökonomischen Entwicklung, die sie vertreten, Veränderungen hineinbringen würden.

Erklären wir unsere Behauptung durch folgendes Beispiel. Marx spricht nicht von dem Einfluß, den altruistische Gefühle und Wohlthätigkeit auf die Volkswirthschaft ausüben. Machen wir ihm im Verein mit Schmoller und dessen Anhängern den Vorwurf, daß er sich selten der Psychologie zuwendet, die ökonomischen Erscheinungen mit all den verschiedenen Trieben, die in der menschlichen Seele leben, nicht in Zusammenhang bringt. Versuchen wir zu erklären, was die Wissenschaft gewonnen hätte, wenn er öftere Ausflüge in das Gebiet der Psychologie gemacht hätte. Die Lebensbedingungen der Arbeiterklassen Englands, deren Bild er uns von Anfang an bis zu den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts giebt, werden in düsterem Lichte gezeichnet. Nehmen wir an, daß er, diese Lebensbedingungen beschreibend, noch ein Kapitel eingefügt hätte, in dem er der guten Triebe, die in der Seele einiger Menschen leben, erwähnte und die bequemen Wohnungen, die dieser oder jener Fabrikherr aufgeführt hat, die Schulen, „Krippen" u. s. w. aufzählte. Ein solches Kapitel könnte als Beitrag zur panegyrischen Bourgeoisieliteratur interessant sein. Könnte es aber auch nur in irgend einer Hinsicht die unerbittlichen Daten verändern, die laut verkünden, daß die Nahrung der Arbeiter dürftig ist, die Wohnungen eng und dunkel sind, die Schulbildung äußerst ungenügend ist? Nein, die Durchschnittszahlen würden in voller Unantastbarkeit verbleiben. Und weshalb? Deshalb, weil ihnen hunderttausende und Millionen Fälle zu Grunde liegen, die humanen Fabrikanten aber vielleicht nur nach Zehnern gezählt werden.

Indem ich Schmoller einen solchen Einwand mache, will ich noch weiter gehen; ich will sagen, daß wenn es sich nicht um eine speziell psychologische Untersuchung handelt, man nicht als Kenner der menschlichen Seele erscheint, wenn man sagt, daß die menschlichen Handlungen bisweilen aus wirthschaftlicher Berechnung, ein andermal aus Ehrgeiz oder Familiensinn, bisweilen aus Liebe zum Vaterland fließen. Als Kenner erscheint nur Jener, der in möglichster Vollständigkeit die hervorstechendsten Gefühle in all den verschiedenartigen Nüancen, die sie annehmen, studirt; derjenige, den einzelne Fälle, die möglicher Weise von der durchschnittlichen Norm stark abweichen, nicht irre machen und der dessen eingedenk ist, daß man den Typus der Erscheinungen erklären muß. In der Wirthschaftssphäre tritt aber die Eigenliebe als Hauptgefühl auf.

In Schmollers Vorlesung ist ein starker Zweifel ausgedrückt, daß die Vertreter des Sozialismus überhaupt die Thatsachen der Geschichte benutzen. Diese Behauptung ist unrichtig. Erstens sind die Vertreter des Sozialismus beim Studium der Wirthschaftsgeschichte bemüht, auf Grundlage der Perioden, die der Mensch in seiner ökonomischen Entwicklung schon durchlebt hat, die kommenden Schicksale dieser Entwicklung zu errathen, die Formen, die dieselbe erwarten, vorherzusagen. Und dieses Schema ist nicht erst in der letzten Zeit geschaffen worden. Wir finden seine Elemente bei den Schülern Saint-Simons. Bazard und Enfantin geben es gegen das Jahr 1830 schon in fertiger Gestalt. Dieses Schema umfaßt mehrere historische Perioden. Zuerst — die Formen der juridisch unfreien Arbeit, Sklaverei, Leibeigenschaft, d. h. die Verschmelzung des Arbeitenden mit den Produktionswerkzeugen und die Unterordnung todter und lebendiger Werkzeuge unter den Willen des Herrn; darauf — die juridische Freiheit des Arbeitenden in der Form der Lohnarbeit. In der Zukunft — die Herrschaft Aller über die Werkzeuge der Produktion. Dieses im Laufe der letzten Dezennien

entwickelte Schema wurde, fest begründet, durch unzählige Beispiele aus der Geschichte des ökonomischen Lebens der einzelnen Länder erhärtet, fast vor siebzig Jahren dargeboten. Die Erforschung der ökonomischen Geschichte nach den Materialien hatte zu der Zeit noch nicht angefangen. Die Thatsachen der Volkswirthschaft wurden damals noch der politischen und dynastischen Geschichte einverleibt und von letzterer vollständig verdunkelt. Und es war eine ungewöhnliche Geistesschärfe im Verein mit einem genialen Gefühl erforderlich, um die Bedeutung der ökonomischen Ordnung in der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft zu erfassen und zu errathen, welche Zukunft nothwendiger Weise auf die Gegenwart folgen würde. Dieses tiefinnerste Eindringen in den Sinn schon längst überlebter Wirthschaftsformen ist von keinem der Vertreter der sogenannten historisch-ethischen Schule übertroffen worden. Ueber eine erdrückende Menge von Forschungen auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens verfügend, haben die bedeutendsten von ihnen einige Abstraktionen der Vergangenheit, bisweilen vollständig mißglückte, ein andermal des Scharfsinns nicht entbehrende, gemacht; aber sie haben kein Schema gegeben, in das auch die Zukunft mit eingeschlossen wäre. Die Vertreter der historisch-ökonomischen Schule beschränken sich in ihren Vorhersagungen über die Zukunft gewöhnlich nur auf Gemeinplätze, daß „sich unter den einzelnen Gesellschaftsgruppen eine immer größere Harmonie herausbilden wird“, daß eine immer „größere Zahl von Menschen sich der Kulturerrungenschaften erfreuen wird“ u. s. w. Allein diese Vorhersagungen bringen uns der Antwort auf die Frage nicht näher, welche Form der gesellschaftlichen Wirthschaft es gestatten wird, daß diese frommen Wünsche sich verwirklichen. Die historische Perspektive des Sozialismus erweist sich als bedeutend weiter. Sie spricht von den Formen, unter denen unsere Nachkommen leben werden. Die Gegenwart bietet viele Fakta, die die Ueberzeugung gestatten, daß das Schema der ökonomischen Entwicklung im Großen und Ganzen richtig aufgebaut ist. Ist dem aber einmal so, ist das Ziel, wenn auch sehr entfernt, zu sehen, so wird auch die Arbeit den jetzt lebenden Geschlechtern, die von der Gegenwart nicht befriedigt werden, erleichtert.

Das feine Gefühl des Historikers geht, seit es in den Schülern Saint-Simons große Kraft erreicht hat, mit den unermüdlichen historischen Untersuchungen, die wir im Schoße des Sozialismus finden, Hand in Hand. Und es ist nicht schwer zu beweisen, daß Marx' „Kapital“ unabhängig von den Wahrheiten, mit denen es die Wissenschaft bereichert hat, die allertiefste und vielseitigste Gelehrsamkeit offenbart. Man kann in der ökonomischen Literatur Werke über einzelne Fragen finden, wo der Reichthum des sorgfältig zusammengestellten und bearbeiteten Materials dem Autor eine erstklassige Stelle anzuweisen nöthigt. Solchergestalt ist z. B. das Werk Maurers über *Mark-, Dorf-, Hof- und Stadtverfassungen*, solchergestalt sind die Untersuchungen Knies' über *Geld* und *Kredit* und andere mehr. Es giebt aber kein Werk, das, den gesammten Bau der Volkswirthschaft umfassend, auf dem Boden so tiefer, umfassender und mannigfaltiger wissenschaftlicher Arbeiten erwachsen wäre, als das „*Kapital*“. Dem Autor des „*Kapital*“ ist in demselben Maße die Philosophie Platos und Aristoteles', wie die Hegels bekannt, ihm sind die ökonomischen Ansichten Xenophons, der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte des Christenthums ebenso vertraut, wie die der Schriftsteller des Mittelalters und der Neuzeit. Die Technologie und ihre Geschichte bieten ihm ebenso oft ein vorzügliches Material für Schlußfolgerungen, wie die Berichte der Fabrikinspektoren. Indem Marx den Prozeß schildert, der in der Seele des Arbeitgebers bei dem Kaufe von Arbeitskraft vor sich geht,

führt er ebenso treffend einen Vers Shakespeares an, wie er im Kampfe mit den Hohlheiten der Juristen Benthams Sophismen aufdeckt. Den aufmerksamen Leser verwundert nicht nur die gewaltige Größe dieser Gelehrsamkeit, nicht nur die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, sondern auch die Art ihrer Anwendung. Marx ist der Wunsch, durch Gelehrsamkeit Effekt hervorbringen zu wollen, wie das bei Schriftstellern des Mittelschlags gewöhnlich ist, fremd. Wo ein solcher etwa davon spricht, daß Zünfte existirt haben, daß die Naturalwirthschaft geherrscht hat, daß Keime des Kredits schon lange vorhanden gewesen sind, erhärtet er dies durch zahlreiche Hinweise auf Quellen, obwohl einige wenige Zitate genügt haben würden.

Der Autor des „Kapital“ beruft sich auf Fakta oder auf Ansichten von Schriftstellern, die in der That charakteristisch sind und die den Leser entweder in eine neue Umgebung tragen, der, wie er früher dachte, eine gewisse Erscheinung überhaupt nicht bekannt war, oder wo das Faktum selbst ihm viel geringere Bedeutung gehabt zu haben schien, als es in Wirklichkeit hatte. Um eine erdrückende Menge von Zitaten anführen zu können, ist es genügend, über verschiedene Fragen mehrere hundert Bücher durchzulesen und durchzusehen und aus denselben entsprechende Auszüge zu machen. Um aber aus den Materialien der Geschichte und der Literatur Daten auszuziehen, die wirklich charakteristisch sind, muß man viel studiren; nur Derjenige, der mit allen Mitteln der wissenschaftlichen Kritik studirt, kann Weizen von Spreu, die die Literatur anfüllt, sondern.

Was ich vom „Kapital“ sage, das kann man auch von den anderen Werken Marx' sagen, sogar von denen, die einen publizistischen Charakter tragen. Es ist nicht genügend, allein auf Marx zu verweisen; eine umfangreiche Gelehrsamkeit, volle Aufmerksamkeit für die Geschichte, Statistik und andere Wissenschaften finden wir auch bei Engels. Vor mehr als fünfzig Jahren schrieb er als vierundzwanzigjähriger Jüngling ein Buch über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, ein Buch, das nach Sorgfältigkeit der Forschung, nach Reichhaltigkeit des Materials, das ihm zu Grunde gelegt ist, nicht nur das beste Werk war im Vergleich zu Allem, was bis zu jener Zeit über die Arbeiter geschrieben worden war, sondern das auch jetzt noch eine hervorragende Stellung in der Literatur einnimmt. Die Werke Engels' tragen nicht die äußeren Merkmale der Gelehrsamkeit, die wir bei Marx finden, allein das gegen Dühring gerichtete Buch: „Herrn E. Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ konnte nur von einem Manne verfaßt werden, der mit ökonomischer und historischer Gelehrsamkeit auch philosophische und naturwissenschaftliche Bildung vereinigte. Dasselbe war für die Abfassung seines kleinen Werkes über den „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats“ und sogar vieler kleiner Artikel erforderlich. Ich will mich noch auf Rodbertus beziehen, den die deutschen Kritiker als einen der besten Kenner der griechisch-römischen Welt mit ihrem Rechte und ihrer Wirthschaft anerkannten. Man könnte zu diesen größten Namen auch noch andere hinzufügen. Doch begnügen wir uns hiermit und wenden wir uns einer anderen Seite der Sache zu — dem völligen Außerachtlassen, bei einem solchen Vorwurf, der Unterschiede in der Lage jener Schriftsteller, die den größten Theil der Untersuchungen in der ökonomischen Geschichte geschrieben haben, und der Lage der Vertreter des Sozialismus. Die Ersteren sind über dreißig deutsche und österreichische Universitäten vertheilt. Der Staat zahlt ihnen Gehalt, Studenten entrichten Kollegiengelder; Sorgen um das tägliche Brot existiren nicht, die Stellung ist ehrenhaft und ruhig. Man müßte

ein vollständiger Faulpelz sein, um unter solchen Bedingungen (östlich von Deutschland giebt es Gelehrte, die ihr fünfundzwanzigjähriges oder sogar fünfzigjähriges Jubiläum feiern und sich blos eines dünnen Lehrbüchleins rühmen können, das nur als Repetitorium für Examina gilt) nicht zu lesen, nicht zu schreiben und nichts drucken zu lassen. Und fast ein jeder dieser vom Staate bequem untergebrachten, von zahlreichen Preßorganen unterstützten und gepriesenen Oekonomisten giebt Forschungen heraus und zwar, im Einklang mit der in der politischen Oekonomie herrschenden Richtung, über Fragen der Wirthschaftsgeschichte. Anders steht es mit den Schriftstellern des Sozialismus. Sie leben inmitten des Kampfes, des Kampfes mit verschiedenartigen Unbilden des Lebens; sie leiden gewöhnlich Noth, sie werden nicht nur nicht von einflußreichen Gesellschaftskräften unterstützt, sondern im Gegentheil Verfolgungen unterworfen. Mit einem Worte, sie sind gezwungen, unter für wissenschaftliche Arbeit ganz besonders ungünstigen Bedingungen zu arbeiten. Hierzu gesellt sich noch ein anderer Umstand. Es würde banal von mir sein, wenn ich daran erinnern wollte, daß in einem entwickelten Organismus eine weitgehende Arbeitstheilung herrscht; allein es ist nur am Platze, dies auf den gegenwärtigen ökonomischen Bau der Bourgeoisiegesellschaft anzuwenden. In ihr giebt es Arbeiter für alle nur möglichen Berufe. Auch unter den Männern der geistigen Berufe giebt es recht viele Arbeiter, die sich rein gelehrter Arbeit widmen und solche, die ihre Kräfte in den Dienst der Popularisirung des Wissens stellen; andere, die der Feder nicht mächtig sind, führen gewisse ökonomische und politische Ueberzeugungen in Parlamenten, Wohlthätigkeits- und verschiedenen praktischen Gesellschaften durch. Durchaus nicht derartig ist die Lage des Sozialismus. Der Gesellschaftsbau, in dem die Herrschaft der von dem Sozialismus vorhergesagten Ordnung eintreten wird, ist erst Sache der Zukunft; in der Zukunft wird er als entwickelter Organismus erscheinen durch eine weitgehende Arbeitstheilung unter den Männern der Wissenschaft und der öffentlichen Thätigkeit. Jetzt kann man nur die Keime dieses Baues konstatiren; jetzt giebt es in den sozialistischen Reihen nur erst verhältnißmäßig wenig Männer, die sich rein literarischer Arbeit widmen. Aber auch Diejenigen, die ihr ihre Kräfte weihen, müssen nicht nur nach einer Seite hin Rede und Antwort stehen. Ein und denselben Personen fällt die gelehrte Arbeit zu und die Popularisirung des schon angehäuften Wissens und die Theilnahme an der praktischen Thätigkeit. Dies ist der Grund, weshalb aus diesen Reihen bedeutend weniger gelehrte Untersuchungen hervorgehen konnten, als aus den Reihen derjenigen, die zur Bourgeoisiegesellschaft gehören.

Ist der Vorwurf gerecht, daß die politische Oekonomie, als Theorie, nichts vom Sozialismus erhalten hat? Auch dieser Vorwurf kann nur erklärt werden entweder durch Unkenntniß dessen, was von diesem ökonomischen System geleistet ist, oder durch ein parteiliches Vorurtheil, vor dem der Rektor der Berliner Universität so sehr warnt.

Ich will vor Allem auf Fourier verweisen. Vor ihm war der Vortheil der Großproduktion vor der Kleinproduktion in der ökonomischen Wissenschaft nicht mit solcher Vollständigkeit erforscht worden, durch welche sich die Bearbeitung dieser Fragen in seiner „Neuen industriellen Welt“ auszeichnet. Die Seiten, die L. Blanc in seinem Büchlein über „Die Organisation der Arbeit“ der ungünstigen Lage der Arbeiter, als Folge ihrer Trennung von den Produktionsmitteln widmet, müssen als klassisch anerkannt werden. Es steht außer Zweifel, wie viel die Wissenschaft Marx verbunden ist. Die Bemerkung, daß seine Werththeorie nichts bietet, was nicht schon seit der

Zeit Ricardos bekannt gewesen wäre, versündigt sich gegen die Wahrheit: der Begriff der durchschnittlichen Arbeit, der gesellschaftlich erforderlichen Arbeitszeit ist von ihm in genügender Weise erklärt worden, und das Werthgesetz, wie es Marx aufgestellt hat, entspricht, wenn es auch nicht alle Fälle erschöpft, vollkommen der mittleren ökonomischen Abschätzung. Ferner hat die Lehre von der Arbeitstheilung, dank Marx, einen großen Schritt vorwärts gethan. Die von Adam Smith geschaffene Theorie der Arbeitstheilung hat ihre volle Tauglichkeit auch für heute noch, soweit es sich um Gewerbe und Manufaktur handelt, behalten. Die Schüler Smiths haben sie ohne Weiteres auf die Fabrikproduktion ausgedehnt, die doch einen so scharfen Unterschied von der Handwerks- und Manufakturproduktion darstellt. Einige Schriftsteller (Babbage, Ure) haben bei der Erforschung der Fabrikproduktion in die Theorie der Arbeitstheilung neue Elemente hineingetragen. Aber nur Marx hat eine ganze Theorie geschaffen. Dasselbe muß man auch von dem Zyklus von Fragen sagen, die sich auf die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, zwischen Profit und Arbeitslohn beziehen. Marx hat als erster mit vollkommener Klarheit die nothwendige Arbeit und die Mehrarbeit bestimmt und die Bedingungen ans Licht gebracht, unter denen sich die eine oder andere vergrößert oder verkleinert. Ich will ferner noch auf die Ueberbevölkerung, auf den Zusammenhang zwischen den technischen Vervollkommnungen und der Arbeitslosigkeit, auf die Theorie der Wirthschaftskrisen verweisen — alles dies sind hervorragende Erscheinungen der Volkswirthschaft, deren Klarstellung Marx mehr gefördert hat, als irgend einer der Oekonomisten. Von den drei Bänden des „Kapital" zeichnet sich der erste, von Marx selbst bearbeitete, durch die größte Abgeschlossenheit aus. Aber auch die anderen zwei Bände, die lange noch nicht für den Druck vorbereitet waren, bieten viel kostbares Material, das von der Wissenschaft noch nicht ganz verwerthet ist, das aber fähig ist, sie zu bereichern. Verweisen wir auf die Untersuchung der Rente und des Kredits im dritten Bande; man findet da viele Korrekturen zur Lehre vom Kredit und von der Bodenrente.

Hier ist es auch am Platze, auf die Verdienste von Rodbertus um die Theorie hinzuweisen. Zwischen ihm und Marx existirt viel Aehnlichkeit; und es ließen sich sogar Stimmen über Entlehnungen des Einen vom Anderen vernehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Jeder von ihnen selbständig zu seinen Schlüssen gekommen. Das, was Rodbertus für die Lehre vom Kapital, von der Rente, von den Krisen gethan hat, ist zum Theile ein dauernder Gewinn der Wissenschaft geworden.

Endlich will ich mich noch auf den ökonomischen Materialismus beziehen, als auf ein philosophisches System, das bemüht ist, die Entwicklung der Gesellschaft zu erklären. Dieses System ist noch nicht aufgebaut; es ist für dasselbe erst das Fundament gelegt. Allein, wie viel Mängel man an ihm auch finden mag und wie es auch in der Zukunft errichtet werden sollte, so bleibt doch bei Marx und seinen Mitarbeitern und Schülern ein großes Verdienst — der Versuch, das öffentliche Leben auf ein Prinzip zurückzuführen. Eine Ganzheit der Weltanschauung, die als erstes und wichtigstes Merkmal des philosophischen Denkens dient, zeichnet dieses System aus und hilft ihm, die Vielheit der Erscheinungen zu beleuchten, die ohne ein vereinigendes Prinzip nur Fälle bleiben, die über den unendlichen Raum des historischen Lebens zerstreut sind.

Dies sind in wenig Worten die Verdienste der erstklassigen Denker des Sozialismus im Hinblick auf die Theorie der politischen Oekonomie. Nun wohl, wenn dem auch so ist, so gehört dies doch der Vergangenheit an. Die Periode

der Blüthe ist beendet; die Periode des Verfalls hat begonnen. Ist dem wirklich so? Oder ist nicht das, was die Periode des Verfalls genannt wird, nur ein solches Entwicklungsstadium, das von jeder Wissenschaft durchlaufen wird, wenn das von den größten Schöpfern der Wissenschaft aufgeführte Gebäude viel Unfertiges nachläßt und wenn die Schüler, wenngleich sie auch Männer hoher Gaben sein mögen, sich doch nicht mit ihren Lehrern, die einen durchaus neuen Weg gezeigt haben, vergleichen können? Eben eine solche Periode durchlebt jetzt die sozialistische Theorie; dasselbe können wir auch überhaupt in der Entwicklung der politischen Oekonomie konstatiren.

Keiner von den Schülern Adam Smiths und Ricardos konnte sich mit seinen Lehrern vergleichen. Bedeutet dies aber, daß Mill, Thünen, Thornton, Hermann, Michel Chevalier und andere begabte Oekonomisten der Bourgeois-Gesellschaft, nichts für die weitere Entwicklung der Theorie gethan haben? Unzweifelhaft, ganz gewiß, unzweifelhaft ist die Wissenschaft ihnen in Sachen der Erkenntniß des gegenwärtigen Gesellschaftsbaues verpflichtet. Ebendasselbe kann man auch vom Sozialismus sagen. Die großen Führer sind zur ewigen Ruhe eingegangen; aber das Vermächtniß, das sie hinterlassen haben, wird von talentvollen Jüngern und Fortsetzern ausgeführt. Nennen wir nur Bebel, Bernstein, Kautsky, Liebknecht, Mehring, Plechanow, Schippel, Schmidt, Schönlank. Mehrere von ihnen sind Männer jungen Alters oder stehen in den besten Jahren; man darf hoffen, daß die Theorie der Nationalökonomie und die Wirthschaftsgeschichte von ihnen neue Bereicherung erhalten werden und daß der wissenschaftliche Sozialismus noch in weiteren Kreisen popularisirt werden wird.

Als ich in Schmollers Vorlesung den Hinweis fand, daß die Systeme des sozialen Umbaues sich dem Verfall zuneigten und an ihrem Einfluß verlören, kam mir unwillkürlich eine Allen, die nur einigermaßen das gesellschaftliche Leben Westeuropas verfolgen, bekannte Thatsache in den Sinn. Ich meine die ungewöhnliche Entwicklung der praktischen und publizistischen Thätigkeit, der die aus dieser Theorie erhaltenen Folgerungen zu Grunde liegen. Nennen wir all diese Systeme demokratische, im engeren Sinne des Wortes. Und was sehen wir wohl? In Staaten, die nach ihrer politischen Macht zur ersten Klasse zählen — Deutschland, Frankreich, England und in der kleinen Schweiz, Belgien, Holland —, machen sie ungewöhnliche Fortschritte. Womit wir auch diese Fortschritte messen wollen, sie erscheinen auf jeden Fall staunenerregend, und sie wachsen an Größe mit jedem Jahre. Wenn wir sie zum Beispiel nach der Entwicklung der periodischen Presse beurtheilen wollen, so werden wir von den Resultaten erstaunt sein, die die letztere fast in jedem Lande des Westens erreicht hat. In Frankreich werden gegen hundert Zeitungen und Journale dieser Richtung herausgegeben, in Deutschland gegen einhundertdreißig, wobei einige, was ihren Ernst anlangt, als mustergiltig anerkannt werden können. Vor zwanzig Jahren hatten die wenig zahlreichen Blättchen dieser Richtung nur wenig Abonnenten und waren arm. Jetzt zählen sie ihre Abonnenten nach Zehntausenden und können zu Mitarbeitern Schriftsteller mit klangvollen Namen heranziehen.

Wenn wir über die Fortschritte der Demokratie nach derjenigen Energie urtheilen wollen, mit der sie ihre Ideen verbreitet, den Parteigliedern Wissen mitzutheilen bemüht ist, so finden wir Vieles, was der Aufmerksamkeit werth ist. In unzähligen Sitzungen, Referaten, öffentlichen Vorlesungen macht sie alle, die es wünschen, mit den theoretischen Sätzen der ökonomischen Wissenschaft bekannt, mit den Fragen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, aber auch mit anderen Wissenszweigen. Und nur nach den Reden von Leuten, die an vorgefaßten An-

sichten festhalten, kann es scheinen, daß die Demokratie für alles, was außerhalb des Kreises ökonomischer Fragen liegt, die Augen verschließt und die Ohren verstopft, und ihre Anhänger ausschließlich nur das lehrt, was sich auf ihre materiellen Interessen in der Gegenwart und in der Zukunft bezieht. Nein, sie hilft ihnen auch mit ästhetischer Erziehung. In Deutschland zum Beispiel hat sie eine Reihe von Volksbühnen errichtet.

Allein unzweifelhaft hat der Sozialismus die größten Erfolge in den Parlamenten und theils auch in den städtischen Kommunalverwaltungen gehabt. Für den Reichstag 1³/₄ Millionen Stimmen, fast ein Viertel aller abgegebenen Stimmen zu erringen, wie das im Jahre 1893 sich ereignete, das ist eine große Eroberung. Zwanzig Jahre vordem wurden solche Resultate nicht einmal von den Parteimitgliedern erwartet. In städtischen Kommunalverwaltungen, und zwar in Frankreich in Lille, Roubaix, Marseille und einigen anderen Städten finden wir ausschließlich sozialistische Demokraten oder doch in bedeutender Mehrheit. Alle Muthmaßungen und Aeußerungen, die aus der Mitte der Demokratie selbst laut werden über die Größe der Bewegung und die Macht ihres Einflusses auf die Weltanschauung zahlreicher Massen, sind bei Weitem nicht so überzeugend, wie die Aeußerungen eines Mannes, der diesem Milieu fernsteht. Vor einigen Jahren trat der deutsche Pfarrer Göhre, um den Einfluß demokratischer Ideen aufs Volk zu studiren und gegen denselben anzukämpfen, als Arbeiter in eine der Fabriken in der sächsischen Stadt Chemnitz ein. In seinem darauf unter dem Titel: „Drei Monate Fabrikarbeiter“, herausgegebenen Buche sagt Göhre: „Der Arbeiter ... ist erfüllt ... von dem Sehnen nach einem großen Fortschritt, nach einem Aufschwung des ganzen vierten Standes, den diese Massen bilden ... und er weiß, sieht, fühlt, daß dieses ... Streben und Bedürfen ihm Niemand anders bis heute ohne Rückhalt und ohne Eigennutz, energisch und weitausgreifend befriedigen will, als eben die sozialdemokratische Partei. Und darum ... gehört er ihr an ... und keine augenblicklich herrschende Gewalt, auch keine geistigen Machtfaktoren werden ihn heute ohne Weiteres von dieser Partei lösen, werden es vermögen, daß die Gedanken, die jene geweckt hat ... jemals wieder verschwinden“ (Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter, 1891, S. 109).

Ich will noch bei einem Vorwurf stehen bleiben, den Schmoller macht, und der von allen Seiten zu hören ist, dem Vorwurf, daß die Demokratie angeblich in den ärmsten Klassen Haß und Neid hervorruft. Nach Ablösung der Lehre von der Harmonie der Interessen der Klassen durch die Lehre vom Kampfe der Klassen untereinander ist der Sozialismus vor Allem bemüht, die Bedingungen aufzuklären, unter welchen und in Folge welcher der Kampf der Klassen vor sich geht, und den Ausgang des letzteren zu bezeichnen. Indem er dem Volke das Bewußtsein seiner Lage einimpft, erweckt er natürlicher Weise Unzufriedenheit mit den Ursachen, die diese Lage unterhalten, entwickelt er in ihm nicht nur den leidenschaftlichen Wunsch, die Lebensbedingungen zu verbessern, sondern zeigt auch die Mittel zum Kampfe. Den Sieg sichern nicht Gewaltthaten gegen Persönlichkeiten und Eigenthum, nicht Verbrechen, sondern vor Allem die Erziehung des Geistes, Charakters, die volle Vereinigung aller Gesellschaftsgruppen, die in gedrückter Lage sind und die Erlangung politischer Rechte durch diese Gruppen. Unlängst gingen im österreichischen Parlament so stürmische und widerwärtige Szenen vor sich, daß wenn Jemand sie vor ihrem Eintreten vorhergesagt hätte, man es ihm nicht geglaubt hätte. An dem gemeinen Schimpfredengefecht und der Prügelei betheiligten sich Abgeordnete aller Parteien. England und Deutsch-

land bieten ein anderes Bild. Dort besitzt die Demokratie die größte Summe politischer Rechte und wirkt im Parlament mit der Ruhe und Selbstbeherrschung, die beweisen, daß im Grunde der Bewegung nicht Leidenschaft liegt, die zur rohen Gewalt auffordert, sondern ein philosophischer, vereinender Gedanke; der philosophische Gedanke aber schöpft seine Kräfte aus sich selbst. Um so mehr ist die Erzeugung von Haß gegen einzelne Personen, die zum Bestand der herrschenden Klassen gehören, fremd. Erinnern wir uns Lassalles. Nicht selten empfingen ihn beim Betreten des Saales, in dem er eine Rede halten mußte, die Glieder der feindlichen Parteien mit Pfiffen. Und doch hatte ein solches Uebelwollen Vieler auf seine Weltanschauung keinen Einfluß und stimmte ihn nicht feindlich gegen einzelne Personen: die einzelnen Personen erscheinen, wie er sagte, oft nur als Produkt des historischen Lebens und sind oft nicht daran schuld, was ihnen so bereitwillig zugeschrieben wird. Nein, der Idee der Demokratie sind persönliche Feindseligkeiten fremd. Indem sie alle zum Dienste hoher gesellschaftlicher Ideale auffordert, weist sie auf eine lichte Zukunft hin, die, wenn auch nur in nebelhaften Umrissen, immer den großen Dichtern vorgeschwebt hat, und die der wissenschaftliche Gedanke der Gegenwart immer deutlicher vor sich sieht.

Das Finanzwesen der Stadt Turin und die sozialistische Partei.

Von Oda Olberg.

Das Finanzwesen der Stadt Turin ist im Laufe des vorigen Jahres von sozialistischer Seite zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht worden, dessen Ergebnisse seit einigen Monaten im Drucke vorliegen[1] und in dieser kurzen Spanne Zeit schon gezeigt haben, daß ihre Veröffentlichung den Zweck, „ein Objekt reicher Diskussion und eingehender Prüfung“ zu bieten, reichlich zu erfüllen verspricht. Wenn dieser Darlegung auf der einen Seite Interesse zukommt als einem der ersten Dokumente für die Bestrebungen der sozialistischen Partei Italiens, die kommunalen Verwaltungen zu erobern, so fordert auf der anderen die Arbeit als solche Beachtung, als eine im großen Ganzen objektive kritische Beleuchtung von Mißständen, für deren Studium Turin einen günstigen Boden bot, die aber durchaus nicht auf diese Stadt beschränkt sind.

Der Bericht ist dreitheilig und beleuchtet das kommunale Steuersystem und die Verwaltung der öffentlichen Gelder, um zum Schlusse einige Vorschläge für eine Reform des städtischen Finanzwesens zu machen.

Im ersten Theile wird versucht, die Frage zu beantworten, in welchem Verhältniß die verschiedenen sozialen Klassen an den Gemeindelasten tragen. Zu diesem Zwecke werden die kommunalen Steuern[2] in drei Gruppen geordnet, von denen die erste die indirekten Verbrauchsabgaben (dazio consumo) und Gewerbesteuern (Tassa di macellazione, sugli esercizi pubblici, d'occupazione del suolo pubblico) umfaßt, die zweite durch die Gebäudesteuern gebildet wird, und endlich

[1] Partito Socialista Italiano, Sezione di Torino. „Il Sistema Tributario e il Sistema Finanziario del Commune di Torino“. Relazione della Commissione nominata del Partito per lo studio delle Finanze Municipali.

[2] Die Grundsteuer läßt die Kommission in ihren Berechnungen bei Seite wegen der Schwierigkeit, festzustellen, auf wen sie zurückfällt. Ihr geringer Betrag (74 000 Lire) gestattet dies ohne wesentlichen Einfluß auf die Ergebnisse.

die dritte die Kontributionen einschließt, die wir als Luxussteuern bezeichnen würden (Abgaben für Dienstboten, Equipagen, Bycicles und Hunde). Die finanzielle Bedeutung dieser Gruppen ist sehr verschieden. Während die Steuern der ersten sich im Jahre 1896 auf rund 7073000 Lire beliefen, ergab die Gebäudesteuer nur 1604000 und die übrigen, ausschließlich die besitzenden Klassen treffend, die minimale Summe von 162000 Lire. Und wie diese Gruppen für die Stadt als Steuererheber eine sehr verschiedene Rolle spielen, so thun sie es auch dem Steuerzahler gegenüber, wenn man die Schwere des Opfers ins Auge faßt, das sie dem Kontribuenten auferlegen.

Bei theoretischen Fragen hält sich der Bericht nicht auf. Ob die Verbrauchssteuern in letzter Linie vom Konsumenten bezahlt oder auf ein anderes Glied in der wirthschaftlichen Kette „übergewälzt" werden — das zu untersuchen unternimmt er nicht. Die Löhne, Gehälter und Revenuen auf der einen, die Lebensmittel- und Wohnungspreise auf der anderen Seite werden als gegeben in die Rechnung übernommen. Gestützt auf die Erfahrung, daß jedem Heraufschrauben des Oktrois ein entsprechendes Steigen des Preises der besteuerten Waare folgt, wird die Frage nach dem Verhältniß der Belastung mit der nach dem Verhältniß des Konsums der belasteten Lebensmittel identifizirt: der in der Form von Oktroi von jeder Familie erhobene Steuerbetrag ist genau dem Konsum der vom Oktroi getroffenen Lebensmittel proportional. Ist dieser Satz auch wissenschaftlich nicht einwandfrei, so hat er große praktische Vorzüge, vor Allem den, dank seiner plausiblen Form freie Bahn zu schaffen für eine kritische Erörterung von Erscheinungen, die die Wissenschaft mit großer Zurückhaltung und vielfachen Bedenken betrachtet, mit denen sich aber das praktische Leben dreist auseinandersetzen muß, auch auf die Gefahr hin, ihnen nicht in allen Punkten gerecht zu werden.

Um die angeführte Frage beantworten zu können, greift der Bericht auf eine Monographie von Gina Lombroso[1] zurück, die die Lage der Arbeiterbevölkerung Turins zum Vorwurf hat, sowie auf einige Budgets von Familien der mittleren und oberen Klassen, die ebenfalls von der Genossin Lombroso geliefert wurden. Je nach der pekuniären Lage werden diese Familien wie folgt in sechs verschiedene Gruppen geordnet:

Kategorie	Stand	Personenzahl	Jährliche Einnahme	Miethe	Bemerkungen
			Lire	Lire	
A	Ganz arme Arbeiter[2] . .	6	480	60	Mittel von 3 Familien
B	Arbeiter in mittlerer Lage	6	1040	120	" " 3 "
C	Gutgestellte Arbeiter . .	6	1600	200	" " 3 "
D	Subalterne Beamte . . .	5[3]	2600	400	" " 2 "
E	Höhere Beamte	5[3]	5800	800	" " 3 "
F	Rentiers	5[3]	19000	1800	" " 3 "

Wie vertheilt sich nun der Konsum der von den Verbrauchsabgaben getroffenen Waaren auf die verschiedenen Gruppen? Darüber giebt folgende Tabelle Aufschluß:

[1] Sulle Condizioni sociali economiche degli operai di un subborgo di Torino. (Roux Frassati, Turin 1896.)

[2] Das Einkommen dieser Kategorie besteht nicht zum unwesentlichen Theil aus Almosen.

[3] Einschließlich einem oder zwei Dienstmädchen.

Besteuerte Waaren	Tarif pro Kilogramm	A		B		C		D		E		F	
		Verbrauch	Steuer	Verbrauch	Steuer	Verbrauch	Steuer	Verbrauch	Steuer	Verbrauch	Steuer	Verbrauch	Steuer
	Lire	kg	Lire	kg	Lire	kg	Lire	kg	Lire	kg	Lire	kg	Lire
Brot	0,02	430	8,60	483	9,66	546	10,92	450	9,00	420	8,40	390	7,80
Pasta (Teigwaaren) .	0,03	60	1,80	85	2,55	88	2,64	108	3,24	120	3,60	190	5,70
Reis	0,01	97	0,97	100	1,00	102	1,02	100	1,00	52	0,52	60	0,60
Wein (Liter) . . .	0,037	26	0,96	290	10,73	417	15,42	460	17,02	912	33,74	1096	40,51
Schlachtfleisch . . .	0,057	6	0,34	77	4,39	137	7,81	272	15,50	365	20,80	365	20,80
Wurst	0,075	1	0,08	3	0,22	6	0,45	10	0,75	16	1,20	18	1,35
Speck	0,075	8	0,60	7	0,53	5	0,38	5	0,37	4	0,30	4	0,30
Geflügel	0,20	—	—	—	—	9	1,80	20	4,00	52	10,40	104	20,80
Fische	0,17	—	—	—	—	5	0,85	8	1,36	15	2,55	12	2,04
Käse	0,10	3	0,30	6	0,60	14	1,40	21	2,10	16	1,60	20	2,00
Butter	0,02	10	0,20	16	0,32	22	0,44	23	0,46	26	0,52	45	0,90
Oel	0,02	9	0,18	9	0,18	15	0,30	39	0,78	57	1,14	95	1,90
Essig (Liter) . . .	0,037	10	0,37	8	0,30	18	0,67	39	1,44	36	1,33	36	1,33
Kaffee	0,05	5	0,25	7	0,35	7	0,35	8	0,40	15	0,75	30	1,50
Getrocknete Früchte .	0,15	—	—	—	—	—	—	3	0,45	5	0,75	12	1,80
Konfekt	0,20	—	—	—	—	—	—	7	1,40	12	2,40	18	3,60
Petroleum	0,01	21	0,21	42	0,42	42	0,42	30	0,30	25	0,25	30	0,30
Gas (Kubikmeter) .	0,02	—	—	—	—	—	—	600	12,00	800	16,00	1200	24,00
Koaks (10 Kilogramm)	0,05	13	0,65	18	0,90	20	1,00	20	1,00	60	3,00	60	3,00
Holzkohlen (do.) . .	0,06	8	0,48	20	1,20	50	3,00	12	0,72	10	0,60	12	0,72
Holz (do.)	0,03	62	1,86	103	3,09	70	2,10	33	1,00	10	0,30	10	0,30
Kerzen	0,15	—	—	1	0,15	4	0,60	8	1,20	9	1,35	24	3,60
Zitronen u. Apfelsinen	0,07	—	—	—	—	—	—	4	0,28	12	0,84	40	2,80
Seife	0,05	6	0,30	25	1,20	30	1,50	10	0,50	12	0,60	12	0,60
Wildpret	0,30	—	—	—	—	—	—	—	—	6	1,80	15	4,50
Trüffeln	1,00	—	—	—	—	—	—	0,5	0,50	2	2,00	5	5,00
Konserven	0,20	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0,20	2	0,40
Wachsstreichhölzer .	0,10	—	—	—	—	—	—	1	0,10	3	0,30	8	0,30
Parfümerien . . .	0,24	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0,24	2	0,48
			18,15		37,84		53,07		76,87		117,48		158,93
Zucker[1]	0,015	17	0,26	27	0,40	43	0,64	50	0,75	68	1,02	97	1,46
			17,89		37,44		52,43		76,12		116,46		157,47

Es würde zu weit führen, diese Tabelle zu illustriren, die nicht nur vom finanziellen Standpunkt aus interessant ist. Es sei nur kurz auf Wesentliches hingewiesen. Trotz der relativen Niedrigkeit der Steuersätze[2] ist die Belastung der niedrigsten Einkommen bedeutend, weil auch die die Basis der Volksernährung bildenden Nahrungsmittel (Brot, Pasta, Reis) getroffen werden. Wir bemerken für die beiden ersten Kategorien eine Beschränkung im Verbrauch, für die nothwendig ein erhöhter Konsum minderwerthiger, nicht vom Oktroi getroffener Nahrungsmittel eintreten muß, eine Erscheinung, die einen weit allgemeineren Charakter hat, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Diesen beiden Kate-

[1] Der Zucker zahlt eine negative Abgabe: während die Staatssteuer für den Doppelzentner 10 Lire beträgt, erhebt die Kommune nur 8,50 Lire. Die Differenz zwischen beiden Abgaben trägt die Stadt.

[2] In den meisten der größeren Städte Italiens sind die indirekten Verbrauchsabgaben wesentlich höher. An der Spitze steht Genua, wo nahezu alles Oktroi zahlt (Eier, Milch, Gemüse, Früchte, Streichhölzer, Eis u. s. w.; vergl. das Verzeichniß der steuerpflichtigen Waaren im Bilancio della Città di Genova 1897, S. 218—223) und von jedem Einwohner im Jahresdurchschnitt 51,95 Lire in dieser Form an Abgaben entrichtet werden; es folgt Rom mit 35,74 Lire, Neapel mit 35,39, Palermo mit 30,96, endlich in großem Abstand Turin, wo 22,79, und Mailand, wo 19,16 Lire auf den Kopf kommen (Annuario Statistico Italiano 1895, S. 70, 71 und 904, 905, nach den Tabellen II und I berechnet).

gorien gehört ein nicht unbedeutender, stets wachsender Bruchtheil der Bevölkerung an, und die Thatsache, daß der Ertrag der Nahrungsmittelabgaben nicht im Verhältniß zur Bevölkerung wächst (S. 5, Tabelle IV des Berichts), besagt nur in „lokaler" Form dasselbe, was die offizielle Statistik für das Reich schon längst festgestellt hat: eine Abnahme im Verbrauch der nothwendigsten Nahrungsmittel.[1] Erst für die Kategorie C, der nur die Elite der Turiner Arbeiterschaft entspricht, hört diese Beschränkung des Nothwendigen, die chronische Insuffizienz der Ernährung auf, und in den weiteren Kategorien ist mehr eine Modifikation, eine Verdrängung der pflanzlichen durch thierische Nahrungsmittel, als eine Vermehrung des Konsums zu bemerken.

Fügt man den Zahlen über den Oktroi den Antheil an den verschiedenen Gewerbesteuern hinzu, der auf jede der Kategorien fällt (in dem Verhältniß von 6,057:100, in dem diese zu den Einkünften aus den Verbrauchsabgaben stehen), so ergiebt sich für diese Gruppe von Abgaben folgendes Belastungsverhältniß:

	Einkommen	Jahresbetrag d. Verbrauchsabgaben	Gewerbesteuer	Gesammtsumme	Zahl der Monate, für die Abgaben entrichtet werden[2]	Effektive Abgaben[3]	Promille der Einkommen
A	480	17,85	1,08	18,97	12	18,97	39,5
B	1040	37,44	2,27	39,71	12	39,71	38,2
C	1600	52,43	3,18	55,61	12	55,61	34,8
D	2600	76,12	4,61	80,73	12	80,73	31,1
E	5800	106,46	6,45	112,91	9	84,68	14,6
F	19000	132,47	8,45	120,47	8	93,64	4,9

Wird diese Wirkung der indirekten Abgaben, die ja noch in den meisten Staaten als einziges Mittel gelten, die breite Masse der arbeitenden Bevölkerung zur Steuerleistung heranzuziehen, durch die weiteren direkten Steuern ausgeglichen oder stehen wir einer auf den Kopf gestellten Progressivsteuer gegenüber, die um so größere Anforderungen an den Kontribuenten stellt, je schwerer es diesem wird, den Anforderungen zu genügen?

Die Gebäudesteuer bietet kein Korrektiv. Wenn wir annehmen — wie es der Bericht thut — daß sie ganz auf die Miether abgewälzt werde und sich auf sie im Verhältniß des Miethzinses vertheile, so finden wir, daß die Gebäudesteuer die großen Einkommen am wenigsten trifft und am schwersten die mittleren belastet, da in den Mittelklassen die Miethe einen größeren Bruchtheil des Einkommens ausmacht, als bei den armen Schichten, während wir in deutschen

[1] Ann. Stat. 1895, S. 535.

[2] Hier wird der zeitweiligen Steuerfreiheit Rechnung getragen, die die wohlhabenden Familien durch den jährlichen Landaufenthalt genießen.

[3] Die Kommission geht von der Voraussetzung aus, daß der Unterhalt des Dienstpersonals als Theil des Lohnes anzusehen sei und die für ihn an Verbrauchsabgaben bezahlte Summe nicht als Abgabe der Herrschaft gelten könne, „so wenig man den Oktroi, den Arbeiter für ihren Konsum bezahlen, als vom Fabrikherren entrichtet ansehen kann". Sie zieht daher die auf ihn entfallende Quote der indirekten Verbrauchsabgaben (auf 10 Lire für den Kopf berechnet) von der von der Herrschaft entrichteten ab. Mit Recht bemerkt Luigi Einaudi („Il partito socialista ed il Sistema tributario di Torino", in der „Riforma Sociale" vom 15. Januar 1898), daß hier von einer Ueberwälzung der Abgaben nicht wohl die Rede sein könne, da weniger der Preis der Subsistenzmittel als das Herkommen die Löhne dieser Arbeitergruppe regelt.

Städten ein umgekehrtes Verhältniß zu finden scheinen. Die kommunale Gebäudesteuer, deren Betrag 44 Prozent der Staatssteuer gleichkommt, beläuft sich auf 5,3625 Prozent des Bruttoertrags.

Die folgende Tabelle veranschaulicht das Verhältniß, in dem sie die verschiedenen Vermögenskategorien trifft:

	A	B	C	D	E	F	G[1]
Einkommen	480	1040	1600	2600	5800	19000	60000
Miethe	60	120	200	400	800	1800	4000
Steuerquote	3,22	6,43	10,72	21,45	42,90	96,52	214,00
Steuerquote (Promille des Einkommens)	6,7	6,2	6,7	8,2	7,4	5,1	3,6

Und die Steuern, die ihrer Natur nach ausschließlich die Besitzenden treffen, stellen einen zu kleinen Bruchtheil des munizipalen Einkommens dar, um das Mißverhältniß ausgleichen zu können, eine neue Bestätigung für die oft wiederholte Behauptung, daß Luxussteuern, namentlich in der Weise wie sie heute Anwendung finden, stets nur einen sehr geringen Theil der öffentlichen Lasten tragen können. Diese Abgaben, die 4 Lire für ein Dienstmädchen, 8 für einen Diener, 20 bis 30 für einen Wagen, 5 für ein Veloziped und endlich 25 Lire für einen Hund betragen, treffen die vier in Betracht kommenden Gruppen in folgender Weise:

	D	E	F	G
Steuerquote	4	8	22	90
Steuerquote auf 1000 des Einkommens	1,5	1,4	1,2	1,5

Hier sind also keine wesentlichen Schwankungen der prozentualen Belastung, aber auch keine Spuren einer progressiven Vermehrung zu bemerken.

Summirt man nun die drei Steuergruppen, so ergiebt sich folgendes Bild:

	A	B	C	D	E	F	G
Einkommen	480	1040	1600	2600	5800	19000	60000
Verbrauchsabgaben	18,97	39,71	55,61	80,73	84,65	93,64	173[2]
Gebäudesteuer	3,22	6,43	10,72	21,45	42,90	96,12	214
Luxussteuer	—	—	—	4,00	8,00	22,00	90

Gewiß lassen sich gegen die Einzelheiten des Berichts Einwendungen machen, auch wenn man die theoretischen Voraussetzungen gelten lassen will. Mehrere der Angaben über den Verbrauch der steuerpflichtigen Nahrungsmittel können zweifellos nicht als typisch gelten, ebenso wenig wie die Wohnungspreise der Kategorien F und G, die selbst für Turin, wo die Miethpreise seit den großen Bauspekulationen und Bankkrachs der achtziger Jahre bedeutend gesunken sind, zu niedrig erscheinen. Aber auch die Voraussetzung, daß die Gewerbesteuern alle sozialen Klassen in einem zum Lebensmittelverbrauch konstanten Verhältniß treffen, erscheint mir irrig. Die Tassa sugli esercizi pubblici wird meines Erachtens nicht nur relativ, sondern absolut mehr vom Besitzenden getragen, namentlich in Italien, wo das Wirthshausleben der unteren Klassen eine Seltenheit ist. Diese und andere Ungenauigkeiten, die zu vermeiden jedenfalls sehr viel schwieriger war, als

[1] Es ist hier eine neue Kategorie angefügt, die sich auf eine Familie bezieht, von der man das Einkommen, die Miethe, Zahl der Equipagen und Dienstboten &c. festgestellt hat, ohne genaue Angaben über den Konsum der Lebensmittel erhalten zu können.

[2] Diese Summe ist berechnet worden, indem man die Verbrauchsabgaben der Kategorie F um 70 Prozent vermehrte und 70 Lire als Abgabe für die Erhaltung eines Pferdes hinzufügte.

sie aufzudecken, sind aber für die Endresultate von wenig Belang. Diese Endresultate sind im großen Ganzen unanfechtbar, und sie beweisen, daß der arme, zum Theile von Almosen lebende Arbeiter im Verhältniß von 46,2:1000 seines Einkommens zur Bestreitung der kommunalen Ausgaben beiträgt, während der in bescheidener Wohlhabenheit Lebende (Kategorie E) 23,4, der Reiche endlich keine 7 Promille bezahlt. Diese Vertheilung erscheint um so ungerechter und widersinniger, da die vom Staate der Kommune zugewiesenen Ausgaben durchaus nicht mehr den unteren als den oberen Klassen Vortheile gewähren; weder in den Zuschüssen, die sie dem Staate zu leisten haben für die Unterhaltung der Rechtspflege, der öffentlichen Sicherheit, der Post u. A., noch für die ganz der Gemeinde zufallenden, wie die Kosten für den Elementarunterricht (den auch die besitzenden Klassen in der Mehrzahl der Fälle in den kommunalen Schulen genießen), für die Kontrolle der Maße und Gewichte, für die standesamtliche Registrirung, die Unterhaltung von Beschälstationen ꝛc.[1] begünstigen ihrer Natur nach die Arbeiterschaft mehr als die anderen Klassen. Dasselbe gilt von den kommunalen Ausgaben im engeren Sinne. Wir haben eine durch nichts zu rechtfertigende Belastung der Kontribuenten, die in dem Maße zunimmt, als ihre finanzielle Tragkraft sinkt; eine Entlastung der Besitzenden auf Kosten der arbeitenden Klassen.

Aber bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder hat man sich dann auf die Arbeiter besonnen, und das Finanzwesen Turins trägt noch heute die Spuren dieser Fürsorge. Man hat dem System der Anleihen im großen Maßstab das Wort geredet, weil es den Arbeitslosen Arbeit gab. Um aber die Zinsen für diese Anleihen, von denen 30 Millionen auf dem Wege der Emission unter äußerst ungünstigen Bedingungen kontrahirt wurden (der Zinsfuß betrug nur 4 Prozent, aber Obligationen von einem Nominalwerth von 500 Lire wurden für 470, 460, 446 und sogar 385 Lire ausgegeben) aufbringen zu können, mußte die Munizipalverwaltung die Steuern vermehren, vor Allem die ausgiebigsten und geduldigsten unter ihnen: die indirekten Verbrauchsabgaben. Arbeit wurde gegeben, aber der Preis der nothwendigsten Lebensmittel wurde beständig heraufgeschraubt.

An diesem ganzen System übt der Bericht eine schonungslose Kritik. Er weist nach, daß die Stadt, um für 30 Millionen öffentliche Arbeiten ausführen zu können — Arbeiten von unbestreitbarer sozialer Nützlichkeit, aber ohne dringenden Charakter — 80 Millionen ausgeben muß[2] und dank diesem System für die Jahre von 1898 bis 1906 ihr Budget mit einer Jahresausgabe von 1915284 Lire an Zinsen und Amortisationsquote belastet hat, eine Ausgabe, die sich dann auf 785000 Lire vermindert und bis zum Jahre 1946 fortdauert. Mit Recht weist der Bericht auf den lähmenden Einfluß hin, den dieses System auf die Entwicklung der Industrie gehabt hat, einmal durch das Heraufschrauben der Steuern selbst, dann aber auch, weil es die Kapitalien von industriellen Unternehmungen privater Initiative abzog, die keine ähnlich günstigen Anlagebedingungen bieten konnten. Er hebt hervor, daß dieselben öffentlichen Arbeiten, und zwar nur drei Jahre später, ausgeführt werden konnten, wenn man die

[1] Vergl. Giulio Alessio, Saggio sul Sistema tributario in Italia (Turin 1887, Frat. Bocca), Bd. II, S. 993, Fußnote, wo sämmtliche der den größeren Kommunen zufallenden öffentlichen Lasten angeführt sind. Die seit vielen Jahren in Aussicht gestellte Neuordnung auf diesem Gebiete steht bekanntlich heute noch aus.

[2] Vergl. Tab. Nr. 8, S. 5 des Berichts.

für Zinsen und Amortisation der Anleihe festgesetzten Gelder alljährlich für die Arbeiten selbst verwendet hätte.

Wir vermissen hier eine Kritik des Submissionswesens, die auch vom rein finanziellen Standpunkt aus gemacht werden mußte, ferner jeden Hinweis auf die Nothwendigkeit, die öffentlichen Dienste zu munizipalisiren. Und doch drängt sich diese Nothwendigkeit auch in Italien der öffentlichen Meinung auf, und der Hinweis auf andere Staaten, namentlich auf England, kehrt in der volkswirthschaftlichen Literatur der letzten Jahre mehrfach wieder.[1] Statt dessen wendet sich der Bericht der Geschichte des munizipalen Lebens der letzten Jahre zu, einer wenig ruhmvollen Geschichte, in der Nichtwollen und Nichtkönnen eine Hauptrolle spielen, die aber, obwohl es ihr an typischen Zügen nicht fehlt, hier keine nähere Betrachtung beanspruchen kann.

Auch über den dritten Theil, die Reformvorschläge, will ich mich kurz fassen. Sie stellen einen Versuch dar, das Schlechte durch minder Schlechtes zu ersetzen, einen Versuch, der frei von jeder Prätension und vom Bewußtsein der eigenen, durch die Verhältnisse gesetzten Unzulänglichkeit durchdrungen ist, und wohl nicht die Vorwürfe verdient hat, die sich im Parteilager gegen ihn erhoben.[2] Die Kommission hat, wie mir scheint, nicht kleinbürgerlich-demokratisches Wasser in den sozialistischen Wein gießen wollen, sondern nach bestem Wissen und Gewissen ihre Aufgabe, „das Finanzwesen der Stadt zu studiren und Reformen vorzuschlagen, die mit dem Minimalprogramm der italienischen Partei in Einklang stehen", zu lösen versucht. Die Forderung einer Progressivsteuer, der Abschaffung der Verbrauchsabgaben auf die nothwendigsten Lebensmittel, einer Erhöhung der Luxussteuern &c. stellen kein Programm dar, auf das sich die Sozialisten bei den diesjährigen kommunalen Wahlen stützen werden — auf jeden Fall sind sie nur Theile eines Programms, dem andere Reformforderungen von prinzipieller Bedeutung und allgemeinerem, weiterem Charakter das Rückgrat abgeben müssen.

In der objektiven und eingehenden Analyse der bestehenden Zustände liegt das Verdienst des Berichts, dessen wesentliche Linien wir hier kurz wiederzugeben versuchten, und wenn die beiden bisher in Turin um die Herrschaft ringenden Parteien, die klerikale und die liberale, die, wie wir hören, dem Stadtrath binnen Kurzem ähnliche Studien zu unterbreiten gedenken, dieselbe Achtung vor den Thatsachen, dasselbe Eingehen auf die nüchternen Zahlen zeigen, so dürfen wir hoffen, daß die „traurige und aride Wissenschaft der Zahlen" reiche Früchte der Einsicht tragen und mithelfen werde an einer Gesundung des munizipalen Lebens der Stadt Turin.

---

[1] Vergl. besonders Riccardo Bachi: Le Nuove Forme della Funzione Municipale in Inghilterra, Turin 1897, Roux Frassati, und G. Ricca-Salerno: Collettivismo Municipale in der „Nuova Antologia", Rom 1897, 16. November. Auf staatliche Begünstigung, die Professor Ricca-Salerno in seinem Aufsatz anruft, hat freilich diese Tendenz nicht zu rechnen. Verbietet doch ein Gesetz vom 27. Dezember 1896 die Munizipalisirung aller Verkehrsmittel, die sich mechanischer Kraft bedienen (Titel III, Art. 39). Dieses unter einem Wust technischer Bestimmungen eingeschmuggelte Gesetz ist so vollkommen der öffentlichen Aufmerksamkeit entschlüpft, daß ein Volkswirth von der Bedeutung Salernos noch nach Jahresfrist nichts von seiner Existenz wußte.

[2] Vergl. Un Travet, La questione administrativa a Torino ... e altrove, in der „Critica Sociale", Mailand, 16. Februar 1898.

Der vierte Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in den Niederlanden.

Von W. H. Vliegen.

An den beiden Ostertagen hielt die oben genannte Organisation ihren jährlichen Kongreß in Amsterdam ab, den vierten seit ihrer Gründung 1894.

Man kennt in der Hauptsache die Geschichte der Entstehung dieser Partei, welche von Ausgeschiedenen aus dem sozialdemokratischen Bund begründet wurde, als dieser immer mehr zum Anarchismus neigte und die politische Aktion über Bord warf.

Am 26. August 1894 gründeten 64 Personen und einige kleine Organisationen in Zwolle die sozialdemokratische Arbeiterpartei, welch kleines Häuflein seitdem einen heftigen Kampf gegen die übergroße Mehrheit des sozialdemokratischen Bundes, die zum Sozialistenbund überging, zu führen hatte. Ihre Versammlungen gesprengt, ihre Presse unterdrückt, ihre Personen boykottirt und aufs Schändlichste verleumdet, das war das Loos, das der kleinen Schaar Sozialdemokraten von ihren früheren Parteigenossen bereitet wurde. Viele, sehr Viele, die eigentlich in ihre Reihen gehörten, blieben ihr fern, da man nicht anders glaubte, als daß es nicht gelingen würde, etwas zu erreichen. Und als der Sozialistenbund auf dem Haager Kongreß 1894 beschloß, daß die Sektionen dieses Bundes das Recht haben sollten, sich an den Wahlen zu betheiligen, wenn sie es für nützlich erachteten, schien es, als ob der kleinen Sozialdemokratie der Boden unter den Füßen weggenommen sei.

Aber der anarchistische Bazillus fraß weiter im Sozialistenbund. Große Theile fielen von ihm ab, die allgemeine Kraft verminderte sich immer mehr und am letzten Kongreß in Rotterdam, abgehalten in den Weihnachtstagen 1897, ging er ganz aus den Fugen.

Und während dessen faßte die sozialdemokratische Arbeiterpartei Wurzel im Volke. Auf dem Kongreß von 1895 in Deventer waren 14 Zweigvereine vertreten. 1896 in Utrecht waren deren 24; 1897 in Arnheim 31, und in Amsterdam waren da 40 Zweigvereine. In Deventer waren 500 Mitglieder vertreten, in Amsterdam 1900. Was mehr ist, im politischen Kampfe hat die Partei ihre Feuerprobe bestanden, sie siegte in vier Kreisen bei den Wahlen von 1897, und damit ward die Organisation konsolidirt und die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sie gelenkt. Ihr erstes Streben: die sozialistische Partei in den Niederlanden zu werden, ist erreicht. Wer vom Sozialismus redet, spricht in neunzig Fällen von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und ihren Vertretern, in zehn noch von Domela Nieuwenhuis und den Seinigen.

* * *

Es verstand sich von selbst, daß der erste nach den Wahlen tagende Kongreß in froher Stimmung tagen würde. Nach so langem Regen waren doch die ersten Sonnenstrahlen gekommen: die niederländische Sozialdemokratie hat ihren Platz an der Spitze der Arbeiterbewegung nach schwerem Kampfe erreicht.

Allgemein war das Interesse, das dem Kongreß zu Theil ward. Der große Saal des Gebäudes „Plancius" in Amsterdam, der tausend Menschen fassen kann, war voll, als der Vorsitzende des Parteivorstands, Genosse Troelstra, den Kongreß eröffnete mit einer Rede, worin er das oben Erwähnte in anderer Form vorbrachte. Das vornehmste Phänomen des gegenwärtigen politischen Lebens in Holland ist das Absterben der Halbheiten. Die Volkspartei, halb radikal, halb sozialdemokratisch, ist todt. Die radikale Partei wurde bei den jüngsten Wahlen zerschmettert. Der Sozialistenbund ist zersprengt, das Terrain ist geebnet, nichts hält das Wachsthum unserer Partei mehr auf. Binnen einigen Jahren steht sie als einige Arbeiterorganisation der niederländischen Bourgeoisie gegenüber.

Dann lud Troelstra Diejenigen ein, die im Sozialistenbund blieben, als Nieuwenhuis und seine Anhänger, worunter alle Anarchisten, ausschieden, wohl zu erwägen, daß es keinen Sinn habe, eine besondere Organisation beizubehalten, so-

bald keine prinzipiellen Unterschiede mehr vorhanden sind. Eine Vereinigung dieser Elemente, welche im Grunde der Sache sozialdemokratische sind, mit der sozialdemokratischen Arbeiterpartei kann nicht ausbleiben, obschon noch einige persönliche Gegensätze zu überwinden sind. Der Redner betonte dann die förmliche Revolution, die sich in der holländischen Literatur vollzogen. Von den neueren Literaten des „Jung-Holland" sind die besten Elemente zur Sozialdemokratie gekommen, und auch die Maler- und Schauspielerkreise haben uns schon Anhänger zugeführt. Die wichtigste Arbeit des letzten Jahres war die unserer Genossin Cornelie Huygens, die im Roman „Barthold Meryan" die Leerheit der bürgerlichen Gesellschaft zur Schau stellte und den Sozialismus vertheidigte.

Dann geißelte der Redner die bürgerlichen Klassen unseres Landes wegen ihres Verhaltens in diesem Jahre, das für Niederland ein Revolutions-Gedenkjahr sein müßte. 1648, also vor 250 Jahren, ward der Friede von Münster geschlossen, der den siegreichen achtzigjährigen Kampf der Niederlande gegen Spanien abschloß und das Fundament der bürgerlichen Freiheit legte. 1798, also vor 100 Jahren, ward die batavische Republik gegründet, und mit ihr entstanden die heutigen Niederlande. 1848 endlich wurde mit den letzten Privilegien des Adels und des Königs aufgeräumt und die Verfassung gegeben, womit die Herrschaft der bürgerlichen Klasse, die in keinem Lande vollkommener ist als in Holland, begründet ward.

Und in dem Jahre, in dem all diese für die bürgerliche Klasse so erfreulichen Thatsachen gefeiert werden müßten, reden Regierung und Kammer, Presse und weitere Organe der bürgerlichen Klasse von nicht als vom großen Feste, das kommen wird: die Krönung der Königin, der Nachfolgerin desjenigen, der 1797 nach England flüchtete, und desjenigen, mit dessen Zustimmung das Königthum in Holland 1848 zu einem Schein, zu einer Phrase gemacht wurde.

Eine Klasse, welche so ihre glänzenden Tage vergißt, hat keine Zukunft mehr.

Donnernder Beifall ward dem Redner gespendet, und dann fing der Kongreß seine Berathungen an, nachdem Vliegen als erster und Schaper als zweiter Vorsitzender gewählt war.

Aus dem Bericht des Parteikassiers geht hervor, daß die gewöhnlichen Einnahmen der Parteikasse 4262,13 Gulden betrugen; für den Wahlfonds gingen 3760,21 Gulden ein.

Neben verschiedenen Anträgen zur Agitation hatte die Partei auf diesem Kongreß auf der Tagesordnung: die Aufstellung eines Kommunalwahlprogramms; die Stellung der Partei zum Militarismus, eine Frage, welche durch die von vielen Parteigenossen kritisirten Worte Van Kols in der Kammer bei der Berathung des Kriegsbudgets veranlaßt wurde; die Stellung gegenüber den Gewerkschaften, eine im jetzigen Stadium der holländischen Bewegung sehr wichtige Frage; die Haltung der Partei bei den Krönungsfesten in diesem Jahre. Die Kolonialpolitik und die Genossenschaftsfrage wurden wegen Zeitmangel von der Tagesordnung abgesetzt. Dann war noch da ein Antrag, Staatsaufsicht über die Fabrikkrankenkassen zu fordern.

Für das Kommunalwahlprogramm wurde ein Ausschuß gewählt, der dem folgenden Kongreß bestimmte Anträge vorlegen wird.

Zur Militärfrage referirten Van Kol und Troelstra, die in dieser Frage verschiedener Ansicht waren. Van Kol nahm den folgenden Standpunkt ein: Ausgehend vom Beschluß des Londoner Kongresses, daß wir zu kämpfen haben gegen jede Unterdrückungsform, auch gegen die Unterdrückung der Nationen, müssen wir uns auf den Standpunkt stellen, daß wenn das Land angegriffen wird, es sich vertheidigen, sich jeder Annektion u. s. w. mit aller Kraft widersetzen muß. Darum ist Van Kol für allgemeine Volksbewaffnung und vertheidigte darum die allgemeine Wehrpflicht, wie sie in Deutschland von den Genossen vertheidigt wird.

Genosse Troelstra vertrat die andere Meinung.

Die deutschen Sozialdemokraten sind der Meinung, daß ihr Vaterland gegen etwaigen Angriff von Rußland u. s. w. vertheidigt werden muß, um das durch das arbeitende Volk schon Erreichte nicht wieder zu verlieren. Wir sind in dieser Lage

nicht. Wir sind umringt von Ländern höherer ökonomischer Entwicklung. Holland steht vor folgender Alternative: Wird es von Deutschland oder England angegriffen, so ist jede Vertheidigung unmöglich; ist doch die deutsche Armee zwanzigmal stärker als die größte, welche Holland je aufbringen kann. Beschränken wir uns auf eine Vertheidigung Amsterdams, so gäben wir das ganze Land dem Feinde preis, ohne die geringste Aussicht auf einen Sieg zu haben. Aber Holland wird nicht angegriffen werden. Die Rivalität der großen Mächte verhindert das. Sollte diese aufhören, dann hätte das Land kein Gewicht in die Wagschale zu werfen. Was Deutschland betrifft, so hat dieses Land viel mehr Interesse an der Neutralität der holländischen Häfen, als am Besitz des Landes.

Ohne sich über die Behauptung entscheiden zu wollen, welche Vliegen im „Sozialdemokrat" niederschrieb, daß die kleinen Länder auf die Dauer gezwungen sein werden, sich größeren Nationen anzuschließen, weil ihre Existenz bei der kolossalen ökonomischen Konkurrenz nicht möglich ist, behauptete der Redner, daß die niederländische Sozialdemokratie sich konsequent auf den internationalen Standpunkt stellen und jeden Kriegsgedanken negiren kann und muß.

Auch die niederländische Bourgeoisie giebt die Unvertheidigbarkeit Hollands zu. Redner beweist dies mit zahlreichen Zitaten. Trotzdem aber geben wir jährlich fast 40 Millionen Gulden für Militärzwecke aus Die stehenden Heere anderer Länder haben zwei Aufgaben: das Land gegen den äußeren und die regierende Klasse gegen den inneren Feind zu schützen. Das holländische Heer kann die erste Aufgabe nicht erfüllen, so bleibt nur die zweite übrig, woran wir aber nicht mitzuarbeiten haben. Die allgemeine Wehrpflicht hat diesen Klassencharakter nicht, darum wollen wir als Uebergang zum Ende des Militarismus die allgemeine Wehrpflicht befürworten. Troelstra beantragte folgende Resolution, die einstimmig angenommen wurde:

„In Erwägung, daß der Krieg eine nothwendige Folge des kapitalistischen Systems ist, welches, da es auf der Konkurrenz der Personen, Unternehmungen und Völker beruht, den Kampf Aller gegen Alle erzeugt;

„in Erwägung, daß allein in einer sozialistischen, auf internationaler Regelung der Produktion beruhenden Gesellschaft die Ursache des Völkerkampfes verschwinden kann und der Weltfriede möglich sein wird;

„in Erwägung, daß der Militarismus auch vom niederländischen Volke stets wachsende persönliche und finanzielle Opfer fordert und dadurch ein großes Hinderniß für die Durchführung von sozialen Reformen ist:

„erklärt der Kongreß, kein kräftigeres Mittel zur Bekämpfung von Krieg und Militarismus zu kennen, als die Organisation der Arbeiter im Klassenkampf, die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat, wodurch der Widerstand der besitzenden Klasse gegen die freie Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft gebrochen wird;

„bekämpft er, im Interesse der besitzlosen und arbeitenden Klasse, die Erhöhung der Militärausgaben in den Niederlanden;

„erklärt er sich insbesondere als Gegner des stehenden Heeres, das den Soldaten durch seine Absonderung von der Gesellschaft zu einem willigen Werkzeug gegen seine eigene Klasse in ihrem Kampfe für Wohlfahrt und Freiheit macht;

„wünscht er, daß der politische Einfluß der Partei gebraucht werden soll, um, solange die Abschaffung des ganzen Militarismus nicht möglich ist, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu fördern, welche die persönliche und finanzielle Last vermindern wird und den Klassencharakter der Armee als Werkzeug der besitzenden gegen die besitzlosen Klassen beseitigt oder mäßigt."

Die gewerkschaftliche Frage hatte, wie schon gesagt, eine besondere Bedeutung.

Als vor einigen Jahren die damalige sozialistische Partei immer mehr zum Anarchismus sich treiben ließ, da ward vornehmlich in gewerkschaftlichen Kreisen für dieses Treiben Hilfe gesucht mit der Parole, daß die gewerkschaftliche Organisation allein die wirkliche Organisation der Arbeiterklasse sei. Die Revolution sollte kommen mit dem Generalstrike, dazu war eine gewerkschaftliche Organisation nöthig:

die politische Aktion sei also unnöthig, um den großen Kampf gegen die Macht der besitzenden Klasse zu führen. Man hatte sich dann auf die Gewerkschaften geworfen, und da die Zeit günstig war, hat sich die Gewerkschaftsbewegung seitdem wirklich tüchtig entwickelt.

Aber — mit ganz anderem Resultat, als die „Revolutionären" sich gedacht haben. Die wüthenden Revolutionäre kamen in der Gewerkschaftsbewegung in Berührung mit der Wirklichkeit und — wurden praktische Menschen, fürchterlich praktische Menschen, so daß „Recht voor Allen" eines Tages erklärte, daß alle diese Leute, die aus Antipathie gegen die „Politiker" zu den Gewerkschaften gingen, weil von dort die „Revolution" kommen sollte, nun gänzlich in konservative „Nur-Gewerkschaftler" umgewandelt seien, die an den Generalstrike nicht mehr denken, sondern tüchtig mitarbeiten zur Erlangung einer halben Stunde weniger Arbeit und ein paar Pfennige mehr Lohn. Es hat sich aus diesem anarchistischen Keime ein auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft stehender Gewerkschaftsbaum entwickelt, der sich gegen die Politik erklärt, nicht weil die Gewerkschaftler Anarchisten sind, sondern weil sie die Politik verfolgen wollen, die die englischen Trade Unions so lange verfolgt haben.

Diese Gewerkschaftsbewegung empfindet aber auch den wachsenden Einfluß der neuen sozialdemokratischen Strömung, und es galt nun auf dem Kongreß festzustellen, was zu thun sei: eine neue sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung zu gründen oder in die eben erwähnte einzutreten und den Kampf gegen das Unternehmerthum mit ihr zu kämpfen, sich vorbehaltend, in den Gewerkschaften eine sozialdemokratische Politik zu befürworten.

Der Referent Vliegen befürwortete die letztere Taktik, die nur akademisch bekämpft wurde, so daß die folgende Resolution Vliegens einstimmige Annahme fand:

„In Erwägung, daß das Parteiprogramm der Partei die Pflicht auferlegt hat, jede ökonomische oder politische Bewegung der Arbeiter so zu unterstützen, daß ihr Klassenbewußtsein erweckt und ihre Macht gegenüber der besitzenden Klasse verstärkt wird;

„daß der Kampf der Arbeiter für bessere Lebensbedingungen einen integrirenden Theil der Aufgabe der Sozialdemokratie bildet und in diesem Kampfe der gewerkschaftliche Kampf die erste Kampfesform ist;

„daß alle internationalen sozialistischen Kongresse die Forderung der Gewerkschaftsbewegung als eine Aufgabe der sozialistischen Parteien bezeichneten:

„erklärt der Kongreß, daß allerdings die allseitige Befreiung der Arbeiterklasse nur erreicht werden kann durch die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, daß aber doch im Stadium, worin die niederländische Arbeiterbewegung jetzt sich befindet, die allgemeine (sogenannte neutrale) Gewerkschaftsbewegung wegen der obenstehenden Erwägungen nicht entbehrt werden kann; und

„beauftragt die Sektionen und Mitglieder der Partei, diese Gewerkschaftsbewegung, vorausgesetzt daß sie nicht prinzipiell sich gegen Staatseinmischung wendet, mit ihren besten Kräften zu fördern."

Nach einer längeren, sehr wichtigen Debatte ward diese Resolution, wie schon gesagt, einstimmig angenommen.

Eine wichtige Debatte entstand nach dem Bericht über die Haltung der Abgeordneten im Parlament, über die Haltung Van Kols einem klerikalen Abgeordneten gegenüber. Der Ultramontane Nolens hatte eine Rede gehalten und dabei alle schönen Phrasen der Encyclica Rerum Novarum aufmarschiren lassen. Van Kol, der nach ihm redete, hatte dann seine große Freude über die Rede Nolens ausgesprochen. Die Phraseologie der Herren dieser Sorte ward auf dem Kongreß gehörig beleuchtet und unter allgemeiner Zustimmung ward der Wunsch ausgesprochen, das Lob der sozialdemokratischen Partei erst dann zu ertheilen, wenn den schönen und großen Worten schöne und große Thaten folgen.

Der Antrag zur Agitation für Staatsaufsicht über die Fabrikkrankenkassen wurde den Abgeordneten übergeben. Gegenüber den Krönungsfesten wird eine ganz

negative Haltung angenommen, an einer etwaigen Gegendemonstration wird die Sozialdemokratie sich nicht betheiligen.

Im Allgemeinen hat dieser Kongreß einen trefflichen Eindruck gemacht. Das Hauptorgan der Antirevolutionäre, „De Standaard", urtheilt wie folgt:

„Es ist nicht zu verkennen, daß bei Herrn Troelstras Heerschau ein reges Leben herrschte.

„Wohl machten sich noch einige Nachklänge von früherem Haß bemerkbar, aber man fühlt doch, die Wildheit aus bloßem Verlangen nach Reklame ist verschwunden und hat in den maßgebenden Kreisen einem sicheren, taktvollen Handeln Platz gemacht. Man irrt sich denn auch stark, wenn man meint, daß der Sozialismus bei uns in Sterbensnöthen liegt.

„Denn wohl ist bewiesen, daß die anarchistische Wildheit nur auf einen sehr kleinen Theil unseres Volkes Einfluß gewinnen konnte, aber dem gegenüber wartet der Sozialismus seine Zeit ab, konsolidirt sich und wird dann gewiß großen Einfluß auf die Massen erlangen."

Und weiter:

„So tritt ruhige Klugheit an die Stelle des früheren Geschreis und Geheuls, räumt der Straßenkrawall den Platz für die thatkräftige Intelligenz, und gerade darum kann Niemand berechnen, welchen Fortschritt der Sozialismus in den nächsten Jahren machen wird.

„Darum ist es so unverantwortlich, daß so Viele, die berufen sind, bessere Grundsätze zu vertreten, für nichts Ohr und Auge haben, wie für die klerikalen Gespenster.

„Darauf starren sie wie blind und bemerken nicht, wie ein ganz anderer Feind unbemerkt hinter ihnen sich aufdrängt und bald vor den Thüren steht."

Aus diesen letzten Worten geht genügend hervor, daß wir es hier nicht mit einem der Sozialdemokratie freundlichen Blatte zu thun haben, und darum ist das abgegebene Zeugniß dieses Gegners wohl der beste Beweis für den Eindruck des Kongresses. Die Gegner fangen an, es zu bemerken: die sozialdemokratische Arbeiterpartei ist ein Gegner, der einmal den bürgerlichen Parteien manche Schlacht liefern wird, wonach der Siegesruf nicht auf der Seite des Kapitalismus ertönen wird.

„Desorganisation" Oesterreichs.

Von **A. Mößler.**

Die politischen Stürme, die seit einem Jahre Oesterreich erschüttern, veranlaßten eine ganze Reihe von Broschüren und Flugschriften. Die meisten von ihnen erheben sich jedoch nicht über die Bedeutungslosigkeit oberflächlicher Gelegenheitsschriften zu den Sprachenverordnungen und lohnen nicht die Zeit des Lesens. Eine aber verdient als gründliche Arbeit ernste Beachtung. Sie erschien am Ende des vorigen Jahres als Nr. 2 der „Sozialpolitischen Flugschriften"[1] unter dem Titel: „Desorganisation". Als Verfasser ist „Verus" angegeben, unter welchem Pseudonym sich offenbar ein Historiker verbirgt, dem ausnahmsweise auch die Gegenwart nicht fremd ist. Für die Leser der „Neuen Zeit" wird es von besonderem Interesse sein, daß auf etwas anderem Wege „Verus" zu demselben Resultat kommt, zu dem Kautsky seine Untersuchung über den „Kampf der Nationalitäten und das Staatsrecht in Oesterreich" führte. Das und die Wichtigkeit der Sache an sich veranlaßt mich, den Lesern die Hauptgedanken der Broschüre vorzuführen.

[1] Die „Sozialpolitischen Flugschriften" stellen sich die Aufgabe, „in durchaus vorurtheilsloser Weise von einem radikalen Standpunkt aus ökonomische und politische Fragen vor der Oeffentlichkeit zu besprechen, doch ohne daß die Interessen einer bestimmten Partei vertreten werden sollen". — Auch Nr. 1: „Adel und Kirche in Oesterreich", von T. W. Teifen, ist vorzüglich geschrieben und reich an Inhalt.

Verus führt in seiner Arbeit die verschiedenen staatsrechtlichen Veränderungen an, die Oesterreich im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht, und geißelt dabei die Unvernunft jener österreichischen Politiker, die die Wiederbelebung bereits abgestorbener Rechtsformen anstreben, wie die Jungtschechen in ihrem böhmischen Staatsrecht, und so statt der Bedürfnisse der Gegenwart die überlebten historischen Rechte zur Grundlage ihrer Politik machen. „Die Theorie von den historischen Rechten ist aber die reaktionärste aller Theorien, weil, wenn man sie konsequent verfolgen würde, man reaktiviren müßte, was vor Jahrhunderten und Jahrtausenden beseitigt wurde, weil es schon damals den Machtverhältnissen und Bedürfnissen nicht mehr entsprach. Darum darf der Politiker nicht Jurisprudenz treiben, sondern muß die thatsächlich bestehenden Kräfte und Bedürfnisse untersuchen. Eine Staats- oder Rechtsform ist ihm weder gut noch schlecht, weil sie ist oder weil sie war; das Erste, was er aus der Geschichte lernt, ist die Vergänglichkeit aller einzelnen Rechtsformen; das Zweite, was er erkennen lernen soll, ist das Wechselspiel der in der Gesellschaft thatsächlich wirkenden Kräfte, aus denen die menschlichen Organisationsformen hervorgehen."

Es sei die Struktur, die Organisation des Staates nebst seinem Verhältniß zu anderen Organisationen, nach der allein man seine Existenzberechtigung beurtheilen könne, und jene sei wieder ein Abbild der Kräfte, die sich in ihm entwickelt, d. h. verändert haben. Betrachtet man nach diesen Gesichtspunkten Oesterreich, so findet man, daß es sich nicht von innen heraus, aus einer Interessengemeinschaft seiner Theile entwickelte, sondern daß es äußeren Verhältnissen, den Interessen der Nachbarstaaten, seine Existenz dankt. Oesterreich existirte die Jahrhunderte hindurch nicht um seiner selbst willen, sondern zum Schutze der westlichen Zivilisation gegen die Barbarei des Ostens. Nur dieser Zweck und die Dynastie und deren Bureaukratie hielt diesen Staat zusammen.

„Die Grundlage von Oesterreichs Macht", schreibt Verus, „war das Bedürfniß der deutschen, relativ zivilisirten und seßhaften Stämme, sich eine feste Grenzwehr gegen die Völkerschaften des Ostens zu schaffen. Mit Bewußtsein wurde zuerst von Karl dem Großen gegen die Avaren und dann im zehnten Jahrhundert von den Ottonen gegen die Ungarn die Ostmark geschaffen und kolonisirt. Sie mußte stärker sein als die übrigen Grafschaften des Deutschen Reiches, und größere Macht und Selbständigkeit erhielt der Markgraf und spätere Herzog von Oesterreich, als die übrigen Fürsten. Das war die Grundlage der österreichischen Hausmacht und die Entwicklung des Landesfürstenthums an der Donau, wo, wie in jenen Zeiten natürlich, die Kraft des Herrschers mit der des Landes gleichen Schritt hielt. Sie wurde zeitweise so stark, daß sie sogar das Uebergewicht über das gesammte übrige Deutschland gewann. Als dann die Südslaven und Ungarn dem Ansturm der Türken nicht mehr Stand halten konnten, mußte Oesterreich abermals die Schutzwehr Deutschlands gegen die Barbaren werden. Aber es mußte sich umgestalten, indem es die Völkersplitter, die zwischen den Türken und Oesterreich zerrieben zu werden drohten, in seinen Staatsverband aufnahm oder wenigstens mit sich vereinigte. Die erweiterte Aufgabe und der Länderzuwachs brachten es freilich naturgemäß mit sich, daß seine Kräfte in Deutschland nicht mehr wirksam werden konnten und daß eben dadurch, daß es die Kulturinteressen des Deutschen Reiches im Osten verfocht — ob nun seine Fürsten bewußt oder als blinde Werkzeuge der historischen Nothwendigkeit handelten —, allmälig aus Deutschland herausgedrängt wurde und seinen Schwerpunkt nach Osten verlegen mußte. Aus ähnlichen Gründen fiel ihm Böhmen zu und wurde ihm, im Interesse des europäischen Gleichgewichts, wie man es wohl nannte, d. h. zu deutsch, um Rußland nicht übermächtig über den Westen werden zu lassen, ein großes Stück Polen bei der allgemeinen Abrechnung beschert. Denn man sah jetzt in Oesterreich das Bollwerk gegen den russischen Osten und die russische Barbarei, wie früher die avarische, ungarische, die türkische Barbarei, und so entstand das unwahrscheinliche Gebilde, das heute die österreichisch-ungarische Monarchie heißt, nicht aus der inneren Entwicklung der ihr angehörenden Völkerschaften und Landestheile heraus,

sondern durch die Bedürfnisse und Einwirkungen der angrenzenden Mächte, nicht zusammengehalten durch gemeinsame und gleichartige Entwicklung, sondern nur durch ein äußeres Band, das in der gleichmäßigen Gewalt der Landesfürsten sowohl über den zivilisirten Westen, als über den halbasiatischen Osten seinen Ausdruck fand."

Heute machen die äußeren Verhältnisse Oesterreich in dieser Gestalt nicht mehr nothwendig, und da seine einzelnen Theile auch nicht durch eine innere Interessengemeinschaft zusammengehalten werden, so zeigen sich allenthalben die Merkmale der Desorganisation.

Die Bedeutung Oesterreichs als wichtigstes Bollwerk gegen den Osten ist eben geschwunden, weil sich zwischen ihm und Rußland selbständige Interessenkreise eingeschoben haben, die durch den allmäligen Zerfall der Türkei stetig stärker werden. „Bulgarien und Rumänien", urtheilt Verus, „scheinen nicht zu einer blos vorübergehenden Existenz bestimmt zu sein; und sollte an Stelle von Serbien ein südslavisches Reich treten, so könnte es auch nicht im Rahmen des heutigen Oesterreich sein. Wenigstens die offizielle Diplomatie erkennt schon die Selbständigkeit dieser Zwischenstaaten von Tag zu Tag mit mehr Nachdruck als berechtigt an, und im Zusammenhang damit steht es, daß der Panslavismus als politische Idee zurücktritt und Rußland seine Wirksamkeit immer mehr auf Asien konzentrirt; es ist fraglich, ob ein großer europäischer Krieg Rußland einen Landzuwachs in Europa verschaffen würde. Auch Ungarn, das sich seit dreißig Jahren in ganz anderer Weise als in den letzten Jahrhunderten von Oesterreich losgelöst hat, gehört zu dieser ersten europäischen Vertheidigungslinie, während Cisleithanien ihr gegenüber in die Reserve tritt, der auch Deutschland und die übrigen europäischen Kulturstaaten — mit Ausnahme Frankreichs, das unter Ausnahmsbedingungen noch seine exzeptionelle Stellung behauptet — angehören, angehören müssen, wenn ein Einbruch der tartarischen Barbarei bevorstehen sollte."

Wie also diese eine Grundlage des österreichischen Einheitsstaats, die in äußeren Verhältnissen wurzelte, verloren gegangen ist, so hat auch die andere Stütze, die in der Dynastie liegt, an vereinigender Kraft viel eingebüßt. Im neunzehnten Jahrhundert hat die Dynastie nicht mehr die Bedeutung wie früher, der Herrscher bestimmt nicht mehr allein die Entwicklung des Staatsgefüges, und die mitwirkende Volksvertretung hat in Oesterreich die Tendenz zur Trennung.

Oesterreich war nur in den Augen der Bureaukratie eine Einheit, in Wirklichkeit zeigt es deutlich gewisse Gruppen von besonderer Entwicklung und besonderen Interessen, die aber keineswegs überall mit den historischen Individualitäten zusammenfallen. Heute seien Ungarn und Oesterreich noch durch eine Anzahl gemeinsamer Interessen verbunden, in demselben Grade aber, in dem Ungarn ein Industriestaat wird und als Markt für die österreichischen Industrieprodukte aufhört, werden auch die gemeinsamen Angelegenheiten zusammenschmelzen und es muß schließlich eine Strömung die Oberhand gewinnen, die das Zoll- und Handelsbündniß abweist. So greift die Auflösung immer weiter.

Aber auch „die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" bilden kein einheitliches Ganze. Während die westlichen Länder als Vorposten der westlichen Zivilisation sich schon zu Industrieländern entwickelt haben, zeigen die östlichen Provinzen noch die rückständigsten Wirthschaftsformen. Verus weist darauf hin, daß die Prozentzahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung von ganz Oesterreich in den letzten Dezennien beständig im Rückgang begriffen sei, daß sie heute nur zwischen 50 bis 55 Prozent betrage, während die Belastung durch direkte Steuern in der Landwirthschaft stationär bleibe und seit dreißig Jahren jährlich 40 bis 41 Millionen Gulden beträgt, die der Industrie dagegen von 33½ Millionen im Jahre 1867 auf mehr als das Doppelte angewachsen sei. Allein diese Entwicklung kam fast ausschließlich den westlichen Theilen zu Gute. „Denn in Galizien, der Bukowina, Dalmatien sind die Prozentzahlen der landwirthschaftlichen Bevölkerung noch 74 bis 85,6 Prozent, während in den vorgeschrittenen Ländern Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien und sogar Salzburg, die Landwirthschaft schon nur noch

ein Viertel ernährt; daran schließen sich zunächst Steiermark und Kärnthen, während nach Südosten zu die Prozentzahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung konstant zunimmt und Tirol in Folge seiner Bodenbeschaffenheit in der Entwicklung zurückbleibt, wenn man das industrielle Vorarlberg nicht einbegreift."

Ganz übereinstimmend damit scheiden sich auch die Länder in ihrem Bildungszustand. Je mehr Industrie, desto höher die Volksbildung. „Die Statistik für Gesammtösterreich ergiebt, daß 22 Prozent der Kinder ohne Schulunterricht aufwachsen, daß 29 Prozent der über sechs Jahre alten Personen weder lesen noch schreiben können. Spezialisirt man aber die Statistik nach den einzelnen Ländern, so ergiebt sich, daß in Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Salzburg, Tirol und Vorarlberg nur 3 bis 8,5 Prozent Analphabeten sind und daß sich also diese Länder unmittelbar an die Kulturländer und das Deutsche Reich angliedern. Dagegen weisen Galizien, die Bukowina, Dalmatien 68 bis 82 Prozent Analphabeten auf und von einer Million Kinder, die in Oesterreich ohne Schulunterricht aufwachsen, entfallen 750000 auf Galizien. Steiermark und Kärnthen stehen wieder in der Mitte und jenes ist noch besser daran."

Derselbe Gegensatz zeigt sich natürlich auch in politischer Hinsicht. Auf der einen Seite die Herrschaft des übermächtigen Feudaladels, von dem sich die rückständigen Volkselemente mißbrauchen lassen, auf der anderen Seite eine junge sozialdemokratische Bewegung von auffallender Stärke. „Es giebt kein europäisches Parlament, in welchem 14 von 72 aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Vertretern der Sozialdemokratie angehören würden. Spezifizirt man aber die Wahlresultate, so ergiebt sich abermals eine fest zusammenhängende Reihe von sozialdemokratischen Wahlkreisen im Nordwesten, aus welchen sämmtliche sozialdemokratische Reichsrathsabgeordnete mit Ausnahme derer von Graz und Lemberg hervorgegangen sind, und daran anschließend in Böhmen, Mähren und Schlesien, ferner in Niederösterreich und auch noch in Steiermark starke, zum Theil sehr starke Minoritäten, das Operationsgebiet für den nächsten sozialdemokratischen Wahlfeldzug."

Diese Kluft in wirthschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung vermag der jetzige österreichische Zentralismus nicht zu überbrücken, weshalb auch allenthalben die alten Formen mit den thatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch gerathen und nach Auflösung streben. Der Nationalitätenkampf sei nur eine, wenn auch gegenwärtig die deutlichste, Aeußerung der Desorganisation. Nur durch eine gründliche Reorganisation des Staates könne die Entwicklung Oesterreichs gesichert werden. Verus erblickt im allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht das Mittel, das den Nationalitätenstreit abzuschwächen und das Augenmerk der Völker auf die großen gemeinsamen Angelegenheiten zu lenken vermag, indem es der Arbeiterschaft einen größeren Einfluß sichert. Die Arbeiterschaft aller Zungen leidet unter dem nationalen Kampfe, sie alle verbindet die Solidarität der Unterdrückten.

Aber auch die größere Betonung der gemeinsamen Angelegenheiten, die das allgemeine Wahlrecht nach sich zöge, könnte die Gegensätze der einzelnen Theile Oesterreichs nicht aus der Welt schaffen, weshalb auch diesen Rechnung zu tragen wäre. Verus sieht in einem „Nationalitätenprogramm", das die Völker durch ihre gewählten Vertreter, d. h. durch die Abgeordneten der fünften Kurie aufstellt, den Ausweg. „Der Charakter dieses Programms wäre in negativer Beziehung das Aufgeben der nationalen Eroberungspolitik, also des bureaukratischen Zentralismus auf der einen, des böhmischen Staatsrechts auf der anderen Seite; in positiver Beziehung: die Feststellung und Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse der Bevölkerung, sowie das Eintreten für — wenn ich mich so ausdrücken darf — kulturelle Arbeitsersparniß, d. h. für die Durchsetzung der praktischen Erfordernisse auf dem Wege des praktischen Verwaltungsmechanismus, abgesehen von allen Vorurtheilen jeder Art, und auf dem Wege der Eliminirung der nationalen Reibungsflächen. An die Stelle der historisch-politischen Individualitäten müssen die durch die sprachliche Gruppirung gegebenen realen Individualitäten der Gegenwart treten, an die Stelle des Zentralismus weitgehende Autonomie der Gemeinden und Nationalitäten, an die Stelle

der Einsprachigkeit der Gerichte oder der Zweisprachigkeit des Richters dort, wo es erforderlich ist, die Zweisprachigkeit der Gerichte, nicht der Richter (wie Masaryk das Postulat formulirt hat), oder auch der organisirte Uebersetzungsdienst. Man darf weder zurückscheuen vor der Anerkennung des deutschen Sprachgebiets als eines selbständig verwalteten Landes, d. h. vor der Theilung von Böhmen, noch auch vor der Vereinigung des größten Theiles von Mähren mit dem tschechischen Theile von Böhmen."

Dieses Programm könnte selbstverständlich nur bei dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht in Reich und Land durch eine starke Volksbewegung verwirklicht werden. Doch die Bewegung wird sich einstellen.

Notizen.

Die moderne Bekämpfung der indischen Pest. Die moderne Behandlung der indischen Pest, einer der furchtbarsten menschlichen Seuchen, steht ebenfalls unter dem Zeichen der Serumtherapie. Dies war selbstverständlich mit dem Moment, als ein Pilz als ihr Verursacher entdeckt wurde. Es sind dies kurze Stäbchen, welche sich hauptsächlich in dem Eiter der Pestbeulen, aber auch im Kothe, im Urin und im Auswurf der Kranken finden. Dieser Bazillus ist gegen Austrocknung sehr empfindlich; Feuchtigkeit ist für sein Gedeihen nothwendig. Daraus erklärt sich auch das zeitliche Auftreten der Pest, welche während der trockenen, heißen Jahreszeit abnimmt, beim Eintritt der feuchten Witterung dagegen rasch anwächst. Liegt der eine Theil einer Stadt tiefer und ist feuchter als ein anderer, so richtet in ihm, wie die Hongkonger Epidemie lehrt, die Pest auch stärkere Verheerungen an. Will man künftigen Epidemien vorbeugen, so ist gründliche Assanirung, bezw. Trockenlegung vieler Städte nothwendig.

Es wurde ferner der Pestbazillus an Nahrungsmitteln nachgewiesen, aber nur an solchen, welche die arme Bevölkerung genießt, die nämlich alles Eßbare oft aus dem Straßenschmutz aufklaubt. Da die Infektion durch den Verdauungstrakt erfolgen kann, erklärt sich schon daraus das starke Befallenwerden der ärmeren Bevölkerung durch die Pest. Aus diesem Grunde läßt es sich wohl auch erklären, daß die in Asien ansässigen Europäer weniger als die einheimische Bevölkerung von der Pest ergriffen werden; die Europäer gehören eben zu den wohlhabenden Bevölkerungsschichten. In diesem Sinne ist die Pest eine Armenseuche.

Man fand ferner, daß die Ratten für den Pestbazillus sehr empfänglich sind. Es war schon lange bekannt, daß dem Auftreten der Pest ein großes Rattensterben vorangehe. So wurden zum Beispiel auch in einem einzigen Stadttheil Kantons im Jahre 1896 nicht weniger als 35000 todte Ratten gesammelt. Es liegt nahe, die Ratten als Verbreiter der Pest anzusprechen. Davon sind auch die Eingeborenen so überzeugt, daß manche schon ihre Häuser verlassen, sobald sie nur eine einzige todte Ratte finden. „Tod den Ratten!" ist daher auch ein Theil der Pestbehandlung.

Am leichtesten dürfte noch letzteres auszuführen sein, mit so vielfachen Schwierigkeiten es auch verbunden ist; an eine Assanirung der Städte ist noch auf lange hinaus nicht zu denken; die Armuth gar aus der asiatischen Welt zu schaffen, wann mag das wohl sein? So wird denn die Pest immer neue Verheerungen anrichten, ihrem Auftreten wird man noch lange nicht gründlich vorbeugen können. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß mit der Entdeckung des Pestbazillus auch eine — wie man meint, ziemlich wirksame — Bekämpfung schon bestehender Epidemien oder Heilung der Pestkranken ermöglicht wird.

Die moderne Behandlung der Pest gleicht der Behandlung der Diphtherie mit Heilserum. Man sucht dem Körper Stoffe einzuverleiben, welche der Wirkung der Pestbakterien entgegenstreben. Solche Stoffe sollen sich im Blute nach Ueberstehen der Pest bilden. Yersin infizirte nach glücklich gelungenen Vorversuchen an Kaninchen

Pferde mit Pestbakterien nach einem gewissen Schema. Das diesen Pferden entnommene Blutserum wurde zur Behandlung Pestkranker benützt.

In Kanton und Amoy behandelte Yersin mit Pestserum 26 Personen, wovon nur zwei starben; sonst betrug die Sterblichkeit in derselben Epidemie 80 bis 90 Prozent. In Indien wurden 141 Kranke behandelt; davon starben jedoch 49 Prozent, weil, wie Yersin erklärte, nur schwaches Serum verwendet wurde. Doch ist die Sterblichkeit nach der Serumbehandlung noch immer geringer, als ohne dieselbe, wo sie 80 Prozent (549 von 685) betrug. Bedeutend schlechtere Erfolge hatte die deutsche Pestkommission in Bombay aufzuweisen. Zwar hatte sie bei den Serumbehandelten nur eine Mortalität von 50 Prozent, aber dies nur, weil sie der Serumbehandlung nur frische, unkomplizirte, also bedeutend mehr Aussicht auf Heilung bietende Fälle unterwarf. Bessere Erfolge als beim Menschen hatte die Serumtherapie bei künstlich infizirten Affen aufzuweisen.

Von mindestens ebenso großer Wichtigkeit als die Heilung Erkrankter ist der Schutz Gesunder inmitten einer herrschenden Epidemie durch prophylaktische Injektionen. Yersin machte mit seinem Serum mehr als 500 derartige Immunisirungen. In einem Dorfe wurden mehr als zwei Drittel der männlichen Bevölkerung geimpft; unter diesen kam keine Erkrankung vor, während unter den Nichtgeimpften viele von der Pest befallen wurden. Ueberhaupt erkrankten von den Immunisirten nur fünf, von denen zwei starben. Daß in diesen Fällen die Erkrankung auftrat, erklärt sich einerseits daraus, daß zwei der Erkrankten wohl schon zur Zeit der Schutzimpfung infizirt waren, während bei den anderen drei, welche zwischen dem zwölften und zweiundvierzigsten Tage nach der Impfung erkrankten, schon der Impfschutz vorbei war. Das ist nämlich für die Pestschutzimpfung charakteristisch, daß der Impfschutz nur sehr kurze Zeit währt, so daß alle zehn bis fünfzehn Tage eine Wiederholung der Impfung nothwendig wäre.

Die Yersinschen Injektionen tödten nicht die infizirenden Bakterien, sondern bekämpfen nur deren giftig wirkende Ausscheidungen, sie wirken nicht baktericiv, sondern antitoxisch. Sie wirken ferner nur dadurch, daß das schon fertige Gegengift einverleibt wird, sie verleihen also dem Körper nur passive Immunität.

Andere Injektionen wollen dem Körper aktive Immunität verleihen, sie wollen ihn in den Stand setzen, selbst die Gegengifte zu erzeugen. Diese Injektionsmethode wurde von Haffkine ausgebildet, welcher abgetödtete, jedoch noch immunisirungsfähige Pestbazillenkulturen unter die Haut einspritzte. Es wurde dies ziemlich gut vertragen, es trat höchstens etwas Fieber und Anschwellung der Injektionsstelle auf. In der Regel genügte eine Injektion, selten wurde sie nach acht bis zehn Tagen wiederholt. Diese Injektionen eigneten sich nur zur Immunisirung.

Die Erfolge sollen sehr gut gewesen sein. Es sei nur ein Beispiel angeführt. In der portugiesischen Stadt Damaon wurden 2297 Personen geimpft. Unter 6033 Ungeimpften kamen in der Zeit vom 26. März bis 31. Mai 1897 1482 Todesfälle = 24,6 Prozent vor, unter den Geimpften nur 36 = 1,6 Prozent. Der Werth dieser Beobachtung leidet aber darunter, daß von den Parsen, welche sich zahlreich impfen ließen, auch vorher Niemand erkrankt war. Doch soll auch unter den Hindus sich der Impfschutz erheblich bemerkbar gemacht haben. Ob da nicht die bessere soziale Lage der Geimpften mitspielt?

Trotz der Impfung erkrankten manche in einer Weise, die deutlich zeigte, daß der Impfschutz nicht absolut ist. Dies ist übrigens auch die Ansicht Haffkines, der den Werth der Impfung nicht so sehr in der Verhinderung des Auftretens der Pest, als in der Beeinflussung des Krankheitsverlaufs erblickte. Daran Kritik zu üben, müssen wir uns vorderhand versagen.

Sollten sich die Schutzimpfungen als wirksam weiterhin erweisen, so kämen nur die Haffkineschen für die Volksbehandlung in Frage, da seine Methode in kürzester Zeit die Herstellung großer Massen und zwar sehr billig gestattet.

Auch für Europa könnten die Schutzimpfungen an Bedeutung gewinnen. Gegenwärtig glaubt man Europa durch Quarantänestationen vor dem Einbruch der

Pest schützen zu können. Wie wenig man darauf sich verlassen darf, zeigt eine Schilderung der Quarantänestation Bassorah, welche ich zum Schlusse noch hier anfügen will. In einer auf einer Insel gelegenen Baracke befinden sich fünf unmöblirte Zimmer, in welchen etwa fünfundzwanzig Personen untergebracht werden können, die selbst für ihre Beköstigung sorgen müssen. Dies geschieht, indem sie über die niedrige Umfassungsmauer der Station hinweg mit den zahlreich sich einfindenden Nahrungsmittelhändlern feilschen, welch letztere auch manchmal in die Station hinüberspringen. Ueberdies wird die Wäsche der Internirten in die Stadt zum Waschen gebracht. Die Einrichtung ist also so, als ob durch sie nicht eine Verhinderung, sondern eine Weiterverbreitung der Pest bezweckt würde. S. R.

Die Kosten von Gasmotoren. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, an dieser Stelle die Verdrängung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb zu besprechen. Für die Leser dieser Zeitschrift wird es daher von Interesse sein, neueres Material über eine der Hauptursachen dieser Erscheinung kennen zu lernen. Wir meinen die größere Billigkeit der Arbeitsleistungen großer Motoren gegenüber den kleineren, worüber die „Compagnie Parisienne du Gaz“ kürzlich folgende Angaben veröffentlicht hat. Ihren Berechnungen zufolge betrugen bei den neuen vertikalen Gasmotoren die Kosten des Gasverbrauchs pro Stunde und Pferdekraft:

Größe des Motors in Pferdekräften	Gaskonsum		Kosten	
	pro Stunde	pro Stunde und Pferdekraft	pro Stunde	pro Stunde und Pferdekraft
	Kubikmeter	Kubikmeter	Francs	Francs
1/4 Pferdekraft	0,30	1,20	0,09	0,36
1 „	1,20	1,20	0,36	0,36
3 „	2,10	0,70	0,63	0,21
5 „	3,25	0,65	0,97	0,19
10 „	6,50	0,65	1,95	0,19

Die Motoren von 5 und 10 Pferdekräften arbeiteten demnach beinahe doppelt so billig als die von 1/4 bis 1 Pferdekraft. Zieht man ferner die relative Billigkeit der Anschaffungskosten der größeren Motoren, große Vortheile hinsichtlich der Ersparniß an Raum — ein Motor von 10 Pferdekräften nimmt nicht vierzigmal so viel Raum in Anspruch, wie ein Motor von 1/4 Pferdekraft — und zahlreiche sonstige Vortheile beim Einkauf von Rohmaterialien 2c. 2c., so wird man allen Redensarten von der Wiederherstellung der goldenen Zeit des Handwerks durch Ausbreitung der Kleinmotoren nur ein Lächeln entgegenbringen können. Z.

Feuilleton.

Donatienne.

Von **René Bazin**. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Ina Bach**.

(Nachdruck verboten.)

II.

Die Sonne ging nicht strahlend auf. Die Schleier, welche den Himmel verhüllten, wurden nur blasser, aber so wenig, daß man nicht merkte, an welchem Punkte die Sonne aufgegangen war. Vor einer Stunde hatte Jean Louarn Ros Grignon verlassen, um sich im Flecken Ploeuc einen Wagen zu leihen und die Magd Annette Domerc zu holen. Donatienne zog sich an und auch Noëmi,

die ihrer Mutter jeden Morgen schon ein wenig half. Die Kleine saß ganz schlaftrunken auf dem Bettrand, die Haare fielen ihr über die halboffenen Augen, und manchmal schlief sie beim Anziehen des Strumpfes oder beim Zuknöpfen des Kleides plötzlich wieder ein, und so saß sie dann mit vornübergesunkenem Kopfe.

Die Mutter war schon fertig und sah ihre drei Kinder der Reihe nach an, ohne zu sprechen. Gleich beim ersten Worte, als Louarn sagte: „Fünf Uhr! es ist Tag!“ war ihre Mutterliebe mit ihr erwacht und erfüllte sie ganz. Der Gedanke, daß sie diese drei kleinen Wesen verlassen sollte, die sie geboren hatte, besonders das Jüngste, das noch nicht entwöhnt war, schnürte ihr das Herz zusammen. Sie sah sie an und dachte mit heimlicher Angst, daß sie sie vielleicht nicht wiedersehen würde, daß eines fehlen könnte, wenn sie zurückkehrte. Welches? Man wagt solche Angst nicht auszudenken. Immer war es ihr, als ob gerade das Kind, welches sie ansah, von dem drohenden Unheil betroffen würde. Während sie so nachsann, nahm sie den kleinen Johel auf und legte das schlafende Kind an ihre Brust.

„Noëmi“, sagte sie halblaut, „gieb der Kuh eine Hand voll Stroh, ich höre, sie ist unruhig.“

Sie beugte sich trotz ihrer Sorgen lächelnd über den Säugling, dessen Gesicht zwischen der weißen Brust seiner Mutter und dem faltigen Bausch des Hemdes verschwand. Die Lippen des Kleinen sogen gierig die Milch ein, manchmal mußte er ganz athemlos im Trinken innehalten. Sie hätte ihm so gerne gesagt, was sie voll Mitleid dachte: „Nimm alles, mein Liebling, heute Abend hast Du mich nicht mehr; dann geben sie Dir Milch, die Du nicht magst; Du magst meine Milch. Trink Dich satt zum letzten Male!“ Und als die schläfrigen Lippen des kleinen Johel losließen und sich schlossen wie eine Muschel, da reizte sie wieder mit den Fingerspitzen und das Kind ermunterte sich und trank noch einmal den Lebenssaft.

Sie legte ihn wieder ins Bett, und da sie sich nicht entschließen konnte, von ihm zu gehen, beobachtete sie ihn im Schlafe und lächelte ihm zu, so sorglos wie in früheren Zeiten, bis ihr plötzlich einfiel, daß die Zeit verstrich. Noëmi kam aus der Stallthür mit Strohhalmen im Haare. Donatienne lief zu der Truhe, in der sie die Kleider für die Kinder und für sich aufbewahrte: etwas Wollzeug und einige grobe Wäsche, und eilig legte sie einen alten Rock, ein Halstuch, ein Hemd und eine Haube in ein Tuch, dessen Enden sie mit zwei Nadeln zusammensteckte. Mehr wollte sie nicht mitnehmen; ihre Bekannten hatten ihr gerathen, alles Uebrige zu Hause zu lassen, weil die Städter ihr alles schenken würden, was ihr fehlte. Viele, die nicht so arm waren wie sie, machten es ebenso.

„Horch'“, sagte sie und lauschte. Noëmi hielt im Laufen inne. Man hörte einen Wagen auf Ros Grignon zu heranrollen. Der Mann mußte jetzt gerade über das neugepflasterte Stück des Weges fahren, das dreihundert Meter vom Hause entfernt war. Donatienne hatte noch Zeit, sich fertig anzuziehen. Sie sah gut aus in ihrem besten schwarzen Wollkleid mit den unzähligen Fältchen, mit ihrem weißen Busentuch, das am Halse und am Nacken ausgeschnitten war, und mit dem vollen Kranze ihrer blonden Haare unter der Flügelhaube.

Ihr Mann trat ein, und dicht hinter ihm ein schwächliches, gebückt gehendes Mädchen, dessen Augen fast so farblos waren wie ihre ganz mit Sommersprossen bedeckte Haut. Sie war siebzehn Jahre alt, aber sie sah aus, als ob sie höchstens fünfzehn zählte. „Guten Tag, Frau“, sagte sie.

Donatienne antwortete nicht. Zwei große Thränen standen ihr in den Augen, so daß sie nichts sehen konnte. Sie küßte Johel, der sich nicht rührte, und Lucienne, die sich auf die andere Seite legte; dann nahm sie Noëmi auf den Arm, die herbeigelaufen kam, weil die Mutter weinte, und sie nicht wußte, warum.

„Mein Kind, mein liebes Kind, Du wirst doch auf Deinen Bruder und Deine Schwester achten? Geh' nie weit mit ihnen fort. Ich komme bald wieder.... Adieu...."

Sie setzte sie nieder, nahm das Bündel mit den Kleidern und einen blauen, baumwollenen Regenschirm, ging an der dumm dreinschauenden Magd vorüber und schwang sich auf den Wagen, während Louarn das Pferd am Zügel hielt. Eine Minute später waren sie den Abhang hinuntergefahren. Die Thüröffnung des Hauses zeichnete sich wie ein schwarzes Loch unter dem Strohdach ab und umrahmte eine kleine dunkle Gestalt, die hinten im Schatten stand, eine Kindergestalt, die man kaum mehr erkennen konnte. Eine Biegung des Weges entzog Ros Grignon bald ihren Blicken, und Donatienne sah nun gleichgiltig auf die Felder der Nachbarn, dann auf die Felder fremder Leute, und endlich sah sie Bäume und Hohlwege, die sie gar nicht kannte. Louarn schien ganz und gar von dem Pferde in Anspruch genommen zu sein. Sie fuhren nach der Station l'Hermitage, die Ros Grignon am nächsten lag, immer durch den weichen Morgennebel, der so tief hing, daß die Spitzen der Eichen und Apfelbäume ganz in Dunst gehüllt und verschleiert waren.

Ungefähr hundert Meter, ehe sie im Orte anlangten, beugte sich Jean Louarn zu seiner Frau und küßte sie auf die Stirn.

„Du mußt mir schreiben", sagte er, „damit ich weiß, wo Du bist. Ich werde mir viel Sorge um Dich machen, Donatienne...."

Die junge Frau antwortete: „Ganz gewiß, und Du mußt mir schreiben, wie es Euch allen geht."

Sie küßte ihn nicht, denn das erlaubte die strenge Sitte der Bretagne nicht, aus Scheu vor den Augen, die zwischen den Büschen hervorspähen könnten.

Der Wagen hielt an der Station gerade in dem Augenblick, als der Neun Uhr Dreißig-Zug von Pontivy ankam. Sie hatten gerade noch Zeit, an den Schalter zu laufen. Der Mann trug das weiße Bündel in der Hand, während die Frau sich abmühte, das Portemonnaie mit dem abgenutzten Messingbügel zu öffnen. Schnell gingen sie durch den Wartesaal und stießen dabei die Reisenden, obgleich sie beide nicht schwer zu tragen hatten, und dann stieg Donatienne in ein Coupé dritter Klasse, dessen Thüre ein Schaffner offen hielt.

„Adieu", sagte Louarn.

Sie hörte ihn nicht. Er sah das hübsche, frische Gesicht, die braunen Augen, die beweglichen Flügel der Haube hinter der glänzenden Fensterscheibe verschwinden und blieb regungslos auf dem Perron stehen und sah dem Zuge nach, der Donatienne entführte.

III.

Er kam allein zurück und dachte an sie. Donatienne hingegen, die in eine Ecke gesunken war und mit thränenschweren Augen in die Landschaft hinaussah, wurde sehr bald von ihrem Schmerze abgelenkt durch die Unterhaltungen, welche um sie her auf Französisch oder in bretonischer Mundart geführt wurden, und durch die Namen der ersten Stationen nach l'Hermitage, die den Zug entlang gerufen wurden. Es stiegen Leute ein, die sie flüchtig kannte, oder sie konnte

unterscheiden, aus welcher Gegend sie kamen, entweder an der Kopfbedeckung der Frauen oder an der Art, wie die Jacken der Männer besetzt oder gestickt waren. Eine Frau, die neben ihr saß und eine Haube trug, wie die Frauen aus Lamballe, fragte sie, ob sie weit reisen wolle.

„Nach Paris", sagte Donatienne.

„Vielleicht als Amme?"

„Ja. Ich habe meine Kinder Noëmi, Lucienne und Johel verlassen. Sie können sich denken, daß die noch nicht groß sind."

Sie erzählte der mitleidigen Frau von jedem einzelnen Kinde. Es that ihr wohl, sich mit einer Mutter, die sie verstehen konnte, zu unterhalten. Auch all die vielen neuen Dinge interessirten sie, und immer wieder mußte sie staunen, denn sie kannte das alles nicht, da sie nie etwas Anderes als die Gegend um Iffiniac und um Ploeuc gesehen hatte. Sie bemerkte zum Beispiel, daß das Vieh kräftiger gebaut war, je weiter man sich von Nos Grignon entfernte, und daß dort weniger Ginsterpflanzen wuchsen, aber mehr Dornhecken. In Rennes hatte sie drei Stunden Aufenthalt. Eine Frau, die merkte, daß sie schon ganz abgespannt und betäubt von dem Rütteln des Wagens war, ging mit ihr und ließ ihr in einem billigen Restaurant in der Nähe des Bahnhofs eine Tasse Kaffee geben. Es war eine starke, freundliche, runzlige, alte Frau, eine von dem guten Schlage, die den Leuten auf ihr ehrliches Gesicht hin trauen und ihnen dann uneigennützig helfen, weil ihre Natur sie dazu treibt. Sie gingen zusammen in eine Kirche und auf die Promenade. Als sie Abschied voneinander nahmen, hatten sie sich lieb gewonnen.

Als Donatienne die alte Frau verließ, um in einen anderen Zug zu steigen, da war ihr zu Muthe, als ob sie ihre traute, freundliche Bretagne umarme und ihr Lebewohl sage. Und die Alte wiederum weinte über das Schicksal der unbekannten jungen Frau, die sich fern von der Bretagne in ein ungewisses Leben hinauswagte.

Bald ließen sie die Gegend der kleinen Bergwiesen hinter sich, an deren Saume sich Ulmen entlang zogen, und die Buchweizenfelder, auf denen die Apfelbäume in langen Reihen standen. Der Zug fuhr jetzt durch die fruchtbaren Gefilde an der Mayenne und Orne. Die Stirn an die Scheibe gedrückt, blickte Donatienne lange hinaus, und ihre einfältigen Gedanken und der Vergleich mit den Dingen, die sie kannte, zerstreuten sie. Aber als sie zwei Drittel der unendlichen Reise zurückgelegt hatte, brach die Nacht an. Die tiefblauen Dünste, welche seit dem Morgen wie ein Kranz am Horizont lagerten, zogen von allen Seiten zugleich heran und schlossen einen engen Kreis um den Zug, der mit voller Geschwindigkeit dahinbrauste. Und Donatienne merkte, daß sie bald nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu denken haben würde. Sie gab sich keine klare Rechenschaft von ihrer Angst, aber sie warf einen scheuen Blick auf ihre Reisegefährten und sah dann schnell wieder in die Felder hinaus, über welche die Dunkelheit schon hereinbrach. Sie rechnete, daß sie nur noch vier Zaunlängen weit sehen konnte, jetzt nur drei mehr und jetzt nur noch einen schmalen Streifen an der Bahn entlang. Sie versuchte die Umrisse der wenigen Häuser zu unterscheiden, die in der Dunkelheit einsam dastanden; sie konnte sie an dem Lichtschein erkennen, der aus den niedrigen Fenstern drang, und wünschte, sie könnte in eines dieser Häuser gehen und in der warmen Stube bei den Leuten, die dort alle beieinander saßen, ein Obdach finden. Jetzt war es ganz dunkel. Sie schloß die Augen und dachte mit Schrecken an den langen Weg, den sie noch in der Nacht auf den Schienen zurücklegen mußte, wo bei jeder Erschütte-

rung ihre milchbeschwerte Brust schmerzte, und wo sie so einsam war unter zufälligen Reisegefährten, die wie sie von den Stößen des Wagens müde gerüttelt wurden.

Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie am anderen Ende der Bank im trüben Lichte der Lampe eine junge Frau sitzen, die in dem einen Arme ein kleines weißes Bündel hielt, das auf ihrem Schoße lag. Ihr Kleid war zurückgeschlagen und legte sich in bauschigen Falten um ihre Taille. Mit der anderen Hand hielt sie ein offenes Zeitungsblatt, in dem die Reisende gelesen hatte, und welches allmälig auf das weiße Bündelchen hinabgesunken war und es fast ganz verdeckte.

Donatienne stand auf und ging immer ein Stückchen näher und wagte nicht, heranzutreten. Die Fremde hob zuerst unruhig den Kopf, dann beruhigte sie sich und endlich lächelte sie, als sie Donatiennes junges Gesicht und ihre ländliche Tracht sah. Sie merkte, was die stumme Frage bedeutete, hob das Zeitungsblatt und sagte:

„Das ist mein Kind, ein kleines Mädchen, sie schläft seit Le Mans.“

„Ich habe auch Kinder“, sagte Donatienne. „Ich gehe als Amme nach Paris.“

Die beiden Frauen sahen sich wieder an, und die Fremde nahm das schlafende Kind von ihren Knien und gab es Donatienne: „Wenn Sie wollen“, sagte sie, „mir ist es recht. Sie ist still und immer hungrig. Ich habe wenig Milch.“

An der Art, wie die Eine das kleine Bündel hingab und die Andere es nahm, konnte man sehen, daß es ein Beweis von großem Vertrauen war, gleichsam ein Freundschaftsband zwischen ihnen. So lange das Kind trank, ließ die Mutter es keinen Augenblick aus den Augen. Und für Donatienne war es ein wonniges Gefühl; sie schloß die Augen und versuchte sich einzubilden, daß ihr Johel durch ein Wunder bei ihr sei und daß sie ihn an die Brust drückte. Als sie der Mutter die Kleine wiedergegeben hatte, die nicht erwacht war, glaubte sie, daß es höflicher sei, sich ein wenig mit ihr zu unterhalten, und sie sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Ich werde sie nicht vergessen. Wollen Sie den Brief sehen, den ich bei mir habe?“

Und sie zog den Brief des Arztes aus dem Mieder.

„Ach“, sagte die junge Frau, „auf dem Boulevard Malesherbes! Das müssen reiche Leute sein!“

„Meinen Sie das?“

„Ja, es ist in einem der schönsten Stadttheile von Paris. Sie haben Glück.“

„Reisen Sie auch nach Paris?“ fragte Donatienne.

„Nein, aber in die Nähe, nach Versailles.“

„Fahren Sie nach Hause, zu Ihrem Manne?“

Die Fremde zögerte ein wenig, dann antwortete sie mit ebenso sanfter Stimme, aber leiser als vorher: „Ich habe keinen Mann.“

Sie schwiegen beide, als hätten sie mit diesen Worten einen schmerzlichen Abschied voneinander genommen, und machten auch keinen Versuch mehr, miteinander zu sprechen. Donatienne setzte sich wieder in die Wagenecke. Sie war so gänzlich von den neuen Gedanken in Anspruch genommen, mit denen sich ihr Geist beschäftigte, daß sie nicht einmal merkte, als die Fremde in Versailles ausstieg. Das kurze Gespräch, das sie einen Augenblick bewegt hatte, ließ nur einen

einzigen Gedanken in ihr zurück, der sie immer lebhafter beschäftigte und sie mit stolzer Freude erfüllte: der Gedanke, daß sie bald in Paris sein würde und den Reichthum endlich in der Nähe kennen lernen sollte. Sie waren der großen, geheimnißvollen Stadt schon ganz nahe. Das verkündete der rothe Lichtschein, welcher den Himmel vor ihnen erhellte, das sah man an den Gasflammen, die wie unzählige, winzige Fünkchen einen Augenblick die finstere Nacht durchstrahlten, wenn die Hügel einen Durchblick gewährten. Als echtes Seemannskind fühlte Donatienne ihre Nähe mit tiefem inneren Beben. Sie empfand dieselbe glühende Sehnsucht wie ihre Väter, die alle auf dem weiten Ozean umhergeschifft waren, deren leichtes Blut und phantastisches Gemüth vor ungeduldiger Erwartung fieberte, wenn sie neues Land erblickten. Auch sie ließ ein armseliges Heim und ein eintöniges Leben hinter sich, und die Reise befreite sie von der drückenden Last. Und obgleich sie durch das Fahren auf den sich kreuzenden Schienen nach allen Richtungen hin- und hergeschüttelt wurde, obgleich sie von den Signallichtern an der Einfahrt zum Bahnhof geblendet und von dem Lärm der Räder und dem Pfeifen der Maschinen ganz betäubt war, spürte sie doch keine Müdigkeit mehr und hatte das kleine Stück Erde vergessen, das fern und einsam in der Heide zwischen dem Ginster lag. Sie fühlte sich hoffnungsvoll von einer unbekannten Glückswoge emporgehoben und lächelte und sah jünger und schöner aus.

Eine alte Kammerfrau erwartete sie auf dem Perron. Sie stiegen in den Wagen, welcher hinter dem Bahnhof wartete, und legten das Kleiderbündel der Amme zwischen sich. Donatienne antwortete hastig auf die Fragen ihrer Begleiterin und sah dabei unaufhörlich durch das Fenster auf die unzähligen langen Straßen hinaus, die an ihr vorbeizufliegen schienen. Trotz der vorgeschrittenen nächtlichen Stunde war Paris hell erleuchtet und von geräuschvollem Leben erfüllt. Als sie über die Seine fuhren, glaubte Donatienne das schönste Feuerwerk zu sehen, das sie je erblickt hatte. Beim Place de la Concorde zeigte sie auf die Champs Elysées und fragte: „Ist das ein Wald?“ Schon von fern spähte sie nach den riesigen Häusern mit den großen geschlossenen Thüren und sah jedes so lange an, bis es verschwand, als ob es gerade immer „ihr Haus“ sein müßte. Ihr Herz pochte heftig und verkündete ihr, daß sie zu Hause wäre, in ihrem Heim in der Fremde, wie es auch ihre Väter in ihrem abenteuerlichen Leben ein- oder zweimal gefunden hatten.

Als sie hörte, wie sich die schwere eichene Thüre zu dem Hause öffnete, in welchem sie dienen sollte, als sie ausgestiegen war und die warme Luft der Vorhalle einathmete, die von Blumendüften erfüllt war, da sah sie so strahlend aus, so ganz befreit von dem früheren Elend, daß ihre Begleiterin sich zum Fenster der Portierloge hineinbeugte und sagte: „Sie wird sich sicher bald einleben!“ Und sie verschwanden an der Diensttreppe.

* * *

Ungefähr um dieselbe Zeit, noch ehe der Tag in der Gegend von Ploeuc in der Bretagne graute, stand Jean Louarns hohe Gestalt auf dem Hügel von Nos Grignon. Er hatte nicht geschlafen. Viel lieber wollte er schon jetzt an die Arbeit gehen oder im Walde umherstreifen, als länger in dem Zimmer bleiben, wo noch alles an ihre Gegenwart gemahnte. Eine kleine Weile blickte er, die Schaufel über der Schulter, in die Dunkelheit hinein, die unter ihm lagerte, als ob er sein Tagewerk abmessen könne. Dann seufzte er und schritt den Abhang hinunter. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 34. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Das realistische und das ideologische Moment im Sozialismus.

Probleme des Sozialismus, 2. Serie II.[1]

Von Ed. Bernstein.

Werbet, der Verleger Balzacs, erzählt von diesem, er habe eines Tages dem Schriftsteller Jules Sandeau, der sich mit ihm über eine seiner Schwestern unterhielt, schließlich mit den Worten unterbrochen: „Ganz recht, mein Freund, aber wollen wir doch lieber in die Wirklichkeit zurückkehren; sprechen wir von Eugenie Grandet" (die Heldin eines Balzacschen Romans). Dem Verfasser der „Comédie Humaine", dem Realisten unter den Realisten, dem Vater des modernen Naturalismus und Verismus, waren seine Romanfiguren

---

[1] Indem ich hiermit die Serie: „Probleme des Sozialismus" wieder aufnehme, soll damit zugleich der Aufsatz: „Der Kampf der Sozialdemokratie und die Umwälzung der Gesellschaft", fortgesetzt werden. Sein Grundgedanke, die Bedenken gegen die Zusammenbruchstheorie, sollte dem ursprünglichen Plane nach am Ende der Serie erörtert werden und wurde nur in Folge äußerer Veranlassung vorwegnehmend selbständig behandelt.

Das Thema, dem der vorliegende Aufsatz gewidmet ist, ist von anderen Gesichtspunkten aus in neuerer Zeit wiederholt von Freund und Feind erörtert worden. Ich mache in dieser Verbindung insbesondere noch auf die sehr durchdachten und gehaltreichen Aufsätze Antonio Labriolas aufmerksam, die unter dem Titel: „Essais sur la conception matérialiste de l'histoire" in Paris bei V. Giard und E. Brière erschienen sind, ferner auf einige im „Devenir Social" abgedruckte Aufsätze G. Sorrels, B. Croces und Anderer, und schließlich auf den vor einigen Jahren in Pernerstorfers „Deutsche Worte" (Jahr XV, Heft 4 und 7/8) erschienenen Aufsatz: „Zur Geschichte und Kritik des Marxismus" von Dr. Chr. Schitlowsky (Bern).

Im letztgenannten Aufsatz schreibt der Verfasser unter anderem, er halte die Zeit „reif für eine Anwendung der Erkenntnißtheorie auf die Geschichtsphilosophie", zur „Aufwerfung der Frage nach den Grenzen unserer geschichtsphilosophischen Erkenntniß". Ob der Aufsatz Herrn Bax vorlag, als derselbe den bekannten Artikel in die Wiener „Zeit" schrieb, der zur Kontroverse mit Kautsky Anlaß gab, weiß ich nicht, jedenfalls kann die Bax-Kautskysche Polemik und insbesondere Kautskys Aufsatz: „Was kann und soll die materialistische Geschichtsauffassung leisten?" als Beitrag zu dieser speziellen Untersuchung betrachtet werden. Der hier folgende Artikel war dagegen nicht als solcher beabsichtigt. Er sollte nur die Frage, die der

lebendige Menschen. Er sprach bei allen möglichen Gelegenheiten von ihnen als solchen, die Geschöpfe seiner Phantasie waren ihm „Wirklichkeit“.

Wir begegnen solch paradoxaler Behandlung der Dinge sehr häufig, wenn auch der Widerspruch nicht überall so kraß ist. Es gehört auch keine tiefe Psychologie dazu, sie zu erklären; die Philosophen und Psychologen haben die Gemüthsregungen, die ihnen zu Grunde liegen, nach allen möglichen Gesichtspunkten analysirt. Womit der Mensch sich geistig intensiv beschäftigt, erhält für ihn, selbst wenn es nur Gedachtes ist und er sich dessen auch bewußt ist, immer mehr die Eigenschaften der Realität, bis sich ihm schließlich das Gefühl für den Unterschied zwischen diesem, blos in der Vorstellung Realen und dem thatsächlich Wirklichen verwischt oder gar das Letztere theilweise für ihn „Begriff“ wird, das Erstere aber für sein Fühlen und Denken alle Attribute der Wirklichkeit erhält. Es ist ein Seelenzustand, wie ihn Göthe mit den Worten geschildert hat: „Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“ Es sind jedoch bei Weitem nicht nur Dichter, Romanschriftsteller, Künstler, kurz Leute mit reichem Phantasieleben, bei denen wir der Neigung begegnen, Gedachtes als real zu behandeln. Niemand ist ganz von ihr frei, und Derjenige oft am wenigsten, der sich am meisten über sie erhaben dünkt. Wie starke Realisten oder Materialisten wir auch zu sein glauben, so werden wir uns bei strenger Selbstprüfung doch immer wieder darauf ertappen, gleich dem ersten besten „Idealisten“ zu argumentiren, sobald wir uns von der platten Alltäglichkeit ab und den tieferen Problemen des Lebens zuwenden. Wir stoßen dann immer auf Punkte, wo wir nicht mehr mit sinnlich wahrnehmbaren, demonstrationsfähigen Thatsachen, sondern nur mit Folgerungen unseres Verstandes zu thun haben, mit „Ideen“, hinter denen wir eine Realität wohl mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, aber nicht beweisen können. Aller Materialismus ist zuletzt so nur bedingt, und nicht Derjenige steht der spiritualistischen Denkweise näher, der dies anerkennt, sondern Derjenige, der es leugnet. Denn gerade damit beweist der Letztere, daß ihm Folgerungen, Vorstellungen, Gedankenbilder objektive Thatsachen

---

Titel anzeigt, nämlich inwieweit der moderne Sozialismus realistisch ist und inwieweit Ideologie, behandeln, und wurde in mir angeregt durch die Kritiken, die meine Bemerkungen über das „Endziel des Sozialismus“ in einigen Parteiblättern hervorgerufen hatten. Daß er nun doch das erkenntniß-theoretische Gebiet streift, geschah aus dem rein praktischen Bedürfniß, den Begriff der „Ideologie“ festzustellen, aber weder als Versuch einer Beantwortung, noch auch nur mit Kenntniß der von Schitlowsky aufgeworfenen Frage. Dessen sehr anregender Aufsatz fiel mir vielmehr erst in die Hände, als der Artikel nahezu fertiggestellt war. Auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie Laie, beanspruche ich nicht, mehr wie die Gedanken eines Laien zur Frage beisteuern zu können. Dagegen schulde ich einem Artikel Konrad Schmidts in der wissenschaftlichen Beilage des „Vorwärts“ über Kant unmittelbare Anregung. Bis zu einem gewissen Grade gilt das „Zurück auf Kant“ meines Erachtens auch für die Theorie des Sozialismus.

Wenn mein Aufsatz verschiedentlich ins Breite, ja Gemeinplätzliche geht, so nöthigt mich dazu der Wunsch, möglich alle Mißverständnisse von vornherein auszuschließen. Im Uebrigen nehme ich die Behandlung der „Probleme des Sozialismus“ in dem Bewußtsein wieder auf, daß Professor Masaryk Recht hat, wenn er in dem Artikel „Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus“ in der Wiener „Zeit“ sagt: „Diese Krisis kann für den Sozialismus eine große Kraft werden. Wie alle sozialen Reformparteien hat auch der Sozialismus seine lebendige Quelle in den offenkundigen Unvollkommenheiten der jetzigen Gesellschaftsordnung. So lange diese Quelle fließt, hat die kämpfende Partei des Sozialismus, die Sozialdemokratie, von der Selbstkritik ihrer Theorie nichts zu fürchten.“ Ed. B.

sind. Kant, der transzendentale Idealist, war faktisch ein sehr viel strengerer Realist, wie sehr viele Bekenner des sogenannten naturwissenschaftlichen Materialismus. Er verlangte für die Welt der sinnlichen Erfahrung ihr volles Recht und hat den Begriff des jenseits unseres Erkenntnißvermögens liegenden „Dinges an sich" nicht aufgebracht — das war mit anderen Worten lange vor ihm geschehen —, sondern ihn vielmehr begrenzt, und die von ihm gezogene Grenzlinie ist auch heute noch im Prinzip unangegriffen. Denn alle bisher gegen sie gerichteten Kritiken treffen nur Nebenpunkte oder mißverständliche Auslegungen der Theorie. Auch haben die großen Fortschritte, welche Chemie und Physik seit Kants Zeiten gemacht haben, das Problem der Materie nur verschoben, aber seine Lösung selbst jenseits des Gebiets der praktischen Erfahrung gelassen. Die Physiker und Chemiker wissen heute mehr vom „Atom", aber sie behaupten nicht, daß das, was sie zur Zeit Atom nennen, auch wirklich a-tomon = untheilbar sei. Man nimmt seine Untheilbarkeit ebenso wie seine Körperlichkeit an, weil sie die befriedigendste Erklärung der bekannten physikalischen und chemischen Vorgänge liefert, aber daß auch eine andere Erklärung möglich ist, beweist die von namhaften Naturforschern vertretene dynamische Theorie, welche in den Atomen blos Kraftzentren räumlich geschiedener Beziehungspunkte für Gruppen aufeinanderwirkender Kräfte erblickt. Auch verbietet nichts, die Auflösung der Atome der Masse der Grundstoffe in die einiger weniger oder nur des leichtesten von ihnen, des Wasserstoffs, und schließlich in Atome des sogenannten Weltäthers als möglich zu setzen. Ueber den letzteren weiß man positiv so gut wie nichts, sein Dasein ist eine Vermuthung, zu der die Physiker sich durch das Gesetz der Ursächlichkeit veranlaßt sehen, ein Gesetz der Logik, dessen objektive Giltigkeit, ebenso wie die objektive Giltigkeit von Raum und Zeit, unbeweisbar ist, aber ebensowenig bestritten werden kann und für die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge unerläßliche Voraussetzung, sozusagen ein Gebot der praktischen Vernunft ist.

Kurz, der reine oder absolute Materialismus ist gerade so spiritualistisch wie der reine oder absolute Idealismus. Beide setzen Denken und Sein schlechthin als identisch, wenn auch von verschiedenen Seiten her. Sie differiren in letzter Instanz nur in der Ausdrucksweise. Neuere Materialisten stellen sich dagegen prinzipiell ebenso entschieden auf den Boden Kants, wie dies die meisten der größeren modernen Naturforscher gethan haben.[1] Daß die Letzteren es zumeist vermeiden, sich Materialisten zu nennen, mag bei den Einen blos Zugeständniß an das landläufige Vorurtheil sein, Anderen wird man glauben müssen, daß es wirklich wissenschaftliche Bedenken sind oder waren, die sie davon abhielten, einen Namen anzunehmen, mit dem nun einmal, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, die Vorstellung eines bedingungslosen Kultus der Materie verbunden ist. Kein gleiches Vorurtheil knüpft sich an den Begriff „Kraft", und doch haben moderne

[1] Vergl. mit Bezug auf die Ersteren u. A. W. Strecker, „Welt und Menschheit", S. 14 und 15, wo zwar anscheinend gegen Kant polemisirt, thatsächlich aber völlig im Sinne Kants geschlossen und bekannt wird: „Wir glauben an das Atom". Von Naturforschern sei Benj. Vetter, der Zoologe und bekannte langjährige Redakteur des „Kosmos" genannt. Auf S. 32 und S. 146 seiner Schrift: „Die moderne Weltanschauung und der Mensch" giebt er sich rückhaltlos als Kantianer. „Kraft, Substanz, Raum und Zeit, unendliche Theilbarkeit, Uebertragung der Bewegung von einem Körper auf den anderen ꝛc. ꝛc., all das sind ... gewissermaßen willkürliche oder durch die Eigenart unseres Empfindens und Denkens uns aufgenöthigte Zeichen und Ausdrücke, mit denen wir rechnen und vermittelst deren wir uns auch mit Unseresgleichen wenigstens ausgezeichnet zu verständigen vermögen, ohne jedoch den eigentlichen Ursinn der Zeichen und Ausdrücke erfaßt zu haben, ohne ihn jemals erfassen zu können" (S. 32).

Physiker ihn als unzulänglich verworfen und durch den der Energie ersetzt. Mit der genaueren Abgrenzung der Begriffe werden neue Benennungen unvermeidlich; nichts mißlicher und mehr geeignet, Mißverständnisse hervorzurufen, als das Bestreben, alte Bezeichnungen dadurch zu verewigen, daß man ihnen einen neuen Sinn beilegt. Schließlich ist es ja auch nur der Wunsch, den Gegensatz gegen die Offenbarungsreligionen möglichst scharf zum Ausdruck zu bringen, der so viele an dem Worte „Materialismus" festhalten läßt. Auf der anderen Seite bezeichnet der seit Huxley in England übliche Ausdruck „Agnostizismus" (von agnostos = unbekannt) mehr eine allgemeine Denkweise, wie eine bestimmte theoretische Ueberzeugung. Jeder wissenschaftliche Forscher ist als solcher Agnostiker, d. h. nimmt die letzten Gründe der Dinge als unerkannt an. Der, wenn wir nicht irren, in der Neuzeit zuerst von Häckel gebrauchte Ausdruck „Monismus" ist sowohl von dieser Unbestimmtheit wie den mißverständlichen Auslegungen frei, die dem Worte „Materialismus" anhaften, und insofern beiden überlegen, zumal alles folgerichtige Denken dazu zwingt, und kein erfahrungsmäßig gewonnenes Erkennen dagegen spricht, der letzten Substanz der Welt, ob wir sie nun Materie oder sonstwie nennen, Einheit in Bezug auf Ausdehnung und Leben („Seele") zuzusprechen (vergl. den Aufsatz von Stern: „Der ökonomische und der naturphilosophische Materialismus", „Neue Zeit", Jahrgang XV, 2, S. 301 ff.). Ohne diese Annahme wäre die Entstehung des Bewußtseins kaum anders als durch supranaturalistischen Eingriff denkbar.

Kommen wir aber zum Sozialismus. Daß der Sozialismus als Lehre ursprünglich reine Ideologie war, bestreitet Niemand. Das heißt, welche äußeren Antriebe auch die Einzelnen zur Aufstellung sozialistischer Gemälde oder Theorien und die Massen zur Erstrebung sozialistischer Neugestaltungen bewogen, so war die Begründung doch immer rein ideologisch; es waren das Christenthum, die Gerechtigkeit, die Gleichheit oder irgend eine andere „Idee", die zu Gunsten jener Aenderungen angerufen wurden.

Was hat nun das Lehrgebäude des modernen Sozialismus, worunter hier die von Marx und Engels aufgestellte, auf den historischen Materialismus begründete Lehre zu verstehen ist, daran geändert? Hat diese Lehre der Ideologie im Sozialismus ein Ende gemacht? Viele werden geneigt sein, die Frage zu bejahen, und sie werden um Beweisstellen dafür nicht verlegen sein.

„Hiermit", schreibt Friedrich Engels in der Einleitung zum Anti-Dühring — d. h. mit der Entdeckung, „daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war", daß diese Klassenkämpfe in den ökonomischen Verhältnissen der betreffenden Epochen wurzeln, und daß „die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise in letzter Instanz zu erklären sind — mit dieser Entdeckung „war der Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung, vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben und der Weg gefunden, um das Bewußtsein der Menschen aus ihrem Sein, statt ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären" („Herrn Eugen Dührings Umwälzung", 3. Aufl., S. 12). Kann man diesen Satz noch so deuten, als beziehe er sich lediglich auf die Erklärung geschichtlicher 2c. Vorgänge, so fehlt es weder bei Engels noch bei Marx an Sätzen, die gegen jede Art von vorherentwickelten Ideen über den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft, jede Ableitung der sozialistischen Forderungen aus Rechts- oder Moralanschauungen und jede Anerkennung dauernder Grundprinzipien der

Moral gerichtet sind. Insbesondere ist da, neben verschiedenen Sätzen des Kommunistischen Manifests, u. A. der folgende Satz aus dem Marx'schen Briefe über den Entwurf zum Gothaer Programm zu nennen: „Ich bin weitläufiger auf den ‚unverkürzten Arbeitsertrag' einerseits, ‚das gleiche Recht' und die ‚gerechte Vertheilung' andererseits eingegangen, um zu zeigen, wie sehr man frevelt, wenn man ... die realistische Auffassung, die der Partei so mühevoll beigebracht worden, die aber jetzt Wurzel in ihr geschlagen, wieder durch ideologische Rechts- und andere, den Demokraten und französischen Sozialisten so geläufige Flausen verdreht."

Schroffer kann man die Ideologie anscheinend nicht zurückweisen. Es fragt sich nur, ob der Marxismus das, was scheinbar hier postulirt wird, auch thatsächlich geleistet hat und leisten konnte.

Zunächst ist es klar, und Niemand wußte dies besser als Marx, daß, von rein instinktiver Reflexthätigkeit abgesehen, die Menschen nichts thun, was sie nicht vorher in ihrem Kopfe gedacht haben. Das unterscheide den schlechtesten Baumeister von der besten Biene, schreibt er im „Kapital", daß der Erstere das Haus vorher im Kopfe fertig habe, ehe er mit dem Bau beginne. Was hier vom Baumeister gesagt wird (das mit der Biene könnte vielleicht bestritten werden), hat unbedingte Giltigkeit für alle auf eine nähere oder fernere Zukunft berechneten menschlichen Handlungen. Sie sind je nachdem die Ausführung von Plänen, Absichten, Ideen. Selbstverständlich können Ideen auf sehr verschiedenem Fundament beruhen, in sehr niedrigen Antrieben oder sehr hohen, dem Eigeninteresse fernliegenden Beweggründen wurzeln, eingebildete oder wirkliche Beziehungen zur Grundlage haben — was vom Kopf aus unser Verhalten bestimmt, ist immer eine Idee oder eine Ideenreihe. „Nicht darin liegt die Inkonsequenz (des alten Materialismus), daß ideelle Triebkräfte anerkannt werden, sondern darin, daß von diesen nicht weiter zurückgegangen wird auf ihre bewegenden Ursachen." So Friedrich Engels in seinem Aufsatz über Ludwig Feuerbach. An einer anderen Stelle desselben Aufsatzes geht Engels noch weiter. „Die Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen", schreibt er, „drücken sich in seinem Kopfe aus, spiegeln sich darin ab als Gefühle, Gedanken, Triebe. Willensmeinungen, kurz als ‚ideale Strömungen', und werden in dieser Gestalt zu ‚idealen Mächten'. Wenn nun der Umstand, daß dieser Mensch überhaupt ‚idealen Strömungen folgt' und ‚idealen Mächten' einen Einfluß auf sich zugesteht — wenn dies ihn zum Idealisten macht, so ist jeder einigermaßen normal entwickelte Mensch Idealist, und wie kann es da überhaupt noch Materialisten geben?" („Neue Zeit", Jahrgang 1886, S. 156.)

Es ist hier nicht der Ort, auf die Schlußfrage näher einzugehen. Halten wir uns vielmehr lediglich an die Thatsache, daß es dort als etwas durchaus Normales bezeichnet wird, „idealen Mächten" einen Einfluß auf sein Handeln zuzugestehen. Das Kriterium, worauf es für die Unterscheidung des zulässigen vom unzulässigen Einfluß der idealen Strömungen ankommt, liegt weiter zurück, bei diesen idealen Strömungen selbst.

Welches sind die „idealen Mächte", die der historische Materialismus als berechtigte Triebkräfte der sozialistischen Bewegung anerkennt?

Zunächst offenbar das Interesse. Auf den ersten Blick zwar möchte es als eine Spielerei mit Begriffen erscheinen, wenn das Interesse als idealer Faktor hingestellt wird. Aber erstens muß das Interesse, um als Antrieb zur Theilnahme an einer Bewegung zu wirken, ein erkanntes sein, das Individuum muß eine „Idee" von seinem Interesse haben, um sich zu einer ihm entsprechenden Handlung zu entschließen, und zweitens handelt es sich auch schon um ein ver-

mitteltes, nicht schlechtweg an das Ich der Person geknüpftes Interesse. Es ist ein Interesse, das sogar über das der Berufsgruppe hinausgeht, es ist ein Interesse der Klasse, und seine Wahrung erfordert in verschiedener Hinsicht ein mindestens zeitweiliges Opfern persönlichen Vortheils.[1] So ist das Interesse, das der marxistische Sozialismus voraussetzt, schon von vornherein mit einem sozialen oder ethischen Element versehen und insoweit nicht nur ein intelligentes, sondern auch ein moralisches Interesse, so daß ihm auch Idealität im moralischen Sinne innewohnt.

Die zweite „ideale Macht", auf die der Sozialismus angewiesen ist, ist im Vorhergehenden schon berührt; es ist die Erkenntniß. Daß und wie diese „idealer" Natur, liegt auf der Hand, aber es handelt sich wieder nicht nur um das bloße allgemeine Erkenntnißvermögen, sondern um eine ganz bestimmte Erkenntniß, die Aufnahme bestimmter „Ideen" über Staat, Gesellschaft, Oekonomie, Geschichte. Wir sprechen in diesem Sinne von „proletarischen" Ideen, und hier und da wird in unserer Literatur die Sache so hingestellt, als seien diese Ideen nicht blos von einem großen Theil der Arbeiterschaft der Kulturländer acceptirt, sondern als seien sie überhaupt das ureigene Produkt der Intelligenz der modernen Arbeiterschaft. Das ist aber bestenfalls eine Metapher, eine ideologische Umstellung des thatsächlichen Vorgangs. Von Baboeuf bis Marx und Lassalle zeigt die Geschichte der Theorie des Sozialismus nur zwei Männer von größerer schöpferischer Begabung, die der Arbeiterklasse angehören: Proudhon und Weitling. Der Erstere ist im Kommunistischen Manifest den „Bourgeoissozialisten" eingereiht, der Zweite heute nur noch eine historische Kuriosität. Saint Simon, Fourier, Owen, die Engels als die sozialistischen Vorgänger der von ihm und Marx ausgearbeiteten Theorie nennt, waren so wenig aus der Arbeiterklasse hervorgegangen, wie Marx und Engels selbst. So nebensächlich dies an sich ist, so muß es doch schon deshalb betont werden, weil die obige metaphorische Bezeichnung meist zusammenfällt mit einer sehr zum Mißverständniß herausfordernden Anwendung des Wortes Wissenschaft in Verbindung mit dem modernen Sozialismus. Es wird von „wissenschaftlichem Sozialismus", in einer Weise gesprochen, als sei die hierbei in Frage kommende Wissenschaft etwas schon völlig Abgeschlossenes, Fertiges. Thatsächlich aber enthält der Ausdruck neben oder mit der Qualifizirung ein Postulat. Jede Wissenschaft ist als solche nothwendig „agnostisch"; soweit sie es nicht, wie etwa bestimmte Unterabtheilungen der Philologie, mit einem bestimmt abgegrenzten Stoffe zu thun hat, kann sie ihre Resultate nie als endgiltig betrachten. So stellt denn auch Engels in seiner Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus 2c." am Schlusse des zweiten Abschnitts den Sozialismus hin als „eine Wissenschaft, die es sich nun zunächst darum handelt, in allen ihren Einzelheiten und Zusammenhängen weiter auszuarbeiten".

Es wird das oft übersehen. Und dann wird weiter übersehen, daß jede Wissenschaft als solche einen hohen Grad von geistiger Unbefangenheit erfordert. Ich sage ausdrücklich einen hohen Grad, weil völlige Unbefangenheit ein Ding der Unmöglichkeit ist und die Sozialwissenschaften am allerwenigsten mit Verzicht auf jede Gesinnung betrieben werden können. Aber sie erfordern die von vor-

[1] „Bis es dahin kommt, daß die Ackerknechte als Klasse mit eigenen Forderungen auftreten und kräftig genug sind, sie durchzusetzen, müssen sie in ihrer übergroßen Mehrheit aufgehört haben, sich als ‚Einzelne' oder gar ‚Einzige', das ‚alleinige Ich' zu fühlen. — Der Ritter von der Einzigheit oder Eigenheit . . . präsentirt sich im gegebenen Moment als der politische oder ökonomische Blackleg" („Soziale Doktrin des Anarchismus", Artikel „Stirner", „Neue Zeit" X, 1, S. 427/28).

gefaßtem Urtheil freie Prüfung der Thatsachen, wie dies Marx im Vorwort von „Zur Kritik der politischen Oekonomie“ mit der Bemerkung hervorhebt, bei dem Eingang in die Wissenschaft müsse die Forderung gestellt werden:

„Qui si convien lasciar ogni sospetto
Ogni viltá convien che qui sia morta.“[1]

Sind aber nun wenigstens die „proletarischen Ideen“ selbst, d. h. die sozialistische Auffassung von Staat, Gesellschaft, Oekonomie, Geschichte von Ideologie frei? Durchaus nicht. In ihrer Richtung realistisch, d. h. in erster Linie den materiellen Faktoren der Entwicklung der menschlichen Gesellschaften zugewandt, sind sie doch dabei Gedankenreflexe, auf gedankliche Zusammenfassungen ermittelter Thatsachen aufgebaute Folgerungen und damit nothgedrungen ideologisch gefärbt. Wenn die Debatten, die in den Spalten dieser Zeitschrift und anderwärts über den historischen Materialismus geführt wurden, Eines klargestellt haben, so die Thatsache, daß, wie Kautsky dies in seinen Artikeln „Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten“ festgestellt hat, die Komplizirtheit der Erscheinungen, die es zu erklären gilt, es dem Einzelnen geradezu unmöglich macht, alle ihre Seiten zu erkennen.[2] Kein Mensch ist im Stande, ein vollständig genaues Bild der Außenwelt zu konzipiren. So kann auch keine Gesellschafts-

[1] Deutsch: „Jedweder Argwohn sei hier aufgegeben
Und jede Niedrigkeit sei hier begraben.“

Der Sozialismus als Wissenschaft hat andere Aufgaben als die Sozialdemokratie als Kampfpartei. Diese, als Wahrerin bestimmter Interessen, darf innerhalb gewisser Grenzen dogmatisch und selbst intolerant sein. Ihre auf die Aktion bezüglichen Beschlüsse gelten, bis sie selbst sie umstößt oder abändert, als bindend. Ebenso diejenigen Sätze ihres Programms, die den Charakter und die Bestrebungen der Partei feststellen. Aber für ihre wissenschaftlichen Voraussetzungen kann sie selbstverständlich immer nur bedingte Anerkennung beanspruchen, denn die wissenschaftliche Forschung soll darnach trachten, der Partei als Pfadfinder voranzugehen, nicht in ihrem Nachtrab hinterher marschiren. Dies selbstverständlich, ohne für die Personen, die sich speziell mit der Forschung befassen, eine Ausnahmestellung zu beanspruchen. Forscher in dem hier entwickelten Sinne ist Jeder, der sich mit der Untersuchung der theoretischen Grundlagen der Bewegung beschäftigt.

[2] „Neue Zeit“, XV, 1, S. 234. Ich kann es mir nicht versagen, hier festzustellen, daß Herr Belfort Bax nach all diesen Diskussionen es neuerdings wieder fertig bekommen hat, zu schreiben, daß „Karl Kautsky und Franz Mehring ... behaupten, daß alle historischen Gebilde des menschlichen Denkens, Wollens und Handelns einzig und allein auf ökonomische Bedingungen, d. h. auf Produktions- und Austauschweise, als ihre einzige Grundursache zurückzuführen sind“ („Soz. Monatshefte“ III, S. 640). Es ist mit Herrn Bax wie mit dem berühmten Schwaben, der das Leberle gefressen, er wird alles Mögliche zugeben, aber daß das Lamm eine Leber hatte — niemals!

Ich lasse ihm unter diesen Umständen gern in der Polemik das letzte Wort. Ich kann dem Publikum der „Neuen Zeit“ nicht zumuthen, eine Auseinandersetzung zu lesen, die fast lediglich aus Richtigstellungen zu bestehen hätte, denn das Meiste, was Bax mir sachlich entgegenhält, trifft meine Ausführungen nicht. Damit er indeß nicht glaubt, daß ich ihm auszuweichen suche, erkläre ich mich bereit, auf jeden Punkt, den es ihm etwa beliebt herauszugreifen, gegebenenfalls nachträglich zu antworten.

Hinsichtlich der persönlichen Momente des Konflikts nur zwei Worte. Ich habe Bax aus der Mitgliedschaft im „National Liberal Club“ keinen Vorwurf gemacht, ich finde sie nur im Widerspruch mit dem Sozialrevolutionarismus, zu dem Bax sich bekennt. Daß ich in jenem Klub mancherlei erfahren kann, weiß ich, aber das meiste davon liest man gewöhnlich Tags darauf in den Zeitungen, und das übrige ist größtentheils kaum werth, gewußt zu werden: ephemerer Klatsch ohne Bedeutung. Ueber das, worauf es mir ankommt, kann ich mich anderwärts ebenso gut und besser informiren. Nichts hat mir das besser gezeigt, als

theorie allen Einzelheiten des sozialen Lebens Rechnung tragen; bei allen Zusammenfassungen bleibt nothwendiger Weise ein Rest unberücksichtigt. Man untersucht, welche Faktoren in letzter Instanz das Gesellschaftsleben bestimmen, ohne sich zu verheimlichen, daß in den Falten dieses „In letzter Instanz" noch sehr viele Modifikationen stecken können. Allerdings wird es mit dem „In letzter Instanz" manchmal gar zu leicht genommen.

Gehen wir indeß weiter. Die Marxsche Theorie erblickt im Arbeiter der modernen Industrie den eigentlichen, den potentiellen Träger des Sozialismus. Seine wirthschaftliche Lage, seine Stellung in der Fabrik, wo die Maschine die Unterschiede des alten Handwerks aufhebt und die Arbeiter mehr und mehr nivellirt, erzeuge sozusagen mit Nothwendigkeit in ihm diejenige Gesinnung und Bestrebungen, deren Zusammenfassung der Sozialismus ist. Im weiten, allgemeingeschichtlichen Sinne ist das auch unbestritten richtig. Zeichen dafür, Tendenzen in diesem Sinne lassen sich überall verfolgen. Und doch, wie sehr differirt die Wirklichkeit von dem Bilde, das sie nach dieser Folgerung zeigen sollte. In fast allen Ländern sind es nicht die Arbeiter der vorgeschrittensten, sondern die relativ zurückgebliebener oder Neben- und Zwischenindustrien, die lange Zeit den festen Stamm, das aktive Element der sozialistischen Bewegung bilden. Zigarrenarbeiter, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Kleinmeister und Hausarbeiter der Textilindustrie, Buchbinder 2c. bildeten Jahrzehnte hindurch in Deutschland den Grundstock der sozialdemokratischen Bewegung. Man machte abwechselnd den geistigen Tiefstand und die gedrückte Lage der Fabrikarbeiter dafür verantwortlich, aber im heutigen England ist der Fabrikarbeiter politisch in keiner Weise abhängig und materiell durchaus nicht schlechter gestellt wie die Arbeiter der kleinen und mittleren Industrien, und doch sind es auch hier diese, die fast durchgängig die Kerntruppe des Sozialismus stellen. Es wirken eben noch andere Umstände, die sich nicht auf den ersten Blick zeigen, „unwägbare Einflüsse", wie man es nennt, auf die geistigen Dispositionen der Arbeiter ein. So ist die „Nivellirung" keineswegs in dem Maße in der modernen Fabrik eingetreten, wie ursprünglich vorausgesehen wurde. Im Gegentheil, gerade in den vorgeschrittensten Fabrikindustrien findet man häufig eine ganze Hierarchie differenzirter Arbeiter und demgemäß auch ein nur mäßiges Solidaritätsgefühl zwischen den verschiedenen Gruppen derselben.

(Schluß folgt.)

---

die Husarenbulletins über den Maschinenbauerkampf, die aus dem „National Liberal Club" an festländische Blätter geschickt wurden.

Den Vorwurf des gemäßigten Antisemitismus habe ich deshalb erhoben, weil schon bei einer früheren Polemik mit mir Bax ohne jeden sachlichen Anlaß das Judenthum in einer Weise in die Debatte gezogen hatte, die eine antisemitische Deutung zuließ. So mußte mir die Wiederholung als ein ungeziemender Versuch erscheinen, aus der Thatsache, daß ich der Abstammung nach Jude bin, Kapital gegen mich zu schlagen. Wer mich näher kennt, weiß, daß ich in diesem Punkte durchaus nicht empfindlich bin, aber es ist mir unter den heutigen Verhältnissen ein kategorischer Imperativ, jedem Antisemitismus gegenüber „Philosemit" zu sein. Wenn Bax dies anerkennt, desto besser. Aber von Jemand, der den Fall der Mrs. Montague — einer Frau, die in durchaus nicht böser Absicht ihre Kinder, die sie sonst sehr gewissenhaft erzog, unvernünftig strafte und auf diese Weise den Tod eines derselben verschuldete — mit den Grausamkeiten und Erpressungen der marokkanischen Paschas auf eine Stufe stellen kann, durfte man eben alles gewärtigen.

Noch weniger als mit Herrn Bax fühle ich mich veranlaßt, mit Parvus von der „Sächsischen Arbeiterzeitung" die Polemik fortzusetzen. Es giebt Methoden des literarischen Kampfes, die jeden Gegner entwaffnen. Parvus verfügt über sie, er mag sie nach Herzenslust gebrauchen.

Neue Dramen.

Von H. Ströbel.

Wenn wir von Philipp Langmanns „Bartel Turaser“ absehen, den wir hier nicht besprechen wollen, so ist die letzte Ernte an hervorragenderen dramatischen Erzeugnissen nicht sehr ergiebig gewesen. Namentlich fehlt in den neuen Dramen der Zug des Besonderen, Originellen, der ein poetisches Werk erst aus der Fluth der Durchschnittsliteratur hervorhebt. Die Technik ist die alte von Ibsen, Hauptmann, Holz-Schlaf überkommene, und die Sujets sind auch nicht gerade neu. Die Probleme sind in dieser oder ähnlicher Form bereits von den „Klassikern“ der „Modernen“, den Ibsen und Hauptmann, behandelt worden, auch die Typen muthen uns so wohlbekannt an, daß sie des Reizes der Neuheit für uns völlig entbehren. Die meisten der neuen Dramen machen daher trotz einzelner Schönheiten und Feinheiten den fatalen Eindruck der Epigonenliteratur. Man sehnt sich wirklich wieder einmal nach neuen Tönen, nach Werken von Kühnheit und Originalität.

Einen relativ großen Bühnenerfolg hat Halbes „Mutter Erde“ erzielt und das Werk hat diesen Erfolg auch redlich verdient, denn es beweist aufs Neue, daß Halbe ein wirklicher Poet und nicht bloßer Techniker ist, wie einzelne andere unter den Modernen, die sich der neuen dramatischen Technik zur Produktion „moderner“ Bühnenstücke etwa in der Art bedienen, wie „dichtende“ Gymnasialoberlehrer sich der klassischen Vorbilder zur Anfertigung von Jambendramen bedienten. Halbes „Mutter Erde“ ist wirklich aus dem Gefühl und dem Schaffensdrang des Verfassers heraus geboren, aber nichtsdestoweniger berührt uns das Werk nicht wie eine poetische Offenbarung, eine Empfindung, die manche Werke der Ibsen und Hauptmann seinerzeit in uns hervorgerufen haben.

Das Problem in „Mutter Erde“ kann man, wie das auch schon von anderen Kritikern geschehen ist, als die Umkehrung des Problems der „Einsamen Menschen“ bezeichnen. In dem Hauptmannschen Drama flüchtet ein sensibler Gelehrter, dem es aus Zufall und seiner allzu mimosenhaften Empfindlichkeit wegen am Verkehr, an fördernder Aussprache mit gleichstrebenden Freunden fehlt, von seinem nach der Schablone der sogenannten echten Weiblichkeit erzogenen sentimentalen Frauchen hinweg zu einer starkgeistigen, in der Schule des Lebens und der Wissenschaft gereiften Freundin. In dem Drama Max Halbes flüchtet sich ein Mann von etwas robusterer geistiger Konstitution von einem starkgeistigen, herben, strengen Weibe, bei dem der Verstand Phantasie und Gefühl völlig unterjocht hat, in die weichen Arme eines von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten heißblütigen Naturkindes, auf dessen Empfindungen freilich während einer mehrjährigen unglücklichen Ehe schon erkältender Reif gefallen ist.

Paul Warkentin, der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, hat vor zehn Jahren mit Eklat das Elternhaus verlassen, um in der Großstadt seinen Neigungen und Idealen, die den im Vaterhaus herrschenden patriarchalischen Anschauungen in mehr als einem Punkte entgegengesetzt sind, zu leben und zwar als Gatte an der Seite eines Weibes, dessen Fähigkeiten und Energie ihn, den noch Unfertigen, Suchenden und Schwankenden, faszinirten. Hela, sein Weib, ist eine fanatische Vorkämpferin der Frauenbewegung, Herausgeberin und Redakteurin einer Frauenzeitung, deren Mitarbeiter Paul wird. Aber Paul Warkentin ist mehr Gefühls- als Verstandsmensch, eine Künstlernatur, der die strenge Einförmigkeit eines Lebens voll selbstloser Pflichterfüllung auf die Dauer

nicht behagen will. Er sieht nicht recht ein, warum denn gerade er um einer Sache willen, die er zwar gerne gefördert sehen möchte, wenn er vielleicht auch die Richtigkeit der eingeschlagenen Taktik nicht immer zu billigen vermag, auf seine persönlichen Neigungen verzichten soll. Er macht allgemach die Wahrnehmung, daß er zum Streiter für eine Sache nicht taugt. Ein Anderer würde seinen Posten ebenso gut ausfüllen können, vielleicht noch viel besser als er, der sich ja doch nicht den nöthigen Feuereifer, die nöthige Selbstaufopferung abzuringen vermag. Aber da Hela bei ihrer gerade entgegengesetzten Veranlagung seine Ansichten und sein Empfinden nur als verächtliche Schwäche beurtheilt, hält er wohl oder übel aus.

Da stirbt Pauls Vater — die Mutter ist schon längere Zeit todt — und die Weitläufigkeiten der Erbregulirung nöthigen das, beiläufig bemerkt, kinderlose Warkentinsche Ehepaar, für einige Zeit ihren Aufenthalt auf das ihm zugefallene Gut zu verlegen. Damit setzt das Drama ein.

Hela hat nur höchst ungern die Hauptstadt verlassen, da dadurch der Redaktion ihres Blattes Schwierigkeiten bereitet werden. Sie redet daher dem Gatten unausgesetzt zu, doch die Erbschaftsangelegenheiten so schleunig als möglich zu erledigen und dann das Gut sofort käuflich loszuschlagen, damit sie wieder zur Stadt zurückkehren könnten. Ahnte Hela freilich, welchen Aufruhr sie mit diesem Drängen in der Seele ihres Mannes heraufbeschwört, so würde sie ihn vorsichtiger ihrem Wunsche gefügig zu machen suchen. Denn in Pauls Innerem erwachen durch die Berührung mit der „Mutter Erde", dem Fleckchen, an das ihn so viele liebe, schwärmerische Erinnerungen knüpfen, mit einem Male mächtig all die jahrelang mühsam niedergedrückten Regungen. Sein ganzes Empfinden bäumt sich gegen die Zumuthung auf, das väterliche Gut, die Stätte seiner Jugenderinnerungen, der Capricen seiner Frau wegen im Handumdrehen zu verschleudern. Er sieht dazu ja nicht den mindesten Anlaß. Sie haben ja reichlich zu leben und bedürfen deshalb des Erlöses nicht. Warum sollte er deshalb sein Gut nicht behalten? Warum sollte er es nicht sogar selbst bewirthschaften? Wäre nicht der Landaufenthalt sogar dem Aufenthalt in der stickigen, nervös machenden Großstadtluft vorzuziehen? Er hat schon gleich am ersten Tage einen Ritt an den Grenzen seines Besitzthums entlang gemacht und fühlt sich wie neugeboren durch die frische Winterluft und das Herb-Wohlige der körperlichen Anstrengung. Es kommt zu erregten Auseinandersetzungen zwischen den so verschiedenartigen Gatten. Hela fühlt den Widerstand Pauls gegen ihre bisherigen Lebensgewohnheiten, ihren geistigen Einfluß wachsen und sie weiß sich auch gut genug das Erwachen dieses Widerstands aus den Eindrücken des veränderten Milieus heraus zu erklären, sie ahnt, daß zum Mindesten die geistige Gemeinschaft zwischen ihnen beiden völlig zerrissen wird, wenn ihr Gatte sich länger auf dem Gute aufhält. Aber sie überschätzt zugleich ihren Einfluß und wagt Paul gewissermaßen ein Ultimatum zu stellen.

In diesen Moment des schärfsten ehelichen Konflikts fällt das Wiedersehen Pauls mit Antoinette, einer Jugendflamme von ihm! Paul hatte als junger Student die übliche Jugendliebe für die hübsche Kousine empfunden, aber durch sein Bekanntwerden mit Hela war das Bild des hübschen, frischen Backfischs zurückgedrängt worden, überstrahlt von der imponirenden Erscheinung des neuen Sternes. Antoinette war in ihren Vetter gleichfalls verliebt gewesen, und da in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit kein neuer Bekannter den ersten Eindruck verwischte, war ihre Leidenschaft für den ungetreuen Geliebten mit der Zeit nur tiefer geworden. Aus Aerger, verschmäht worden zu sein, hatte sie dann den

erstbesten Bewerber erhört. Aber ihre Ehe ist innerlich eine tief unglückliche, da ihr Mann, ein polnischer Gutsbesitzer der Nachbarschaft, ein ungebildeter, pfiffiger, aber geistloser Mensch ist, der noch zum Ueberfluß in dem Genuß geistiger Getränke nicht Maß zu halten versteht und deshalb trotz des Ansehens, das er als geriebener Landwirth genießt, im Kreise der Bekannten als eine Art komischer Figur angesehen wird. Sein Benehmen gegen seine Frau ist, namentlich in weinseliger Laune, von widerlicher Zärtlichkeit. Der Umstand, daß auch diese Ehe kinderlos ist, hat Antoinettes bald erwachte Abneigung gegen den Gatten natürlich nicht zu verringern vermocht.

Antoinette ist zu einer üppigen, weichen Frauenschönheit aufgeblüht. Von ihren Formen, ihrem Wesen geht jener berauschende Duft aus, der der kühlen, nüchternen, sogar pedantischen Hela, deren Exterieur der Dichter nun zwar keineswegs unsympathisch gedacht haben will, so völlig abgeht. Kein Wunder, daß Paul bei seiner Empfänglichkeit für diesen sinnlich bestrickenden Einfluß, seinem Künstlernaturell, dem faunischen Grundzug seines Wesens, Antoinette gegenüber nicht theilnahmslos bleiben kann. Noch fesselt ihn manches an die Gattin, aber in dem Maße, wie diese den Konflikt auf die Spitze treibt, wächst seine Leidenschaft für die Jugendgeliebte. Auch diese hält sich anfangs zurück, aber schließlich bricht das Eis zwischen beiden: Paul und Antoinette sinken sich im Leidenschaftstaumel in die Arme.

Soweit ist in dem Drama alles psychologisch hinlänglich motivirt, jetzt aber beginnt mit dem Tragischen zugleich das Unmotivirte, psychologisch Gewaltsame.

Hela, die Verstandeskühle, die starre Prinzipienverfechterin, die mit dem Gatten bisher nur in einer Art geistiger Ehe gelebt hat, giebt ihn nicht frei, trotzdem doch ihre Interessengemeinschaft völlig zerstört ist, trotzdem durch das Auflodern einer wirklichen Leidenschaft bei Paul jede Möglichkeit einer Wiederannäherung geschwunden ist, trotzdem — wie man zu sagen pflegt — das Lebensglück zweier Menschen auf dem Spiele steht. Hela will in keine Scheidung willigen — mögen die Beiden das Odium des Ehebruchs auf sich nehmen, wenn sie glücklich werden wollen. Sie weiß ja, daß sie dazu niemals den Muth haben werden. Die Gewißheit, sie unglücklich zu wissen, ist ihr ein Trost für ihre Demüthigung, den Mann, den sie für ihre Anschauungswelt gewonnen glaubte, verloren zu haben. So bleibt denn für die Liebenden nichts Anderes übrig als der gemeinsame Tod.

Wir stehen unter dem peinlichen Eindruck, als ob Halbe der Bühnen- oder unsertwegen auch dramatischen Wirkung zu Liebe die Lebenswahrheit geopfert habe. Früher nahm man so etwas unbedenklich mit in den Kauf, in unserer Zeit des Naturalismus jedoch geht uns persönlich wenigstens die Lebenswahrheit über den dramatischen Effekt. Daß ein Verzichtleisten auf diesen den Dichter in ein anderes Dilemma bringt, verhehlen wir uns freilich auch nicht. Wir kommen darauf noch zurück.

Wenn Halbe Paul und Antoinette unerbittlich einmal in den Tod treiben wollte, so hätte er die Charaktere von Anfang an anders zeichnen müssen. Vor allen Dingen läßt die Charakteristik der Hela, die als eine ganz unerotisch veranlagte, auf das Verstandesmäßige gerichtete, kühle, klare Natur geschildert wird, es gar nicht verstehen, wie diese fanatische Bekämpferin veralteter Vorurtheile ihren Mann nicht freigeben mag, sondern rachsüchtig wie Shylock auf ihrem Schein besteht. Eine solche Rachsucht setzt doch tiefe Leidenschaftlichkeit voraus, von einer solchen aber läßt uns Halbe bis zu diesem Augenblick auch nicht das Geringste merken. Nun können ja zweifellos äußerliche Kälte und innere Leiden-

schaft beisammenwohnen, aber der Hela, die Halbe uns geschildert hat, vermag kein Mensch ein derartiges vulkanisches Naturell zuzutrauen.

Dann aber vermag man auch nicht einzusehen, warum Paul und Antoinette denn gerade in den Tod gehen müssen und nicht allen Vorurtheilen und Helas Schadenfreude zum Trotze dem leben, was sie für ihr Glück halten. Der tragische Ausgang wäre begründet, wenn es sich um kranke, widerstandsunfähige Individuen handelte, das aber sind Antoinette und Paul ganz und gar nicht. Im Gegentheil, Paul beweist ja durch seinen Bruch mit Hela zum zweiten Male eine relativ bedeutende Willens- und Lebenskraft. Er ist überhaupt kein siecher Mensch, kein Schwachmatikus, als was ihn dieser oder jener Kritiker aufgefaßt hat, sondern nur nicht von dem Stoffe, aus dem die Natur Fanatiker und Prinzipienverfechter gemacht hat. Muß denn Jemand schon unbedingt ein Schwächling oder gar ein Renegat sein — auch dazu hat man den armen Paul Warkentin gemacht! —, wenn er an sich entdeckt, daß er nicht das Zeug zu einem Menschheitskämpfer in sich hat? Ganz abgesehen davon, daß man über die bürgerliche Frauenrechtlerei, und mit einer Vertreterin dieser haben wir es ja zu thun, verschiedenartig urtheilen kann. Kurzum, Paul ist durchaus kein Johannes Vockerath, sondern ein Mensch mit ganz normalen Nerven. Und ein solcher Mensch, der zudem mit manchem Vorurtheil gebrochen hat, sollte in einem Augenblick, wo ihm, dem Genußfreudigen, das Leben erst recht lebenswerth erscheint, an den Tod denken? Ebenso wenig will uns ein solch verzweifelter Entschluß bei Antoinette wahrscheinlich erscheinen, einem körperlich kraftstrotzenden Weibe, das während der langen Jahre einer widerwärtigen Ehe romantisch-verträumt dem Augenblick entgegengeblickt hat, wo der Jugendgeliebte kommen würde, um sie durch seine heißen Umarmungen von dem Schmutze zu befreien, mit dem die ekelhaften Liebkosungen eines verachteten Mannes ihren schwellenden Körper besudelt hatten.

Aus der ganzen Anlage von „Mutter Erde“ ist zu schließen, daß Halbe den Paul Warkentin nicht als Schwächling schildern wollte, sondern daß er vielmehr bemüht war, den Bruch Warkentins mit Hela als die berechtigte Reaktion eines gesunden, fröhlichen Naturells gegen den dumpfen Pflichtzwang, engherzige Prinzipienreiterei und stubenhockende Pedanterie zu schildern. Deshalb hat er aus Paul einen lieben, warmherzigen Burschen und aus Hela beinahe die Karikatur eines weiblichen Bücherwurms gemacht, so daß es ziemlich unfaßbar wird, wie es überhaupt möglich war, daß ein solches Geschöpf den armen Paul der herzigen kleinen Antoinette abspenstig machen konnte. Die Charakterzeichnung ist eben keine sichere und der Schluß macht den leidigen Eindruck eines Bühneneffekts.

Freilich, hätte Halbe Paul mit Antoinette „glücklich“ werden lassen, so wäre es um alle Bühnenwirkung geschehen gewesen. Aber auch abgesehen davon hätte vielleicht mancher Skeptiker die Frage aufgeworfen, wie lange nun wohl das Glück der beiden Verliebten dauern würde. Denn zum simplen Gutsbesitzer dürfte Paul ja doch verdorben gewesen sein; der Drang, der ihn als jungen Menschen ins bewegte Leben der Großstadt trieb, dürfte ihn vielleicht zum zweiten Male der „Mutter Erde“ entfremdet haben.... So kommt der Tod als willkommener Retter in der Noth, genau so wie in der „Jugend“.

Trotz der angedeuteten Schwächen aber ist „Mutter Erde“ ein interessantes, poetisches Werk, das prächtige realistische Einzelheiten aufweist und in einzelnen Szenen mit jenem berauschenden romantischen Duft übergossen ist, den die „Jugend“ athmet. —

Der Erwähnung werth wäre dann ein Lustspiel, das gleich dem Drama „Mutter Erde“ einen beträchtlichen Bühnenerfolg gehabt hat, Max Dreyers „In Behandlung“.

Trotzdem von Max Dreyer bereits früher zwei Dramen, „Drei“ und „Winterschlaf“, einiges Aufsehen erregt haben, können wir ihn den bedeutenderen dramatischen Talenten nicht beizählen. Ihm fehlt es völlig an Kraft und Originalität, ein so geschickter Arbeiter er auch ist. Das beweisen alle drei Werke. In „Drei“ war ein sehr geschickt ausgetüftelter Gedanke in ungemein sauberer Technik, die sich ganz in den Formen Hauptmanns bewegte, zu einem Drama verarbeitet worden. Der Gedanke war der, daß ein Mann, der früher einmal einem Freunde die Frau verführt, selbst seine Frau verliert, und zwar durch eine bei ihm sehr erklärliche, aber doch unbegründete und unklug geäußerte Eifersucht. Dieser Gedanke war, wie gesagt, sehr hübsch dramatisch verarbeitet. Und auch die Personen waren gar nicht übel gezeichnet. Aber dem Werke fehlte doch die kraftvolle, überzeugende Lebenswahrheit, man merkte, daß Figuren wie Technik mit emsigem Bemühen berühmten Mustern nachgebildet waren. In dem Drama „Winterschlaf“ bewies Max Dreyer denn, daß er auch die Ibsensche Stimmung vortrefflich nachzumachen vermag. Und nun hat uns Dreyer mit einem Lustspiel beschenkt.

„In Behandlung“ schildert uns die Leiden, die eine Emanzipirte, eine junge Doktorin der Medizin, in einem kleinen verspießerten Neste an der Ostsee auszustehen hat. Kein Patient kommt, denn die unverheirathete Aerztin konsultirt Niemand, der selbst etwas auf seine Reputation giebt. Die lieben Anverwandten, die bekannten prüden, altmodischen Tanten, sind selbst am Boykott betheiligt. Ja, unsere Aerztin erhält sogar die Wohnung gekündigt, da die Hauswirthin „so eine Person“ in ihrem Hause nicht wohnen lassen will. Der lüsterne Gemahl dieser sittenstrengen Wirthin macht aber sogar dem armen Fräulein Doktor einen beleidigenden Antrag, wofür er mit der Reitpeitsche gezüchtigt wird. Da in der höchsten Noth macht ein Jugendfreund und Studiengenosse, der sich gleichfalls in dem Neste niedergelassen hat und als unverheiratheter Arzt natürlich ebenfalls keine Praxis bekommen kann, unserer Hedwig Weigl den Vorschlag, in Kompagnie zu arbeiten, wozu es ja dann natürlich nöthig sei, die Firma standesamtlich bestätigen zu lassen. Nun liebt dieser junge Arzt unsere Aerztin und sie erwidert seine Liebe, aber sie ist zu eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit bedacht, um ihm ihre Liebe zu gestehen. Dr. Wiesner aber ist ein feiner Psychologe und durchschaut die Kollegin. Er beschließt daher, die Spröde „in Behandlung“ zu nehmen und durch scheinbare Kälte von ihrer Zurückhaltung zu kuriren. Und so geschieht es denn auch. Die anscheinend nur zum Zwecke der Erwerbung von Patienten geschlossene Ehe — der Zweck wird natürlich glänzend erreicht — führt schließlich in Folge der geschickten „Behandlung“ Dr. Wiesners zum Geständniß der Patientin, und allgemeine Glückseligkeit ist der Rest.

Auch dies Lustspiel Max Dreyers' beweist wieder die Findigkeit und technische Geschicklichkeit desselben. Der Gedanke des Stückes ist ganz nett ausgeklügelt. Es war kein schlechter Einfall, einmal das philisterhafte Vorurtheil gegen das Frauenstudium und das Praktiziren weiblicher Aerzte zu verspotten. Das Thema war entschieden zeitgemäß. Dabei war Dreyer aber so vorsichtig, seinen Spott gegen eine so wohlbekannte Spezies von Theatertanten zu richten, daß er sicher sein konnte, selbst bei denen, die von Vorurtheilen gegen Emanzipirte keineswegs frei sind, nicht den geringsten Anstoß zu erregen. Auch den übrigen Nebenfiguren des Lustspiels, dem gräßlich neugierigen Backfisch, dem

biederen, humorvollen Onkel Seemann, der hypermoralischen, keifenden Hauswirthin und ihrem feisten, lüsternen Gemahl glauben wir schon irgendwo einmal begegnet zu sein. Auch die beiden Hauptfiguren selbst sind nur sehr wenig individualisirt. Unser Urtheil über Max Dreyers Dramen lautet deshalb auch jetzt noch: sehr geschickte Mache, aber wenig Ursprünglichkeit, wenig wahrhaft poetisches Talent.

Viel mehr wirkliche Begabung und auch ein unvergleichlich ernsteres künstlerisches Streben verräth die dritte und letzte dramatische Novität, die wir heute besprechen wollen, Johannes Schlafs „Gertrud". Leider allerdings sind wir nicht in der Lage, eine Vorwärtsentwicklung dieses feinsinnigen Poeten konstatiren zu können. Ueber die technischen Eigenthümlichkeiten, die dramatischen Kunstprinzipien Holz' und Schlafs ist von uns und Anderen bereits das Genügende gesagt worden. Holz und Schlaf glauben das innerste Wesen der echten Kunst in der möglichst getreuen Nachbildung des Lebens entdeckt zu haben. Aus dieser Theorie heraus erklärt sich auch die Vorliebe der beiden Autoren für das kleinere Genre, für das Skizzenhafte. Wer ganz sorgfältig nach der Natur zeichnen will, kann nur das zeichnen, was er wirklich gesehen, beobachtet hat. Daher die ängstliche Beschränkung in der Wahl des Stoffes, daher allerdings auch die ungemein minutiöse, feine Detailmalerei. Aber so sehr auch diese feine Arbeit das Auge des Kunstenthusiasten zu entzücken vermag, die Beschränkung auf winzige Genrebildchen erregt doch auch wieder das Bedauern, daß diese Kunst nur an so Kleines, Unbedeutendes verschwendet wird. Es ist, als ob man gewöhnliche Kiesel in die kostbarste Goldfassung gefaßt hätte. Holz hat ja nun bekanntlich die Absicht kundgegeben, sich an bedeutenderen Sujets zu versuchen; Schlaf hat mit seinem dreiaktigen Drama „Gertrud" nur wieder eine Skizze geschaffen.

Wie skizzenhaft das „Drama", wird schon aus einer Inhaltsangabe hervorgehen. Gertrud, eine nervöse, geistig rege junge Frau, ist an einen phlegmatischen, geistig indifferenten, den banalsten Genüssen ergebenen Gatten gekettet. Ein paar Verwandte von noch gröberem Kaliber machen ihr das Dasein völlig unerträglich. Ein zu Besuch anwesender Jugendfreund ihres Gatten ist dagegen ein Mann nach ihrem Ideal: einer jener sensiblen Kulturmüden, geistreich, in Paradoxen redend, zudem interessant als Globetrotter und trotz seines differenzirten Nervensystems physisch eine Kraftnatur. Dieser interessante Gast ist zu dem Zwecke nach Europa herübergekommen, um sich eine Frau zu nehmen, mit der er sich dann im fernen Westen auf einer Farm niederlassen will. Nichts ist natürlicher, als daß Gertrud sich in den Freund ihres ihr so gar nicht imponirenden Mannes verliebt, Albrecht Holm aber glaubt in Gertrud die gesuchte Gefährtin gefunden zu haben und bestürmt sie, nachdem schließlich, nach beiderseitigem langem krampfhaften Bemühen, sich zu beherrschen, das Eis zwischen ihnen gebrochen, doch ihren Mann zu verlassen und ihm zu folgen. Aber Gertrud besitzt nicht Willenskraft genug zu diesem Schritte, sie beschwört den Freund, abzureisen und harrt nervös und angeekelt in ihrer Misère aus.

Man sieht, die Fabel ist ziemlich trivial, die Ausarbeitung ist aber um so köstlicher. Wunderbar fein ist namentlich die Figur der Gertrud selbst gezeichnet; dies arme, von Migräne, üblen Launen geplagte, jetzt auffahrende, jetzt in hysterisches Schluchzen ausbrechende, dabei geistig gut veranlagte junge Weib tritt uns mit äußerster Lebenstreue entgegen. Lebenswahr in allen Zügen ist auch der Gatte, dieser im Grunde gutmüthige und um sein launisches Weibchen, aber viel mehr noch um sich selbst, seine Bequemlichkeiten und Passionen besorgte

Gesell. Etwas schemenhaft dagegen ist Albrecht Holm, in dem Schlaf sich — für diesen konsequenten Realisten etwas sonderbar! — etwas wie eine romantische Idealfigur konstruirt zu haben scheint.

Was Schlafs „Gertrud“ ebenso wie Halbes „Mutter Erde“ als wahrhafte Dichtung kennzeichnet, das ist die Wehmuth, der Schmerz der inneren Zerrissenheit, die Sehnsucht nach etwas Fehlendem und immer Gesuchtem, das durch diese Dramen zittert. In „Mutter Erde“ ist das Weibideal der Gegenstand der Sehnsucht, in „Gertrud“ umgekehrt das Ideal des Mannes — Ideale, wie sie vielleicht nur in unserer Vorstellung, unserer Sehnsucht existiren. Denn dadurch, daß hier der Mann das begehrte Weib, dort das Weib den begehrten Mann erhielt, war das Problem noch keineswegs gelöst. . . .

Ehrlich und konsequent war Schlaf darin, daß er Gertrud dem Manne nicht folgen, sondern in schmerzlicher Apathie ausharren ließ. Wir sind dadurch in unseren psychologischen Anforderungen befriedigt, aber — ein rechtes „Drama“ ist Gertrud eben darum auch nicht, sondern nur eine dialogisirte Skizze. So will uns keine der Formen recht behagen, weder das auf Kosten der Lebenswahrheit technisch geschlossene Drama, noch die lebenswahre, aber undramatische Skizze! Wir müssen uns eben trösten:

„Die Welt ist voller Widerspruch,
Was sollte sich's nicht widersprechen?“

Die Leistungen der Gewerkvereine und der Gewerkschaften in Deutschland.

Von A. v. Elm.

Für die Leistungsfähigkeit der Gewerkvereine führt Herr Dr. Max Hirsch in Nr. 10 der „Sozialen Praxis“ vom 9. Dezember 1897 die größeren Kassenbestände derselben gegenüber den Gewerkschaften ins Feld.

Ende 1895 hätten die Gewerkvereine bei 66 759 Mitgliedern zusammen 741 257 Mark Kassenbestand gehabt, mithin über 11 Mark pro Kopf.

Das Durchschnittsvermögen pro Mitglied bei den Gewerkschaften sucht Herr Dr. Max Hirsch zu ermitteln, indem er die Verbände mit dem größten Vermögen außer Betracht läßt und dann seine Berechnungen anstellt. Sieht man von dieser etwas sonderbaren Durchschnittsberechnung ab, so ergiebt sich, daß, soweit Angaben von den Gewerkschaften über ihre Kassenbestände gemacht wurden, 1895 44 Verbände mit 214 836 Mitgliedern zusammen ein Vermögen von 1 640 437,98 Mark hatten, das ist pro Kopf 7,64 Mark; für 1896 sind Angaben vorhanden über 307 274 Mitglieder mit 2 309 745,61 Mark Kassenbestände, das ist pro Kopf 7,52 Mark.

Sind nun die Kassenbestände allein ein Maßstab für die Leistungsfähigkeit von Organisationen? Man sollte meinen, einem Manne, der an der Spitze von Arbeiterorganisationen steht, sollte es weit mehr darauf ankommen, die thatsächlichen Leistungen derselben selbst ins rechte Licht zu stellen; denn schließlich hängt doch die Ansammlung eines Reservefonds nicht nur von den Einnahmen, sondern auch von den Ausgaben ab. Wenn ein Arbeiterverein z. B. von neu eintretenden Mitgliedern Beiträge erhebt, in Folge einer jahrelangen Karenzzeit denselben während dieser Zeit aber nichts wieder herauszahlt, oder seinen Mitgliedern nur ganz minimale Gegenleistungen für den gezahlten Beitrag gewährt, so kann der-

selbe sehr leicht einen größeren Kassenbestand ansammeln; als einen Beweis für die Leistungsfähigkeit eines solchen Vereins dürfte wohl schwerlich ein vernünftiger Mensch ein in solcher Weise erzieltes Kassenvermögen ansehen.

Wenn Herr Dr. Max Hirsch keine Vergleiche anstellt zwischen den thatsächlichen Leistungen seiner Gewerkvereine und den Gewerkschaften, so weiß er wohl warum, wie wir sehr bald sehen werden, wenn wir einmal die Zahlen reden lassen.

Bekanntlich prahlen die Hirsch-Dunckerianer bei jeder Gelegenheit mit der in ihren Vereinen eingeführten Arbeitslosenunterstützung. In dieser ist bei denselben eingeschlossen die Unterstützung bei Arbeitsdifferenzen und die der Gemaßregelten.

Wollen wir also einen wirklich maßgebenden Vergleich anstellen, dann dürfen wir zur Berechnung nur diejenigen Gewerkschaften heranziehen, welche Arbeitslosenunterstützung zahlen und müssen auch bei den gewerkschaftlichen Verbänden die bei ihren statistischen Angaben besonders aufgeführten Unterstützungen bei Strikes, wie auch die der Gemaßregelten hinzurechnen.

Von den Gewerkvereinen ist eine Uebersicht der Reise-, Arbeitslosen- und Nothfallunterstützungen veröffentlicht für 1892, 1893, 1894, 1895.

Nach derselben sind verausgabt:

	1892	1893	1894	1895	
An Reiseunterstützung	10 177	9 970	10 447	11 045	Mark
„ Uebersiedelungsbeihilfe	7 223	8 187	7 674	9 364	„
„ Arbeitslosenunterstützung	31 093	38 353	44 539	47 932	„
„ Unterstützung in besonderen Nothfällen	7 669	6 707	7 139	6 720	„
Zusammen	56 162	63 217	69 799	75 061	Mark
Die Mitgliederzahl betrug	57 797	61 153	67 058	67 226	
Mithin wurden pro Mitglied an Unterstützung verausgabt	0,97	1,03	1,04	1,12	Mark.

Der Durchschnitt der vier Jahre ergiebt 63 309 Mitglieder, 66 060 Mark Unterstützung, das ist pro Mitglied 1,04 Mark.

Diejenigen Gewerkschaften, welche Arbeitslosenunterstützung zahlten (es sind dies die Bildhauer, Brauer, Buchdrucker, Former, Glasarbeiter, Glaser, Handschuhmacher, Hutmacher, Kupferschmiede, Lederarbeiter, Porzellanarbeiter und Zigarrensortirer), verausgabten in derselben Zeit:

	1892	1893	1894	1895	
An Reiseunterstützung	212 968	171 316	173 967	166 132	Mark
„ Arbeitslosenunterstützung	356 533	220 926	238 089	188 844	„
„ Gemaßregeltenunterstützung	227 807	15 302	17 796	22 731	„
„ Strikeunterstützung	22 657	21 764	35 992	109 763	„
„ Unterstützung in besonderen Nothfällen	13 078	22 534	35 785	31 665	„
Summa	833 043	451 842	501 629	519 135	Mark
Die Mitgliederzahl der genannten Gewerkschaften betrug	40 826	46 605	46 944	53 632	
Mithin wurde pro Mitglied an Unterstützung verausgabt	20,40	9,70	10,69	9,68	Mark.

Im Durchschnitt berechnet ergeben die vier Jahre 47 002 Mitglieder, 576 412 Mark Unterstützung, mithin pro Mitglied 12,26 Mark.

Die genannten Gewerkschaften zahlten ihren Mitgliedern also nahezu zwölfmal so viel Unterstützung, wie die Gewerkvereine!

Die Beiträge der Gewerkvereine betragen je nach der Höhe der Unterstützung 10, 15 und 20 Pfennig pro Woche und pro Mitglied.

Sind nun etwa die Beiträge der Gewerkschaften bei der zwölffachen Leistung auch zwölfmal so hoch, wie bei den Gewerkvereinen?

Nein, die betreffenden Gewerkschaften erheben einen Beitrag von 10 bis 50 Pfennig, durchschnittlich ca. 30 Pfennig pro Woche und pro Mitglied.

Nehmen wir bei den Gewerkvereinen einen Durchschnittsbeitrag von 15 Pfennig pro Woche und pro Mitglied, so ergiebt sich für die Gewerkschaften die sechsfache thatsächliche Leistung im Vergleich zu den Gewerkvereinen. Aber auch der höhere Kassenbestand der Gewerkvereine verschwindet, wenn wir zum Vergleich jene Gewerkschaften heranziehen, die gleich den Gewerkvereinen Arbeitslosenunterstützung zahlen.

Die angeführten 12 Gewerkschaften hatten 1895 53 632 Mitglieder und zusammen ein Vermögen von 1 249 258 Mark, also pro Mitglied 23,30 Mark, mithin verhältnißmäßig mehr als doppelt so viel Vermögen, wie die Gewerkvereine.

Diese allein richtige Berechnung zeigt uns also, wie geradezu winzig die Leistungen der Gewerkvereine gegenüber denjenigen Gewerkschaften sind, die ihren Mitgliedern ebenfalls Unterstützung bei Arbeitslosigkeit gewähren.

Aber selbst dann, wenn wir sämmtliche Gewerkschaften, also auch die große Zahl derjenigen, die keine Arbeitslosenunterstützung zahlen, mit in den Vergleich einbeziehen, ergiebt sich noch immer, daß die Gewerkschaften viermal so viel leisten wie die Gewerkvereine.

Der geneigte Leser prüfe selbst: Soweit Jahresabrechnungen von den einzelnen gewerkschaftlichen Verbänden bei der Generalkommission der Gewerkschaften eingingen und von dieser im „Korrespondenzblatt" veröffentlicht wurden, stellten sich die Ausgaben und die in Betracht kommenden Mitgliederzahlen wie folgt:

	1892	1893	1894	1895	
Reiseunterstützung . . .	382 607,74	328 748,37	342 331,64	298 612,47	Mark
Arbeitslosenunterstützung .	357 087,56	220 926,17	238 958,22	196 076,10	=
Strikeunterstützung . . .	44 943,61	65 356,37	174 697,76	239 816,46	=
Gemaßregeltenunterstützung	236 964,07	28 321,44	24 150,16	39 477,61	=
Unterstützung in besonderen Nothfällen	25 284,81	41 762,25	42 744,05	40 278,44	=
Summa	1 046 887,79	685 114,60	822 881,83	814 261,08	Mark
Die Mitgliederzahl betrug	227 023	221 530	191 472	214 836	
Mithin wurden pro Mitglied an Unterstützung verausgabt	4,61	3,09	4,30	3,80	Mark

Die gesammten Mitgliederzahlen der vier Jahre zusammengerechnet sind 854 861, die Unterstützungssummen ergeben zusammen 3 369 145,30 Mark.

Im Durchschnitt wurden demnach pro Mitglied 3,94 Mark an Unterstützung gezahlt, während die Gewerkvereine, wie oben festgestellt, nur 1,04 Mark pro Kopf verausgabten.

Und nun endlich noch ein Vergleich, indem wir die zwölf leistungsfähigsten Gewerkschaften vollständig außer Berechnung lassen und nur die Gewerkschaften nehmen, die keine Arbeitslosenunterstützung zahlen.

Die Ziffern ergeben sich, indem wir die für die zwölf genannten Gewerkschaften festgestellten Summen von den oben angeführten Gesammtsummen in Abzug bringen.

Darnach verbleiben:

	1892	1893	1894	1895
Unterstützungsbeträge .	213 835 Mk.	233 273 Mk.	321 252 Mk.	295 126 Mk.
Mitgliederzahl . . .	186 197	174 925	144 528	161 204
Mithin pro Kopf	1,15 Mk.	1,33 Mk.	2,22 Mk.	1,83 Mk.

Addiren wir die vier Jahre, so erhalten wir:

Unterstützungsbeträge zusammen	1 063 486 Mark
Mitgliederzahl zusammen	666 854
Mithin im Durchschnitt pro Kopf	1,59 Mark

Also die Gewerkschaften, die bis 1895 noch keine Arbeitslosenunterstützung zahlten, verausgabten dennoch 50 Prozent mehr pro Mitglied an Unterstützung, als die Gewerkvereine einschließlich ihrer Arbeitslosenunterstützung. Angesichts dieser Thatsache ist nur eins erstaunlich, nämlich, daß die Gewerkvereine keine höheren Kassenbestände, als von ihnen angegeben, aufzuweisen haben. Die Gründe hiefür festzustellen, wird schwer möglich sein, da Gesammtübersichten über sämmtliche Ausgaben der Gewerkvereine, wie solche von der Generalkommission für die Gewerkschaften alljährlich zusammengestellt werden, von den Gewerkvereinen bisher nicht veröffentlicht wurden.

Einen Fingerzeig zur Beurtheilung des Umstandes, daß trotz der winzigen Ausgaben der Gewerkvereine für direkte Unterstützungen der Mitglieder die Kassenbestände nicht größer sind, bietet die Jahresabrechnung des Gewerkvereins der Lederarbeiter. Zum Vergleich sei die der Gewerkschaft der Lederarbeiter herangezogen. Beide Vereine hatten 1896 annähernd dieselbe Mitgliederzahl — der Gewerkverein 4820, die Gewerkschaft 4084 —, wobei jedoch der Umstand in Betracht kommt, daß im Gewerkverein auch die Schuhmacher mit eingerechnet sind, während bei den Gewerkschaften dieselben eine besondere Organisation bilden, die 1896 11 926 Mitglieder zählte.

Die Einnahmen betrugen beim Gewerkverein der Lederarbeiter 1896 24 235,04 Mark, die Ausgaben 25 302,07 Mark; bei der Gewerkschaft Einnahmen 44 469,13, Ausgaben 49 698,52 Mark.

An direkten Unterstützungen verausgabte der Gewerkverein für Rechtsschutz 509,57 Mark, Reiseunterstützung 889,32, Umzugsgelder 903,25, Arbeitslosenunterstützung 4629,50, für Nothleidende 640 Mark, das sind zusammen 7571,64 Mark; die Gewerkschaft verausgabte für Rechtsschutz 212,30, Reiseunterstützung 19 019,45, Umzugsgeld 3344,55, Arbeitslosenunterstützung 3802, Strikeunterstützung 10 622,57 = zusammen 37 000,87 Mark.

An Ausgaben für Agitation und Verwaltung wurden gemacht: im Gewerkverein: Agitation 835,55, Inserate, Drucksachen 661,65, Hauptverbands- und Ortsverbandsbeiträge 1636,10, Betriebs- und Verwaltungskosten der Ortsvereine 3163,40, der Hauptkasse 3308,22, sonstige Ausgaben 473,11 Mark = zusammen 10 078,03 Mark.

In der Gewerkschaft: Agitation 338,15 Mark, Beitrag an die Generalkommission 576, Gehälter 1650, Verwaltungsmaterial 2804,60, Zahlstellenverwaltung 1884,46 = zusammen 7253,21 Mark.

Sonstige Ausgaben: im Gewerkverein: Bildungszwecke 599,47, Generalversammlung 1417,20, Verbandsorgan: „Lederarbeiter“ 4191,23, „Gewerkverein“ 952, Beitragsdeckung an Arbeitslose 492,50 Mark = zusammen 7652,40 Mark; in der Gewerkschaft: Generalversammlung 1924,25 Mark, Ver-

bandsorgan 3520,19 Mark, zusammen = 5444,44 Mark. Es ergiebt sich somit folgendes Verhältniß zur Gesammtausgabe:

	Gewerkverein			Gewerkschaft		
		Prozent	pro Mitglied		Prozent	pro Mitglied
Unterstützungen . . .	7 571,64 Mk. =	30	1,57 Mk.	37 000,87 =	74	9,06 Mk.
Agitation u. Verwaltung	10 078,03 Mk. =	40	2,09 Mk.	7 252,19 =	15	1,78 Mk.
Verbandsorgan . . .	5 143,23 Mk. =	20	1,07 Mk.	3 520,19 =	7	0,86 Mk.
Generalversammlung .	1 417,20 Mk. =	6	0,29 Mk.	1 924,25 =	4	0,47 Mk.
Bildungszwecke[1] Arbeitslosenbeiträge	1 091,97 Mk. =	4	0,23 Mk.	—	—	—
Summa	25 302,07 Mk.		5,25 Mk.	49 698,22		12,17 Mk.

Im Jahre 1896 waren die Ausgaben für Unterstützungen im Gewerkverein der Lederarbeiter nun nicht etwa ausnahmsweise niedrig — im Gegentheil, von 1869 bis 1889 verausgabte derselbe an Reise- und Arbeitslosenunterstützung zusammen 10499, 1890 3173, 1891 4342, 1892 2858, 1893 3329, 1894 3876, 1895 3849 Mark; für Rechtsschutz wurden verausgabt 1869 bis 1889 zusammen 3229 Mark, 1890 bis 1895 inklusive durchschnittlich 338 Mark pro Jahr.

Auch das Jahr 1897 ergiebt für den Gewerkverein kein wesentlich anderes Resultat wie 1896.

Gesammteinnahme 28871,36 Mark (darunter Sammlung Weißenfels 917,20 Mark), Gesammtausgabe 25610,76 Mark, davon für Unterstützungen 8869,16 Mark, das sind 35 Prozent; für Agitation und Verwaltung 10079,42 Mark, das sind 40 Prozent; Verbandsorgan 5434,75 Mark, das sind 21 Prozent; Bildungszwecke, Arbeitslosenbeiträge zusammen 1227,43 Mark = 4 Prozent.

Für 1897 liegt die Zusammenstellung der Gewerkschaften noch nicht vor, um einen Vergleich anstellen zu können.

Das Ergebniß von 1896 und 1897 für den Gewerkverein der Lederarbeiter ist also: nur ein Drittheil ist für Unterstützungen verausgabt, zwei Drittheile dagegen für Agitation, Verwaltung und Verbandsorgan. Ist das Verhältniß in den übrigen Gewerkvereinen dasselbe, dann erklärt dies zur Genüge, weshalb keine höheren Kassenbestände vorhanden sind.

Die Gründe für die minimalen Leistungen der Gewerkvereine lassen sich nun mit leichter Mühe feststellen, sobald man die für Auszahlung von Unterstützungen festgelegten Bestimmungen einmal etwas näher ins Auge faßt.

Beginnen wir bei der Reiseunterstützung. Die Gewerkvereine verausgabten in vier Jahren bei durchschnittlich 63308 Mitgliedern für diesen Zweck zusammen 41639 Mark, das macht pro Jahr und pro Mitglied 16½ Pfennig. Die Gewerkschaften hatten in derselben Zeit bei durchschnittlich 213715 Mitgliedern eine Ausgabe an Reisegeld von 1352300 Mark, mithin pro Jahr und pro Mitglied 1,58 Mark, d. i. nahezu zehnmal so viel, wie bei den Gewerkvereinen. Welches sind nun die Ursachen dieses gewaltigen Unterschieds?

Nach einer im September 1894 im „Gewerkverein" veröffentlichten Tabelle der Unterstützungen gelten für Auszahlung derselben folgende Voraussetzungen: Reisegeld. Karenzzeit bei den meisten Gewerkvereinen ein Jahr, bei den Bauhandwerkern sogar zwei Jahre, bei den Bildhauern ein bis drei Jahre — eine Karenzzeit von einem halben Jahre haben nur die Tabakarbeiter und Konditoren.

---

[1] Bezüglich der Ausgaben für Bildungszwecke sei bemerkt, daß viele Zahlstellen der Gewerkschaften Bibliotheken besitzen, ohne daß die Ausgaben dafür bei den Abrechnungen besonders rubrizirt werden. Den Arbeitslosen werden in den meisten Gewerkschaften die Beiträge erlassen, als verausgabte Unterstützung werden dieselben gewöhnlich nicht angeführt.

Reiseunterstützung wird durchweg bezahlt bis zu 750 Kilometern, bei den graphischen Berufen sogar nur bis zu 500 Kilometern, und zwar pro Kilometer $1^1/_4$—2—$2^1/_2$—$2^2/_3$ Pfennig.

Bei den Gewerkschaften ist die Karenzzeit mit wenigen Ausnahmen nur eine halbjährige, die Unterstützungsbeträge sind durchweg dieselben, dagegen ist die Dauer der Bezugsberechtigung eine weit längere, als bei den Gewerkvereinen.

Tabakarbeiter, die im Höchstfall im Gewerkverein 750 Kilometer à 2 Pfennig = 15 Mark erhalten, können in der Gewerkschaft bis zu 26 Wochen Reisegeld beziehen, gleichzurechnen mindestens 3000 Kilometern à 2 Pfennig = 60 Mark. Die Metallarbeiter, die im Gewerkverein nach einem Bericht vom 19. Juni 1896 nach halbjähriger Mitgliedschaft für 375 Kilometer à 2 Pfennig, nach einjähriger Mitgliedschaft für 750 Kilometer à 3 Pfennig Unterstützung erhalten, im Höchstfall also 22,50 Mark, bekommen in der Gewerkschaft bis zu 30 Wochen 2 Pfennig pro Kilometer Reisegeld, das sind mindestens 70 Mark.

Die Buchdrucker zahlen 75 Pfennig und 1 Mark pro Tag und zwar 40 Wochen lang — gleich 210 bis 280 Mark.

Die graphischen Arbeiter erhalten im Gewerkverein 500 Kilometer à 2 Pfennig = 10 Mark.

Diese Vergleiche zeigen den gewaltigen Unterschied zwischen den Leistungen der Gewerkvereine und der Gewerkschaften bei der Reiseunterstützung.

Uebersiedlungskosten zahlen die Gewerkvereine als Höchstbetrag 24, 25, 30, 40 und 50 Mark, aber erst nach zwei-, drei-, vier- und fünfjähriger Karenzzeit.

Die Gewerkschaften, welche diese Unterstützungsart eingeführt haben, haben selbstverständlich eine weit geringere Karenzzeit.

Arbeitslosenunterstützung. Karenzzeit bei zwei Gewerkvereinen fünf Jahre, bei den meisten zwei Jahre; bei den Gewerkschaften beginnt die Bezugsberechtigung in fünf Vereinen mit einem halben Jahre, in den übrigen mit einem Jahre und nur in einer Gewerkschaft nach 100 Wochen.

Die Gewerkvereine zahlen je nach der Höhe der Beiträge pro Woche 3, 6, 9 Mark.

Die Gewerkschaften dasselbe. — Die Dauer der Bezugsberechtigung ist in einzelnen Gewerkschaften jedoch eine bedeutend längere. — Vor Allem kommt aber in Betracht, daß, wie dies aus dem Statut des Gewerkvereins der Lederarbeiter, giltig vom 1. Juli 1896, hervorgeht, in den Gewerkvereinen in der sogenannten todten Saison keine Unterstützung gezahlt wird.

Diese Bestimmung macht es erklärlich, weshalb die Gewerkvereine im Vergleich zu den Gewerkschaften nur sehr minimale Beträge für Arbeitslosenunterstützung verausgaben.

In den angeführten vier Jahren verausgabten die Gewerkvereine bei durchschnittlich 63 309 Mitgliedern 161 917 Mark für Arbeitslosenunterstützung, pro Mitglied und pro Jahr mithin 0,64 Mark. Die Gewerkschaften dagegen bei durchschnittlich 47 002 Mitgliedern 1 004 392 Mark, das ist pro Jahr und pro Mitglied 5,34 Mark, über achtmal so viel wie die Gewerkvereine.

Hierzu kommt noch, daß in der Ausgabe für Arbeitslosenunterstützung bei den Gewerkvereinen die Ausgaben für Strikende einbegriffen sind. Nach den Anmerkungen zu den von Herrn Dr. Max Hirsch zusammengestellten Unterstützungsübersichten sind dies allerdings sehr minimale Beträge. 1892, 1893 bis 1894 wurden im Ganzen an Strikende bezahlt 2716 Mark, 1895 die für gewerkvereinliche Begriffe jedenfalls kolossale Summe von 3719 Mark.

Mehr als alle theoretischen Erörterungen illustriren diese in vier Jahren gezahlten 6435 Mark für Strikeunterstützung den Werth der Gewerkvereine für die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter.

In demselben Zeitraum zahlten die Gewerkschaften aus ihren Verbandskassen für Strikende 524 814 Mark und für Gemaßregelte 328 913 Mark. Würden wir die Erträge aus den allgemeinen Sammlungen für Strikes noch hinzurechnen, so würde diese Summe noch um ein Bedeutendes steigen.

„Sie" (die Gewerkvereine, sagt Herr Dr. Max Hirsch in Nr. 10 der „Sozialen Praxis") „meiden den Strike, so lange es irgend möglich ist, aber wenn der Strike unabwendbar ist, so führen sie ihn kraftvoll und beharrlich mit Hilfe ihrer ansehnlichen Vermögensbestände."

„Kraftvoll und beharrlich." Die von ihm selbst in seiner Uebersicht angeführten Unterstützungssummen für Strikende reden eine ganz andere Sprache.

„Zum schweren Schaden der Arbeiter provozirt" waren die meisten der Strikes der Gewerkschaften, wird nun wahrscheinlich Herr Dr. Max Hirsch behaupten.

Von den von 1890 bis 1896 „provozirten" — wir nennen dieselben Angriffsstrikes — waren 327 erfolgreich, 203 theilweise erfolgreich und nur 130 erfolglos.

Als Beweis für eine schwere Schädigung der Arbeiter wird Herr Dr. Max Hirsch diese von den Gewerkschaften gemachten zuverlässigen Angaben wohl nicht verwerthen können.

Gnade vor den Augen des Herrn Dr. Max Hirsch hat ja nur eine Gewerkschaft — die der Buchdrucker — gefunden, „die ihrem Wesen nach nicht zu den Gewerkschaften, sondern zu den Gewerkvereinen gehört", wie er behauptet.

Diese Gewerkschaft hat in den letzten Jahren Kämpfe von nennenswerther Bedeutung nicht geführt und dennoch zur Durchführung der mit den Prinzipalen getroffenen Vereinbarungen an Strikeunterstützung verausgabt: im Jahre 1894 3552 Mark, 1895 17 739 Mark, 1896 60 000 Mark.

Würden die Gewerkvereine „kraftvoll und beharrlich" wie der Buchdruckerverband die Interessen ihrer Mitglieder auf wirthschaftlichem Gebiet wahren, ihre Uebersichten würden bald andere Zahlen aufweisen. Die von ihnen so oft gepredigte „Harmonie zwischen Kapital und Arbeit" würde bei dieser energischen Wahrung der Interessen der Arbeiter aber bald schmählich in die Brüche gehen.

Was verschlagen gegenüber den in diesem Artikel festgestellten Thatsachen alle bombastischen Phrasen, die Herr Dr. Max Hirsch in seiner Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der deutschen Gewerkvereine zum besten giebt, wo er unter Anderem Seite 70 sagt: „Der Gewerkverein ist in der sozialen Mechanik der Punkt des Archimedes, von welchem aus die Welt des Arbeiterelends aus den Angeln gehoben werden kann"!

Berufseinwirkung und Berufseignung in der Schweiz.

Von Dr. S. Rosenfeld.

Schon bei flüchtiger Durchsicht der Erkrankungs- und Sterbehäufigkeit zeigen sich bekanntlich große Unterschiede nach den einzelnen Berufen. Angehörige des einen Gewerbes erkranken selten und erreichen ein durchschnittlich hohes Alter, während im Gegensatz hierzu die Angehörigen eines anderen Gewerbes häufig erkranken und frühzeitig sterben. Eine derart hohe Morbidität und Mortalität faßt man gemeiniglich als Einwirkung des Gewerbes auf, indem man unter dieser Einwirkung nicht blos

die schädigende Wirkung der Arbeit, sondern auch der gesammten, dem Berufe eigenthümlichen Lebenshaltung versteht.

Es ist aber von vornherein klar, daß diese Folgerung zum mindesten einen logischen Sprung, wo nicht gar einen logischen Fehlschluß bedeutet. Es wird nämlich dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß alle Menschen vor Antritt ihres Berufs die gleiche Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten besitzen, eine Voraussetzung, deren Gegentheil viel wahrscheinlicher ist. Stimmt aber die Voraussetzung nicht, so hängt die Folgerung vollends in der Luft. Es kann dann sein, daß zwei Berufe mit der gleichen Morbidität und Mortalität nicht mehr als hygienisch gleichwerthig angesehen werden dürfen, wenn die Rekruten des einen — als Berufsrekruten wollen wir kurzweg die Berufsangehörigen zur Zeit des Eintritts in den Beruf bezeichnen — bedeutend kräftiger waren; dann ist dieser Beruf schädlicher. In anderen Fällen zeigen Berufe eine verschiedene Morbidität und Mortalität, ohne daß deshalb der Beruf mit der höheren Mortalität und Morbidität der gefährlichere sein muß. Das hängt ganz allein von der Beschaffenheit der Berufsrekruten ab.

Will man diesen Fehler vermeiden, so giebt es eben nur den einen Weg, daß man die Beschaffenheit der Berufsrekruten studirt; das ist aber in der Regel leichter gesagt als gethan. Denn es giebt wohl einzelne Berufe, z. B. Arbeit in gewissen chemischen Fabriken, wo der Zulassung zur Arbeit eine ärztliche Untersuchung vorhergeht. Diese Untersuchung ist aber nicht einmal in dem betreffenden Berufe allgemein üblich, und wird überdies auf den allerverschiedensten Altersstufen vorgenommen. Es wäre aber für unseren Zweck eine allgemein geübte, möglichst in frühem Berufsalter und einheitlich vorgenommene Untersuchung nothwendig.

Eine derartige Untersuchung haben wir nicht und werden wir auch nicht so bald haben; aber wir haben für sie einen Ersatz, der zwar in mancher Hinsicht unvollkommener, in anderer wieder reichhaltiger ist. Es sind dies die beruflich aufgetheilten Militärrekrutirungsergebnisse.

Unserem Zwecke entsprechen nur die der Schweiz. Erstens wegen ihrer musterhaften Vollständigkeit, und zweitens weil sie ausschließlich neunzehnjährige Rekruten betreffen. Die Rekrutirung in anderen Ländern beginnt ein oder zwei Jahre später, so daß für die Einwirkung des Berufs eine längere Zeitdauer ermöglicht und die Beschaffenheit der Berufsrekruten durch die Berufseinwirkung schon stärker modifizirt ist. In der Schweiz sind vom Berufsantritt bis zur Rekrutirung nur höchstens fünf Jahre verflossen; wohl fallen diese fünf Jahre in die Periode des zweiten, stärksten Körperwachsthums, doch kann man immerhin erwarten, daß die Berufseinwirkung bis dahin sich mehr in funktionellen als in anatomischen Störungen kundgiebt. Auf jeden Fall aber erhalten wir wenigstens ein demographisches Bild von der Schweizer männlichen Bevölkerung am Ende des zweiten Lebensjahrzehnts, dem gleiches Interesse wie dem Bilde der beruflichen Mortalität entgegengebracht werden sollte.

Und dieses Bild ist bis in manches Detail hinein ausgeführt. Bei jedem Berufe erhalten wir Auskunft über die durchschnittliche Körperlänge, über das Verhältniß von Brust- und Oberarmumfang zur Körperlänge, also über Eingeweide- und Muskelentwicklung. Und da wir auch über die Schulkenntnisse der Militärrekruten unterrichtet werden, sind wir im Stande, zum Bilde der physischen auch ein Bild der intellektuellen Berufseignung hinzuzugesellen.

Ueber die Art und Weise, wie man diese Bilder gewinnt, und welche Vorsichtsmaßregeln angewendet werden müssen, um sich vor Fehlschlüssen zu hüten, will ich mich hier nicht weiter verbreiten; ich habe dies an anderer Stelle ausführlich gethan. Hier will ich nur erwähnen, daß für die Beurtheilung der physischen Beschaffenheit nicht die Körperlänge, sondern die Eingeweide- und Muskelentwicklung die wichtigste Rolle spielt. Doch muß man auch dabei stets im Auge behalten, daß das Körperwachsthum noch nicht im Untersuchungsalter abgeschlossen ist; wir erhalten daher kein definitives Bild von der Entwicklung der Berufsangehörigen. Die durch das Wachsthum noch zu gewärtigenden Veränderungen können manches Untersuchungs-

ergebniß umändern, da z. B. kleinere Leute absolut stärker vom zwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Lebensjahr wachsen als größere Leute.

Der Einfluß der Wachsthumsart macht sich besonders hinsichtlich der Körperlänge geltend. Die Militärrekruten der Städte sind durchschnittlich größer als die des Flachlandes. Es muß dies nicht auch für die späteren Lebensjahre der Stadt- und Landbewohner zu finden sein, sondern kann auch blos darin seinen Grund haben, daß das Körperlängenwachsthum in den Städten rascher vor sich geht und frühzeitiger seinen Abschluß findet. Darin aber eine Einwirkung der Stadt als Wohnort zu sehen, wäre irrig; nicht alle Stadtbewohner weisen die größere Körperlänge auf, sondern nur die Angehörigen bestimmter Berufe. Es sind dies einerseits die sogenannten liberalen Berufe (repräsentirt durch Advokaten, Aerzte, Apotheker, Maler, Lehrer, Geistliche, Studenten und Maschinentechniker), andererseits die Handelsleute, Baumeister und das Wirthschaftspersonal. Die anderen in den Städten vertretenen Berufe weisen schlechtere Verhältnisse bezüglich der Körperlänge auf. Und zwar kann man auch hier zwei Gruppen unterscheiden. In der ersten Gruppe mit einer durchschnittlich höheren Körperlänge findet sich die Elite des Handwerks und die höchstqualifizirten Fabrikarbeiter zusammen; in der zweiten Gruppe treffen wir die weniger qualifizirten Arbeiter und dazu noch die Schuster und Schneider. Eine mittlere Stellung nehmen die Landarbeiter ein.

Obwohl die Körperlänge für die Beurtheilung der Körperentwicklung, wie oben bemerkt wurde, nicht maßgebend ist, habe ich doch diese Verhältnisse angeführt, weil sie schon eine Seite der Berufseinwirkung klarlegen. Die Fabrikarbeiter rekrutiren sich nur zum Theile aus sich selbst, zum anderen Theile aus den Landarbeitern, welche durch die Aussicht auf höheren Lohn bewogen den Städten zuströmen. Deren durchschnittliche Körperlänge ist aber größer als die der Fabrikarbeiter. Es läßt dies nur die eine Erklärung zu, daß die Fabrikarbeit das Körperwachsthum entweder stark hemmt oder mindestens verzögert, sei es nun durch direkte Einwirkung auf den Arbeitenden, sei es indirekt durch Einwirkung auf die Eltern.

Was nun die Gesammtentwicklung der Schweizer Berufsangehörigen anlangt, so können wir sie in zwölf Gruppen eintheilen. Je nach der Körperlänge müssen wir vier Gruppen unterscheiden; die erste Gruppe enthält die hohen Körperlängen, es sind dies die Berufe mit wenigen kleinen und vielen großen Rekruten; die vierte Gruppe enthält die niederen Körperlängen, es sind dies die Berufe mit vielen kleinen und wenigen großen Rekruten; die anderen zwei Gruppen bilden die Mitte; es sind dies die Berufe mit wenigen kleinen und mittelvielen großen oder mit mittelvielen kleinen und großen Rekruten. Eine jede dieser Gruppen zerfällt wieder in drei Theile, je nachdem die Eingeweide- und Muskelentwicklung gut, mittel oder schlecht ist.

Die günstigsten Verhältnisse weisen darnach die Bierbrauer, die schlechtesten die Schuhmacher, Taglöhner, Fabrikarbeiter, Schneider, Spinner, Weber und Buchbinder auf. Als günstig gestellt sind auch die Lehrer, Metzger, Zimmerleute, Schmiede, Fuhrwesenarbeiter, Bäcker und Müller zu bezeichnen. Als etwas günstiger als der durch die Landarbeiter, Gärtner, Sattler, Eisengießer, Schreiner und Glaser, Flach- und Dekorationsmaler, Spengler, Färber, Dachdecker und Buchdrucker repräsentirte Durchschnitt stellt sich die Entwicklung der Handelsleute, Studenten, Geistlichen, Aerzte, Schlosser, Eisenbahnarbeiter, des Wirthschaftspersonals, der Mechaniker, Schlosser, Maurer und Gipser, Steinhauer, Küfer und Wagner dar. Den Durchschnitt erreichen nicht die Sticker, Barbiere, Tabakarbeiter und Kalk- und Ziegelbrenner.

Daß diese auf die objektiven Meßresultate gegründete Eintheilung auch mit den Anschauungen anderer Beurtheiler im Großen und Ganzen übereinstimmt, zeigt die Analyse der wegen Körperschwäche für untauglich erklärten Rekruten. Diese machten weniger als 5 Prozent der definitiv Beurtheilten aus bei den Fuhrleuten, Metzgern, Schmieden, Müllern und Zimmerleuten, zwischen 5 und 7½ Prozent bei dem Eisenbahnpersonal, den Zuckerbäckern, Schlossern, Mechanikern, dem Wirthschaftspersonal, den Lehrern, Wagnern, Steinhauern, Sattlern, Studenten, Schreinern und

Gärtnern, über $7^1/_2$ bis 10 Prozent bei den Maurern und Gipsern, Uhrmachern, Zuckerbäckern, Eisengießern, Postangestellten, Landarbeitern und Färbern. Etwas über 10 Prozent weisen die Dachdecker, Handelsangestellten, Spengler, Dekorationsmaler, Buchdrucker und Kalkbrenner auf. Die höchsten Prozentsätze finden sich bei den Barbieren (14,4), Schuhmachern (15,2), Stickern (17,6), Buchbindern (18,8), Spinnern und Webern (20,0), Schneidern (22,8) und Fabrikarbeitern ohne nähere Bezeichnung (23,6).

Während diese Daten die direkte Kontrolle nach der Seite der ungünstigen Körperentwicklung geben, erhalten wir die direkte Kontrolle nach der Seite der günstigen Körperentwicklung durch die Anzahl der sofort für militärtauglich erklärten Rekruten. Von je 1000 zur Stellung Gelangten eines jeden Berufs waren 310 Schneider, 365 Fabrikarbeiter, 398 Buchbinder, 420 Schuhmacher, 429 Barbiere, 445 Sticker, 466 Buchdrucker, 476 Färber, 479 Zuckerbäcker, 496 Landarbeiter, 500 Dekorationsmaler, 501 Kalkbrenner, 504 Spengler, 507 Handelsangestellte, 508 Uhrmacher, 522 Dachdecker, 526 Postangestellte, 528 Küfer, 533 Schreiner und Glaser, 535 Wirthschaftsleute, 549 Gärtner und Eisengießer, 552 Müller, 557 Steinhauer, 562 Maurer, 563 Wagner, 587 Studenten, 588 Schlosser, 589 Bäcker, 604 Eisenbahnangestellte und Lehrer, 605 Sattler, 606 Mechaniker, 622 Schmiede, 628 Zimmerleute, 648 Fuhrleute und 653 Metzger tauglich. Auch diese Kontrolle ergiebt die Richtigkeit unseres Eintheilungsprinzips.

Aus allen diesen Daten können wir Schlüsse über die Berufseignung von Angehörigen der Körperkraft erfordernden Berufe ziehen. Wir sehen, daß Berufe, wo die Körperkraft ein Haupterforderniß ist, wie z. B. die Berufe der Müller, Metzger, Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser, Eisengießer, zum Theile auch der Fuhrleute, die meisten körperlich tauglichen Rekruten aufweisen. Insofern läßt sich von einer Auswahl für den Beruf reden. Dies gilt auch bei Betrachtung jener Berufe, wo die Körperkraft nicht sehr in Anspruch genommen wird, wie z. B. bei Stickern, Spinnern, Barbieren, Schustern, Schneidern. Diesen Berufen wenden sich durchschnittlich schwächere Leute zu. Diese relative Berufseignung ist aber keine absolute. Wenn 118 Metzger, 104 Zimmerleute, 99 Schmiede wegen mangelhafter Körperentwicklung untauglich erklärt werden mußten, so liegt in diesem ein Hauptvorwurf gegen die Art und Weise der Berufswahl. Es drängt sich aber auch gleich die Befürchtung auf, ob diese schwächlichen Leute nicht bald dem Berufe zum Opfer fallen müssen, für den sie so wenig geeignet sind. Diese Einwirkung des Berufs würde dann nicht auf die Arbeit an und für sich, sondern nur auf ihre für den Berufsangehörigen relative Schwere zurückzuführen sein.

Ein der ärztlichen Erfahrung entnommenes, zum Theile aber anders gedeutetes Beispiel möge die Sachlage erläutern. Es findet sich z. B. des Oefteren bei Schmieden eine als idiopathische Herzhypertrophie bezeichnete krankhafte Herzvergrößerung, deren Ursprung in der Schwere der geleisteten Arbeit gesucht wird. Es ist mir nun ziemlich wahrscheinlich, daß diese Herzhypertrophie, wenn schon nicht ausschließlich, so doch viel leichter bei Jenen zu Stande kommt, deren körperliche Entwicklung der Schwere der Arbeit nicht entsprach.

Auch mit der geistigen Berufseignung sieht es manchmal sehr windig aus. So wurde bei zwei Studenten als Dienstuntauglichkeitsgrund geistige Beschränktheit angegeben. Schon deswegen darf man nicht mit allzuhoch gespannten Erwartungen an die Ergebnisse der Prüfungen im Lesen, Schreiben und Rechnen herantreten. Die uns diesbezüglich interessirenden Berufe sind Lehrer, Studenten, öffentliche Beamte, Handelsangestellte, Buchdrucker, Postbedienstete und Eisenbahnangestellte (Dienstinstruktionen!). Alle Lehrer hatten im Lesen eine der zwei besten Noten, nicht aber im Aufsatz und Rechnen; doch hatten sie darin auch keine der schlechtesten Noten. Da die besten Noten für Leistungen gegeben werden, welchen ein absolvirter Normalschüler genügen kann, sieht es wohl mit dem Unterrichtserfolg bei Lehrern, die im Rechnen die dritte Note erhielten, schlecht aus. Noch schlechter steht es bei den Studenten; zwei von ihnen hatten sogar eine der schlechtesten Noten im Rechnen.

Bis auf die zuletzt erwähnten Eisenbahnangestellten hatten aber obige Berufe doch mindestens 96 Prozent Angehörige mit den besten Noten im Lesen, 87 Prozent mit den besten Noten im Aufsatz und 82 Prozent mit den besten Noten im Rechnen. Die Prüfungen der Eisenbahnbediensteten ergaben — aber um nicht vieles — schlechtere Resultate. Alle anderen nicht liberalen Berufe hatten entsprechend schlechtere Prüfungsnoten.

Aus letzterem Umstand auf eine durchschnittlich niedrigere Bildungsfähigkeit der Angehörigen von nichtliberalen Berufen schließen zu wollen, wäre ein gewaltiger Trugschluß; trotzdem wurde er von Verherrlichern der Aristokratie und Bourgeoisie und Verächtern des Proletariats gemacht. Von einem Schuhmacher wird Niemand verlangen, daß er Buchdrucken kann; er hat es eben nicht gelernt. Aber muß er aus Bildungsunfähigkeit es nicht gelernt haben? Man weiß ja, wie die Berufswahl zu Stande kommt und daß nicht die Eignung entscheidet, wie die obigen Beispiele dargethan haben, sondern die Lebensstellung der Eltern des Adepten. Daß nun die Angehörigen der liberalen Berufe besser lesen, schreiben und rechnen können, als die Angehörigen der nichtliberalen Berufe, heißt nichts anderes, als daß das für jene zum Handwerkszeug ihres Berufs gehört, das sie natürlich besser handhaben können, während diese die Handhabung dieses Werkzeugs als einen für sie unnöthigen Ballast vernachlässigt und daher zum Theile vergessen haben.

Daß die Bildungsfähigkeit des Proletariats nicht geringer ist, daß obige Prüfungsergebnisse nur äußeren Umständen zu danken sind, läßt sich durch mehrere Beispiele belegen. Vor Allem die Buchdrucker. Sie sind dem Proletariat entsprossen, weisen aber trotzdem Prüfungsresultate auf, welche hart an die der liberalen Berufe streifen, aber nur im Lesen und im Aufsatz, im Rechnen sind sie stärker zurück. Es erklärt sich dies aus dem Berufe, der sie zum Lesen zwingt und ihnen eine gewisse Sprachbeherrschung beibringt. Ihr gutes Prüfungsresultat ist also eine Berufseinwirkung, ebenso wie das Prüfungsresultat bei Lehrern und Studenten eine Berufseinwirkung ist. Ein zweiter Beweis liegt in dem besseren Prüfungsergebniß der Dienstboten gegenüber dem bei Fabrikarbeitern, Landarbeitern, Maurern, Taglöhnern, Handlangern und Ziegelbrennern. Für diese ist Lesen und Schreiben nichts, was mit ihrem Berufe zusammenhängt; es wird daher vernachlässigt. Die derselben Volksschichte entsprossenen Dienstboten, insbesondere die städtischen Dienstboten, werden nicht blos durch die Gelegenheit, sondern auch oft durch einen Zwang zur Auffrischung der Schulkenntnisse veranlaßt.

Aber selbst wenn schon in der Schule die Sprößlinge liberaler Berufe mehr leisteten als die Kinder der Land- und Fabrikarbeiter und Handwerker, so würde noch immer der Schluß auf deren höhere Bildungsfähigkeit ungerechtfertigt sein. Denn auch das läßt sich leicht als Einwirkung des Milieus erklären. Wie die Alten brummen, so die Jungen summen. Der Landarbeitersohn lernt frühzeitig alles auf die Landwirthschaft bezügliche, weil er davon fortwährend reden hört und mitten darin lebt, während der Sohn eines Gelehrten von frühester Kindheit an in einen anderen Vorstellungskreis eingeführt wird, in den Kreis, den man als Bildung zu bezeichnen pflegt. Der harte Bauernschädel verdankt seinen Ruf dem Umstand, daß das Landarbeiterkind in der Schule einen ihm fremden Ideenkreis betritt, mit dem das Gelehrtenkind wohlvertraut ist, so daß es sich wohlfeil den Ruf der größeren Bildungsfähigkeit erwirbt.

Kehren wir nun wieder zu der körperlichen Berufseignung zurück. In den Verschiedenheiten der Körperentwicklung schon eine Einwirkung des Berufs zu sehen, wäre wohl denkbar, aber doch unwahrscheinlich. Denkbar deswegen, weil wir auf einem anderen, rein funktionellen Gebiete sehen, wie schnell der Beruf einwirken kann. Es ist dies die Ausbildung der Kurzsichtigkeit, von der wir auch genugsam wissen, wie sie, als Wirkung der Beschäftigung, von Schuljahr zu Schuljahr zunimmt. Die stärkste Kurzsichtigkeit tritt auf bei den Studenten (29,4 Prozent), Lehrern (24,3 Prozent), Buchdruckern (17,8 Prozent), Handelsleuten (16,9 Prozent), Postbediensteten (15,5 Prozent), Stickern (15,2 Prozent) und Buchbindern (14,2 Prozent);

der Durchschnitt für die ganze Schweiz beträgt blos 6,9 Prozent. Mit den höheren Graden der Kurzsichtigkeit geht auch eine Herabsetzung der Sehschärfe Hand in Hand. Dieselbe kann aber auch, abgesehen von Verletzungen und Krankheiten, auf schlechter Ernährung beruhen, so z. B. bei den Stickern.

Die Einwirkung des Berufs auf den Organismus läßt sich nun aus dem Vergleich der Körperentwicklung mit der Morbidität und Mortalität erschließen. Welche Sterblichkeit dieser oder jener Körperentwicklung entsprechen würde, läßt sich natürlicher Weise derzeit absolut nicht bestimmen. Unsere Schlüsse sind nur relativer Natur; wir können nur sagen, daß in dem einen Beruf die Sterblichkeit höher oder niedriger ist, als nach der Körperentwicklung zu erwarten gewesen wäre, wenn wir den Vergleich mit der Sterblichkeit eines anderen Berufs ziehen. Aber um wie viel sie höher oder niedriger ist, entzieht sich der Aussage. Derart exakte Angaben mögen einmal in Zukunft gemacht werden können, derzeit sind sie nur fromme Wünsche.

Dies um so mehr, als es um die Statistik der beruflichen Morbidität und Mortalität noch sehr schlecht bestellt ist. Die Morbidität giebt für unseren Vergleich gar kein Material, die Mortalität schon eher; aber auch hier ist es so klein, daß Zufallsfehler eine große Rolle spielen können. Zu verwenden ließe sich sowohl die Allgemeinsterblichkeit als die Sterblichkeit an Tuberkulose; bei beiden wird die Voraussetzung gemacht, daß sie im umgekehrten Verhältniß zur Körperentwicklung stehen. Man darf aber nicht die Sterblichkeit für alle Altersklassen nehmen; man soll womöglich nur die Sterblichkeit des dritten Lebensjahrzehnts nehmen, weil wir für dessen Beginn den Zustand der körperlichen Entwicklung haben und eine von der erwartungsgemäßen abweichende Sterblichkeit mit größerer Wahrscheinlichkeit als Folge der Berufseinwirkung hinstellen können. Wir benützen zum folgenden Vergleiche eine Zusammenstellung Vogts, deren allgemeine Richtigkeit in der ungefähren Uebereinstimmung der Sterblichkeit zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Lebensjahr mit der von uns dargestellten Körperentwicklung eine Bestätigung findet. Da aber das Beobachtungsmaterial für das dritte Lebensdezennium oft viel zu klein ist (vergl. auch „Neue Zeit", Jahrgang 1888, 3. Heft), müssen wir uns auf die Sterblichkeit aller Altersklassen stützen.

Von je 10000 starben durchschnittlich 135; unter dem Durchschnitt blieben die Bankbeamten, Käser und Sennen, Sticker, Leinen- und Halbleinenspinner und -Weber, die Landwirthe, Hirten und Winzer, die Seidenspinner und -Weber, die Eisenbahnbediensteten, die Wagner, Lehrer, Postbediensteten und Baumwollspinner und -Weber. Die Sterblichkeit betrug über dem Durchschnitt bis 150 pro 10000 bei den Kalk- und Ziegelbrennern, Schuhmachern, Eisengießern, Gärtnern, Müllern, Kunstmalern und Bildhauern, bis 175 pro 10000 bei den Zimmerleuten, Schmieden, Färbern, Glasern und Schreinern, Bierbrauern, Buchbindern, Aerzten, Bäckern und Zuckerbäckern, Schneidern, Dachdeckern, Wirthen, Sattlern, Metzgern und Spenglern, über 175 pro 10000 bei den Uhrmachern, Maurern, Handelsleuten, Buchdruckern, Küfern, Dekorationsmalern, Schlossern, Barbieren, Fuhrleuten, Taglöhnern, Dienstmännern, Wollen- und Halbwollenspinnern und -Webern und Feilenhauern. Die ungünstige Sterblichkeit der Taglöhner, Barbiere, Handelsleute, Uhrmacher, Buchdrucker und eventuell auch Spengler überrascht uns nicht; nach der Körperentwicklung mußten wir darauf gefaßt sein, womit jedoch nicht gesagt werden soll, daß sie so hoch erwartet wurde. Unsere Erwartungen betreffs einer mittleren Sterblichkeit erfüllten die Wirthschaftsbediensteten, Sattler, Eisengießer und Tischler. Die Sterblichkeit aller dieser Berufe weist eine nach der Körperentwicklung erwartete Reihenfolge auf. Die Sterblichkeit mag noch überdies durch den Beruf erhöht worden sein, aber sie wurde dann bei allen Berufen in fast gleicher Weise erhöht.

Eine der Körperentwicklung nicht entsprechende zu große Sterblichkeit weisen auf Metzger, Fuhrleute, Küfer, Schlosser und Flachmaler, eine noch etwas höhere die Dachdecker, Zimmerleute, Schmiede, Bäcker und vielleicht noch Müller und Maurer. Diese relativ, wenn auch nicht immer absolut hohe Sterblichkeit dürfte hauptsächlich dem Beruf zur Last fallen.

Bedeutend günstiger als vergleichsweise erwartet wurde, stellt sich die Sterblichkeit dar bei den Post- und Eisenbahnbediensteten, den Stickern (dürfte wohl Zufallsfehler sein!) und Landarbeitern, etwas günstiger bei den Spinnern und Webern, Schneidern, Buchbindern, Kalk- und Ziegelbrennern, Schuhmachern und eventuell Färbern. Die Bezeichnung günstig ist, wie hier nochmals betont werden soll, keine absolute; im Gegentheil wäre es denkbar, daß auch bei diesen Berufen die Sterblichkeit noch immer ungünstig beeinflußt wurde; nur ist dieser Einfluß gegenüber dem anderer Berufe ein minimaler. Mit anderen Worten würde dies heißen, daß die der Erwartung entsprechende Sterblichkeit schon eine starke, die ungünstige schon eine außerordentliche Verschlechterung durch den Beruf darstellt.

Diese Resultate stimmen nicht immer mit den aus den absoluten Zahlen gezogenen Schlüssen überein. Es ist dies ein Beweis, wie wenig zuverlässig letztere waren. So weisen z. B. Schuster, Schneider und insbesondere Taglöhner hohe Sterblichkeitsziffern auf. Man schob dieselben einfach auf den Beruf, der bei ihnen besonders schädigend einwirkt. Vergleicht man aber damit die Körperentwicklung der Berufsangehörigen, so wird man finden, daß bei ihnen der Beruf keine größeren Schädigungen setzt, als bei den Angehörigen anderer Berufe mit einer niedrigeren Sterblichkeitsziffer. Der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, auf diesem Wege der beruflichen Sterblichkeit eine festere Grundlage zu geben und den Einfluß der Berufsthätigkeit genauer zu erforschen.

Die Frau vor der Wissenschaft.[1]

Von Dr. H. B. Adams-Lehmann.

„In dieser kleinen Abhandlung habe ich die Frage nach der Gleichberechtigung der beiden Geschlechter auf das Gebiet der Wissenschaft verpflanzt."

Die Aussicht, die uns diese Worte eröffnen, geht leider nicht in Erfüllung. In halb feuilletonistischen, dabei aber oft ziemlich langathmigen Auseinandersetzungen, legt uns Herr Lourbet nicht etwa die versprochene reine Wissenschaft, sondern, an der Hand von willkürlich aufgelesenen Schnitzeln und Spähnen seine eigenen, allerdings sehr sympathischen Anschauungen dar.

Aber selbst diese Spähne sind mitunter nichts weniger als wissenschaftlich, so z. B. die Behauptung, daß „im Urzustand der Gesellschaft ... der Mann, vermöge seiner größeren physischen Kraft und seiner Eigenschaft als männliches Individuum, unstreitiges Uebergewicht über das Weib" erlangt; die weitere Behauptung, es sei „ein großer Irrthum", daß zur Verrichtung geistiger Arbeit physische Kraft nicht weniger erforderlich sei, als zur Verrichtung körperlicher Arbeit"; oder gar die ernsthafte Behandlung der „Vorgänge auf dem Gebiet der Telepsychie, welche zu beweisen scheinen, daß Menschen miteinander in Verbindung zu stehen vermögen und ohne Vermittlung einer uns bekannten Sinnesthätigkeit sehr entfernte Thatsachen wahrnehmen können". Durch eine solche zum Theil so wenig solide Basis muß der wissenschaftliche Werth des Buches natürlich wesentlich beeinträchtigt werden.

Lourbet geht also von der Annahme aus, daß die Frau dem Manne physisch von jeher unterlegen war. Wie total falsch diese Annahme ist, hätte ihn ein sehr kursorisches Studium der Verhältnisse bei wilden und barbarischen Völkern belehren können. Bei einer ganzen Anzahl von Völkern ist die Frau bekanntlich dem Manne körperlich ebenbürtig oder sogar überlegen, und die Institution des Mutterrechts, von der Lourbet ebenfalls nichts gehört zu haben scheint, weist sicher nicht auf eine Inferiorität der Frau im „Urzustand der Gesellschaft" hin. Aber da diese körperliche Gleichstellung von früheren Zeiten ihm unbekannt ist, befaßt er sich auch nicht

[1] Jacques Lourbet, „Die Frau vor der Wissenschaft", einzig autorisirte deutsche Uebersetzung von Dora Landé. München und Leipzig, August Schupp. Das französische Original trägt das Datum 1895.

mit der Möglichkeit, daß sie durch besondere Verhältnisse verloren gegangen sein und wieder durch andere Verhältnisse von Neuem erworben werden könnte. Will er also für die Frau eine Gleichstellung beanspruchen, so muß es eine auf geistigem Gebiet sein, und er versucht demnach den Beweis zu führen, daß Körperkraft und Geisteskraft sich keineswegs proportional verhalten und daß es „im höchsten Grade verkehrt ist, die geistige Inferiorität der Frau aus ihrer körperlichen Inferiorität herleiten zu wollen". Die Beweise für diese gewagte und einseitige Behauptung fallen aber sehr mager aus. Sie beschränken sich auf unser Unvermögen, eine geistige Leistung durch ein chemisches oder physikalisches Aequivalent zu messen und auf das Aufzählen einer Reihe mehr oder weniger bedeutender Männer, welche klein oder sogar schwächlich gewesen sind. Dabei übersieht Lourbet vollständig den Unterschied zwischen Kraft und Größe. Wer einigermaßen die Bedingungen von Leistungsfähigkeit kritisch zu analysiren versteht, braucht kein Gelehrter zu sein, um zu wissen, daß geistige Kraft sehr wohl von physischer Kraft, d. h. in erster Linie von physischer Ausdauer abhängt. Nirgends zeigt sich dies so deutlich, wie in dem Konkurrenzkampf zwischen Mann und Frau in allen Berufen, welche über dem des einfachen Handlangers stehen. Die geringere körperliche Ausdauer der Frau ist ein direkt proportionales Hinderniß für die Aufnahme, Verarbeitung und Anwendung von geistigem Material. Die körperliche Schwäche lähmt den Geist. Warum warnen die Aerzte so oft vor Gymnasialbildung und Universitätsstudium für Mädchen? Das ist nicht lediglich Philisterei. Viele Mädchen sind thatsächlich den Anforderungen nicht gewachsen, weil es ihnen an Muskelmasse, Nervenmasse, Lungenkapazität und Hämoglobin fehlt. Lourbet begeht überhaupt eine Ungereimtheit, wenn er Körperkraft und Geisteskraft in dieser schroffen Weise als zwei Gegensätze hinstellt. Bedingen sie sich doch gegenseitig und können getrennt nicht existiren.

Aber Lourbet, wie gesagt, behandelt sie als zwei grundverschiedene Funktionen des menschlichen Organismus und führt dann aus, daß die naturgemäße körperliche Inferiorität des Weibes keineswegs ihre geistige Inferiorität bedinge, welche weder durch die Thätigkeit ihrer Sinnesorgane, noch durch die Größe und Beschaffenheit ihres Gehirns bewiesen sei, und wenn sie scheinbar aus ihren Handlungen gefolgert werden müsse, so sei dies ein sehr kurzsichtiger Schluß. Die Frau steht unter der Herrschaft des Mannes, sie muß handeln und denken, wie er ihr vorschreibt. „Sie unterwirft sich den Sitten, welche nach dem Geschmack des Mannes sind, ihre Phantasie wird immer lebhafter, ihr Gefühlsleben immer komplizirter, ihre Sensibilität verschärft sich; aber die Logik, die Vernunft, die Intelligenz, das ist die Domäne des Mannes." Sie paßt sich also ihrem Milieu an, und dieses Milieu verlangt und bedingt ihre geistige Inferiorität. Aber diese Inferiorität ist nur das Produkt der gegebenen Verhältnisse, also nichts weniger als von Natur bestehend und unheilbar. Man befreie die Frau, man lasse ihr die Möglichkeit, sich ungehindert zu entwickeln und wir werden bald Dinge sehen, welche über ihren Geist anders zu urtheilen erlauben.

Das ist eine Argumentation, gegen welche logischer Weise nichts eingewendet werden kann. Aber warum sieht Lourbet so klar die Einwirkung der Verhältnisse auf den Geist der Frau, um sie in Bezug auf ihren Körper vollständig außer Acht zu lassen?

Ueberhaupt weiß uns Herr Lourbet manch treffliches Wort zu sagen über das männliche Ideal vom Weibe, das „dem Manne sklavisch nachahmt, dem männlichen Hochmuth in stiller Ergebenheit huldigt", „die außerordentliche Geschicklichkeit der Finger" und „unerschöpfliche Phantasie der Frau bei den tausend Kleinigkeiten der weiblichen Toilette", „die ihr jene entzückende Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung und ihrer Schönheit einen so bestrickenden Reiz verleihen". Und nachdem die Frau unter solchen Bedingungen „viele Jahrhunderte" gelebt hat, verlangt der Mann auf einmal Logik und Exaktheit von ihr. „Mit demselben Rechte könnte man darüber erstaunt sein, daß der Mann nicht über Nacht jenen schnellen Blick, jene unmittelbare Auffassungsgabe erwirbt, die es der Frau ermöglicht, die flüchtigen Ge-

fühle der sie umgebenden Personen zu erhaschen, eine Gabe, welche die Frau, wie Spencer meint, allmälig unter dem Drucke der Verhältnisse durch Vererbung erworben hat."

Auch das alte bewährte Inventarstück der Frauengegner, daß es unter Frauen so gut wie keine Genies gegeben hat, weist Lourbet mit Recht als absurd zurück. Wie hätte das anders sein können? „Ja", sagen die Gegner, „das Genie beachtet weder die möglichen, noch die wahrscheinlichen Hindernisse, noch anerzogene Meinungen, noch Jahrhunderte alte Ueberlieferungen." Darauf erwidert Lourbet: „Gewiß. Aber noch nie hat sich ein Mann in einem so unbesiegbar feindlichen Milieu befunden, wie die Frau, die eine wahre Sisyphusarbeit zu überwinden hat, ehe sie ihre Originalität zur Geltung zu bringen vermag."

Das ist wahr. Die Frau befindet sich thatsächlich noch heute in einem fast unbesiegbar feindlichen Milieu, welches sich nicht nur auf jede öffentliche Bethätigung, sondern bis in die einfachsten Details ihres täglichen Lebens erstreckt, sobald sie auch nur einen kleinen Bruchtheil der Freiheit beansprucht, die der Mann als sein selbstverständliches Recht verlangt. Das erklärt sehr viel der gerechten Bitterkeit, welche eine so traurige, aber unvermeidliche Rolle im Befreiungskampf des Weibes spielt. „Hätte der Mann ebenso viel kraftvolle Originalität wie die Frau offenbart, wenn er wie sie einem allmächtigen Individuum unterworfen und zugleich durch Naturnothwendigkeit an dasselbe gekettet gewesen wäre; wenn er gefühlt hätte, daß seine Thatkraft von einem Gewebe der verschiedenartigsten Verbote umgarnt sei? Das wird Niemand zu behaupten wagen."

Alle bisherigen Kundgebungen des Genies wie des menschlichen Wollens und Könnens überhaupt, sagt Lourbet, sind männlich gewesen. Die Frau hatte keinen Antheil an ihnen. Erst wenn sie frei geworden ist, wird eine volle menschliche Thätigkeit möglich sein.

Nach einer nicht besonders interessanten oder werthvollen Untersuchung über die relative Sexualkraft der beiden Geschlechter faßt Lourbet seine Resultate folgendermaßen zusammen: „Die Frau kann frei werden und wird es bald sein." „Wir sind berechtigt zu glauben, daß die durch die Herrschaft der brutalen Gewalt entstandenen intellektuellen Unterschiede verschwinden werden." Ueber das Wie dieses Prozesses hat er allerdings eine ziemlich verschwommene Vorstellung. Die Gesetze müssen gebessert, die Glücksgüter gleichmäßig vertheilt, das Verhältniß zwischen Produktion und Konsum geregelt, das verhaßte Parasitenthum vernichtet, die Gesundheitspflege in eine allgemeine soziale umgewandelt, die Menschheit von Konventionen befreit, ein vernünftiges Erziehungssystem ausgearbeitet, dem unvergänglichen Prinzip einer universellen Moral zum Durchbruch verholfen werden. Das seien viele und schwere Aufgaben und wir befänden uns in einer fürchterlichen Periode der Entwicklung und Zersetzung. „Aber eines Tages wird ein zweiter Messias erscheinen, der mit klarem, starkem Geiste die Elemente einer neuen Zeit vereinigen und ein leuchtendes Gebilde daraus formen wird, das den Menschen in seinem Dasein erhebt und stärkt. Dann wird eine wahre Sozialwissenschaft entstehen und die Moral eine universelle werden."

Also der Mann soll die Frau befreien? Und die Moral die Sitten verbessern? Der Herrscher die Geknechteten emporheben und die Idee ihr Milieu schaffen? So war der Gang der Geschichte noch nie und wird es wohl auch diesmal nicht werden. Jedenfalls werden die Frauen nicht darauf warten und sie thun gut daran. Auch werden sie nicht nur geistige, sondern ebenso sehr körperliche Entwicklungsfreiheit verlangen, weil ihnen der gesunde Menschenverstand ohne alle wissenschaftlichen Beweise gelehrt hat, daß die beiden unzertrennlich zusammen gehören.

Der Uebersetzung ist im Ganzen nur Lob zu spenden, stellenweise ist sie vorzüglich, und wo sie uns weniger befriedigt, scheint die Schuld am Original zu liegen.

Feuilleton.

Donatienne.

Von **René Bazin**. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Ina Bach**.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Sechs Monate vergingen. Vom Frühlingshimmel fielen häufig kurze Regenschauer in dichten Tropfen herab, die von der Erde abprallten und sich als feiner Wasserstaub an die Getreidehalme hängten. Louarn kam aus dem Walde, wo er seit November arbeitete; er hatte sich verdingt, zweimal in der Woche Holz zu fällen. Die Arbeit war zu Ende; die letzte Ladung Holz fuhr auf den grundlosen Wegen davon und man hörte auf Augenblicke in der ruhigen Luft ein fernes liebliches Glockengeläute, als verkündeten die Engel schon jetzt das Osterfest. Er schritt quer über das lange Gehau, wo er einen Stamm nach dem anderen gefällt hatte; jetzt befand sich dort eine Lichtung zwischen seinem Heideland und dem neuen Saume des Holzes. Er dachte an die Vergangenheit, wie immer, seit Donatienne fort war.

Es war ein sehr schwerer Winter gewesen. Er hatte ganz allein mit dem Spaten ein Feld umgraben müssen, um Weizen darauf zu säen, dann eine Strecke Landes unter den Apfelbäumen für den Buchweizen und noch eine Strecke, wo der Boden steinig und mager war, für den Hafer. Wohl hatte ihm auch früher Donatienne nicht sehr viel geholfen. Ihre Arme waren nicht so kräftig, daß sie lange graben konnte, auch mußte sie meist in Ros Grignon bleiben, um für die Kinder zu sorgen. Aber bei der Aussaat war sie sehr gut zu gebrauchen. In der ganzen Gemeinde von Ploeuc gab es keine Hand, die so geschickt, und keine, die so sicher war wie ihre. Wenn die Furchen gezogen waren, ging sie drei, fünf, ja acht Tage hintereinander aufs Feld, wenn es nöthig war, hob den Zipfel ihrer Schürze bis zum Gürtel empor, füllte sie mit Korn und ging langsam an den Furchen entlang und ließ die Saatkörner in langem Strahl zwischen den offenen Fingern hindurchgleiten. Und überall, wo Donatienne gegangen war, wuchs das Getreide gleichmäßiger als anderswo.

Dies Jahr war die Bäuerin von Ros Grignon weit weg, als die Saat gestreut wurde; und als der Weizen seine grünen Halmspitzen zeigte und der Buchweizen seine kleinen rosigen Blätter in den ersten Strahlen der Märzsonne entfaltete, dachte man noch nicht an ihre Heimkehr. Auch im Hause war ihre Abwesenheit fühlbar. Annette Domerc hielt keine Ordnung. Am liebsten mochte sie mit den drei Kindern umherlaufen; sobald Louarn fort war, ging sie aus dem Hause, um Aepfel zu suchen oder mit den Dorfleuten zu schwatzen. Und der Pächter konnte sich nicht an das verschlagene Gesicht des Mädchens gewöhnen, die nicht antwortete, wenn man sie schalt, niemals sagte, was sie that, und von den Frauen aus dem Dorfe Dinge erzählte, die nicht für ihr Alter paßten. Aber da sie geringen Lohn bekam, behielt er sie.

Der Winter war traurig gewesen, besonders durch die Gedanken, welche Louarn in seinem tiefsten Innern hatte verschließen müssen. Das Mädchen hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Donatienne nur selten schrieb. Vielleicht hätte er es gar nicht beachtet, da die fortwährende Arbeit seine Gedanken so in Anspruch nahm und er auch keinen Maßstab dafür hatte. Aber es war wirklich so. Sie schrieb nur selten, und ihre Briefe waren so kurz! Er trug immer ihr

letztes Schreiben bei sich, manchmal war es drei oder vier Wochen alt, und wenn er allein war und Niemand aus Ros Grignon ihn sehen konnte, las er es wieder durch und versuchte sich alles vorzustellen, was sie ihm erzählte: „Die gnädige Frau hat mich mit zum Rennen genommen, da waren so viele Menschen, wie Du noch nie gesehen hast, und ich bin auch im Theater gewesen, in einer Matinée, mit Honorine, der ersten Kammerfrau." Sie hatte auch nur ein einziges Mal Geld geschickt, etwa Mitte Januar, als der Advokat von Fräulein v. Penhoat, der die Pachtgelder einzog, gedroht hatte, in Ros Grignon alles zu pfänden, weil Louarn seit drei Jahren die Pacht schuldig war. Die nächste Woche hatte Herr Guillon nur die Hälfte des ausstehenden Geldes bekommen, und als er fortging, gab er zum letzten Male Frist bis Ende Juli, wo alles bezahlt werden mußte.

„Du hättest Deine Frau auch lieber bei Dir behalten sollen", sagte er, als er den Hof verließ, „oder ihr hier in der Gegend einen Platz suchen sollen. Du weißt ja nicht einmal, wo sie sich aufhält, so jung wie sie ist."

Louarn hatte ihn nachdenklich angesehen, wie die Bretonen es thun, wenn sie die Stadtleute nicht gleich verstehen. Aber die Worte hatten sein Mißtrauen wachgerufen, und ein unerklärlicher Schmerz, ein unbekanntes Gefühl der Trauer war in seinem Herzen zurückgeblieben.

Der Mann hatte den Wald durchschritten und ging um einen Markbaum auf dem Heideland herum, dann schlug er den geraden Weg nach Ros Grignon ein. Zum ersten Male fiel ihm auf, wie schwarz der Schatten war, den die dichte Masse der Ginsterpflanzen und des Besenstrauchs warf, die dort in ungestörter Freiheit wucherten. Seit das Buschholz gefällt war, schienen sie mit neuer Kraft emporzuschießen, und man konnte deutlicher sehen, welche unmäßige Höhe sie erreicht hatten; sie überragten die Gestalt des Pächters schon um Kopfeslänge. Jean Louarn blieb stehen, bog mit dem Ellbogen die Zweige auseinander und sah aufmerksam in die Tiefe des Gestrüpps. Die Erde zeigte noch die Spuren ehemaliger Furchen; der Boden war mager, rissig, von Insekten und Feldmäusen unterwühlt, und dicht bei einander wucherten die grünen Stämme des Ginsters und die grauen Stämme des Besenstrauchs, knotig, saftstrotzend, wie Bäume verzweigt, und die letzten Triebe, die frei in die Luft hinausragten, waren dicht bedeckt mit hellen Dornen und schon gelblichen Knospen.

„Unsere Vorgänger haben die Heide bebaut", dachte Louarn. „Wenn ich es auch versuchte? Es würde vortheilhaft sein." Er trat zehn Schritte zurück, betrachtete seine sprossenden Saaten und versuchte sich vorzustellen, wie schön seine Felder sich im Zusammenhang ausnehmen würden, wenn die Heide verschwunden wäre, und weil er immer an sie dachte, so fiel ihm ein: „Wie würde Donatienne überrascht sein!"

Als er in Ros Grignon kaum ins Zimmer getreten war, zeigte Annette Domerc, die auf einem niedrigen Stuhle dicht am Feuer saß, mit der Hand nach dem Tische. „Es ist endlich ein Brief gekommen, Herr; unsere Frau hat Ihnen geschrieben."

Er warf die Mistgabel, welche er trug, auf die Fliesen, griff hastig nach dem Briefe und ging vor die Thüre, wo es noch hell genug war, um zu lesen. Zu einer anderen Zeit würde er gefunden haben, daß Donatienne sehr kurz antwortete. Aber sie schrieb: „Ich bin glücklich. Nur die Kinder fehlen mir. Küsse sie alle von mir." Er wünschte sich so sehr, glücklich zu sein, und fühlte gerade an diesem Abend solche Sehnsucht nach ihr, weil sie ihm Lust zu dem neuen Unternehmen gemacht hatte, daß er nur das Eine sah: sie hatte geschrieben, sie vergaß Ros Grignon nicht, sie bat den Vater, die Kleinen zu küssen. Voll innerer Befriedigung steckte er Donatiennes Brief in die Tasche seiner Jacke, ging ins Haus und küßte Noëmi und Lucienne, die bei der Truhe spielten.

„Liebe Kinder“, sagte er und hob sie nacheinander auf, „ich soll Euch einen Kuß von der Mama geben. Ihr denkt doch noch an Mama Donatienne?“

Als er sich zu dem schlafenden Johel hinabbeugte, den die Magd auf dem Schoße hielt, hörte er, wie Annette Domerc leise in sich hineinkicherte, und fühlte, wie ihr wirres Haar, das sie oft nicht unter die Haube zurückstrich, ihn berührte.

„Sie haben wohl gute Nachrichten von der Frau bekommen?“ fragte sie. „Sie kommt gewiß bald wieder?“

Louarn richtete sich auf und sah von seiner ganzen Höhe auf die Magd herab, die mit eigenthümlichem Lächeln zu ihm aufblickte und in deren unheimlichen Augen flackernde Lichter spielten, wie in Katzenaugen.

„Warum sollte sie denn schon wiederkommen? Sie muß doch noch nähren“, sagte der Pächter.

„Ich dachte . . . weil Sie so vergnügt aussehen.“

Annettes Gesicht sah schon wieder ebenso ausdruckslos und gelangweilt aus wie gewöhnlich, und Louarn, der heute Abend das Bedürfniß fühlte, etwas so Seltenes, wie ein klein wenig Hoffnung und Freude in seinem Leben, irgend Jemand anzuvertrauen, ging von dem unangenehmen Geschöpf fort und setzte sich an die andere Seite des Kamins auf den niedrigen Rand des Bettes. Er rief Noëmi, seine Aelteste, die schon ein wenig Verständniß hatte, und setzte sie neben sich.

„Kleine“, sagte er leise, „ich habe einen Einfall gehabt. Du kennst doch die Heide?“

„Ja, Papa.“

„Da will ich alles abstechen, es soll kein einziges Unkraut darauf stehen bleiben. Dann will ich das Land umgraben, ganz tief, und wenn Mama Donatienne wiederkommt, ist alles fertig. Wie wird sie sich freuen, wenn sie da ein Kartoffelfeld oder ein Rapsfeld erblickt! Ich glaube, ich werde Raps drauf säen. Glaubst Du, daß sie sich freuen wird?“

„Und die Vogelnester?“ fragte das Kind.

„Die sollst Du haben.“

Er sah, wie Noëmis große Augen vor Freude leuchteten, und da war es ihm, als ob die Andere, die fort war, ihn freundlich anlachte, um ihn zu ermuthigen. Er ließ das Kind noch aufbleiben und scherzte mit ihm, trotzdem er von Natur schweigsam und durchaus nicht zärtlich war, und versuchte sie ins Lachen zu bringen, um ihre Augen noch einmal leuchten zu sehen.

Am folgenden Tage machte er sich ans Werk. Er fing gerade in der Mitte der dunklen, goldumsäumten Linie an, welche die Heide von Ros Grignon bildete. Er stellte sich in den grasbewachsenen Graben, welcher sich um den Ginster herumzog, stemmte die Kniee gegen die Grabenwand, hob seine neugeschärfte Axt und ließ sie mit voller Wucht auf das harte, knorrige Holz eines Strauches niederfallen, dessen ungeheure Zweige nach allen Seiten starrten. Es war, als ob die ganze Heide erbebte. Ein Windstoß fuhr über die Pflanzen dahin. Zwei Amseln flogen mit ängstlichem Geschrei davon und Louarn hörte, wie unzählige unsichtbare Thiere hastig in ihre Löcher schlüpften. Er lächelte und hob die Axt von Neuem. Wieder hieb er auf dieselbe Stelle ein, so daß der Spalt tiefer wurde und die weißen Spähne umherflogen, und nun fühlte er, wie das schwere Gezweig wankte; er trat beiseite, und es stürzte und fiel mit ordentlicher Erschütterung zu Boden, alle Blüthen voran. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 35. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Sozialphilosophische Irrgänge.

Von Heinrich Cunow.

1. Professor Stammler.

> „Erst macht man sich aus dem Gegenstand den Begriff des Gegenstands; dann dreht man den Spieß um und mißt den Gegenstand an seinem Begriff. Nicht der Begriff soll sich nun nach dem Gegenstand, der Gegenstand soll sich nach dem Begriff richten."
>
> Fr. Engels, „Anti-Dühring", 2. Aufl., S. 84.

Seit die materialistische Geschichtsauffassung in mehr oder minder verdünnter Lösung als „kollektivistische", „ökonomische" oder „realistische" Kausalbetrachtung ihren Einzug in die Historik und Ethnologie zu halten beginnt, häufen sich auch die gegen sie gerichteten Kritiken. Ziemlich sicher kann man darauf rechnen, in neuerschienenen, geschichtliche oder soziologische Probleme behandelnden Werken hinten oder vorne, in der Einleitung oder in der Schlußbetrachtung, allerlei methodologische Ausführungen über die ganze oder halbe Widersinnigkeit der marxistischen Geschichtsauffassung zu finden. Soweit sich solche Auseinandersetzungen nicht nur auf die sattsam bekannten Ausfälle gegen die Rohheit einer materialistischen Weltanschauung beschränken, besteht die Widerlegung gewöhnlich darin, daß die betreffenden Autoren die materialistische Geschichtsauffassung die Wirkung der Ideale und politischen Traditionen leugnen lassen und nun solche irgendwo im geschichtlichen Entwicklungsgang nachzuweisen suchen. Manchmal machen sie es sich auch noch bequemer; sie setzen uns kurzweg irgend welche philosophische, künstlerische, religiöse Zeitströmungen als Demonstrationsobjekte vor und verlangen dann, wir möchten ihnen doch gefälligst sogleich in aller Einzelheit daran demonstriren, inwiefern diese Strömungen aus ökonomischen Verhältnissen erwachsen seien: eine Aufgabe, deren Nichtlösung absolut nichts für die Unrichtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung beweist; denn daraus, daß die Anhänger dieser Auffassung nicht jedesmal mit den heutigen Hilfsmitteln genau die wirthschaftliche Grundlage der geistigen Strömungen nachzuweisen vermögen, folgt noch nicht, daß überhaupt keine solche Unterlage besteht.

Neben diesen eine ernstliche Zurückweisung kaum verdienenden Einwänden treten in letzter Zeit vereinzelte Bemühungen hervor, die materialistische Geschichts-

auffassung als eine ausschließlich durch philosophische Abstraktionen aus dem Hegelismus abgeleitete, nicht empirischen Beobachtungen entsprungene Theorie zu erweisen, die als solche selbst wieder nur ein Stück Metaphysik sei.[1] Für solche Versuche bietet die durch Marx und Engels selbst vollzogene Anknüpfung ihrer Geschichtstheorie an die Hegelsche Dialektik immerhin einen gewissen Anhalt. Die Kritiker dieser Richtung übersehen dabei nur, daß die Anlehnung an die Hegelsche Bewegungstheoretik ein rein sekundäres Moment ist, das für die Beurtheilung des eigentlichen Inhalts der materialistischen Geschichtsauffassung: der Zurückführung der geistigen Bewegungen auf ökonomische Veränderungen, gar nicht in Betracht kommt, sondern nur für die Genesis der theoretischen Konzeption, für die begriffliche Formulation der Marx-Engelsschen Geschichtsauffassung eine gewisse Bedeutung hat. Denn nicht durch philosophische Deduktionen, sondern durch die Betrachtung der sozialen Entwicklung Frankreichs und Englands sind beide zur materialistischen Geschichtsauffassung gekommen.[2] In seiner 1845 veröffentlichten, gegen Bruno Bauer gerichteten Streitschrift „Die heilige Familie" zeigt Marx sich keineswegs mehr als Bewunderer der Hegelschen Philosophie. Er vergleicht sie mit einem verwelkten Weibe, das „ihren zur widerlichsten Abstraktion ausgedörrten Leib schminkt und ausputzt und in ganz Deutschland nach einem Freier umherschielt". Nachdem dann aber Marx die Veränderungen in der Produktion des materiellen Lebens als Grundlage der geistigen Bewegungen erkannt und in dem Entwicklungsverlauf dieser Bewegungen die Hegelsche Widerspruchsdialektik wiedergefunden hatte, griff er auf Hegel zurück und knüpfte an dessen Dialektik seine eigene Entwicklungslehre an, indem er dieser „revolutionären Seite" des Hegelianismus seine eigenen neuerlangten sozialen Einsichten aufpfropfte, das heißt, wie Engels sich in der zweiten Auflage seines „Anti-Dühring" ausdrückt, „aus der deutschen idealistischen Philosophie die bewußte Dialektik in die materialistische Auffassung der Natur und Geschichte hinüberrettete"[3]: ein Verfahren, das dann später Marx wie Engels nur als konsequente Ausgestaltung der Hegelschen Philosophie erschien — und zugleich (insofern nun die materiellen Lebensverhältnisse als Basis, die Idee als Wirkung gesetzt wurde) als deren Umkehrung. Derartige Aufpfropfungen neuerlangter selbständiger Beobachtungsresultate auf ältere Resultate lassen sich in allen Wissensgebieten dutzendweise nachweisen, nicht zum Wenigsten in der heutigen darwinistischen Evolutionstheoretik. Jeder denkende Mensch sucht, wenn er neue Erfahrungen gewinnt, diese seiner bisherigen Auffassung der Dinge anzupassen, resp. letztere im Sinne der neuerlangten Beobachtungsresultate auszubauen, und die daraus entstehende neue Auffassung erscheint ihm dann später, wenn er sich in sie hineingelebt hat, nur als konsequente Fortbildung der früheren.

Deshalb, weil die dem historischen Materialismus zu Grunde liegenden Anschauungen aus der Betrachtung der sozialen Entwicklung selbständig entstanden

[1] Vergl. besonders: Dr. Ch. Schitlowsky, „Beiträge zur Geschichte und Kritik des Marxismus". Deutsche Worte (Wien), XV, S. 193 ff., und XVI, S. 337 ff.

[2] Welcher Art diese Betrachtungen waren, hat nachträglich Engels in seinem Aufsatz über Ludwig Feuerbach („Neue Zeit", IV, S. 203 ff.) dargelegt. Vergl. auch „Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", 2. Aufl., S. 10, und vor Allem Marx' eigene Angaben über seine Studien in Paris und Brüssel in der Vorrede zu seiner „Kritik der politischen Oekonomie".

[3] „Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", 2. Aufl., S. XII. Aehnlich in der „Neuen Zeit", IV, S. 199: „Hegel wurde nicht einfach abseits gelegt; man knüpfte im Gegentheil an an seine oben entwickelte revolutionäre Seite, an die dialektische Methode."

sind, ist es aber auch von vornherein gänzlich verfehlt, ihn als ein Produkt philosophischer Abstraktionen aufzufassen, das durch eine Kritik des Hegelismus, speziell der Hegelschen Widerspruchslogik, vernichtet werden könnte. Marx und Engels hielten ihre Geschichtsauffassung selbst nicht, wie Schitlowsky unterstellt,[1] für philosophisch-deduktiv erwiesen; sie galt ihnen vielmehr vorerst noch als eine zu erweisende hypothetische Theorie, die sich erst in den wirklichen Wissenschaften, zu welchen beide die Philosophie als „aparte Wissenschaftswissenschaft" nicht rechneten, zu bewähren und zu bethätigen hätte.[2] In dem vorhin erwähnten Aufsatz über Feuerbach (vergl. „Neue Zeit", IV, S. 208) sagt Engels deutlich genug: „Der Beweis ist an der Geschichte selbst zu liefern, und da darf ich wohl sagen, daß er in anderen Schriften bereits hinreichend geliefert ist." Wenn die Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung mit dem letzten Theile dieses Satzes nicht einverstanden sind, wenn ihnen der Beweis durch die vereinzelten materialistisch-historischen Untersuchungen der sozialistischen Literatur nicht als erbracht gilt, dann läßt sich dagegen formell kaum etwas einwenden; verkehrt ist es aber jedenfalls, die Unrichtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung durch eine Kritik philosophischer Deduktionen beweisen zu wollen, die für Marx und Engels selbst keine Beweiskraft hatten. Wie wenig der Hegelismus ein nothwendiges Requisit der materialistischen Geschichtstheorie ist, zeigt sich schon darin, daß Andere neuerdings ganz selbständig zu analogen Kausalauffassungen gekommen sind, ohne vom Hegelismus mehr zu kennen als vielleicht den Namen. Und auch bei Marx und Engels selbst tritt ja in späterer Zeit die philosophische Verbrämung mehr und mehr zurück, dafür aber die Bezugnahme auf historische Entwicklungsvorgänge um so schärfer hervor.

Diesen gegen die materialistische Geschichtstheorie gerichteten kritischen Richtungen hat sich nun noch eine dritte zugesellt, vertreten durch Prof. Dr. Rudolf Stammler.[3] Auch er sieht in der materialistischen Geschichtsauffassung eine aus dem Hegelismus abgeleitete sozialphilosophische deduktive Konstruktion; „ein persönlicher Prioritätsstreit über das erste Aufbringen des sozialen Materialismus ist aber", so meint er, „für die systematische Erkenntniß sachlich um so mehr gleichgiltig, als zweifellos innerhalb des letzten halben Jahrhunderts die genannte Theorie eigentlich ausschließlich an Marx angeknüpft hat" (S. 41). Er sucht die Fehler der materialistischen Geschichtsauffassung im ungenügenden Ausbau der Marxschen „Sozialphilosophie", der mangelhaften theoretischen Ausführung ihrer Prinzipien und der noch mangelhafteren kritischen Fundirung derselben. Vor Allem ist, wie er behauptet, „die Art der Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens bei ihr nicht ausgedacht" (S. 79). Die Marxisten verwenden allerlei Grundbegriffe und Ausdrücke, ohne sich über ihre Bedeutung klar zu sein. Anstatt sich mit begrifflichen Klarlegungen aufzuhalten, haben sie vielmehr „ihre Thätigkeit auf die Einzelbeobachtung des Gesellschaftslebens der Menschen konzentrirt". Sie bedenken dabei nicht, daß die wissenschaftliche Bedeutung des von ihnen gewonnenen Materials „vollständig und ausnahmslos von der Möglichkeit abhängig ist, das theoretische Fundament und die angenommene philosophische Methode der Geschichtsforschung als Wahrheit und oberste Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens aufrecht zu erhalten" (S. 43). Die materialistische Geschichtsauffassung ist demnach „ganz

---

[1] „Deutsche Worte", XV, S. 205.

[2] „Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", 2. Aufl., S. 130.

[3] Prof. Dr. Rudolf Stammler, „Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung". Leipzig 1896, Veit & Co.. VIII und 668 S. 8°.

und gar unfertig". Daraus ergiebt sich als Aufgabe, die von Marx und seinen Schülern sorglos verwendeten Grundbegriffe erkenntnißkritisch klarzulegen, die Widersprüche in ihren Folgerungen nachzuweisen und zugleich in deren Korrektur zu den „Grundzügen einer allgemeingiltigen Theorie der sozialen Frage" und damit zu „einer Grundlegung der Sozialphilosophie" zu gelangen.

Stammler verspricht also nicht wenig; er will nicht nur die materialistische Geschichtsauffassung kritisch auflösen, er will zugleich der Sozialphilosophie eine wissenschaftliche Grundlage geben, die aller Kritik Stand hält. Schade nur, daß, wie im gewöhnlichen Leben, so auch in der reinen Philosophie, Versprechen und Halten oft zweierlei sind.

Stammler beginnt mit einem Tadel. Die materialistische Geschichtsauffassung wie überhaupt die ganze heutige Sozialwissenschaft gebrauche, so sagt er, die Ausdrücke: „Gesellschaft", „sozial", „soziales Leben" 2c., aber eine genaue Definition ihrer Bedeutung gebe sie nicht. Spencers Uebertragung naturwissenschaftlicher Begriffe auf das soziale Leben des Menschen sei nicht zulässig. Ebenso wenig genüge die Erklärung Rümelins, der die Soziologie als Lehre von den natürlichen Massen- und Wechselwirkungen des menschlichen Trieblebens unter den Einflüssen des Zusammenlebens Vieler definire, denn Rümelin konstruire einen Gegensatz von Gesellschaft und Staat, indem er das Gesellschaftsleben als ein nur durch das gegenseitige Zusammenwirken beeinflußtes Triebleben auffasse, das mit der staatlichen Ordnung nichts gemein habe. Gerade umgekehrt müßten beide — warum, erfahren wir nicht — „Glieder einer und derselben höheren Einheit, des gesellschaftlichen Lebens im weiteren Sinne sein". Diese Einheit nun bestehe in der gemeinsamen „von Menschen herrührenden Regelung ihres Verkehrs und Miteinanderlebens" (S. 89). Demnach sei soziales Leben „äußerlich geregeltes Zusammenleben von Menschen", die Gesellschaft selbst aber eine Vereinigung von Menschen zu gegenseitigem Zusammenwirken „unter äußerlich gesetzten und äußerlich gebietenden Regeln".

Das im vorliegenden Falle von Herrn Professor Stammler beliebte Verfahren ist typisch für sein ganzes Buch. Ohne Rücksicht auf induktive Forschungsergebnisse konstruirt er sich ganz willkürlich die Begriffe, die er als Unterlage zu seinen weiteren Deduktionen braucht. Er untersucht im Voraufgehenden nicht, in welchem Sinne der Ausdruck „soziales Leben" von den Anhängern der materialistischen Geschichtstheorie gebraucht wird, noch inwieweit sich vielleicht aus dem bisherigen gesellschaftlichen menschlichen Zusammenleben irgend welche Kriterien für den Begriff der Gesellschaft gewinnen lassen. Ohne Weiteres unterstellt Herr Stammler eine Reihe Bedingungen, die nach seiner rein subjektiven Meinung der Begriff der Gesellschaft erfüllen muß und konstruirt sich dann daraufhin eine Definition, die schon in sich latent alle jene Folgerungen enthält, die er später aus ihr herzuleiten beabsichtigt. Weshalb muß sich denn der Begriff der Gesellschaft und der Begriff des Staates in eine sogenannte höhere Einheit auflösen lassen; weshalb soll das charakteristische Merkmal dieser höheren Einheit in der „äußerlichen Regelung" liegen, und zwar nicht in einer aus dem natürlichen Triebleben gewissermaßen von selbst herausgewachsenen instinktiven, sondern — wie späterhin einfach weiter unterstellt wird — in einer bewußten, von Anfang an von bestimmten Zweckideen ausgehenden und auf bestimmte Zweckziele gerichteten rechtlichen Regelung? Nun, weil alle diese aprioristischen Suppositionen durchaus nöthige Erfordernisse der kritischen Ueberwindung der unfertigen Marxschen Geschichtsauffassung und der uns versprochenen Grundlegung einer neuen Sozialphilosophie sind.

Daß Stammlers Definition sich mit dem Sinne nicht deckt, in welchem das Wort „Gesellschaft“ von Marx und den Marxisten gebraucht wird, ist ohne lange Auseinandersetzungen klar. Ausdrücke wie „menschliche Gesellschaft“, „Urgesellschaft“, „soziale Existenzkämpfe roher Stämme“ 2c. 2c. sind nach Stammlers Begriffsbestimmung direkt widersinnig. Die Menschheit z. B. ist im Sinne seiner Definition weder eine Vereinigung, d. h. eine durch bewußten Zusammenschluß zum Zwecke gegenseitigen Zusammenwirkens entstandene Einheit, noch finden wir zwischen all den die menschliche Gesellschaft konstituirenden verschiedenen Rassen und Völkern ein Zusammenleben „unter äußerlich gesetzten und äußerlich gebietenden Regeln“. Und ebenso falsch würde es sein, die Kämpfe der verschiedenen Horden, Stämme, Völkerschaften untereinander als soziale Daseinskämpfe bezeichnen zu wollen. Da zwischen primitiven Horden und Stämmen kein rechtlich geregeltes Zusammenwirken besteht, so kann hier als Gesellschaft im Stammlerschen Sinne immer nur die einzelne zusammenhaltende Horden-, Geschlechts- oder Stammesgemeinschaft gelten; demnach als „soziale Kämpfe“ im heutigen Sinne des Wortes (d. h. als Kämpfe zwischen einander widerstrebenden Elementen einer Gesellschaft) auch nur die Kämpfe innerhalb einer und derselben Gemeinschaft. Alle Kämpfe zwischen verschiedenen Gemeinschaften gehören darnach nicht zum Inbegriff des sozialen Lebens. Für die materialistische Geschichtsauffassung liegt dagegen die Bedeutung des Wortes „sozial“ in seinem Gegensatz zum Worte „individuell“; sie begreift unter „soziales Leben“ nicht nur das friedlich geregelte Zusammenwirken in der eigenen Gemeinschaft: des eigenen Geschlechts, Stammes, Volkes 2c., sondern überhaupt jedes gegenseitige Handeln, das unter dem Einfluß des Zusammenlebens steht, mag dieses letztere nun ein geregeltes oder ungeregeltes, ein friedliches oder feindliches sein.

Einer der größten Fehler Stammlers, dessen Konsequenzen sein ganzes Buch durchziehen, liegt darin, daß er in einseitiger juristischer Befangenheit nicht zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft unterscheidet. Beide gelten ihm als synonym, wie sich klar aus seinen weiteren Auslassungen über den Charakter der Gesellschaft ergiebt, z. B. wenn er S. 90 erklärt: „Wir kennen in Wirklichkeit nur Menschen, die in geregelten Vereinigungen leben, aus solchen hervorgegangen sind, ihr Bestes, was sie ihr Eigen nennen, aus ihrer Gemeinschaft empfangen haben, um es in bestimmter Art ihr wieder zurückzuerstatten.“ Und ferner oben auf derselben Seite: „Zwar ist es richtig, daß der vereinzelte Mensch als ein gänzlich isolirt lebendes Wesen schwer vorzustellen ist. Denn dazu würde gehören, daß er niemals in geregelter Gemeinschaft gestanden hätte, daß er zu dem Erzeuger und der Mutter in keinem anderen Verhältniß wie das Thierjunge gestanden und bei Erlangung der Fähigkeit, aus eigener Kraft möglicher Weise zu existiren, in den Zustand gänzlicher Trennung von seinesgleichen übergegangen sei.“ Wir sehen, Stammler identifizirt nicht nur sans façon die Gemeinschaft mit der Gesellschaft, sondern faßt auch ohne Weiteres das engste Gemeinschaftsverhältniß, das Blutsverwandtschaftsverhältniß zwischen Eltern und Kindern, als gesellschaftliches Verhältniß, das Familienleben als soziales Leben auf.

Doch selbst wenn wir das, was Stammler von der Gesellschaft behauptet, auf die engere Gemeinschaft beziehen, paßt seine Begriffsbestimmung in keiner Richtung. Erstens sind die primitiven Gemeinschaften nicht, vor Allem aber die oben genannten engeren Familiengemeinschaften nicht, durch bewußten Zusammenschluß zum Zwecke eines geordneten gemeinsamen Zusammenwirkens entstanden; sie sind vielmehr natürliche Produkte eines instinktiven Geselligkeitstriebs, der seinerseits sich selbst nur als Ausfluß des Selbsterhaltungstriebs unter dem Ein-

fluß bestimmter Lebens-, resp. Existenzbedingungen darstellt und als solcher sich bekanntlich schon bei vielen Thierarten findet. Und zweitens steht nicht, wie Stammler unterstellt, am Anfang die Regelung, derart, daß sich erst die zu einer Gemeinschaft Zusammenschließenden Regeln für ihr gegenseitiges Verhalten setzen und dann darnach ihr Verhalten einrichten, sondern umgekehrt, aus dem vorerst rein triebwüchsigen Nebeneinanderleben ergeben sich unter dem bestimmenden Einfluß der Lebensfristung, im planlosen Hin- und Herschwanken, allmälig bestimmte Gewohnheiten, die dann schließlich zu mehr oder minder festen verbindlichen Regeln werden. So finden wir, um aus den vielen Beispielen der Völkerkunde nur eines zu erwähnen, bei den Australiern durchweg bestimmte Regeln, die den einzelnen Altersschichten den Genuß verschiedener Nahrungsarten verbieten. Wie ist diese Regelung entstanden? Ganz einfach dadurch, daß in den Horden die älteren stärkeren Männer den jugendlichen schwächeren den besten Theil der Jagdbeute streitig machten und für sich in Beschlag nahmen; daraus hat sich nach und nach in gewohnheitsmäßiger Uebung ein gewisses Vorrecht der Aelteren auf bestimmte Wildnahrung herausgebildet, das, durch die Ueberlieferung sanktionirt, schließlich auch von den Ausgeschlossenen als giltig anerkannt wurde. Es steht also im Anfang nicht die Regelsetzung, die Normirung, sondern die Willkür, und erst aus dieser entspringt, noch lange in ihrem Inhalt hin- und herschwankend, die Rechtsgewohnheit und schließlich das Gewohnheitsrecht.

Derartige Beispiele aus der Ethnologie lassen sich zu Hunderten beibringen. Immer stehen am Anfang aus dem thierisch-instinktiven Triebleben sich ablösende, rechtsinhaltlich noch gar nicht bestimmte, ohne unterscheidbare Grenzlinien ineinander überfließende Gewohnheiten, die erst allmälig bestimmte Form und Geltung erlangen. Schon bei manchen Thiergattungen finden wir, daß sie in natürlichem Instinkt sich zu Gemeinschaften zusammengeschlossen haben und unter dem Einfluß dieses Zusammenlebens zur Ausbildung gewohnheitsmäßiger, ihren Existenzbedingungen genau angepaßter, gegenseitiger Verhaltungsmaßregeln gelangt sind.

Daß auch manche Thiere schon in „geregelten Gesellschaften“ leben, darf indeß von Stammler, soll nicht seine ganze schöne Begriffskonstruktion haltlos in die Brüche gehen, nicht zugestanden werden. Er konstruirt also zwischen Menschen- und Thiergemeinschaften einen „begrifflichen Unterschied“. Die Thiergenossenschaften beständen, so führt er aus, durch „blos physisches“ Nebeneinanderleben, dagegen sei das menschliche soziale Leben ein „Verbundensein unter äußerer Regelung“ (S. 98). Manche könnten zwar vielleicht auch in den sogenannten Thierstaaten eine soziale Regelung sehen wollen — aber es sei fraglich, ob die Thiere in ihren Vorstellungen bewußte Zweckgedanken hätten. Bisher wüßten wir darüber nichts Genaues — alles sei nur Meinungssache; doch selbst wenn es gelänge, „die Baupolizeiordnung der Biber“ oder „die herkömmlichen Verfassungsparagraphen des Bienenstaats“ zu erforschen (S. 100), so bilde doch immerhin das soziale Leben des Menschen einen „eigenen Begriff“, da es auf von Menschen gesetzter Regelung beruhe. „Daß bei Thiervereinigungen solche äußeren Regeln“, sagt er resumirend (S. 100), „von den betreffenden Thieren aufgestellt wären, ist uns ganz unbekannt und nur Meinungssache; aber auch wenn man darüber Kenntniß hätte, so würde dann soziales Dasein von solchen Thiervereinigungen als eine eigenthümliche Art von gesellschaftlichem Existiren vorliegen — das soziale Leben von Menschen bleibt in seiner Eigenart, als ein normirtes Zusammenleben, dessen äußere Regeln auf Menschensatzung zurückführen, ganz unberührt bestehen.“ Der kurze Sinn des langen philosophischen Sermons ist also der: Die Thiere sind keine Menschen, und da ich, der Professor Stammler,

mir nur ein von Menschen rechtlich geregeltes Zusammenleben als soziales Leben zu denken vermag, so haben die Thiere kein soziales Leben. Erst konstruirt Herr Stammler sich a priori einen Gesellschaftsbegriff, der von vornherein auf bestimmte engste Menschengemeinschaften zugeschnitten ist, und dann mißt er die Thiergemeinschaften an diesem willkürlich konstruirten Begriff.

Auf eine Untersuchung der Frage, inwieweit auch der Mensch, und vor Allem der Naturmensch, instinktiv handelt, läßt Stammler sich natürlich nicht ein. Ebenso vermeidet er fast ängstlich ein Eingehen auf Beispiele aus der Ethnologie. Nur einmal versucht er einen konkreten Nachweis. Aber auch hier nimmt er das früheste Gesellschaftsleben nicht so, wie es sich uns nach den heutigen ethnologischen Forschungen darstellt; er konstruirt sich vielmehr nach allbekanntem Rezept zwei Personen (die immer wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholten zwei Männer der politischen Oekonomie), setzt sie zu einander in die unterstellten Beziehungen und leitet nun aus diesen Beziehungen ab, was er für seine Deduktionen braucht. „Wenn", sagt er (S. 113), „auf überseeischer Reise ein Schiffsmann mit einem Wilden Glasperlen und Flitter gegen Gold und Elfenbein eintauscht, so setzen sie in demselben Augenblick eine Regelung ihres demnächstigen Verhaltens betreffs dieser Tauschberedung ein. Es ist ganz gleichgiltig, ob sie auf eine schon bestehende Ordnung provoziren: in jedem Falle konstituiren sie für sich eine Norm."

Neben den bekannten zwei Männern präsentirt uns also nun auch Herr Professor Stammler noch in etwas veränderter, naiverer Fassung die alte, schal gewordene Theorie vom Gesellschaftsvertrag. Gesetzt, jeder der beiden von Herrn Professor Stammler uns vorgestellten Handelsbeflissenen nähme sich wirklich vor der Inszenirung des Tauschgeschäfts vor: „Wenn der Andere dir nichts thut und dir nichts nimmt, thust du ihm auch nichts", so haben sie damit doch noch immer nicht sich eine verbindliche Regelung ihres Verhaltens zu einander gesetzt. Hier hat Jeder sich höchstenfalls selbst eine Norm für sein Betragen gesteckt, deren Setzung und Innehaltung ganz in seinem subjektiven Belieben liegt; zur Konstituirung einer für beide verbindlichen Regelung ist aber doch wohl nöthig, daß sie zum beiderseitigen Einverständniß über ihr Verhalten gelangen und diese Normirung sich, wie Stammler S. 105 selbst definirt, „von der Triebfeder des Einzelnen, sie zu befolgen, ihrem Sinne nach ganz unabhängig stellt". Ist denn die Selbstbeschränkung seines Gelüstes, die ein Einzelner sich im Verkehr mit Anderen auferlegt, zumal wenn diese subjektive Selbstregelung ihn zu nichts verpflichtet, und er jederzeit das Gewollte als nicht gewollt setzen kann, eine soziale Regelung im Sinne der Stammlerschen Definition? Und weiter, was beweist diese Unterstellung für Stammlers Gesellschaftsbegriff? Der Wilde und der Schiffsmann gehören doch jedenfalls beide bestimmten Gemeinschaften oder, um in des Verfassers Terminologie zu bleiben, geregelten Gesellschaften an; der Wilde irgend einem Dorfe, Stamme 2c., der Schiffsmann einem Staate; inwiefern wird nun durch ihren Tauschverkehr, selbst wenn er sich ständig wiederholt, eine neue Gesellschaft geschaffen? Bilden die Zwei diese Gesellschaft, und welche Stellung ergiebt sich daraus für Jeden in seinen Beziehungen zu seiner bisherigen Gesellschaft und zu der seines Gesellschafters?

Doch lassen wir Stammlers Fiktionen auf sich beruhen und sehen wir uns lieber die Folgerungen an, die er aus ihnen zieht. Alles Thun und Handeln, so fährt er fort, gehe auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, mithin bestehe der Inhalt des sozialen Lebens aus dem „auf Bedürfnißbefriedigung gerichteten menschlichen Zusammenwirken" (S. 137). Dabei komme nichts darauf an, ob

diese Bedürfnisse höhere oder niedere, materielle oder geistige seien. Alle gehörten zur Materie des sozialen Lebens. Dieses auf Bedürfnißbefriedigung gerichtete zusammenwirkende Verhalten, das sei nun aber „die soziale Wirthschaft“ (S. 150 und 158), und da in der Befriedigung von Bedürfnissen alles menschliche Leben „inhaltlich ohne Rest“ aufgehe (S. 158), so sei „soziales Leben“ und „soziale Wirthschaft“ ein und dasselbe. Weiter sei nun aber, wie die früheren Begriffsbestimmungen gezeigt hätten, ein Zusammenwirken nur möglich unter äußeren ordnenden Regeln, d. h. unter einer Rechtsordnung. Deshalb müsse das soziale Leben der Menschen als Einheit aufgefaßt werden. Das soziale Zusammenwirken setze Regelung voraus, und diese wieder könne nur an einer Materie zur Ausführung gelangen. Die soziale Wirthschaft sei also die Materie, die rechtliche Regelung die Form des sozialen Lebens, doch so, daß man sich recht wohl ein formales Recht denken könne ohne eine wirkliche soziale Wirthschaft (S. 169), während sich kein einziger sozialwissenschaftlicher Satz aufstellen und begründen ließe, der nicht eine bestimmte Regelung des sozialen Lebens zur bedingenden Voraussetzung hätte (S. 189). Führe aber die menschliche Gesellschaft „nicht ein besonderes wirthschaftliches Leben und ein davon getrenntes rechtliches Dasein“ (S. 195), seien nothwendiger Weise Rechts- und Wirthschaftsordnung ein und dasselbe, dann sei es ein Nonsens, von einer Abhängigkeit des Rechtes von der Wirthschaftsordnung, von einem juristischen Ueberbau 2c. zu sprechen, wie dies seitens der Marxisten geschehe (S. 211). Und nun untersucht nach dieser streng wissenschaftlichen Regelung Professor Stammler des Längeren und Breiteren die Wechselwirkung zwischen Recht und Wirthschaft und findet schließlich als Quintessenz seiner Bemühungen folgenden hübschen philosophischen Satz: „Die bestimmenden Gründe für Aenderungen der Rechtsordnung wie der Form des sozialen Lebens überhaupt sind in letzter Linie zu suchen in der vorausgegangenen konkreten Ausführung des betreffenden geregelten Zusammenwirkens.“

Der Leser wird es mir sicherlich nicht übel nehmen, wenn ich ihn mit einer langen Kritik dieser Grundlegung der neuen Sozialphilosophie verschone. Jeder sieht, daß Stammlers Begriff der „sozialen Wirthschaft“ nichts mit dem der materialistischen Geschichtsauffassung zu thun hat. Wie Stammler sich vorhin einen viel engeren Begriff der Gesellschaft konstruirte, so konstruirt er sich nun einen viel weiteren Begriff der sozialen Wirthschaft, als ihn die Sozialwissenschaft kennt. Zur sozialen Wirthschaft rechnet er alles Thun, das auf Bedürfnißbefriedigung geht, das zur „Materie des sozialen Lebens“ gehört, demnach auch die Befriedigung des Geschlechts- und Fortpflanzungstriebs, die Aufzucht der Kinder, das religiöse Leben 2c. Alle rechtlichen Bestimmungen, mögen sie Geschlechts-, Familien- oder religiöse Verhältnisse betreffen, gehören zur Wirthschaftsregelung; denn das Recht ist eben, wie er erklärt, nichts weiter „als äußere Regelung der sozialen Wirthschaft“ (S. 158). Dagegen möchte ich nicht darauf verzichten, etwas näher auf das positive Ergebniß der Stammlerschen Begriffskonstruktionen einzugehen: auf den obigen Satz, den er der bekannten kurzen Formulirung der materialistischen Geschichtstheorie entgegenstellt, die Marx in der Vorrede zu seiner „Kritik der politischen Oekonomie“ gegeben hat. Vielleicht wird Mancher fragen: „Was heißt denn ‚konkrete Ausführung des geregelten Zusammenwirkens‘? Eine Regelung, die noch gar nicht zur Ausführung gelangt, noch gar nicht existent geworden ist, das ist doch noch keine wirkliche Regelung.“ Indeß so will Stammler, wie sich aus seinen weiteren Ausführungen, speziell S. 324 ff., ergiebt, die Sache nicht aufgefaßt wissen. Sein Gedankengang ist,

des überflüssigen rhetorischen Beigemengsels entledigt, etwa folgender: Bei der Zusammenschließung zu einer Gesellschaft setzen sich die Menschen gewisse Zweckziele und eine dementsprechende Regelung ihres Zusammenhandelns. Diese Regelung setzt sich nun in und mit dem Gesellschaftsleben durch, d. h. sie gelangt zur „konkreten Realisirung". Dabei aber zeigt sich, daß die gesetzten Regeln nicht überall ihren Zweck erfüllen — es bilden sich Massenerscheinungen, die in den Rahmen der Regelung nicht hineinpassen. Allmälig schwellen sie mehr und mehr an, regen das Meinen, Wünschen, Vorstellen der Gesellschaftsmitglieder auf und drängen auf Erweiterung, resp. Abänderung des bestehenden Rechtes, bis schließlich die Gesellschaft sich zu solchem Schritte entschließt. Da nun aber die Menschen nicht die Fähigkeit haben, die Regelung ihren Zwecken genau anzupassen, ergeben sich bald von Neuem Widersprüche zwischen der Regelung und ihrer konkreten Verwirklichung, die dann wiederum zu einer Rechtsänderung führen. So bietet „die Geschichte des sozialen Lebens der Menschen einen ständigen Kreislauf" (S. 326).

Was Herr Professor Stammler hier vorträgt, das ist, mit einer anderen theoretischen Sauce präparirt, die Marxsche Konfliktstheorie; nur macht Stammler den Schritt, den Marx über Hegel hinaus gethan hat, wieder zurück. Hat Marx die auf dem Kopfe stehende Auffassung Hegels, nach der das wirkliche Leben die Realisation der sich selbst fortbewegenden Idee ist, erst auf die Füße gestellt, indem er die wirthschaftliche Entwicklung als das Bewegende, die Idee als deren Reflex faßte, so stellt nun Stammler auf einem Umweg diese Theorie wieder von Neuem auf den Kopf und erklärt die wirthschaftliche Entwicklung für die konkrete Verwirklichung von ihr unterliegenden Rechtskonzeptionen, d. h. eines zweckbewußten Wollens.

Die Ursache des Rückschritts liegt wie überall, so auch hier wieder darin, daß Stammler nicht von einer Betrachtung der thatsächlichen Entwicklungsvorgänge ausgeht, sondern von einem willkürlich konstruirten Einheitsbegriff. So folgert er denn aus der Thatsache, daß im sozialen Entwicklungsgang stets als bedingende Grundlage des Neuentstehenden eine bestimmte rechtliche Regelung (besser: Normirung) gegeben ist, einfach, das Neuwerdende sei nur deren konkrete Realisation. Weitschweifig dozirt er, die ökonomische Struktur sei doch „nicht ein für sich, in Abstraktion von sozialen Normen zu erfassendes Ding" (S. 335); man könne sich keine rechtliche Regelung der Produktion vorstellen, die nicht zugleich eine „Normirung des weiteren sozialen Lebens" in sich schlösse (S. 343).

Die Richtigkeit der letzteren Bemerkungen wird kein Marxist und überhaupt kein denkender Mensch bestreiten, der sich jemals mit der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beschäftigt hat. Da in der Entwicklung immer das Eine die Vorstufe des Anderen ist, das Eine durch das Andere bewirkt und bedingt wird, so ist selbstverständlich, daß wenn man aus der Entwicklungsreihe eine wirthschaftliche Entwicklungsphase auslöst, diese sich stets darstellt als bewirkt, resp. bedingt durch die ihr voraufgehende Entwicklungsstufe und deren rechtliche Regelung, die ja nichts weiter ist als der Rechtsausdruck, die rechtliche Erscheinungsform dieser voraufgegangenen Stufe. Aber darum handelt es sich, wie Stammler in seiner Vermengung der verschiedensten Materien zu begrifflichen Einheiten übersieht, für die materialistische Geschichtsauffassung gar nicht. Für sie handelt es sich um die Frage, ob, wie Stammler will, die wirthschaftlichen Entwicklungsphasen nur „konkrete Verwirklichungen" voraufgegangener rechtlicher Normirungen, d. h. in letzter Instanz bestimmter Rechtszweckideen sind, oder ob nicht umgekehrt die wirthschaftlichen Veränderungen das Ursprüngliche waren und das Recht nur die

aus diesen neu entstandenen sozialen Beziehungen nachträglich reglementirt hat; d. h. also, ob z. B. die kapitalistische Produktionsweise nur konkrete Realisation des zu Anfang ihrer Entwicklung vorhanden gewesenen feudalen Rechtes ist, oder ob sich umgekehrt aus der kapitalistischen Entwicklung erst allmälig alle jene Rechtsbeziehungen ergeben haben, die, gesetzlich fixirt und normirt, das Recht der kapitalistischen Wirthschaftsordnung bilden. Aus der Thatsache, daß das Feudalrecht die bedingende Voraussetzung der kapitalistischen Wirthschaftsweise war, folgt doch sicherlich nicht, daß nun erst letztere dieses Recht „konkret verwirklicht" hat. Eben darin besteht der Konflikt, daß jede Entwicklungsstufe von der voraufgegangenen Stufe die dieser entsprechende rechtliche Reglementirung übernimmt, die aus und mit der neuen Wirthschaftsform entstandenen neuen sozialen Verhältnisse aber in den Rahmen dieser Reglementirung nicht mehr hineinpassen, wenn sie auch vorerst meist noch in ihn hineingezwängt werden.

Stammler befindet sich in einer total irrigen Auffassung über die von der materialistischen Geschichtsauffassung angenommene Abhängigkeit des Rechtes von der wirthschaftlichen Entwicklung. Nach der Marxschen Auffassung besteht keineswegs diese Abhängigkeit darin, daß jede Aenderung der Wirthschaftsweise auch sofort eine entsprechende Aenderung der Rechtsordnung nach sich zieht, also jederzeit das geltende Recht der adäquate Ausdruck der gleichzeitigen Produktionsverhältnisse ist. Marx hebt ausdrücklich in der Vorrede zu seiner Kritik der politischen Oekonomie hervor, daß mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage sich „langsamer oder rascher" der juristische Ueberbau umwälzt.[1] Wechselte stets zugleich mit der Wirthschaftsordnung auch das Rechtssystem, so könnte es überhaupt keine Inkongruenz zwischen beiden geben. Nie ist es Marx und seinen Schülern eingefallen, zwischen Wirthschaft und Recht einen äußerlichen, mechanischen Zusammenhang zu konstruiren. Alle Rechtsänderungen vollziehen sich nur durch die Bewußtseins- und Willensreaktion der Gesellschaftsglieder. Solange die durch die Wirthschaftsentwicklung hervorgerufenen Veränderungen in den sozialen Lebensbedingungen noch minimal sind, kommen sie auch den Gesellschaftsmitgliedern nur wenig zum Bewußtsein. Mit der Verschärfung der Gegensätze gewinnt aber auch deren Erkenntniß und die Reaktion gegen ihre Wirkungen an Nachhaltigkeit, bis schließlich die in den neugewordenen Zustand nicht mehr passenden Rechtsnormen eine entsprechende Umgestaltung erfahren. Und zwar ist diese Reaktion gegen die entstandenen sozialen Widersprüche keine einheitliche, da trotz aller schönen philosophischen Begriffsformulationen die Gesellschaft keine homogene Einheit ist, die gleichmäßig lebt, fühlt und denkt. Zuerst reagiren jene Schichten, deren Existenzbedingungen durch die eingetretenen wirthschaftlichen Veränderungen am härtesten affizirt werden, während andere Schichten, deren Lebensinteresse das überlieferte Recht entspricht, an diesem festhalten.

Herr Professor Stammler faßt aber die Marxschen Sätze so auf, als hätte jede einzelne Rechtssatzung einer gegebenen Zeit ihren Ursprung in der gleichzeitigen Wirthschaftsform, und wendet sich dann gegen die materialistische Geschichtsauffassung mit folgender seltsamen Auslassung: „Ein blos ursächlicher Zusammenhang zwischen Sozialwirthschaft und Rechtsordnung könnte doch natürlich nur hinsichtlich vergangener gesellschaftlicher Produktion behauptet werden. Nun wird

[1] Noch deutlicher spricht sich an verschiedenen Stellen Engels aus; so sagt er z. B. S. 93 seiner gegen Dühring gerichteten Streitschrift: „Diesem gewaltigen Umschwung der ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft (im sechzehnten Jahrhundert) folgte indeß keineswegs sofort eine entsprechende Aenderung ihrer politischen Gliederung."

aber von dem sozialen Materialismus gerade eine allgemeine Abhängigkeit des Rechtes von der Wirthschaft auch in der Lage behauptet, da die letztere auf jenes noch gar nicht eingewirkt haben kann. Denn es soll nach jener Lehre ja gerade ein Widerstreit zwischen einer neuen Produktionsweise und dem gebliebenen alten Rechte eintreten, wobei das Recht als das abhängige Element nachgeben müsse. Eine kausale Abhängigkeit von der neuen Art der Sozialwirthschaft könnte aber nicht hinsichtlich des aus alter Zeit erhaltenen Rechtes, sondern nur im Hinblick auf zukünftiges Recht eingesehen werden. Das ist jedoch nicht die Behauptung der materialistischen Geschichtsauffassung. Diese wendet sich an das jetzt geltende und veraltete Recht und sagt von diesem, daß es von der jetzigen sozialen Produktionsweise in Abhängigkeit sich befinde" (S. 402 ff.). Es könnte also, meint Stammler weiter, kein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden behauptet werden; vielmehr sei die Abhängigkeit eine solche „im Sinne von Mittel und Zweck", und demnach müßte „der aufgeklärte Grundgedanke" der materialistischen Geschichtsauffassung lauten: „Die Rechtsordnung ist ein Mittel zur Förderung der Produktion und hat darin ihren letzten Zweck" (S. 403). Die Anhänger der materialistischen Geschichtstheorie hätten es leider unterlassen, Erwägungen über „die Art der Abhängigkeit" anzustellen, und so hätten sie denn auch nicht zu diesem tieferen Sinne ihrer Lehre kommen können.

Derartige Beweisführungen, wie die im Vorstehenden charakterisirte, leistet sich Stammler mehrfach. Erst unterschiebt er uns irgend eine einfältige Ansicht, dann entdeckt er mit vieler Umständlichkeit allerlei Widersprüche, und schließlich findet er, daß wir nur nicht ganz zu Ende gedacht hätten; eigentlich lägen auch unseren Anschauungen unausgesprochene Zweckvorstellungen zu Grunde. Besonders die Supposition, die Anhänger der materialistischen Geschichtstheorie faßten die Einwirkung der ökonomischen Veränderungen auf das Recht als einen selbstthätigen mechanischen Prozeß auf, verleitet ihn wiederholt zu den sonderbarsten Entdeckungen. Wie es scheint, hat er den von einzelnen sozialistischen Schriftstellern gebrauchten Ausdruck, die Umwälzung des juristischen Ueberbaues folge den Produktionsveränderungen mit „naturgesetzlicher Nothwendigkeit", dahin verstanden, die wirthschaftlichen Wirkungen vollzögen sich analog den Wirkungen der Naturphänomene: ein Mißverständniß von noch weit gröberer Art wie die bekannte Verwechslung der ökonomischen Bedingungen mit den ökonomischen Interessen. In seiner Erörterung der verborgenen teleologischen Prinzipien der materialistischen Geschichtsauffassung, S. 430, vergleicht Stammler die Wirkung der Wirthschaft auf die Rechtsordnung sogar mit der Drehung der Erde um die Sonne. Der fundamentale Unterschied, der darin liegt, daß die Erdumdrehung sich unabhängig von allen gesellschaftlichen Einflüssen, die Umwälzung des Rechtes sich aber innerhalb und durch die Gesellschaft, vermittelst der durch die Veränderung der ökonomischen Lebensbedingungen hervorgerufenen Auslösung bestimmter Gedanken- und Willensrichtungen, Aktionen und Gegenaktionen vollzieht, muß Stammler gar nicht klar geworden sein. Sonst bleibt unbegreiflich, wie er in dem Bestreben der Sozialdemokratie, politischen Einfluß zu gewinnen und diesen in gewisser Richtung zur Erreichung bestimmter Zweckziele zu verwerthen, einen Widerspruch gegen die Marxsche Bewegungstheoretik findet. Gerade durch das Mittel der Erregung der politischen Leidenschaften und ihre Umsetzung in entsprechendes Handeln setzt sich doch erst die Wirkung der Wirthschaft auf das Recht durch.

Wie aber steht es mit der Gesetzmäßigkeit der sozialen Entwicklung? Wenn das soziale Leben nur konkrete Verwirklichung rechtlicher Normirungen, d. h. eines zweckbewußten Wollens ist, dann muß doch die Gesetzmäßigkeit im Wollen selbst,

in der Willensrichtung liegen. Dies nimmt denn auch Stammler an. Er konstruirt sich eine „Gesetzmäßigkeit des Wollens“. Die Menschen, so deduzirt er, setzen sich in ihrem Thun Zwecke. Für alle diese einzelnen Zwecksetzungen giebt es aber eine Gesetzmäßigkeit, d. h. einen einheitlichen obersten Gesichtspunkt, unter dem sie sich beurtheilen lassen, denn „so wie jede einzelne wissenschaftliche Erfahrung, die wahr sein will, von einem allgemeinen Gesetz einer möglichen Erkenntniß überhaupt abhängt, so muß alles berechtigte Setzen von Einzelzwecken durch ein oberstes Gesetz des Telos bedingt und begreifbar sein“ (S. 365). Solche oberste Einheit kann nur eine solche sein, die aller „Einzelverfolgung von Zwecken“ zu Grunde liegt und ihr „Gesetz und Richtung“ liefert (S. 366). Unter den Zwecksetzungen lassen sich nun aber berechtigte und unberechtigte unterscheiden. Berechtigte Zwecke sind solche, die in der Richtung eines allgemeingiltigen Zielpunkts liegen, eines absolut geltenden Endzwecks, der als solcher „nichts von dem Besonderen und zufällig Bedingten eines konkreten Zweckes“ an sich haben darf. Dies objektiv giltige Ziel ist nach Stammlers weiteren Deduktionen: das freie Wollen, welches gleichbedeutend mit einem allgemeingiltigen Wollen ist, bei dem „der Handelnde nicht nur seinem subjektiven Wünschen und Begehren folgt, sondern objektiv zutreffend wählt“ (S. 370). Mit diesem absoluten Endzweck ist aber auch zugleich das Endziel der sozialen Entwicklung gegeben — es ist „die Gemeinschaft frei wollender Menschen“: eine Menschengemeinschaft, „in der ein Jeder die objektiv berechtigten Zwecke des Anderen zu den seinigen macht“ (S. 575). So gelangt denn Stammler auf seinen teleologischen Irrfahrten schließlich dort an, wo vor ihm schon so manche französischen positivistisch-philanthropischen Zwecktheoretiker angelangt sind, bei der „libre solidarité de plus en plus étroite des diverses parties composant l'humanité — une.“

Eine Kritik dieser teleologischen Konstruktionen ist überflüssig; es genügt zu zeigen, wo schließlich die neue Sozialphilosophie landet. Als Ganzes bleibt Stammlers Werk, trotz vieler scharfsinnigen Bemerkungen im Einzelnen, eine negative Leistung, die schwerlich über die engsten fachgenossenschaftlichen Kreise hinaus irgend welchen Einfluß auf das Denken gewinnen wird. Durch Aufstellung apriorischer Begriffsbestimmungen und daraus abgeleitete Deduktionen läßt sich nun einmal kein Aufschluß über das Wesen der sozialen Entwicklung gewinnen. Aufschluß über die gesellschaftliche Entwicklung kann nur das eingehendste Studium dieser Entwicklung selbst bringen, wenn selbstverständlich auch dessen Ergebnisse bestenfalls nur bedingte, relative Wahrheiten sein können — je nach dem Stande der Forschung und Erkenntnißkritik. Nicht in einer „aparten Wissenschaftswissenschaft“ hat sich, wie Engels mit feiner Ironie bemerkt, die materialistische Geschichtsauffassung zu bewähren, sondern in den wirklichen Wissenschaften, vor Allem der Entwicklungsgeschichte. Und hier harren der Bearbeitung noch unendlich weit ausgedehnte Arbeitsfelder, fehlt es doch bis jetzt noch völlig an einer Wirthschaftsgeschichte, die uns auch nur in groben Umrissen nachweist, wie und unter welchen Bedingungen die Menschheit auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung ihren Lebensunterhalt gewonnen hat. Aus den in solcher praktischen Arbeit erlangten Erfahrungen und Einsichten in die gesellschaftlichen Zusammenhänge wird sich dann auch schon von selbst die Korrektur und der weitere Ausbau der materialistischen Geschichtstheorie ergeben.

Die arbeitenden Klassen in Berlin und die städtische Fürsorge.[1]

Von Dr. C. Hugo.

Wir haben in Deutschland kein Buch über die soziale Lage der arbeitenden Klassen einer Großstadt, das mit der großartigen Arbeit Charles Booths: „Life and Labour of the People in London“ verglichen werden könnte. Spezialstudien sind ja in den letzten Jahren in Masse gemacht worden, aber ihnen allen haftet trotz oder vielmehr wegen der Beschränkung auf ein spezielles Gebiet stets etwas Bruchstückhaftes an, auch wenn sie ihren Gegenstand in ziemlich erschöpfender Weise behandeln. Auch Berlin ist ein reiches Maß solchen Spezialstudien gewidmet worden, aber an einem großen, zusammenfassenden Bilde von der Lage der gesammten Arbeiterschaft in dieser Stadt fehlte es bisher und fehlt es auch jetzt noch, trotz der verdienstvollen Arbeit E. Hirschbergs über „Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin“. Der Verfasser hat in seinem Buche „eine Art Handbuch der Berliner Sozialstatistik“ geben wollen und mit großem Fleiße das vorliegende statistische Material unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Verhältnisse der Arbeiter zusammengefaßt und verarbeitet. Das Material war aber zu reichhaltig, als daß es in einem so verhältnißmäßig wenig umfangreichen Buche wie dem vorliegenden in genügender Weise hätte zur Darstellung gebracht werden können, und wiederum zu lückenhaft, als daß es ausgereicht hätte, die von dem Verfasser ausgewählten Punkte lückenlos zur Darstellung zu bringen. Die Schwierigkeiten, mit denen der Verfasser also zu kämpfen hatte, waren von vornherein sehr groß, und noch schwieriger hat sich derselbe seine Aufgabe dadurch gemacht, daß er die einzelnen Punkte historisch behandelt hat. So dankenswerth und werthvoll diese historischen Einleitungen der einzelnen Kapitel sind, bei dem Mangel an genügenden Vorarbeiten mußten sie Bruchstücke bleiben. Hier hat der Verfasser die Grenzen seiner Behandlung nicht eng genug gesteckt und einen großen Theil des beschränkten Raumes seines Buches der eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der augenblicklichen Zustände zu Gunsten einer Schilderung vergangener Verhältnisse entzogen. Einzelnen Kapiteln, wie z. B. Kapitel 2: Die Wohnungsverhältnisse, Kapitel 8: Arbeiterbewegung, Kapitel 11: Arbeitslohn ꝛc., würde man eine ausführlichere Behandlung gewünscht haben. Man vergleiche z. B. die ausführliche Wohnungsstatistik, wie sie uns der Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig vom Jahre 1895 giebt, mit den drei bis vier Tabellen, die man bei Hirschberg S. 30 bis 37 findet, und man wird diese Forderung als gerechtfertigt anerkennen. In demselben Kapitel wird man vergeblich nach einem Worte über das so außerordentlich wichtige Verhältniß von Lohnhöhe zu Miethpreis suchen. So wäre z. B. die Tabelle auf S. 35 bedeutend werthvoller geworden, wenn zu den einzelnen Berufen die Ziffer des durchschnittlichen Wochenlohns hinzugefügt und die Reihenfolge darnach geordnet worden wäre. Dagegen hätte die Schilderung der privaten Bestrebungen zur Besserung der Arbeiterwohnverhältnisse, der verschiedenen Aktiengesellschaften und Genossenschaften ohne Schaden beträchtlich verkürzt werden können. Im Kapitel 7 fehlt z. B. jede Tabelle über die Stärke der Gewerkschaften in Berlin, die doch ohne große Mühe zu beschaffen gewesen wäre. Der Verfasser begnügt sich, die Zahl des statistischen Jahrbuchs

[1] „Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin“, von Dr. E. Hirschberg. Berlin 1897, Verlag von Otto Liebmann.

vom Jahre 1892, 7000 Mitglieder, neben die Angabe der Gewerkschaftskommission vom Jahre 1895, 46425 Männer und 3010 Frauen, zu stellen, und macht keinen Versuch, die der Wirklichkeit entsprechende Zahl ausfindig zu machen. In Kapitel 11, Arbeitslohn, vermissen wir z. B. die Darstellung der Löhne der städtischen Arbeiter, für die dem Verfasser bei seiner amtlichen Stellung ausreichende Daten doch wohl zugängig gewesen sein dürften. U. s. w. u. s. w.

Alles in Allem genommen muß trotz ihrer Lücken die Hirschbergsche Arbeit als eine sehr verdienstvolle bezeichnet werden. Sie bietet dem Forscher städtischer Arbeitsverhältnisse vereinigt, was er sich in anderen Städten mühselig aus vielerlei, oft recht spärlich und trübe fließenden Quellen zusammensuchen muß, und sie bietet es in einer meist vortrefflichen, übersichtlichen Anordnung dar. Um so werthvoller aber will uns das Buch auch deshalb erscheinen, weil es aus einer echten Sympathie für die Arbeiterklasse entsprungen ist. Der Verfasser hat in wohlthuendem Gegensatz zu so manchen Veröffentlichungen der neueren Zeit, die eine recht merkwürdige Arbeiterfreundlichkeit zur Schau tragen, die soziale Thätigkeit der arbeitenden Klasse zu verstehen gesucht und ist daher mit einer Ausnahme, auf die wir gleich zu sprechen kommen, nicht in den so gewöhnlichen Fehler gefallen, sie von einer angeblich höheren Warte schulmeistern zu wollen. Das warme Mitgefühl, das sich z. B. in dem Kapitel über Arbeitslosigkeit ausspricht, wirkt erfrischend, weil es ungeziert und bescheiden auftritt. Um so auffallender ist die Stellung des Verfassers gegenüber der Sozialdemokratie. Er hat es sich nicht versagen können, an verschiedenen Stellen seine Feindschaft gegen die Sozialdemokratie zu markiren. So, wenn er klagt, daß auch auf dem Gebiet des Krankenkassenwesens die Politik eine Rolle spielt und daß die Vorstände der Krankenkassen meist Sozialdemokraten sind, und wenn er jammert, daß die energische Wahlagitation der Sozialdemokraten schließlich dahin führen muß, die Besetzung der Stellen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bei den Gewerbegerichten in die Hände der Sozialdemokratie zu legen und so die Unparteilichkeit des Gewerbegerichts zu gefährden! Unseres Erachtens wäre es das Zeichen eines besseren Geschmacks gewesen, derartige Angriffe in einem rein darstellenden Buche zu unterlassen. Wir würden dieselben auch nicht erwähnt haben, wenn es nicht allgemach in gewissen sozialpolitischen Kreisen ein stehender Gebrauch zu werden schiene, eine gewisse Arbeiterfreundlichkeit mit einer rücksichtslosen Feindschaft gegen die Sozialdemokratie zu verbinden und die Angriffe auf die letztere um so mehr zu verstärken, je entschiedener die erstere betont wird. Davon macht Hirschberg keine Ausnahme. Seine Urtheile und Darstellungen sind oft in hohem Grade arbeiterfreundlich und zeugen von einem richtigen Verständniß der Arbeiterverhältnisse und einer zutreffenden Kritik der gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit, wenn denselben auch etwas mehr Entschiedenheit zu wünschen wäre. Daneben finden wir dann aber unmotivirte Angriffe auf die Sozialdemokratie, wie die erwähnten, mangelhaftes Verständniß für die politischen Gründe, welche die Taktik der letzteren bestimmen, und geradezu unsinnige Aeußerungen, wie die, daß das Ziel der Gewerkschaften „vor Allem die Ausführung der sozialdemokratischen Forderungen auf *politischem* Gebiet“ ist.

Doch wenden wir uns jetzt von den kritischen Ausstellungen, die wir hatten machen müssen, zu einer Uebersicht über den reichen Inhalt des Buches. In zwölf Kapiteln behandelt der Verfasser die Zahl der Arbeiter, ihre örtliche Vertheilung, ihre Gliederung nach Beruf, Alter, Konfession (Kapitel 1), die Wohnungsverhältnisse (Kap. 2), Erkrankungen und Sterblichkeit (Kap. 3), das Arbeiterversicherungswesen (Kap. 4), das Schulwesen (Kap. 5), die soziale Fürsorge der

Behörden (Kap. 6), Organisationen der Selbsthilfe (Kap. 7), Arbeiterbewegung (Strikes, Nothstand ꝛc.) (Kap. 8), die Arbeitslosigkeit (Kap. 9), den Arbeitsnachweis (Kap. 10), Arbeitslohn, Arbeitszeit ꝛc. (Kap. 11), Lebenshaltung, Arbeiterbudgets (Kap. 12) und kommt trotz alles Ungünstigen, das uns die Statistik enthüllt hat, trotz der geringen Zuversicht, die er wegen des Günstigen hat, zu einer recht hohen Einschätzung der sozialen Fürsorge des Staates und der Gesellschaft, zu der optimistischen Behauptung, daß gerade in Berlin, wo zwar das Zentrum der sozialen Gährung ist, aber auch der Behördenapparat zusammenliegt (!!), sich die sozialpolitischen Theorien leichter in Thaten umsetzen lassen und sich die Berliner Kommunalpolitik allmälig zum Schutze der wirthschaftlich Schwachen weiter entwickeln wird.

Wir müssen dagegen gestehen, daß wir niemals eine große Meinung von dem sozialpolitischen Verständniß und der sozialpolitischen Thätigkeit der kommunalen Behörden Berlins gehabt haben, daß uns aber die ganze erschreckende Unfruchtbarkeit und Oede des Berliner Kommunalliberalismus noch nie so voll entgegengetreten ist, wie bei der Lektüre des Hirschbergschen Buches. Die ganze Schrift ist eine furchtbare Anklage gegen die städtischen Behörden, deren sozialpolitische Gleichgiltigkeit um so verhängnißvoller ist, als Berlin schon seit der Mitte des Jahrhunderts eine große Industriestadt ist. Von 1000 Einwohnern der Stadt gehören nämlich 524 Arbeiter (Selbstthätige und Angehörige) + 38 Dienstboten, zusammen 562, der arbeitenden Klasse an. In dieser Hinsicht nimmt Berlin unter den deutschen Städten mit über 100000 Einwohnern die siebente Stelle ein; es wird nur von Dortmund mit 664, Barmen mit 620, Chemnitz mit 592, Aachen mit 592, Düsseldorf mit 588 und Elberfeld mit 565 Mitgliedern der arbeitenden Klasse übertroffen.

Am meisten haben wohl die Stadtverwaltungen, nicht nur in Deutschland, auf dem Gebiet der Hausung der städtischen Bevölkerung im Allgemeinen und der arbeitenden Klassen im Besonderen gesündigt, und auf keinem Gebiet ist es für die lebenden und die kommenden Generationen schwieriger, die Sünden der Vorfahren wieder gut zu machen, als auf diesem. Berlin bildet keine Ausnahme. Der Wohnungsmangel war chronisch und die Miethpreise hoch. Die Bevölkerung hauste eng zusammengepfercht in schlechtgebauten Häusern, die der Mangel an allen sanitären Vorkehrungen zu Höhlen und Brutstätten der Krankheiten machte. 1875 erreichten die elenden Wohnungsverhältnisse ihren Höhepunkt. Nach Böckh waren 10,2 Prozent aller Wohnungen Kellerwohnungen, in denen 95908 Menschen lebten. 46,3 Prozent der Bevölkerung lebten in Wohnungen mit einem oder keinem heizbaren Zimmer, 161752 Personen (17,2 Prozent) in Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer mit 6 bis 20, oder von zwei heizbaren Zimmern mit 10 bis 20 Bewohnern, 8,4 Prozent waren in Schlafstelle. Seitdem ist es etwas besser geworden, obschon die Bevölkerungsdichtigkeit pro Grundstück noch zugenommen hat. Noch 1890 hatten 56,2 Prozent der Haushaltungen eine Schlafstelle, 29,5 deren zwei, 10,5 deren drei, 2,7 deren vier und 1,1 Prozent deren fünf und mehr. Dabei wohnten von den 95365 Schlafleuten zwei Drittel bei einem Ehepaar und fast drei Viertel in Haushaltungen mit Kindern, und ferner 39 Prozent in Wohnungen mit nur einem, 51 Prozent in Wohnungen mit zwei Zimmern, so daß nur 10 Prozent auf größere Wohnungen entfielen (Hirschberg, S. 33—34). Und während des ganzen Jahrhunderts hat die Stadt auch nicht den geringsten Versuch gemacht, auf dem Gebiet des Arbeiterwohnungsbaues reformatorisch und neuschöpfend vorzugehen. Es fehlt ihr an jeder weitblickenden Grund- und Bodenpolitik. Sie hat das Straßenbahnenwesen auch in

neuester Zeit wieder in die Hände privater Gesellschaften gelegt und sich damit die Möglichkeit abgeschnitten, durch Ankauf großer Ländereien in den Vororten zugleich der Wohnungsnoth der arbeitenden Klassen abzuhelfen und die allmälig erwachsende Grundrente für die Gemeinschaft abzufangen. Kein Wunder, daß sie auch das Naheliegende vernachlässigt und sich nicht im Geringsten um die Hausung der von ihr beschäftigten Arbeiter gekümmert hat.

Derselben Unthätigkeit der städtischen Behörden begegnen wir auf dem Gebiet des Arbeitsnachweises. Und wenn irgendwo, wäre in Berlin mit seiner großen fluktuirenden Bevölkerung die Einrichtung eines zentralisirten, mit den Machtmitteln der Gemeinde ausgestatteten Arbeitsnachweises unbedingt nothwendig. Im Jahre 1895 betrug der Zu- und Fortzug von Gehilfen, Gesellen, Arbeitern, Dienstboten beiderlei Geschlechts 127000, bezw. 107000 Personen, so daß also ein Ueberschuß von circa 20000 Personen konstatirt werden muß. Der größere Theil der Zuzügler kommt, wenn man von der Provinz Brandenburg absieht, aus den östlichen Provinzen, 10 Prozent allein aus Schlesien, je 6,2 Prozent aus Sachsen und Pommern, je 5 Prozent aus Ostpreußen und Posen. Es sind dies in der Hauptsache Arbeiter, deren Bildung eine bei Weitem niedrigere ist, als die der Berliner Arbeiter, die in ihrer Heimath an erbärmliche Löhne[1] gewöhnt sind und sich daher in Berlin nur zu leicht als Lohndrücker von den Unternehmern gebrauchen lassen. Außerdem werden alljährlich zu Anfang des Winters circa 5000 Soldaten zur Reserve entlassen, von denen ein nicht geringer Theil in Berlin bleibt und gerade in der ungünstigsten Zeit des Jahres die Konkurrenz um Arbeit vergrößert. Dazu kommen dann noch die Saisonschwankungen, die allerdings nach den Berufen verschieden groß sind, im Allgemeinen aber in den Wintermonaten die größte Depression an Arbeitsgelegenheit verursachen. Die beiden Arbeitslosenzählungen des Jahres 1895 ergaben für Berlin erwerbsfähige Arbeitslose am 14. Juni 1895 17487, am 2. Dezember 28007, und rückten Berlin an die dritte bezw. siebente (im Winter) Stelle unter den Großstädten. Diese wenigen Zahlen zeigen deutlich genug, wie nothwendig ein gut organisirter Arbeitsnachweis gerade in Berlin ist und welche segensreiche Wirkungen er auszuüben im Stande wäre. Was hat nun die Stadt auf dem Gebiet des Arbeitsnachweises gethan? Nichts! Man müßte denn die 5000 Mark, mit denen die Stadt den Zentralverein für Arbeitsnachweis subventionirt, als eine That auf diesem Gebiet ansehen. Wie sich Hirschberg zurückhaltend ausdrückt, wurden in Berlin von vornherein allgemeine Bedenken gegen einen städtischen Arbeitsnachweis laut. In einfachem Deutsch heißt dies: die freisinnigen Kommunalhelden sahen in einem städtischen Arbeitsnachweis, wie bei allen Einrichtungen, die der Arbeiterklasse zu Gute kommen, den sozialistischen Zukunftsstaatspferdefuß. Als fromme Verehrer des manchesterlichen Evangeliums bekreuzten sie sich, wiesen die sozialistische Versuchung von sich und beschlossen, die Privatthätigkeit auf diesem Gebiet frei schalten zu lassen. Hirschberg erklärt dieses Vorgehen der städtischen Behörden für nicht ungerechtfertigt, weil schon der gemeinnützige Zentralverein für Arbeitsnachweis vorhanden war und seine Entwicklung aussichtsvoller schien,

[1] Der ortsübliche Tagelohn für erwachsene männliche Arbeiter beträgt in

Berlin	2,40 Mark, für weibliche	1,50 Mark
Schlesien	1,02 " " "	0,67 "
Ostpreußen	1,17 " " "	0,70 "
Westpreußen	1,26 " " "	0,79 "
Posen	1,09 " " "	0,66 "

(Hirschberg, S. 21).

als ein städtisches Unternehmen. Die Hirschbergsche Darstellung macht es aber vollständig klar, daß neben dem Zentralverein sehr gut Platz für einen städtischen Arbeitsnachweis gewesen wäre. Was hätte außerdem die Stadt gehindert, die Einrichtungen des Zentralvereins zu übernehmen und auszubauen? Damit wäre dann der Grund zu der vom Verfasser als wünschenswerth bezeichneten Zentralisirung des Arbeitsnachweises gelegt gewesen, und der Stadt wäre es bei der Fülle ihrer Mittel leicht gewesen, die nothwendigen Filialen in den einzelnen Stadtvierteln einzurichten. Statt dessen haben wir eine ungeheure Zersplitterung. Die Bureaus der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die Nachweisstellen der Gewerkschaften, den Arbeitsnachweis der Brauereien, den Zentralverein, die Nachweisstellen der Innungen, evangelisch-, katholisch-, jüdisch-konfessionelle Einrichtungen (Herbergen zur Heimath, Arbeiterkolonie, Schuppenkirche 2c.) u. s. f. — sie alle beschäftigen sich mit Arbeitsnachweis, mit mehr oder weniger großem Erfolg.

Ebenso kraß tritt uns diese sozialpolitische Gleichgiltigkeit auf dem Gebiet des Schulwesens, vor Allem dem des Fortbildungswesens, und der Volksbildung überhaupt entgegen. Für das gesammte Fortbildungswesen inklusive Fachschulen gab die Stadt im Jahre 1894/95 647 024 Mark aus gegen 10,3 Millionen für die Volksschulen. Neben dieser an und für sich lächerlich kleinen Summe verschwinden die 24 300 Mark, welche die Stadt Berlin für ihre 27 Volksbibliotheken ausgiebt, als eine Differentialgröße. In diesen 27 Volksbibliotheken ist der ungeheure Bücherbestand von 95 763 Büchern vorhanden; für Anschaffung von neuen Büchern werden alljährlich sage und schreibe circa 16 000 Mark ausgegeben. Die Zahl der Leser ist so gering, daß seit dem Jahre 1892 die betreffende Deputation sich schämt, dieselbe in ihren jährlichen Berichten anzugeben. Im Jahre 1891/92 betrug sie 15 791, davon 4,7 Prozent Arbeiter! Mit einer einzigen Volksbibliothek sind auch Lesezimmer verbunden, die „stets kostenfrei zugänglich sind“. Da sie aber nur von 6 bis 9 Uhr Abends und Sonntags von 11 bis 12 Uhr geöffnet sind, so wird der Besuch derselben wahrscheinlich kein überwältigender werden.

Das ist, abgesehen von einigen Subventionen, ungefähr alles, was die Stadt Berlin für die Bildung der arbeitenden Klassen thut! Wir können natürlich von einem Beamten der Stadt, wie es der Verfasser ist, nicht erwarten, daß derselbe in rücksichtsloser Weise den Finger in die Wunde legt und den städtischen Behörden ihre geradezu strafbare Rückständigkeit entschieden zu Gemüthe führt. Die einfache Konstatirung der Thatsachen hätte aber genügt, den unbefangenen Leser zu richtigen Schlüssen über die Verschuldung der Behörden zu führen. Statt dessen behauptet der Verfasser, daß die Einrichtungen für die Bildung der arbeitenden Klassen, städtische und private, „zahlreicher sind, als das Bildungsbedürfniß dieser Klassen fordert“, und sucht nach Gründen für die Theilnahmslosigkeit der Arbeiter. Nicht nur die lange Arbeitszeit und das Mißtrauen gegen die bürgerlichen Wohlfahrtsbestrebungen, vor Allem das lebhafte politische Leben und Treiben der Arbeiter tragen nach ihm die Schuld an dieser Bildungsgleichgiltigkeit: „Verbitterung und Verbissenheit sind eben ein schlechter Nährboden für idealere Bestrebungen, und agitatorische Wirthschafts- und Interessenpolitik stehen den selbstlosen Bemühungen um Verbreitung der Volksbildung überall entgegen. Es wird wohl eine friedlichere Zeit sozialer Ruhe abgewartet werden müssen, ehe das wichtige und versöhnende Kulturmittel der Bildung und Fortbildung in der arbeitenden Klasse Berlins Wurzel schlagen kann“ — so schließt der Verfasser pathetisch. Die Frage, ob denn die Stadt alles gethan hat, um den Arbeitern die Bildung in Reichweite zu bringen, kann der Verfasser natürlich nicht auf-

werfen; hätte er sie sich gestellt und vorurtheilsfrei untersucht, so wäre er sicher zu einem anderen Resultat gekommen und er hätte andere Gründe für die Bildungsgleichgiltigkeit der Arbeiter gefunden, vielleicht auch eingesehen, daß man überhaupt von einer solchen nicht reden darf.

Wir haben den reichen Inhalt des Hirschbergschen Buches hauptsächlich unter dem einen Gesichtspunkt durchmustert, wie weit die Fürsorge der städtischen Behörden für den größeren, dieser Fürsorge in erster Linie bedürftigen Theil der Bevölkerung, die arbeitenden Klassen, thätig gewesen ist, und haben in Folge dessen große und interessante Partien des Buches kaum gestreift. Es sind dies vor Allem die Kapitel 11 und 12, die sich mit Arbeitslohn, Arbeitszeit rc. und den Arbeiterbudgets beschäftigen. In diesen beiden Kapiteln hat der Verfasser ein großes Material sorgfältig zusammengetragen und übersichtlich nach Berufen geordnet. Für jeden Forscher bieten diese Daten eine Fülle interessanten und anregenden Stoffes, dessen eindringliches Studium einen Jeden zu dem Resultat führen muß, wie außerordentlich elend im Allgemeinen die Lage der arbeitenden Klassen ist und welch große Aufgaben hier noch der zukünftigen Lösung harren.

Was die Arbeiter in der Schweiz lesen.

Von **Dionys Zinner.**

Mannigfaltige Beobachtungen, die mich annehmen ließen, daß die organisirten Arbeiter ebenso wie die unorganisirten wenig lesen und daß das, was sie lesen, nicht immer belehrende Literatur ist, weckten in mir den Entschluß, darüber in einer Reihe von Vereinen Erhebungen zu veranstalten. Um der Sache erhöhtes Interesse zu verleihen, faßte ich mehrere Städte, so Zürich, Bern, Luzern, Basel und Winterthur ins Auge, in denen sowohl bedeutendere Grütlivereine, als auch Arbeitereine bestehen, von denen die ersteren in der Regel nur Schweizer Bürger und die anderen ausländische, meistens deutsche Arbeiter zu Mitgliedern haben. Ich versandte an alle diese Vereine einen gleichlautenden Fragebogen, welcher folgende Rubriken enthält: Name und Ort des Vereins, Zahl der Mitglieder, Zahl der Bände in der Bibliothek und Vertheilung derselben auf folgende Abtheilungen: Sozialpolitik und Volkswirthschaft, Geschichte und Biographien, Naturwissenschaft, Religion und Philosophie, Länder- und Völkerkunde, Lexika und Sprachwissenschaft, Klassiker, Belletristik, Technisches und Gewerbliches, Zeitschriften, Verschiedenes; ferner wird gefragt, welche Bücher und Broschüren am meisten gelesen werden, ob im Verein Schriftenkolportage betrieben wird und für welche Summe 1896 Schriften verkauft wurden, sowie für welche Summe in früheren Jahren, welchen Antheil daran die sozialistische Literatur hatte, welche sozialistischen Schriften am meisten gekauft werden und welche anderen Schriften, wie viele Zeitungen im Vereinslokal aufliegen und endlich, wie viele davon sozialistische sind. Zum Schlusse ist eine Rubrik für „allgemeine Bemerkungen“ offengelassen. Alle Angaben waren für das Jahr 1896 erbeten. Trotz der nicht geringen Arbeit, welche die Aufstellung einer Statistik über die ganzjährige Benützung einer Vereinsbibliothek verursacht, namentlich bei der nicht immer mustergiltigen Kontrollführung durch die Bibliothekare, entsprachen zehn von den zwölf angefragten Vereinen in anerkennenswerther Weise meinem Gesuche. Bezüglich des Grütlivereins und des Allgemeinen Arbeiterbildungsvereins in Winterthur machte ich die nothwendigen Auszüge und Aufstellungen selbst, wobei ich ziemliche Abweichungen in der Eintheilung der Bibliotheken nach den verschiedenen Abtheilungen beobachten konnte; das gilt übrigens auch für die anderen, hier in Betracht kommenden Vereine. Diese Abweichungen erleichtern natürlich eine tabellarische Zusammenstellung der gewonnenen Daten nicht. Ferner ist wohl auch die Ausscheidung der verschiedenen

Bücher in die verschiedenen Abtheilungen der Bibliothek keine gleichartige, so daß in dem einen Vereine ein Buch der Abtheilung „Sozialpolitik und Volkswirthschaft" angehört, das in einem anderen Verein der Abtheilung „Geschichte" einverleibt ist.

Zur tabellarischen Zusammenstellung konnten die Angaben von acht Vereinen benützt werden. Diese Angaben bieten nun folgendes Bild. (Siehe Tabelle S. 276.)

Noch liegen mir einige Angaben vor vom Verein der deutschen Sozialisten in Zürich und vom Arbeiterverein in Töß; letzterer Verein ist ein Konsumverein, der sich jedoch auch mit Politik beschäftigt. Töß, bei Winterthur gelegen, vereinigt in sich Industrie und Landwirthschaft; die Mitgliedschaft des dortigen Arbeitervereins setzt sich aus Arbeitern, Gewerbetreibenden und Landwirthen zusammen. Der Verein der deutschen Sozialisten in Zürich zählt 180 Mitglieder; die Bibliothek, recht gut zusammengestellt, enthält 260 Bände, die jedoch sehr wenig gelesen werden, da die Mitglieder meist auch dem Arbeiterbildungsverein „Eintracht" angehören und dessen Bibliothek benützen.

Die Bibliothek des Tößer Arbeitervereins zählt 662 Bände, welche sich auf die einzelnen Abtheilungen folgendermaßen vertheilen: Sozialpolitik und Volkswirthschaft 53 (davon gelesen 5), Geschichte und Biographien 81 (105), Naturwissenschaft und Technologie 26 (32), Klassiker und Belletristik 282 (476), Gesetze 36 (10), illustrirte Zeitschriften 162 (902), Theaterstücke und Deklamationen 22 (6); insgesammt wurden 1536 Bände entlehnt bei einer Mitgliederzahl von 450. Nur etwa 200 Mitglieder haben die Bibliothek frequentirt.

Bezüglich des Lesestoffes steht die Belletristik in den meisten Vereinen in erster Linie; es sind hier darunter die Sonderausgaben von Romanen, Novellen ꝛc., wie auch die illustrirten Zeitschriften zu verstehen. Von den 1536 Entlehnungen im Tößer Arbeiterverein entfallen allein 1348 auf die Unterhaltungsliteratur; von den 178 des Winterthurer Grütlivereins allein 117; von 601 des Winterthurer Arbeiterbildungsvereins 334; von 1677 des Züricher Arbeiterbildungsvereins 784, in welcher Zahl allerdings auch die klassischen Werke inbegriffen sind; von 331 des Luzerner Arbeitervereins 116. Soweit Zeitschriften in besonderer Rubrik angeführt sind, wobei es sich um „Gartenlaube", „Buch für Alle", „Ueber Land und Meer", „Chronik der Zeit", „Neue Welt" ꝛc. handelt, zeigt der Vergleich der Bände mit der Zahl der Entlehnungen für diese Rubrik die stärkste Frequenz. So wurde im Tößer Arbeiterverein jeder Band 5½ Mal entlehnt, im Züricher Grütliverein fast fünfmal, im Züricher und Winterthurer Arbeiterbildungsverein je zweimal.

Von der sozialpolitischen Abtheilung wurde im Berner Grütliverein, die mit 30 Bänden auf 544 Bände in der Bibliothek überhaupt allerdings recht schwach ausgestattet ist, jeder Band fast fünfmal entlehnt; im Deutschen Arbeiterverein Bern, im Züricher Arbeiterbildungsverein und im Basler Grütliverein annähernd je einmal. Aehnlich ist die Frequenz im Luzerner Verein, während der Tößer Arbeiterverein, der Züricher Grütliverein und der Winterthurer Grütliverein äußerst ungünstige Verhältnisse zeigen; im Winterthurer Arbeiterbildungsverein ist es wieder besser. Im Tößer Arbeiterverein hat jedes sozialpolitische Buch Aussicht, alle 11 Jahre einmal an die Reihe zu kommen, wobei diese Abtheilung mit 53 von 662 Bänden überdies nicht umfangreich ist. Annähernd gleich stark ist die Benützung der beiden Abtheilungen Naturwissenschaft, sowie Länder- und Völkerkunde, etwas lebhafter die Frequenz der Abtheilung Geschichte und Biographien; auch die Abtheilungen Philosophie ꝛc., Sprachwissenschaft ꝛc. und Technisches ꝛc. sind, wie die Tabelle zeigt, theilweise gut benützt, doch wechselt die Inanspruchnahme der verschiedenen Abtheilungen von Verein zu Verein.

Die Frage, welche Bücher und Broschüren am meisten gelesen werden, ist entweder gar nicht oder dann mit dem Hinweis auf die bei den einzelnen Abtheilungen stehenden Angaben beantwortet worden, woraus zu schließen, daß die Frage mißverstanden worden ist. Was ich als Antwort gewünscht hätte, war die Angabe des Buchtitels und des Verfassers der meist gelesenen Bücher. Nur der Züricher Arbeiterbildungsverein „Eintracht" bemerkte zu der Frage: Zola, Bebel, Corvin, Blumenhagen,

Vereine	Zahl der Mitglieder	Zahl der Bibliothekbände	Sozialpolitik u. Volkswirthschaft		Geschichte und Biographien		Naturwissenschaft		Philosophie und Religion		Länder- und Völkerkunde		Lexika und Sprachwissenschaft		Klassiker		Belletristik		Technisches und Gewerbliches		Zeitschriften		Verschiedenes		Total der Bände	Total der Entlehnungen
			B.[1]	A.[1]	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.		
Grütliverein Bern	400	544	30	144	90	40	12	136	9	8	70	140	24	14	28	48	110	86	84	180	87	75	—	—	544	871
Deutscher Verein Bern	191	419	97	84	(zus. in 6 Abtheilungen 114 Bände, ausgeliehen 97)										(zus. 208 Bände, ausgeliehen 175)										419	356
Grütliverein Zürich I	290	372	29	8	56	31	31	7	—	—	37	3	5	2	17	2	112	37	21	–	36	148	28	—	372	238
Arbeiterbildungsverein „Eintracht" Zürich	973	1300	234	205	159	155	124	284	60	87	35	105	45	43	133	595	337	[2]	[3]		92	186	81	17	1300	1677
Grütliverein Winterthur	278	447	146	15	52	18	(zus. 50 Bände, ausgeliehen 19)								45	9	72	108	17	—	65	9	—	—	447	178
Allgemeiner Arbeiterbildungs-Verein Winterthur	200	598	123	65	72	65	20	31	14	20	4	32	26	3	92	33	72	112	59	12	113	222	3	6	598	601
Grütliverein Großbasel	130	687	68	64	102	11	40	10	31	2	[4]	—	13	2	97	15	125	63	5	1	166	50	40	15	687	233
Arbeiter- und Arbeiterinnen-Verein Luzern	120	431	105	83	60	24	32	35	5	7	25	18	30	[5]	60	23	92	116	22	25	—	—	—	—	431	331

[1] In diesen Rubriken ist die Bändezahl in jeder Abtheilung, sowie die Zahl der erfolgten Entlehnungen angegeben. — [2] Die Zahl der Entlehnungen ist in der Klassiker-Abtheilung enthalten. — [3] Technisches zc. ist in der Rubrik „Verschiedenes" enthalten. — [4] Länder- und Völkerkunde ist in der Rubrik „Naturwissenschaft" enthalten. — [5] Lexika werden nicht ausgeliehen.

Kneipp, Bock, Dobel und Dumas. Ferner machte der Luzerner Verein die Bemerkung: Politische und Unterhaltungsliteratur, was mit den Angaben für die einzelnen Abtheilungen (siehe Tabelle) übereinstimmt. Ich habe nun die Frage etwas näher untersucht in den beiden Winterthurer Vereinen, dem Grütli- und dem Arbeiterbildungsverein.

Im Winterthurer Grütliverein ist die bekannte Stuttgarter illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“, die in sechs Bänden in der Bibliothek ist, 36 Mal gelesen worden; sodann folgt das „Buch für Alle“, ebenfalls eine Stuttgarter illustrirte Zeitschrift, die übrigens im gedruckten Katalog des Vereins nicht figurirt, sondern nur im Kontrollbuch vorkommt, sie wurde 24 Mal gelesen; die „Chronik der Zeit“, gleichfalls nicht im Katalog, 8 Mal; „Vom Fels zum Meer“, 7 Mal; „Die Neue Welt“ 5 Mal; die Basler „Helvetia“ 6 Mal; „Daheim“ 3 Mal; „Das Alphorn“ 3 Mal; „Der Stein der Weisen“, 12 Bände, 4 Mal u. s. w. Von sozialpolitischer Literatur wurden Lassalles Werke und die „Neue Zeit“ je 3 Mal entlehnt, die Sozialdemokratische Bibliothek 2 Mal und je 1 Mal Bebels Frau und der Sozialismus, Georges Fortschritt und Armuth, Herr Böhmert und seine Fälschungen der Wissenschaft von einem Arbeiter, Die Noth des vierten Standes. Der Jahresbericht des Grütlivereins für 1893, Das Schweizerische Obligationenrecht und Der Rechtsfreund. Von der geschichtlichen Abtheilung wurden je 3 Mal entlehnt: Die französische Revolution von Blos und Die Geschichte des schweizerischen Bundesrechts, je 2 Mal Bebels Deutscher Bauernkrieg und Winterthur in Wort und Bild, je 1 Mal Dumas' Garibaldi, Die Ereignisse im Kanton Luzern von 1844 bis 1845, Seidas Denkbuch der französischen Revolution, Die Erhebung der Schweiz für Neuenburg, Winterthur und das Neunmillionenanlehen; von den 14 Bänden Biographien wurde keiner entlehnt. Von anderen wissenschaftlichen Werken wurden entlehnt: Kennans Sibirien 3 Mal, Dodels Moses oder Darwin und Tschudis Alpenleben je 2 Mal, Avelings Darwinsche Theorie, Langkavels Mensch und seine Rassen, Simons Gesundheitspflege des Weibes und Buch der Erfindungen je 1 Mal. Von den poetischen Werken brachte es Henckells Buch der Freiheit auf 3 Entlehnungen, Schiller wurde 1 Mal entlehnt 2c.

Im Winterthurer Arbeiterbildungsverein stehen die Gartenlaube und die Schwarzwälder Dorfgeschichten mit je 26maliger Entlehnung obenan; dann folgt aber mit 12maliger Entlehnung ein Geschichtswerk, nämlich Zimmermanns Großer Bauernkrieg; ferner wurden häufig entlehnt Die Neue Welt (11 Mal), Ein Held des Geistes und des Schwertes (10 Mal), Das Buch für Alle und Winterthur in Wort und Bild je 9 Mal, Marx' „Kapital“ (die verschiedenen Bände) 8 Mal, Sybil, Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft, Bebels Frau und Sozialismus und Ernsts Roman Glaser Sustrunk je 7 Mal, Onkel Toms Hütte, Blos' Französische Revolution, Kennans Sibirien, Otto-Walsters Am Webstuhl der Zeit, Erlebnisse einer Schweizerkompagnie in Venedig, Das Bluturtheil zu Chicago und Blos' Rothenburger Tage je 6 Mal, Darwins Entstehung der Arten, Die Franzosen in Deutschland, Lassalles Werke, Zolas Germinal, Schiller, Bocks Anthropologie je 5 Mal, Geschichte des Sozialismus, Scherrs Schweizerspiegel, Renans Leben Jesu, Lissagarays Pariser Kommune, Seidels Friedrich der Große, Hauffs Werke, Gestalt des menschlichen Körpers, Dodels Moses oder Darwin, Kautskys Helene, Blos' Bauernkrieg, Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Rüeggs Frei durch die Welt je 4 Mal; Kautskys Thomas More, Jahrbuch der Sozialpolitik und Sozialwissenschaft, Köhlers Weltschöpfung und Weltuntergang, Karl v. Bonstetten, Naturheilverfahren, Blos' Pater Ambrosius, Wunder des menschlichen Organismus je 3 Mal; Weitlings Evangelium des armen Sünders, Deutsche Geheimpolizei, Züricher Strafrecht, Marx' 18. Brumaire, Leichenverbrennung, Militärisches Tagebuch, Belletristisches Ausland (Spindler), Liebknechts Ein Blick in die neue Welt, Illustrirte Zeitung, Leipziger Hochverrathsprozeß je 2 Mal; von den Büchern und Schriften, welche nur je 1 Mal entlehnt wurden, erwähne ich: Engels' Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, Engels' Biographie, Kommunistisches Manifest, Feuerbachs Religion der Zukunft, Wuttkes Deutsche Zeitschriften, Leopold Jacobys Es

werde Licht, Wittigs Ein Jahrhundert der Revolution, Stecks Schweizerisches Arbeiterlesebuch, Joh. Jacobys Meine Rechtfertigung, Bürklis Der wahre Winkelried und Direkte Gesetzgebung durch das Volk, Müllers Anarchistische Umtriebe in der Schweiz, Das schweizerische Fabrikgesetz u. s. w. Ferner wurden entlehnt 7 Theaterstücke, 11 Bände Gedichte, worunter die Sammlung „Vorwärts", Herweghs Gedichte eines Lebendigen, Burger 2c. Von den gelesenen Klassikern sind noch zu erwähnen Göthe, Lessing, Körner, Börne; sodann Volneys Ruinen, Dumas' Drei Musketiere 2c.

Das Gemeinsame in der Benutzung der Bibliothek der beiden Winterthurer Vereine ist die außergewöhnliche Häufigkeit und Bevorzugung, mit der die illustrirten Zeitschriften entlehnt werden und die bedauerlicher Weise bei der wissenschaftlichen Literatur, insbesondere der sozialpolitischen, zu vermissen ist. Im Grütliverein sind es Ueber Land und Meer und Buch für Alle, die am häufigsten entlehnt werden, im Arbeiterbildungsverein sind es Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten und die Gartenlaube. Wer aber entlehnt sie? Das sind in beiden Vereinen zumeist verheirathete Mitglieder, und man darf daher annehmen, daß diese Unterhaltungsliteratur vielfach, in zahlreichen Fällen vielleicht nur von den Frauen gelesen wird. Von den ledigen Mitgliedern sind es theils die jüngeren, welche in der Arbeiterbewegung noch neu sind, theils Sozialdemokraten, welche sozialpolitische und wissenschaftliche Literatur in kleinerem oder größerem Umfang selbst besitzen und nur belletristische Bücher aus der Bibliothek entlehnen.

Damit komme ich zu der in den Vereinen betriebenen Schriftenkolportage. Mehrere Vereine, so der Berner Grütliverein, der Züricher Arbeiterbildungsverein und der Tößer Arbeiterverein haben keinen Schriftenverkauf. Der Basler Grütliverein hat 1896 für 40 bis 50 Francs verkauft, der Züricher für 104 Francs (1895 für 48 Francs), der Winterthurer ebenfalls für über 100 Francs, und zwar fast ausschließlich den „Grütlianer"-Kalender und den Züricher „Neuen Postillon". Die deutschen Sozialisten in Zürich haben für 1965 Francs (in früheren Jahren für 1500 bis 1800 Francs) Schriften verkauft; der Deutsche Arbeiterverein in Bern für 1078 Francs (1895 für 600 bis 800 Francs), der Arbeiterverein Luzern für 600 Francs und der Arbeiterbildungsverein Winterthur für 519 Francs. Der größte Theil der in diesen Vereinen verkauften Schriften entfällt auf die sozialistische Literatur, wobei der Stuttgarter „Wahre Jacob" und die bekannten Verlagsartikel von Dietz, Wörlein & Comp. in Nürnberg und der Vorwärts-Buchhandlung in Berlin besonders in Betracht fallen; neben den sozialistischen Schriften werden nach der Angabe des Luzerner Vereins hauptsächlich noch geschichtliche und naturwissenschaftliche abgesetzt. Der Kolporteur des Winterthurer Arbeiterbildungsvereins hat mir eine spezialisirte Uebersicht über die von ihm im Jahre 1896 verkauften Schriften zur Verfügung gestellt, wonach verkauft wurden 1376 Exemplare „Wahrer Jacob", 110 Exemplare der Berliner und Wiener Maizeitungen, 66 Exemplare Becks Elektrizität, 50 Brackes „Nieder mit den Sozialdemokraten", 48 Sozialdemokratischer Katechismus, 40 klassische Meisterwerke, 38 Antisyllabus, 22 Stein der Weisen, 21 Grütlianer-Kalender, 25 Die Sozialdemokraten kommen, 18 Kommunistisches Manifest, je 17 Haftpflichtgesetzgebung in der Schweiz und Arbeiterkatechismus, 16 sozialdemokratische Liederbücher, 12 „Junker und Pfaffen" und „Umsturz und Sozialdemokratie", je 11 „O welche Lust, Soldat zu sein" und „Freie Liebe und bürgerliche Ehe", 10 Bommelis Thierwelt, 9 Essener Meineidsprozeß, 8 Soziales Krebsübel, je 7 Bebels „Frau" und „Sozialismus und Arbeiterschutzheuchelei", je 6 „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft", „Liebknechts Prozeß", „Zehn Gebote" und Liebknechts „Zum Gedächtniß von Karl Marx", je 5 „Polizeihauptmann Fischer", „Recht auf Faulheit" und „Geschichte der Kommune von 1871", 4 „Gesundheitspflege des Weibes", je 3 „Währungsfrage" (Schippel), „Prozeß Leckert-Lützow", Protokoll des Gothaischen Parteitags, „Sedanfeier und Sozialdemokratie", Scherms Reisehandbuch und „Gekrönte Häupter", je 2 „Der Mensch und seine Rassen", Liebknechts Fremdwörterbuch, Sterns Gedichte „Morgenroth", „Friedrich Engels' Leben und Wirken", „Vor hundert Jahren" (Greulich), „Die Ziele der Partei", „Marx vor den Kölner Geschworenen", „Die Emser Depesche",

„Für den Achtstundentag", „Stärkung der Gewerkschaftsbewegung", „Jesus von Nazareth", Quarcks Gewerbeinspektion, Oesterreichischer Arbeiterkalender. und je ein Exemplar wurde verkauft von Engels' „Ursprung der Familie", „Englische Gewerkvereinsbewegung" (Hugo), „Pfaffenspiegel", Webbs „Geschichte des englischen Trade Unionismus", „Geschichte der Erde", „Der Glaube an die Menschheit", „Die Ehre" (Sudermann), Rogers „Geschichte der englischen Arbeit", Seidel, „Aus Kampfgewühl und Einsamkeit", „Was haben wir erreicht", Lassalle, „Die Wissenschaft und die Arbeiter", „Arbeiterlesebuch", „Offenes Antwortschreiben", „Entwicklung des Sozialismus 2c." (Engels), „Hochverrath und Revolution", „Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie", „Weitling", „Zur Erinnerung an deutsche Mordspatrioten", „Sozialpolitische Vorträge", „Gracchus Babeuf", „Zwei Tage Etatsdebatte", Engels, „Kann Europa abrüsten", „Die wahre Gestalt des Christenthums" und Schwäbischer Tagwacht-Kalender; ferner 111 Hefte der „Neuen Zeit" und 83 Hefte des Volkslexikons.

Sodann ist noch zu erwähnen, daß die in Zürich etablirte Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins 1896 für 27031 Francs (1895 für 30682 Francs) Schriften verkauft hat, wovon nach mir gewordener Auskunft etwa 70 Prozent sozialistische sind; die Hälfte davon entfällt auf die Grütlivereine und die andere Hälfte auf die deutschen Vereine und Gewerkschaften. Der Rückgang von 1896 auf 1895 rührt davon her, daß die Grütlidruckerei den Grütlikalender jetzt direkt absetzt, ohne Inanspruchnahme der Buchhandlung. Zieht man in Betracht, daß es sich um circa 16000 schweizerische und ausländische organisirte Arbeiter handelt und die Grütlibuchhandlung den Verkauf sozialistischer Literatur als Spezialität betreibt. so ist ihr Absatz ein geringer; es ist allerdings zu berücksichtigen, daß mehrere deutsche Arbeitervereine die Schriften für Kolportage direkt aus Deutschland beziehen, allein das Meiste erhalten sie durch die Vermittlung der Grütlibuchhandlung.

In den beiden Winterthurer Vereinen habe ich auch über die Häufigkeit der Bibliothekbenutzung in den verschiedenen Jahreszeiten Auszüge gemacht und darnach Folgendes festgestellt. Es wurden Bücher entlehnt:

	Grütliverein	Allgemeiner Arbeiterbildungsverein
Im ersten Quartal	41	106
Im zweiten Quartal	11	84
Im dritten Quartal	20	131
Im vierten Quartal	106	289
Total	178	601

Darnach wird im zweiten Quartal (April, Mai, Juni) am wenigsten gelesen und im vierten (Oktober, November, Dezember) am meisten; im Grütliverein zeigt das erste Quartal eine lebhaftere Frequenz als das dritte, während im Arbeiterbildungsverein das Umgekehrte der Fall ist. Hier mag dies daher rühren, daß die Mitgliedschaft des Arbeiterbildungsvereins eine viel unstätere als die des Grütlivereins ist und im ersten Quartal die Mitgliederzahl eine geringere ist als im dritten. Daß das zweite und dritte Quartal hinter dem vierten zurückstehen, hängt wohl mit den schöneren Tagen des Frühlings und Sommers zusammen, während der unfreundliche Winter dem Aufenthalt in geschlossenen Räumen und dem Lesen günstiger ist.

Zum Schlusse sei noch die Zeitungsliteratur berührt. Im schweizerischen Grütliverein ist das Obligatorium für den „Grütlianer" eingeführt, der in größerem Format wöchentlich dreimal erscheint und den 11550 Mitgliedern unentgeltlich zugesandt oder im Vereinslokal zur Verfügung gestellt wird. Daneben wird von einem Theile der Mitglieder noch das eine oder andere der übrigen 14 schweizerischen Arbeiterblätter, worunter 5 gewerkschaftliche und 1 humoristisches, abonnirt und gelesen; die ausländische Arbeiterpresse zählt wohl in Grütlianerkreisen nur wenige Abonnenten. Die Mitglieder der deutschen Arbeitervereine haben vielfach die Züricher „Arbeiterstimme" oder in Bern, Basel 2c. das sozialdemokratische Lokalblatt

und ferner noch ein gewerkschaftliches oder humoristisches Blatt abonnirt. Ueber die Zeitungsliteratur in den Vereinslokalen geben mehrere Fragebogen Auskunft. Im Züricher Arbeiterbildungsverein „Eintracht" liegen 47 Zeitungen (politische, gewerkschaftliche und humoristische) auf, wovon 37 sozialistische; im Züricher Grütliverein I 14 (11 sozialistische); Basler Grütliverein 10 (6); Luzerner Arbeiterverein 12 (alle sozialistisch); Winterthurer Grütliverein 7 (5); außerdem im Wirthschaftslokal des Vereinshauses 24 (17); Winterthurer Arbeiterbildungsverein 25 (22). Da alle größeren Arbeitervereine Speiseanstalten besitzen und die Zahl der Kosttheilnehmer bis 100 und über 100 beträgt, so sind natürlich die Vereinslokale in den Mittags- und Abendstunden sehr gut besucht und nicht selten alle vorhandenen Zeitungen vergriffen; in den Vereinen ohne Speiseanstalten, was bei fast allen Grütlivereinen der Fall, ist der Verkehr der Mitglieder selbstredend ein geringerer. Dazu kommt noch, daß in den Arbeitervereinen verhältnißmäßig mehr ledige als verheirathete Mitglieder sind, während in den Grütlivereinen wohl vielfach das Gegentheil der Fall sein mag. Aus dieser Verschiedenheit der inneren Vereinseinrichtungen und der Zusammensetzung der Mitgliedschaften mag es auch zu erklären sein, daß an manchen Orten die Bibliothek des Arbeitervereins besser benutzt wird als die des Grütlivereins, und daß durchwegs in den Arbeitervereinen mehr Schriften verkauft werden als in den Grütlivereinen. In letzterer Beziehung möchte ich noch der Wahrnehmung Ausdruck geben, daß der deutsche Arbeiter lieber und leichter für Anschaffung von Büchern Geld ausgiebt als der schweizerische Arbeiter, und daß er eher Ehrgeiz und Freude in den Besitz einer eigenen, kleinen Bibliothek setzt als dieser; doch kenne ich auch schweizerische Arbeiter, welche sogar eine werthvolle Bibliothek besitzen. Vielleicht ist das geringe Interesse für den Besitz einer Bibliothek auch in anderen Kreisen anzutreffen. Sagt doch Gottfried Keller, daß er als Staatsschreiber bei Inventaraufnahmen mitgewirkt und dabei zwar für über 5000 Francs Silbergeschirr, aber noch nicht für 50 Francs Bücher angetroffen; die gleichen Beobachtungen wurden in der Stadt Zürich bei der jüngsten Wohnungsenquete nach der Veröffentlichung eines Zählbeamten gemacht.

Wir wissen nun ungefähr, von zwei Winterthurer Vereinen bestimmt, was die Arbeiter in der Schweiz lesen, und wir können sagen, daß es sowohl nach der Qualität wie nach der Quantität ungenügend ist und keineswegs Zeugniß ablegt von einer erfreulichen geistigen Reg- und Strebsamkeit. Vielleicht ist daran die lange Arbeitszeit, zu der noch der Zehnstundentag zu rechnen ist, schuld, und vielleicht würde es besser werden mit der allgemeinen Einführung des Achtstundentags. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß auch beim Achtstundentag die intensive und ermüdende körperliche Arbeit so nachhaltig auf sehr viele Arbeiter einwirkt, daß kein Bedürfniß nach ernster geistiger Fortbildung lebendig wird und das Bewußtsein der wirthschaftlichen Abhängigkeit und Unsicherheit der Existenz auch dann eine so starke geistige Depression ausübt, daß das Geistesleben vieler Arbeiter unter dem Achtstundentag kein regeres wird, als es unter dem Zehn- und Elfstundentag ist. Hier kann meines Erachtens nur der Sozialismus eine völlige Wandlung zum Besseren bringen und zwar einerseits durch geeignete Erziehung und schulmäßige Ausbildung der jungen Leute und andererseits durch geeignete Verbindung körperlicher und geistiger Thätigkeit bei den Erwachsenen, sowie durch Schaffung zweckdienlicher Einrichtungen, welche nothwendiger Weise zur Aufhebung der Einseitigkeiten der körperlichen Arbeit und zur harmonischen Bethätigung aller Fähigkeiten, der körperlichen und geistigen, führen. Einen Trost hat man übrigens heute schon, und der besteht darin, daß nach allen Beobachtungen das Geistesleben der organisirten Arbeiter trotz seines unbefriedigenden Standes immer noch ein viel regeres und höheres ist, als das der Masse der unorganisirten Arbeiter, die nicht selten ihr gutes Geld in Schundromanen anlegen und sich daran begeistern.

Literarische Rundschau.

Lumpenbagasch. — Im Chambre séparée. Zwei Schauspiele von Paul Ernst. Berlin-Paris, Verlag von Joh. Sassenbach. 79 S. 8°. Preis 1,50 Mark.

Der Verfasser der beiden anspruchslosen kleinen Dramen ist den Lesern der „Neuen Zeit“ längst als nationalökonomischer und literaturgeschichtlicher Schriftsteller bekannt. Nun zeigt er sich uns auf einem neuen Wege, und er offenbart ein neues und höchst glückliches Talent.

Der Verfasser nennt seine Stücke „Schauspiele“; wohl mit Absicht hat er den Namen „Lustspiele“ vermieden, obgleich beide Stücke humoristisch sind. In der That ist das, was sich auf den Brettern abspielt, so heiter es aussieht, so komisch es wirkt, oft mehr zum Weinen als zum Lachen angethan. Das zeigt eben den starken Humoristen, daß er die Gegensätze, aus denen die komische Wirkung entsteht, gerade auf den ernsten Seiten des Lebens findet. So erhebt sich die bloße Komik zur Satire.

Beide Dramen haben einen ausgesprochen sozialen Charakter, sie zeichnen ein Stück gesellschaftlichen Lebens in aller Nacktheit und sie erregen Interesse, nicht weil die Schicksale der Personen uns nahe gehen, von denen sie handeln, sondern weil uns das Stück Leben darin fesselt, und weil uns ernste soziale Probleme in ihnen begegnen.

„Lumpenbagasch“ ist dem Dorfleben entnommen und führt uns zu den Armenhäuslern und Almosenempfängern. Aber nicht in der thränenreich überschwänglichen Art von Hauptmanns „Hannele“. Es ist kein frommes Kind, das uns als Mittelpunkt der Handlung entgegentritt, sondern eine recht derbe „Lumpenbagasch“.

Der schlaue Dorfschulze möchte die Sorge für die Dorfarme Louise Kramer, die immerfort neue uneheliche Kinder bekommt, gern der benachbarten Stadt aufhalsen, und sie deshalb mit einem Schnapsbruder, der in der Stadt seinen Unterstützungswohnsitz hat, verheirathen. Dieser verbummelte Bastian ist eine prächtig lebensvolle Figur in seiner Verlumptheit und dabei seiner Schlauheit, mit seinem Prahlen von patriotischen Heldenthaten auf der einen und seiner Bereitwilligkeit, den schmählichen Handel einzugehen, auf der anderen Seite. Umsonst soll er sich nämlich diese liebliche Bürde der Frau mit fünf unehelichen Kindern nicht aufladen, der Schulze verspricht für sie 20 Thaler „Aussteuer“ aus der Gemeindekasse. Mit dem Geize und der Schlauheit des Bauern sucht der Schulze aber die beiden Bettler gleich wieder um das Bischen Almosen zu prellen: „damit das Geld im Dorfe bleibt“, soll der Schneider, die vierte Figur des Stückes, ihnen werthlose Kleidungsstücke aufschwatzen und dafür vom Schulzen die 20 Thaler erhalten, natürlich nach Abzug einer Provision, die dieser Ehrenmann dabei verdienen will. Die Verwicklung dreht sich um diese Intrigue, und das Befriedigende an dem Ausgang ist, wie endlich die naive Verlumptheit des Trinkers und der Dirne doch noch die Oberhand gewinnt über die viel gemeinere Hinterlist und Heuchelei des Dorfwürdenträgers.

Indem das Stück auf diese Art eine rasch fortschreitende dramatische Handlung und Entwicklung gewinnt, besitzt es einen Vorzug vor dem zweiten, „Im Chambre séparée“, das sich beschränkt auf die, allerdings scharfe und humorvolle Schilderung einer einzelnen Situation, des Treibens in dem Extrazimmer einer Animirkneipe.

Beide Stücke zeigen ein bedeutendes Talent in dem flotten, knappen Dialog, der sicheren Beobachtung und vor Allem in der Zurückhaltung, womit der Dichter das Leben selber sprechen läßt, nie den Figuren seine Ansichten in den Mund legt. Bei der Satire liegt die Gefahr sehr nahe, daß der Autor sich in Witzeleien über die Dinge verliert, die auf der Bühne vorgehen. Das giebt dann ein dramatisirtes Feuilleton, aber kein Lustspiel. Der wahre Komödiendichter läßt die Vorgänge des Stückes statt seiner reden und weiß es so einzurichten, daß der Zuschauer selbst merkt, worauf es ankommt.

Bei jedem solchen Stücke wird natürlich die Frage aufgeworfen, was es für einen Zweck habe, eine so schmutzige Gesellschaft und so viel Niedrigkeit auf die Bühne zu bringen. Man kann den Fragern antworten, woher es denn komme, daß alle Kunstfreunde und alle gesunden Menschen an den Bildern betrunkener und sich prügelnder Bauern von Ostade mehr Freude haben, als an noch so raffinirt gemalten Süßlichkeiten. Der Werth solcher Stoffe steckt eben darin, daß das volle Menschenleben, sei es auch im Kampfe niedriger Leidenschaften, immer interessant ist, wo man es anpackt.

Und diese sozialen Probleme, die Paul Ernst unerschrocken anfaßt, geben den Stücken ihren eigentlichen Reiz. Die Erbärmlichkeit und Entwürdigung, die mit unserem System der öffentlichen Armenpflege zusammenhängt, das Elend der kaum dem Kindesalter entwachsenen Prostituirten, die Unbildung und Geschmacksrohheit, woraus das Tingeltangelwesen seine Nahrung zieht, das sind ernste Zeiterscheinungen, die man nur zu gern übersieht und als unveränderlich hinnimmt, weil sie alltäglich sind und weil man sich an sie gewöhnt hat. Diese Anerkennung des Hergebrachten in Sitte oder Unsitte, das ist der Standpunkt des Philisters. Das Philisterthum, diese Tolerirung und Schätzung alles Ueblichen, ewig Gestrigen, jeder überlieferten Denkart oder Autorität ist ein solches Hinderniß eines jeden sozialen Fortschritts, daß schon an sich ein Verdienst darin steckt, dem Hergebrachten immer wieder den Spiegel vorzuhalten. Und für diesen Kampf sind die ernsten Waffen, welche Politik und Wissenschaft anwenden, nicht ausreichend. Widerlegung, Zorn und Entrüstung sind Klingen, die sich im Gebrauch leider recht schnell abstumpfen; deshalb ist die immer scharfe Waffe des Spottes, der Satire von größerer Wirkung und wird auch von den Meisten mehr gefürchtet.

Es kommt von der bitteren Noth, aus der unsere politischen und geistigen Kämpfe entspringen, daß unsere Zeit so wenig Humor hervorbringt. Der Humor setzt eine tiefe Erfahrung und eine ihrer selbst gewisse, sichere Lebensauffassung voraus, die auch in ersten Dingen das Komische zu finden weiß, ohne in Frivolität zu verfallen, d. h. den Ernst darüber einzubüßen. Den Leuten, die heute den Ernst der Zeit verstehen, liegt es näher, mit Keulen dreinzuschlagen, als mit der Waffe des Spottes zu kitzeln. Das Schriftstellerthum aber, das keinen Sinn für diesen Ernst hat, das produzirt jene seichte Possenliteratur, deren Komik in durchaus konventionellen Figuren, Situationen und Zötchen besteht. Diese alltägliche Komödienliteratur, nicht weniger konventionell als die alte Hanswurstposse, steht doch tief unter dieser, weil sie jeden Zusammenhang mit dem Volksleben eingebüßt hat und auf kräftige soziale Stoffe völlig verzichtet. Wir können es deshalb nur mit Freude begrüßen, daß sich uns ein Talent enthüllt, welches mit scharfem satirischen Blicke und humorvoller Auffassung des Lebens den Muth verbindet, soziale Schwächen ungeschminkt darzustellen. Nach der Probe, die uns Paul Ernst gab, können wir Bedeutendes von ihm hoffen. W. H.

Sidney Webb, **Der Sozialismus in England, geschildert von englischen Sozialisten.** Deutsche Originalausgabe, besorgt von Dr. Hans Kurella. Göttingen 1898, Vandenhoek & Ruprecht. 326 S. gr. 8°.

Herr Sidney Webb präsentirt in diesem Buche zwölf Aufsätze von Vertretern der verschiedenen Richtungen, in welche die sozialistische Bewegung des heutigen Englands zerfällt. Daß diese Richtungen quantitativ im Verhältniß ihrer Stärke und ihres Einflusses bedacht wurden, kann man billig bezweifeln, dagegen ist anzuerkennen, daß die für sie charakteristischen Aufsätze gut ausgewählt sind. So wird von H. M. Hyndman, dem geistigen Führer der Sozialdemokratischen Föderation und hervorragendsten Verfechter des Marxismus in England, das Schlußkapitel aus dessen „Oekonomie des Sozialismus“ vorgeführt, ein Versuch der Anwendung Marxistischer Ideen auf die Frage der Umwandlung der heutigen Gesellschaft in die sozialdemokratische. E. Belfort-Bax tritt als Polemist gegen die Entsagungsphilosophen

aller Art auf, während umgekehrt in Dr. Westcott, Bischof von Durham, ein Würdenträger der englischen Staatskirche den christlichen Sozialismus entwickelt. Von Mitgliedern der Unabhängigen Arbeiterpartei kommen Robert Blatchford, der Redakteur des „Clarion" und Verfasser der weitverbreiteten Flugschrift „Merry England", mit einer Polemik gegen die päpstliche Encyklika über den Sozialismus, und Tom Mann zum Worte; letzterer in Verbindung mit drei nicht als Sozialisten betrachteten Gewerkschaftsführern, von denen der eine — James Mawdsley — konservativ und Ehrenmitglied des großen Londoner Konstitutionellen Klubs, der zweite — William Abraham — liberales Parlamentsmitglied, und der dritte — Michael Austin — irisch-nationalistisches Parlamentsmitglied ist. Dieses politisch so differenzirte Viergespann hat als Arbeitervertretung in der zur Untersuchung der Arbeiterfrage eingesetzten Königlichen Untersuchungskommission von 1891 bis 1894 einen trefflichen Minderheitsbericht geliefert, dessen Aufnahme in diese Sammlung wir als einen besonders glücklichen Griff bezeichnen möchten. Von dem leider verstorbenen William Morris, der zuletzt außerhalb der größeren Organisationen stand, wird ein Vortrag über „wahre und falsche Gesellschaft" vorgeführt, und von John Burns ein auf seine Erfahrungen als Arbeiter, als Arbeitslosenagitator und als Stadtvertreter gestützter Aufsatz über die Arbeitslosenfrage. Vier Aufsätze rühren von Fabianern her (abgesehen von Tom Mann, der ebenfalls Mitglied des Vereins der Fabianer ist). Sidney Ball, Dozent an der Universität Oxford, behandelt die ethischen Seiten des Sozialismus; von Frau Beatrice (Potter-) Webb, der so genauen Kennerin des Genossenschafts- und Gewerkschaftswesens, wird ein Vortrag über die Beziehungen dieser beiden Organe der gewerblichen Demokratie zu einander geboten; von dem Literatur- und Kunstkritiker Georg Bernard Shaw ein sehr sachlich gehaltener Aufsatz über die Unmöglichkeiten des Anarchismus, und vom Herausgeber selbst eine Abhandlung über wahren und falschen — es sollte lieber heißen, zweckmäßigen und zweckwidrigen Sozialismus. Schließlich ist auch die, dem Londoner Internationalen Kongreß in so schauerlicher deutscher Uebersetzung vorgelegte Broschüre über die Politik der Fabianer in die Sammlung aufgenommen worden.

Eine kritische Besprechung all dieser Abhandlungen ist hier unmöglich. Wir beschränken uns darauf, auf den charakteristischen Gegensatz zwischen dem ausgeprägt realistischen Grundzug in den meisten Schriften der Fabianer, und die Neigung zur Spekulation in den Arbeiten von Bax und Hyndman aufmerksam zu machen. Die anderen Sozialisten repräsentiren Mischungen dieser Tendenzen, die Einen, wie John Burns, mehr nach der Seite der Fabianer, die Anderen, wie Robert Blatchford, mehr nach der der Sozialdemokratischen Föderation hin. Wie wenig mit Bezug auf die ökonomischen Probleme des Tages die Parteibezeichnungen im heutigen England oft bedeuten, zeigt das Gutachten der vier verschiedenen politischen Parteien angehörenden Arbeitermitglieder der Königlichen Kommission.

Der Herausgeber leitet die Sammlung mit einem Vorwort ein, in dem er die Eigenart des englischen Sozialismus aus den besonderen politischen und sozialen Verhältnissen und den Lebensgewohnheiten des englischen Volkes ableitet. Das meiste darin ist unanfechtbar, im Einzelnen aber wird, wie es überhaupt oft bei den Fabianern der Fall, Formalitäten eine übergroße Bedeutung beigelegt. So hebt Webb — und an sich mit Recht — den stark zünftlerischen Zug hervor, der noch im englischen Arbeiter steckt, den Kastengeist, der, wie er schreibt, Familien von Maurern ihre Mitglieder nicht gern in die von Steinträgern hineinheirathen läßt. Aber wenn er daran anknüpfend sagt: „Nichts ist mehr unenglisch als die Vorstellung von einem ‚klassenbewußten Proletariat'", so ist das doch sehr übertrieben oder höchstens einer sehr abstrakten Auffassung dieses Begriffs gegenüber richtig. Maurer und Steinträger mögen sich im gewöhnlichen Leben nicht solidarisch fühlen und selbst im alltäglichen Gewerkschaftsleben wenig Gemeinschaftlichkeit pflegen, so wissen sie doch beide, daß sie Lohnarbeiter sind und gegebenenfalls ein gemeinsames Interesse gegen den Kapitalisten wahrzunehmen haben. Wenn sich der Fach- oder Kastengeist in

England stärker geltend macht als auf dem Festland, wo er übrigens auch noch vorkommt, so ist dies eine der Wirkungen der politischen Freiheit in England. Weil der politische und polizeiliche Druck fehlt, können sich alle Eigenheiten mehr geltend machen und auswachsen. Das giebt nicht immer schöne Resultate, aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß das, was wir für Zunftgeist halten, sich oft als ein Element der Stärke im Gewerkschaftskampf bewiesen hat. In ähnlicher Weise hat der Mangel an politischem Drucke bisher die Ausbildung einer einheitlichen sozialistischen Partei in England verhindert. Aber für diesen Mangel an Einmüthigkeit sind mancherlei Entschädigungen da, und es fragt sich sehr, ob die sozialistische Propaganda in England bei größerer Einmüthigkeit und der damit stets verbundenen Einförmigkeit heute sehr viel weiter wäre, als sie thatsächlich ist. Es scheint vielmehr, als ob sich erst im Kampfe der Gruppen die rechte Form der Bewegung bekräftigen mußte oder muß, bis die Einheitlichkeit mit Gewinn verwirklicht werden kann. Inzwischen ist das Ergebniß der geleisteten Arbeit weniger in die Augen springend als anderwärts, aber wer die Dinge aus der Nähe betrachtet, wird nicht leugnen können, daß es sehr bedeutend ist.

In seinen Ausführungen über das Stärkeverhältniß der beiden sozialistischen Arbeiterparteien Englands können wir Webb in der Hauptsache zustimmen. Doch müssen wir vor falscher Auffassung des Satzes warnen, daß die Sozialdemokratische Föderation keinen wirklichen Einfluß auf die arbeitenden Klassen in England gewonnen habe. Er ist nur richtig, wenn man die Organisation als Ganzes und ihr Verhältniß zur allgemeinen Arbeiterbewegung ins Auge faßt. Einzelne Mitglieder, und an einzelnen Orten die betreffenden Mitgliedschaften der Föderation, haben auf die Arbeiterbewegung in ihrer Sphäre oder ihrem Distrikt immerhin einen nicht geringen Einfluß.

Der Herausgeber, sowie Herr Dr. Kurella haben das Buch mit verschiedenen erklärenden Bemerkungen ausgestattet. Hier und da hätten noch einige mehr nicht geschadet. Auch sind wir nicht immer mit den vom Ueberseßer gewählten Ausdrücken einverstanden, sie erscheinen uns zuweilen zu glatt, so daß die Gegensätze sich nicht deutlich genug herausheben und der Reiz der Drastik des Originals verloren geht.

Im Ganzen aber verdient auch die flüssige Uebersetzung lobend erwähnt zu werden.

Der Leser des Buches wird aus ihm nicht nur den englischen Sozialismus kennen lernen. Es sind fast alles tüchtige, sachkundige Leute, die in ihm zum Worte kommen, Leute, die sich auch auf anderen Gebieten als dem der Politik oder Agitation eine geachtete Position errungen haben. Man kann von ihnen daher vielerlei über den Sozialismus überhaupt und die mit ihm in Zusammenhang stehenden Probleme des öffentlichen Lebens lernen. Ed. B.

Aulard, La société des Jacobins: recueil de documents pour l'histoire du Club des Jacobins de Paris.

Ein für die Kenntniß der großen französischen Revolution eminent wichtiges Werk, mit dessen Veröffentlichung 1890 begonnen wurde, die G e s c h i c h t e d e r J a k o b i n e r g e s e l l s c h a f t i n P a r i s von Professor F. A. Aulard, hat kürzlich seinen Abschluß gefunden. Es umfaßt sechs stattliche Bände und fügt sich in den Rahmen der unter dem Patronat des Pariser Munizipalraths herausgegebenen „Collection de Documents relatifs à l'histoire de Paris pendant la Révolution française.“ Erschienen sind unter Anderem bereits: „Les Elections et les Cahiers de Paris“ von Chassin (vier Bände), „Les Actes de la Commune de Paris pendant la Révolution“ von Lacroix, „Les Clubs contre-revolutionnaires“ von Challamel 2c., weitere Publikationen sind in Vorbereitung. Man muß nur wünschen, daß dieser emsige Sammeleifer von Paris aus sich nach der Provinz hin verbreite. Allenthalben im Lande herum liegt noch viel Material im Staube. Es sind zu viele private und öffentliche Archive, die leider noch nicht ausgebeutet wurden, und es droht Gefahr, daß wichtige

Dokumente verloren gehen, da und dort absichtlicher Zerstörung zum Opfer fallen. Und eine strenge, exakte Würdigung der Revolution der Revolutionen ist doch erst zu erwarten, wenn die lokalen Forschungen in den verschiedenen Regionen Frankreichs bedeutend vorgeschritten sind; dann erst wird auch der unseligen Legendenfabrikation ein Ziel gesetzt. Einstweilen ist nur noch auf der einen Seite allzuviel dithyrambischer Schwung und auf der anderen zu viel Geifer.

Feuilleton.

Donatienne.

Von **René Bazin**. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Ina Bach**.

(Fortsetzung.)

Die Kinder, welche mit Annette Domerc vom Hügel herab zusahen, klatschten in die Hände. Louarn durchschnitt die letzten Bastfäden, warf den Ginster beiseite und trat auf die Heide. Gegen Mittag konnte man in dem dichten Gestrüpp schon einen hellen, runden Fleck sehen, der halb so groß war, wie das Zimmer des Pachthofs.

Obgleich die Sonne schon heiß brannte, setzte Louarn doch an diesem Tage und an den folgenden Tagen sein Werk fort. Sein Eifer war unermüdlich. Trotz seiner Handschuhe aus Schaffell bluteten seine Hände an verschiedenen Stellen, und obgleich er an schwere Arbeit gewöhnt war, war er doch ganz erschöpft, wenn er gegen Abend nach Hause kam und sich die Dornen aus den Fingern zog, die ihm ins Fleisch gedrungen waren. Und doch sagte er dann oft mit freudigem Stolze: „Das war ein schwerer Tag! Noch fünfzig, noch fünfundvierzig solche Tage, das wird schon schaffen." Annette Domerc sah ihn an und sagte nichts. Noëmi hörte nicht zu; das Feuer verglimmte unter dem Dreifuß, auf dem der Kessel gestanden hatte, und noch einmal wiederholte der Mann, ohne eine andere Antwort zu erhalten als seine eigenen Gedanken, die fern von Ros Grignon schweiften: „Noch fünfzig, noch fünfundvierzig."

Die schönen Sommertage kamen. Die ganze Landschaft rings um Ros Grignon war grün. Die Apfelbäume sahen wie große, runde Blüthensträuße aus, wie die Kinder sie im Frühling aus Primeln binden. Am Tage kamen die Bienen auf Besuch. Abends zog ein süßer Honigduft in das ärmliche Zimmer, und die rosigen Blumenblätter wehten zur Thüre hinein und flogen unter die Betten. . . . Louarn schrieb es seiner Frau, die auf die letzten Briefe nicht geantwortet hatte. Ihr Schweigen war ihm unbehaglich. Er fürchtete, daß Annette Domerc seine Gedanken errieth, denn sie schien ihn zu beobachten. Und dann schrieb er, daß es dies Jahr viel Apfelwein geben würde, denn er hoffte, daß Donatienne sich darüber freuen und für die Mittheilung danken würde. Aber es kam kein Brief.

Er hatte die Heide schon ziemlich weit urbar gemacht, nur noch am Walde entlang stand ein Streifen Ginster, als der Hafer hinter den Apfelbäumen gelb wurde. Die Körner der zarten Pflanze waren so schnell dahin! Louarn ließ die Axt im Stich und griff zur Sichel. Wie früher der Ginster, so fielen jetzt die Aehren zu Boden und schichteten sich zu hohen Schwaden auf. Der Buchweizen öffnete seine unzähligen, weißen Blüthen. An den drückenden Sommer-

tagen standen die Leute schweißtriefend und gebückt bei der Ernte. Die Abende waren lang, aber nicht lang genug für Louarn, der immer noch auf einen Brief wartete und keinen erhielt. Jeden Tag harrte er wieder und irrte noch spät ruhelos ums Haus, bis tiefes Dunkel auf Feld und Wald lag. Seit vier Monaten war er ohne Nachricht von Donatienne. Wenn ihn Jemand fragte, sagte er: „Ich habe von ihr gehört, von Donatienne, es geht ihr gut.“ Das hatte ihm wirklich ein Verwandter, ein Vieh- und Geflügelhändler, gesagt, der von Iffiniac über Ros Grignon gekommen war, und dieser wußte es von Donatiennes Eltern, „den Leuten aus Moulin Haye“, wie er sagte. Aber nicht durch ein einziges Wort hatte sie ihren Mann beim Ausroden der Heide oder bei der Ernte getröstet, und heimlich weinte er in den kurzen Nächten, fieberhaft erregt von der Anstrengung und von seinen Träumen.

V.

Einige Tage vor Ende Juli kam der Gerichtsvollzieher, welcher die vorige Woche dagewesen war und Louarn an die Zahlung der rückständigen Pacht gemahnt hatte, um auf Befehl des Fräulein v. Penhoat die Möbel zu pfänden. Als Louarn ihn in Begleitung von zwei Dorfleuten, die als Zeugen mitgingen, den Weg nach Ros Grignon heraufkommen sah, hielt er mit dem Schneiden des reifen Getreides inne, von dem er erst eine Furche abgemäht hatte; er steckte seine Sichel mit der Spitze in die Erde, ging über die Heide hinüber und lehnte sich an eine riesige Ginsterpflanze, eine der letzten, die noch am Waldessaum stehen geblieben waren. Dort stand er nun und überschaute das ganze Gehöft, die vier Hektar Land, mit denen so viel Arbeit verknüpft war und so viel Sorge und alle Liebe, die er in seinem Leben gekannt hatte, und alle Hoffnung, die er noch hegte.

Der Gerichtsvollzieher ließ die Leute, welche ihn begleiteten, unten am Hügel zurück und ging auf den Pächter zu. Er sah mit seiner abgetragenen Jacke und seinem schäbigen Filzhut ebenso arm aus wie der Bauer, den er pfänden wollte. Er ging etwas unsicher über die Ackerfurchen und hob manchmal sein mageres Gesicht, das von einem weißen Backenbart umrahmt war, um zu sehen, ob Louarn ihn den ganzen Weg über das Feld machen lassen würde, ohne ihm auch nur einen Schritt entgegen zu kommen. Aber Louarn blieb unbeweglich stehen. Erst als die beiden Männer nur noch durch zwei Furchen des Heidelands getrennt waren, richtete er sich mit einem Ruck auf, unter dem der Ginster noch lange erbebte, und sagte zwischen den Zähnen hindurch, die er vor Erregung fest aufeinander gepreßt hatte: „Du willst also meine Habe pfänden?“

„Ja, Fräulein v. Penhoat schickt mich . . .“

„Ich mache es Dir nicht zum Vorwurf“, unterbrach Louarn ihn. „Du thust, was Recht ist, denn es ist Dein Beruf. Aber ich will Dir etwas sagen, und Du sollst selbst urtheilen, denn Du bist auch ein Mensch. Sieh' geradeaus, nach links und nach rechts, bis an den Graben!“

Der Gerichtsvollzieher blickte ganz verwundert erst den kräftigen Bauer an, der nicht wie ein gewöhnlicher Schuldner aussah, und dann den kahlen Erdboden, aus dem spitze Wurzeln hervorragten, die mit der Axt behauen waren.

„Die letzten drei Monate habe ich in diesem Gestrüpp gearbeitet, das mir die ganzen Hände wund gerissen hat. Jetzt sieh' Dich um, dort ist die Lichtung, wo ich diesen Winter Holz gefällt habe; dort steht mein reifer Weizen und mein Buchweizen! Du kannst doch nicht sagen, daß ich gefaullenzt habe, was? Das kannst Du doch nicht sagen?“

„Nein.“

„Das habe ich alles für meine Kinder gethan und auch für meine Frau, die bei Leuten in Paris dient. Es ist doch klar, daß sie nicht mein Hab und Gut verkaufen lassen kann, als ob ich ein Bettler wäre?“

„Freilich müßte sie Geld schicken“, sagte der Gerichtsvollzieher.

„Wie viel Zeit läßt Du mir noch?“

„Heute haben wir Dienstag, Bauer. Ich werde den Verkauf auf Sonntag in acht Tagen anmelden.“

„Du sollst Dein Geld haben“, sagte Louarn, „ich werde ihr eine Depesche schicken.... Dann wird sie antworten.“

Er zitterte beim Sprechen am ganzen Leibe, und ganz leise hatte er gesagt: „Sie wird antworten“; fast erstickten die Thränen seine Stimme. Aber er weinte nicht. Er hatte nur den Kopf ein wenig gehoben und nach Ros Grignon hinübergeblickt. Der Fremde konnte Louarn nicht mehr in die Augen sehen und schickte sich an, eine Stelle aus seinen Akten vorzulesen, als die Hand des Pächters sich schwer auf seine Schulter legte.

„Lies Deine Papiere nicht vor“, sagte Louarn, „ich höre doch nicht zu und werde nichts unterschreiben. Ich weiß, daß ich Fräulein von Penhoat und mehreren Leuten aus Ploeuc, die mir Kredit gegeben haben, mehr schuldig bin, als ich besitze. Geh' allein in mein Haus.“

„Ich brauche Dich dabei, Louarn.“

„Nein, Du brauchst mich nicht. Du nimmst Alles, was Du findest und schreibst es in Dein Buch: das Bett, den Tisch, die Kuh....“

„Aber Du hast das Recht, einige Stücke zu behalten....“

„Ich sage sage Dir, daß du Alles aufschreiben sollst“, sagte der Pächter und zeigte erregt nach Ros Grignon. „Schreib die Stühle auf und den Hochzeitsschmuck und die Hochzeitskleider, die seidene Schürze, die in der Truhe liegt....“

„Louarn, ich habe noch nie erlebt, daß Jemand ...“

„Schreib' die beiden Hauben auf, die sie sich zwei Monate, ehe sie wegging, von ihrem Spinngeld gekauft hat, und ihr Spinnrad, das am Balken hängt. Das Alles rührt von Donatienne her, und wenn sie nicht antworten sollte, so begreifst Du wohl, nachdem Du weißt, was ich für sie gethan habe, daß ich nichts von den Sachen behalten könnte, die von ihr herstammen. Nein, wahrhaftig, nicht so viel würde ich davon behalten, wie mein Herz groß ist! Schreib' Alles auf!“

Der Gerichtsvollzieher zuckte mitleidig die Achseln; er fühlte, daß dies Unglück das gewöhnliche Maß überstieg, und da er nicht wußte, was er sagen sollte, faltete er seine Papiere zusammen und ging.

„Nur Eines will ich behalten“, sagte Louarn, „das Bild, welches an der Wand hängt, das gehört mir allein.“

Der Mann nickte, ohne sich umzuwenden und ging weiter auf Ros Grignon zu. Mühsam schritt er den Hügel hinauf. Die kleine Noëmi, welche in der offenen Thüre stand, lief ängstlich schreiend ins Haus. Louarn begab sich eiligen Schrittes auf den Richtweg nach Ploeuc.

Schon als er bei den ersten Häusern so eilig vorüberging und starr vor sich hinblickte, wie ein Mensch, der über etwas nachsinnt und nicht auf den Weg achtet, kamen die Frauen vor die Thüre. Man wußte, daß der Gerichtsvollzieher nach Ros Grignon gegangen war. Einige sagten nichts und blickten Louarn mitleidig nach; andere, besonders junge Leute, machten halblaut ihre Bemerkungen und lachten dabei. Wie eine Staubwolke zogen die Anspielungen und das Geklätsch hinter ihm her. Allerlei Berichte über Donatienne, von denen er nichts ahnte,

hatten sich im Dorfe verbreitet, und darum waren die Leute neugierig, als er vorüberging. Aber er hörte nichts. Da, gerade als Louarn am Kreuzweg um die Ecke bog, um auf die Post zu gehen, sagte die jungverheirathete Bäckersfrau, die oft unbesonnen in ihren Reden war, ziemlich laut zu einigen Umstehenden: „Der arme Mensch! Er hat gewiß erfahren, daß das Kind gestorben ist, und daß Donatienne ..."

Als Louarn den Namen seiner Frau hörte, schreckte er aus seinen tiefen Gedanken auf und blickte die kleine Frau mit so starrer Verwunderung an, daß sie bis unter ihre Flügelhaube erröthete und in ihren Laden ging. Der Pächter zögerte einen Augenblick, als wolle er stehen bleiben. Aber die Männer, welche dort beieinander standen und die er alle kannte, sahen sofort nach der anderen Seite und trennten sich, um nicht angeredet zu werden.

„Das Kind ist gestorben!" Dies Wort war Louarn tief in die Seele gedrungen. „Das Kind ist gestorben!" Wann war es denn gestorben? Es war natürlich von dem Kinde in Paris die Rede, von dem Kinde der Leute, zu denen Donatienne gekommen war. Warum hatte sie es nicht geschrieben? Warum war sie nicht zurückgekehrt, wenn es todt war? Hatte er auch recht gehört? Oder war das Kind vielleicht erst jetzt gestorben und Donatienne würde nun kommen? Aber warum hatte dann die Bäckersfrau gesagt: „Der arme Mensch!" Trotzdem war es so noch am wahrscheinlichsten.... Ja, das Kind war erst jetzt gestorben... und Donatienne hatte es nicht geschrieben, weil sie so traurig war, daß ihr Säugling krank war. Oder sie hatte es anderen Leuten geschrieben, weil sie fürchtete, ihr Mann könnte ihr Vorwürfe machen. Er ihr Vorwürfe machen?! Nein! Er war überzeugt, daß sie das kleine Wesen, das gestorben war, nach besten Kräften gepflegt hatte! Sie wollte ihm selbst erzählen, daß sie schuldlos an dem Unglück war.... Sie hatte gewiß schon geschrieben, daß sie käme. Der Brief mit der Nachricht war unterwegs... vielleicht sogar Donatienne selbst.... „Das Kind ist gestorben.... Das Kind ist gestorben!"

Diese Gedanken gingen Louarn durch den Kopf, aber er verwarf sie alle wieder, theils weil sie Donatienne anklagten, theils weil er an dem verlegenen Blicke der Leute gefühlt hatte, daß ein Unglück über ihm schwebte.

„Das Kind ist gestorben!"

Als der Pächter in der Post an das Schiebefenster klopfte, war er so bleich, daß das angestellte junge Mädchen ihn fragte:

„Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen, Louarn?"

„Weiter nichts, als daß wir gepfändet sind."

„O, von der Pfändung erholt man sich wieder. Mein Vater ist auch einmal gepfändet worden und später ist es ihm wieder gut gegangen. Darüber grämen Sie sich nur nicht so."

Für nichts in der Welt hätte Louarn gesagt, welcher fürchterliche Zweifel ihn quälte. Aber er sah durch das Fenster das stille, gute Gesicht des Mädchens, und es beruhigte ihn schon ein wenig, daß er nicht den geringsten Ausdruck von Spott darauf entdeckte. Sie schrieb für ihn die Depesche: „In Ros Grignon ist alles gepfändet. Alles wird Sonntag in acht Tagen verkauft. Schicke, bitte, Geld und Nachricht. Jean." Sie las es noch einmal durch, er bezahlte, und als er sie noch immer ansah, sagte sie freundlich: „Es ist in Ordnung", und dann schloß sie das Fenster. Jean eilte durch eine Straße, wo nur arme Leute wohnten, gleich in die Felder hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 36. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Die Vorbereitung neuer Handelsverträge.

Von Richt. Calwer, Berlin-Charlottenburg.

Die Neugestaltung der deutschen Handelsverträge bildet schon heute das aktuellste Thema der inneren Politik. Am 31. Dezember 1903 laufen die Handelsverträge mit Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, der Schweiz und Serbien ab. Dadurch gewinnt Deutschland auch den meist begünstigten Ländern gegenüber zu einer Umänderung der zollpolitischen Beziehungen freie Hand, so daß von den handelspolitischen Debatten und Entscheidungen des diesen Sommer neu zu wählenden Reichstags die künftige Richtung deutscher Handelspolitik abhängen wird. Es ist daher bei der weittragenden Bedeutung dieser Entscheidung kein Wunder, daß die wirthschaftlichen Interessentengruppen und mit ihnen zusammen die Regierung stark mit den vorbereitenden Schritten zur Neugestaltung unserer Handelsbeziehungen beschäftigt sind. Auch seitens der Arbeiter ist die Entwicklung dieser Vorbereitungen nicht nur mit regem Eifer zu verfolgen, sondern auch energisch in diese Vorbereitungen einzugreifen, Gefahren abzuwenden, die dem deutschen Arbeiter wie dem deutschen Konsumenten aus einer verstärkt schutzzöllnerischen Handelsära erwachsen könnten.

Die Anregung zu einer entschiedenen Stellungnahme in handelspolitischen Fragen wurde denn auch sozialdemokratischerseits schon vor längerer Zeit gegeben. Auf dem Hamburger Parteitag wurde diese Frage, wenn auch nur kurz, angeschnitten. Wenn wir nicht irren, wurde dabei betont, die Arbeiter ständen zoll- und handelspolitischen Fragen noch ziemlich fremd gegenüber.

Die Ursache davon liegt nahe.

Die Arbeiter haben nur geringen Anlaß, sich mit Aufgaben zu befassen, deren Lösung nach der Organisation des wirthschaftlichen Körpers dem Unternehmerthum zukommt. Der Arbeiter verkauft dem Unternehmer seine Arbeitskraft und wird dafür mit dem Lohne abgefunden. Das Risiko für den Absatz der Waaren ist dem Fabrikanten oder Kaufmann übertragen, der dafür seinen spezifischen Gewinn in Anspruch nimmt. Dem Unternehmerthum als solchem kommt es nach seinen wirthschaftlichen Ansprüchen also zu, nicht nur die Absatzgebiete für seine Waaren aufzufinden, sondern auch die für sie günstigste handelspolitische Situation mit den Ländern, mit denen unsere Industrie Handel treibt,

zu schaffen. Zunächst gehört also die Handelspolitik zum wirthschaftspolitischen Ressort des Unternehmerthums. Als Produzenten haben die Arbeiter noch kein aktuelles Interesse gehabt, sich für eine irgendwie geartete Handelspolitik initiativ zu engagiren. So kommt es auch, daß die parlamentarische Vertretung der Arbeiter bei ihrer Stellungnahme zu handelspolitischen Fragen immer die Interessen der Arbeiter als Konsumenten in den Vordergrund gerückt hat und gegen die Schutzzollpolitik Opposition machte, nicht weil dadurch die Arbeiter in ihrer Stellung als Produzenten geschädigt würden, sondern weil sie als Konsumenten vertheuerte Lebensmittel zu bezahlen haben. Diese Stellungnahme der Partei geht klar und unzweideutig z. B. aus dem parlamentarischen Bericht hervor, den die Fraktion dem Parteitag in Berlin 1892 erstattet hat. Dort wird ausgeführt: „Den mit Oesterreich-Ungarn, Belgien und der Schweiz abgeschlossenen Handelsverträgen, welche am 1. Februar 1892 in Kraft getreten sind, hat die sozialdemokratische Fraktion zugestimmt. Wir sehen in diesen Verträgen eine, wenn auch völlig unzureichende Abbröckelung der Getreidezölle, wodurch uns die Annahme der Verträge zur Pflicht gemacht wird. Die Herabsetzung des Getreidezolls von 50 auf 35 Mark genügt uns natürlich nicht. Wir stellten den Antrag auf gänzliche Aufhebung der Getreide- und aller übrigen Lebensmittelzölle, weil die arbeitende Bevölkerung nicht zu Gunsten der Reichskasse und einer kleinen Anzahl von Großgrundbesitzern belastet werden darf.... Die Zollpolitik der Regierung, welche an dem Satze von 35 Mark bei dem Getreidezoll festzuhalten erklärt hat, wird von uns nachdrücklich bekämpft. Die Lebensmittelsteuern sind unsittlich und verwerflich: sie stehen mit den sozialen Bestrebungen unserer Zeit in krassem Widerspruch und müssen gänzlich beseitigt werden, weil die Nahrung des Volkes mit keinerlei Zoll oder Abgaben belastet sein darf."

Angesichts der neu abzuschließenden Handelsverträge wird es sich nun fragen, ob die allgemein wirthschaftliche Situation sich in einer Weise verändert hat, die eine andere Stellungnahme der Arbeiter in handelspolitischen Fragen bedingte. Zur Beantwortung dieser Fragen werden wir einmal die seitens der Regierung und der Bourgeoisie betriebenen Vorbereitungen zum Abschluß neuer Handelsverträge darzustellen haben, um aus ihnen die Richtung jener Handelspolitik zu gewinnen, die von Unternehmerseite aus eingeschlagen werden soll. Darauf allein aber wird eine Stellungnahme der Arbeiter nicht zu begründen sein. Denn beim Abschluß von Handelsverträgen kommt nicht nur das bietende Land als ausschlaggebend in Betracht, sondern ebenso sehr das kontrahirende Ausland. Wir werden also auch die handelspolitische Situation des Auslands sowie die dortigen Strömungen für den Abschluß neuer Handelsverträge daraufhin zu prüfen haben, welche Chancen Deutschland bei der Neugestaltung seiner Handelsbeziehungen mit dem Ausland hat. Auf diesen Voruntersuchungen fußend, werden wir dann die Interessen der Arbeiterklasse in handelspolitischer Beziehung festzustellen und zu erwägen haben, in welcher Richtung sich die aktive Handelspolitik der Arbeiter zu bewegen hat. Es muß sich dann ergeben, ob die Arbeiter als Produzenten ein Interesse daran haben, eine bestimmte Handelspolitik prinzipiell zu verfolgen, oder ob sie wie bisher, ihre Stellung als Konsumenten betonend, sich einfach darauf zu beschränken haben, nach wie vor eben nur für eine Opposition gegen jede Erweiterung und Verstärkung des Schutzzollsystems einzutreten.[1]

[1] Wir geben vorliegender Arbeit gern Raum, ihres instruktiven Inhalts wegen, können aber ihren Standpunkt nicht völlig theilen. Unseres Erachtens hat die Sozialdemokratie in der Frage der Handelspolitik mehr zu thun, als „gegen jede Erweiterung und Verstärkung des Schutzzollsystems einzutreten". Sie muß dieses System grundsätzlich bekämpfen

Die Gründung des wirthschaftlichen Ausschusses.

Die Initiative zur Vorbereitung neuer Handelsverträge ergriff die Regierung schon zu einer Zeit, wo die Interessenten des wirthschaftlichen Lebens sich noch um den Nutzen und Schaden der kaum erst wenige Jahre wirksamen Caprivischen Handelsverträge lebhaft stritten. War die Regierung von der Absicht geleitet, durch möglichst frühzeitigen Beginn der vorbereitenden Maßnahmen die technischen und wirthschaftlichen Voraussetzungen möglichst gewissenhaft klarstellen zu können, oder suchte sie durch ihre Aktion auf die durch die bestehenden Handelsverträge erbitterten Agrarier besänftigend einzuwirken — das bleibe dahingestellt: jedenfalls kam es überraschend und unerwartet, als am 24. Januar 1897 der damalige Schatzsekretär Graf Posadowsky im Reichstag eine Erklärung abgab, die sich mit dem Abschluß der neuen Handelsverträge im Jahre 1904 beschäftigte. Bei der Erörterung über den Quebrachozoll stellte der Staatssekretär eine neue Erwägung in Aussicht, „sobald wir unsere Arme frei haben, d. h. nach Ablauf der Handelsverträge". Und daran anschließend, äußerte sich der Regierungsvertreter nach dem stenograpischen Bericht:

> „Ich glaube, der Hoffnung kann man sich auch nicht hingeben, daß die neuen Handelsverträge, die wir 1904 abschließen werden, einfach die Abschrift der bisherigen Handelsverträge sein werden, nicht allein aus wirthschaftlichen Gründen, sondern vor Allem aus rein zolltechnischen Gründen. Es ist vielleicht ein Mangel unseres autonomen Tarifs, der ein recht ehrwürdiges Alter in seiner jetzigen Gestalt hat, daß er nicht genügend spezifizirt ist in seinen einzelnen Positionen, und daß deshalb Handelsvertragsverhandlungen mit Staaten, die einen sehr spezifizirten Tarif haben, für uns durch einen solchen Tarif, der große Gruppen zusammenfaßt, jedenfalls nicht erleichtert werden. Ich glaube, es wird deshalb noth-

---

und seine völlige Niederreißung anstreben. Vor Allem muß sie die völlige Aufhebung aller Lebensmittelzölle fordern. Diese zieht aber naturnothwendig die Aufhebung der industriellen Zölle nach sich, und die deutsche Industrie ist hochentwickelt genug, sie entbehren zu können. Ja, ein Theil der Exportindustrie wird durch den allgemeinen Zollschutz, der alle ihre Elemente vertheuert, geradezu geschädigt. Diejenigen Exportindustrien, die unter dem Schutzzollsystem nicht leiden, das sind solche, die im Stande sind, sich zu kartelliren, wozu gerade der Schutzzoll die günstigsten Bedingungen schafft, und so die Konkurrenz auf dem inneren Markte auszuschließen. Sie können dann auf diesem unerhörte Preise fordern und, dank ihren Ausnahmsprofiten, auf dem auswärtigen Markte die Konkurrenten unterbieten. Das sind dieselben Industrien, deren Unternehmer den Arbeitern am protzigsten und tyrannischsten gegenüberstehen. Die Brechung ihrer Monopole liegt ebenso wie die Aufhebung der Lebensmittelzölle im Interesse des Proletariats.

Die deutsche Sozialdemokratie muß daher vollen Freihandel fordern, sie fordert ihn im Interesse der Arbeiterklasse Deutschlands und der ökonomischen Entwicklung Deutschlands, nicht aus Gefälligkeit für das Ausland, darum ist aber ihre Forderung unabhängig von dem Entgegenkommen des kontrahirenden Auslands.

Die Kompensationspolitik ist unvereinbar mit dem Freihandel, sie setzt den Schutzzoll voraus und besagt nichts Anderes, als daß das widerwillige Ausland durch Schädigung des einheimischen Arbeiters zu Konzessionen gezwungen werden soll.

Welche Kompensationsobjekte haben wir etwa Rußland oder Amerika gegenüber? Die Lebensmittelzölle! Sollen wir unsere Haltung diesen gegenüber von dem guten Willen und der Einsicht der amerikanischen und russischen Staatsmänner abhängig machen? Soll der Kampf um die Handelsverträge auf dem Rücken der Arbeiter ausgefochten werden?

Keine Kompensationspolitik, sondern grundsätzliche Politik, in der Handelspolitik wie auf anderen Gebieten! Abschaffung der Zölle, der indirekten Steuern, nicht blos Ablehnung ihrer Vermehrung, das muß der Schlachtruf der Sozialdemokratie in dieser Frage sein.

Die Redaktion.

wendig sein, als Grundlage für den Abschluß neuer Handelsverträge vor allen Dingen einen viel spezifizirteren neuen autonomen Tarif aufzustellen. Mit dieser Arbeit ist das Schatzamt zunächst beschäftigt — und darauf beruht es, daß im Etat des Reichsschatzamts eine neue Stelle für einen vortragenden Rath von Ihnen erbeten wird. Sie können sich denken, daß das eine ganz außerordentlich schwierige Arbeit ist. Es muß zunächst das System für einen neuen autonomen Tarif festgestellt und demnächst jede einzelne Position des jetzigen Tarifs durchgegangen werden; es müssen ferner die aus den Interessentenkreisen hervorgegangenen Wünsche auf Tarifänderungen einer genauen Erwägung unterzogen werden, und schließlich muß über die einzelnen Positionen gruppenweise mit den Interessenten selbst verhandelt werden. Erst wenn man so eine feste wirthschaftliche Unterlage aus dem Verständniß der betheiligten Kreise heraus gewonnen hat, kann man die Arbeit abschließen und dem Bundesrath und später dem Reichstag zur Beurtheilung und Beschlußfassung vorlegen. Das ist eine jahrelange Arbeit; aber es folgt schon zolltechnisch daraus, daß die neuen Handelsverträge nicht eine einfache Abschrift derjenigen Handelsverträge sein können, die jetzt bestehen."

Diese programmatische Erklärung des Grafen Posadowsky hat in wirthschaftlich liberalen Kreisen sofort den lebhaftesten Verdacht gegen die handelspolitischen Absichten der Regierung hervorgerufen. Und doch dürfte prinzipiell kaum ein Einwand gegen eine zeitgemäße Ausgestaltung des deutschen Zolltarifs aufzufinden sein. Es wäre auch durchaus verkehrt, anzunehmen, daß die Regierung unter Caprivi irgendwie anders gehandelt haben würde. Daß der deutsche autonome Tarif den modernen Ansprüchen nicht mehr genügte, daß Deutschland den viel spezialisirteren Tarifen anderer Länder gegenüber immer in eine Verlegenheitsposition gebracht wurde, diese Erfahrung wurde gerade im Verlauf jener Vertragsverhandlungen gemacht, die unter Caprivi geführt wurden. Also an dem Programm als solchem: Aufstellung eines modernen Zolltarifs unter Zuziehung des Rathes der Interessenten, waren sachlich zunächst keine Ausstellungen im Ernste zu machen.

Anders verhielt es sich freilich mit der Ausführung dieses Programms. Die Verhandlungen hinter den Koulissen, deren praktisches Ergebniß die Konstituirung des wirthschaftlichen Ausschusses bildete, sind noch zu wenig bekannt, um ein sicheres Urtheil über die Haltung der Regierung zu ermöglichen. Jedenfalls steht so viel fest, daß vom 24. Januar bis 25. September 1897 unter der Mitwirkung und der Initiative hochschutzzöllnerischer Kreise die Regierung sich zu einer Ausführung ihres zollpolitischen Programms drängen ließ, die ihr in den Augen der Oeffentlichkeit den Werth unparteiischer Objektivität raubte. Alsbald nach der Erklärung des Grafen Posadowsky bildeten sich nämlich im industriellen Lager zwei scharf getrennte Strömungen, die beide aus der regierungsseitigen Erklärung die Anregung erhielten, eine Zentralstelle zu schaffen, durch deren Thätigkeit die von der Regierung begehrten Wünsche der Interessenten vermittelt werden sollten. Auf der einen Seite stand der hochschutzzöllnerische Zentralverband deutscher Industrieller, auf der anderen Seite gruppirten sich um den Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie jene Kreise der Industrie, die in der Fortführung der Caprivischen mitteleuropäischen Handelsvertragspolitik, also in der Richtung auf den Freihandel hin, ihre Interessen am besten gewahrt glaubten. Letztere Gruppe handelte überaus rasch, indem sie alsbald eine private Zentralstelle zur Vorbereitung der Handelsverträge einsetzte und ein ausführliches Programm aufstellte, in dem auch das Bedürfniß einer Produktionsstatistik angedeutet war. So lobenswerth nun auch das Programm dieser Zentralstelle sein mochte, ihr Wirken mußte gerade an der Ermittlung der deutschen Produktion scheitern. Die Aufmachung einer Produktionsstatistik ging über die Leistungsfähigkeit einer

privaten Vereinigung. Und da — wie aus dem Busch der Straßenräuber stürzt, fiel plötzlich die offiziöse Presse über das Programm der Zentralstelle her und wies nach, daß zur Schaffung einer Produktionsstatistik nur der Staat berufen sei. Anschließend an diese Kritik wurde dann feierlich eine offizielle Produktionsstatistik angekündigt. Selbstverständlich wurde diese Mittheilung in der Oeffentlichkeit aus verschiedenen wirthschaftlichen und sozialpolitischen Gründen begrüßt, es herrschte eine gewisse Genugthuung, daß die Regierung sich selbst an die Spitze der Vorbereitungen für die Handelsverträge stellen und mit den Interessenten in direkte Führung treten wollte. Daß die offiziöse Presse mit diesen Versprechungen nur die industriellen Kreise ködern, sie der privaten Zentralstelle abwendig machen wollte, daran dachte man momentan nicht. Und doch war diese Absicht vorhanden, sie ist auch glücklich ausgeführt worden. Denn ziemlich unbemerkt hatte der Zentralverband deutscher Industrieller sich mit einer Denkschrift an den Reichskanzler gewandt, in der Grundsätze zur Begründung und Organisation einer offiziellen Zentralstelle für Vorbereitung der Handelsverträge niedergelegt waren. Zugleich war darin die Bitte ausgesprochen, der Reichskanzler möge zur Verständigung über die Bildung einer solchen Zentralstelle eine Konferenz von Vertretern des deutschen Landwirthschaftsraths, des deutschen Handelstags und des Zentralverbands deutscher Industrieller berufen. Diese Bitte wurde bereitwilligst erfüllt. Am 25. September 1897 fand die Konferenz unter Leitung des nunmehrigen Staatssekretärs des Innern, Grafen v. Posadowsky, statt. Auf der Basis der Grundsätze, die der hochschutzzöllnerische Zentralverband aufgestellt hatte, sollte die vorgeschlagene Zentralstelle zusammengesetzt werden aus je fünf Vertretern des deutschen Landwirthschaftsraths, des deutschen Handelstags und des Zentralverbands deutscher Industrieller und aus fünfzehn — nicht wie der Zentralverband wollte aus zehn — von dem Reichskanzler zu berufenden Mitgliedern. In dieser Weise ist der „Wirthschaftliche Ausschuß zur Vorbereitung und Begutachtung handelspolitischer Maßnahmen" — wie er sich offiziell nennt — gebildet worden. Er ist das Werk des hochschutzzöllnerischen Zentralverbands, der dafür gesorgt hat, daß die Zusammensetzung des Ausschusses in seiner überwiegenden Mehrheit nur aus Hochschutzzöllnern bestehen kann. In der That waren denn auch die dreißig Personen, die alsbald in den Ausschuß entsandt oder berufen wurden, meist ausgesprochene Parteimänner, denen auf der Stirne stand, für welche Handelspolitik sie zu wirken gesonnen waren. Kaum hatte sich aber dieser hochschutzzöllnerische Ausschuß unter der Aegide der Regierung konstituirt, als auch sofort der bisherige Anschein, als ob die Vorbereitung zu den Handelsverträgen seitens der Regierung ohne jegliche festgelegte handelspolitische Absicht erfolge, fallen gelassen wurde. Zur Enttäuschung Vieler wurde plötzlich bekannt, daß die Regierung ihre Absicht, eine Produktionsstatistik zu schaffen, aufgegeben habe, weil durch eine solche die Unternehmer „belästigt" werden könnten, daß dafür aber der wirthschaftliche Ausschuß mit einer privaten Ermittlung der Produktion beauftragt worden sei. Nunmehr war erreicht, was schon von vornherein geplant war: die private Zentralstelle war beiseite geschoben und isolirt — die vorbereitenden Maßnahmen der Regierung waren in die Hände eines schutzzöllnerischen Ausschusses gegeben. Wie weit bei diesem Gange der Dinge die Regierung selbst schob oder geschoben wurde, thut hier nichts zur Sache. Es genügt, festgestellt zu haben, daß die Regierung sich offiziell in den Dienst einer hochschutzzöllnerischen Handelspolitik begeben hat, daß sie damit ein Ziel geoffenbart hat, das nicht dadurch weggeleugnet werden kann, daß man offiziell bis jetzt noch vermieden hat, durch Worte sich irgendwie auf ein bestimmtes System festzulegen. Die Aufgabe

des wirthschaftlichen Ausschusses ist es nun, einmal Industrie und Landwirthschaft auf ein handelspolitisches Programm zu einen und zu dessen Begründung statistisches und wissenschaftliches Material beizubringen. Nach beiden Richtungen hin entwickeln die Mitglieder des Ausschusses offiziell und noch mehr privatim eine überaus rege Thätigkeit.

Die Anbahnung eines Hochschutzzollkartells.

Daß die Agrarier der heutigen Handelsvertragspolitik feindlich gegenüberstehen, bedarf keines Nachweises, wohl aber, daß die Industriellen eine ausgesprochene Neigung an den Tag legen, mit den Agrariern zusammen die deutsche Handelspolitik in hochschutzzöllnerischer Richtung zu beeinflussen. Man sollte ja annehmen, daß die Industriellen, die zur Zeit Caprivis gegen die Opposition der Landwirthschaft die damaligen Handelsverträge begrüßt und im Parlament rücksichtslos durchgedrückt haben, noch heute auf dem Boden von damals stehen müßten. Diese Annahme ist um so eher gerechtfertigt, als die deutsche Industrie von dem österreichischen und russischen Vertrag ohne Zweifel großen Nutzen gehabt hat. Wenn trotzdem der mächtigere Theil der deutschen Industrie heute auf einem anderen Boden steht, so wird man dafür nähere Belege anzugeben haben.

Zunächst muß nun darauf hingewiesen werden, daß von vornherein gleich nicht alle unter Caprivi abgeschlossenen Handelsverträge den Beifall der Industrie fanden. Vielmehr haben die rheinisch-westfälischen Industriellen, bekanntlich die mächtigste Hochschutzzollgruppe innerhalb der deutschen Industrie, sofort gegen den belgischen Handelsvertrag geeifert. Die Anklage der Agrarier, die Vertragspolitik des Grafen Caprivi habe die deutschen Interessen geschädigt, Deutschland sei anderen Ländern gegenüber zu den weitestgehenden Konzessionen bereit gewesen, ohne entsprechende Gegenzugeständnisse zu erhalten, wurde schon bald nach dem Abschluß der Verträge auch seitens der schutzzöllnerischen Industrie ausgesprochen. Bei der Wichtigkeit dieses Umschwungs weisen wir auf einen Artikel der „Industrie" hin, der 1895 schon im Namen der Industrie ein verdammendes Urtheil über die deutsche Handelspolitik aussprach. In einer Besprechung über den Handelsvertrag mit Belgien wird ausgeführt, daß Deutschland Belgien viel mehr geboten als erhalten habe. Belgien habe nur sehr unerhebliche Ermäßigungen eintreten lassen, die überdies kaum irgend welche Bedeutung für Deutschland erlangt haben. „So zurückhaltend die Belgier in Zugeständnissen waren, so zudringlich waren sie in ihren Forderungen. Die Einräumung der Meistbegünstigung von Seiten Deutschlands genügte ihnen nicht als Gegenwerth für die Zugeständnisse. Sie beanspruchten für sich ganz besondere Zollermäßigungen und Bindungen über die mit Oesterreich-Ungarn und Italien vereinbarten Tarifverträge hinaus, und sie sind von Deutschland in der bekannten Freigebigkeit des großen Vertragsjahres gewährt worden." Diese Zugeständnisse waren aber um so bedenklicher, als Belgien sich allgemein die Freiheit Deutschland gegenüber vorbehielt, von seinem Freihandelssystem in jedem Moment abzugehen. Belgien wollte darum keine größeren Zugeständnisse machen, weil es zum Schutzzollsystem übergehen wollte. Daß trotz dieser Eventualität Deutschland sich Belgien gegenüber bis 1903 festlegte, ist nun der Vorwurf, den die Industrie nachträglich dem Caprivischen System macht. Und aus Anlaß dieses Vorwurfs wird die Leitung der deutschen Handelspolitik wörtlich also kritisirt: „Die Folgen der damaligen Kurzsichtigkeit treten gerade jetzt zu Tage. Belgien hat freie Hand behalten, es wird schutzzöllnerisch; Deutschland hat seine Hände gebunden; es kann Belgien nicht hindern, seinen ganzen Tarif, mit Ausnahme der wenigen Vertragssätze von 1892, beliebig

zu erhöhen. Eine schärfere Verurtheilung der Vertragspolitik des Jahres 1892 ist kaum denkbar. Dabei hat sehr wahrscheinlich Deutschland den Anstoß zu den Verhandlungen mit Belgien gegeben; denn der alte Vertrag mit Belgien war noch nicht gekündigt und hätte weiter bestehen können. Hierin lag schon das erste Zeichen der Schwäche, welche die Leitung der deutschen Handelspolitik zu erkennen gab."

Für die deutsche Industrie ergiebt sich also aus dem belgischen Handelsvertrag einmal eine Erschwerung des Exports nach Belgien, sowie eine erleichterte Konkurrenz der belgischen Industrie auf dem deutschen Markte. Und diese beiden Erscheinungen haben sich auch noch aus Gründen, die mit den Handelsverträgen nur indirekt zusammenhängen, in den letzten Jahren in steigendem Maße bemerkbar gemacht. Das Ausland sucht sich von der Zufuhr fremder Waaren abzuschließen. Namentlich kommen für Deutschland hier außer Belgien Frankreich und die Vereinigten Staaten in Betracht. Frankreich, mit dem wir im Verhältniß der Meistbegünstigung stehen, verfolgt seit 1891 eine ausgesprochen protektionistische Handelspolitik, deren leitende Grundsätze in dem Ausschußbericht über die Zolltarife, der Ende 1891 den Kammern übergeben wurde, in folgenden drei Programmpunkten niedergelegt sind: 1. Schutz aller landwirthschaftlichen Produkte, 2. freier Austausch für alle der Industrie nöthigen Stoffe, 3. Schutz für die Fabrikerzeugnisse. Am 20. Dezember 1891 wurde die Verlängerung der am 1. Februar 1892 ablaufenden Verträge von der zweiten Kammer abgelehnt und die Regierung ermächtigt, provisorisch im Ganzen oder theilweise die Handelsverträge unter dem Vorbehalt zu verlängern, daß der französischen Regierung das Recht zusteht, den Vertrag dieser Konventionen durch einjährige Kündigung aufzuheben. Auf Grund dieses Gesetzes bekam die französische Regierung für die Durchführung ihres schutzzöllnerischen Programms freie Hand. Während für Frankreich durch unsere gebundenen Handelsverträge ein äußerst günstiger, aus der Meistbegünstigung resultirender Zolltarif bis 1903 dauernd festgelegt ist, sind wir in Deutschland vor tief eingreifenden Erschwerungen unseres Exports nach Frankreich nie gesichert. Aus den nackten Ziffern der Handelsstatistik ergeben sich daher für Deutschland bestehende Nachtheile. Es betrug nach der französischen amtlichen Statistik der Import aus resp. der Export nach Deutschland:

	Import	Export
	in Millionen	Francs
1890	351	341,6
1892	337	355,0
1894	310	325,0
1895	310	334,0

Ohne Zweifel ist Deutschlands Industrie Frankreich gegenüber im Nachtheil.[1] Noch mehr aber ist dies durch die amerikanische Zollgesetzgebung den

[1] Die Ziffern der Handelsstatistik sind nicht immer sehr zuverlässig. Die deutsche spricht ganz anders als die französische. Darnach betrug der Export nach resp. der Import aus Frankreich:

	Export	Import
	in Millionen	Mark
1890	231,2	267,1
1892	202,9	262,3
1894	188,1	214,1
1895	202,8	229,9

Darnach hat die Ausfuhr Deutschlands nach Frankreich seit 1892 gar nicht, die Frankreichs nach Deutschland dagegen sehr erheblich, um mehr als 33 Millionen Mark ab-

Vereinigten Staaten gegenüber der Fall. Die Wirkungen der Dingleybill lassen sich heute ziffernmäßig wegen der kurzen Geltungsdauer des neuen Tarifs noch nicht einwandsfrei zum Beweise anführen, aber es ist klar, daß Deutschland, das den Vereinigten Staaten Meistbegünstigung einräumen muß, durch den hohen Tarif Nordamerikas diesem gegenüber äußerst ungünstig gestellt ist. Durch die Handelsverträge bis 1903 muß aber Deutschland ruhig jede Zurückdrängung aus seinen Exportgebieten hinnehmen; ja es muß sich sogar die amerikanische Konkurrenz in Deutschland gefallen lassen, während seine Produkte in Amerika durch hohe Zölle fernzuhalten gesucht werden. Daß dieser Umschwung in den Beziehungen des Handels auf die deutsche Industrie verstimmend wirken und den hochschutzzöllnerischen Strömungen Oberwasser verschaffen mußten, das war sehr bald nach Abschluß unserer Handelsverträge von Wortführern der deutschen Industrie vorhergesagt. Es ist also nur begreiflich, wenn die bestehenden Handelsverträge, wenn auch etwas verschämt, von der deutschen Industrie preisgegeben werden. Die Vortheile, die sie Oesterreich und Rußland gegenüber uns gebracht haben, heben den Nachtheil nicht auf, der Deutschlands Industrie durch das protektionistische System Amerikas und Frankreichs, denen wir die Meistbegünstigung garantirt haben, zugefügt worden. Sobald diese Erkenntniß in den Kreisen unserer Industrie sich Bahn gebrochen hatte, zur nämlichen Zeit begannen auch die Annäherungsversuche der industriellen Hochschutzzöllner an die deutschen Agrarier. Dieser Zusammenschluß wurde aber noch durch einen weiteren Umstand begünstigt, trotz aller Gegensätze, die zwischen den Interessen der Landwirthschaft und der Industrie in handelspolitischer Beziehung bestehen. Sowohl die Agrarier wie die schutzzöllnerische Industrie mußten mit der Eventualität rechnen, daß ohne einen gegenseitigen solidarischen Zusammenschluß das Schutzzollsystem in seiner heutigen Höhe überhaupt gefährdet werden könnte. Weder sind die Agrarier ohne die Industriellen im Stande, höhere Zölle auf das Getreide zu legen, noch können die industriellen Schutzzöllner eine Erhöhung oder Vermehrung der industriellen

---

genommen. Benachtheiligt ist also durch die französische Hochschutzpolitik nicht die deutsche, sondern die französische Exportindustrie. Das wird noch klarer, wenn man die Ziffern des Gesammtexports, nicht die des Exports nach einzelnen Ländern betrachtet, was nothwendig ist, wenn man die Wirkungen einer Handelspolitik untersuchen will. Die Exportindustrie arbeitet für den Weltmarkt, nicht für ein einzelnes Land. Da aber finden wir, daß von 1890 bis 1896 die deutsche Ausfuhr von 3409 auf 3753 Millionen Mark stieg, die französische von 3753 auf 3404 Millionen Francs sank.

Wenn Frankreich oder die Vereinigten Staaten einen Hochschutzzoll einführten, so thaten sie dies nicht blos gegenüber Deutschland, sondern gegenüber der ganzen Welt. Es ist also ganz ungerechtfertigt, von einer besonderen Benachtheiligung Deutschlands dabei zu reden. Auf dem französischen oder amerikanischen Markte tritt Deutschland unter denselben Bedingungen auf, wie etwa England. Würde Deutschland nun ebenfalls zum Hochschutzzoll übergehen, so würde es sich dadurch den Zugang zum amerikanischen oder französischen Markte nicht erleichtern, es würde aber die Produktionsbedingungen seiner Exportindustrie vertheuern und sie dadurch gegenüber der englischen auf diesen auswärtigen Märkten benachtheiligen.

Es kann nichts Kurzsichtigeres geben, als die Politik, den Schutzzoll mit dem Schutzzoll zu bekämpfen, die Ausfuhrprämie mit der Ausfuhrprämie, und diese Politik dann damit zu vertheidigen, daß man ein Karnickel sucht, das angefangen hat.

Wir wiederholen es, wenn wir den Freihandel fordern, thun wir es, weil wir ihn als Nothwendigkeit für die Entwicklung Deutschlands und seiner Arbeiterklasse betrachten, und nicht aus Gefälligkeit für Frankreich, Amerika rc. Unsere Handelspolitik muß unabhängig sein von dem Belieben der Herren Meline und Konsorten. Die Redaktion.

Zölle ohne die Mithilfe der Agrarier durchsetzen. Die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, daß bei einem offenen Gegensatz die parlamentarische Zollschlacht in der Weise verlaufen würde, daß die Parteien, die auf einen weiteren Ausbau der Handelsverträge in freihändlerischer Richtung hinwirken, zusammen mit den industriellen Hochschutzzöllnern eine Erhöhung der Getreidezölle verhinderten, daß dafür aber dann wieder die Agrarier die Erhöhung der Zölle auf Fabrikate hintertrieben oder, was vom agrarischen Standpunkt noch praktischer wäre, ein Zustandekommen von Tarifverträgen überhaupt unmöglich zu machen suchen würden. Weder die Agrarier noch die schutzzöllnerische Industrie können also ohne gegenseitige Solidarität auf irgendwelche Durchsetzung ihrer Forderungen hoffen, und die einzig kluge Taktik für beide Parteien kann nur die sein, die vorhandenen gemeinsamen schutzzöllnerischen Interessen dadurch wirksam zu vertreten, daß sie sich gegenseitig entgegenkommen, jeder Theil sich Selbstbeschränkung in den eigenen Forderungen auflegt, um nicht den „nationalen Schutz" überhaupt zu verlieren.

Dies sind unseres Erachtens die zwingenden Gründe der Annäherung der Industrie an die Landwirthschaft. (Schluß folgt.)

Die Nachfrage beim Dirnenkauf.

Ein Beitrag zur Psychologie der Prostituirenden.

Von Ernst Gystrow.

Wenn ich im Folgenden von den Motiven zu sprechen gedenke, die heutzutage die ungeheure Mehrzahl junger Leute in die Arme der Prostitution treiben, so übersehe ich nicht, daß jede psychologische Beobachtung ein gut Theil psychologischer Konstruktion enthält, zumal wo es sich um eine so wenig in ihren Gesetzen bekannte psychophysische Erscheinungsgruppe handelt. Die geisteswissenschaftliche Forschung ist eben in ihren Anfängen nie exakt; dennoch wird kein Verständiger leugnen, daß diese Anfänge auf jedem Gebiete doch einmal gemacht werden müssen. Wenn daher die folgenden Darlegungen nicht ein auch nur annäherndes Bild von der realen Mannigfaltigkeit zu geben scheinen, so möge man berücksichtigen, daß ich in einer für weite Kreise bestimmten Studie nur das gegen die schwersten Zweifel Gesicherte verwenden zu dürfen meinte.

Stellen wir zunächst die Thatsache fest: Der voreheliche Geschlechtsverkehr in Form der Benutzung der Prostitution ist zur allgemeinen Gewohnheit geworden, deren Ablehnung von Seiten Einzelner als geradezu lächerlich, als überspannt gilt. Die Genesis dieses Zustandes ist wenig verwickelt. Ihre Ursachen sind in zwei Richtungen ökonomischer Natur. Daß die Prostitution selber wirthschaftlichen Ursprungs ist, bezweifeln nur noch sehr rückständige Gemüther; die Psychologie der Prostituirten geht fast ohne Rest in dem Wörtchen „Noth" auf Ebenso ist auf der anderen Seite die Nachfrage nach Prostituirten in dem heutigen Umfange am meisten durch die Verschlechterung der (relativen) ökonomischen Lage des Mannes und die daraus resultirende Unmöglichkeit der Verehelichung befördert worden. Wem noch auf Jahre hinaus die Heirath versagt ist, der wird selten Kraft oder auch nur Lust haben, die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse in die ungewisse Zukunft zu verschieben. Aber der heute vorhandene Zustand läßt diese Entwicklungsursachen nur noch wenig erkennen. Heute ist die Benutzung der Prostitution einfach Sitte geworden und sie führt im Gegentheil bei sehr Vielen erst zu einer übermäßigen Aufschiebung der Ehe noch über die ökonomisch

bedingte Grenze hinaus. Der voreheliche Geschlechtsgenuß beginnt heutzutage in Altersstufen, in denen früher auch in den gesegnetsten Zeiten noch Niemand ans Heirathen gedacht hat. So hat sich das ursprüngliche Verhältniß umgekehrt. Damals dachte man zunächst ans Heirathen; war die Realisirung des Wunsches in absehbarer Zeit ausgeschlossen, so ging man schließlich zur Prostituirten. Heute geht man zunächst zur Prostituirten; und man denkt auch dann noch nicht ans Heirathen, wenn demselben keine Hindernisse materieller Natur mehr im Wege stehen.

Die naiven Realisten, die der allgemeinen Sitte folgend die Prostitution benutzen, stellen auch thatsächlich das bei Weitem größte Kontingent zu allen am vorehelichen Geschlechtsverkehr Betheiligten. Besondere Motive giebt es für sie nicht; sie handeln instinktiv. Sie befriedigen den sexuellen Trieb, sowie er auftritt. Stehen sie zu dieser Zeit noch unter elterlicher Zucht (was vornehmlich für Kleinstädte gilt), so greifen sie natürlich zur Masturbation. Dadurch wird aber der Trieb nur rapide gesteigert, und mit ihm zugleich der Wunsch, den „natürlichen Weg" der Befriedigung gehen zu können. Dieses Verlangen treibt dann die in die Freiheit Entlassenen unverzüglich der Prostitution in die Arme. Einen Grund zum Widerstand giebt es natürlich nicht. Die Prostitution ist da. Die Argumentation des naiven Realismus, im Leben so gut wie in der Theorie, lautet aber stets: Was ist, ist vernünftig. Der naive Realist — vulgo: Philister — werthet alles mit der kompakten Majorität. Was jenseits derselben liegt, ist ihm revolutionär; und das genügt, um es zu meiden. Der Sumpf von Gleichgiltigkeit, in dem diese Leute sich von Kindheit an bewegen, erstickt jedes eigene Nachdenken. So arbeitet sich denn nur eine ganz verschwindende Minderheit unter ihnen zu der Frage durch: Ob denn wirklich alles so, wie es sei, richtig und erhaltenswerth sei? Diese wenigen geben damit natürlich den naiven Realismus auf und treten zu jener anderen Gruppe hinüber, die wir nun als die kritische ins Auge zu fassen haben.

Zur Kritik der Prostitution werden drei verschiedene Charaktertypen gedrängt: Solche, denen die einmalige Benutzung einer Prostituirten keine Befriedigung zu bringen vermochte; solche, die ihre Schritte überhaupt an einem sittlichen Maßstabe zu messen gewöhnt sind, und endlich alle diejenigen, die über die von der Außenwelt empfangenen Eindrücke nachzudenken pflegen. Alle drei gehören fast durchgehends den Zöglingen der höheren Schulen an. Diese vielleicht erstaunlich und nach Bildungshochmuth klingende Behauptung ist unbestreitbare Thatsache, die aber im Bildungsunterschiede sehr wenig begründet ist. Vielmehr liegt ihre Erklärung darin, daß die Kaufleute, Kellner, Arbeiter ꝛc. zu der Zeit, wo der Sexualtrieb in voller Stärke erwacht, bereits ungebunden und damit in der Lage sind, einfach nachzugeben. Die Schüler der höheren Lehranstalten hingegen stehen von diesem ersten Zeitpunkte an mindestens doch noch zwei bis drei Jahre unter einer Zucht, die ihnen nur in wenigen Fällen gestatten wird, den sexuellen Trieb auf „natürlichem" Wege zu befriedigen. Wer aber genöthigt ist, mit dem Geschlechtstriebe zu ringen; wer — und das sind fast alle — die Verstimmungen durchmacht, welche die als Ersatz angewandte Masturbation hinterläßt; wer auf das höchste Lustgefühl den schlimmsten, mit Ekel gesättigten Katzenjammer folgen sieht: der wird doch eher zum Nachdenken über diese Fragen gedrängt werden. Mag die Kritik auch noch so wenig tief und nachhaltig sein; der ganz naive Genuß ist dadurch erschüttert.

Betrachten wir nun jenen ersten Typus unserer kritischen Gruppe, dem die erste Benutzung einer Prostituirten einen Katzenjammer anstatt der erhofften Be-

friedigung eingebracht hat. Das ist eine physiologische Reaktion des Nervensystems. Viele belassen es auch dabei, bei der Physiologie nämlich. Sie finden die Erschöpfung sehr natürlich, trösten sich mit der Vergänglichkeit solcher Leidenszustände und freuen sich aufs „nächste Mal". Bei Anderen wird die Reaktion jedoch auch moralisch, und damit der Ausgangspunkt einer oft mit komischer Heftigkeit ausbrechenden Kritik. Leider ist die Dauer der Stärke meist sehr wenig proportional. Sowie die physische Erschöpfung vorüber ist, folgt eine Periode sexueller Indifferenz; während dieser hält jene Kritik allenfalls noch vor. Sowie aber der Geschlechtsreiz sich von Neuem fühlbar macht, zerstieben die möglicherweise sogar gefaßten Vorsätze in alle Windrichtungen. So wiederholt sich das Spiel zwei- oder dreimal; dann hat man sich ans Ertragen des Katzenjammers gewöhnt, er wird kaum noch beachtet, und an moralische Reaktion ist schon gar nicht mehr zu denken. Die Fälle, in denen die durch physische Unlust bedingte Kritik eine so tiefe und durchgreifende wird, daß die eine Benutzung der Prostitution auch die einzige bleibt, sind in der That zu zählen. Es sind äußerst seltene Ausnahmen. Moralische Reflexionen, denen nichts als leibliche Verstimmungen zu Grunde liegen, sind eben für die Beeinflussung des Willens ganz werthlos. Dies erweist sich beim sexuellen Akt sogut wie bei alkoholischen Exzessen. Wer beobachten konnte, wie selbst die Vorsätze Schwerkranker nach der Wiedergenesung vergessen zu sein pflegen, wird das bestätigen müssen.

Der Typus der sittlich Denkenden, dem wir jetzt näher treten wollen, stirbt zusehend ganz aus. Kein Wunder. Die moderne Erziehung ist allmälig zum bloßen Unterricht „entwickelt" worden. Die Schule absorbirt alles; was sie aber neben der Wissensvermittlung rein erzieherisch leisten kann, das zu beurtheilen genügt ein Blick in die „Schulgesetze", in denen für harmlose Jugendthorheiten barbarische Strafen, an denen oft Vernichtung des Lebensziels hängt, vorgesehen sind. Aber auch wo unter irgendwelchen Einflüssen — Eltern, Geschwister und wirkliche Jugendlieben (nicht die üblichen Poussaden) rechnen vornehmlich dazu — sittlich denkende Jünglinge heranwachsen, zeigen sich die so gebildeten ethischen Maßstäbe doch zumeist zu schwach, um ihren Träger die sinnlichen Triebe erfolgreich bekämpfen zu lassen. Ganz natürlich: meist sind jene Werthmesser auf positiven Glaubenssystemen errichtet oder doch so eng damit verknüpft, daß sie unter der unausbleiblichen Erschütterung derselben beim Uebertritt ins freie Leben mit ins Fallen gerathen; oft genügt dazu schon das Abbröckeln unscheinbarer Details vom Glauben an transzendente Vergeltung. Oder die Ethik war allgemein zu sehr auf den Standpunkt des Schülers zugeschnitten; dann vermag sie selbstverständlich ebenso wenig die kleine oder große Revolution zu überdauern, die der Eintritt ins Leben nun einmal im Gefolge hat. Oder aber — und das ist der bedeutsamste Fall — das sittliche Denken war doch mehr ein sittliches Fühlen. Jede Gefühlssittlichkeit ist aber ein Spielball der Gewöhnungen. Nur allzuleicht gewöhnt der Mensch sich selbst an Dinge, die ihm vorher abstoßend erschienen. Nur allzugern konstruirt unser Vorstand eine Logik, in deren Lichte jene Gefühle als Vorurtheile erscheinen. Sicherlich ist es schwer, Gefühle Jemanden beweismäßig aufdrängen oder widerlegen zu wollen; das Trägheitsmoment des Gefühls kann sehr stark sein, aber es ist durchaus eine Funktion des Milieus. Darin, daß sie das gerade nicht ist, liegt die ungeheure Ueberlegenheit der denkenden Sittlichkeit. Darauf aber können wir erst eingehen, wenn wir den dritten Typus der kritischen Gruppe, den denkenden, etwas näherer Betrachtung unterzogen haben.

Während bisher entweder ein bestimmtes Moment der Prostitution — die physische Unlustreaktion — oder ein völlig unbestimmtes gefühlssittliches Abgestoßensein die ersten Benutzungen ohne Befriedigung verlaufen ließ, beides aber bald der veränderten Gewohnheit sich anpaßte bezw. erlag, sehen wir nun mehr das Bild als Ganzes wirken. Die Käuflichkeit der Dirne; das Bewußtsein von der geschäftsmäßigen Unwahrheit ihrer Liebkosungen, der Gedanke an ihre Polyandrie (noch besser wohl Myriandrie zu nennen); die Furcht vor Verseuchung oder die ekelhaften Manipulationen zu ihrer Verhütung — alles das vereinigt bietet das Bild einer Form sexueller Befriedigung, die eine Kette von Naturwidrigkeiten darstellt. Die Formen dieser Kritik sind die mannigfaltigsten, je nach der Persönlichkeit des jungen Mannes, aber auch je nach der Eigenart der Prostituirten, endlich je nach den sonstigen begleitenden Umständen wird der Schwerpunkt mehr auf diesem oder jenem Zuge ruhen, ohne daß aber die anderen ganz zurücktreten, auch die Schärfe der Kritik wird von alledem abhängig sein. Es hieße sich in endlose Kombinationen verlieren oder aber psychologisch willkürlich konstruiren, wollten wir diesen Variationen ins Einzelne nachgehen. Für uns erhebt sich nur die Frage: Welche Momente veranlassen schließlich in den meisten Fällen selbst den schärfsten Verurtheiler, dennoch — trotz seiner Schlüsse — die Prostitution weiterhin zu benutzen und damit zu fördern? Wir müssen uns dazu den Augenblick vergegenwärtigen, in denen der nach der Indifferenzperiode wiedererwachende geschlechtliche Reiz mit jenen nicht impulsiv, sondern reflexiv gewonnenen Ansichten ringt. Drei Möglichkeiten des Ausganges sind dann gegeben: Bezwingen — unterliegen — oder Masturbation.

Die Letztere wird natürlich kurzweg verworfen; denn sie ist ein Laster und führt zur Zerrüttung. Das steht in der Bibel und noch besser im Retau; überdies ist es selbstverständlich. Sicherlich ist die Masturbation durch die Häufigkeit der Exzesse, die sie ermöglicht, nicht unbedenklich. Sie führt zwar nie und nimmer zur Tabes (Rückenmarkschwindsucht), aber doch zu sehr unangenehmen Zuständen psychischer Art: Ekel vor sich selbst, Ueberdruß, Arbeitsunlust und Anderes mehr. Sicherlich ist sie auch etwas Widernatürliches. Das ist aber die Benutzung der Prostituirten ebenso, die vielleicht durch die „hygienischen Maßregeln" noch ekelhafter wird. Denn widernatürlich ist jeder Geschlechtsakt, der nicht unter den Zweck der Erhaltung der Art fällt. Es macht das Wesen des Geschlechtsaktes aus, die vollendete Einheit des höchsten persönlichen Genusses mit der höchsten sozialen Pflicht zu sein. Danach schändet der Masturbant sich selber; der Dirnenkäufer aber schändet sich selber und das Weib. Letzteres natürlich nicht individuell — der Einzelfall kann die Berufsdirne nicht mehr entehren, als sie es ist. Aber generell schändet Jeder das Weib, der an der Ausnutzung der widerweiblichsten Bethätigung, dem Verkauf des Leibes, theilnimmt; ganz gleichgiltig, ob er eine „demi-vierge" oder die heruntergekommenste Dirne kauft. Und darum steht sittlich der Prostituirende noch unter dem Masturbanten.

Aber warum ist es so schwer, den sexuellen Trieb ganz niederzukämpfen? Wir werden gleich sehen. Früher sahen wir die Sittlichkeit versagen, weil sie nicht denkend war; jetzt versagt das Denken, weil es nicht sittlich ist. Ist das mehr als eine Antithese von leeren Worten? Ich hoffe es. Jene Sittlichkeit war metaphysisch und mußte in einer Periode unterliegen, wo alle Metaphysik wankend wird; sie war zu positiv. Unser Denken jetzt ist zu negativ, zu rein kritisch. Ihm fehlt ein positiver Inhalt, der durch kein Milieu annullirt

wird: es ist, kurz gesagt, zu wenig sozialethisch. Das sozialethische Denken entnimmt seine Gesetze der Wirklichkeit und vermag darum allein vor ihr zu bestehen. Die Fähigkeit aber, sozialethisch zu denken, fehlt unserer Jugend. Warum? Weil sie nicht sozial zu denken gelernt hat. Weil ihr alles Geschehen und Streben transzendenten oder individuellen Forderungen zu gehorchen scheint, nicht aber sozialer Nothwendigkeit. Weil sie keine sozialen Gesetze kennt, und deshalb auch des sozialen Pflichtbewußtseins und der sozialen Ideale ermangelt. Weil sie in dem Sumpfe der quietistischen Vorstellungen von der Bedeutung der Einzelhandlung im Gesammtgeschehen auferzogen ist, geimpft mit dem Gifte der Schlagworte „Realpolitik“ und „Erfolg“. So fehlt ihr die Möglichkeit, der Bezwingung des sexuellen Triebes bis zu seiner wahrhaft natürlichen Befriedigung einen Grund und einen Zweck zu substituiren. Was aber so starke Anforderungen an die persönliche Energie stellt, ohne einen ersichtlichen Grund und Zweck zu haben, das unterläßt man eben. So bleibt jene Kritik im Persönlichen stecken, ohne eine sozialethische Ausgestaltung zu erfahren. Selbst in dem Punkte, wo soziale Betrachtung sich wie von selbst aufdrängt, in der Käuflichkeit des Weibes, bleibt es bei einem unklaren Instinkte. Es fehlt eben die klare soziale Erkenntniß und der feste soziale Wille. Beide vereinigt aber bilden erst das, was ich sittliches Denken genannt habe.

So unterliegt der junge Mann. Aber vorher geschieht noch etwas Anderes. Wohl vornehmlich der Wunsch, eine neuerlich sich aufdrängende Kritik sofort zu Boden schlagen zu können, hat ihn dazu getrieben, sich ein logisches System zurechtzumachen, das ihm nicht blos die Erlaubtheit, sondern sogar die Nothwendigkeit, dem sexuellen Triebe zu unterliegen, unwiderleglich garantirt. Damit kommen wir zu dem psychologisch zweifellos interessantesten Punkte unserer Untersuchung: Der systematischen Selbstbelügung der Prostituirenden.

Am bequemsten machen es sich jene, die sich auf physiologische Argumente stützen. Die Unterdrückung des Geschlechtstriebes soll schädlich sein. Das ist an sich nicht recht einzusehen, da der Geschlechtsakt physiologische Veränderungen am männlichen Organismus nicht nach sich zieht und zudem dieser Organismus die bekannte Selbsthilfe der pollutio nocturna hat. Diese muß nun meist als sehr „angreifend“ herhalten. Angreifender als eine mit einer Dirne durchtobten Nacht ist sie sicher nicht, angreifender als die Menstruation beim Weibe auch nicht, und das Gleiche gilt überhaupt für den Aufwand an Nervenkraft, der zur Beherrschung der sexuellen Begierde nöthig ist. Zudem kann man Namen wie Forel, Krafft-Ebing und viele andere für die völlige Unschädlichkeit der Abstinenz in physiologischer Hinsicht ins Feld führen. In diesem Falle zieht sich die Beweisführung regelmäßig auf die Unnatürlichkeit der Abstinenz zurück. Als wären wir noch anthropoide Affen! Selbstverständlich ist es unnatürlich, den Trieb zur Erhaltung der Art ganz zu unterdrücken. Aber wir sind doch wohl Menschen geworden, weil wir gelernt haben, die Befriedigung unserer Bedürfnisse gewissen sozialen Schranken zu unterwerfen. Die Kompensation, die die Natur uns giebt, ist wahrlich groß genug; im Laufe der Kulturentwicklung schwindet die Existenz einer besonderen Brunstzeit. Das Ausreifenlassen des Geschlechtstriebes gilt in der Hausthierzüchtung als ein ganz hervorragendes Auslesemoment; und uns thäte eine vernünftige Selektion so noth, mitten in unserer mammonistischen Kontraselektion! Es ist wohl „natürlich“, die Pflicht der Erhaltung der Art als Junggeselle zu umgehen? Oder mit abgewirthschaftetem Sexualsystem in die Ehe zu treten? Oder eine luetische Nachkommenschaft in die Welt zu setzen und Generationen zu verseuchen? Es

ist wohl „natürlich“, einen Theil des weiblichen Geschlechts seinem natürlichen Berufe zu entziehen, um ihn der Verachtung und Verelendung preiszugeben? Oder einen anderen Theil ohne Hoffnung hinwelken zu lassen, in der Unnatürlichkeit einer gezwungenen Abstinenz, um dann über „die alten Jungfern“ zu höhnen? Es ist wohl „natürlich“, das im Liebesrausch sich hingebende Mädchen aus derselben Gesellschaft auszustoßen, in der man dem abgelebtesten Roué keine Achtungsbezeugung versagt?

Diese völlige Haltlosigkeit einer Berufung auf die Gesundheit und die Natur wird nicht wenigen jungen Leuten so deutlich, daß sie zu anderen Konstruktionen für ihre Rechtfertigung greifen. Da treffen wir zuerst auf die Gruppe der kritischen Realisten.

In ihnen ist die Wirkung der quietistischen, der Mangel an sozialen Anschauungen besonders stark ausgeprägt. Das unverdaute „Milieu“ bildet ihr A und O. Der Einzelne, sagen sie, ist von Schuld an so bedauerlichen Zuständen frei. Er ist ja nur ein Produkt der Verhältnisse, gegen die er nichts auszurichten vermag. Mit dem Kopfe eine Wand einrennen zu wollen ist unmöglich und lächerlich; die Wand bleibt stehen und der Kopf zersplittert. — Ganz recht: das Zersplittern aber bleibt ihm später doch nicht erspart — wenn's auch bloß ein Verwesen ist — und etwas bröckelt von der Wand doch immer ab. Und lächerlich? Die Philister lachen über alles Große, heute wie vor tausend Jahren. Die Verhältnisse treiben freilich ein Weib zum Angebot ihres Leibes; aber sie zwingen keinen Mann zur Nachfrage. Helft lieber die Verhältnisse so umzugestalten, daß auch das Angebot entbehrlich wird! Das klingt freilich nach Ideologie — aber ohne die Ideologen wäre auch die Erde längst ein großer Friedhof. Die Realpolitik ist freilich bequemer; und sie verbürgt es, daß man den Erfolg noch selber erlebt. Von der sozialen Unsterblichkeit hat man so wenig — da ist's doch noch besser, man hält es mit der transzendenten!

Sittlich ist diese Art junger Leute sicher relativ am wenigsten geschädigt. Sie erscheinen mir weniger verurtheilens- als bedauernswerth; sie sind Opfer ihrer Erziehung. Sie empfinden die eben gegebenen Einwürfe gegen ihre Logik oft genug als zutreffend; aber es fehlt der Boden für eine dauernde Einwirkung; ihr Willen widersetzt sich, konform ihrem Denken, immer wieder den neuen Ideen. Sie sind so ziemlich die einzigen, welche für die Gegner der Prostitution etwas Verständniß, ja oft eine gewisse Bewunderung haben; ich kenne einige Fälle, wo sie sich gern an solche enger anschlossen. Wenn irgendwo dauernde Abwendungen von der Prostituirtennutzung vorkommen, so ist es sicher bei dieser Klasse, die jedenfalls am meisten die Aufmerksamkeit Aller verdient, denen eine sittliche Erziehung am Herzen liegt.

Um so unangenehmer stechen von ihnen jene Menschen ab, die ich zuletzt noch als die Gruppe der Pseudo-Idealisten einer kurzen Betrachtung zu unterziehen habe.

Es ist der waschechte Typus der Dekadence, mit seiner Zerrissenheit und Sentimentalität, seiner Blasirtheit und Selbstlüge. Hier begegnen wir den sattsam bekannten pseudomodernen Schlagworten von der „freien Liebe“, vom „Recht aufs Ausleben der Geschlechtsindividualität — auch fürs Weib.“ Wir verlangen, heißt es, keine Keuschheit auf irgend einer Seite — wir verachten sie sogar. — Das klingt großartig. Nur resultirt daraus kein Recht auf Benutzung der Prostituirten. Die sinnliche Liebe soll sich ausleben — bitte sehr: nur behaupte man nicht, daß man zu einer Berufsdirne so etwas wie sinn-

liche Liebe empfinde. Wer ein (nicht prostituirtes) Weib liebt, sei es auch nur sinnlich, und mit ihr sich geschlechtlich auslebt, ohne sich um die Folgen zu bekümmern — der mag solche Lehren predigen. Wer aber zu feige ist, den Preis an die Art zu zahlen, der der Person für den höchsten Genuß nun einmal auferlegt ist, der rede nichts von freier Liebe; ich habe die Hingabe mit Vorbeugungsmaßregeln bereits genügend gekennzeichnet. Das gilt auch für das sogenannte „Verhältniß". Wie es heute betrieben wird, mit Verhütung, Vertuschung und schließlich gemeinster Verleugnung des Mädchens durch den Mann, ist es nichts als ein Reservoir, aus dem sich die Prostitution immer aufs Neue ergänzt. Die freie Liebe im idealen Sinne fordert die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Mann und Weib nur aus gegenseitiger Liebe, und damit eine Versittlichung der Ehe (die in ihrer heutigen Form ein so vornehmer Denker wie Simmel eine „chronische Prostitution" nennt) und das Ende der Prostitution. Die freie Liebe im pseudomodernen Sinne dagegen müßte zu einer allgemeinen Prostitution führen. Denn prostituirt wird im weitesten Sinne jedes Weib, das sich unter bewußter Verhinderung der Mutterwerdung wiederholt dem Geschlechtsgenuß hingiebt.

Diese Herren reden auch viel von der unvermeidlichen „inneren Unkeuschheit", der Keiner entgehen könne, da Jeder zu Zeiten einmal sexuellen Phantasien und Wünschen — sei es selbst im Traume (!) — nachhänge. Die Wahrung der Reinheit des Leibes sei demnach geradezu eine Heuchelei. — Das soll wohl die thurmhohe Moral der Gedankensünde vortäuschen, es ist aber allzu durchsichtig, um nicht zu erkennen, daß hier die sittliche Forderung so hochgeschraubt wird, daß man sich ungestört unter ihr vorbeidrücken kann; die Idealethik wird gemißbraucht, um die Sozialethik zu annulliren. Die ganze Gesinnungselendigkeit der Salonmodernen gehört zu solchen Spiegelfechtereien. Hundertmal lieber ist mir da der verknöchertste, aber doch ehrliche Reaktionär. Welcher Segen, daß es eine Tabes und Paralyse, eine Impotenz und Skrophulose giebt, um solche Exemplare oder wenigstens ihre Nachkommenschaft zu dezimiren!

Ein letztes Anhängsel der Pseudo-Idealisten hat vornehmlich unter pseudomodernen Literaten seine Jünger. Es sind jene Leute, die die Prostitution benutzen, um an den Dirnen „das Weib" zu studiren und sich dabei auf eine Künstlermoral berufen. Künstlermoral bedeutet aber eine von der lüsternen Prüderie des Philisterthums freie Sittlichkeit, und nicht eine zum offenen Geständniß feige Unsittlichkeit. Ich bin ein begeisterter Anhänger und Verfechter aller wahrhaft modernen Ideen, seien es soziale, ethische oder künstlerische: Aber wenn alle „Dichtungen" ungeschrieben blieben, deren Verfasser sich dazu ihre Kenntniß vom Weibe in St. Pauli oder der Friedrichstraße, in Animirkafés und Bordellen geholt haben, so gestatte ich mir hier Namens der Moderne unsere frohe Genugthuung darüber auszusprechen. Auf die Psychologie sich zu berufen, diese Anmaßung weise ich als Vertreter dieser Wissenschaft noch energischer zurück. Für derartige sexualpsychologische Forschungen danken wir höflichst. Uns sind Wissenschaft und Kunst denn doch zu heilig, um sie als Deckmantel für feige Lüsternheit herzugeben!

Ich bin am Ende. Es mag verlockend scheinen, auf die Mittel einzugehen, die zur Beseitigung oder doch Schwächung der Nachfrage nach Prostituirten führen könnten; aber das liegt außerhalb meines Themas. Nur soviel sei gesagt: die Beseitigung des Angebots kann sich nur vollziehen in der ökonomischen

Emanzipation der Frau. Die Motive der Nachfrage aber wurzeln, wie wir sahen, zum guten Theil in dem Mangel einer Erziehung der Jugend zu sozialer Erkenntniß und sozialem Willen. Ich fürchte nur allzusehr, eine Aenderung darin wird vor der Emanzipation der ökonomisch abhängigen Klassen auch nicht eintreten. Oder doch richtiger: ich bin zufrieden, daß es so ist. Denn Werth und Lebenskraft haben nur die Errungenschaften, die nicht zufällige, sondern nach historischem Recht im Klassenkampf erworbene sind.

Vielleicht findet sich in meinen Darlegungen manches, was allzusehr den Charakter des Konstruirten und Kombinirten zeigt. Das liegt nicht an mir. Um exakte sexualpsychologische Forschungen anzustellen, bedürfte es einer Statistik. Ja, so ungeheuerlich das klingen mag. Man wendet sicher ein, jeder junge Mann werde sich hüten, den Fragebogen über sein Geschlechtsleben auszufüllen. Das käme doch auf die Form an. Die für den Zweck ganz gleichgiltige Namensnennung dürfte natürlich nicht gefordert werden. Nur Stand, Alter, Alter des ersten Eintritts ins freie Leben, des ersten Geschlechtsaktes; ob vater-, mutter-, schwesterlos; ob regelmäßiger Geschlechtsverkehr, ob Prostitution oder „Verhältniß", ob und wann Masturbation — das wären ungefähr die wichtigsten Punkte. Es wird Leute geben, die in dieser „Männerkontrolle" eine empörende Gemeinheit erblicken. Nun, kürzlich hat Platter die (meines Erachtens praktisch unmögliche) hygienische Kontrolle der Männer gefordert. Ich bin überzeugt, daß sein Wunsch ebenso ein „frommer" bleiben wird wie meiner. Bei uns feiern die Kulturaufgaben ja ohnedies schon wahre Orgien. Ich habe auch die Forderung mehr deshalb gestellt, um zu zeigen, was dazu fehlt, um einigermaßen exakt über die Psychologie der Prostituirenden schreiben zu können. Für heute will ich schon zufrieden sein, wenn diese Studie den einen oder anderen Leser zu überzeugen vermag, daß nicht, wie ein Paar pseudomoderne Schriftsteller behaupteten und beweisen wollten, die unglücklichen Trägerinnen des Angebots, sondern in viel höherem Maße die Vertreter der Nachfrage beim Dirnenkauf eine Reihe komplizirter psychologischer Probleme darbieten, zu deren Bewältigung die pastorale Phraseologie der Sittlichkeitsvereine und Familienblätter nie und nimmer ausreicht.

Frauen- und Kinderarbeit in Oberschlesien.

Von **R. Winter.**

Oberschlesien ist ein in vielen Beziehungen eigenthümliches Gebiet, das leider, weil es eine der äußersten Ecken des Reiches bildet, und weil die gegenwärtigen „Herren" Oberschlesiens an wahrheitsgetreuen Schilderungen ihres Bezirks kein Interesse haben, noch viel zu wenig bekannt ist. Auf dem platten Lande herrscht der Großgrundbesitz in einer Weise vor, wie nirgends sonst; 58 Prozent der Anbaufläche des Oppelner Regierungsbezirks gehören zum geschlossenen Gutsbesitz. Unter den Großgrundbesitzern spielen die „freien Standesherren" und sonstigen „Herrschafts"besitzer eine übermächtige Rolle; 25 Herrschaftsbesitzer besitzen allein in 38 Herrschaften und Herrschaftsantheilen ca. 254 000 Hektar, und unter diesen Herrschaftsbesitzern giebt es Leute, von denen einer allein (der Fürst von Pleß) über ungefähr neun Quadratmeilen Land Gutsherr ist. Und die Macht der schlesischen Gutsherren ist, wenn auch nicht rechtlich, so doch

faktisch, immer noch fast so groß, wie vor der Bauernbefreiung; im Munde des Volkes heißt der Gutsherr hier immer noch „der Herr".

Die feudalen Herren Oberschlesiens beherrschen aber nicht nur das platte Land; sie sind nicht blos Agrarmagnaten, sondern auch Industriemagnaten. Ungefähr denselben Antheil (circa 70 Prozent),[1] den die Herrschaftsbesitzer in den Kreisen des Industriebezirks an der gesammten Anbaufläche haben, haben sie auch an den Bergwerken, Hüttenwerken und dergleichen. Ein näherer Nachweis dieser Behauptung würde uns hier zu weit führen;[2] die hauptsächlichsten Industriefeudalen, die wir in allen Zweigen der Montanindustrie als Eigenthümer antreffen, sind die Grafen Henckel von Donnersmarck, der Herr v. Tiele-Winckler, der Herzog von Ujest, die Gräfin Schaffgotsch und der Graf Ballestrem.

Neben der Montanindustrie spielen andere Industriezweige nur eine geringe Rolle in Oberschlesien. Die Montanindustrie beherrscht den gesammten Industriebezirk (das alte Beuthener Land und Theile der Nachbarkreise, außerdem einzelne Theile des Kreises Ratibor) vollständig. Nächstdem am wichtigsten ist die Kalk- und Zementindustrie der Kreise Groß-Strehlitz und Oppeln. Die fabrik- und hausindustrielle Weberei der Kreise Neustadt-Neiße und Leobschütz, die Tuchproduktion in Oppeln und Ratibor, die Tabakfabriken in Ratibor, die Stickerei und Spitzenklöppelei in den Kreisen Leobschütz und Ratibor und andere Industriezweige sind zwar nicht unbedeutend, vermögen aber den genannten Kreisen einen vorwiegend industriellen Charakter nicht aufzuprägen.

Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß, um von anderen Gründen hier abzusehen, die Beherrschung der oberschlesischen Industrie durch Leute, die Agrar- und Industriemagnaten zugleich sind, Magnaten, die es heute noch nicht verschmerzt haben, daß sie einen Theil der „wohlerworbenen" Rechte ihrer Vorfahren auf Volksausbeutung verloren haben, einen Theil der Schuld daran trägt, daß Oberschlesien immer noch die weitaus schlechtesten Lohn- und Arbeitsverhältnisse in ganz Deutschland aufweist.

Wir wollen das im Folgenden nur in Bezug auf die Frauen- und Kinderbeschäftigung darlegen. Beim Charakter der in Oberschlesien hauptsächlich hervortretenden Industrie, der Montanindustrie, wäre man berechtigt, vorauszusetzen, daß Frauen und Kinder nur einen kleinen Theil der Gesammtarbeiterschaft ausmachen; von Frauen und Kindern erwartet man doch im Allgemeinen weder die Kräfte noch die Ausdauer, die Arbeiter auf Berg- und Hüttenwerken besitzen müssen. Und doch ist, wie sich zeigen wird, der Antheil der Frauen und Kinder an der Industriearbeit ein sehr hoher, ein höherer zum Theil als in solchen Gegenden, deren Industrien sich mehr zur Beschäftigung von Frauen und Kindern eignen, als die Montanindustrie. Ein zahlenmäßiger Nachweis dafür ist bei dem Mangel genauer Angaben über die erwachsenen männlichen Arbeiter in den einzelnen Aufsichtsbezirken und für alle Industriezweige nicht möglich; nur für die Bergwerksindustrie lassen sich solche Vergleiche in Betreff des Antheils der Frauen und Kinder an der Gesammtarbeit anstellen, wie das unten geschehen wird.

Zunächst einiges Allgemeine. Wer Oberschlesien und dessen Industriegebiet auch nur flüchtig durchreist, dem wird doch jedenfalls die verhältnißmäßig große Zahl von erwachsenen und unerwachsenen Arbeiterinnen und unerwachsenen Arbeitern auffallen. Besonders bei den in der Oeffentlichkeit leicht bemerkbaren

[1] Im Kreise Tarnowitz gehören zwei freien Standesherren und sieben sonstigen Rittergutsbesitzern sogar 79 Prozent der Anbaufläche des Kreises.

[2] Vergl. darüber „Sozialistische Monatshefte", 1897, S. 603 ff. (Novemberheft).

Arbeitern ist der Prozentsatz dieser Arbeiter sehr groß; bei Erd- und Schachtarbeiten, auf Ziegeleien und Kalköfen, bei Wegebauten, vor Allem aber auf Bauten werden junge Mädchen, Knaben und Burschen in großer Zahl verwandt. Mädchen und Knaben, kaum vierzehn Jahre alt, werden hier zu Arbeiten angenommen, die man in anderen Gegenden regelmäßig älteren männlichen Arbeitern überläßt. So trifft man in Oberschlesien nur selten Ziegelträger und Handlanger in erwachsenem Alter, fast regelmäßig besorgen hier deren Arbeit junge Mädchen [1] und Burschen, die Tag für Tag mindestens zehn Stunden lang fortwährend je zwanzig Stück Ziegel auf einem besonders dazu hergestellten Traggestell auf dem Rücken in die oberen Stockwerke schleppen. Die Mädchen tragen bei der Arbeit, Sommer wie Winter, dicke wollene Kopftücher, weit über die Augen heruntergezogen. Unter einem Baume, in einem Hausflur hocken sie bei Regenwetter und in den Arbeitspausen zusammen. Ihre Mahlzeiten, die in einigen „Schnitten" Brot oder in einigen im nächsten Bäckerladen gekauften Semmeln zweifelhafter Güte bestehen, halten sie meist ebenda ab.

Verheirathete Frauen betheiligen sich in Oberschlesien, zumal im Industriebezirk, noch nicht in großer Zahl an industrieller Arbeit, und da hausindustrielle Arbeit wenig verbreitet ist, auch nicht an dieser. Auf der linken Seite der Oder, wo Hausindustrie mehr eingebürgert ist, als im Industriebezirk, fällt natürlich auch der verheiratheten Frau ein entsprechender Antheil zu. Auch in der Kalkindustrie von Groß-Strehlitz, Gogolin u. s. w. arbeiten verheirathete Frauen in bedeutend größerer Zahl mit als im eigentlichen Industrierevier, immerhin aber muß man sagen, daß die Pflege der Kinder in ihren ersten beiden Lebensjahren in Oberschlesien die Frauen immer noch mehr an ihr Haus fessellt als in deutschen Fabrikgegenden. Eine polnische Mutter säugt ihr Kind in der Regel bis tief ins zweite Jahr hinein; sie läßt es nur im äußersten Nothfall allein, sie nimmt es überallhin mit sich, auch zur Arbeit. Wohlverpackt legt sie es da in eine geschützte Ecke oder in eine Ackerfurche auf dem Felde. Ja sie verschafft dem Kinde im Freien sogar den Genuß einer allerdings sehr primitiven Wiege, die aus zwei in die Erde geschlagenen Pfählen besteht, deren obere Enden durch einen nicht straff gespannten Strick verbunden sind. An den Strick wird das Kind im Bettchen gehängt und durch einen Stoß in schaukelnde Bewegung gebracht. Beiläufig mag erwähnt werden, daß vielleicht diese wenigstens in ihrer Art sorgfältige Pflege der Kinder im zartesten Alter einer der Gründe dafür ist, daß die oberschlesischen Polen trotz der bereits durch mehrere Generationen andauernden industriellen Ausbeutung und trotz ihrer allgemeinen schlechten Lebenshaltung immer noch so verhältnißmäßig kräftige Leute sind. Die Industriebevölkerung Oberschlesiens verräth noch viel von den bäuerlichen Eigenschaften ihrer Vorfahren, viel mehr, als es bei der Bevölkerung rein deutscher Industriebezirke der Fall ist.

Es hat indeß den Anschein, als ob auch die verheirathete Frau mehr und mehr zur Industriearbeit herangezogen würde, was ja auch mit der in ganz Deutschland bemerkbaren Zunahme der Frauenarbeit stimmen würde. Nach den letzten Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden waren 1896 im Regierungsbezirk Oppeln 15 100 Frauen und Mädchen über 16 Jahre beschäftigt worden. Die absoluten Zahlen dieser Arbeiterkategorie sind für einige Bezirke höher, nirgends jedoch ist ihre Zunahme gegen früher so hoch wie in Ober-

[1] Die Klagen der Gewerbeinspektoren über diese für Mädchen ungeeignete und äußerst schlecht bezahlte Arbeit (Tagelohn bis 0,50 Mark herab) haben bisher nichts gefruchtet.

schlesien; sie betrug (1896) 10,5 Prozent; für ganz Preußen betrug der entsprechende Zunahmeprozentsatz nur 5,2 Prozent. Die Sachlage verschlimmernd kommt hinzu, daß fast die Hälfte dieser Arbeiterinnen im Bergbau- und Hüttenwesen (4018)[1] und in der Industrie der Steine und Erden (2978) thätig war. In der Textilindustrie waren 2583 und in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie 3064 über 16 Jahre alte Arbeiterinnen beschäftigt; in den übrigen Industriezweigen waren sie weit schwächer vertreten.

Die Beschäftigung der sogenannten „Jugendlichen", der 14 bis 16jährigen Knaben und Mädchen, nimmt in Oberschlesien noch viel rapider zu, als die der älteren Mädchen und Frauen. 1896 sind insgesammt 4969 jugendliche Arbeiter (3748 Knaben, 1221 Mädchen) gezählt worden; ihre Zunahme gegen 1895 betrug 26,3 Prozent!

Welchen Antheil Frauen und Kinder zusammen an der oberschlesischen Gesammtarbeiterschaft ausmachen, ist bei dem erwähnten Mangel einer vollständigen Arbeiterstatistik unmöglich festzustellen. Nach den Berichten der Bergbehörden ist auf den Steinkohlen- und Erzbergwerken und auf den Aufbereitungsanstalten das Verhältniß so, daß von der Gesammtbelegschaft (68329) 6809 Frauen und Mädchen über sechzehn Jahren sind, d. h. circa 10 Prozent der Gesammtbelegschaft ausmachen. Rechnet man hierzu die an diesen Arbeitsstellen beschäftigten 925 Knaben und Mädchen von vierzehn bis sechzehn Jahren, so kommt auf beide Arbeiterkategorien ein Prozentsatz von 11,3. Für den ganzen Oberbergamtsbezirk Breslau beträgt der Antheil der Arbeiterinnen an den Gesammtbelegschaften 8 Prozent; im niederschlesischen Revier ist er bedeutend geringer als im oberschlesischen. Aber auch diese Zahl ist eine horrend hohe; denn für die übrigen Oberbergamtsbezirke betragen die Prozentantheile der Arbeiterinnen an den Gesammtbelegschaften weit weniger; sie lauten:

Für den Oberbergamtsbezirk Halle	1,30
" " " Clausthal	0,10
" " " Dortmund	0,00
" " " Bonn	0,60
Für ganz Preußen beträgt er	2,11

Im Einzelnen wird der für Oberschlesien geltende Durchschnittsprozentsatz natürlich oft übertroffen. Auf den Erzbergwerken des Tarnowitzer Reviers machen die weiblichen über sechzehn Jahre alten Arbeiter 26 Prozent der Arbeiterschaft aus, auf den Erzbergwerken des Reviers Königshütte aber gar 30,5 Prozent! Weibliche und jugendliche Arbeiter zusammen machen auf den Erzgruben des Tarnowitzer Reviers 31,8 Prozent, also fast ein Drittel aus. Auf einzelnen Gruben wiederum steigt der Prozentsatz auf 50 und höher hinauf.

Einen bedeutend besseren Ueberblick über die Frauen- und Kinderarbeit in der oberschlesischen Montanindustrie gestattet die vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein herausgegebene „Statistik der oberschlesischen Berg- und Hüttenwerke für das Jahr 1896".[2] Nach den Angaben dieser „Statistik" stellen wir in der folgenden Tabelle die Zahlen der weiblichen und männlichen jugendlichen Arbeiter, absolut und in Prozenten der Gesammtarbeiterschaft der einzelnen Industriezweige zusammen und fügen die 1896er Lohnangaben und Vergleiche mit früheren Löhnen hinzu.

---

[1] So viel in den nicht unter der Aufsicht der Bergbehörden stehenden Betrieben.

[2] Bearbeitet vom Geschäftsführer dieses Vereins, Dr. H. Voltz; Kattowitz 1897.

Industriezweig	Gesammtarbeiterschaft	Arbeiterinnen über 16 Jahre		Jugendliche (14—16 jährige) Arbeiter			
		a) Anzahl	b) in Proz. d. Gesammtarbeitersch.	a) männl.	b) weibl.	c) zus.	d) in Proz. d. Gesammtarbeitersch.
Steinkohlengruben . .	56 032	3 859	6,9	383	34	417	0,7
Eisenerzgruben . . .	3 119	1 049	33,6	127	146	273	8,8
Zink- u. Bleierzgruben	10 061	2 069	20,7	199	114	313	3,1
Hochofenbetriebe . .	3 659	635	17,4	99	26	125	3,4
Holzkohlenhochöfen . .	16	2	12,5	—	—	—	—
Eisengießereibetriebe .	2 373	16	0,7	160	—	160	6,7
Walzwerkbetriebe . .	16 189	545	3,4	488	53	541	3,3
Draht- u. s. w. Betriebe	2 911	89	3,1	87	8	95	3,2
Zinkhütten	7 673	1 573	20,5	240	98	338	4,4
Zinkweiß	29	9	31,0	3	—	3	10,3
Zinkblech	741	10	1,4	45	—	45	6,1
Blei- und Silberhütten	610	6	1,0	18	—	18	3,0
Koks- und Cinderfabr.	3 680	871	23,7	138	—	139	3,8
Schwefelsäurefabriken .	658	64	9,7	60	—	60	9,1
Fabr. schwefliger Säure	123	14	11,4	—	—	—	—
	107 874	10 811	10,0	2074	480	2527	2,3

Industriezweig	Weibliche u. jugendliche Arbeiter zusammen		Jahreslöhne in Mark (frühere Löhne in Klammern)	
	a) Anzahl	b) in Proz. d. Gesammtarbeitersch.	a) Arbeiterinnen	b) jugendliche männliche Arbeiter
Steinkohlengruben . .	4 276	7,6	256,7 (1891: 262,0)	232,7 (1893: 299,7)
Eisenerzgruben . . .	1 322	42,4	243,9 (1891: 257,9)	173,0 (1889: 253,7)
Zink- u. Bleierzgruben	2 382	23,8	237,8 (1892: 248,2)	185,1 (1892: 229,3)
Hochofenbetriebe . .	760	20,8	317,8 (1892: 364,8)	373,3 —
Holzkohlenhochöfen . .	2	12,5	179,5 —	—
Eisengießereibetriebe .	176	7,4	247,5 (1891: 289,8)	229,7 (1893: 253,4)
Walzwerkbetriebe . .	1 086	6,7	287,8 (1892: 313,3)	339,0 (1891: 362,3)
Draht- u. s. w. Betriebe	184	6,3	—	—
Zinkhütten	1 911	24,9	309,6 (1892: 315,6)	250,0 (1893: 301,9)
Zinkweiß	12	41,3	—	—
Zinkblech	55	7,5	327,7 (1893: 358,0)	365,9 (1893: 432,9)
Blei- und Silberhütten	24	4,0	299,0 (1892: 343,4)	202,8 (1892: 355,0)
Koks- und Cinderfabr.	1 010	27,4	307,3 (1893: 323,9)	390,2 (1895: 398,0)
Schwefelsäurefabriken .	124	18,8	337,5 (1891: 394,5)	205,3 (1892: 271,8)
Fabr. schwefliger Säure	14	11,4	220,0 (1891: 625,0)	336,0[1] (1893: 403,0)
	13 338	12,4		

Es ist ein recht unerfreuliches Bild, das uns die Tabelle bietet. Im Allgemeinen gehört ein Achtel der Arbeiterschaft in der oberschlesischen Montanindustrie dem weiblichen Geschlecht und der unerwachsenen Jugend an; in einzelnen Industriezweigen gehört ihnen sogar mehr, ein Viertel, ein Drittel, ja auf den Eisenerzförderungen mehr als zwei Fünftel der Arbeiterschaft an. Wie viele Menschen-

[1] Diese Zahl bezieht sich auf das Jahr 1895.

leben werden hier in ihrer Blüthe geknickt, so daß sie nie zur vollen Entfaltung kommen können! Die Heirath der Mädchen rettet sie immer weniger vor der Industriesklaverei.

In den einzelnen Betrieben werden die angeführten Durchschnittszahlen für die beschäftigten Frauen und Kinder bedeutend überschritten; so giebt es in Oberschlesien noch eine Kohlengrube, auf der 28,3 Prozent (!) der Belegschaft Frauen und Mädchen sind; es ist die dem Herzog von Ujest gehörige Chassée-Fanny-Grube bei Laurahütte.

Wohl das traurigste Bild geben die Verhältnisse in den Zinkhütten. Oberschlesien hat für die Zinkproduktion ein gewisses Monopol, dieses Monopol aber ist hauptsächlich schuld daran, daß in der Technik der Zinkproduktion im Wesentlichen alles beim Alten geblieben ist. Die schlesischen Zinkhütten gehören zu den gesundheitsschädlichsten Betrieben, die es giebt. Nicht nur im Innern der Hütten, in der Nähe der Schmelzöfen machen sich die schädlichen Schwefeldämpfe höchst unangenehm bemerkbar, so daß Leute, die nicht an diese Umgebung gewöhnt sind, binnen wenigen Minuten Hustenreiz und Augenschmerzen bekommen, sondern die ganze Umgebung einer Zinkhütte ist in hohem Grade von schädlichen Gasen erfüllt, was man meist am besten an dem fast völligen Mangel von frischem Rasen und kräftigen Bäumen bemerkt. Und gerade hier zählt ein Viertel der Arbeiter zu den Frauen, Mädchen und Knaben. Nicht selten kommen allerlei Berliner Geheimräthe zur Besichtigung gewisser Industriebetriebe nach Oberschlesien; gerade in diesem Jahre besuchten sie wieder einmal die Zinkhütten. Ob sie aber bei ihrem Besuch viel gelernt haben? Auch hier steigt in einzelnen Betrieben der Antheil der Arbeiterinnen hoch über den Durchschnitt, am höchsten auf der der Bergwerksgesellschaft v. Giesches Erben gehörigen Normahütte bei Bogutschütz, auf 34 Prozent (weibliche und jugendliche männliche zusammen 36,6 Prozent)!

Die Lohnangaben werden vielleicht Manchem als geradezu unglaublich erscheinen; ist es doch in Deutschland bei Industriearbeiterinnen, abgesehen von Konfektionsarbeiterinnen, nicht erhört, daß sie es noch nicht einmal zu einem Jahreslohn von 200 Mark bringen, und die Arbeit an den Holzkohlenhochöfen, die das betrifft, ist durchaus nicht minder schwer als die Arbeit an Kokshochöfen. Hier ist freilich zu bemerken, daß diese Hochofenbetriebe nicht im eigentlichen Industriebezirk, sondern in den ländlichen Kreisen Lublinitz und Rosenberg liegen, aber ein Tagelohn von noch nicht 60 Pfennig ist auch für diese Gegend äußerst niedrig.

Schlesien ist nicht nur die Provinz der niedrigsten Landarbeiterlöhne, sondern auch die der niedrigsten Industriearbeiterlöhne. Und was das Sonderbarste ist, sinken diese niedrigen Löhne noch weiter, sinken, obgleich das Jahr 1896 ein gutes Geschäftsjahr war und von den oberschlesischen Industriellen auch als solches anerkannt worden ist. Soweit die Angaben in unserer Quelle reichen, stehen sämmtliche vierundzwanzig Lohnangaben hinter denen früherer Jahre, und zwar zum Theile recht bedeutend, zurück. Eine eigenartige Illustration der „allgemeinen und bedeutenden Erhöhung der Löhne“! Diese Löhne charakterisiren besser als alles das Wesen der oberschlesischen Unternehmerschaft, fast durchweg sehr feudaler Herren, die zu den reichsten Familien Deutschlands gehören, in den gesetzgebenden Körperschaften, im Herrenhause, im Staatsrath sitzen und die höchsten Regierungsämter bekleiden. Der Glanz ihrer Häuser beruht auf der Ausbeutung und Hinopferung von Tausenden von Frauen und Kindern.

Und immer noch liegt Oberschlesien in den Fesseln der Zentrumsdemagogen, die die Uebelstände, von denen wir hier ein kleines Bild gegeben haben, wohl kennen, zu ihrer Abstellung aber nicht das Geringste zu thun wagen.

Die erste Konferenz deutscher Sozialdemokratinnen in Oesterreich.

Von **Therese Schlesinger-Eckstein.**[1]

Am Neujahrstag des laufenden Jahres wurde die gesammte sozialdemokratische Partei in Oesterreich höchlich überrascht durch einen Aufruf in der „Arbeiterzeitung“, der verkündete, daß zu Ostern eine sozialdemokratische Frauenkonferenz in Wien stattfinden werde, und die Genossinnen aller deutschen Industriebezirke aufforderte, ihre Vorbereitungen zu treffen.

Da gab es unter den männlichen Genossen manch langes Gesicht, denn eine Handvoll Wiener Frauen war hier an die Arbeit gegangen, ohne sich vorher die Einwilligung des Landesausschusses, der Parteivertretung, der Gewerkschaftskommission 2c. geholt zu haben.

Die nächste Folge war ein Scharmützel zwischen der „Neuen Volkstribüne“, die die Anschauung der am meisten empörten Genossen aus der Gewerkschaftskommission vertrat, und der „Arbeiterinnenzeitung“, die den Standpunkt des Einberuferinnenkomites einnahm. In verschiedenen Sitzungen kamen die vorhandenen Gegensätze zum Ausdruck.

Schließlich müssen aber doch wohl die Argumente des Einberuferinnenkomites die stärkeren gewesen sein, denn die Genossen gaben nach, zwar erst mißmuthig und unter finsteren Vorhersagungen, schließlich aber immer vorbehaltloser, bis endlich am ersten Tage der Konferenz die Abgesandten der Parteivertretung, des Landesausschusses und der Gewerkschaftskommission aufs Wärmste das muthige Vorgehen der Einberuferinnen begrüßten und den Berathungen der Delegirten den besten Erfolg wünschten. Und mehr als das. Es wurde in diesen Begrüßungsreden von den Genossen ausdrücklich anerkannt, daß die Männer bisher wenig oder nichts für die Organisirung der Frauen gethan hätten, und daß ein Schritt, wie ihn die Einberuferinnen der Konferenz unternahmen, bereits zu einer dringenden Nothwendigkeit geworden war.

Und wirklich ist das, was im Interesse einer sozialdemokratischen Arbeiterinnenbewegung bisher in Oesterreich geleistet wurde, trotz der hingebenden Thätigkeit einzelner Frauen recht wenig.

Man muß anerkennen, daß die Entwicklung einer solchen Bewegung von der Regierung nicht übermäßig bekämpft wird. Die Theilnahme an politischen, sogar an Wählerversammlungen ist seit den Jahren des Ausnahmszustands (1884—1892) den Frauen in keiner Weise verwehrt worden, und die Referentinnen in solchen Versammlungen werden vom Regierungsvertreter ziemlich gleichmäßig mit den männlichen Genossen behandelt. Die sozialdemokratischen Wahlvereine nehmen Genossinnen als „Gäste“ in ihren Reihen auf, ohne daß diese Einrichtung jemals beanstandet worden wäre. Kurz, von Chikanen und Verfolgungen, wie sie die Sozialdemokratinnen in Deutschland zu erdulden haben und wie sie uns Genossin Ihrer in ihrer trefflichen Broschüre schildert, wissen wir nicht viel zu sagen. Vielleicht aber haben gerade jene Verfolgungen (und Genossin Ihrer spricht diese Ansicht auch in ihrer Broschüre aus) der Arbeiterinnenbewegung in Deutschland jenen Elan gegeben, dessen sie bei uns noch entbehrt.

Es wurde bei der Konferenz darüber gestritten, ob man überhaupt schon von einer vorhandenen Arbeiterinnenbewegung in Oesterreich sprechen dürfe und ob die kleinen, vereinzelten Organisationen, die wir besitzen, diesen Namen verdienen. Wenn denselben thatsächlich keine sehr große Bedeutung zukommt, so ist daran weniger die geringe Anzahl der Mitglieder schuld, als der Umstand, daß zwischen den zeitweiligen Bestrebungen und dem Vorgehen dieser einzelnen Vereine wenig Einheitlich-

---

[1] Wegen Raummangels verspätet. Die Redaktion.

keit und Uebereinstimmung herrscht. Die Zahl der organisirten Arbeiterinnen in Oesterreich hat nach dem Bericht des letzten Gewerkschaftskongresses im Jahre 1896 damals 5000 betragen. Seither ist diese Zahl ganz sicher beträchtlich gewachsen, wenn wir auch ihren heutigen Umfang nicht genau kennen. Jedenfalls ist es eine Mitgliederzahl, mit der z. B. die bürgerliche Frauenbewegung nicht zu rechnen gewohnt ist, obgleich sie für eine ziemlich vorgeschrittene Bewegung gilt. Aber es fehlt bei uns an der Organisirung der Organisationen, und diesem Mangel abzuhelfen sollte eben die Konferenz die geeigneten Mittel finden.

Die Konferenz war verhältnißmäßig gut beschickt worden. Im Ganzen nahmen 49 Delegirte theil, darunter fünf Männer.

Der erste Tag brachte das Referat der Genossin Krasa über den Stand der Bewegung und im Anschluß daran Situationsberichte aus den verschiedenen Industriebezirken und von den verschiedenen Organisationen. Den Schluß dieses Tages bildete das Referat der Genossin Popp über Organisation. Dasselbe enthielt hauptsächlich Vorschläge, um die Bewegung von einem Zentralpunkt aus zu leiten und einheitlich zu gestalten. Den größten Theil des zweiten Tages nahm die Debatte über diese Organisationsfrage in Anspruch, und schließlich referirte Genossin Glas noch über den Punkt Presse. Sie entwarf einen Plan zur besseren Ausgestaltung und Verbreitung der „Arbeiterinnenzeitung", woran sich noch eine nicht sehr lange Diskussion knüpfte.

Die Berichte der Genossinnen aus der Provinz enthielten sehr viel Interessantes, wenn auch meist sehr Trauriges. Bilder unsäglichen Elends traten uns aus den Erzählungen der Delegirten von Böhmen, Mähren, Schlesien und den Alpenländern entgegen. Sehr schlimm steht es in vielen Gegenden, in denen die Textilindustrie stark vertreten ist, noch schlimmer meistens in den ärarischen Tabakfabriken und am allerärgsten vielleicht in der böhmischen Glasindustrie. Dort giebt es Hunderte von Familienvätern, die nicht mehr als drei Gulden wöchentlich verdienen, Frauen, die bei zwölf- bis sechzehnstündiger Arbeitszeit täglich 13 bis 20 Kreuzer erwerben. Auch Kinder in großer Zahl werden übermäßig und auf höchst gesundheitsgefährliche Weise beschäftigt.

Wenn uns solche Zustände, die zumeist Heimarbeiter betreffen, auch schon seit einiger Zeit aus der Broschüre „Die Heimarbeit in Oesterreich" von Jakob Reumann (Wien 1897, Erste Wiener Volksbuchhandlung) bekannt waren, so wirkte doch die Schilderung der Genossinnen, die uns in solcher Weise aus ihrem täglichen Leben und ihrer nächsten Umgebung berichteten, noch weit erschütternder.

Daß Menschen, die unter so entsetzlich traurigen Verhältnissen vegetiren und darum der organisirten Selbsthilfe am dringendsten bedürfen, doch am wenigsten zu dieser ihre Zuflucht nehmen können, daß sie fast gar nicht für die Organisation zu gewinnen sind, ist wohl begreiflich. Aber auch der Organisirung nicht ganz so verelendeter Arbeiterschichten in der Provinz stehen große Schwierigkeiten entgegen, worunter die auf dem Lande so mächtige Vorherrschaft der Pfaffen und die geringere Schulung derjenigen Parteigenossen und -Genossinnen, die an der Spitze der Organisationen stehen, sich besonders fühlbar machen, nicht weniger aber jener Mangel an zielbewußtem gemeinsamen Vorgehen der einzelnen Vereine, der eben hauptsächlich die Einberufung der Konferenz nothwendig gemacht hat.

Das Einberuferinnenkomite stellte dementsprechend den Antrag, daß ein Reichskomite gewählt werden solle, dessen Aufgabe es sein würde, einerseits rege Beziehungen mit den Vertrauenspersonen sämmtlicher Frauenorganisationen und solcher Vereine, in denen auch Frauen organisirt sind, zu unterhalten und andererseits mit den anderen Vertretungskörpern der Partei Fühlung zu nehmen und in jeder wichtigen Angelegenheit sich mit diesen zu berathen. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Ueber die Art, wie in Zukunft unter den Arbeiterinnen organisatorisch zu arbeiten sei, entspann sich eine sehr lebhafte Debatte, und hier zeigte sich wieder derselbe Gegensatz in den Anschauungen, der sich in den ersten Jahren der sozialdemo-

kratischen Bewegung in Oesterreich auch unter den Männern nur allzu sehr fühlbar gemacht hat. Auf der einen Seite wurde lediglich für die Gründung und Förderung von Gewerkschaften, auf der anderen auch für Bildungsvereine eingetreten, auf der einen Seite nur für wirthschaftliche, auf der anderen auch für politische Agitation und Organisation. Die Vertreterinnen und Anhängerinnen von Bildungsvereinen, sowie die Politikerinnen waren die friedfertigeren. Sie stellten die größere Wichtigkeit der Gewerkschaften und des wirthschaftlichen Kampfes nicht in Abrede, doch erklärten sie, daß es nicht möglich sei, allerorts Gewerkvereine zu errichten, daß besonders jene Frauen, die wechselnden Beschäftigungen obliegen, sowie diejenigen, die der dienenden Klasse angehören, und die proletarischen Hausfrauen für die Gewerkschaften nicht zu gewinnen seien, und schließlich, daß es die Bildungsvereine wären, die für die österreichische Sozialdemokratie als bahnbrechend und grundlegend angesehen werden müßten. Auch suchten sie nachzuweisen, wie wichtig es für die gesammte Partei sei, daß das Verständniß für politische Fragen in die proletarischen Frauenkreise dringe.

Die Nur-Gewerkschaftlerinnen, die sich übrigens bedeutend in der Minorität befanden, sprachen die Ansicht aus, daß die Zugehörigkeit zu Bildungsvereinen viele Industriearbeiterinnen davon abhalte, ihren Fachvereinen beizutreten, und daß dadurch das wichtigste Kampfmittel der Partei, die Gewerkschaften, nicht entsprechend anwachsen könnte. Die großen politischen Frauenversammlungen, meinten sie, machten wohl viel Effekt nach außen und zögen Neugierige heran, hätten aber geringen Erfolg für das Anwachsen der Partei.

Das Ende der heißen Debatte war aber, daß man sich friedlich dahin einigte, überall, wo die Verhältnisse es gestatten, Gewerkvereine zu gründen, wo das aber absolut nicht möglich ist, Bildungsvereine entweder ins Leben zu rufen oder für den Beitritt zu schon vorhandenen zu agitiren.

Die drei ersten Punkte der Tagesordnung hatten so viel Zeit in Anspruch genommen, daß wichtige Fragen, deren Behandlung auch in Aussicht genommen war, unerörtert bleiben mußten. So konnte auch nicht über den Modus berathen werden, nach welchem in Zukunft weibliche Delegirte zu dem allgemeinen, sowie zu den Parteitagen der einzelnen Nationen zu wählen sein würden, und es wird dem neuen Frauen-Reichskomite die Aufgabe zufallen, hierüber mit den anderen Vertretungskörpern ein Abkommen zu treffen, das den gesammten Wünschen und Forderungen entspricht.

Es wäre eben wünschenswerth gewesen, daß die Frauenkonferenz nicht nur zwei, sondern drei oder vier Tage hätte zu ihren Berathungen verwenden können, doch hätten die meisten Delegirten unmöglich einen oder zwei Wochentage von der Arbeit fernbleiben können.

Nach Schluß der Konferenz wurde nicht nur offiziell, sondern auch in zahllosen Privatgesprächen von den männlichen Theilnehmern und Gästen unsere Ansicht bestätigt, daß die eben vollbrachte Arbeit nicht nur nothwendig gewesen, sondern auch als eine gelungene zu bezeichnen sei.

Genosse Dr. Adler sagte in seiner ausgezeichneten Festrede, die er auf dem Kommers hielt, der die Konferenz in heiterer und gemüthlicher Weise abschloß, zu den Genossinnen: „Sie haben uns mit dieser Konferenz überrumpelt, das ist wahr, aber Sie dürfen uns immer wieder überrumpeln, wenn Sie etwas so Vernünftiges machen wollen.“

Aus diesen Worten spricht der Gedanke, den eben die Einberuferinnen hegten, als sie die Sache selbständig in die Hand nahmen, nämlich daß es auch innerhalb der revolutionärsten Partei gelegentlich einer kleinen Revolution bedarf, um sie vor Verknöcherung nach der einen oder anderen Richtung hin zu schützen. Hätten die Frauen den Plan zu diesem Unternehmen erst den vorgeschriebenen Instanzenzug machen lassen, so wäre vielleicht in Jahr und Tag von einer Frauenkonferenz noch immer nur die Rede gewesen als von etwas, das einmal gemacht werden sollte.

Wirthschaftliche Rundschau.

Der amerikanisch-spanische Krieg und die panamerikanischen Ideen. — Ursachen des Krieges. — Wirthschaftlicher Niedergang Kubas. — Deutsche und kubanische Zuckerindustrie. — Getreideversorgung der Welt. — Deutschlands Getreidezölle und Verbot des Terminhandels in Getreide und deren Folgen. — Unser Getreideexport und demnächstiger Import. — Die deutsche Regierung und die amerikanische Spekulation. — Getreidepreise sonst und jetzt. — Aufhebung der Getreidezölle. — Hungersnoth. — Folgen guter Ernten.

Ein Krieg ist ausgebrochen, von dem anzunehmen ist, daß er schwerwiegende Folgen nicht nur für die politische Konstellation, sondern auch für das Wirthschaftsleben der Kulturvölker haben kann und wird.

Neben den Folgen eines Krieges, die sich nicht vorher beurtheilen lassen, wie z. B. des chinesisch-japanischen, bei dem die Hilflosigkeit Chinas zu Tage getreten ist und zu dem System der verkappten Annektirung in Form von Pachtung geführt hat, giebt es auch Folgen, von denen der Mensch annimmt, daß er sie im Voraus beurtheilen kann, wenngleich er dann später oft entdeckt, wie wenig menschliche Voraussicht werth ist.

Bei dem amerikanisch-spanischen Konflikt interessiren mich für diesen Bericht natürlich vorzugsweise die wirthschaftlichen Folgen, doch wird es nothwendig sein, auch die politischen zu streifen, soweit ein Zusammenhang beider Kategorien sich zu ergeben scheint. Seit Langem geht das Streben der nordamerikanischen Chauvinisten dahin, den ganzen amerikanischen Kontinent zu einem panamerikanischen Bunde mit den Vereinigten Staaten als Führer zu vereinigen. Die Krönung dieses Bundes sollte die wirthschaftliche Einigung sein, welche Amerika in einen bewußten und gewollten Gegensatz zu dem alternden Europa gebracht hätte. Die Hauptschwierigkeit, die zu überwinden war, lag in den Stammesgegensätzen, denn während Britisch Amerika und die Vereinigten Staaten germanisch bevölkert sind, ist das ganze übrige Amerika von Völkern spanischer oder portugiesischer Abstammung besetzt. Trotzdem zeigte sich merkwürdigerweise seitens des britischen Kanada mehr Abneigung gegen die panamerikanische Idee, als seitens der anderen Staaten, und man darf wohl annehmen, daß bei vorsichtiger Arbeit der schlauen Yankees dieselben, wenn wohl auch erst nach geraumer Zeit, ihren Zweck erreicht hätten, und das wäre ein harter Schlag für Europas Wirthschaftsleben gewesen.

In diese Idee dürfte der jetzige Krieg eine schwer zu vermauernde Bresche schlagen, indem er alle Amerikaner romanischer Abstammung durch Erweckung des Rasseninstinkts gegen die germanischen Amerikaner beeinflußt.

In Handelskreisen herrscht darüber nur eine Stimme, daß dies ein Handelskrieg der schlimmsten Sorte ist, dem man das Mäntelchen christlicher Barmherzigkeit mit den Leiden der Kubaner umgehängt hat.

Kriege im Handelsinteresse wurden schon viel geführt, aber kaum dürfte die Geschichte ein Beispiel aufweisen, daß es nur im Interesse einer minimalen Zahl von Leuten geschehen ist, die auf Erhöhung ihrer ohnehin schon fabelhaften Vermögen bedacht sind und über dieser Leidenschaft Wohl und Wehe, Leben und Tod ihrer Mitbürger vergessen.

Wenn das stimmt, was man sich in eingeweihten Kreisen zuraunt, so sind es die Männer an der Spitze des Zuckertrust, einige große Tabakinteressenten und einige Großspekulanten, welch Letztere von einem Rückgang der Preise der Werthpapiere Nutzen ziehen wollten, welche den Krieg angezettelt haben, wie es ja schon lange heißt, daß der Aufstand auf Kuba seit Jahren mit amerikanischem Gelde, insbesondere dem des Herrn Havemeyer, dem allmächtigen Herrscher des Zuckertrust, unterhalten wird. Nun möchten die Herren doch auch gern einmal den Nutzen aus dem angelegten Kapital sehen.

Den offenen Vorwand mußten die Leiden der Kubaner bilden und der Schaden, der dem amerikanischen Handel durch den Aufstand erwächst. Es läßt sich ja nicht

leugnen, daß jene Leiden und dieser Schaden existiren, wie nachstehende Zahlen beweisen. Die Zuckerproduktion Kubas ist während des Aufstandes von circa 1 Million Tons auf circa 250000 Tons zurückgegangen, das bedeutet, den Zentner Zucker zu nur 10 Mark und auf nunmehr drei Jahre gerechnet, einen Ausfall für den dortigen Nationalwohlstand von ca. 450 Millionen Mark.

Es betrug die Einfuhr der Vereinigten Staaten aus Kuba im Jahre 1892 78,2 Millionen Dollars gegen nur noch 16,2 in 1897, die Ausfuhr nach Kuba in 1892 22,2 Millionen Dollars gegen nur noch 9,3 in 1897.

Wirthschaftlich ist Deutschland an der Zukunft Kubas dadurch sehr interessirt, daß seine bedeutendste Exportindustrie in der kubanischen Zuckerindustrie ihren großen Konkurrenten hat. Die durch den Aufstand verursachte, circa 75 Prozent betragende Einschränkung der Zuckererzeugung Kubas hat es unserer Industrie gestattet, sich unter leidlichen Verhältnissen auszudehnen. Kommt nun Kuba unter amerikanische Herrschaft, so daß Ordnung geschaffen und amerikanisches Kapital im Plantagenbau angelegt wird, so darf man annehmen, daß binnen weniger Jahre die frühere Erzeugung nicht nur erreicht, sondern wohl auch noch um 50 Prozent überschritten wird, das wäre ein harter, kaum zu verwindender Schlag für die europäische Zuckerindustrie. Sollte dagegen Kuba vollständig unabhängig werden, so dürften dort Zustände eintreten wie in allen amerikanischen Republiken, die von einer Mischbevölkerung — Romanen, Mischlinge, Neger u. s. w. — bewohnt werden, nämlich innere Fehden, welche keine rechte Prosperität aufkommen lassen — für die europäische Zuckerindustrie wäre das der vortheilhaftere Ausweg.

Einen großen, unvorhergesehenen Vortheil hat aber der Krieg den europäischen Völkern gebracht — wie ein Blitz den düsteren Himmel plötzlich wunderbar erhellt, so hat der Krieg blitzartig in die Selbstsuchtspolitik unserer Agrarier und die schweren, volkswirthschaftlichen Fehler, die bei uns fortlaufend begangen werden, einen Einblick gewährt, der auch Kurzsichtigen die Augen öffnen sollte.

Der nachfolgenden Betrachtung muß ich die Bemerkung voranschicken, daß mir die Aufgabe geworden ist, unseren Lesern zu berichten auf Grund der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung, daß also die Ansichten, welche ich in dieser Rundschau ausspreche, nicht meine theoretischen sein müssen, sondern vielmehr meine praktischen im Rahmen der gegebenen Verhältnisse sind.

Dieser politische Blitz hat uns gezeigt, wie traurig es um die Versorgung Europas mit Getreide steht, wie kopflos Europa diesen Zustand theils heraufbeschworen, theils zu beheben nicht verstanden hat, wie sehr dagegen die Herren Yankees uns an Voraussicht überlegen sind.

Seit verflossenem Herbste ist es einleuchtend, daß die Welt eine schlechte Getreideernte hat, daß die Getreidedecke sozusagen nicht zureicht.

Bereits im November 1897 ließ der ungarische Ackerbauminister Darányi einen Bericht über die Schätzungsergebnisse der Getreideversorgung für das Jahr 1897/98 zusammenstellen, dem wir die nachstehenden Zahlen entnehmen.

Die Ernte betrug in Millionen Hektoliter:

	1896	1897
Roggen	479	410
Gerste	342	304
Hafer	1030	972
Reis	998	939

Es betrugen 1897 in Millionen Hektoliter:

	Weizenerzeugung	Geschätzter Jahresverbrauch
Einfuhrländer	282,19	514,20
Ausfuhrländer	472,85	375,50
Zusammen	755,04	889,70
Vorrath von 1896 annähernd	50 – 60	

Ernte und Vorrath zusammen circa 810.

Diese Zahlen, obgleich sie natürlich nur annähernd richtig sein können, zeigen mit aller nur wünschenswerthen Klarheit, daß die Versorgung der Welt mit Getreide nicht ausreicht, um allen Bewohnern der zivilisirten Länder ihr übliches Maß von Brot zuzumessen. Sie standen schon seit Ende vorigen Jahres Jedem, der sehen wollte, zur Verfügung. Sehen wir einmal zu, wie sich unser Vaterland einerseits und das Haupterzeugungsland, die Vereinigten Staaten, andererseits dieser wichtigsten aller Gegenwartsfragen gegenüber verhalten haben.

Die deutschen Agrarier, welche im Interesse ihrer Taschen nicht einsehen wollen, daß Deutschland kein Ackerbaustaat mehr ist und ohne Getreideimport nicht auskommen kann, haben verstanden, einer mehr um ihre Existenz als um das Volkswohl besorgten Regierung und Volksvertretung hohe Getreidezölle und das neue Börsengesetz abzuringen. So schwer nun auch diese Zölle auf der Gesammtheit lasten, so waren sie doch in diesem Falle das kleinere dieser beiden Uebel, denn sie würden die rechtzeitige Einfuhr von Getreide nicht verhindert haben, dagegen hat sich das Verbot des Terminhandels in Getreide in einer geradezu furchtbaren Weise gerächt. In der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung ist es die Aufgabe der Spekulation, in kluger, kaufmännischer Voranschlagung die Bedürfnisse der Zukunft vorauszusehen und ihre Befriedigung zu ermöglichen.

Diese vorausberechnende Spekulation hatte sich im Laufe der wirthschaftlichen Entwicklung ein passendes Instrument geschaffen, den Terminmarkt, an dem es möglich war, jederzeit in beliebiger Menge zu kaufen und zu verkaufen, und das war nothwendig, denn der Spekulant muß eben die Gewißheit haben, wenn er glaubt, sich geirrt zu haben, seinen Irrthum gut machen zu können. Die Einrichtung des Terminmarkts, wie sie sich nicht als willkürliche Institution, sondern als nothwendiges Glied der Wirthschaftsordnung entwickelt hatte, wirkte insofern wohlthätig, als sie die Gefahr der Verwerthung und Versorgung von verhältnißmäßig wenigen und häufig schwachen Schultern auf zahlreiche und häufig kräftige Schultern übertrug und damit wirkte wie unsere modernen Versicherungsgesellschaften. Der Großgrundbesitzer konnte, wenn er eine große Ernte auf dem Halme sah und niedrigere Preise erwartete, durch Verkauf an der Terminbörse sich im Voraus für seine Ernte einen bestimmten Preis sichern — was aber fast noch wichtiger, der Händler, welcher sich besonders mit der Einfuhr des für uns so nothwendigen Brotgetreides befaßte, konnte importiren, und wenn er sein Geschäft solid betreiben wollte, sich mit einem kleinen Nutzen begnügen, d. h. durch Verkauf im Terminmarkt sich seinen Preis sichern. Der Importeur ist eben im Allgemeinen kein Spekulant, sondern ein solider Geschäftsmann, der mit mäßigem Nutzen sichere Geschäfte machen will.

Die Herren Agrarier aber haben um einiger Auswüchse halber sozusagen „das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“ und weil wüste Spieler an der Börse waren, das so nothwendige Termingeschäft in Getreide untersagt.

Ein börsenloser Zustand mag ja wünschenswerth sein, aber doch sicherlich erst dann, wenn die gesammten Verhältnisse darnach gestaltet sind, vorläufig kann der Weltverkehr ohne wohlorganisirte Börse nicht auskommen, wie sich jetzt wieder gezeigt hat.

Die Knappheit, welche eintreten mußte, war natürlich den Getreidehändlern wohl bekannt, dennoch importirten sie nicht, weil sie keinen Terminmarkt haben, in dem sie gegen die Importe sich durch Verkauf versichern konnten. Nun hätten sie ja aber in Anbetracht der großen Gewinnchancen, welche in der That vorhanden waren, diesmal die geringe Gefahr laufen können, die Waare unverkauft zu behalten, wenn sie es nicht thaten, so geschah es aus Furcht, daß eines schönen Tages die Getreidezölle aufgehoben werden könnten, was für sie natürlich einen schweren Verlust bedeutet hätte. Es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß wir ohne Getreidezölle und mit Terminhandel reichlich versorgt wären.

Was geschah aber nun bei uns? In Folge des fehlenden Terminhandels konnte das gewaltige Angebot von Brotfrüchten, welches naturgemäß während und kurz nach der Erntezeit stattfindet, nicht über das ganze Jahr vertheilt werden, was

sonst Aufgabe der Börse war, sondern mußte in kürzester Frist untergebracht werden, so geschah es, daß unsere Preise, trotz 35 Mark Zoll pro Wispel, im Herbst 20 bis 25 Mark pro Wispel unter dem Weltmarktpreis standen, so daß unsere Landwirthe ihr Getreide nicht nur zu einem Schleuderpreise verkaufen mußten — was wir ja verschmerzen könnten, da es den Verbrauchern zu Gute kam —, sondern daß wir noch circa 600000 Wispel = 12 Millionen Zentner unseres besten Weizens ans Ausland verkauften. Jetzt müssen wir uns von der amerikanischen Spekulation nicht nur die 12 Millionen Zentner, sondern unseren sonstigen kolossalen Importbedarf zu dem Preise kaufen, den es den Herren in Chicago passen wird, uns zu diktiren.

Und dabei läßt die Regierung im Reichstag erklären, sie wolle die Zölle nicht aufheben, da die Theuerung nur Schuld der Spekulation sei und nicht lange anhalten könne — gewiß kann sie nicht länger anhalten, wie circa 13 Wochen —, bis uns unsere neue Ernte unabhängig macht vom Ausland, aber 13 Wochen Hungersnothpreise sind schlimm genug für Jedermann, der sich nach der Decke strecken muß. Und was die Schuld anbetrifft, so zeigt besagte Aeußerung eben nur, daß die herrschenden Kreise bei uns noch nicht einmal soweit gediehen sind, aus ihren Fehlern zu lernen, indem sie noch immer nur den Splitter in fremdem Auge sehen, d. h. die Schuld bei den Anderen suchen, ihnen also der Anfang aller Selbsterkenntniß fehlt.

Die amerikanische Spekulation, an der Spitze Herr Leiter, der, wie man sagt, mit amerikanischem Regierungsgeld und mit englischem Kapital arbeitet, haben eben weiter nichts gethan, als daß sie in richtiger Voraussicht der zukünftigen Knappheit seit Herbst vorigen Jahres ein enormes Quantum Weizen erstanden haben, das sie nunmehr nur mit einem großen Preisaufschlag verkaufen wollen. Wenn wir durch unsere unsinnigen Gesetze und kindliche Krämerpolitik unseren Handel lahm gelegt haben, so daß wir nunmehr jenen Spekulanten tributpflichtig werden, so liegt die Schuld vor Allem bei uns, und nur diese Erkenntniß und der Muth seitens unserer Regierung und der Agrarier, die gemachten Fehler einzugestehen und Abhilfe zu schaffen, kann uns in Zukunft vor derartigen Vorkommnissen schützen.

Der Schaden, der dem Lande aus der verkehrten Politik in diesem Jahre erwächst, ist nach vielen Hundert Millionen zu bemessen, noch viel größer aber ist der Schaden, den die Agrarier sich selbst zugefügt haben.

Wir haben nunmehr Getreidepreise erreicht, welche jene zur Zeit des russischen Ausfuhrverbots bei Weitem übersteigen. Maiweizen wurde heute in Berlin circa 260 Mark pro Wispel bewerthet. Wir müssen um circa 20 Jahre zurückgehen, wollen wir Aehnliches entdecken. Ende der siebziger Jahre hatten wir Preise von 260 bis 300 Mark, damals sogar ohne Zoll. Nun könnte man vielleicht einwenden, daß wir ja im Vergleich dazu und in Berücksichtigung der 35 Mark Zoll pro Wispel noch gar keine so extremen Preise haben. Das ist insofern ein Irrthum, als seitdem das Niveau der Getreidepreise überhaupt ein niedrigeres geworden ist, sowohl in Folge verbesserter Erzeugungsmethoden, als in Folge Erschließung der überseeischen Länder für Getreideerzeugung, daß also heute ein Preisstand von circa 260 Mark relativ viel höher ist, wie vor 20 Jahren, und dann, daß wir gar keine schlechte Ernte hatten und die jetzigen Verhältnisse hauptsächlich der Thorheit verdanken, welche unser schönes Getreide exportiren ließ und gleichzeitig die Einfuhr verhinderte.

Und unter diesen Umständen hatten unsere Agrarier noch vor wenigen Monaten den traurigen Muth, ein Einfuhrverbot zu verlangen; wenn jemals der praktische Beweis gänzlicher Untauglichkeit, die Geschäfte eines Volkes zu führen, geliefert worden ist, so haben ihn diesmal unsere Junker geliefert. Nun sehen wir, daß in Italien und Frankreich die Zölle bis 1. Juli aufgehoben sind, bei uns ist es abgelehnt. Wie sollen wir uns dazu stellen?

In Frankreich ist der Brotkonsum auf den Kopf der Bevölkerung viel größer wie bei uns, noch größer aber in dem armen Italien, deshalb war auch der Druck auf die betreffenden Regierungen viel stärker, abgesehen von dem ja überhaupt viel ruhigeren Temperament der Deutschen. In Italien ist es zu vielen Revolten ge-

kommen und die Regierung gab wohl der Furcht nach, daß sich daraus eine große Revolution entspinnen könnte.

Was war nun die unmittelbare Wirkung der Aufhebung der Getreidezölle in Frankreich? Ein starker Preisrückgang! Gleichzeitig aber stiegen in Amerika auf die Hoffnung nunmehrigen lebhaften Exports nach Frankreich die Preise so gewaltig, daß auch die französischen Preise mehr wie die Hälfte des Rückgangs wieder stiegen.

Was war die Folge der Erklärung unserer Regierung? Eine sofortige enorme Preissteigerung bei uns, bei gleichzeitigem weiteren Anziehen der amerikanischen Preise, da bei der Debatte im Reichstag unsere Zwangslage klar zu Tage getreten war. So wird die Sache nun eine Schraube ohne Ende werden und es ist immerhin wahrscheinlich, daß sich unsere Regierung, wenn auch widerwillig, doch noch wird zur Aufhebung entschließen müssen. Soviel ist sicher, die Aufhebung der Getreidezölle kann einen Preisaufschwung, der auf natürlichen Ursachen beruht, nicht verhindern, wohl aber mäßigen. Wenn z. B. bei einem Preisstand von 250 Mark der Zoll mit 35 Mark aufgehoben wird und es tritt im Weltmarkt eine weitere Erhöhung von 50 Mark ein, so bezahlt der Konsument dann nur 265 Mark, während bei Weiterbestehen der Zölle 300 Mark zu zahlen wären.

Wie die Sache endet, läßt sich nicht voraussehen — die Getreidevorräthe reichen eben nicht aus für den gewöhnlichen Verbrauch —, folglich muß der Verbrauch eingeschränkt werden, wie ja schon die Hungersnoth in Italien, Spanien u. s. w. beweist, aber wir hätten nicht nöthig gehabt, darunter zu leiden; wenn wir es dennoch thun, so ist es Schuld mangelnder volkswirthschaftlicher Schulung unserer leitenden Kreise und wohl auch dank deren unverwüstlicher und unverständiger Selbstsucht.

Wenn ich nochmals auf die Aeußerungen des Regierungsvertreters zurückkomme, geschieht es, um zu konstatiren, daß er schlecht unterrichtet ist, wenn er annimmt, daß der Krieg die Ursache der theuren Preise sei durch Erschwerung der Zufuhren. Die Zufuhren sind gar nicht erschwert und im Verhältniß zur Gesammtsteigerung sind die Preise durch Mehrkosten in Folge höherer Fracht bezw. Assekuranz nur wenig beeinflußt, die Steigerung wäre auch ohnedem wohl erfolgt, nur langsamer, sie ist durch den Krieg nicht verursacht, sondern nur beschleunigt.

Und was wird nun, wenn wir einmal bei uns und in der Welt überhaupt wieder eine übergroße Ernte haben sollten? Hat diesmal das ganze Volk unter den begangenen gesetzgeberischen Fehlern gelitten, so werden dann unsere Agrarier den Todesstoß bekommen!

Wenn eine große deutsche Ernte unter gleichzeitigem Drucke ausländischen Angebots in kurzer Zeit untergebracht werden soll, ohne daß durch den Terminmarkt eine vertheilende und ausgleichende Spekulation sich bethätigen kann, so müssen die Preise auf einen Tiefstand fallen, der für einen sehr großen Theil unserer Landwirthe wirthschaftlichen Ruin bedeuten würde.

Feuilleton.

Donatienne.

Von **René Bazin**. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Ina Bach**.

(Fortsetzung.)

Er kam gerade in Ros Grignon an, als der Gerichtsvollzieher und die Zeugen das Haus verließen. Als sie aus der Thüre traten, grüßten sie den Pächter, der schwankend den schmalen Weg links heraufkam. Louarn faßte an den Sammetrand seines Hutes und blieb stehen, um die Männer vorbeizulassen; dann sagte er zum Gerichtsvollzieher: „Du sagtest doch, daß der Verkauf Sonntag

in acht Tagen stattfinden sollte? Das ist aber noch lange hin. Willst Du nächsten Sonntag dafür schreiben?"

„Das läßt sich einrichten", erwiderte der Gerichtsvollzieher, „da Du einwilligst, ist es erlaubt, und weil es so wenig ist . . ."

„Von jetzt bis Sonntag", sagte Louarn, „hat sie mehr als Zeit genug, zu antworten, und ich weiß dann, woran ich bin. . . ."

Bei diesem Worte, das einen Ausblick ins Ungewisse eröffnete, wandten sich die beiden Zeugen in der Blouse, die vorangegangen waren, um. Einen Augenblick sahen sie in Louarns rauhes Gesicht, und es zuckte in ihren gleichgiltigen Zügen. Aber das war schnell vorbei. Bald tönten ihre Stimmen unten vom Hügel herauf, dann auf dem Fahrweg, und sie lachten laut über einen derben Scherz.

In Nos Grignon war Niemand zu Hause. Louarn war es ganz recht, daß er weder die Kinder, noch Annette Domerc traf; er überzeugte sich, daß nichts von der Stelle gerückt war, und dann warf er sich hinten im Stalle auf ein Heubündel und fühlte sich mehr ermüdet, als ob er bei der Ernte gearbeitet hätte. Die Kuh schlief vor der leeren Raufe; über ihr, in dem Lichtstrahl, der durch das niedrige Fenster fiel, flogen summend die Fliegen umher. Eine schwere, betäubende Gluth lag drückend unter dem Gebälk, an dem eine Menge Buschwerk und Stangen und unbenutzte Hühnerkörbe umherstanden, und manchmal barst das glühende Holz knisternd von der Hitze. Louarn schlief mehrere Stunden. Er erwachte, als er fühlte, daß sich eine kleine Hand auf die seine legte. Verwundert richtete er sich auf und wußte nicht, ob Annette Domerc ihn berührt hatte, die dicht bei ihm saß, oder Noëmi, welche sie auf dem Schoße hielt. Die Magd schien mit dem Kinde zu spielen.

„Was machst Du da?" fragte der Pächter.

Sie lachte wieder auf ihre unnatürliche Weise, die dem Pächter immer unheimlich war.

„Ich? Ich wollte Euch sagen, daß der Buchweizenbrei schon länger als eine halbe Stunde fertig ist, und weil Ihr so fest schlieft, habe ich gewartet; es ist nach sieben Uhr."

„Du hättest im Zimmer bleiben können und mich rufen", sagte Louarn und stand auf.

Sie folgte ihm mit den Augen, ohne sich zu rühren, und murmelte zwischen den bleichen Lippen hervor: „Und dann war ich auch besorgt Euretwegen, Herr."

Er antwortete nicht, war während des Essens stiller als gewöhnlich und irrte noch lange draußen in der Dunkelheit umher. Als er zu Bette ging, schlief in Nos Grignon schon Alles. Die ruhigen Athemzüge der Kinder tönten von den Bettchen herüber. Der Pächter lauschte stundenlang darnach, denn er konnte unter den gepfändeten Vorhängen, die so bald verkauft werden sollten, keinen Schlaf mehr finden. Es wunderte ihn, daß er nicht auch das Athmen der Magd vernahm, und mehrmals war es ihm, als ob aus der dunklen Ecke, wo Annette Domercs Bett stand, zwei offene Augen, die wie zwei grünliche Punkte schimmerten, nach ihm hinstarrten.

Die drei folgenden Tage kam er kaum nach Nos Grignon. Er aß weiter nichts, als ein Stück Brot, das er sich im Stehen abschnitt und verzehrte. Er verbrachte alle Zeit unterwegs, besonders auf dem Wege nach Ploeuc, aber er ging nicht auf der Chaussee entlang, sondern über die Felder, hinter den Hecken. Er wartete, daß der Briefträger vorbeikäme, oder die kranke Frau, welche die Depeschen aufs Dorf und auf die Gehöfte trug. Nur der Briefträger ging vorbei, ohne zu ahnen, mit welcher Seelenangst Louarn nach jeder seiner Bewegungen

spähte. Ob er wohl schon von fern nach dem Strohdach von Ros Grignon schaute, wie Jemand, der bald Halt machen will und eine bekannte Entfernung abmißt? Ob er vor der Biegung des Weges die Klappe seiner Ledertasche öffnete? Würde er umbiegen und zwischen den beiden halb abgestorbenen Ebereschen hindurch gehen, die den Eingang zum Pachthofe bezeichneten? Ach, er ging mit gesenktem Kopfe, immer mit demselben müden, schleppenden Schritte: er ging an den beiden Ebereschen vorüber, wie er an allen anderen Bäumen vorüberging, er ging weiter zu den Glücklichen, die vielleicht nicht auf seine Ankunft harrten, und die ihn nicht dafür segneten. Da klammerte Louarn sich noch an die Hoffnung, daß ein Fremder, ein zufälliger Bote, der eine Nachricht brächte und von dem Unglück des Pächters wußte, den Weg zum Hause einschlagen würde. Aber die Wagen fuhren ihres Weges dahin, und kein Wanderer hemmte seinen Schritt.

Je mehr Tage verflossen, um so dreister wurde Annete Domercs Benehmen. Die seltenen Male, wo Louarn sie sah, redete sie ihn zuerst an, und wäre nicht noch immer dasselbe flackernde Licht in ihren Augen gewesen, so hätte man wirklich denken müssen, daß sie an der tödlichen Aufregung des Pächters theilnahm. Sie bedauerte ihn ganz laut. Sie seufzte, wenn er Nachts so heftig erregt nach Hause kam, daß sie ihn noch nicht zu fragen wagte. Sie machte bereitwillig weite Weg für ihn nach Gehöften, wo man Louarn noch kleine Beträge an Taglohn schuldete. Es war sogar so weit gekommen, daß sie ihm Dinge geantwortet hatte, die der Herr von Ros Grignon früher nie geduldet haben würde; — denn jetzt, wo seine Hoffnung schwand, ließ er sich herab, sie anzuhören. — „Ach“, hatte sie gesagt, „wenn ich an ihrer Stelle wäre, so würden weder Geld noch Nachrichten ausgeblieben sein.“ Und er hatte ruhig sein Weib von seiner Magd anklagen lassen.

Am Sonnabend, im Verlaufe des Abends, wurde es ihm zur Gewißheit, daß Donatienne Ros Grignon nicht helfen würde. Der Tag ging in dem bezaubernden Liebreiz des bretonischen Sommers zu Ende, wo ein frischer Seewind schnell die Gluth kühlt. Der ganze Himmel war wie in Gold getaucht, die Kronen des Waldes bewegten sich und badeten sich in den Fluthen des lauen Windes, der die schlaffen Blätter neu belebte. Die Wolken zogen wie Blumenkränze vorüber, ohne Schatten zu werfen. Ein mächtiger Lebenshauch war der Tiefe entstiegen und zog über die Erde dahin.

Louarn kam mit geballten Fäusten nach Hause, fest entschlossen, etwas Ernstes zu unternehmen, denn seine Augen sprühten vor Zorn. So hatte Annette ihn nicht oft gesehen.

Monate der Aufregung und drei Tage der tödlichsten Angst hatten ihn jetzt soweit gebracht, daß er den äußersten Schritt thun wollte, daß er die Magd ausfragen und Donatiennes Ehre dem Urtheil eines Weibes unterwerfen wollte. Jetzt war alles verloren. Er wollte die Wahrheit wissen.

„Komm her“, sagte er.

Annette Domerc war auf diesen Empfang ihres Herrn vorbereitet. Sie hatte ihr saubersten Kleid angezogen und ihre Haube aus gewürfeltem Mousseline aufgesetzt, unter der ihre gelben Flechten hervorsahen. Sie ging zu Louarn, der sich auf die Bank links vom Kamin gesetzt hatte, auf denselben Platz, wo er am letzten Abend Donatienne so lange in seinen Armen gehalten hatte. Sie stellte sich dicht vor ihn hin und ließ die gefalteten Hände auf ihre Schürze herabhängen. Ihre Blicke trafen sich; der Blick des Mannes war sehr hart, der Blick der Magd voll tiefen Mitgefühls.

„Nichts ist gekommen", sagte er; „sie hat nicht geantwortet. Begreifst Du warum? Weißt Du es?"

„Mein armer Herr", sagte sie ausweichend, „morgen wird alles verkauft werden."

„Daß es verkauft wird, ist mir jetzt ganz gleich; aber sie, wo ist sie? Was thut sie? Vielleicht hast Du es gehört, weil Du doch immer schwatzest."

„Die Leute meinen, daß sie nicht wiederkommen wird, Herr. Aber Ihr könntet doch Jemand finden, der Euch das fehlende Geld leiht. Alle Leute sind nicht so hartherzig, wie Eure Frau. Ich habe einen reichen Onkel. Heute Abend, gleich jetzt, will ich ihn um das Geld bitten, und ich komme wieder, und Ihr bleibt in Ros Grignon . . ." Sie löste ihre gefalteten Hände und legte die eine dem stämmigen Louarn auf die Schulter und ihre Augen verriethen den wahren Sinn der Worte, die sie mit blitzenden Zähnen sprach: „Und ich bleibe auch bei Euch."

Mit einem Ruck fuhr er in die Höhe. Diesmal hat er sie verstanden.

„Du gemeine Dirne!" sagte er. „Ich will Auskunft von Dir haben, ich würde mein Leben dafür hingeben, und Du giebst mir das zur Antwort! Du weißt nichts, ich dachte es mir schon! Mach, daß Du fortkommst!"

Sie war zurückgewichen. „Wahrlich!" schrie sie und ging rückwärts, immer weiter um den Tisch herum, „wahrlich, sie ist eine gemeine Dirne! Das weiß Jeder. Das Kind ist gestorben. Sie ist gar keine Amme mehr! Sie hat ihren Platz verlassen . . ."

Die Magd war todtenbleich geworden und vor Wuth ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

„Ihr wollt Auskunft haben? Die kann ich Euch geben! Sie wohnt jetzt im sechsten Stock, bei den Kammerdienern und Kutschern; da findet sie ihr Vergnügen; sie verdient Geld für sich allein . . ."

„Mach', daß Du fortkommst, Annette Domerc, mach', daß Du fortkommst!" In hellem Zorn stürzte der Mann auf sie zu, um sie hinauszujagen. Aber in zwei Sätzen sprang sie zur Thür hinaus. Louarn hörte ihr gellendes Gelächter: „Sie kommt nie wieder!" kreischte sie. „Nie, Nie!"

Noch einen Augenblick stand sie trotzig vor dem Pächter, der Steine aufnahm und sie nach ihr warf, wie nach einem Hund, dann sprang sie über einen Ginsterbusch, lief schnell den schmalen Pfad entlang und verschwand bei der Biegung des Weges.

Die drei Kinder hatten sich ängstlich in einem Winkel des Zimmers aneinander gedrängt und weinten.

„Seid ruhig, Kinder!" sagte Louarn. Er eilte ins Haus zurück, nahm von der Wand den kleinen imitirten Schildpattrahmen aus Papier, in welchem Donatiennes Bild steckte, zog die Thür hinter sich zu und lief den Abhang hinunter. Auf dem Hofe des Pachtgutes la Hautiere, welches Ros Grignon am nächsten lag, sah er eine Frau, die Schwester der Pächterin, eine Schaar junger Hühner vor sich hertreiben.

„Anne-Marie", rief er über die Mauer hinüber, „sieh um Gotteswillen nach meinen Kindern, die allein sind. Bei mir wird morgen alles verkauft und heute Nacht muß ich noch einen weiten Weg machen . . ."

Sie hatte ihn kaum flüchtig angesehen, und doch merkte sie gleich, daß ihm Thränen in den Augen standen. Sie fragte ihn nichts und versprach es.

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 37. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Wahlbewegung.

✓ Berlin, 1. Juni 1898.

Als das unterscheidende Kennzeichen des gegenwärtigen Wahlkampfes heben die bürgerlichen Blätter seine „Stille" hervor, und in gewissem Sinne auch mit Recht. Die Agitation spielt sich im Allgemeinen gemessen und ruhig ab, man hört nirgends etwas von besonderen Wahlpuffs, die Maßregelungen der Bourgeoisie und Bureaukratie drängen sich wenigstens nicht ans offene Tageslicht, und irgend eine „nationale" oder „staatserhaltende" Hetze ist nicht im Gange. Ob aber diese „Stille" wirklich als politische Abspannung gedeutet werden kann, das scheint doch sehr fraglich zu sein, und mindestens die Sozialdemokratie müßte sich gegen eine solche Deutung entschieden verwahren.

Dem klassenbewußten Proletariat ist mit einer „stillen" Wahlagitation gerade so sehr oder noch mehr gedient, als mit einer lauten. Bei einer „stillen" Wahlbewegung hat von vornherein diejenige Partei einen Vorsprung, die am besten disziplinirt ist, deren Anhänger am stärksten von politischem Pflichtgefühl durchdrungen sind, deren Einfluß auf die Wählermassen am weitesten reicht. Alles das trifft auf die Sozialdemokratie zu, und sie darf dem 16. Juni mit froher Zuversicht entgegensehen. Die Arbeiter wissen, worauf es ankommt; sie wissen, daß wenn diesmal ein Kartellreichstag zusammenkäme, den ökonomischen und politischen Rechten, die sie noch besitzen, der Untergang droht, und sie werden alle ihre Kraft daransetzen, um den Plänen des Königs Stumm und seiner Kohorte einen unzerbrechlichen Riegel vorzuschieben.

Nächstdem freilich kommt die „Stille" der Wahlagitation — und das ist gewiß ihre Schattenseite — der Regierung und den Regierungsparteien zu Gute. Sie trat bereits bei den Wahlen von 1893 hervor, und die damals gesammelten Erfahrungen haben es der Regierung vermuthlich noch leichter gemacht, auf das Horridoh und Hussasah der bismärckischen Wahlmache zu verzichten. Ein Bohrer, der wenig Spähne macht, kann deshalb um so tiefer bohren, und die Wahlmaschine der Regierung mag um so intensiver arbeiten, je weniger Kraft sie im Lärmmachen verpufft. Was könnte die Aera Hohenlohe-Miquel denn auch den Wählern bieten? Ihre „Sammel"politik bedroht die Massen mit neuen Opfern an Gut und Blut; das wissen die Wähler noch gut genug aus den Wahlen von

1878 und 1887, wo beide Male die „Sammelpolitik" siegte, und wenn sie es ja vergessen haben sollten, so wäre es sehr leicht, ihnen nachzuweisen, wie theuer sie ihre patriotische Aufopferung haben bezahlen müssen. Die Regierung thut ganz klug daran, nicht vorwitzig an die noch immer blutenden Wunden zu rühren; je vordringlicher sie sich geberden würde, desto nachdrücklicher würde der Gegenstoß sein; je mehr sie sich anstellt, als wolle sie kein Wässerlein trüben, als lasse sie den Wählern volle Freiheit der Wahl, um so größere Wirkung kann sie sich von den alterprobten Wahlkünsten versprechen, die sie natürlich unter der Decke mit vollem Nachdruck spielen läßt. Verliert sie dennoch das Spiel, so bleibt ihr immer noch die Möglichkeit, es dann unter bismärckischen Bedingungen zu erneuern; wenn sie es vorläufig auf ihre „stille" Weise versucht, so handelt sie von ihrem Standpunkt aus nicht unklug.

Auch die Ultramontanen haben den dringendsten Anlaß, ihre noch immer großen Machtmittel diesmal im „Stillen" arbeiten zu lassen. Der schmähliche Verrath der ultramontanen Führer in der Flottenfrage hat doch ein gewaltiges Rumoren in die Wählermassen dieser Partei gebracht, und eine lebhafte Wahlagitation würde die Risse im „Thurme des Zentrums" viel zu grell beleuchten, als daß den ultramontanen Häuptlingen daran gelegen sein könnte. Mit unleugbarem Geschick haben sie die Frage des allgemeinen Wahlrechts in den Mittelpunkt der Wahlagitation gerückt. In dieser Frage können sie nicht umfallen, wenn sie nicht die Macht ihrer Partei und damit ihre eigene Macht daran geben wollen; sie treten als ehrliche Vorkämpfer eines unzweifelhaft gefährdeten Volksrechts auf; es ist die wirksamste Position, die sie unter den obwaltenden Umständen einnehmen können, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von dieser Position aus den Wahlkampf mit allem Nachdruck, wenn auch in aller „Stille", führen. Da die ultramontane Landplage, die Bismarck mit so viel staatsmännischer Genialität herangezüchtet hat, doch nicht mit einem Schlage beseitigt werden kann, so ist es immerhin ein Fortschritt, daß sie sich nur noch unter demokratischer Flagge aufrechterhalten kann. Der „Sammel"politik des Herrn Miquel kommt das ultramontane Ausspielen des allgemeinen Wahlrechts bedenklich genug in die Quere. Der „Reichsanzeiger" hat schon zweimal mit all seiner feierlichen Würde jede böse Absicht abgeleugnet, die von der Regierung gegen das allgemeine Wahlrecht gehegt werden könnte, indessen wer glaubt dem Kurse Hohenlohe-Miquel noch nach den Proben von Glaubwürdigkeit, die er in Sachen des preußischen Vereinsgesetzes und auch sonst abgelegt hat?

Am gefährlichsten wird die „Stille" der Wahlbewegung dem Liberalismus oder — um nicht erst von den Nationalliberalen zu reden, die längst zu einer kläglichen Hilfstruppe der Reaktion herabgesunken sind — den freisinnigen Fraktionen. Für sie, und namentlich für die um Richter, wäre es entschieden vortheilhafter, wenn irgend ein lärmender Wahlspektakel den Philister von seinem Lotterbette aufscheuchte. Der bisherige Gang des Wahlkampfes hat in wahrhaft erschreckender Weise gezeigt, wie sehr diese Fraktionen die Fühlung mit den Massen verloren haben; sie bekommen nirgends mehr, selbst nicht einmal in ihren verhältnißmäßig besten Wahlkreisen, halbwegs ansehnliche Wählerversammlungen zusammen. Daß sich die feindlichen Brüder vom Freisinn neuerdings wieder für die Dauer des Wahlkampfes „versöhnt" haben, will wenig besagen; wenn sich Hunger und Durst zusammengeben, so sättigt sich kein Mensch davon. Die deutsche Bourgeoisie wird für ihren Mangel an Charakter und Muth gewiß nicht zu schwer, wenn auch schwer genug bestraft, aber bei einem Blicke auf die noch gefährlichere Reaktion wäre man versucht, zu wünschen, daß die Nemesis diesmal ihres Amtes

weniger streng gewaltet hätte. Soweit sich die Wahlbewegung bisher auf ihre voraussichtlichen Ergebnisse prüfen läßt, erscheint die ungemeine Schwäche der freisinnigen Wählerschaft als ihr bedenklichster Punkt, und er ist um so bedenklicher, als diesmal so wenig wie bei früheren Wahlgängen darauf gerechnet werden darf, daß die freisinnigen Wähler in den Stichwahlen zwischen reaktionären und sozialdemokratischen Kandidaten ihre politische Pflicht thun, und nicht vielmehr wie eine angstgepeitschte Schafherde ins reaktionäre Lager überlaufen werden.

Indessen, die deutsche Sozialdemokratie hat all ihr Lebtage mit dem bösen Willen des Liberalismus rechnen müssen, und ist doch unaufhaltsam vorwärts gekommen. Die Hauptsache bleibt immer, daß sie selbst ihr Pulver trocken hat; je geschlossener und kräftiger sie aus dem Wahlkampf hervorgeht, um so sicherer sind die Feinde der Volksmassen geschlagen. In dieser sonst gewiß sehr unvollkommenen Welt ist es immer noch so bestellt, daß einer ehrlichen, konsequenten und tapferen Politik schließlich Alles zum Besten geräth.

Die Vorbereitung neuer Handelsverträge.

Von **Rich. Calwer**, Berlin-Charlottenburg.

(Schluß.)

Ehe wir nun die Entwicklung des Zusammenschlusses der Industrie und Landwirthschaft kurz verfolgen, müssen wir noch auf die Thatsache hinweisen, daß der gemäßigt-freihändlerische Flügel der deutschen Industrie ungemein zusammengeschmolzen ist, daß also die Anhänger des Schutzzollsystems bei Weitem ausschlaggebend für die Stellungnahme der Industrie in handelspolitischen Fragen sind. Wir weisen darauf hin, daß in dem schon erwähnten Zentralverband deutscher Industrieller folgende Industriegruppen vertreten sind: die Steinkohlenindustrie von Rheinland-Westfalen, von Oberschlesien, vom Saargebiet und dem Revier Aachen, ferner die deutsche Braunkohlenindustrie. Aus der Industrie der Steine und Erden haben wir die Glasfabrikanten, die Pflaster- und Hartsteinindustriellen, die Fabrikanten feuerfester Produkte, die deutschen Marmorwerke sowie die Zementfabrikanten hieher zu rechnen. Die Metall- und Maschinenindustrie ist vertreten durch den Verein deutscher Eisen- und Stahlindustriellen, durch den Verein deutscher Eisengießereien, durch den Verein deutscher Maschinenbauanstalten und die Fahrradfabrikanten. Von der Textilindustrie sind hochschutzzöllnerisch geaicht die Wollkämmer und Kammgarnspinner, die Wollenwaarenfabrikanten, die Leinenindustriellen, die Baumwollspinner, die Juteindustriellen, die Tuchfabrikanten, die Posamenten-, Spitzen- und Knopfindustriellen. In der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel vertreten die Müller und die Zuckerindustriellen die Richtung eines Hochschutzzolls. Dazu kommen noch die Papierfabrikanten und eine Reihe kleinerer Industriezweige.

Dieser Ueberblick zeigt, daß von exportirenden Industrien im Hochschutzzollverein nur die chemische Industrie, die Lederfabrikation, die Konfektion, die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, sowie die polygraphischen Gewerbe, endlich die Brauerei, in manchen Gegenden auch die Webereien nicht vertreten sind. Deren Export und handelspolitischer Einfluß reicht aber lange nicht an die Macht der organisirten hochschutzzöllnerischen Industriellen heran. Ja, unter ihnen sind noch verschiedene Gewerbe, so z. B. in der Lederfabrikation, die ganz energisch nach höheren Zöllen verlangen. Ein Kartell der Agrarier mit der schutzzoll-

freundlichen Industrie hat daher alle Aussicht, Deutschland in ein protektionistisches Fahrwasser zu treiben. Die Sammlungspolitik, die heute in Deutschland betrieben wird, ist in den Vereinigten Staaten, ist in Frankreich geglückt trotz aller Gegensätze, die zwischen den Interessen der Exportindustrien und der Landwirthschaft bestehen.

Die Bestrebungen zur Bildung eines Hochschutzzollkartells reichen bedeutend weiter zurück als die Ausgabe der Sammlungsparole durch Miquel. Die Schwierigkeiten, die sich der Bildung des Kartells entgegensetzten und noch entgegensetzen, resultiren aus den radikalen Agitationen des Bundes der Landwirthe, der in handelspolitischer Beziehung einzig und allein die agrarischen Interessen ohne jegliche Rücksichtnahme auf die Industrie vertritt. Unter Bekämpfung dieser Bestrebungen hat schon 1896 ein Führer der schutzzöllnerischen Industrie, der Abgeordnete Bueck, den einsichtigen Landwirthen die Beihilfe zu höheren Getreidezöllen angeboten. Auf dem nationalliberalen Parteitag führte Herr Bueck, der Generalsekretär des Zentralverbands deutscher Industrieller, aus: „Die mir nahestehende Industrie ist überzeugt, daß höhere angemessene Getreidepreise für unsere Landwirthschaft ungemein wünschenswerth sind, und sie ist ferner überzeugt, daß ein ausgiebiger Schutz ihr nothwendig ist. Wenn sich der jetzt bestehende Schutz nicht als genügend erweisen sollte, so erhebt die mir nahestehende Industrie keinen Widerspruch gegen eine Erhöhung dieses Schutzes.“ Und in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Dezember 1897 wiederholte Bueck diese seine Ausführungen. Dieses Entgegenkommen der Industrie war das Signal zu gegenseitigen Aussprachen und Verhandlungen. Freilich war eine Verständigung bei der herrschenden Feindschaft nichts weniger als leicht. Die Industrie mußte sich zu einer ganzen Reihe von weiteren Zugeständnissen bequemen. Noch Mitte 1897 sprach sich die Industrie für Handelsverträge mit vertragsmäßiger Bindung sämmtlicher Zölle, auch der Getreidezölle, aus. Auf dieser Grundlage jedoch konnten sich die zollpolitisch im Prinzip verwandten Gruppen nicht einigen. Die Landwirthschaft verlangte eine ähnliche Gestaltung der Handelsbeziehungen, wie sie Frankreich hatte: also autonomen Tarif, dem ein Minimaltarif beigegeben werden kann, Handelsverträge mit jährlicher Kündigungsfrist und Aufhebung sämmtlicher Meistbegünstigungsverträge; außerdem selbstverständlich entsprechend hohe Getreidezölle. Dieses Verlangen stellt die Landwirthschaft namentlich aus dem Grunde, um eventuell von Jahr zu Jahr die Getreidezölle entsprechend den Preisschwankungen des Getreides reguliren zu können. Dauernde Verträge mit gebundenen Getreidezöllen würden die Landwirthschaft der Gefahr aussetzen, daß bei sinkenden Getreidepreisen der bestehende Zollschutz zu niedrig werden könnte. Die Interessen der Industrie verlangen aber ebenso rücksichtslos eine auf längere Zeit vorausbestimmte Fixirung der Tarifpositionen; denn ein ständiger Wechsel des Tarifs alterirt, wie die Erfahrungen mit Rußland gelehrt haben, fortgesetzt in störendster Weise das Auslandgeschäft. Die Kunst, die Interessen der Landwirthschaft und die der Industrie handelspolitisch unter einen Hut zu bringen, besteht nun darin, der Industrie dauernde Tarifverträge zu verschaffen, ohne jedoch die Getreidezölle zu binden. Und bis zu diesem Vorschlag haben sich die Vertreter der hochschutzzöllnerischen Industrie der Landwirthschaft gegenüber in jüngster Zeit herbeigelassen. Die letzten maßgebenden, seitens des Zentralverbands deutscher Industrieller erfolgten Aeußerungen gehen dahin: Für die Industrie sind möglichst niedrige fremde Zölle ungemein wünschenswerth, aber wichtiger als die Höhe der Zölle ist, daß sie durch Tarifverträge von möglichst langer Dauer fest gebunden werden. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, auch nicht auszuschließen, Tarifverträge ohne Bindung der Getreidezölle mit Ländern zu schließen,

die Getreide ausführen wollen, um damit ihre Einfuhr an Industrieerzeugnissen zu bezahlen.

Ob dieses zollpolitische Programm, auf dem sich die Vertreter der Landwirthschaft und Industrie zusammenfinden, in der That ausführbar sein werde, haben wir hier nicht zu untersuchen. Uns genügt es, festgestellt zu haben, daß sich auf ihm die Agrarier und Industriellen einigen müssen, wenn anders sie überhaupt ihre schutzzöllnerischen Absichten verwirklichen wollen. Daß die Bildung des Kartells, das von den maßgebenden Führern angeregt ist, die nicht unerheblichen Widerstände sowohl auf Seiten der Landwirthe als auch der Industrie nicht von heute auf morgen überwinden wird, das braucht die Sicherheit seines Zustandekommens nicht zu gefährden. Eine volle Einigkeit zwischen Industrie und Landwirthschaft können wir überhaupt nicht erwarten; dazu sind zu viele Gegensätze vorhanden. Aber Industrielle und Agrarier werden trotz dieser in dem Moment sich einigen müssen, wo sie bemerken, daß ihre Uneinigkeit das schutzzöllnerische System an sich gefährden könnte. Die Annäherung der feindlichen Brüder im preußischen Abgeordnetenhaus, der seither veröffentlichte wirthschaftliche Aufruf genügen vollständig, um mit dem Vorhandensein eines hochschutzzöllnerischen Kartells bei der Neugestaltung unserer handelspolitischen Beziehungen rechnen zu müssen. Hier sei nur angesichts der bevorstehenden Reichstagswahl noch darauf aufmerksam gemacht, daß die politische Farbe der Reichstagskandidaten mit Ausnahme der Sozialdemokraten und der Mitglieder der freisinnigen Gruppen keine Garantie gegen ihre Angehörigkeit zum schutzzöllnerischen Kartell bieten. So verschiedenartig heute noch der hochschutzzöllnerische Pferdefuß unter der politischen Hülle hervorlugen mag, so entschieden manche nationalliberale und Zentrumskandidaten sich gegen den wirthschaftlichen Wahlaufruf erklären mögen, in der Hauptsache: Schutz der nationalen Arbeit, also ausgesprochener Schutzzoll! sind sie einig. Von den Nationalliberalen brauchen wir dafür kaum noch Beweise. Vom Zentrum aber mag angeführt werden, daß einer seiner Führer, Graf Ballestrem, ausdrücklich sein Ja und Amen zu dem Zustandekommen eines Hochschutzzollkartells im preußischen Abgeordnetenhaus ausgesprochen hat, und daß ferner eines der führenden Organe des Zentrums, die „Kölnische Volkszeitung“, trotz allen Spottes und Hohnes auf die Sammelpolitik unumwunden in ihrer Nummer 186 des Jahres 1897 wiederholt erklärt: „Es ist nicht entfernt an eine Reichstagsmajorität zu denken, die nicht entschieden den Schutz der nationalen Arbeit fordern wird.“ Auch hat das Zentrum offen seine Neigung, für höhere Getreidezölle eintreten zu wollen, wiederholt kundgegeben. Nicht die politische Parteistellung der zukünftigen Mitglieder des Reichstags, sondern ihre wirthschaftliche Stellungnahme, die bis zu einem hohen Grade aus ihrer sozialen Position resultirt, wird maßgebend für ihre Entscheidung in der handelspolitischen Frage während der nächsten Legislaturperiode sein.

Die Interessen der Arbeiter und die Taktik des Sozialismus.

Daß die Arbeiter allen Nachdruck verwenden müssen, die Pläne der Hochschutzzöllner zu durchkreuzen, ist so selbstverständlich, daß wir darüber kaum noch viele Worte zu verlieren brauchen. Von jeher haben die Arbeiter den Schutzzoll bekämpft und sie sind zu dieser Stellungnahme in erster Linie vom Standpunkt des Konsumenten aus gelangt. Als solche liegt ihnen daran, die Lebensmittel zu möglichst niedrigen Preisen zu erstehen. Je schärfer aber die Konkurrenz auf dem Weltmarkt, je ungehinderter diese Konkurrenz erfolgen kann, desto mehr Chancen haben die Arbeiter, als Konsumenten so billig wie möglich einzukaufen.

Durch die bestehenden Schutzzölle sind die Preise der nothwendigsten Lebensmittel ohne Zweifel künstlich vertheuert. Das geben auch die blindesten Anhänger des Schutzzollsystems zu. Die Arbeiter könnten daher für Schutzzölle nur gewonnen werden, wenn ihnen nachgewiesen würde, entweder daß ohne Schutzzölle die Beschäftigungslosigkeit großer Arbeitermassen drohen würde, oder daß durch höhere Schutzzölle auch die Sicherheit höherer Löhne gegeben wäre. Auf diese Weise wird in der That auch versucht, den Arbeitern den Schutzzoll plausibel zu machen. Die agrarischen Schutzzölle werden deswegen als Nothwendigkeit erklärt, weil ohne sie der Landwirthschaftsbetrieb in Deutschland unrentabel sein soll. Nun ist zuzugeben, daß um die Mitte der siebziger und in den achtziger Jahren die Getreideproduktion überseeischer Länder so billig erfolgte, daß die europäische Landwirthschaft in der That unrentabel zu werden drohte. Die Gründe der billigeren Produktion des Auslands waren derart, daß ihnen auf keine Weise zu begegnen war. Es lag daher nahe, daß die Landwirthe einen agrarischen Schutzzoll verlangten. Durch den Rückgang der Getreidepreise wurde die Konsumtionskraft der ländlichen Bevölkerung geschwächt, es war also auch der Absatz der Industrieprodukte auf dem heimischen Markte und damit der Gang der Industrie selbst in Gefahr. Um eine allgemeine wirthschaftliche Krise zu verhindern, wurde daher nach Ansicht der Agrarier der Zoll auf Getreide eingeführt und später bedeutend erhöht.

Nun wäre es freilich auch unter solchen Voraussetzungen nicht fraglich, daß die Arbeiter gegen jeglichen Schutzzoll zu stimmen hätten, wie es in der That immer geschehen ist. Sie durften das um so eher, als die europäische Landwirthschaft heute durch einen technisch fortgeschrittenen Betrieb sehr wohl auch ohne Schutzzoll im Stande ist, mit der überseeischen Produktion in Deutschland wenigstens zu konkurriren. Wissenschaftliche Untersuchungen über die Gestehungskosten des Getreides in Amerika und in Deutschland haben für die letzten Jahre ergeben, daß im Durchschnitt die Gestehungskosten z. B. des Weizens in der Union (die Transportkosten nach Europa eingerechnet) höher kommen wie in Deutschland. Welcher Steigerung überhaupt der Getreidebau bei einer auf der Höhe stehenden Betriebsweise fähig ist, das zeigen einwandsfreie Angaben, die die deutsche Ammoniakverkaufs-Vereinigung in ihrem 1897er Geschäftsbericht erst neuestens noch macht. Dort wird festgestellt, daß nach den Mittheilungen des „Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich" augenblicklich im Durchschnitt geerntet werden pro Hektar: Roggen 1120 Kilo, Weizen 1500, Gerste 1490, Hafer 1300 und Kartoffeln 9500 bis 10600 Kilo, während bei gutem Betrieb 1800 Kilo Roggen, 2500 bis 2800 Kilo Weizen, 2560 Kilo Braugerste, 2800 bis 3000 Kilo Futtergerste, 2800 Kilo Hafer und 24000 Kilo Kartoffeln als zufriedenstellende Erträge betrachtet werden und als sehr gute Erträge 3000 Kilo Roggen, 4000 bis 4500 Kilo Weizen, 3500 bis 3600 Kilo Braugerste, 4000 bis 4400 Kilo Futtergerste, 4000 bis 4500 Kilo Hafer und 30000 bis 32000 Kilo Kartoffeln bei Hochbetrieb erreicht werden könnten. Diese Angaben zeigen, zu welcher Ertragsfähigkeit der deutsche Landwirthschaftsbetrieb ausgestaltet werden kann, obschon er heute bereits mit den überseeischen Ländern konkurrenzfähig ist. Nun geben ja die Agrarier selbst zu, daß die Getreidezölle keine dauernde Einrichtung darstellen sollen. Sie seien entbehrlich, sobald sich zeige, daß auch bei freiem Handel noch Preise bleiben, welche die Erhaltung des heimischen Getreidebaues gestatten. Zwar werden die Agrarier den Thatbestand der Konkurrenzfähigkeit nicht zugeben wollen, vielmehr nach wie vor behaupten, daß der deutsche Getreidebau mit dem überseeischen nicht konkurriren könne. Wenn dem in der That noch so ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Schuld an

dieser Inferiorität nicht mehr ausnahmsweise Verhältnisse, sondern die Mangelhaftigkeit der deutschen Betriebsweise trifft. Und um diese Mangelhaftigkeit und Lässigkeit der Unternehmer zu decken, verlangen die Agrarier nun noch höhere Getreidezölle. Um so wahrscheinlicher wird aber diese Vermuthung, wenn wir sehen, daß auch manche Industriezweige Deutschlands nach höheren Zöllen verlangen. Wenn es in letzter Zeit bemerkt wurde, daß die amerikanische Metall- und Maschinenindustrie derartige Fortschritte gemacht hat, daß ihre Produkte selbst in Europa in stets steigendem Maße Eingang finden, so fragt man ohne Zweifel nach den Gründen dieser auffallenden Erscheinung. Und wenn sich für die Landwirthschaft schließlich Gründe finden, die die Superiorität Amerikas auf Ursachen zurückführten, denen wir ohnmächtig gegenüberstanden, so gilt dies ganz und gar nicht von der Industrie. Wenn trotzdem auch hier Amerika uns überflügelt und bedrängt, so spricht diese Erscheinung einzig und allein gegen die Fähigkeit der deutschen Industriellen, gegen ihre Leistungsfähigkeit und Unternehmungslust. Die Fehler des deutschen Unternehmerthums durch Schutzzölle aber weiter großzuziehen, dazu hat die deutsche Arbeiterklasse wahrhaftig keinen Anlaß, man mag ihr die Zukunft deswegen noch so schwarz vor Augen malen, sie wird mit allen Kräften gegen eine Erhöhung der Schutzzölle eintreten.

Aber auch der andere Grund, daß unter einem protektionistischen System die Löhne der Arbeiter wesentlich steigen würden, ist hinfällig, wie ein Hinweis auf das freihändlerische England zeigt. Mag sein, daß England seine Freihandelsprinzipien auf die Dauer nicht wird halten können, jedenfalls ist bisher zur Genüge erwiesen, daß die internationale und freieste Konkurrenz nicht mit einem Niedergang der Löhne um jeden Preis enden muß. Aber von der Seite braucht die neueste Schutzzollbewegung in Deutschland gar nicht betrachtet zu werden. Viel näher liegt es für die Arbeiter, die Folgen zu überlegen, die höhere Schutzzölle im Inland und Ausland für ihre Lebenshaltung haben müssen. Es steht fest, daß durch die heimischen Zölle sämmtliche zollbelegten Waaren vertheuert werden. Es steht aber weiter fest, daß Deutschland exportiren muß. Schließen sich aber, wie anzunehmen ist, die fremden Länder mit gleich hohen Zöllen von Deutschland ab, wie dieses von jenen, so muß der deutsche Konsument nicht nur auf dem heimischen Markte vertheuerte Waaren kaufen, sondern er muß auch die Differenz begleichen, die die deutsche Exportindustrie zu erlegen hat, ehe sie im Ausland ihre Waaren abzusetzen vermag. Da auch das Ausland durch hohe Zölle von uns abgeschlossen ist, so muß der deutsche Fabrikant, der exportiren will, auf dem ausländischen Markte billigere Preise stellen wie die ausländische Konkurrenz, sonst setzt er nicht ab. Dies kann er aber nur, wenn die Zollkosten, die auf seine Waare beim Eingang in ein fremdes Land geschlagen werden, von den heimischen Konsumenten aufgebracht werden. Der heimische Markt wird also, je größer der industrielle Export sein muß, nicht nur durch die Zölle des eigenen, sondern erst recht durch die der fremden Länder vertheuert. Deutschlands Arbeiterklasse muß außer der durch die eigenen Zölle bedingten Vertheuerung noch die Exportkosten bezahlen, oder die Unternehmer setzen ins Ausland zu Spottpreisen ab, während der von ihnen beherrschte heimische Markt die Unkosten der Weltmarktkonkurrenz obendrein zu zahlen hat.

Wir glauben daher, daß die Arbeiter rücksichtslos nach wie vor ihren Standpunkt als Konsumenten geltend zu machen und im Interesse billiger Waarenpreise nicht eine Unterbindung, sondern eine Förderung der Weltmarktkonkurrenz anzustreben haben. Diese Stellungnahme entspricht auch durchaus der sozialistischen Tendenz, welcher die deutsche Arbeiterklasse huldigt.

Wenn der Sozialismus dahin zielt, die Produktion planmäßig zu regeln, so wird er die wirthschaftliche Entwicklung in einer Weise zu fördern haben, die einen Ausgleich der Produktionsbedingungen in den verschiedenen Ländern herbeizuführen geeignet ist und außerdem eine internationale Produktionstheilung anbahnt, nach der jedes Land jene Industriezweige hauptsächlich kultivirt, die nach seinen natürlichen Bedingungen die jeweilig höchste Produktivität erzielen. Nun ist der Welthandel und in ihm wieder die freie Konkurrenz der Hebel, durch den jene Ziele gefördert werden. Unterbindet man die internationale Konkurrenz durch allzu scharfe protektionistische Mauern der einzelnen Länder, so wird der Fall eintreten, daß in Folge des Mangels eines regen Wettbewerbs die Leistungsfähigkeit der Produktion gehemmt wird, da die innere Konkurrenz nicht mehr oder doch lange nicht mehr in dem Grade fähig ist, die Unternehmer zu neuen Fortschritten anzureizen. Geht aber die Leistungsfähigkeit der Produktion zurück, so können weder die Löhne noch die allgemeine Konsumtion des betreffenden Volkes steigen. Die wirthschaftliche Entwicklung stagnirt. Im vorliegenden Falle liegt die Sache so: Wenn die mitteleuropäischen Staaten sich gegenseitig abschließen, so muß eine wirthschaftliche Stagnation in diesen Ländern über kurz oder lang eintreten, während dies nicht der Fall ist, wenn z. B. Amerika, Rußland und selbst England das Nämliche thun. Bei den drei letztgenannten Reichen ist der Innenmarkt so groß und so intensiver Steigerung durch den Zuwachs der Bevölkerung fähig, daß die wirthschaftliche Fortentwicklung nicht nur nicht durch einen zollpolitischen Abschluß aufgehalten, sondern vielmehr energisch gefördert werden kann. Was aber von diesen großen Wirthschaftsgebilden gilt, das gilt nicht gleicher Weise von den einzelnen mitteleuropäischen Staaten, solange jeder für sich wirthschaftlich gesondert ist. Im Gegentheil, sie sind in der allerschwierigsten Situation in ihrer Vereinzelung, sie halten durch eine verkehrte Schutzzollpolitik ihre eigene wirthschaftliche Entwicklung auf, indem sie gleichsam aus dem Blute ihres eigenen Körpers zehren müssen. Die mitteleuropäischen Länder sind um so schlimmer daran, als die übrigen wirthschaftlichen Mächte der Welt, Rußland, Amerika, sich gegen Europa gleichfalls abschließen, ohne ihrer wirthschaftlichen Weiterentwicklung irgendwie zu schaden. Es ist angesichts dieser Thatsache ganz begreiflich, daß die Staaten Europas alles aufbieten, um sich nicht widerstandslos der Willkür Amerikas und Rußlands, vielleicht auch mit der Zeit Englands, preisgeben zu müssen, es ist auch begreiflich, daß sie sich durch die schutzzöllnerische Handelspolitik ihrer großen Gegner zu ihrer eigenen Hochschutzzöllnerei veranlaßt sehen. Denn selbst der linksstehendste Freihändler wird zugeben, daß das Vorgehen Amerikas unmöglich mit einer weiteren Erleichterung der Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse beantwortet werden kann. So steht heute die wirthschaftspolitische Entwicklung auf einem Punkte, wo man sich klar darüber werden muß, in welcher Weise durch eine Neugestaltung der mitteleuropäischen Handelspolitik einmal der wirthschaftliche Fortschritt der europäischen Länder erreicht werden und doch zugleich die Möglichkeit geschaffen werden kann, dem Anstürmen und den Rücksichtslosigkeiten der großen Gegner auf dem Weltmarkt ein Halt entgegenzurufen. Und dieses Problem kennt nur *eine* Lösung, mag auch der wirkliche Gang der Handelspolitik erst nach Irrfahrten und Schädigungen den richtigen Weg einschlagen: *die mitteleuropäischen Länder müssen wohl oder übel über ihre politischen Vorurtheile und Gegensätze hinweg sich über ein gemeinsames zollpolitisches Vorgehen einigen.* Sie müssen das eigene Wirthschaftsgebiet durch gegenseitigen handelspolitischen Anschluß zu erweitern trachten, die Zollmauern innerhalb der an-

geschlossenen Staaten allmälig abtragen, um gemeinsam nach außen hin dann den handelspolitischen Konkurrenten auf gleich machtvoller Grundlage, die eben nur ein großes Wirthschaftsganze garantirt, die Spitze auf dem Weltmarkt bieten zu können. In dieser Richtung liegt die zukünftige, erfolgversprechende Handelspolitik, sie allein garantirt auch die wirthschaftlich gedeihlichste Fortentwicklung Mitteleuropas, sie ermöglicht den sicheren Ausgleich der Produktionsbedingungen einmal innerhalb Mitteleuropas, im Weiteren aber mit jeweiligen planmäßigen Modifikationen auf der ganzen Welt, sie bahnt eine Produktionsregelung im großen Stile an; jede Industrie wird ihren natürlichen Produktionsstandort ausfinden und die Frage des Nutzens oder Schadens des Exports wird durch die Praxis ihre Lösung finden.

Wenn daher der Sozialist auf Grund dieser weiteren Entwicklung des Welthandels und der ferneren Handelspolitik die nächstliegende Stellungnahme der Arbeiter in der handelspolitischen Frage betrachtet, so gewahrt er, daß die nachdrücklichste Opposition der Arbeiter gegen eine verstärkte Auflage des Schutzzolls durchaus die Entwicklungstendenz fördert, die auch im Interesse der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands liegt. Wenn die Arbeiter ebenso wie die Agrarier und Industriellen in erster Linie nur an die Verfolgung des persönlichen oder des Klasseninteresses denken, so wird man doch viel leichter die Partei jener Gruppe ergreifen, deren Sieg auch den Fortschritt der gesammten wirthschaftlichen Entwicklung in der Richtung des Sozialismus in sich schließt. Es ist deshalb zu wünschen, daß die deutsche Arbeiterklasse die ihr drohende Gefahr einer neuen Vertheuerung der wichtigsten Lebensmittel nicht nur in ihrer ganzen Größe erkennt, sondern auch durch die nächsten Reichstagswahlen eine hochschutzzöllnerische Mehrheit im Parlament verhindert und die sozialdemokratische Fraktion derart verstärkt, daß die mitteleuropäische Handelsvertragspolitik weitergeführt und unter möglichst weiterer Herabminderung der Zollpositionen auch noch auf die noch außenstehenden kontinentalen Länder ausgedehnt zu werden vermag.[1]

[1] Die Schlußausführungen des vorliegenden Artikels zwingen uns leider nochmals, unsere Bedenken gegen den Standpunkt des Verfassers auszusprechen. Wenn er meint, daß selbst der am weitesten links stehende Freihändler zugeben werde, man könne das Vorgehen Amerikas unmöglich mit einer weiteren Erleichterung der Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse beantworten, so glauben wir, daß es in der Sozialdemokratie wenige Genossen geben wird, die nicht weiter links als dieser „Freihändler" stehen werden. Die Amerikaner dadurch strafen, daß man den deutschen Arbeitern das Brot vertheuert oder mindestens nicht verbilligt, das scheint uns mehr agrarische als proletarische Handelspolitik zu sein.

Und der mitteleuropäische Zollverein? Wir müßten es selbstverständlich mit Freuden begrüßen, wenn man auf diese Weise zur Aufhebung der Zollschranken käme, die die Länder Europas voneinander trennen. Sollte aber der Zollverein ein Mittel werden, Schutzzöllnerei und Zollkrieg, die man eben als schädlich verworfen, durch ein Hinterthürchen wieder hereinzuschmuggeln, dann müssen wir entschieden dagegen protestiren. Wohl hat diese Idee zunächst gar keine Aussicht auf Verwirklichung, dennoch aber kann sie heute schon ihre praktischen Wirkungen haben: Acceptiren wir sie, dann stellen wir uns grundsätzlich auf den Boden der Schutzzöllner und Agrarier und haben ihnen nichts Erhebliches mehr gegenüberzustellen. Wir erkennen dann ihre Forderungen als berechtigt an und erklären blos den Weg dazu für einen verfehlten: Brotvertheuerung für Deutschland allein ist freilich bedenklich; aber Brotvertheuerung für ganz Mitteleuropa, das ist ein rettender Gedanke!

Und warum das? Daß England zum Schutzzoll übergeht, daran ist vorläufig gar nicht zu denken. Der schutzzöllnerische Wahnsinn müßte schon allenthalben sehr hochgradig gestiegen sein, ehe es sich dazu entschlösse. Bisher ist es noch „linksstehend" genug, das Vorgehen Amerikas und Rußlands ruhig hinzunehmen. Diese beiden Staaten sollen es hauptsächlich sein, die den schutzzöllnerischen Zollverein nothwendig machen. Die Politik

Gladstone.

London, den 28. Mai.

Mit außerordentlichen Ehren, man könnte fast sagen, mit den Ehren des wahren Fürsten — des Vordersten — der Nation ist William Ewart Gladstone heute zu Grabe getragen worden. Der Erbe und der ihm folgende Anwärter auf den britischen Thron, die leitenden Minister und die Führer der Opposition trugen die Zipfel seines Leichentuches. Die Spitzen der vornehmsten Körperschaften des Reiches und viele Vertreter auswärtiger Regierungen marschirten hinter seinem Sarge. An ausgesuchter Stelle in der Westminster-Abtei, wo Englands berühmteste Staatsmänner — die beiden Pitt, Charles Fox rc. — ruhen, ward seine Leiche beigesetzt, und an einem der bevorzugtesten Plätze in diesem Pantheon der britischen Nation, wo Querschiff und Hauptschiff sich kreuzen, wird sein Denkmal aufgestellt werden.

Diese Ehrenbezeugungen, wie sie bei der Bestattung noch keines Staatsmannes glänzender ausfielen, wurden dem todten Führer des englischen Liberalismus von den Vertretern der Nation einmüthig zuerkannt. Nicht widerstrebend, sondern aus freiem Entschluß haben die konservative Regierung und die hinter ihr stehende Partei das Ihrige gethan, der Beerdigungsfeier den Charakter einer nationalen Huldigung zu geben, und die Masse der Bevölkerung schloß sich dem an. Nur die parnellitische Minderheit der irischen Nationalisten und die kämpfende Sozialdemokratie hielten sich abseits, ohne es jedoch an Aeußerungen der Anerkennung bestimmter Verdienste des Mannes fehlen zu lassen. Sonst war Alles bestrebt, dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß England in Gladstone einen seiner größten Männer verloren hat.

War dieses Gefühl berechtigt, war Gladstone wirklich ein großer Mann?

Es würde schwer halten, eine bestimmte Eigenschaft bei ihm herauszugreifen und zu sagen: Hier liegt das Geheimniß seiner Bedeutung. Es ist nicht eine einzelne Qualität, die Gladstone so hoch erhebt, um den außergewöhnlichen Zauber zu erklären, den sein Name auf die große Mehrheit der Nation ausübte. Und noch weniger kann eine bestimmte Leistung hierfür herangezogen werden. Es

---

Rußlands ist sonst nicht unser Vorbild. In Amerika giebt es aber bekanntlich eine sehr starke antischutzzöllnerische Strömung. Entwickelt sich dort eine kraftvolle sozialistische Partei, so wird sie ebenfalls freihändlerisch sein müssen, denn die amerikanische Industrie ist reif dazu und der Schutzzoll ist dort nur noch ein Mittel, die Ausbeutung der Volksmassen durch die großen Monopolisten zu fördern. Diese freihändlerischen demokratischen Strömungen in Amerika werden aber nicht gefördert, wenn die europäische Demokratie, ob offen oder mitteleuropäisch-verschämt, ins Lager des Schutzzolls übergeht.

Wenn wir Freihändler sind, so sind wir's natürlich als Sozialdemokraten und nicht als Manchestermänner: Wir fordern den Freihandel als ein unter bestimmten Voraussetzungen nothwendiges Mittel der sozialen Entwicklung, nicht als ein absolutes Mittel, allgemeine Glückseligkeit zu erreichen.

Die Nothwendigkeit, den auswärtigen Markt zu erweitern und den innern zu behaupten, und die Schwierigkeit, dies in genügendem Maße zu thun, entspringen weder dem Freihandel, noch dem Schutzzoll, werden durch den einen ebenso wenig behoben, wie durch den anderen. Diese Nothwendigkeit und diese Schwierigkeit bringen sicher ernsthafte Probleme mit sich, aber deren Lösung ist auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich.

Wir mußten darauf verzichten, mehr darüber im Rahmen einer Fußnote zu sagen, die nur unser Gewissen salviren, nicht einen entscheidenden Beitrag zu der in Rede stehenden Frage liefern sollte. Die Redaktion.

ist vielmehr eine Vielheit, ein Zusammenfallen von Eigenschaften und Leistungen, die ihn zu einer außergewöhnlichen Persönlichkeit machten.

Er hat auf vielen Gebieten Hervorragendes, aber vielleicht auf keinem Bahnbrechendes geleistet. Er war ein scharfsinniger Theologe — Döllinger hat ihn den bedeutendsten Theologen Englands genannt — aber sein Scharfsinn war mehr scholastischer Natur als kritisch im modernen Sinne des Wortes. Das Gleiche gilt von seinen Arbeiten über Homer und das homerische Zeitalter. Er war ein bedeutender Finanzmann — seine Budgetreden waren geistreich und voll von fesselnden Details, aber was er auf dem Gebiet der Finanzreformen mit so großem Geschick durchführte, waren zumeist die Ideen Anderer; er war in dieser Hinsicht mehr die „parlamentarische Hand" — wie ein von ihm in späteren Jahren gebrauchter Ausdruck lautet — als der schöpferische Kopf. Aehnlich in der politischen Gesetzgebung. Als Parteiführer war er ein guter Stratege, aber ein nur mäßiger Taktiker; er verstand es, unter den erschwerendsten Umständen die Mehrheit der Bevölkerung für eine von ihm verfochtene Sache zu gewinnen, aber es fehlte ihm die Gabe, eine Mehrheit lange zusammenzuhalten. Er war ein großer, oft hinreißender Redner, aber er überlud seine Reden oft mit weitgetriebenen Vorbehalten, die ihnen den Charakter des Gewundenen und manchmal sogar des Hinterhaltigen verleihen, um ein anderes Mal plötzlich sich in Kraftworten zu ergehen, die dem Agitator allerdings großen Erfolg, dem Staatsmann aber nicht minder große Schwierigkeiten eintragen sollten. Kurz, es fällt dem Kritiker nicht schwer, überall Schattenseiten und Unvollkommenheiten bei ihm zu entdecken. Aber der Eindruck des Gesammtbildes bleibt darum doch ein bedeutender. Und was dem Kritiker als Schatten oder Unvollkommenheit erscheint, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, Gladstone dem Herzen des englischen Volkes näher zu führen.

In der That war es nicht blos äußerliche, dem guten Scheine zu Liebe kundgegebene Huldigung, die die Engländer aller Parteien an seinem Sarge sich zusammenfinden ließ. Gladstone hatte Eigenschaften, die ihn allen seinen Landsleuten sympathisch machten. Er war in seinem Empfinden konservativ und doch ein aufrichtiger Reformer. Er war als Polemist je nachdem ritterlich oder pedantisch höflich und doch eine wahre Kampfnatur, der nicht selten der Stürmer mit dem wohlerzogenen Bürgersmann durchging. Er war durchaus gläubig, aber kein Dogmatiker, tief religiös und doch in hohem Grade tolerant. Er hing an der anglikanischen Kirche mit unwandelbarer Zuneigung, aber er war ein heftiger Gegner jener Bestrebungen, welche die Engländer Ernstianismus nennen und deren Tendenz es ist, die Kirche zum dienenden Werkzeug der Staatsgewalt zu machen. All diese Charakterzüge entsprechen durchaus dem Geiste der britischen Nation, jener seltsamen Mischung von höchst moderner Kultur und urwüchsiger Derbheit, die zuweilen selbst in Wildheit ausartet. Vielleicht in keinem Staatsmann des modernen England spiegelten sich die charakteristischen Eigenschaften der Nation so lebhaft wieder, wie in Gladstone.

Und ebenso spiegelt sich in seinem öffentlichen Wirken die Entwicklung des modernen England wieder. Im Jahre 1809 in Liverpool geboren, sah Gladstone schon als Knabe die ersten Regungen der radikalen Volksbewegung, die nach Beendigung der Napoleonischen Kriege in England einsetzte und zur ersten Reform, zum Chartismus und der Beseitigung der Kornzölle führte.

Sein Vater, ein reicher Großkaufmann schottischer Herkunft, war ein Tory, in Torygrundsätzen wuchs der junge William auf. Von einem Fenster des väterlichen Hauses aus hörte er den großen Torystaatsmann George Canning die

Wähler von Liverpool anreden, und in der Richtung wie Canning, der 1827 als halber „Abtrünniger" des Torysmus starb, nachdem er energischer wie irgend ein anderer englischer Minister der Epoche für die Emanzipation der Katholiken eingetreten war, sollte auch Gladstone sich entwickeln. Zunächst trat er 1833 nach absolvirter Studienzeit als Tory ins Parlament ein — das erste auf Grund der Reformbill von 1832 gewählte Parlament. Es ist bekannt, daß Gladstone sich als Student in Oxford entschieden gegen diese Reform erklärt hatte, die dem Mittelstand in Stadt und Land die Herrschaft im Hause der Gemeinen zuschob. Ebenso bekannt und oft gegen ihn ausgenutzt ist die Thatsache, daß er damals im Parlament gegen die von dem Whigministerium eingebrachte Bill für die Befreiung der Sklaven auf den britischen Kolonien auftrat. Doch bekämpfte er nur die Details der Bill, er wollte die Sklaverei nicht plötzlich, sondern schrittweise aufgehoben und inzwischen Maßregeln durchgeführt sehen, durch welche die Sklaven zum Gebrauch der Freiheit erzogen würden. Im Uebrigen erklärte er bei Erörterung der Frage des Eigenthumsrechts der Plantagenbesitzer: „Ich betrachte das Eigenthum nicht als eine abstrakte Sache. Es ist ein Produkt der bürgerlichen (civil) Gesellschaft. Die Gesetzgebung hat es gegeben, und die Gesetzgebung kann es wieder aufheben." Diesen Grundsatz oder diese Auffassung hat er nicht wieder aufgegeben. Kein Minister Englands hat so weit in das Eigenthumsrecht eingreifende Gesetze verfochten und durchgeführt, wie gerade Gladstone. Ueberhaupt muß man, wenn man von seinem Torythum spricht, nicht vergessen, daß bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts die Torypartei unter Anderem den Widerstand gegen die von den Whigs adoptirten manchesterlich-kapitalistischen Anschauungen vertrat. Ein Stück romantischer Vorliebe für auf persönliche Beziehungen aufgebaute Einrichtungen, wie es in den Schriften Carlyles zum Ausdruck kommt, lief in dem Widerstand der Tories gegen viele der von den Whigs betriebenen Reformen unter.[1] Ja, man kann sogar eine Unterströmung von jakobitischen Ueberlieferungen im damaligen Torylager verfolgen.

Gladstone selbst hatte schottisches Rebellenblut in seinen Adern. Mütterlicherseits stammte er von Hochländern ab, während die Familie des Vaters, die Gledstanes, wie der Name ursprünglich geschrieben wurde — er bedeutet im Deutschen Falkenstein — aus jenen Distrikten des schottischen Flachlandes im Grenzgebiet gegen England hin stammen, die lange wegen ihrer Unbotmäßigkeit bekannt und den Regierungen ein ewiger Quell von Unruhen waren. Die Eigen-

[1] Es wird oft vergessen, daß Gladstone anfangs der vierziger Jahre zu der von Benjamin Disraeli, John Manners 2c. geführten Jung-England-Bewegung gehörte. Er ist das Original des Oswald Millbank in dem Disraelischen Roman „Conningsby". Da es von Interesse ist, zu hören, wie Disraeli damals über seinen späteren Rivalen dachte, mögen hier einige der betreffenden Sätze aus „Conningsby" folgen: „Sein Talent war groß, wenn auch die blendenden Eigenschaften fehlten. Er hatte nicht jene schnelle und glänzende Auffassungsgabe, die, im Verein mit einem seltenen Gedächtniß, Conningsby weit über sein Alter hatten vorrücken und von der Schule als ihren zukünftigen Helden betrachtet werden lassen. Aber Millbank besaß jenen starken, fleißigen Willen, dessen Ausdauer dem Genie nahezu gleichkommt und sein Ziel fast immer erreicht. . . . Er erschien kalt und abgeschlossen, aber er war muthig, gerecht, unbeugsam; er war nicht einzuschüchtern und that das Aeußerste, jede Tyrannei zu verhindern. Die kleinen Knaben blickten auf ihn als einen entschlossenen Beschützer. . . . . Mit einem Worte, Millbank genoß die Achtung seiner Mitschüler, und Schuljungen sind feinere Beurtheiler von Charakteren, wie ältere Leute meinen."

Disraelis lebenslänglicher Freund, Lord John Manners (im Roman Henry Sidney), seit 1888 Herzog von Rutland, gehörte zu den Trägern des Leichentuchs bei Gladstones Beerdigung. Trotz politischer Gegnerschaft bewahrte er ihm stets seine Hochachtung.

thumsbegriffe dieser „Grenzlandbewohner“ waren sehr bedingte, der Viehdiebstahl galt ihnen als eine durchaus legitime Erwerbsart, von der sie sehr schwer und nur durch Anwendung starken Druckes abzubringen waren. Unter einem Dokument des sechzehnten Jahrhunderts, auf dem sich einige dreißig Vertreter von Grenzstämmen verpflichten, das spitzbübische Wegelagern zu unterdrücken, steht auch der Name eines Vorfahren von Gladstone: James Gledstanes of Cocklaw.[1]

Eine schottische Ballade aus dem sechzehnten Jahrhundert erzählt von einem Scharmützel der schottischen Grenzler mit englischen Grenztruppen, wo „little Gledstain, gude i' need“ (der kleine Gledstane, gut in der Noth) wie besessen dreingeschlagen habe. „In solchen Scharmützeln“, meint der englische Sozialist Keir Hardie im „Labour Leader“, an diese Thatsache anknüpfend, „ward der Grund zu der Gabe der konzentrirten Energie gelegt, die ein so hervorragender Charakterzug des nun verstorbenen Staatsmanns war. . . . Der kleine Gledstain, gut in der Noth, der jeden Nerv anspannte, den Feind über den Wall zurückzujagen, war das kriegerische Vorbild des schneidigsten politischen Kämpfers, den das Jahrhundert gesehen. Als Gladstone im Jahre 1879 über die (schottisch-englische) Grenze zog und seinen die Geister aufrüttelnden Feldzug aufnahm, um dem kühnen (Lord) Buccleugh den Wahlkreis Midlothian abzuringen,[2] muß sein Puls seltsam geschlagen haben, denn er wiederholte nur, was in anderen Tagen und mit ganz anderen Waffen in manchem hitzig ausgetragenen Handel zwischen den Buccleughs und den Gledstanes vorgefallen war.“

„So kam es denn“, fährt Hardie fort, „daß hinter der Politur und Gelehrsamkeit des modernen Gentleman die Kampfenergie, die Freiheitsliebe und die Verachtung aller Erbärmlichkeit lag, wie sie dem alten Räuber des Grenzlandes eigen war, der alles Eigenthum für ‚Allen, die es brauchten, gemein‘ hielt und daher niemals stahl, sondern stets, wenn er brauchte, von denen nahm, die genug und im Ueberfluß hatten. . . . Laßt ihn 1909 geboren sein, und für mich steht es außer Zweifel, daß William Ewart Gladstone, mit scharfer Einsicht in die Bedürfnisse des Tages und Aufgreifung des Geistes der Zeit, sein Talent ebenso rückhaltlos in den Dienst des Sozialismus stellen würde, wie er dies für die Sache der Handelsbefreiung gethan. Für ihn war die Freiheit die eine schätzbare Bedingung des menschlichen Lebens, das Eigenthum und alles Andere waren untergeordnete Erwägungen.“

So einer der Führer der gegenwärtigen sozialistischen Bewegung Großbritanniens, der seit Jahren im entschiedenen Kampfe gegen die von Gladstone geführte Partei steht. Viele Sozialisten urtheilen gleich ihm; ist doch die Zahl derer, die in jüngeren Jahren Gladstone gefolgt waren und in ihm ihren berufenen Führer verehrten, im sozialistischen Lager eine nicht geringe. „Er war ein so großartiger alter Mann — so beredsam, so gelehrt, so unermüdlich, so gründlich“, schreibt ein anderer Sozialist, Alexander Thompson-„Dangle“ im „Clarion“. „Ich erinnere mich, wie ich vor freudiger Erregung glühte und zitterte, als ich im feurigen Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren in seinem schönen Heim in Hawarden die Hand des berühmten Kämpfers für die politische Freiheit schütteln durfte. Seine leidenschaftliche Agitation für die unterdrückten Bulgaren dröhnte

[1] Natürlich war der brave Grenzbewohner selbst des Schreibens unkundig, aber, wie es auf dem Dokument heißt, „Rathsschreiber James Primerose“ führte ihm die Hand. Eine eigenthümliche Zusammenstellung; Primerose ist der Familienname von William Gladstones Nachfolger, Lord Rosebery.

[2] Der sogenannte Midlothian-Feldzug, der mit dem Siege Gladstones in dem chottischen Wahlkreis und dem glänzenden Siege der liberalen Partei im ganzen Lande endete.

damals in den Ohren von ganz Europa, und bis an den Rand voll von jugendlicher Begeisterung für die große Sache, hielt ich ihn für den größten Staatsmann, der je gelebt. Seit jener Zeit habe ich mehr von Politik erfahren und Stoff zu tieferer Begeisterung für andere Dinge gefunden, aber ich wüßte nicht, daß Zeit, Erfahrung oder neuere Interessen diese frühere Bewunderung sehr beeinträchtigt hätten. Gladstone war ein so prächtiger Kämpfer und, was im politischen Leben so selten ist, er war, glaube ich, immer seiner Ueberzeugung treu." „Wir haben", schreibt H. M. Hyndman in einem, sonst sehr von Hardies Würdigung abweichenden Artikel in der „Justice", „stets seine außerordentliche physische Kraft, seine wunderbare Gabe der Anpassung an veränderte Bedingungen, seine kraftvolle, wenn auch etwas überfließende Beredsamkeit, seinen großen Fleiß und seine (im Amte) entfaltete Hingabe an den öffentlichen Dienst bewundert."

Wenn so Leute sprechen, die auf der äußersten Linken der heutigen Arbeiterbewegung Englands stehen, dann wird man den Einfluß begreifen, den Gladstone auf die englische Arbeiterwelt hatte, bevor die sozialistische Propaganda den Arbeitern Wege gezeigt und Aufgaben gestellt hatte, für die Gladstone der Sinn und das Interesse fehlte, und noch bis zuletzt auf den Theil der radikal gesinnten Arbeiter behalten hat, der außerhalb der sozialistischen Bewegung steht. Das festländische Europa hat keinen bürgerlichen Politiker aufzuweisen, der einen gleichen Zauber auf die Arbeiter seines Landes ausgeübt hätte, wie Gladstone seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre. Den Einen fehlte das Zeug, den Anderen die Macht dazu. Wäre Garibaldi Parteimann gewesen, so würde er sicher Gladstone hierin noch übertroffen haben. Aber der Führer der Tausend war kein Politiker, und Italien hatte keine Arbeiterbewegung. Wären die Verhältnisse für eine solche reif gewesen, so würde gegebenenfalls auch Mazzini es mit Gladstone aufgenommen haben. Aber mit diesen beiden Kämpfern für die nationale Befreiung Italiens ist die Reihe der möglichen Konkurrenten Gladstones erschöpft.

Es sind gerade vier Jahre her, daß der Schreiber dieses in der „Neuen Zeit" in der Polemik gegen einen Freund verschiedene Thatsachen hervorhob, die gegen das Bild sprechen, das man sich in Kreisen festländischer Sozialisten oft von Gladstone gemacht hat. (Vergl. „Neue Zeit" 1893/94, I, S. 751 ff.) Man hat Aeußerungen, die von Gegnern und Kritikern Gladstones im Kampfe abgegeben wurden, zu unbedingte Geltung beigelegt. Unter anderem war in dem betreffenden Artikel gesagt, daß die radikalen englischen Arbeiter unheilbare Idioten sein müßten, wenn Gladstone, dem sie mit größter Zähigkeit anhingen, wirklich zu keiner arbeiterfreundlichen Maßregel die Hand geboten hätte. Man kann nun allerdings dem Begriff des Arbeiterfreundlichen eine sehr enge Deutung geben, aber wenn man hierin nicht ganz und gar willkürlich verfährt und als Kriterium die Stimme der organisirten Arbeiter gelten läßt, so giebt es seit einem Menschenalter kaum eine der von diesen erstrebten gesetzgeberischen Reformen, für deren Erkämpfung Gladstone seine Beihilfe versagt hätte. Er war nicht für jede neue Idee sofort Feuer und Flamme, er prüfte sehr vorsichtig, ob wirklich ein Bedürfniß vorlag und welche Widerstände zu überwinden seien — dafür war er eben bürgerlicher Staatsmann und nicht proletarischer Agitator —, aber es war eine seiner charakteristischen Eigenschaften, daß er in diesen Dingen stets Argumenten zugänglich war. Seine Unterhaltungen mit Arbeiterdeputationen, welche seine Unterstützung für die eine oder andere Reform verlangten, wurden auf diese Weise oft zu wahren Debatten über die Zweckmäßigkeit dieser Reformen. „Ich

erinnere mich noch sehr wohl“, schreibt Keir Hardie in dem schon zitirten Artikel, „einer privaten Deputation von Kohlenbergarbeitern, die ihn in seinem Miethshause in Nr. 10 St. James' Square aufsuchte, um ihn zur Unterstützung eines Achtstundengesetzes aufzufordern; wie, nachdem wir alle unsere Argumente erschöpft hatten, seine ganze Antwort sich um die Nothwendigkeit drehte, die Freiheit des Kohlenarbeiters aufrecht zu erhalten. Er konnte die Thatsache nicht begreifen, daß erwachsene Männer gezwungen werden könnten, gegen ihren Willen lange Arbeitsstunden zu schanzen. Schließlich aber ward ihm, wenn auch nicht von jener Deputation, ein Schimmer des wahren Sachverhalts beigebracht, und er erklärte sich bereit, für das Gesetz zu stimmen. Wo immer Männer ihrem Verlangen nach Freiheit durch Kampf für dieselbe Ausdruck gaben, ward ihnen seine Unterstützung nicht lange vorenthalten.“

Man beachte wohl, die erste Deputation, von der Hardie spricht, war privater Natur, d. h. sie hatte noch nicht die organisirten Bergarbeiter des Landes hinter sich. So lange die Arbeiter selbst noch keine ernsthaften Versuche gemacht hatten, durch das ihnen gegebene Mittel der Koalition die Beschränkung des Arbeitstages auf acht Stunden zu erlangen, und so lange die betheiligten Arbeiter in ihrer Masse nicht unzweideutig die Hilfe der Gesetzgebung für unumgänglich erklärt, war in Gladstones Augen die Zweckmäßigkeit eines Abweichens von dem Grundsatz der wirthschaftlichen Selbstbestimmung nicht erwiesen. Dieser blieb für ihn das maßgebende Prinzip. Aber er erkannte ihm so wenig eine unbedingte Geltung an, wie dem Rechte des Eigenthums. Das Allgemeininteresse stand ihm höher wie abstrakte Rechts- oder Wirthschaftsprinzipien. Er war in dieser Hinsicht durchaus Utilitarier. Darin liegt die Erklärung für seine häufigen „Bekehrungen“, die ihm von den Einen den Vorwurf gesinnungsloser Rechnungsträgerei, von Anderen den Vorwurf der Ermuthigung demagogischer Agitationen eingetragen haben. Es würde in der That nicht schwer halten, nachzuweisen, daß keine der großen Reformen, die unter Gladstone oder Dank seiner Unterstützung gesetzlich verwirklicht wurden, von ihm aufgenommen wurden, bevor sie nicht von Anderen propagirt und von einem großen Theile der Wählerschaft acceptirt waren. Aber wer darin einen Vorwurf für Gladstone erblickt, verwechselt die Rolle des zur Position eines Staatsmanns gelangten Politikers mit der des Agitators. Des Ersten vornehmste Aufgabe im modernen Staatswesen ist es eben, die Kraft und Berechtigung der von den Parteien oder Gruppen propagirten Forderungen rechtzeitig zu erkennen und entsprechend Stellung zu ihnen zu nehmen. Wie er dies thut, wie er die Pflicht der Berücksichtigung des Volkswillens mit dem charaktervollen Widerstand gegen unverständige Aeußerungen desselben verbindet, das kennzeichnet den Staatsmann eines demokratischen Gemeinwesens. An diesem Maßstab gemessen hält Gladstone den Vergleich mit jedem seiner Rivalen aus. Er hat es durchaus nicht immer mit dem großen Haufen gehalten, er hat im Gegentheil öfter als irgend ein zeitgenössischer Kollege dem Vorurtheil der großen Masse getrotzt. Namentlich dem geräuschvollen Mordspatriotenthum hat er stets einen lobenswerthen Widerstand entgegengesetzt. Er hat mit Macht seine Stimme für die kleinen, die bedrückten und unterdrückten Nationen eingesetzt und, außer im Falle Aegyptens (wo ihm die Hände gebunden waren und es sich mehr um eine Palastrevolution als um eine Volksbewegung handelte), überall das Selbstbestimmungsrecht der Nationen hochgehalten. Und ebenso hat er bei den Reformbewegungen, denen er seine Hilfe lieh, nicht erst abgewartet, bis sie unwiderstehlich geworden, sondern oft genug schon zu einer Zeit eingegriffen, wo die Masse seiner Landsleute ihnen noch theilnahmslos oder

selbst feindselig gegenüberstand. Das gilt unter Anderem von der letzten großen Wahlreform, seit der überhaupt erst die englische Arbeiterschaft direkten Einfluß auf die Gesetzgebung gewonnen hat, und ebenso gilt es von seiner irischen Gesetzgebung. Es ist Unsinn, zu sagen, daß er erst dadurch zur Gewährung von Homerule an Irland bekehrt wurde, daß Parnell 1885 im englischen Parlament das Zünglein der Wage zwischen beiden englischen Parteien in die Hand bekam. Nicht die rein formale Zahlenkonstellation im Parlament, auf Grund der allein Parnell gegebenenfalls wenig hätte ausrichten können, sondern die einmüthige Stimmabgabe des irischen Volkes für die Homerulepartei bestimmte Gladstones Aktion. Als parlamentarischer Parteiführer hatte er selbstverständlich mit dem Stimmenverhältniß im Hause zu rechnen, aber für seine grundsätzliche Stellungnahme war es nicht maßgebend. Hätte er nur an Zahlen gedacht, nur taktischen Erwägungen nachgegeben, so würde er ganz anders vorgegangen sein, als es thatsächlich geschehen. Wo kluges Manövriren ihm wahrscheinlich den Sturz erspart hätte, stürmte er los. Selbst bekehrt, begriff er nicht, wie es in seiner Partei Leute geben könne, die noch lange zögern könnten, Irland ein Parlament zu bewilligen. Er unterschätzte die Kraft der Vorurtheile und Bedenken, wie sie einen John Bright, einen Joseph Chamberlain und andere Radikale gegen ein irisches Sonderparlament einnahmen,[1] und führte so die Spaltung der liberalen Partei herbei — „glücklicherweise“, sagt die „Times“ in ihrem Nachruf. Ein Appell an das Land brachte im Sommer 1886 die von Gladstone geführte Partei in eine fast hoffnungslose Minderheit, aber Gladstone ließ sich nicht entmuthigen. Trotz der inzwischen erfolgten Spaltung im irischen Lager erhielt seine Partei 1892 genug Stimmen, um mit Hilfe der Nationalisten eine Regierungsmehrheit zu bilden, ohne diese Spaltung wäre sie wahrscheinlich stark genug geworden, den Widerstand der Lords gegen Homerule zu brechen. Wäre es nach seinem Willen gegangen, so würde der Vierundachtzigjährige wahrscheinlich es auf einen Feldzug gegen die Lords haben ankommen lassen, aber die Mehrheit seiner Kollegen zweifelte an dem Erfolg eines solchen Unternehmens, und so trat er von der Führerschaft zurück. Seine letzte Parlamentsrede ist ein bemerkenswerther Protest gegen die Macht der erblichen Kammer, gesetzgeberische Arbeiten der gewählten Volksvertretung durch Streichungen und Zusätze zu nichte zu machen.

Es handelte sich da u. A. um das von der liberalen Regierung eingebrachte Gemeindevertretungsgesetz. In der Regierungsvorlage war den Gemeinden das Recht zugesprochen worden, behufs Schaffung von Pachtgütern Grundbesitz zwangsweise zu enteignen — eine Maßregel, die in kleiner und kleinbürgerlicher Sphäre einen sozialistischen Gedanken durchführen wollte — und dagegen hatten die Lords ihr Veto eingelegt. Um nicht das ganze Werk der Session zu Boden fallen zu lassen, acceptirte Gladstone schließlich die einschränkenden Zusatzanträge der Lords, erklärte aber den Zustand, der zu dieser Unterwerfung der gewählten Kammer nöthige, für unhaltbar. Die Nation müsse früher oder später zwischen beiden Häusern entscheiden. So schied er als Kämpfer gegen erbliches Privilegium und unbegrenztes Eigenthumsrecht aus dem parlamentarischen Leben, um drei Jahre darauf mit einem flammenden Protest gegen die Vergewaltigung der Armenier aus dem politischen Leben zu scheiden.

---

[1] Was man auch sonst Herrn Chamberlain vorwerfen mag, sein Verhalten 1885/86 in der Homerulefrage ist formell unanfechtbar. Er hatte sich bei der Wahl und vor Eintritt in Gladstones Kabinet entschieden gegen Homerule erklärt.

Groß ist die Zahl der Reformmaßregeln, die mit seinem Namen verbunden sind. Für die Arbeiterklasse war sicher die Wahlreform von 1885 die wichtigste. Sie war auch seine bedeutendste Sozialreform. Gladstone wußte, daß, indem er den Arbeitern das Wahlrecht gab, er der Gesetzgebung einen neuen Charakter aufdrückte. Er hat den Arbeitern die Waffe in die Hand gegeben, mit der sie alle wirthschaftlichen Reformen erzwingen konnten, an denen ihnen ernsthaft gelegen ist. In der Session von 1893/94 war er bereit, diese Waffe durch eine Verbesserung des Wählerregistrirungsgesetzes noch zu schärfen, und wenn dies Gesetz nicht zu Stande kam, so ist dies bis zu einem gewissen Grade der Gleichgiltigkeit der Arbeiter selbst geschuldet.

Nun ist der stärkste Führer des radikalen britischen Liberalismus aus dem Leben geschieden und vorläufig Niemand da, sein Erbe anzutreten. Und träte heute ein Mann mit genau den gleichen Gaben auf, so fehlte ihm das Ansehen, der geschichtlich erworbene Einfluß, den Gladstone besaß. Was Gladstone im letzten Drittel seines Lebens war, das war er unter Verhältnissen geworden, die nicht wiederkehren. Die neue Zeit stellt andere Aufgaben und erfordert auch theilweise andere Eigenschaften. Was man bei Gladstone mit in den Kauf nahm, die Fehler, die man bei ihm übersah, sie würden einem Jüngeren kaum verziehen werden. Wir haben bei diesen Fehlern, bei den groben Verstößen Gladstones nicht länger verweilt, weil es sich nicht um ein ganzes Lebensbild des Mannes, sondern um die Charakteristik derjenigen seiner Eigenschaften handelte, die ihm den außerordentlichen Einfluß auf sein Volk verschafften, ihn zu einem Bahnbrecher der Demokratie machten. Ein solcher ist Gladstone trotz des konservativen Grundzugs in seinem Wesen lange Jahre gewesen und als solcher hat er auch das dankbare Andenken verdient, das ihm die Arbeiterschaft Englands widmet. Ed. Bernstein.

Das italienische Komplott.

Von Exul.

Das scheinbar Unmögliche, Sinnlose, es ist geschehen. Der kleine, tapfere Adler der Revolution hat unter dem schönen Himmel der Lombardei seine schwarzen Fittige entfaltet: die Glocken haben Sturm geläutet, das Volk ist aufgestanden und hat vier Bluttage in die neue Geschichte Italiens eingeschrieben. Dann ist es, von der Anstrengung seiner ohnmächtigen, waffenlosen Wuth gebrochen, zerknickt in seinen lethargischen Schlummer zurückgesunken und streckt die Hände den Fesseln entgegen.

Jetzt wird man es strafen, dieses freche, rebellische Mailänder Volk, das so trunken war von dem Ruhme der „fünf Tage" des Jahres 1848, das so entschlossen war, dieselben gegen jede Tyrannei zu wiederholen. Und mit dem Volke von Mailand wird man alle kühnen Geister Italiens strafen, die ihm Bewunderung zollen — alle Radikalen, alle Republikaner, Sozialisten und Anarchisten — Alles, was da denkt, kämpft, arbeitet, leidet, um eine bessere Zukunft, ein würdigeres soziales Leben jenseits der Alpen anzubahnen.

Das Kastell der Sforza strotzt von Gefangenen wie in den fernen Zeiten der städtischen Kämpfe. Auch die Zellengefängnisse haben so viel sie irgend konnten an Menschenfleisch verschlungen. Und welch edles Menschenfleisch: Filippo Turati, Leonida Bissolati, Anna Kalischoff, Andrea Costa, Oddino Morgari, L. de Andreis, Gustavo Chiesi und zweitausend Andere, die weniger bekannt,

aber nicht weniger würdig, nicht weniger der Sache des Volkes ergeben sind. Mit ihnen noch Hunderte und Aberhunderte in allen anderen Städten Italiens, in Florenz, Como, Neapel, Turin, Rom: Alle werden vor die Kriegsgerichte kommen, vor die „Patrontaschen-Gerichte", wie Matteo Renato Imbriani sie einst genannt hat.

Was ist das Verbrechen der Angeklagten? . . . Sie haben konspirirt, sie haben für eine Föderativrepublik gegen die Einheit Italiens ein Komplott geschmiedet. Das werden die zu Untersuchungsrichtern und Gerichtsherren avancirten Säbelhelden jetzt auf jede Art zu beweisen versuchen, mit der Absicht, jede Opposition gegen die regierenden Klassen auf immer oder doch für sehr lange Zeit wegzufegen. Sie haben ihre Arbeit schon angefangen, die Wackeren. So weiß z. B. ganz Europa aus den offiziösen Nachrichtenbureaus, daß der nach Lugano geflüchtete Abgeordnete Rondani in einem Interview mit einem Journalisten gesagt hat: Der Zweck der Empörung sei eine norditalische republikanische Föderation mit der Hauptstadt Mailand gewesen. Man kann sich die darüber von der „unabhängigen Presse" verbreiteten Gerüchte und Kommentare vorstellen. Nun erklärt Herr Rondani aber ganz ausdrücklich, daß weder er noch Andere ein einziges Wort dieser vermeintlichen Unterhaltung ausgesprochen haben, nur habe er, im Gespräch mit einem Redakteur der „Libertà" in Lugano, die Ansicht ausgesprochen, daß eine ausgiebige Dezentralisation Italien noth thäte. Die „Agenzia Stefani" hat von dieser Berichtigung Rondanis Akt nehmen und sich entschuldigen müssen. Der Schlag ging also daneben. Nun, sie werden versuchen, einen anderen zu führen. „Uno avulso non deficit alter", reißt der eine Strang, dann giebt's einen zweiten. In dieser Kunst sind die Regierungen Italiens vollendete Meister. Crispi — den Herr di Rudini in den Schatten stellt — produzirte nach der Unterdrückung des Aufstandes in Sizilien als Grund zur Anklage ein sehr heftiges, zu Aufruhr und Plünderung aufreizendes Manifest, welches er in der Kammer vorzulesen die Dreistigkeit hatte. Der sozialistische Abgeordnete Prampolini unterbrach ihn durch die Frage: „Ist dies Manifest unterzeichnet?" „Sehr sogar!" (Firmatissimo!) antwortete Herr Crispi. Später kam es heraus, daß das Manifest durch einen eifersüchtigen Liebhaber in das Haus eines der Angeklagten eingeschmuggelt worden war. Ersterer wurde sogar wegen Verleumdung verurtheilt, und das „so sehr unterzeichnete" Manifest ist in Italien sprichwörtlich geworden. Neben dem „Firmatissimo" erinnert man sich auch an den berühmten „Vertrag von Bisacquino", der von einem Polizeimann erfunden und verfertigt worden war: Nach demselben wollten die sizilianischen Verschworenen Sizilien durch Rußlands Vermittlung an England ausliefern!!! Solche unglaublichen, übermenschlich dummen Erfindungen, die in einem Märchen von phantastischer Komik am Platze wären, wurden nichtsdestoweniger damals benutzt, um die öffentliche Meinung zu erregen.

Es wird behauptet, daß der Abgeordnete de Andreis, als man ihn verhaftete, im Begriff gewesen sei, eine Proklamation zu verfassen; es kann ja wohl Leute geben, die geneigt sind, solche Sachen zu glauben; allein bis auf sichere Beweise wird man wohlthun, sehr vorsichtig darin zu sein.

Sie komplottiren — das Komplott!

Das Komplott ist für die Regierenden eine unabweisliche Nothwendigkeit: wenn kein Komplott existirte, müßten sie zugeben, daß das Volk, ganz aus eigenem Antrieb, ihrer überdrüssig geworden ist. Sie müßten eingestehen, daß Unterdrückung, Fiskalismus, Ungerechtigkeit, Bankskandale, Ausbeutung, Militärkatastrophen, Hunger und Elend einen solchen Grad der Verzweiflung und

Empörung hervorgerufen haben, daß das Volk sich erhebt, ohne durch etwas Anderes aufgereizt zu werden, als durch die Last seiner Leiden, durch den Stachel seiner Entrüstung. Das Komplott legt das alles den paar Hetzern zur Last, als ob es möglich wäre, daß einige Hetzer, einige Verschworene ein zufriedenes, mit Brot und Gerechtigkeit genährtes Volk aufhetzen könnten!

Oder sie haben Beweise für das Komplott! Wer könnte auch glauben, daß das Volk in Mailand hungert? In Bari, in Foggia, in Minervino Murge, in jenem verödeten Süditalien, auf den Jonischen Inseln, wo es Menschen giebt, die sich blos von Kräutern nähren; dort unten könnte der Aufstand erklärlich scheinen als krampfhafte Reaktion gegen die fiebererzeugende Erregung des Hungers.... Aber in Mailand, der reichen und fröhlichen Hauptstadt der Lombardei, mit blühendem Handel und gedeihender Industrie, vom Himmel begünstigt, inmitten fetter, fruchtbarer Ebenen gelegen, von allen reisenden Fremden besucht — wie wäre es denkbar, daß dort eine Hungerrevolution stattfinden kann?

Die Leute, die so argumentiren, zeigen ihre Unkenntniß. Sie wissen nicht, daß das Volk auch nach Gerechtigkeit hungert und durch das Elend seiner Brüder zum Aufstand getrieben wird. Aus dem Süden kamen immer neue Meldungen von Unruhen, hervorgerufen durch eine herz- und vernunftlose Politik, welche die Völker wie Herden ansieht, die nur dazu da sind, um von den großen Schmarotzern des Staates nach Willkür geschoren zu werden. Dies mußte die Mailänder Bevölkerung natürlich aufstacheln, denn dieselbe ist schon mehr zum politischen Leben erzogen, und die wahren Ursachen der wilden Aufstände im Süden, Ursachen, die in der Nachlässigkeit der Regierung liegen und in ihrem hartnäckigen Streben, die Kornzölle aufrecht zu erhalten, ja sogar zu erhöhen, kamen einer solchen Bevölkerung klarer zum Bewußtsein. Es kam, wie es kommen mußte: der Geist der Revolution verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit. Wie ein zündender Funke fuhr er vom Süden nach dem Norden durch die ganze Halbinsel, und überall schlugen die Flammen der Empörung in die Höhe.

Was ist darin Seltsames oder Wunderbares?

Aber sie wollen ein Komplott, ein Komplott um jeden Preis. Und nun wollen sie einen schlagenden Beweis dafür in der Rede finden, die Filippo Turati an jenem verhängnißvollen Sonnabendmorgen an die schon gährende Menge richtete, als die Arbeiter der Pirellischen Fabrik in den Ausstand traten. „Es ist genug des Unglücks“, sprach Turati, „und der Opfer genug, schaffen wir nicht noch mehr. Heute ist noch nicht der Tag der Revolution: er wird kommen. Dann werden alle sozialistischen Abgeordneten ihre Pflicht thun und auf ihrem Posten stehen. Jetzt laßt uns ruhig sein und uns zurückziehen.“

Ah! Nun seht Ihr's: Der Revolutionstag ist nicht heute, er ist auf morgen festgesetzt. Die Menge hat den Verschworenen die Hand gereicht: Die Verschwörung sollte einige Tage später zum Ausbruch kommen, aber die Verschwörung ist erwiesen, sie geht aus der Rede Turatis deutlich hervor. Der Beweis ist vollständig erbracht.

Nun wohl, ein Blatt, das gewiß keiner revolutionären oder gar sozialistischen Sympathien verdächtig erscheinen kann, der „Temps“, bemerkt dazu: „Dies ist gewiß keine sehr konservative Rede, aber vielleicht war es die einzige Sprache, welche Aussicht hatte, von der Menge angehört zu werden, die ganz sicher nicht anderen Argumenten ihr Ohr geschenkt hätte, welche der sie augenblicklich erregenden Leidenschaft nicht entsprachen.“

Das sind verständige und wahre Worte.

Mit der Revolution, von der Turati sprach, konnte nur der Tag gemeint sein, an welchem das Gewissen des ganzen Volkes der guten Sache gewonnen sein würde. Sein **Morgen** ist ganz offenbar das unbestimmte **Morgen** der Geschichte: jede andere Deutung des Wortes wäre absurd und stände in direktem Widerspruch mit der theoretischen und praktischen Erklärung der sozialistischen Partei Italiens.

Man weiß ja auch thatsächlich, daß letztere eine kollektivistische, zum Marxismus hinneigende Partei ist, die sich bis jetzt öffentlich zum Zwecke der Propaganda und nicht zum Zwecke der Aktion organisirt hat. Das beweisen alle ihre Manifestationen, alle ihre Handlungen, besonders aber ihre hartnäckige Scheidung von der republikanischen wie von der anarchistischen Partei. Diese Haltung wäre unbegreiflich, wenn die Partei es auf eine unmittelbare Bewegung abgesehen hätte.

Aber es giebt noch etwas Beweiskräftigeres. Könnten denn Männer von anerkanntem Verstand wie Turati, Bissolati, de Andreis ꝛc. eine Verschwörung zum Zwecke des Aufstandes anzetteln, ohne daran zu denken, für Waffen Sorge zu tragen? Nun wohl, diesen Unsinn wollen die Freunde der Regierung behaupten, denn wo auch Haussuchungen stattgefunden haben, in Vereinen oder bei Bürgern, nirgends hat man auch nur das Geringste gefunden. Es ist Thatsache, daß die Menge vier Tage lang gegen die Gewehre und Kanonen des Generals Bava Beccaris ohne andere Waffen gekämpft hat, als ihre Wuth und Kieselsteine. Es war wie ein plötzlicher, unaufhaltsamer Orkan, der die alte Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte und vor dessen großartigem Charakter die herrschenden Klassen erbebten. Unter Schmähungen griffen Frauen, ganz ohne Waffen, mit den Nägeln die Soldaten an und deckten die Aufständischen mit ihrem Körper; Kinder forderten Offiziere heraus. Man hat einen Bäcker gesehen, der den Kavalleriechargen seine Brust bot, indem er einen Stock in der Luft herumschwenkte. Kurzum, die Wuth, nur die rasende Volkswuth offenbarte sich in jenen Tagen, sie zeigte sich, scheußlich und erhaben, toll und heldenmüthig, regellos und einmüthig!

Ein deutsches Blatt meinte, das italienische Blut sei noch besser für den Krieg geeignet, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt sei. Das wird die Verbündeten des offiziellen Italien gefreut haben.

Indessen bemerkte man in allen jenen Revolutionstagen keine Fahne, kein Feldgeschrei, kein Zeichen, kein Wort, das auf irgend eine vorhergegangene Verabredung schließen ließ.

Trotz alledem wollen sie ein Komplott. Ein Komplott um jeden Preis. Das giebt einen so vorzüglichen Grund, um in ganz Italien die Volksassoziationen, die Vereine, Syndikate und Arbeiterbörsen aufzulösen, alle die stärksten Verfechter der Volksrechte ins Gefängniß zu stecken, Zeitungen zu verbieten, die Apostel und Berather des Volkes verschwinden zu lassen, um es wehrlos seinen Ausbeutern zu überliefern.

Das ist der eigentliche Zweck des weißen Schreckens, der augenblicklich auf Italien lastet. Das Komplott existirt nicht? Nun, man wird es erfinden, denn es ist nothwendig.

Und unsere Freunde, unsere Brüder? Die galonnirten Söldlinge des Kriegsgerichts werden sie unbarmherzig den Galeeren überliefern. Wird das Volk einst daran denken, sie zu befreien?

Die Kammerwahlen in Frankreich.

Von Ch. Bonnier.

Zunächst soll die wichtige Thatsache konstatirt werden, daß die französischen Sozialisten endlich eine Million Stimmen erreicht haben, jene erste Million, die nach dem bekannten Volksspruch am schwersten zu erreichen ist. Dies ergiebt uns netto 400000 Stimmen Zuwachs. In dieser Million zählen wir, wohlgemerkt und aus guten Gründen, diejenigen Stimmen nicht mit, die sich auf boulangistische, rochefortistische, antisemitische und nationalistische Deputirte verirrt haben. Die Scheidung zwischen diesen und den Sozialisten ist nunmehr unwiderruflich — die Situation klärt sich, und das ist nicht der geringste Vortheil dieser letzten Wahlen.

Bevor wir näher auf die Wahl eingehen, wird es gut sein, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die im Ausland oft zu Mißverständnissen Anlaß geben. Man thut vor Allem gut daran, nicht zu vergessen, daß es noch außerhalb Paris eine sozialistische Partei giebt; dann muß man begreifen, daß die Vereinigung der Sozialisten augenblicklich, wenigstens in dem erwünschten Maße, eine Unmöglichkeit ist. Die sozialistischen Fraktionen, mögen sie nun Parti Ouvrier, Blanquisten, Allemanisten oder Unabhängige heißen, können nicht die gleiche Taktik befolgen, da sie weder die gleiche Vergangenheit noch das gleiche Ziel haben.

Die Vereinigung besteht, nämlich in der Kammer; denn dort zwingt der reaktionäre Druck alle Fraktionen, sich zusammenzuschließen, um nicht vernichtet zu werden, und da ist es denn — wie es fast immer zu geschehen pflegt — die radikalste Fraktion, d. h. der Parti Ouvrier, der die anderen alle mit fortreißt. Das muß für jetzt genügen.

Nachdem dies festgestellt ist, kehren wir zur Betrachtung der Wahlen zurück. Beide Wahlgänge, der erste Wahlgang wie die Stichwahl, haben in Frankreich den Vortheil, daß sie eine scharf begrenzte Wahltaktik erfordern. Beim ersten Wahlgang präsentirt sich jede Partei mit ihrem Programm; bei der Stichwahl vereinigt man sich hüben und drüben, um denjenigen zurückzudrängen, den man für den Gefährlichsten hält, oder um das, was man je nachdem republikanische oder reaktionäre „Disziplin" nennt, zu befolgen. Es geht daraus hervor, daß die sozialistischen Stimmen des ersten Wahlgangs frei von jeder Mischung sind, während beim zweiten, der republikanischen Disziplin gemäß, Sozialisten und Radikale für den am meisten begünstigten Kandidaten der einen oder der anderen Fraktion stimmen. Dieses Bündniß vollzieht sich selbstredend nicht mit mathematischer Genauigkeit und es giebt Enttäuschungen hüben und drüben; man operirt ja mit Menschen nicht wie mit Zahlen. Im Allgemeinen jedoch haben die Führer jeder Partei ihren Truppen Befolgung der Disziplin empfohlen, und ihr Rath ist befolgt worden, wenigstens zum großen Theile. Im Norden z. B. hat Herr Mesureur, einer der radikalen Führer, der dem letzten radikalen Ministerium angehörte, seinen Fraktionsgenossen anempfohlen, für die sozialistischen Kandidaten zu stimmen, wo dieselben obenan auf der Liste ständen. Die Radikalen müssen wohl gefühlt haben, daß die Gefahr von rechts sehr drohend war, sonst hätten sie sich nicht bequemt, einem Kollektivisten ihre Stimme zu geben; nun, sie haben diese bittere Pille geschluckt, ohne das Gesicht zu arg zu verziehen.

Die Stimmen vertheilen sich folgendermaßen auf die verschiedenen sozialistischen Gruppen:

Für den Parti Ouvrier: Boyer (Bouches du Rhône), Jourde (Gironde), Salis (Hérault), Dufour (Indre), Palix (Rhône), Théron (Aude) = sechs beim ersten Wahlgang.

Beim zweiten: Cadenat (Bouches du Rhône), Camand (Bouches du Rhône), Benezech (Hérault), Zévais (Isère), Ferrero (Var), Devèze (Gard), Sauvanet (Allier) = sieben.

Zusammen dreizehn Abgeordnete. Zur Zeit der letzten Kammer waren es vier im Ganzen.

Guesde, Chauvin und Oberst Sever sind unterlegen, der Eine im ersten Wahlgang, die beiden Anderen bei der Stichwahl.

Die Blanquisten haben ihre Kandidaten bei der Stichwahl durchgebracht; es ist übrigens nicht ganz leicht zu bestimmen, wer zu den Blanquisten gehört und wer nicht. Jedenfalls können Chauvière, Vaillant, Sembat, Walter zu den Mitgliedern des Comité central gerechnet werden.

Die Allemanisten endlich haben Allemane in der Provinz nicht durchbringen können, dürften sich aber mit Pierre Vaux, Groussier, Dejeante trösten, obwohl diese sich in der vorigen Legislaturperiode von dem Hauptheer getrennt hatten.

Die Uebrigen nennen sich Unabhängige; es ist bemerkenswerth, daß diese zum größten Theile in Paris gewählt worden sind: Millerand, Rouanet, Viviani, Clovis Hugues, Pascal Grousset; sie sind schwer zu klassifiziren; es kann da nicht mehr von einer Partei die Rede sein, sondern nur von mehr oder weniger markanten Persönlichkeiten.

Es ist auffallend, daß im Departement du Nord nur ein sozialistischer Abgeordneter, und zwar ein Unabhängiger, gewählt wurde, obwohl dort die sozialistische Partei am besten organisirt ist: dort hat diese mehrere Gemeinderäthe erobert, wie in Roubaix, in Lille, in Croix, und die Masse der Sozialisten ist dort eine kompakte — wie soll man sich da die auf den ersten Blick verwunderlichen schlechten Wahlresultate erklären?

Erstens ist dort die Reaktion unter der Oberleitung des Herrn Barthou und seines Bevollmächtigten, des Herrn Laurenceau, Präfekt des Norddepartements, am systematischsten vorgegangen. In Roubaix handelte es sich darum, einem reichen Fabrikanten, Herrn Motte, den Sieg und Guesde eine Niederlage zu bereiten. Zu diesem Zwecke hatten sich gemäßigte Republikaner, Ralliirte, schüchterne Radikale, Reaktionäre zusammengethan („gesammelt"); die gemäßigte Zeitung „L'Echo du Nord", die reaktionäre „Dépêche", der katholische Wisch „La Croix" haben ihre Artikel ballenweise in Umlauf gesetzt. Seit Guesdes Wahl hatte sich in Roubaix eine „Union libérale et patriotique" aller Roubaixer Fabrikanten gebildet, d. h. ein Verein, eine Liga der Geldsäcke. In allen Fabriken waren die Arbeiter gezwungen, sich in die Listen dieses Vereins einschreiben zu lassen, wenn sie nicht auf die Straße geworfen sein wollten. Sie thaten es, in der stillen Hoffnung, ihren Herren einen Streich spielen zu können. Allein am Wahltag wurden sie in die Kneipen beordert und mußten unter Bewachung der Aufseher zur Wahl marschiren. Trotzdem aber und trotz der massenhaft auf Guesde und den Munizipalrath von Roubaix geschleuderten Beschimpfungen errang der kollektivistische Abgeordnete etwa tausend Stimmen mehr als bei der letzten Wahl; er blieb in Roubaix Sieger, aber die katholische Vorstadt verhalf dem Fabrikanten zum Siege.

Roubaix, Carmaux, das sind die Festungen, welche die Regierung um jeden Preis einzunehmen entschlossen war; es ist ihr gelungen, aber einer so ungeheuren Anstrengung ist man nicht zum zweiten Male fähig, und vor allen Dingen kann

man sie nicht auf alle Kreise ausdehnen. Daher gingen, während Guesde, Jaurès und Deville unterlagen, die anderen sozialistischen Kandidaten im ganzen übrigen Frankreich glänzend durch.

Die Vereinigung der reaktionären Masse hat sich also besonders stark im Norden bethätigt. Ferner haben uns in einigen Wahlkreisen des Nordens die Radikalen im Stiche gelassen; einige haben dem Kandidaten der Ralliirten ihre Stimme gegeben, andere haben sich der Stimmabgabe enthalten. So konnte es geschehen, daß unser Freund Ghesquière mit tausend Stimmen mehr als beim zweiten Wahlgang einem Ralliirten unterlag und der Oberst Sever seine Niederlage im dritten Liller Wahlkreis dem Verrath eines Theiles der Radikalen verdankte.

Dennoch hat, wenn man auch nur den Norden betrachtet, unsere sozialistische Propaganda überall, bis ins geringste Dorf hinein, ihre Früchte getragen. Da aber unsere Kandidaten kein anderes Mittel hatten, sich den Bauern verständlich zu machen, als das Malefizprogramm von Nantes, muß man doch wohl annehmen, daß letzteres gut gewesen ist. Erkläre dies Wunder, wer kann! Soll man annehmen, daß ein sozialistisches Programm im umgekehrten Verhältniß zu seiner Vorzüglichkeit anzieht? Diese Frage müssen wir Gelehrteren zu lösen überlassen und uns darauf beschränken, der Majorität des Breslauer Kongresses folgenden, für sie etwas modifizirten Vers aus der Carmagnole des Parti Ouvrier zu dediziren:

Was brauchen die Bauern, ja was?
Ein gutes Programm, drum haben sie das!

Wir haben unsere Schlüsse aus den Wahlergebnissen ziehen müssen, die zwar noch nicht offiziell sind, aber die Nachzählung wird keine wesentliche Aenderung der allgemeinen Resultate mehr hervorbringen. Wenn die Kammer zusammentreten wird, wird die Regierung alle ihre Ralliirten und Reaktionäre nöthig haben, um der radikal-sozialistischen Koalition zu widerstehen, und viele Ralliirte, die jetzt ein Siegesgeschrei anstimmen, werden möglicher Weise vor der Kammer Rechenschaft darüber geben müssen, auf welche Weise sie ihre Mandate errungen haben.

Noch ein Wort zum Schlusse. Die „Aurore", ein Blatt, welches unter dem Namen: „Intellektueller Sozialismus" eine Verjüngung des Sozialismus hervorzurufen meint, behauptet, „die Wahlen hätten sich um die Dreyfus-Angelegenheit gedreht" — dies ist eine merkwürdige Kurzsichtigkeit, die uns übrigens bei Herrn Clémenceau durchaus nicht wundert. Allerdings sind an einigen Orten, auch namentlich in Paris, einige Rochefort-Kandidaten unterlegen, auch sind in der Provinz hier und dort einige Antisemiten, wie der bekannte Boulangist Thiébault und Herr Barrès, aus dem Sattel gehoben worden. Wenn man aber die Frage wirklich gründlich hätte behandeln wollen, so wäre es nöthig gewesen, daß die Kandidaten ihr Programm auf den einzigen Artikel beschränkt hätten: „Ich bin für oder gegen Dreyfus." Nun ist aber diese Frage — außer bei Drumont und etwa einem Bäckerdutzend Antisemiten — nirgends so klar und deutlich gestellt worden. Es waren eben andere, viel wichtigere Dinge zu erledigen; es handelte sich darum, sich gegen die Reaktion des Triumvirats von Säbel, Weihwedel und Geldsack kräftig zu wehren, und so verschwand die Affaire Dreyfus hinter anderen Sorgen. Außerdem interessirt man sich in Frankreich, mit Recht oder Unrecht, nicht lange für dieselbe Sache, und die vereinzelten Anstrengungen, welche gemacht worden sind, um die öffentliche Meinung zu galvanisiren, sind mißglückt. Das ist der thatsächliche Sachverhalt.

Faßt man alles zusammen, so haben die Sozialisten, deren Propaganda enorme Fortschritte aufzuweisen hat, einen bedeutenden Sieg zu verzeichnen. Sie werden, wie sie es schon früher gethan haben, und wenn möglich noch energischer als in der vorigen Legislaturperiode, dem parlamentarischen Teig einen Sauerteig beimischen, der jenen wohl so in die Höhe treiben könnte, daß er eines Tages platzt.

Notizen.

Mechanische Melkmaschinen. Ein sehr beliebter Einwand der Verfechter der heutigen „Ordnung" gegenüber den Anhängern des Sozialismus ist bekanntlich die Behauptung, es werde immer unangenehme, resp. schwere Arbeiten geben, die weder von den Menschen freiwillig verrichtet würden, noch sich jemals durch Verwendung von Maschinen bewältigen ließen. Trotz der gewiß bedeutenden Erfindungen der Technik sollen angeblich gewisse Arbeiten nur von Menschen gut und sicher ausgeführt werden können, nie könne aus diesem Grunde daran gedacht werden, daß die Verwendung maschineller Hilfskräfte in dem von den Sozialisten angenommenen Umfang platzgreifen könne. Zweifelsohne dürfte das Melken der Kühe eine Thätigkeit sein, die sich der größte Theil unserer Zeitgenossen von maschinellen Vorrichtungen ausgeführt überhaupt nicht vorzustellen vermag. Eine Erfindung, welche diese Arbeit gut und zweckmäßig verrichtet, dürfte daher überall Interesse wachrufen.

Nachdem schon seit Jahren Melkapparate konstruirt sind, ist es endlich dem Dr. A. Shiels in Glasgow gelungen, eine Melkmaschine herzustellen, die viele Fehler, welche anderen, zu gleichen Zwecken konstruirten Apparaten anhaften, nicht aufzuweisen hat. Diese mechanische Melkmaschine wird von der Firma Schütt & Ahrens in Stettin bei uns zur Einführung gebracht.

Die Konstruktion dieser mechanischen Melkvorrichtung beruht auf dem Gedanken, die Euterzitzen der Kuh mit einem Raume zu verbinden, in welchem eine wechselnde Luftverdünnung hergestellt wird, die einem Sinken des äußeren Luftdrucks um 5 und 15 Zentimeter Quecksilbersäule entspricht. Bei der stärkeren Luftverdünnung von 15 Zentimeter wird die Zitze und der benachbarte Theil des Euters durch den äußeren Luftdruck zusammengedrückt und damit zur Abgabe der Milch genöthigt, die dann bei der schwächeren Luftverdünnung von 5 Zentimeter ausfließt. Es wird also eine ähnliche Wirkung auf die Zitzen ausgeübt wie diejenige, welche das saugende Kalb ausführt.

Ein wesentlicher Theil des durch Patente geschützten Apparats ist der Gummimelkbecher, der an den Zitzen angesetzt wird. Derselbe besitzt eine nach oben verjüngte Lippe, welche sich an den dem Euter zunächst liegenden Theil des Striches anschmiegt. Die Wandung des Bechers ist in der Mitte am stärksten, so daß oben und unten die Wände nachgeben können, wenn in der Leitung der Melkmaschine der Luftdruck abwechselnd steigt und fällt. Durch diese so erzielte Bewegung soll ein von der Wurzel aus allmälig nach dem Ende der Zitze fortschreitendes Ausmelken erzielt werden. Um den mechanischen Reiz, den die Zunge des Kalbes auf die Zitze ausübt, zu erreichen, sind die mit der Haut in Berührung kommenden Theile ebenfalls rauh wie die Zunge des Kalbes. Sämmtliche an dem Euter der Kühe angesetzten Melkbecher sind durch einen Gummischlauch mit dem 15 Liter fassenden Melkeimer aus Weißblech verbunden, jedoch mündet das Rohr nicht direkt in den Eimer, sondern in ein auf dem Deckel des letzteren aufgesetztes weites Glasrohr, dessen untere Oeffnung mit einem Kugelventil versehen ist. Ein weiter Gummischlauch verbindet das Innere des Glasrohrs mit der Hauptluftleitung, welche unter Einwirkung des Pulsirapparats steht.

Um die Luftverdünnung herzustellen, ist eine einfach wirkende Luftpumpe vorgesehen, deren Kolben ein nach außen sich öffnendes Ventil hat. Der Kolben wird in bekannter Weise mittels Kurbelwelle und Schwungrad durch irgend eine Kraft, als deren Quelle eine Dampfmaschine, Petroleum- oder Elektromotor Anwendung

finden kann, auf und ab bewegt. Die Pumpe saugt die Luft zunächst aus einem Vakuumkessel, steht aber durch Rohrleitung mit zwei Reduzirventilen in Verbindung, so daß sie eigentlich zwischen diesen Ventilen und dem Vakuumkessel, einem einfachen, trommelförmigen Gefäß aus Eisenblech, eingeschaltet ist. Auf der den Pumpenstiefel tragenden Grundplatte ist rechts und links je eine Säule aufgestellt, deren eine auf angegossenem Bocke den Pulsirapparat trägt. Letzterer besteht aus zwei Reduzirventilen, welche durch ein Rohr mit dem Vakuumkessel, der Luftpumpe und unter sich selbst in Verbindung stehen. Das eine Reduzirventil ist so beschaffen, daß es sich erst bei einem Vakuum von 150 Millimeter Quecksilbersäule öffnet und ein konstantes Ventil schließt sich dagegen bei einem größeren Vakuum, und läßt sich nur mit einem solchen von 5 Zentimeter arbeiten. Beide Reduzirventile münden in ein Steuerungsventil, und zwar das höhere unterhalb, das niedrigere oberhalb des Ventilkegels. Dieser wird durch einen Exzenter 44 bis 46 Mal in der Minute geöffnet und geschlossen, somit abwechselnd in der Hauptluftleitung ein stärkeres und schwächeres Vakuum geschaffen. Die zum Fallen des Vakuums gebrauchte Luft von atmosphärischer Pressung wird durch ein gesteuertes Luftventil zugeführt. Die von außen einströmende Luft durchfließt erst ein drittes Reduzirventil, das sich bei 5 Zentimeter schließt.

Die Melkmaschine wird nach den Angaben des „Technischen Rathgebers" in drei Größen hergestellt und es können mit ihr je nach der Größe dreißig bis hundert Kühe in einer Stunde gemolken werden. Zur Bedienung der ganzen Einrichtung sind nur zwei Arbeiter erforderlich. Zum Betrieb sind für die beiden großen Modelle drei resp. vier Pferdekräfte nothwendig. Derartige mechanische Melkmaschinen sind schon längere Zeit auf einer Anzahl Güter zur vollsten Zufriedenheit der Besitzer im Betrieb.

Da eine derartige Anlage selbstverständlich einige Tausend Mark kostet, so ist natürlich nur der Großgrundbesitzer in der Lage, sich dieselbe anzuschaffen, ganz abgesehen davon, daß der Bauer mit den wenigen Kühen, die er besitzt, eine solche Einrichtung nicht genügend ausnutzen kann. Trotz aller „Mittelstandsrettung" wird die großkapitalistische Entwicklung sich nicht aufhalten lassen. Die mechanische Melkmaschine ist wieder eines der Mittel, durch welche die Ueberlegenheit des Großbetriebs gegenüber dem Kleinbetrieb des Bauern um einen weiteren, bedeutsamen Schritt vorwärts gebracht wird. P. M. Grempe.

Die Baumwollarbeiter von Lancashire und die Kinderarbeit. Nachdem der Gewerkvereinskongreß von Birmingham (September 1897) eine Resolution zu Gunsten des Verbots aller gewerblichen Beschäftigung von Kindern unter fünfzehn Jahren mit großer Mehrheit angenommen hatte, veranstalteten die Leiter des großen Bundes der Baumwollweber von Lancashire und den angrenzenden Distrikten unter ihren Mitgliedern eine Urabstimmung über diese Frage. Sie enthielten sich dabei jeder Aeußerung für oder gegen den Antrag, während die Freunde der Resolution eine äußerst lebhafte Agitation zu Gunsten des Verbots entfalteten. Das Gesammtresultat der Abstimmung ist am 16. November 1897 bekannt gemacht worden: es ergab eine überwältigende Mehrheit gegen das Verbot. Folgendes die Abstimmungszahlen:

Für das Verbot	3429	Stimmen
Neutral	694	"
Gegen das Verbot	79959	"
Gesammtzahl der Abstimmenden	84082	

Das Resultat erscheint niederdrückend. Noch nicht der zwanzigste Theil der Abstimmenden hat dem beantragten Kinderschutz zugestimmt. Ein englisches sozialistisches Blatt, das „Clarion", rief bei der Nachricht von dem Ausgang der Abstimmung aus: „Was soll man mit diesem hoffnungslosen Haufen anfangen?"

Eigenthümlich kontrastirten zu dieser Abstimmung die Zahlen, welche der neueste Fabrikinspektorenbericht über die Zahl der als „Halbzeitler" arbeitenden Kinder unter dreizehn Jahren mittheilt. Darnach betrug 1895 die Gesammtzahl der

„Halbzeitler“ 66006, wovon 55625 auf die Gewebeindustrie entfallen. Das ist gegen 1890 ein sehr großer Rückgang, denn für jenes Jahr wurden in der Textilindustrie noch 86499 Halbzeitler gezählt, wovon 48133 oder 55,6 Prozent auf die Baumwollindustrie entfielen. Nehmen wir diesmal ein gleiches oder noch etwas höheres Verhältniß, etwa 66⅔, an, so kämen auf die gesammte Baumwollindustrie (die Spinnerei und ihre Nebenberufe eingeschlossen) 37000 Halbzeitler, d. h. eine Zahl, die noch hinter der Hälfte der Neins zurückbleibt, welche bei der oben erwähnten Abstimmung von Webern allein abgegeben wurden.

Wenn man annimmt, daß die Masse der Abstimmenden sich bei der Verwerfung von ihrem engherzigsten Interesse leiten ließen, so wie sie es verstanden, so wird man schließen dürfen, daß eine Abstimmung über ein Verbot der Arbeit von Kindern unter dreizehn Jahren ein sehr viel günstigeres Resultat ergeben hätte. Weit über die Hälfte der 84000 Weber hat an der Fabrikarbeit dieser Kinder absolut kein Interesse mehr. Es ist nur noch eine Minderheit, die Kinder unter dreizehn Jahren in die Fabriken schickt. Und da an ein gesetzliches Verbot der gewerblichen Arbeit von Kindern unter fünfzehn Jahren zur Zeit nicht zu denken ist (1891 wurden im Vereinigten Königreich 817982 Kinder unter fünfzehn Jahren im Gewerbe beschäftigt), für ein Verbot der gewerblichen Arbeit von Kindern unter dreizehn Jahren aber weite Kreise des großen Publikums gewonnen und andere mit Leichtigkeit zu gewinnen sind, sobald die betheiligten Arbeiter sich in diesem Sinne ausgesprochen haben, so war die Frage wohl berechtigt, ob es nicht verständiger gewesen wäre, zunächst oder mindestens subsidiär die Forderung dieses Verbots zur Abstimmung und Agitation zu stellen. Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage liefert auch das Resultat der letzten Londoner Schulrathswahl. Bei dieser Wahl stellte die Sozialdemokratische Föderation in allen Wahlkreisen Kandidaten auf, darunter auch den Redakteur der „Justice“, Genosse H. Quelch. Dieser schreibt in der „Justice“ vom 4. Dezember über seinen Wahlkampf (in Ost-Lambeth, einem Distrikt südlich der Themse mit starker Arbeiterbevölkerung):

„Meine auf Erfahrung gegründete Ansicht ist, daß die beiden Punkte, die am meisten gegen uns sprechen, die Forderung der Verweltlichung des Unterrichts und der Heraufsetzung des Schulalters waren. Unter Verweltlichung des Unterrichts verstehen viele unwissende Leute nicht die von uns erstrebte nichttheologische Erziehung, sondern eine antitheologische Erziehung, und die Priester und ihre unwissenden Jünger geben sich große Mühe, diese Auffassung zu kultiviren. Die Heraufsetzung des Schulalters war allerdings durch Uebersehen aus meiner Ansprache weggeblieben, aber es ist wohlbekannt, daß sie auf unserem Programm steht, und die Durchschnittsmenschen unter den Arbeitern haben schreckliche Angst davor, daß ihre Kinder zu viel Zeit in der Schule verbringen oder eine zu gute Erziehung erhalten könnten. Sie werden darin begeistert von ihren Kindern unterstützt, die die Schule nicht sehr anziehend finden. An verschiedenen Wahllokalen in Ost-Lambeth schrien Gruppen von Kindern: ‚Stimmt nicht für Quelch, der will uns bis zum sechzehnten Jahre in der Schule halten und wir haben jetzt schon genug.‘“

So Quelch, und im Leitartikel der gleichen Nummer der „Justice“ bestätigt ein anderer Genosse, daß „unsere Forderung, das Alter, von dem ab Kinder die Schule verlassen dürfen, sofort bis auf das sechzehnte Jahr zu erhöhen“, „mit unheilvoller Wirkung“ gegen sie ausgenutzt wurde. Es giebt nun zweifelsohne eine große Anzahl von Arbeitern, bei denen Unwissenheit und beschränkter Eigennutz in dieser Frage den Ausschlag geben, ob man aber der überwältigenden Masse diesen Vorwurf mit Recht machen kann, erscheint doch zweifelhaft. Wäre es so, so würde sich erst recht die Frage erheben, ob es nicht besser gewesen wäre, die Forderung so zu normiren, daß man nicht neben Unwissenheit und Eigennutz noch den von pädagogischen Rücksichten ausgehenden Zweifel gegen sich herausforderte. Das mögen diejenigen beherzigen, die uns ob der in Heft 2 (S. 37 ff.) entwickelten Ausführungen zu dieser Frage des Verstoßes gegen die Klasseninteressen des Proletariats beschuldigt haben. Ed. B.

Feuilleton.

Donatienne.

Von René Bazin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Ina Bach.

(Schluß.)

Louarn ging gleich weiter. Noch ein paar Meter und er kam in den Wald. Er kannte das Holz und richtete sich nach den alten Eichen, deren Form ihm vertraut war, und um schneller vorwärts zu kommen, ging er quer durch den Wald. Der Himmel war noch goldig, aber es wurde schon dämmerig. Der Wind war sein einziger Begleiter in dem einsamen Walde: in heftigen Stößen fuhr er daher und verkündete den nahen Regen, und dann brauste er in der Ferne wie Meeresgetöse. Der Pächter hatte den Hut in die Stirn gedrückt und schritt rüstig vorwärts.

In seinem Unglück war ihm nur der eine Gedanke gekommen, zu Donatiennes Eltern nach Moulin-Haye zu gehen. Er hatte sie seit seiner Hochzeit nur einmal gesehen und sie hatten sich nie recht miteinander befreunden können. Der Vater verachtete die Landratten und die Mutter war der Heirath eines so hübschen Mädchens wie Donatienne mit einem armen Manne wie Louarn abgeneigt gewesen. Aber in einem so tiefen Unglück, wie es über Louarn hereingebrochen war, erscheint die geringste Aussicht auf Hilfe schon wie sichere Rettung. Er erwartete weder Geld, noch neue Nachrichten von ihnen. Aber eine Stimme im Herzen des verlassenen Gatten rief ihm zu: „Geh zu ihnen. Sie werden dir sagen, daß das Mädchen gelogen hat. Sie, die Eltern, werden leicht eine Erklärung finden, denn sie haben ihre Kinder aufwachsen sehen. Geh' zu ihnen!“ Und so war Louarn gegangen. Im Walde wurde es jetzt ganz dunkel. Riesige Wolken verhüllten die Sterne, welche kaum erst über den Lichtungen zum Vorschein gekommen waren. Manchmal flogen Schwärme von Raben auf, die aus dem Schlafe aufgescheucht waren, und flatterten wie Nebeldünste hin und her. Bei dem ersten Regentropfen schien der Wind sich zu legen, aber die Dunkelheit nahm noch zu. Beim Kreuzwege von Gourlaye, wo mehr als zehn verschiedene Wege abgehen, täuschte Louarn sich in der Richtung. Er stolperte in die tiefen Wagengeleise und über die Baumstämme, welche am Rande eines neuen Schlages lagen. Oft, wenn er sich beim Gehen heftig bewegte, stieß er mit dem Ellbogen gegen den kleinen Papierrahmen, der in seiner Jackentasche steckte. Dann sah er Donatienne im Geiste vor sich stehen, wie sie abgebildet war, so jung und schüchtern, mit ihren sanften, leuchtenden Augen unter der bretonischen Haube, und jedesmal, wenn er sie so sah, dachte er mit noch größerer Bestimmtheit: „Es ist nicht möglich! Sie werden auch nicht das Böse glauben, das man dir nachsagt, Donatienne!“ Und für einen kurzen Augenblick hatte er seine Müdigkeit vergessen und den Schmutz, der schwer an seinen Sohlen hing, und den Regen, der ihm ins Gesicht peitschte, aber bald fühlte er wieder, daß er sich nur mühsam weiterschleppte, daß seine Füße auf dem grundlosen, schlüpfrigen Boden ausglitten, und daß von seiner Jacke das Wasser herabtroff. Ein äußerst heftiger Regenguß zwang ihn, hinter einem hohlen Baumstamm am Waldessaume Schutz zu suchen. Zitternd vor Kälte irrte er dann auf der Heide und auf den kleinen, mit Ginsterhecken umrandeten Feldern zwischen Plaintel und

Plebran umher. Beim ersten Morgengrauen fand er sich, ganz vom rechten Wege abgekommen, in einem Hohlwege dicht bei der Pacht Ville-Hervy. Sobald sich am Himmel die Form der Gegenstände abzuzeichnen begann, suchte er einen Kirchthurm zu entdecken; er erkannte den Kirchthurm von Plelan und bald bemerkte er auch auf den Wiesen, die so grau wie Spinngewebe aussahen, den mattglänzenden Streifen eines kleines Baches, der Urne.

Die Hähne krähten, als er an die Thür eines Hauses klopfte, das auf ehemaligem Moorboden lag, etwas unterhalb der Stelle, wo die Urne schnell zwischen zwei Felsen dahinschoß und in ein breiteres Bett gelangte, das die Fluthen ausgewaschen hatten. Nachdem Donatiennes Vater vierzig Jahre lang zur See gefahren war, fischte er jetzt in diesen Strudeln, wo es von Seebarben und Meerhechten wimmelte.

Louarn hörte eine Stimme drinnen fragen: „Was wollt Ihr zu dieser Stunde?“ Dann öffnete Jemand die Thür und verschwand dahinter.

„Ich bin es“, sagte der Pächter.

Niemand antwortete. In dem sehr niedrigen, rauchgeschwärzten Zimmer zog sich hinten beim Bett Donatiennes Mutter vollends an, während der Mann, eine schweigsame Natur, wie viele Bretonen, sich wieder ans Feuer gesetzt hatte, um den Rest der Haken an seiner Angelschnur mit Köder für die Aale zu versehen. Louarn trat näher an das feuchte Heidegestrüpp heran, das ohne helle Flamme verglimmte. Beim Eintreten hatte ihn die Angst überfallen, er könnte das Gegentheil von dem erfahren, was er durchaus hören wollte. Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich unter den Rauchfang, neben den alten Seemann, der von Zeit zu Zeit seinen Kopf mit den struppigen Haaren zu dem Gefäß mit Erde hinabbeugte, aus dem er einen Wurm nahm, welchen er dann an einen Haken der Leine befestigte, die auf seinen Knieen aufgerollt lag.

„Ich bin die ganze Nacht gegangen“, sagte Louarn, „gebt mir ein Stück Brot.“

Die Frau steckte die Enden ihres Tuches in den Gürtel unter ihrer Schürze und brachte eine Schnitte Brot; dabei sah sie den Pächter von Ros Grignon, der sich ganz zum Feuer hinabgebeugt hatte, mit mißtrauischen Blicken an. Sie sah kümmerlich aus, ihre Züge waren regelmäßig, aber ihre Haut ganz welk.

„Bist Du wohl wegen des Geldes gekommen?“ fragte sie.

Er nahm das Brot und sagte dabei leise, ohne sie anzublicken: „Nein, ich bin besorgt um Donatienne, sie schreibt nicht.“

Er mochte wohl hoffen, daß einer von den beiden Alten sagen würde: „Aber sie hat uns ja geschrieben!“ Denn er wartete einen Augenblick, ehe er fortfuhr: „Mochte sie gern zu den Wallfahrtsfesten gehen, als sie noch bei Euch war?“

„Ja, das mochte sie gern,“ sagte die Alte, „aber seit sie verheirathet ist, mußte sie es entbehren, das arme Kind.“

„War sie Euch nicht gehorsam?“

„Ich sagte ihr nichts, was ihr unangenehm sein konnte und ihr Vater war nie zu Hause.“

„Glaubt Ihr, daß sie fähig ist, das zu thun, was man ihr nachsagt? Denn Ihr wißt doch, was man über Donatienne spricht?“

In dem Dämmerlicht, welches schon in die Stube drang, blickte Louarn der alten Frau fest in die Augen. Ihre Augen waren schwarz und sahen so aus, wie Donatiennes Augen, wenn sie „Nein“ sagte.

Sie antwortete in etwas gereiztem Ton: „Du kennst sie besser als wir, Jean Louarn. Bist Du vielleicht hergekommen, um uns Vorwürfe über unsere Tochter zu machen?"

„Nein", sagte Louarn, „ich will Euch nicht kränken."

„Warum sprichst Du denn von der Zeit vor Deiner Hochzeit?"

„Weil einem allerlei Gedanken kommen, wenn man unglücklich ist, Mutter Le Clech. Aber ich will nur eins wissen: Warum geht sie von mir?"

„Wenn sie glücklich mit Dir gewesen wäre, Jean Louarn, hätte sie es nicht gethan."

„Aber ich war doch so glücklich mit ihr! Wie ist das nur möglich?"

„Du hättest ihr besser zu essen geben sollen."

„Mutter Le Clech, ich habe so hart für sie gearbeitet, daß meine Hände nur eine einzige Wunde sind."

„Du hättest sie kleiden sollen, wie sie es in ihrer Jugend gewöhnt war!"

„Ich habe sie so gut gekleidet, wie ich nur irgend konnte. Ich liebte sie von ganzem Herzen."

„Wenn sie Dir nicht drei Kinder hätte gebären müssen, rechte Kinder der Armuth, die Ihr nicht großziehen könnt! Glaubst Du, sie hätte Lust, wieder zu kommen? Sie weiß, was ihr bevorsteht."

„Nein, das weiß sie nicht", sagte Louarn. Er stand auf und legte die kaum angebissene Brotschnitte auf den Tisch. „Das Brot, das Ihr gebt, ist zu theuer. Ich esse nichts mehr davon. Ich wandere aus."

Der alte Le Clech, welcher ruhig weiter die Lockspeise an die Angelhaken befestigt hatte, ohne daß er auf die Reden zu achten schien, die um ihn her getauscht wurden, schüttelte den Kopf, als jetzt vom Auswandern die Rede war, als wolle er sagen: „Warum willst Du denn die Bretagne verlassen, weil Dir ein Weib Kummer gemacht hat?" Auch seine Frau war ganz blaß geworden. Beide betrachteten den Schmerz, der sich so heftig äußerte, mit achtungsvoller Scheu. Sie warteten auf Louarns Worte, wie auf ein Orakel. Jean Louarn blickte einen Augenblick in die Ecke des Zimmers, wo früher, wie er sich erinnerte, Donatiennes Bett gestanden hatte, wenn er Sonntags kam, um mit ihr zu plaudern. Dann sagte er: „Morgen um diese Zeit bin ich nicht mehr auf Ros Grignon. Ich nehme Noemi, Lucienne und Johel mit. Ihr werdet uns nie wieder sehen."

Die Angelleine fiel zu Boden und die Bleistücke ließen beim Aufschlagen einen dumpfen Ton hören. Es trat tiefe Stille ein. Alle drei schienen sich klar zu machen, daß dieses Geschick etwas Unvermeidliches wäre.

Ohne sich von der Stelle zu rühren, sagte Le Clech, der noch kein Wort gesprochen hatte: „Wenn Du auch nicht wiederkommst, Louarn, so könntest Du doch wenigstens mein Brot essen, ich gebe es Dir gern."

„Ich habe auch noch neuen Apfelwein", sagte die Frau mit ruhiger Stimme.

Aber Jean drückte, ohne zu antworten, seinen Hut auf den Kopf und ging zur Thür.

Er ließ die Erinnerung an ihre gemeinsame Jugendliebe hinter sich zurück und wandte sich nicht um.

Der Alte, welcher einen Schritt über die Thürschwelle getreten war, schien über ernste Dinge tief nachzusinnen. Aber plötzlich leuchtete wieder ein heller Lebensstrahl in seinen hellbraunen Augen; er hatte das Plätschern der Wellen an den Ufern der Urne gehört und hatte den Geruch des Seetangs eingesogen, welchen der Wind mit der Fluth von der Küste von Le Roselier, Iffiniac und les Guettes herübertrug.

VI.

Glockengeläute tönte durch die heitere Luft, die nach dem kürzlich gefallenen Regen ganz klar geworden war. Die Leute aus Ploeuc standen in Gruppen an den Kirchthüren und unterhielten sich laut, als sie aus der Messe kamen. Einige Mägde, die zu Hause von ihrer Herrschaft erwartet wurden, und Mütter, welche ihren Mann ablösen wollten, der auf die Kinder acht gab, eilten schon über die Straße. Man hörte Pantoffelgeklapper, Thürknarren, schleppende Stimmen, unterdrücktes Lachen und all diese Töne verschmolzen mit dem Glockengeläute und wurden mit ihm zugleich davongetragen. . . . Louarn war das unbehaglich. Seit Sonnenaufgang beschrieb er einen Bogen um die Häuser, denn er schämte sich seiner befleckten Kleider, seiner erdfarbenen Stiefel und seines elenden Aussehens. Wenn er sich beeilte, konnte er noch, fast ohne Jemand zu treffen, auf den Weg gelangen, der von Ploeuc nach Moncontour führt. Dort stieg er vier Stufen hinauf, die in eine Gartenmauer gehauen waren, ging eine kurze Buchenallee entlang und trat, ohne anzuklopfen, in das Eßzimmer des Abbé Hourtier, der früher Pfarrer an der Küste gewesen war und jetzt im Ruhestand in der Pfarre Ploeuc lebte. Sein Wuchs erinnerte an einen Felsblock von menschenähnlicher Gestalt. Der Abbé hatte die Messe gelesen und ruhte sich auf einem Strohsessel aus; er saß mit aufgestützten Ellbogen am Tisch vor dem Gedeck, das für ihn zu Mittag aufgelegt war. Das grelle Tageslicht, welches durch das Fenster hereinfiel, hätte andere Augen als seine Seemannsaugen blenden müssen, die so durchsichtig klar wie das Meer unter den müden Augenlidern hervorblickten. Als Louarn neben ihm saß, konnte man sehen, daß die beiden Männer gleichen Wuchses und gleichen Stammes waren und fast den gleichen Ausdruck zeigten.

Sie waren seit langer Zeit befreundet und grüßten sich, wenn sie sich trafen, ohne viel zu reden. Der Abbé war darum durchaus nicht überrascht, daß Louarn zu ihm kam, um ihm seinen Kummer anzuvertrauen. Er hatte schon so viele Unglückliche angehört und so viele getröstet — trauernde Männer und trauernde Frauen, Verlassene, Eltern, deren Kinder gestorben waren, Angehörige von Seeleuten, die mit dem Schiff ins Meer versunken waren, Leute, die ihr Vermögen, ihren Freund, ihren Geliebten verloren hatten —, daß in seinem tiefen, klaren Auge ein Ausdruck des Mitleids zurückgeblieben war, der nie erlosch, selbst wenn er glückliche Menschen vor sich hatte. Jean Louarn fühlte diesen mitleidigen Blick wie Balsam auf sich ruhen.

„Jean“, sagte der Abbé, „Du brauchst mir nichts zu erzählen, das regt den Schmerz von Neuem auf. Erzähle mir nichts, laß nur, ich weiß alles!“

„Ich weiß noch nicht alles“, sagte der Pächter, „und bin so unglücklich. Sehen Sie, ich leide Qualen, wie der am Kreuze.“

Er nickte nach dem kleinen Kruzifix aus Gips hinüber, das dicht beim Fenster hing und der einzige Schmuck des kahlen, weißgetünchten Zimmers war.

Der Abbé Hourtier betrachtete die Gestalt des Gekreuzigten mit noch tieferem Mitleid und sagte: „Es ist nicht genug, daß Dein Schmerz dem Seinen gleicht, mein armer Louarn. Hast Du auch vergeben, wie er?“

„Das wage ich nicht zu sagen. Was hat sie gethan, daß ich ihr vergeben soll?“

„Was thun wir denn selbst, mein Freund? Auch wir sind schwach und stets zum Bösen geneigt. Ach! wie beklagenswerth sind die armen Frauen aus unserer Gegend, die mit zwanzig Jahren fortgehen, um fremder Leute Kinder zu nähren. Ich will Dir nicht weh thun, wenn ich so spreche, Jean Louarn,

aber ich habe immer gedacht, daß es kein größeres Elend gebe. Wenn ich solche Familien sehe, wie Deine, wo der Mann und die Kinder allein sind, so sage ich Dir, wahrlich, daß ich das tiefste Mitleid mit der Frau fühle, die fort ist."

„Und wir?" sagte Louarn.

„Ihr? Ihr bleibt auf dem heimathlichen Boden der Bretagne, in den Häusern, die Euch schützen, und Ihr habt noch Jemand um Euch, den Ihr lieben könnt. Du hattest Noemi, Du hattest Lucienne, Du hattest Johel, Du hattest deine Felder, auf denen Dein Brot wuchs. Sie ist von Allem in einem Augenblicke getrennt worden und hinausgestoßen in die Fremde. . . . Wenn Du eine Hand voll Buchweizenkörner auf Dein Heideland streutest, Jean Louarn, würdest Du da ihnen die Schuld geben, wenn sie umkämen? Ich bin überzeugt, daß Deine Donatienne gekämpft hat, ich bin überzeugt, daß sie sich hat hinreißen lassen, weil ihr Deine starke Stütze fehlte, und weil sie die Verworfenheit der Menschen nicht kannte. . . . Wenn sie wiederkäme . . ."

Der Pächter bezwang sich gewaltsam, um zu antworten; zwei Thränen, die ersten, die er weinte, waren ihm in die Augen gestiegen.

„Nein", sagte er, „aus Liebe zu mir kommt sie nicht wieder. Ich habe sie gebeten. Sie läßt mich lieber pfänden."

„Louarn", sagte der Abbé sanft, „sie ist auch Mutter. Vielleicht wird eines Tages . . . Ich will ihr schreiben . . . Ich werde es versuchen . . . Das verspreche ich Dir."

„Ich habe in meinem Kummer wohl daran gedacht", erwiderte Louarn, „daß sie vielleicht der Kinder wegen kommen würde. Sie hat sie immer mehr geliebt als mich. Aber wir werden dann fort sein von hier."

„Wohin gehst Du?"

Der Mann zeigte mit der Hand nach dem Fenster. „Nach der Vendée, Herr Abbé. Es scheint, daß sie dort Arbeit für arme Leute haben, wenn die Zeit ist, wo die Kartoffeln ausgegraben werden. Ich geh' nach der Vendée!" Er deutete unbestimmt nach einer Gegend des Horizontes. Für Louarn und noch für viele andere Bretonen ist die Vendée gleichbedeutend mit dem ganzen übrigen Frankreich, mit all dem Land im Osten der Bretagne.

„Dann kann man aber nicht wissen, wohin man Dir schreiben soll, wenn sie zurückkehrt."

Ein wehmüthiges Lächeln flog über die Züge des Pächters und verlieh seinem traurigen Gesicht einen Augenblick einen fast kindlichen Ausdruck.

„Ganz recht", sagte er. „Hier habe ich ihr Bild, das ich ihnen nicht lassen wollte. Ich kann es aber auch nicht mitnehmen; es würde unterwegs schlecht werden. Ich dachte, daß Sie es mir vielleicht aufbewahren würden. Die Briefe, welche Sie von ihr erhalten, stecken Sie dahinter, bis ich schreibe. Wenn sie kommt, findet sie wenigstens noch etwas von zu Hause."

Er hatte den kleinen schildpattfarbenen Rahmen aus der Tasche gezogen, war an den Kamin getreten und stellte das Bild seiner Frau, das am Tage nach der Hochzeit aufgenommen war, auf das Simsbort.

Er versuchte, seine rauhe, narbenbedeckte Hand zwischen den kleinen Rahmen und die Mauer zu drängen.

„Dort steckt sie, bitte, hin", sagte er. „Hinter das Bild."

Der Abbé Hourtier stand neben Louarn; er war ebenso groß wie der Pächter und noch breitschulteriger. Die beiden leidgewohnten Riesen, die beide tiefbewegt waren, umarmten sich einen Augenblick, als ob sie kämpften.

„Ich verspreche Dir alles", sagte der Abbé ernst.

Vieles, was sie nicht sagten, hatten sie stillschweigend verstanden und abgemacht. Sie wechselten kein Wort mehr und trennten sich im Garten mit ebenso ruhigem Antlitz, als ob sie zwei zufällige Bekannte wären, die keine Erinnerung und kein Freundschaftsband miteinander verknüpfte.

VII.

In dem bleichen Lichte der Morgendämmerung, um die Zeit, wo die ersten Fensterläden beim Zwitschern der Sperlinge geöffnet werden, schritt am anderen Morgen ein Mann durch Ploeuc auf dem Wege nach Moncontour zu. Es war Louarn, dessen bewegliche Habe sie am Abend vorher verkauft hatten. Er war von Ros Grignon aufgebrochen, noch ehe er zum letzten Mal seine Apfelbäume, seine Heide und den Wald hatte sehen können. Was er noch auf der Welt sein Eigen nannte, nahm er mit sich. Noemi ging an seiner linken Seite und trug ein kleines Bündel über dem Arm. Er selbst zog eine kleine, hölzerne Karre, auf der Lucienne und Johel lagen und schliefen, die Gesichtchen einander zugewandt. Zwischen ihnen stand ein schwarzer Korb, der Donatienne gehört hatte. Hinten ragte der Stiel einer Schaufel über die Karre hinaus und schlug bei jedem Ruck auf den holprigen Stellen des Weges gegen die Rückwand.

Es waren noch nicht viele Einwohner im Orte wach. Diejenigen aber, welche sich über die niedrigen Halbthüren hinausbeugten, lachten nicht mehr, sondern blickten schweigend, mit ehrfurchtsvoller Scheu, dem armen Pächter nach, welchen das Unglück begleitete.

Louarn verbarg sich nicht mehr. Er hatte sich auf den unbekannten Weg begeben, ohne Ziel, ohne Aussicht auf Rückkehr. Er war jetzt ein Heimathloser, dem sich Niemand anschließt und für den Niemand einsteht. Aber das Mitgefühl der ersten Zeugen seines Unglücks war ihm jetzt sicher.

Als er an der Ecke des Platzes vorbeigefahren war, wo sich die Bäckerei befand, kam eine ganz junge Frau aus dem Laden, ging, ohne ein Wort zu sagen, auf die Karre zu und legte ein großes Brot zwischen die beiden Kinder. Louarn mochte wohl fühlen, daß er etwas schwerer zu ziehen hatte, aber er wandte sich nicht um.

Hundert Meter weiter, da, wo der Weg aus Ploeuc hinausführte, wartete noch Jemand darauf, Louarn vorbeikommen zu sehen. Louarn ging an der Gartenmauer vorbei, ohne aufzublicken. Solange man noch den regelmäßigen Schritt des Mannes und das Knarren der hölzernen Räder vernehmen konnte, blieb der große Schatten, welcher in der Buchenallee sichtbar war, unbeweglich. Aber als die Gruppe der Wanderer in der Ferne kleiner wurde und hinter den Hecken fast verschwand, da hob der Abbé wie zum Fluche die Faust gegen die Sonne, welche die niedrigen Zweige seiner Fliederbüsche röthlich färbte, denn er dachte an die Fremden, welche Donatienne verführt, an die ferne Welt der Geringen oder Vornehmen, die Louarns Unglück verschuldet hatten. . . . Aber gleich darauf fiel ihm ein, was er am letzten Abend gesagt hatte und segnend streckte er die Hand nach den Davonziehenden aus.

Der Mann war hinter den Bäumen verschwunden. Heller Morgenjubel tönte über Ploeuc. Die Bretagne zählte nun einen Armen weniger.

* * *

Jetzt ist er ein Arbeitsloser. Ich habe Euch erzählt, wie das Unglück über ihn gekommen ist. Wenn Ihr ihn seht, habt Mitleid mit ihm!

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 38. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Die Wahlen und das Wahlrecht.

↗ Berlin, 8. Juni 1898.

Die Regierung hat nun doch noch, fast schon in letzter Stunde, den Versuch gemacht, die „stille" Wahlbewegung ein wenig aufzurütteln durch den Brief, den Graf Posadowsky an einen „notabeln" Politiker gerichtet hat. Viel Neues werden die Wähler aus dieser ziemlich harmlosen Stilübung nicht gelernt haben: sie enthält die landesüblichen Redensarten über die Sozialdemokratie und verspricht, die „großen gemeinsamen Interessen unserer Erwerbsstände positiv zu fördern"; vom neuen Reichstag verlangt sie, daß er die Lage der durch die moderne Entwicklung unzweifelhaft am meisten gefährdeten Erwerbsstände, der Landwirthschaft und der Mittelklassen, eine vorurtheilsfreiere, durch Lehrmeinungen und politische Rücksichten nicht beeinflußten Prüfung unterziehen soll. Das sind alles olle Kamellen, und Graf Posadowsky wird sich wohl selbst nicht einbilden, damit der Regierung auch nur eine Droschke voll neuer Anhänger zu gewinnen.

Weshalb er dann überhaupt diese Kundgebung vom Stapel gelassen hat, gehört zu den Geheimnissen des Zickzackkurses. Der Schein der Unparteilichkeit, den die Regierung bisher gegenüber dem Wahlkampf aufrecht erhalten hat, ist zerstört worden, ohne daß dabei irgend ein reeller, sei es noch so kleiner Profit für sie herausschaut. Wir überlassen es den freisinnigen Helden, über die „bedenkliche Wahleinmischung" der Regierung zu jammern; wenn die preußisch-deutsche Regierung nicht schlimmere Wahlpuffs auf dem Kerbholz hätte, als dieses Schreiben, dann würde sie sich sozusagen noch im Stande politischer Unschuld befinden. Aber allerdings — sollte der 16. Juni der Sozialdemokratie einen großen Wahlerfolg bescheren, so wäre die „Autorität" der Regierung schwer kompromittirt. Dem setzt sich ein verständiger Kurs doch nicht gern ohne Noth aus, woraus denn freilich wohl folgen mag, daß der Zickzackkurs sich mit Wonne auf dies Glatteis begiebt. Bis jetzt spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Graf Posadowsky dabei ein Bein brechen wird.

Mit diesem schlesischen Grafen theilt sich ein bayerischer Graf in die Ehren des Tages. Die „Hilfe" des Pastors Naumann hat jetzt den Grafen v. Lerchenfeld-Köfering, bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrath, als den Urian hervor-

gezogen, der schon im Jahre 1893 den leitenden konservativen Kreisen einen fertigen Plan zur Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts vorgelegt hat. Vermuthlich wird eines jener hinkenden Dementis erfolgen, die nichts beweisen, als daß man gern dementiren möchte, was man doch nicht dementiren kann; da Herr Naumann, der für seine Person ein gewissenhafter und vorsichtiger Mann ist, die Nachricht nicht veröffentlicht haben würde, wenn er nicht sehr gute Beweise in der Tasche hätte, so wird man als sicher annehmen dürfen, daß sich die Sache so verhält, wie die „Hilfe“ behauptet. Im Uebrigen hat diese ganze Personenfrage eine ziemlich untergeordnete Bedeutung. Sie ist geeignet, den Wählern die drohende Nähe der Gefahr besonders scharf einzuprägen; steht der Henker schon leibhaftig auf dem Schaffot, so ist das ein unzweifelhaft scharfer Sporn zu kräftiger Nothwehr. Aber sieht man hiervon ab, so kommt nicht eben viel darauf an, ob der Graf Hinz oder der Baron Kunz das Beil schleift, womit das allgemeine Wahlrecht geköpft werden soll. Die entscheidende Hauptsache ist immer, daß die herrschenden Klassen nach allen Zeugnissen des letzten halben Jahrhunderts unzweifelhaft mit dem allgemeinen Wahlrecht reinen Tisch machen werden in dem Augenblick, wo sie es ohne Gefahr für Kopf und Kragen thun können.

Es ist hier nicht der Ort, historisch auseinanderzusetzen, wieso es kam, daß zweimal im Laufe der deutschen Geschichte das allgemeine Wahlrecht eingeführt worden ist. Das eine Mal geschah es im Gefolge der Revolution von Unten, das andere Mal im Gefolge der Revolution von Oben, beide Male waren die herrschenden Klassen die Opfer einer Zwangslage. Sie haben darein gewilligt, um Gefahren abzuwenden oder Vortheile einzuheimsen, die auf anderem Wege nicht abgewandt oder eingeheimst werden konnten. Daraus folgt nach allen Gesetzen der Logik, daß wenn die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts ihnen größere Vortheile verspricht oder sie mit geringeren Gefahren bedroht, als seine Beibehaltung, das allgemeine Wahlrecht die herrschenden Klassen gegen sich haben wird. Und was die Logik lehrt, wird durch die Erfahrung bewiesen. In den letzten Wochen sind aus den Reden und Schriften der bürgerlichen Parteien Hunderte von Zeugnissen beigebracht worden, die dem allgemeinen Wahlrecht den Kampf auf Leben und Tod ansagen. Der böse Wille ist über jeden Zweifel hinaus festgestellt worden; worum es sich einzig noch handelt, das ist die Frage, ob die herrschenden Klassen die Macht bekommen sollen, den bösen Willen zur bösen That werden zu lassen.

Diese Frage wird neuerdings von der freisinnigen Presse, selbst von einem gebildeten und gescheidten Blatte, wie der „Nation“, in sehr eigenthümlicher Weise erörtert. Die „Nation“ argumentirt etwa so: wenn die Sozialdemokratie am 16. Juni namhaften Gewinn an Mandaten und Stimmen erzielte, so würden die Anläufe zur Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts erhöhten Nachdruck gewinnen, und die Angst vor dem rothen Gespenst würde dann auch Elemente ins reaktionäre Lager führen, die bisher noch zu den Vertheidigern des allgemeinen Wahlrechts gehört hätten; eben deshalb müßten die Liberalen neben dem Kampfe gegen das Agrarierthum auch auf die Zurückdrängung der Sozialdemokratie bedacht sein. Diese Argumentation ist nun an und für sich schon ein wahrer Hohn auf die Begriffe einer freisinnigen Politik. Das allgemeine Wahlrecht ist in erster Reihe das Recht der Arbeiterklasse, die sich nach der „Nation“ dieses Recht dadurch erhalten soll, daß sie keinen Gebrauch davon macht, daß sie es nicht dazu benutzt, ihre eigenen Interessen selbständig wahrzunehmen, sondern nur dazu, die Entscheidung über ihr Wohl und Wehe in die Hände der herrschenden Klassen zu legen. Hätte diese Argumentation überhaupt irgend welchen Sinn und Ver-

stand, könnte das allgemeine Wahlrecht nur dadurch erhalten werden, daß die Arbeiterklasse, um leben zu können, die Quellen ihres Lebens verschüttete, daß sie sich selbst thatsächlich entmannen müßte, um scheinbar ihr Wahlrecht zu erhalten, so wäre es schade, wenn das allgemeine Wahlrecht erst morgen und nicht schon heute vernichtet würde.

Glücklicher Weise hat die ganze Argumentation aber überhaupt keinen Sinn und Verstand. Wenn das allgemeine Wahlrecht ein werthvolles Recht der Arbeiterklasse geworden ist, so nur deshalb, weil diese Klasse verstanden hat, ein mächtiges und scharfes Schwert daraus zu schmieden. Gesetzt nun, die Arbeiter wollten dies Schwert, das die Reaktion zu zerbrechen bemüht ist, vertrauensvoll in die Hände der liberalen Bourgeoisie legen, um es dadurch zu erhalten, was würde die Folge sein? Nun, ganz einfach die, daß die Reaktion nun allerdings die Macht gewinnen würde, das Schwert zu zerbrechen, daß die freisinnigen Fraktionen einige feierliche Proteste dagegen erlassen, daß diese Proteste von Jahr zu Jahr schwächer werden und etwa nach einem Jahrzehnt nicht nur völlig verstummt sein, sondern sich in ebenso feierliche Proteste gegen die Wiederherstellung des allgemeinen Wahlrechts umgewandelt haben würden. Man vergesse doch nicht, daß sich genau dieselbe Geschichte schon einmal auf deutschem Boden abgespielt hat! Im Sommer 1849 protestirte die damalige bürgerliche Demokratie in Köthen feierlich gegen die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, gegen die Oktroyirung der Dreiklassenwahl; im Frühjahr 1863 protestirten genau dieselben Leute, beide Male mit demselben Herrn v. Unruh an der Spitze, gegen die Forderung der Arbeiter, das „Recht des Volkes“ wiederherzustellen, das allgemeine Wahlrecht wieder ins Programm der bürgerlichen Opposition aufzunehmen. Eben daraus entstand ja die sozialdemokratische Agitation. Genau so würde es abermals gehen, wenn die Arbeiter, was sie freilich nicht thun werden, die Waffe des allgemeinen Wahlrechts in die Hut der freisinnigen Mannen geben, wenn sie den Bock abermals zum Gärtner bestellen würden. Höchstens würde dieselbe Entwicklung sich noch schneller vollziehen, denn gegen die heutigen Freisinnigen waren die Demokraten von 1849 und auch noch die Fortschrittler von 1863 wahre Herkulesse von politischem Charakter.

Wie die Arbeiterklasse das allgemeine Wahlrecht überhaupt erst zu einer scharfen Waffe geschmiedet hat, so ist diese Waffe auch nur in ihren Händen sicher. Was die Stumm und die Posadowsky und die Miquel bändigt, das ist wahrhaftig nicht Fürsorge für die arbeitenden Klassen, noch auch nur ist es politische Einsicht, sondern das ist einzig und allein die Angst. Ob eine Handvoll freisinniger Auguren, mit denen sich die reaktionären Auguren im äußersten Nothfall durch ein leichtes Augenzwinkern verständigen können, hinter dem allgemeinen Wahlrecht steht, das ist dem Zickzackkurs sehr gleichgiltig; was ihm aber nichts weniger als gleichgiltig ist, das ist die Frage, ob ein paar Millionen moderner Proletarier hinter dem allgemeinen Wahlrecht stehen. Je höher die Zahl der sozialdemokratischen Mandate und Stimmen am 16. Juni, desto sicherer ist das allgemeine Wahlrecht. Das mag ein Räthsel für freisinnige Politiker sein, die nur noch von der Hand in den Mund leben; für Jeden, der die historische Entwicklung in ihrem großen Gange zu beurtheilen weiß, ist es einfach selbstverständlich.

Der einzige Einwand, der etwa möglich wäre, der Einwand nämlich, daß wenn die Macht der sozialdemokratischen Partei groß genug wäre, um alle Sorten reaktionärer Kurse unmöglich zu machen, die herrschende Klasse zu einem Staatsstreich in gesetzlichen oder ungesetzlichen Formen greifen würden, ist überhaupt

kein Einwand. Darauf muß es eben jede ernsthafte Oppositionspartei ankommen lassen, sicher, daß eine abenteuerliche Verzweiflungspolitik regelmäßig zum Verderben dessen ausschlägt, der sie treibt. Die deutsche Bourgeoisie hat sich in den Zeiten ihrer Blüthe freilich oft genug aus Angst vor ihrer eigenen Macht ins Mauseloch verkrochen, aber die Erfahrungen, die sie dabei gemacht hat, sind wirklich nicht so begeisternd, daß sie hoffen dürfte, das deutsche Proletariat zu einer gleich selbstmörderischen Politik zu verlocken.

Zur Frage der gewerkschaftlichen Arbeitslosen-Unterstützung.

Von Konrad Haenisch.

Von den Fragen, die in den letzten Jahren die deutsche Gewerkschaftswelt bewegt haben, ist eine der wichtigsten unzweifelhaft die der Einführung resp. des weiteren Ausbaues der Arbeitslosenunterstützung in den einzelnen Organisationen.

Je mehr sich die von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden und von wohlmeinenden bürgerlichen Sozialpolitikern eifrig vertretenen Projekte einer staatlichen Arbeitslosenversicherung bei näherem Zusehen als haltlose Nebelgebilde erweisen, desto erfolgreicher sind die Gewerkschaften bemüht, dem Problem praktisch auf den Leib zu rücken. Will man jedoch zu einer klaren Beurtheilung der Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung gelangen, so darf man keinen Augenblick den Fundamentalunterschied aus den Augen verlieren, der zwischen den beiden hier in Parallele gestellten Dingen besteht: während es bei den Projekten einer staatlichen Arbeitslosenversicherung in erster Linie immer auf die Sache selbst, auf eine Milderung der Leiden abgesehen ist, die den von der Arbeitslosigkeit Betroffenen heimsuchen, während hier also die Beweggründe ausschließlich humanitärer Natur sind, handelt es sich bei der Diskussion über die Frage der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung um ganz etwas Anderes.

Denn so wenig der humanitäre Effekt dieser Einrichtung bestritten werden soll, so lebhaft er vielmehr von allen ihren Befürwortern begrüßt wird, so fordern diese die Arbeitslosenunterstützung doch viel weniger im Interesse der Arbeitslosen selbst, als vielmehr in dem der Arbeitenden, in dem der Organisation — sie sehen in der Einführung der Arbeitslosenunterstützung ein Mittel, den gewerkschaftlichen Kampf schneidiger, erfolgreicher führen zu können.

Mit einem Worte: ihnen ist die Arbeitslosenunterstützung zunächst einmal Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck.

Die Frage ist also so zu stellen: „Welche Gründe sind es, die dafür sprechen, daß die Einführung der Arbeitslosenunterstützung den gewerkschaftlichen Kampf um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit fördern, daß sie eine Stärkung des Klassenbewußtseins zur Folge haben wird? Sprechen die bisher gemachten Erfahrungen für oder gegen diese Annahme?“

Dies ist der Punkt, bei dem die Polemik einzusetzen hat, und in der That scheiden sich hier auch die Ansichten aufs Schärfste.

Die Gegner der Arbeitslosenunterstützung verneinen die aufgeworfene Frage entschieden.

„Ihre Einführung", so deduziren sie, „wird einen gewaltigen Schritt rückwärts in der ganzen Arbeiterbewegung bedeuten. Sie würde die zielbewußten Kampfesorganisationen degradiren zu simplen Unterstützungsvereinen — dem ersten Schritte würden weitere nur allzu bald folgen! Darum: principiis obsta!" — „Tausende indifferenter Arbeiter", so folgert man weiter, „werden sich, durch die Aussicht auf die Arbeitslosenunterstützung herbeigelockt, in die Verbände als Mitglieder aufnehmen lassen, Leute ohne eine Spur von Klassenbewußtsein. Diese Tausende, sie werden ein Bleigewicht bilden am Körper der Organisation, werden diese an jedem energischen, raschen Vorgehen hindern, werden jeden frisch-fröhlichen Kampf mit dem Unternehmerthum hemmen! Und die bisher zielbewußten alten Mitglieder selbst! Werden nicht auch sie durch die Arbeitslosenunterstützung mit den Herrlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft versöhnt werden, wird nicht auch bei ihnen das Klassenbewußtsein sich abstumpfen und die bestehenden Zustände, werden sie ihnen nicht wenigstens erträglich erscheinen? Versumpfung des Klassenkampfes wird die unausbleibliche Folge der Einführung der Arbeitslosenunterstützung sein! Und hat das Unterstützungswesen diese verderbliche Folge nicht auch in der That schon gezeitigt? Man blicke nur nach England, auf die alten Trade Unions mit ihren Unterstützungseinrichtungen! Haben nicht gerade sie sich für das Eindringen sozialistischer Ideen am unzugänglichsten erwiesen? Aber warum in die Ferne schweifen? Haben wir nicht erst neuerdings in Deutschland an dem Verhalten des Buchdruckerverbandes, der sich ja auch des ‚Segens' der Arbeitslosenunterstützung erfreut, gesehen, wohin das alles führt?"

„Und diese verderbliche Einrichtung", so rufen die Gegner pathetisch aus, „will man noch verallgemeinern? Alle Organisationen sollen nach und nach mit ihr beglückt werden? Wo bliebe da das Prinzip? Nein — wir sind prinzipielle Gegner der Arbeitslosenunterstützung, nach wie vor heißt unsere Losung: Kampf, Kampf, Kampf!"

So und ähnlich schallt's uns entgegen. Und in der That — die Einwendungen sind wichtig genug, um einer ernsten Kritik unterzogen zu werden.

„Hie Kampforganisation! — hie Unterstützungsverein!" so heißt die ausgegebene Parole. Nur schade, daß sie die Frage absolut nicht trifft! „Reine" Kampfesorganisationen, d. h. Gewerkschaften, die vom Unterstützungswesen völlig abstrahiren, haben wir in Deutschland (von lokalen Fachvereinen abgesehen) überhaupt nicht. Des zum Beweise seien einige Zahlen angeführt, die uns zeigen, wie sehr schon heute das viel verschriene Unterstützungswesen bei uns ausgebildet ist.

Nach den Jahresberichten der Hamburger Generalkommission wurden von den deutschen Gewerkschaften gezahlt an:

Reiseunterstützung:		Gemaßregeltenunterstützung:	
1894	350445 Mark	1894	14630 Mark
1895	327310 „	1895	40307 „
1896	310000 „	1896	37346 „

Rechtsschutz:		Arbeitslosenunterstützung:	
1894	12902 Mark	1894	239750 Mark
1895	15688 „	1895	196076 „
1896	18349 „	1896	243201 „

	Zusammen	Pro Kopf	Bei einer Mitgliederzahl von
1894	617728 Mark	2,59 Mark	238613
1895	579381 „	2,23 „	247597
1896	599896 „	1,85 „	322896

(Die Ausgaben für Umzüge, besondere Nothfälle u. s. w. haben wir hier, ebenso wie die Pfennige in den einzelnen Ziffern, der Kürze halber fortgelassen. Der Rückgang des auf das einzelne Mitglied entfallenden Betrags für Unterstützungszwecke erklärt sich leicht aus der aufsteigenden Konjunktur, der damit verbundenen geringeren Inanspruchnahme der Unterstützungseinrichtungen und dem außerordentlichen Mitgliederzuwachs in den beiden letzten Jahren, mit dem natürlich die weitere Ausbildung des Unterstützungswesens nicht ganz gleichen Schritt halten konnte.)

599896 Mark und 617728 Mark — sind das nicht ganz „bedenklich" hohe Summen, die schon heute dem ††† Unterstützungswesen geopfert werden? Und noch „bedenklicher" werden diese Ziffern, wenn man sie mit den Summen vergleicht, die in den gleichen Jahren die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine für ihre gesammten Unterstützungszwecke ausgegeben haben. Diese Summen beliefen sich — wir fassen zusammen —

1894 bei 67058 Mitgliedern auf 73058 Mark = pro Mitglied auf 1,08 Mark,
1895[1] bei 67226 Mitgliedern auf 78705 Mark = pro Mitglied auf 1,17 Mark.

(Die Ziffer von 1896 steht mir noch nicht zur Verfügung.)

Die mitgetheilten Zahlen thun also dar, daß die auf jedes Mitglied entfallende Ausgabe für Unterstützungszwecke bei unseren Gewerkschaften, den Kampfesorganisationen, im Durchschnitt heute schon mehr als doppelt so hoch ist als bei den Hirsch-Dunckerschen Harmonievereinlern; relativ und absolut leisten jene im Unterstützungswesen heute schon ganz bedeutend mehr als die Letzteren.[2]

Ei, ei — wohin kämen wir nun, wenn wir die schöne Theorie von den „reinen" Kampforganisationen jetzt einmal zur Anwendung bringen wollten? Wir kämen zu dem Resultat, daß die zahmen Gefolgschaftsleute des Herrn Dr. Hirsch weit bessere „Kämpfer" wären, als die gewerkschaftlich organisirten, aber völlig „im Sumpfe der Unterstützungssimpelei" verkommenen Arbeiter! Und das werden die geehrten Gegner der Arbeitslosenunterstützung denn doch wohl nicht im Ernste zu behaupten wagen! Denn wie „gekämpft" wird, ersieht man am besten daraus, daß von den Gewerkvereinlern für den „Kampf", den Strike, so gut wie nichts, von den Gewerkschaften aber trotz ihrer bedeutend höheren Ausgaben für Unterstützungszwecke:

1894	179703,76 Mark
1895	253589,46 „
1896	944345,01 „

aufgewandt wurden, Summen, die (man denke an die lokalen Sammlungen!) auf Vollständigkeit absolut keinen Anspruch erheben können und die sich im vorigen Jahre noch ganz außerordentlich gesteigert haben dürften.

Und unter dem Unterstützungswesen soll das Klassenbewußtsein der Arbeiter leiden?

Nun, es leisteten bei einem Bestand von 30 (1877) resp. 49 (1895) in Deutschland existirenden zentralisirten Gewerkschaften:

[1] Oldenberg giebt im „Handw. f. Staatsw." die Mitgliederzahl der Gewerkvereine 1895 etwas höher, nämlich auf 68717, an.

[2] Vorliegende Arbeit befindet sich schon seit längerer Zeit in unseren Händen und war abgefaßt, ehe noch der erwähnte Elmsche Artikel (vergl. darüber den Artikel von Elm über „Die Leistungen der Gewerkvereine 2c.", „Neue Zeit", Heft 34) erschien. Die Red.

	1877	1895	
Strikeunterstützung	25 = 83%	49 = 100%	der Gewerkschaften
Reiseunterstützung	17 = 56%	35 = 71%	" "
Arbeitslosenunterstützung . .	3 = 10%	14 = 28%	" "

Das gleiche Resultat ergiebt die Gegenüberstellung aller anderen Zweige des Unterstützungswesens.

Das Unterstützungswesen hat sich also in diesem Zeitraum von kaum zwei Dezennien, in den überdies noch zwölf Jahre der Herrschaft des Ausnahmegesetzes hineinfallen, ganz bedeutend gehoben. Hat nun, dieser Steigerung und jener „Theorie" entsprechend, auch das Klassenbewußtsein der deutschen Arbeiter seit 1877 in gleichem Verhältniß abgenommen? Ich erlaube mir dies einigermaßen zu bezweifeln. Andere wohl auch!

Welchen großen Prozentsatz der gesammten Ausgaben schon heute in den Gewerkschaften die Reiseunterstützung ausmacht, hat der Leser aus den obigen Zusammenstellungen ersehen — 1894 z. B. über 350000 Mark! Und was ist denn diese Reiseunterstützung ihrem Wesen nach Anderes als eben auch Arbeitslosenunterstützung? Arbeitslosenunterstützung, allerdings nur für den jüngeren Theil der Mitglieder, diejenigen, die noch, sobald sie an einem Orte stellungslos werden, zum Wanderstab greifen und ihr Glück „wo anders" versuchen können. Den älteren, ortsansässigen, verheiratheten Mitgliedern — ja, denen gewährt Niemand Beihilfe, das würde zur „Versumpfung" führen! — „In besonderen Nothfällen" wird auch heute schon in fast allen Gewerkschaften Unterstützung gewährt: ist denn Arbeitslosigkeit kein „besonderer" Nothfall? Weiter — die Unterstützung Gemaßregelter wird allseitig als selbstverständlich anerkannt, aber in wie vielen Fällen läßt sich denn entscheiden, ob Jemand wirklich gemaßregelt oder aus irgend einem anderen Grunde entlassen worden ist? Vor offenkundigen Maßregelungen hütet sich das Unternehmerthum im Allgemeinen sehr: es fürchtet die Konsequenzen — und es geht ja auch „so"; unauffällig, von hinten herum, „aus Mangel an Arbeit" kann ja doch Jeder entlassen werden, der sich mißliebig gemacht hat! Zu welchen Konsequenzen das alles führt, zeigt treffend Martin Segitz in der „Deutschen Metallarbeiterzeitung":

„Verbandsmitglied X. gehört seit Jahren der Organisation an, zahlt regelmäßig seine Beiträge, hat im Stillen unter seinen Kollegen in wirksamster Weise in und außerhalb der Fabrik für den Verband gewirkt. Dem Unternehmer ist das hinterbracht worden. Deshalb erhält X. bei der ersten Gelegenheit in unauffälligster Weise seine Entlassung. Er liegt vielleicht wochenlang auf der Straße, die Organisation kümmert sich nicht um ihn, er kann ruhig zu Grunde gehen. — — — X. hat recht wohl gewußt, weshalb er entlassen wurde, er wird sich in Zukunft hüten. Verbandsmitglied U., ein heißblütiger, vor kurzer Zeit zugereister Genosse, der schon das Dreifache seiner Einlage an Reiseunterstützung bezogen hat, wirkt auch für den Verband, in geräuschvollster, ungeschicktester Weise, ist vielleicht auch kein Künstler in seinem Fach, vorlaut gegen Vorarbeiter u. s. w.; gegen ihn nimmt der Unternehmer nicht die mindeste Rücksicht, er wird entlassen mit der Bemerkung, daß keine Agitatoren in der Fabrik geduldet werden. In ihm haben wir einen ‚Gemaßregelten'. Der Verband tritt sofort mit allen Mitteln für den letzteren Genossen ein, er erhält womöglich den vollen Wochenlohn, die Genossen am Orte erklären sich mit ihm solidarisch, verlangen dessen Wiedereinstellung. Es kommt zum Ausstand, welcher der Organisation Tausende von Mark kostet, resultatlos verläuft und die Organisation am Orte auf Jahre hinaus lahmlegt. — — — Diese beiden Fälle sind keine Traumgebilde, sie

kommen öfter vor, als uns lieb ist. — — Welcher Unterschied in der Behandlung der beiden Genossen!"

Soweit Segitz. Wir stehen nicht an, ihm unbedenklich beizustimmen.

Es handelt sich bei der Einführung der Arbeitslosenunterstützung keineswegs um ein neues Prinzip, sondern nur um den weiteren, gerechteren Ausbau bereits seit langer Zeit trefflich bewährter Unterstützungseinrichtungen.

Und wie wenig stichhaltig sind die Gründe, die gegen diese Erweiterung vorgebracht werden! Durch die geringfügige Unterstützung soll der Arbeiter mit der bestehenden Gesellschaftsordnung versöhnt werden! Ach! Gilt denn das Gleiche nicht auch für jede Lohnerhöhung, jede Reduktion der Arbeitszeit, jede Verbesserung der Arbeiterlage? Ja, hat nicht Fürst Bismarck eigens zu diesem lieblichen „Versöhnungs"zweck seine ganze vielgerühmte Arbeiterschutzgesetzgebung inszenirt und dabei kläglich Fiasko gemacht? Oder liegen wirklich auch nur die geringsten Anzeichen dafür vor, daß ein Arbeiter durch die Invaliditäts- oder Altersversicherung dem Klassenbewußtsein entfrembet, dem Klassenkampf entzogen worden ist? Spukt denn wirklich noch immer in etlichen Köpfen die unselige Theorie, daß es „erst immer noch schlechter" werden müsse, ehe die Arbeiter zum Denken, zum energischen Kämpfen kämen? Nun, wir sollten in der That meinen, daß mit dieser „Theorie" nun endlich einmal gründlich gebrochen werden müßte — ist sie doch durch Logik und Praxis längst widerlegt! Wer sind denn die im Vordertreffen des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes Stehenden? Sind es die schlechtest entlohnten, übermäßig lange beschäftigten Arbeiter oder nicht vielmehr deren Antipoden?

Ja, die aufklärende Wirkung der Arbeitslosigkeit, von der in Nr. 9 der „Metallarbeiterzeitung" (Jahrgang 1897) ein Einsender so schön zu erzählen weiß! In den allermeisten Fällen ist die Wirkung der Arbeitslosigkeit eine ganz andere! Sie heißt: Körperliche und geistige Verelendung, Degeneration in jeder Beziehung; und wer erst einmal dann das bittere Brot der Armenunterstützung hat essen müssen und dadurch seiner politischen Rechte beraubt worden ist, der ist in überaus zahlreichen Fällen dem Klassenkampf überhaupt verloren! Die kommunale Armenunterstützung, der dieselbe ergänzende Bettel mit seinen ganzen demoralisirenden Folgen macht — wir könnten mit Beispielen dienen! — nur allzu oft aus einem momentan Arbeitslosen einen Arbeitsscheuen, einen „Landstreicher", „Bummler", sie degradirt den Aermsten, macht aus einem klassenbewußten Arbeiter einen Lumpenproletarier. Und daß das Lumpenproletariat noch von jeher ein Hemmschuh des sozialen Fortschritts, des Klassenkampfes gewesen ist, das ist eine so bekannte Thatsache, daß ich mir jede nähere Beweisführung ersparen kann!

Und wenn nun die Gewerkschaften durch Einführung der Arbeitslosenunterstützung ihren Mitgliedern über die schlimmste Zeit hinweghelfen, sie womöglich vor der Armenunterstützung und dem Zwange, betteln gehen zu müssen, bewahren wollen — dann schreit man über „Versumpfung" und glaubt das „Prinzip des reinen Klassenkampfes" gefährdet.

Uebrigens: Wie wenig stichhaltig die mehrfach ausgesprochene Befürchtung ist, durch Einführung der Arbeitslosenunterstützung würden unsere Gewerkschaften auf die schiefe Ebene der Hirsch-Dunckerschen Harmonievereinlerei gerathen, erhellt zur Evidenz daraus, daß ein großer Theil der heute Arbeitslosenunterstützung zahlenden Verbände allerdings Hirsch-Dunckersche Gründungen waren, dann aber mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel ins Lager der auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Gewerkschaften abschwenkten, ohne auf ihre

Unterstützungseinrichtungen auch nur im Geringsten zu verzichten; wir nennen als solche Verbände die der Porzellanarbeiter, Buchdrucker und Handschuhmacher.

Wie sich die Regelung der Arbeitslosenunterstützung heute in den deutschen Gewerkschaften gestaltet, möge der Leser aus folgender Tabelle ersehen, der wir, wie immer, die jährlichen Uebersichten der Generalkommission zu Grunde gelegt haben.

Es zahlten Arbeitslosenunterstützung pro Tag:

	1894	1895	1896
Bildhauer . . .	Mk. 1,00 (9)[1]	Mk. 1,00 (10)	Mk. 1,00 (10)
Brauer	" 0,50 (8)	" 0,50 (8)	" 0,50 (10)
Buchbinder . . .	" 1,00 (?)	" 0,75 u. 0,50 (ca. 6 u. 4)	" 0,75 u. 0,50 (6 u. 4)
Buchdrucker . . .	" 1,00 (20)	" 1,00 (10, 20 u. 40)	" 1,00 (10, 20 u. 40)
Former	" 0,50 (8)	" 0,50 (8)	" 0,50 (8)
Gärtner	" 0,75 (6)	" 0,00 (0)	" 0,00 (0)
Handschuhmacher .	" 0,75 u. 1,00 (13)	" 0,75—1,00 (8)	" 0,75—1,00 (8)
Glasarbeiter . .	" 0,75—1,50 (10)	" 0,75—1,00 (10)	" 0,75—1,00 (10)
Glaser	" 1,00 (3)	" 1,00 (3)	" 1,00 (3)
Hutmacher . . .	" 1,35 (13)	" 0,35—1,35 (10)	" 0,70 u. 1,35 (4 u. 8)
Kupferschmiede . .	" 1,00 (13)	" 1,00 (13)	" 1,00 (13)
Lederarbeiter . .	" 1,50 (?)	" 1,50 (?)	" 1,50 (6)
Porzellanarbeiter .	" 1,33—2,83 (13)	" 1,33—2,83 (13)	" 0,66—2,33 (13)
Seiler	" 0,50 (15)	" 0,00 (0)	" 0,00 (0)
Zigarrensortirer .	" 1,00 (?)[2]	" 1,00 (?)	" 1,00 (?)

Aufgewandt wurden für Arbeitslosenunterstützung pro Mitglied von den:

	1892	1894	1896
Buchdruckern	14,72 Mk.	5,88 Mk.	6,10 Mk.
Porzellanarbeitern . .	10,14 "	6,30 "	1,78 "
Handschuhmachern . .	9,81 "	9,69 "	10,39 "
Hutmachern	9,75 "	11,18 "	5,49 "
Zigarrensortirern . . .	7,10 "	6,95 "	2,87 "
Glasarbeitern	3,38 "	2,21 "	2,51 "
Kupferschmieden . . .	3,33 "	2,80 "	1,16 "
Glasern	1,25 "	? "	0,42 "
Brauern	0,18 "	0,81 "	0,66 "
Bildhauern	0,10 "	9,86 "	9,10 "

Der Rückgang der Aufwendungen in den meisten Organisationen resultirt aus den schon vorher angeführten Gründen. — Neuerdings wird die Frage der Einführung der Arbeitslosenunterstützung in verschiedenen Organisationen lebhaft erörtert; wir erinnern hier vor allen Dingen an die betreffenden Debatten auf dem letzten Verbandstag des „Deutschen Metallarbeiterverbandes", die, wenn der Vorstandsantrag auf Einführung der Arbeitslosenunterstützung auch diesmal noch fiel, unzweifelhaft sehr zur Klärung der noch recht verworrenen Anschauungen beigetragen haben.

[1] Die eingeklammerten Ziffern bedeuten die Zahl der Wochen, während deren ein Mitglied unterstützungsberechtigt ist.

[2] Hier richtet sich die Zeit der Unterstützungsberechtigung nach der Dauer der Mitgliedschaft.

So viel über die Frage der „reinen Kampfesorganisationen“ im Allgemeinen und darüber, inwieweit unsere heutigen Gewerkschaften überhaupt noch „reine“ Kampfesorganisationen sind.

Und wie steht's nun mit den von den Gegnern der Arbeitslosenunterstützung angeführten Beispielen, die angeblich so abschreckend wirken sollen?

Die englischen Trade Unions und die deutschen Buchdrucker!

Nun, ich spreche es offen aus: Wir in Deutschland könnten froh sein, wenn die Masse unserer Arbeiter auch nur annähernd so viel Klassenbewußtsein praktisch bethätigte, wie die Arbeiterschaft Englands. Sind es nicht gerade die englischen Maschinenbauer gewesen, deren heldenmüthiger Kampf um den Achtstundentag jüngst monatelang das internationale Proletariat in athemlos bewundernder Spannung erhielt, dieselben Maschinenbauer, deren Unterstützungseinrichtungen (man vergleiche das Webbsche Buch!) für die gesammte englische Gewerkschaftswelt zum Vorbild geworden sind? Und wenn dort drüben die sozialistischen Ideen bisher weniger tief Wurzel gefaßt haben als bei uns, so liegt das, wie allgemein bekannt, vor Allem an den freiheitlichen politischen Institutionen Englands und nicht zum Wenigsten auch an dem nur auf das Praktische, das Nächstliegende gerichteten Sinn des Engländers — nicht aber an den gewerkschaftlichen Unterstützungskassen. Uebrigens: Ob nicht gerade der letzte Riesenstrike dem Sozialismus gewaltig Vorschub geleistet, dem Eindringen unserer Ideen so manche Schranke hinweggeräumt haben wird? Wie wenig das Unterstützungswesen dem Kampfe Abbruch thut, zeigen deutlich die Summen, die in England alljährlich von den Gewerkschaften für Strikezwecke aufgewandt werden; so wurden hiefür ausgegeben 1894 3061020 Mark, 1895 3807060 Mark, und in den Jahren 1892 bis 1896 im Ganzen 29128300 Mark — Summen, die die in Deutschland für den gleichen Zweck aufgewandten Beträge tief in den Schatten stellen (cfr. u. A. „Korrespondenzblatt“ Nr. 5 vom 31. Januar 1898).

Näher auf diese Dinge einzugehen, ist uns an dieser Stelle unmöglich; wir verweisen bezüglich der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung in England auf die betreffenden Kapitel bei Buschmann: „Die Arbeitslosigkeit und die Berufsorganisationen“[1] und auf die fortlaufenden Publikationen der „Labour Gazette“.

Und dann die deutschen Buchdrucker!

Nun, es ist allgemein bekannt, daß diese — trotz ihrer mustergiltigen Unterstützungseinrichtungen — auch zu den politischen Arbeiterorganisationen ein verhältnißmäßig weit größeres Kontingent der Mitglieder stellen, als alle anderen Berufe, daß gerade Buchdrucker der Partei als Redakteure, Agitatoren u. s. w. schätzenswerthe Dienste leisten. Gewiß spielt die spezifische Eigenart des Berufs mit seinen hohen Anforderungen an Bildung und geistige Gewandtheit hier eine große Rolle, doch müßte erst noch der Beweis geliefert werden, daß die Unterstützungseinrichtungen, zumal die Arbeitslosenunterstützung, auch nur einen Buchdrucker der Parteizugehörigkeit entrissen hätten.

Und wenn in den letzten Jahren die vielberufene Tarifgemeinschaft so viel böses Blut machte, und wenn sich im Anschluß an ihre Einführung unliebsame Vorgänge innerhalb der Organisation abspielten, so weiß doch jeder mit den Verhältnissen einigermaßen Vertraute, daß alles dies in ganz anderen Dingen, nicht zum Wenigsten auch in der Qualität der leitenden Persönlichkeiten selbst seinen Grund hatte, keineswegs aber in der im Buchdruckerverband eingeführten Arbeits-

[1] Berlin 1897, Puttkamer & Mühlbrecht.

losenunterstützung, eine Thatsache, die uns auch jeder oppositionelle Buchdrucker gerne bestätigen wird.

Wir resumiren: Prinzipielle Bedenken lassen sich gegen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung in den Gewerkschaften resp. ihren weiteren Ausbau nach keiner Richtung hin erheben; die Befürchtung, sie würde zu einer Verflachung, ja zu einer Versumpfung des Klassenkampfes führen, erscheint absolut unbegründet.

In einem zweiten Artikel wollen wir in aller Kürze die wesentlichsten Vortheile besprechen, die die Befürworter der Arbeitslosenunterstützung von ihrer Einführung nach den bisherigen Erfahrungen zu erhoffen berechtigt sind.

Das österreichische Staatseisenbahnwesen.

Von **L. J. P.** (Krakau).

I.

Der „Bericht des k. k. Eisenbahnministeriums über die Ergebnisse der k. k. Staatseisenbahnverwaltung für das Jahr 1896", der uns eben vorgelegt worden ist, bringt uns interessante Zahlen vom österreichischen Staatsbahnwesen, die ich im Folgenden betrachten will.

Das Netz der österreichischen Staatseisenbahnverwaltung betrug im Jahre 1896 9179535 Kilometer. Im Vergleich mit dem Vorjahr bedeutet das einen Zuwachs von 276676 Kilometer oder 3,07 Prozent. Wenn man aber die Entwicklung des Staatseisenbahnbetriebs von 1881 bis 1896 in Erwägung zieht, nimmt die Bedeutung dieses Zuwachses beträchtlich ab. Folgende Zahlen werden uns nämlich beweisen, daß die im Jahre 1881 begonnene Verstaatlichungsaktion in ihren ersteren Jahren viel intensiver war, als in den späteren; so haben wir

im Jahre 1881	987 309	Kilometer Betriebslänge im Staatsbetrieb
„ „ 1882	2 089 365	„ „ „ „
„ „ 1883	2 487 883	„ „ „ „
„ „ 1884	5 103 671	„ „ „ „

Von diesem Jahre an, das hier als ein Jahr des Aufschwungs gelten kann, geht die Sache immer langsamer und zwar in den vier letzten Jahren unseres Zeitraums haben wir im Staatsbetriebe:

im Jahre 1893	8 210 456	Kilometer Betriebslänge
„ „ 1894	8 433 268	„ „
„ „ 1895	8 902 286	„ „
„ „ 1896	9 179 535	„ „

Der Unterschied wird noch greller hervortreten, wenn wir nur die Zahl der in jedem Jahre vom Staate in Betrieb übernommenen, also der eigentlichen verstaatlichten Bahnen in Rechnung ziehen. So beträgt nach den Zahlen des Berichts (S. 26) der durch Einbeziehung in den Staatsbetrieb gewonnene Zuwachs in der Betriebslänge:

im Jahre 1882	1 102 056	Kilometer
„ „ 1883	307 872	„
„ „ 1884	1 961 005	„

Vom Jahre 1890 an beginnt eine stete und zwar sehr bedeutende Abnahme des Zuwachses; in den zwei letzten Jahren beträgt er:

im Jahre 1895	360 750	Kilometer
„ „ 1896	10 319	„

Das bedeutet beinahe einen Stillstand in der Verstaatlichungsaktion in Oesterreich, und die Ursache dieser Erscheinung kann nur in der Thatsache liegen, daß die

Regierung endlich zu der traurigen Einsicht gekommen ist, daß ihr die Staatsbahnen keinen Reingewinn bringen. Nachstehendes bestätigt diese Einsicht vollkommen. Das investirte Anlagekapital der im Staatsbetrieb stehenden Bahnen betrug im Jahre 1896 1163890640 Gulden; bei einem Zinsfuß von fünf Prozent ergiebt das ein jährliches Zinsenerforderniß von 58194530 Gulden. Wenn man nun diese Zahl von dem Betriebsüberschuß pro 1896, der 34285889,28 Gulden beträgt, in Abrechnung bringt, so entsteht ein Defizit von 23908650,72 Gulden jährlich. Bei einem etwas niedrigeren Zinsfuß von 4,2 Prozent (den Einige annehmen), beträgt das Defizit noch 15271000 Gulden.

Im Vergleich mit den österreichischen Privatbahnen ergiebt sich für die beiderseitigen Einnahmen ein Verhältniß von 1:0,64, für die Ausgaben 1:0,72. Dagegen verhält sich die Betriebslänge der Staatsbahnen zu der der Privatbahnen wie 1,34:1.[1]

Die Ursachen dieser gänzlichen Unrentabilität müssen wir einerseits in den Anfangszeiten der Verstaatlichung suchen, die eine völlige Unfähigkeit der Regierung, die Staatsinteressen gegenüber den Aktionären zu wahren, aufweisen. Der Einlösungsvertrag gab den Privatbahnen immer eine gute Gelegenheit, den Einbekaufspreis so hoch als möglich zu steigern, indem er denselben nach der Durchschnittshöhe der Dividende in den letzten fünf oder sieben Jahren festsetzte. Mit Recht sagt darüber H. Beruth: „Wenn der Staat dann die betreffende Bahn auf Grund dieser Konzessionsbedingungen kauft, befindet er sich in der Lage eines Landwirths, der eine Wirthschaft gekauft hat, auf der sieben Jahre Raubbau getrieben wurde."[2]

Daß übrigens die Verstaatlichung in Oesterreich geradezu ein Asyl für verkrachte Eisenbahnkapitalisten geworden ist, beweisen zwei folgende Beispiele: Die bekanntlich reichste österreichische Privatbahn, die Nordbahn, sollte im Jahre 1886 eingelöst werden. Aber der Wunsch und das Interesse der Aktionäre veranlaßte die Regierung zur Verlängerung des Vertrags bis zum Jahre 1904, wobei der Einlösungspreis nach der Durchschnittshöhe der Dividende in den Jahren 1896 bis 1902 bestimmt worden ist. Daß die Nordbahn diesen Vertrag auszunützen versteht, beweist die Thatsache, daß die Dividende, die im Jahre 1886 136¼ Gulden betrug, im Jahre 1896 die Höhe von 149¼ Gulden erreichte. Dasselbe Motiv, also das Interesse der Aktionäre, ruft anderseits die entgegengesetzte Erscheinung hervor, daß man Eisenbahnen verstaatlicht, die für die Eigenthümer kein gutes Geschäft bieten. So verhielt sich die Sache mit dem Verstaatlichungsprojekt, das die Lemberg-Belsetzer Bahn betraf. Die Bahn, das Eigenthum einer Aktiengesellschaft, an der an erster Stelle die Verwaltung der Lemberg-Czernowitzer Bahn, und zwar mit 90 Prozent aller Aktien, betheiligt war, brachte ihren Aktionären (nebenbei gesagt den hervorragendsten Persönlichkeiten Galiziens) verhältnißmäßig sehr geringe Einnahmen. Die Einkünfte sind im Jahre 1897 um circa 25000 Gulden gegenüber dem Jahre 1892 gesunken; die Aktien gewährten nur ⅞ Prozent (Stammaktien) und 4 Prozent (Prioritätsaktien) Dividende. Aber dessen ungeachtet legte die Regierung im Mai 1897 dem Parlament einen Antrag vor, nach dem der Staat die Bahn einlösen sollte und den ganzen nominellen Preis für die Aktien zu zahlen verpflichtet war (4000000 Gulden).

Wie nun die Wirthschaft auf den schon verstaatlichten Eisenbahnen vor sich geht, darüber belehren uns folgende Zahlen:

Im Jahre 1896 besaßen die Staatsbahnen 3,974 Güterwagen pro Kilometer Betriebslänge,[3] was einer Abnahme von 5,6 pro 100 Kilometer im Vergleich mit dem Vorjahre gleich ist. In derselben Zeit dagegen nimmt die Zahl der Wagen auf den Privatbahnen um 14,4 pro 100 Kilometer zu. Und doch ist der Verkehr auf den Staatsbahnen um ungefähr 3000000 Tonnen und die Transporteinnahme für Eil- und Frachtgüter um rund 7000000 Gulden in die Höhe gestiegen. Dabei

[1] Die Angaben beruhen auf amtlichen Ziffern, die Dr. Benis in einem Artikel über „Eisenbahnstatistik" zusammenfaßt (in der Krakauer Zeitschrift „Ruch spoieczny").

[2] „Oesterreichische Staatsbahnen", „Neue Revue", Jahrgang 1896, Nr. 49.

[3] Bericht des Eisenbahnministeriums, S. 130.

beträgt noch die Mehrleistung der Güterzüge im Jahre 1896 (gegenüber dem Vorjahr) 723557700 Brutto-Tonnenkilometer (Bericht S. 75). Also bei gleichzeitiger Zunahme des Verkehrs, der Einnahmen und der Leistung eine Abnahme von wichtigen Betriebsmitteln! So ist auch die Zunahme der Lokomotiven (bei Personen- und Güterzügen) um 94 als ganz unzulänglich anzusehen, wenn man sie mit der Erhöhung der Gesammtleistung der Lokomotiven um 3¹/₃ Millionen Kilometer zusammenstellt. Das alles sind eben Folgen der berüchtigten Sparsamkeit des österreichischen Staatsbetriebs.

Die von offiziöser Seite als Ursache dieser Verhältnisse angegebene Thatsache, daß die Staatsbahnen (wie unlängst das „Oesterreichisch-ungarische Eisenbahnblatt" konstatirt) an der Zahl der auf dem Gesammtnetz der österreichischen Eisenbahnen beförderten Personen mit nur 37,84 Prozent, der beförderten Gewichtstonnen mit 32,12 Prozent partizipiren, kann als Entschuldigung dieses Zustandes gar nicht gelten. Im Gegentheil muß diese Thatsache schon als sekundäre Erscheinung angesehen werden, die ihre Quelle einerseits eben in dem Mangel an Fahrbetriebsmitteln, anderseits sowohl in dem Umstand besitzt, daß zumeist ruinirte Bahnen verstaatlicht werden, als auch in der Weise, auf die sehr viele neue Strecken gebaut werden. Man läßt nämlich dabei außer Betracht den wirthschaftlichen Nutzen der künftigen Bahnen und das Interesse des Staates, und behält im Auge den Gewinn und die Bedürfnisse einzelner Persönlichkeiten. So führt z. B. in Galizien die Strecke Tarnopol-Podwysokie nicht durch die dort einzige Handelsstadt Brzezany, sondern durch ein Dorf, Potutory, und zwar deshalb, weil dieses auf einem Gute des Exministers Zaleski liegt. Und das ist in Oesterreich kein vereinzelter Fall! . . .

Die Passivität der österreichischen Staatsbahnen wird noch durch ihre Tarifpolitik befördert. Folgende Zahlen werfen ein eigenthümliches Licht auf diese Frage:

Im Jahre 1896 betrug die Zahl der transportirten Eilgüter um 26202 Tonnen oder 13,31 Prozent mehr als im Vorjahr. Dagegen weisen die Transporteinnahmen für Eilgüter im Jahre 1896 ein Mehr von 219092 Gulden oder nur 8,11 Prozent auf. Die durchschnittliche Einnahme pro Tonne beträgt nämlich um 4,59 Prozent weniger als im Jahre 1895. Beim Frachtgüterverkehr stieg das Gesammtgewicht um 3046356 Tonnen oder 12,74 Prozent; die Einnahmen um 7483646 Gulden oder 12,02 Prozent, während die durchschnittliche Einnahme pro Tonne um 0,65 Prozent gesunken ist.[1] Also hier etwas günstiger, aber immer noch dasselbe: daß nämlich bei Steigerung des Verkehrs die Transporteinnahmen sich verringern.

Diese gewiß sonderbare Erscheinung wird uns leicht verständlich sein, wenn wir erwägen, daß die Tarifpolitik in Oesterreich nur ein einziges Ziel verfolgt: nämlich eine ausgiebige Begünstigung der Großkapitalisten und Agrarier. So bezwecken von den zehn tarifarischen Maßnahmen (im Jahre 1896), die der Bericht des k. k. Eisenbahnministeriums „besonders zu erwähnen" für erwünscht hielt, sechs nichts anderes als verschiedene Tarifermäßigungen für die österreichische Mühlenindustrie, für die Landwirthschaft, die Spiritusindustrie u. s. w. Außerdem wurde von der Begünstigung des Ausnahmetarifs für „Neuanlagen und Erweiterungen von Industrieetablissements 2c." in 139 Fällen Gebrauch gemacht, d. h. um 51 Fälle mehr als im Vorjahr. Und diese Tarifbegünstigungen kommen vornehmlich den reichsten Industriellen zu Gute. Im Jahre 1896 wurde die Ermäßigung der Frachtsätze für den Zuckerexport erneuert, also eine Begünstigung für die mächtigen Zuckerfabrikanten, die ja ohnedem neun Millionen Exportprämie erhalten; dann wurden besonders ermäßigte Frachtsätze für Rohpetroleum in Galizien gewährt, also für die rücksichtslosesten Ausbeuter Galiziens; endlich kam noch der skandalöse Fall mit der Malzrefaktie, über den unlängst die Wiener „Arbeiter-Zeitung" genauere Nachricht brachte, die zeigte, daß der österreichische Staat „für jeden Waggon Malz, der über die Grenze geht, gleichgiltig, ob über Privatbahnen oder Staatsbahnen, gleichgiltig, ob österreichischen oder ungarischen Ursprungs, eine Exportprämie von 25 Gulden, bei kleineren Strecken von 15 Gulden pro Waggon von 10000 Kilogramm bezahlt."

[1] Bericht S. 118 und 119.

Wenn wir nun das über die wirthschaftliche und finanzielle Politik der österreichischen Staatsbahnen Gesagte zusammenfassen, so ersehen wir, daß der österreichische Staatsbahnbetrieb eine wirkliche Last für den Staat und die Steuerträger geworden und daß dies ein unstreitbares Verdienst der österreichischen Regierung ist. Daß eine solche sinn- und planlose Eisenbahnpolitik auch höchst schädlich ist, das wird Niemand leugnen, der ihre (übrigens leicht ersichtliche) enge Verbindung mit der Steuer- und allgemeinen Wirthschaftspolitik anerkennt.

II.

Die sozialpolitische Thätigkeit der österreichischen Staatsbahnen kann natürlich unter solchen Umständen nur einen traurigen Anblick gewähren. Die diesbezügliche Statistik ist aber leider sehr unzulänglich und es ist allgemein bekannt, daß die Regierung die Verhältnisse und die Lage des Personals nur ungern an das Tageslicht bringt. Diese spezielle Abneigung vor genauen Mittheilungen in dieser Hinsicht wird aber bald verständlich, wenn man Nachstehendes betrachtet:

Im Jahre 1896 betrug die Zahl der Staatsbahnbediensteten (Beamte, Unterbeamte und Diener) 35427 oder circa 3,8 auf einen Kilometer Betriebslänge. Im Vergleich mit dem Jahre 1894 (wir zitiren nach der amtlichen „Statistik der österreichischen Eisenbahnen für das Jahr 1894") bedeutet das eine Zunahme von circa 0,5 pro Kilometer Betriebslänge. In derselben Zeit nahm aber die Zahl der geleisteten Tonnen-Kilometer um 8256 pro Kilometer Betriebslänge zu, was gewiß auch die Bedeutung der relativen Abnahme der Personen-Kilometer um ungefähr 4000 pro Kilometer Betriebslänge sehr abschwächt.

Die Gehaltsverhältnisse dieses Personals stellen sich nach der Tabelle auf S. 14 des Berichts folgendermaßen dar: Von 4087 Unterbeamten erhielten 3601 ein Jahresgehalt von 500 bis 760 Gulden; also beinahe 90 Prozent bekommen die niedrigsten Gehalte, dem Reste fallen die höheren bis 1200 Gulden zu. Für die Diener und Wächter beträgt das höchste Gehalt 750 Gulden und wird von 24991 Leuten nur 24 gewährt. Die vierte und fünfte Kategorie, die Hungerlöhne von 21 Gulden monatlich bis 450 Gulden jährlich enthält, und die sechste Kategorie, die ein Monatsgehalt für die Wächter von 30, 27 und 24 Gulden aufweist, umfassen zusammen mehr als 19000 Leute, d. h. auch circa 90 Prozent der Gesammtzahl! Noch ein grelles Beispiel: die Zahl der Werkstättenarbeiter weist gegenüber dem Vorjahr ein Mehr von 9,5 Prozent (533) auf; der durchschnittliche Jahresverdienst eines Arbeiters ist dagegen von 576,35 auf 568,02 oder um circa 1,4 Prozent gesunken.[1] Noch eigenthümlicher beleuchten diese Zahlen folgende der amtlichen Statistik vom Jahre 1894 entnommene Angaben:

	Durchschnittliches Jahresgehalt (in Gulden ö. W.) Staatsbahnen	Privatbahnen
Beamte und Unterbeamte	1047	1397
Weibliche Diener	459	169
Männliche Diener	434	636

Also mit Ausnahme der weiblichen Diener bekommen alle Staatsbahnbedienstete noch niedrigere Löhne als die Privatbahnfunktionäre. Und diese sind gewiß nicht zu hoch bemessen.

Aus dem Budgetvoranschlag für das Jahr 1898 leuchtet noch ein, daß die Regierung es nicht einmal für nöthig hält, diese Verhältnisse zu bessern. Darnach wird z. B. die Zahl der Unterbeamten um ungefähr 1000 zunehmen; die niedrigsten Gehalte sind aber wiederum circa 90 Prozent der Gesammtzahl zugedacht. Die Zahl der Diener und Wächter ist für das Jahr 1898 auf 30646 veranschlagt; nur 5273 von ihnen werden die Gehaltskategorie von 500 bis 550 Gulden erreichen, für alle Anderen sind die schon bekannten Hungerlöhne bestimmt.

Ueber die Dienstdauer des Personals giebt uns der Bericht des Ministeriums keinen Aufschluß; es wäre auch schwer, genaue statistische Mittheilungen in dieser

[1] Bericht S. 154 und 155.

Hinsicht zu liefern. Dagegen glaube ich, daß es der Mühe werth ist, die neuen Vorschriften des Eisenbahnministeriums eingehender zu besprechen. Sie wurden vor Kurzem veröffentlicht und von einer Verlautbarung eingeleitet, die über die Nothwendigkeit einer Regelung der Arbeitsdauer auf den österreichischen Eisenbahnen sich äußert. Da lesen wir, daß der Zweck der neuen Maßnahmen darauf ausgeht, „einer Ueberbürdung des im exekutiven Betriebsdienst verwendeten Personals entgegenzutreten". Und einige Zeilen weiter: „Es sind Fälle vorgekommen, in denen die dienstlichen, an das exekutive Betriebspersonal gestellten Anforderungen zweifellos über die durchschnittliche Leistungsfähigkeit desselben hinauszogen". Es wird ferner eingestanden, daß „die vierundzwanzigstündige Dienstzeit bei dem größten Theil des im exekutiven Betriebsdienst verwendeten Personals eine Regel ist, von der in einschränkendem Sinne nur hier und da abgewichen wird" und daß sogar die Ruhezeit bis auf sechs Stunden eingeschränkt wird. Daß übrigens die Wirklichkeit sich noch viel schlimmer darstellt, dafür spricht schon der Umstand, daß wir das alles in einer amtlichen Schrift lesen. Die Vorschriften selbst enthalten:

Die gänzliche Eliminirung der vierundzwanzigstündigen Dienstzeit; die Regel, daß jede Diensttour, in die die Dienstbereitschaft (Vorbereitungs- und Uebergabezeit) eingerechnet werden muß, zwischen zwei völlig dienstfreie Zeitabschnitte von bestimmter Dauer einzulegen ist; für die Zugsexpedienten, für das bei Verschiebungen beschäftigte Personal, für die Block- und Weichenwächter und das bei Güterzügen verwendete Lokomotivpersonal wird die Dienstzeit höchstens zwölf Stunden betragen; bei dem auf den Personenzügen beschäftigten Lokomotivpersonal darf die innerhalb der Diensttour auf der Lokomotive zurückzulegende fahrplanmäßige Fahrdauer höchstens neun Stunden betragen; die längste Dauer einer ununterbrochenen Diensttour darf beim gesammten Zugspersonal mit nicht mehr als vierzehn Stunden bemessen werden. Die Ruhezeit ist genau begrenzt und muß mindestens mit zwölf Stunden bemessen werden, bei den drei ersten der oben aufgezählten Dienstkategorien kann sie sogar 24 Stunden betragen.

Der Werth dieser Vorschriften, die — wie man sieht — nicht unbedeutende Aenderungen einzuführen beabsichtigen, wird jedoch durch den Umstand sehr abgeschwächt, daß sie nur für die größten Rangir- und Dispositionsstationen gelten, während in den Stationen mit schwächerem Verkehr die Arbeitszeit bis 16 oder sogar 18 Stunden ausgedehnt werden darf. Dann kann auch die Ruhezeit auf „Linien mit geringem Zugsverkehr mit beschränktem Nachtdienst" auf sechs Stunden beschränkt werden. Ferner spielt noch eine große Rolle bei der Frage nach dem Einfluß dieser Vorschriften auf die Lage der Bediensteten die Anordnung, daß ihre Durchführung im Jahre 1898 und in den nächsten zwei Jahren „nach der Maßgabe der successiven Einführung des neuaufgenommenen Personals" erfolgen soll. Und last not least die Frage der Stunden- und Kilometergelder, die das Ministerium mit Recht als den „Anreiz" für die Angestellten darstellt, übertriebene Leistungen auf sich zu nehmen, wird nicht näher erörtert. Entweder also soll dieses System nicht beseitigt werden und dann bleibt der „Anreiz" fortbestehen, somit auch die Gefahr der Ueberbürdung, oder die Stunden- und Kilometergelder werden abgeschafft, und dann — was gedenkt das Ministerium mit der daraus erwachsenden Verringerung der Löhne anzufangen? Die Frage muß gelöst werden, wenn die Regelung der Dienstdauer eine praktische Bedeutung erhalten soll, und es ist klar, daß die Lösung nur durch eine allgemeine Erhöhung der Gehalte möglich ist.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit der Ursache zu, die die neuen Vorschriften des Ministeriums ins Leben rief: nämlich der Sicherheit des Verkehrs. Im Jahre 1896 beträgt die Gesammtzahl der auf den Staatsbahnen vorgekommenen Unfälle 1135, die Zahl der verunglückten Personen 1037. Davon entfallen auf die Bahnbediensteten 864, also über 80 Prozent! Getödtet wurden aus der Gesammtzahl der Verunglückten 71 Personen, davon 40 Bedienstete. Daß gerade die Staatsbahnen die größte Zahl der Betriebsunfälle aufweisen, leuchtet aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1895 war das Verhältniß zwischen den Unfällen auf den Staats-

bahnen und den Privatbahnen gleich 3:1; im Jahre 1896 stellt sich das Verhältniß schon besser dar (1,5:1), aber noch immer ist die schwarze Zahl auf den Staatsbahnen um 50 Prozent höher als bei dem Privatbetrieb. Uebrigens ist diese Besserung gar nicht wesentlich, denn sie verdankt ihre Entstehung mehr dem Umstand, daß sich die Unfälle auf den Privatbahnen vermehrt haben.[1]

* * *

Ich will nur noch Eines dem Gesagten hinzufügen: ich will mich nämlich entschieden gegen Diejenigen wenden, die die Ursache des traurigen Zustandes des österreichischen Staatsbahnbetriebs im Mangel an speziellem Privatinteresse, in der Gestalt einer Dividende, suchen wollen, indem sie zugleich daraus einen Vorwurf gegen die Verstaatlichungsidee selbst machen. Daß das nicht richtig ist, dafür sprechen die Erfolge der Staatsbahnbetriebe im Ausland. Ich glaube übrigens, es geht aus den obigen Angaben klar hervor, daß nur die schon erörterten Gründe die jetzigen Verhältnisse auf den österreichischen Staatsbahnen hervorrufen und es ist leicht ersichtlich, daß all dies nur spezielle Charakterzüge der österreichischen Regierung und der österreichischen Staatsverhältnisse sind. Das System der österreichischen Bahnverstaatlichung, das System der im österreichischen Staatsbahnbetrieb getriebenen Wirthschaft wird also durch die oben angeführten Zahlen aufs Schärfste verurtheilt, nicht aber die Verstaatlichung selbst.

Saloniki und die makedonische Frage.

Von J. Balugdgitsch.

Den Mittelpunkt aller serbischen und bulgarischen Aspirationen bildet heute Saloniki mit seinem Hafen.

Einstens waren es Ochrida, seit Jahrhunderten der Sitz des unabhängigen bulgarischen Exarchats, der Ort, aus welchem der heilige Klement „den Bulgaren alles das sandte, was ihr Herz erheben, ihre Seele erwecken kann“; Prizren, Residenz der alten serbischen Zaren und Könige; Uskub, wo der mächtige Duschan zum Kaiser aller balkanischen Völkerschaften gekrönt wurde; Petsch, Seres, Prilep — die durch ihren Namen die Völker der Halbinsel begeisterten. Sie wurden in der reichen Nationalpoesie besungen, sie weckten die Phantasie des erst befreiten Volkes, das hier das große Reich Simeons, dort Duschans oder wenigstens Uroschs zu erneuern träumte. Heute zieht keine von diesen Städten mehr die Aufmerksamkeit auf sich, keine ist im Stande, den Chauvinismus der Balkanvölker zu entflammen. An ihrer Stelle thut sich jetzt das schmutzige Saloniki mit seinem sonderbaren Gemenge von Einwohnern hervor. Es ist das Ziel aller politischen Bestrebungen, aller nationalen Anstrengungen in den kleinen Balkanstaaten geworden.

Weder Serben, noch Bulgaren haben auf dasselbe irgend einen legitimen Anspruch. Historisch gehörte es ihnen niemals, ethnographisch gehört es ihnen nicht. Es wurde von Griechen gegründet und sie herrschten daselbst seit uralten Zeiten. Und obgleich oft vor seinen Mauern Bulgaren und Serben fochten, blieb es in griechischen Händen bis zum Jahre 1429, wo es in die Hände der Türken fiel. Seit dieser Zeit beherrschen sie es, die Bevölkerung aber ist nicht türkisch; sie ist auch weder serbisch, noch bulgarisch, noch griechisch. Von 120000 Einwohnern Salonikis sind ungefähr 75000 spanische Juden, nur 11000 Slaven, 14000 Griechen. Den Rest bilden Türken, Arnauten, Zinzaren u. s. w.

---

[1] Dr. Benis, l. c.

Wenn man heute noch von historischen Rechten sprechen kann, so gehört Saloniki den Griechen; wenn wir aber seine ethnographische Struktur in Betracht ziehen, so ist es spanisch oder vielmehr jüdisch.

Und merkwürdig — diese seit jeher unslavische Stadt, mitten in einer Gegend, die größtentheils von Griechen und Türken bewohnt ist, haben Serben und Bulgaren zum Ziele ihrer Bestrebungen, zum Ideal ihrer nationalen Zukunft erhoben. In politischen Artikeln, in Versammlungen, in patriotischen Liedern und in wissenschaftlichen Vorträgen — überall und immer bildet Saloniki den Mittelpunkt, alles in Allem. „Nach Saloniki, nach Saloniki — gegen das ägäische Meer" — das ist heute das Straßengeschrei des entflammten Chauvinismus auf der einen sowohl wie auf der anderen Seite.

Wenn irgendwo, so erscheint uns hier, in diesem heftigen Kampfe zwischen dem serbischen und bulgarischen Element, den der dicke Nebel eines erhabenen patriotischen Gefühls umhüllt, der ökonomische Faktor als Träger und Urheber aller Bestrebungen.

Warum gerade nach Saloniki, mit welchem Rechte gegen das ägäische Meer? Zur Beantwortung dieser Frage wende man sich nicht an die patriotischen Dichter, auch nicht an die Historiker und Ethnographen; nur die fanatisirte serbische und bulgarische Bourgeoisie wird im Stande sein, darauf eine Antwort zu geben. Es ist wahr, daß sie noch in der Bildung begriffen ist, daß sie, mit ihren Schwestern im Westen verglichen, noch zu schwach erscheint, aber sie hat schon ganz bestimmte Einblicke in die Zukunft, sie besitzt einen starken Willen und es gelingt ihr, es ist ihr schon gelungen, ihre eigenen Ideale zu denen des gesammten Volkes zu machen.

Saloniki war seit je ein sehr wichtiger Handelspunkt; heute ist es schon der ökonomische Schlüssel der ganzen Halbinsel. Durch Saloniki geht ein großer Theil des internationalen Handels nicht nur Makedoniens und Rumeliens, sondern auch der entfernten, an der Save und der Donau gelegenen Provinzen Serbiens und Bulgariens, sogar Rumäniens. Heute schon, wo die Handelswege, die von dort nach allen Seiten der reichen Halbinsel ausgehen, sich in einem jämmerlichen Zustand befinden, wo es nur durch eine einzige Eisenbahnlinie mit den unabhängigen Staaten verbunden ist, wo die schreckliche türkische Gleichgiltigkeit, der „Kjef", ihren lähmenden Einfluß ausübt, erreicht seine Ein- und Ausfuhr eine Ziffer von 70 Millionen Francs. Man muß sich nur die schwache Entwicklung der balkanischen Provinzen vergegenwärtigen, man darf nicht vergessen, daß der ganze internationale Handelsverkehr des Königreichs Serbien selten diese Summe übersteigt, und dann wird es klar, wie wichtig der Verkehr Salonikis für die südöstliche Halbinsel Europas ist. Mit der ökonomischen Entwicklung der unabhängigen Balkanstaaten steigt natürlich auch die Handelsbedeutung dieses Hafens. Zu Ende der achtziger Jahre betrug der Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe 1232000, im vorigen Jahre (1896/97) war er schon 1603000. Es giebt keinen europäischen Staat, keinen wichtigeren Hafen im Westen, der nicht mit Saloniki in einem häufigen regelmäßigen Verkehr stände.

Kurz gefaßt — heute schon, unter der unerträglichen türkischen Regierung, bei allen Schwierigkeiten, womit der Handel im Halbmondstaat zu kämpfen hat, ist dieser Hafen von außerordentlicher ökonomischer Bedeutung. Diese wäre aber größer, wenn Saloniki einem Staate mit stabilen politischen Verhältnissen gehörte, wenn die kapitalistische Akkumulation nicht auf der einen Seite durch die nimmersatte Habgier der Paschas und Veziers, auf der anderen durch die unbegrenzte türkische Indolenz gehemmt würde.

Aber neben dieser allgemeinen Bedeutung hat Saloniki für jeden der beiden Balkanstaaten noch einen besonderen Werth.

Bulgarien besitzt keinen Hafen, der ein Mittelpunkt seines Handels werden könnte. Burgas ebenso wie Varna sind sehr entfernt von dem großen wirthschaftlichen Verkehr, der seit Jahrhunderten zwischen Europa und Asien besteht. Auch die Natur der Küste, an der sie sich befinden, erlaubt nicht, daß sich diese Städte zu Häfen von irgend einer großen kommerziellen Bedeutung entwickeln. Deshalb konnte der bulgarische Handel keinen bestimmten Weg nehmen und seine Entwicklung war gehemmt, solange die Eisenbahnlinie Philippopel-Adrianopel-Debeagatsch nicht eröffnet wurde. Ueber diese Linie erst floß ein großer Theil der Ein- und Ausfuhr von Süd- und Mittelbulgarien gegen diesen türkischen Hafen am ägäischen Meere ab, Debeagatsch wurde ein wichtiger Transitpunkt für den Handelsverkehr eines Theiles Bulgariens mit dem Abendland. Aber ganz abgesehen davon, daß Debeagatsch inmitten einer wilden tscherkessischen Bevölkerung liegt, ist es dadurch, daß es von Sofia 550 Kilometer entfernt ist und daß es außerhalb des Weges liegt, den der große internationale Handelsverkehr geht, sehr wenig geeignet — auch wenn es Bulgarien gelingen sollte, es zu erlangen — ein Zentralpunkt für den bulgarischen Handel zu werden. Heute genügt es den Bulgaren zur Noth, morgen wird es schon zu eng und zu abgelegen sein. Saloniki zeigt sich den Bulgaren als der einzige Ausweg aus der schwierigen Lage. Saloniki, das durch die projektirte und im Bau begriffene Linie Kumanovo-Kustendel-Dubniza nur 320 Kilometer von Sofia und anderen wichtigen Handelsplätzen Bulgariens entfernt ist, Saloniki, das um 32 Stunden Europa näher steht als Debeagatsch, Saloniki, in dem fruchtbaren Wardarthale — ist durch seine Lage ganz natürlich bestimmt, den bulgarischen Handel zu konzentriren, ein Reservoir zu werden, in welchem sich der ganze Saft des wirthschaftlichen Lebens des bulgarischen Volkes ansammeln wird, um sich von da in die mächtigen Arterien des modernen Handels zu ergießen.

Ganz abgesehen von seiner allgemeinen Bedeutung, abgesehen davon, daß Saloniki einen wichtigen großen internationalen Verkehrsmittelpunkt bildet und dadurch die Begehrlichkeit sogar des mächtigen Oesterreich reizt, hat diese Stadt also für Bulgarien einen speziellen Werth. Die Bulgaren sehen in ihr einen natürlichen Hafen Sofias, der berufen ist, dem bulgarischen Handel besondere Dienste zu leisten, ihn zu konzentriren und Europa zu nähern.

Sobald der Handel in Bulgarien also einen gewissen Grad von Intensität erreicht hatte, sobald sich die Häfen von Burgas, von Varna, ja selbst von Debeagatsch als ungenügend und allzu abgelegen von der Welthandelsstraße erwiesen hatten, erhielt auch die Idee „einer Befreiung der unterjochten Brüder" in Makedonien einen materiellen, festen Boden. Zu den verworrenen Wünschen des bulgarischen Volkes, welche in den Nationalliedern besungen wurden, kam nun ein höchst praktischer Gesichtspunkt — die Eroberung Makedoniens, um dadurch Saloniki zu erreichen.

Für Serbien hat der Hafen von Saloniki eine noch größere Bedeutung.

Serbien besitzt keinen Ausgang nach dem Meere, und sobald die serbische Bourgeoisie auf eigenen Füßen stand, sobald sie sich ihrer Interessen bewußt wurde, forschte sie auch nach einem zugänglichen und geeigneten Hafen. Sie fühlte sich unterdrückt, denn sie war gezwungen, den größten Theil ihrer Produkte in den kleinen ungarischen Städten zum Verkauf aufzustapeln; es gelang ihr selten, durch diese vorzubringen und den großen Weltmarkt zu erreichen. Seit jeher stand sie nicht nur unter dem Drucke allgemeiner Tarife des benachbarten Staates,

sondern auch unter einer Menge außerordentlicher Maßnahmen, der gröbsten Repressalien, durch welche das offizielle Ungarn die ökonomischen Verhältnisse Serbiens von sich abhängig zu machen suchte. Ungarn war überzeugt, dadurch auch den großserbischen Ideen einen Riegel vorzuschieben, und der Druck war um so schwerer, je stärker Serbien in ökonomischer Beziehung wurde. Seine Bourgeoisie verlangte immer heftiger nach der wirthschaftlichen Freiheit. Freiheit — das war ein Hafen an einem der benachbarten Meere, zu welchem der ganze reichliche Inhalt des serbischen Handels abfließen sollte, um von dort ungehindert nach dem großen Weltmarkt zu eilen.

Und die Blicke der serbischen Bourgeoisie richteten sich auf Ragusa und Kattaro am adriatischen Meere. Diese Häfen liegen in den reichen Provinzen Dalmatiens, mitten in einer rein serbischen Bevölkerung. Der Weg dahin ginge über Kossovo, welches das serbische Volk in seinen Liedern besang, wo es seine große Niederlage erlitten, die es zu rächen träumte. Die Bestrebungen der serbischen Bourgeoisie deckten sich somit mit dem primitiven, noch ganz konfusen serbischen Nationalideal. Niemand dachte damals an Makedonien. Es war bulgarisch und die Bulgaren fanden in Serbien bei dem ganzen Volke Unterstützung in ihren Anstrengungen, Makedonien zu revoltiren und sich anzueignen.

Aber der Berliner Vertrag schnitt diesen ersten Bestrebungen der serbischen Bourgeoisie den Weg ab. Oesterreich-Ungarn befestigte sich auf der Halbinsel; es trennte vielleicht für immer, sicher für sehr lange Zeit Serbien von dem adriatischen Meere und seinen Häfen. Der serbische Handel begann wieder zu verzweifeln.

Im Anfang der achtziger Jahre machte sich ein großer Druck im Lande bemerkbar. Ungarn hatte exzeptionelle sanitäre Maßregeln festgesetzt, welche die Einfuhr und den Transit der serbischen Schweine beschränken sollten; auf den ungarischen Bahnen verfaulten die serbischen Pflaumen in Folge Mangels an Wagen; eine systematische Verzögerung der serbischen Produkte an der ungarischen Grenze fand unter verschiedenen Vorwänden statt. Ganz natürlich, durch jene blinde Kraft, die alle kommerziellen Verhältnisse leitet, getrieben, suchten unter diesen Verhältnissen die serbischen Produkte, zuerst ausnahmsweise, dann immer regelmäßiger, seit der Eröffnung der großen Linie Belgrad-Ristovatz, ihren Absatz im Süden. Von Saloniki wurden serbischer Weizen, serbischer Wein, Felle, sogar Vieh nach allen europäischen Märkten verschickt. Und im vorigen Jahre wurde der Export der serbischen Naturprodukte über Saloniki auf 20 Millionen Kilogramm festgestellt.

Langsam begann die serbische Bevölkerung, die unter dem Drucke der türkischen Indolenz litt und von der Wichtigkeit des Hafens von Saloniki überzeugt wurde, zuerst ganz bescheiden, im Verborgenen, dann immer offener von der Eroberung der ganzen Gegend, die Saloniki von Serbien trennt, zu reden. Saloniki war nie serbisch; die Bevölkerung, die in den fruchtbaren Thälern des Wardar zerstreut ist, ist nicht serbisch, nennt sich auch nicht so — aber wer wird sich darum lange kümmern?

Wie Pilze aus der Erde sproßten auf einmal historisch-ethnographisch-philologische Vorträge auf, die das Recht Serbiens auf Makedonien beweisen sollten. Die Autoren waren anfangs Persönlichkeiten mit sehr zweifelhaftem Wissen und ganz problematischer Vergangenheit; aber der Lauf dieser Ideen ergriff immer breitere Schichten, der Gedanke, Saloniki, den Schlüssel der ganzen Halbinsel, zu erobern, wurde schnell populär, und die größten Gelehrten standen nicht an, ihren Namen und ihr Wissen für ihn einzusetzen.

Die Versuchung war auch sehr lockend für eine gelehrte Taschenspielerkunst. Die Bevölkerung Makedoniens hat keine ausgeprägte Sprache, unter der schrecklichen Arnautenherrschaft hat sie auch ihren Namen eingebüßt, sie nannte sich ganz einfach Raja (Nichttürke), stand indifferent allen nationalen Bestrebungen gegenüber, wußte nichts von ihrer Vergangenheit, kümmerte sich wenig um die Zukunft. In Europa kannte man sie sehr wenig. Im Ganzen also ein sehr fruchtbarer Boden für die Pseudowissenschaft, die auf den Ruhm und den Reichthum spekulirte.

Solange der Handel in Bulgarien und Serbien noch nicht entwickelt war, solange ihm die gewöhnlichen Wege über Burgas und Pest genügten, bestand auch kein Antagonismus zwischen dem serbischen und dem bulgarischen Element. Der Serbe besang noch immer Kossovo, der fromme Bulgare richtete seine Blicke auf die heilige Stadt Ochrida. In Serbien wurden Bücher gedruckt, welche die bulgarischen Rechte auf Makedonien vertheidigten, in Bulgarien sammelten sich Freiwilligenschaaren, die den serbischen Aufstand unterstützen sollten. Eine idyllische, brüderliche Einigkeit herrschte zwischen diesen Völkern, die gestern noch einem und demselben Herrn unterworfen waren. Kara-Dagh bildete die natürliche Grenze der gegenseitigen Ansprüche.

Durch die Erstarkung des Handels erstand die Nothwendigkeit, einen Hafen an dem benachbarten Meere zu besitzen. Saloniki zog die Blicke der beiderseitigen Bourgeoisien auf sich und der Antagonismus begann. Die Bulgaren arbeiten darauf hin, den Serben um allen Preis den Weg zu versperren, der nach diesem Hafen führt, in welchem sie den Stützpunkt nicht nur ihrer ökonomischen Entwicklung, sondern auch ihrer kommerziellen Uebermacht auf der Halbinsel sehen. Die Serben ihrerseits verdrehen die Geschichte, die Philologie, die Ethnographie, um Makedonien als serbisches Gebiet darzustellen und sich so den Weg nach Saloniki frei zu machen. Darin liege die Hauptbedingung einer totalen ökonomischen und politischen Befreiung Serbiens von Oesterreich-Ungarn.

Die Agitatoren durchkreuzen das Land von einer Seite nach der anderen, theilen Geld in Massen aus, und die Schichten der politischen Spekulanten in Makedonien bereichern sich hier auf Kosten der serbischen, dort auf Kosten der bulgarischen Nationalidee. Die Korruption ergreift immer breitere Kreise, alles spionirt und denunzirt, um sich die Gunst der Konsuln und ihrer Agenten zu erwerben. Eine revolutionäre Bewegung aber, die gegen die türkische Herrschaft gerichtet wäre, besteht noch nicht. Die Bulgaren vertheidigen Saloniki gegen die Serben, die Serben wollen von den Bulgaren diesen Hafen erobern — als ob die Türken schon lange nicht mehr existirten!

Der Normal-Arbeitstag und die experimentelle Psychologie.

Die vorjährige Reichstagsdebatte über den Achtstundentag hat bekanntlich den Erfolg gehabt, daß auf einen Antrag des Zentrums hin beschlossen wurde, amtliche Erhebungen anzustellen darüber, in welchen Gewerbebetrieben eine übermäßige, d. h. der Gesundheit auf die Dauer nachtheilige Ausdehnung der Arbeitszeit in Uebung sei. Diese Erhebungen sollten sich stützen auf Aussagen der Gewerbeaufsichtsbeamten, der Krankenkassen-Vorstände und -Aerzte, sowie auf die Statistik der Krankenkassen und Invaliditäts-Anstalten. Daß hierbei nichts von einigermaßen sicheren Resultaten herauskommen konnte, ließ sich voraussehen, und die Ergebnisse, welche sich darüber in den bisher erschienenen Fabrikinspektorenberichten finden, besagen im Wesentlichen nur, daß der eingeschlagene Weg ungangbar ist.

Es wäre nur sehr zu bedauern, wenn dieser Mißerfolg zur Folge hätte, daß man von einer weiteren Verfolgung der unternommenen Untersuchungen überhaupt absähe; und darum halten wir den Hinweis für angebracht, daß es heute bereits eine ganze Menge von Methoden giebt, welche im Stande sind, den durch geistige oder körperliche Anstrengung hervorgerufenen Kraftverbrauch exakt und zahlenmäßig nachzuweisen. Es sind das diejenigen, welche die experimentelle Psychologie bei ihren Untersuchungen über das Ermüdungsproblem anwendet. Diese Wissenschaft, der man bis vor kurzer Zeit noch ihre prinzipielle Berechtigung abstritt, hat, seitdem die ersten gelungenen Experimentalversuche von Ebbinghaus vor circa zwanzig Jahren über die Gedächtnißfunktion ihren Erkenntnißwerth erwiesen und die Bethätigung Anderer auf diesem Felde hervorgerufen hatten, gerade im Rahmen der uns interessirenden Frage ihre Haupterfolge errungen. Eine Reihe namhafter Forscher — neben Ebbinghaus besonders Kraepelin, Sikorski, Burger, Aschaffenburg, Key u. A. — haben seit etwa 1890 an Schulkindern eingehende Untersuchungen darüber angestellt, welche geistigen und körperlichen Folgen die durch die Anstrengungen des Schulunterrichts hervorgerufene Ermattung zeitigt, und in welchem Verhältniß Art und Grad derselben zu der Länge und dem Inhalt des Unterrichts steht. Die erzielten Resultate haben die aufgewandte Mühe reichlich gelohnt. Man hat über die in vielen Punkten höchst irrationelle Vertheilung des Unterrichts bez. Tageszeit, Dauer der einzelnen Lektionen, Lage und Dauer der Pausen, Feiertage, Ferien, Anordnung des Unterrichtsstoffes ꝛc. sehr werthvolle Einblicke gewonnen, die auf einem anderen Wege kaum zu erhalten gewesen wäre. Unter anderem hat sich hierbei auch gezeigt, daß körperliche und geistige Anstrengung auf die Leistungsfähigkeit wesentlich gleichartig wirken, daß es also ein völlig verfehltes Mittel ist, „zur Erholung“ in den Unterricht Turnstunden einzuschieben oder Handfertigkeitsstunden ꝛc. zu begünstigen. Eben dieses Ergebniß zeigt aber auch, was man vielleicht sonst anzweifeln könnte, daß wir mit Aussicht auf Erfolg die gleichen Methoden für die Messung der durch körperliche Arbeit eintretenden Erschöpfung zur Anwendung bringen können.

Diese bei den genannten Untersuchungen benutzten Methoden nahmen theils die geistige, theils die körperliche Leistungsfähigkeit vor und nach dem Unterricht als Maßstab. Zu den ersteren gehört die Rechenmethode, die Gedächtnißmethode von Schiller und die von Ebbinghaus erfundene Kombinationsmethode. Erstere stellt eine Anzahl gleichförmiger einfacher Rechenexempel, zweite eine Anzahl Zahlen, Silben oder Buchstaben zum Auswendigmerken, letzte das Ausfüllen fehlender Silben und Worte in einer kurzen Erzählung zur Aufgabe. Die Zeit, in welcher dieselbe gelöst wird, und die Zahl der dabei gemachten Fehler bilden zusammen einen ziemlich sicheren Maßstab für den Grad der Ermüdung. Noch exaktere Untersuchungen liefern die mit körperlichen Mitteln arbeitenden Methoden. Hier sind in erster Linie zu nennen die „ergographische“ von Mosso und die „ästhesiometrische“ von Griesbach. Jene konstatirt einfach an Kraftmessern die verminderte Muskelkraft, diese die verminderte Sensitivität des Hautsinnes und zwar auf folgende Weise: Wenn man einen geöffneten Zirkel einer Person auf die Haut setzt, z. B. auf den entblößten Oberarm, so bedarf es einer ziemlich weiten Entfernung der beiden Spitzen von einander (durchschnittlich etwa zwei Zentimeter), damit die Berührung als eine zwiefache empfunden wird, und zwar sinkt diese Unterscheidungsfähigkeit mit der körperlichen oder geistigen Ermüdung.[1] Es leuchtet ein, daß sich hierdurch die Stärke der Erschöpfung ganz exakt und zahlenmäßig, sowie mit Ausschluß jeder Simulation feststellen läßt. — Wie beim Hautsinn, so ändert sich sehr wahrscheinlich bei allen Sinnen die Feinheit der Empfindung, so daß man eventuell mit ihrer Hilfe noch analoge Methoden ausfindig macht. Ferner liegt ein noch nicht genügend geklärter aber zweifellos vorhandener Maßstab auf einem mehr das Aesthetische streifenden Gebiete der Sinnesphysiologie. Wenn man ein Metronom in Bewegung setzt oder einen Menschen in beliebiger Gangart auf- und abgehen oder im $^2/_4$ Takt auf dem

[1] Schreiber dieses konstatirte bei einem Schulkind z. B. schon nach $^3/_4$ Stunden häuslicher Arbeit eine Abnahme der Unterscheidungsfähigkeit um zwei Millimeter.

Tische trommeln läßt, so ist es für Jedermann leicht, eine gewisse Schnelligkeit des Rhythmus anzugeben oder einzuschlagen, die ihm sympathisch und angenehm erscheint. Dieser Schnelligkeitsgrad verlangsamt sich nun mit zunehmender körperlichen oder geistiger Ermüdung, wovon sich Jeder leicht selbst überzeugen kann — es ist z. B. bekannt, daß eine Schulklasse auf dem Rückweg vom Turnen oder Schwimmen langsamer marschirt, als auf dem Hinweg; auf dieser Erfahrung beruht auch der vielgeübte Trik der Offiziere, ihre Truppentheile recht zu „schleifen", um hinterher ein ruhiges Tempo beim Parademarsch zu erzielen. — Da nun die Schnelligkeit des Rhythmus sehr exakt und einfach zu messen ist, so liegt auch hierin ein sicheres Mittel zur Messung der Stärke eingetretener Ermüdung. Ihn ähnlicher Weise scheint auch der sympathische Grad von Intensität bei Ton- und Lichtempfindungen mit zunehmender Ermüdung abzunehmen, so daß sich eventuell auch hieraus noch neue Maßstäbe gewinnen ließen.

Jedenfalls scheint es uns auf die geschilderte Art ein Leichtes zu sein, festzustellen, welchem Grade von subjektiver Anstrengung und Kräfteausgabe der Arbeiter in den einzelnen Branchen ausgesetzt ist. Auf anderen Gebieten rein körperlicher Anstrengung hat man derartige Untersuchungen bereits mit Erfolg vorgenommen, so z. B. auf dem des Radfahrens (Pflügers „Archiv für Physiologie"), und es liegt wohl kein Grund zu der Annahme vor, daß sich auf dem der gewerblichen Arbeit unvorhergesehene Schwierigkeiten zeigen würden. Einen Versuch ist die Aussicht jedenfalls werth.

Das Werthvollste an einer derartigen Untersuchung wäre, daß sie gleichzeitig wichtige Aufschlüsse auch über das nächstliegende Problem hinaus geben würde. Sie würde es ermöglichen, nicht nur den Anstrengungsgrad der verschiedenen Branchen und den für jede geltenden Maximalarbeitstag genau festzustellen, sondern auch über die zweckmäßigste Vertheilung der Arbeitslast auf den Tag und die Woche, über die angemessenste Lage und Dauer der Pausen, der freien Nachmittage oder Ruhetage, über die verschiedene Leistungsfähigkeit der männlichen und weiblichen, jugendlichen und erwachsenen Arbeiter die eingehendsten Aussagen zu machen, mit einem Worte den Normalarbeitstag wissenschaftlich zu reguliren.

Selbstverständlich ist es, daß hierbei stets mannigfache und nicht unbeträchtliche individuelle Abweichungen zu Tage treten werden, die namentlich zwischen den Extremen des langsam erschlaffenden, aber auch langsam neue Kräfte aufspeichernden Typus und des schnell den Höchstgrad der Ermüdung erreichenden, aber auch schnell sich wieder erholenden viele Abstufungen aufweisen werden. Dies beeinträchtigt jedoch weder die Exaktheit der Untersuchung, deren Einzelfälle ja nur die zeitlichen Ermüdungsdifferenzen an derselben Person betreffen, noch ihre praktische Anwendung, für die nur der Durchschnitt oder die Maximalgrenze der Ermüdung in Frage kommt.

Endlich erhalten wir durch die in Rede stehenden Untersuchungen noch höchst interessante Aufschlüsse über die kulturellen Voraussetzungen der Verkürzung des Arbeitstags und über die Zusammenhänge zwischen Arbeitsleistung, -Zeit und -Lohn. Bei den an Schulkindern gemachten zahlreichen Experimenten hat sich nämlich als Regel herausgestellt, daß Hand in Hand mit Zunahme der Erschöpfung natürlich eine Abnahme der Leistung bei andauernder weiterer Anstrengung eintrat, und zwar derart, daß sie nach Erreichung des Höchstmaßes der durchschnittlichen Erschöpfung (nach drei- bis vierstündigem Unterricht etwa) viel schneller fortschritt als diese, die nunmehr nur langsam noch höhere Stadien erlangte. Dieser Rückgang der Leistungen aber war vor allen Dingen eine rapide Abnahme der Qualität, während die Quantität derselben verhältnißmäßig nur wenig sank und mit der Steigerung der subjektiven Erschlaffung ungefähr gleichen Schritt hielt.

Hieraus folgt zunächst der mathematische Nachweis für die viel umstrittene Behauptung, daß Verkürzung überlanger täglicher Arbeitszeit eine relative Steigerung der Leistung pro Arbeitsstunde zur Folge hat, sogar die Möglichkeit zahlenmäßiger Feststellung, inwieweit solche Verkürzung noch unter das im Arbeiterinteresse hygienisch erforderliche Maximum im Unternehmerinteresse rationell und rentabel ist.

Des Weiteren ergiebt sich daraus, daß Verkürzungen des Arbeitstags und rationelle Vertheilung der Arbeitslast desto werthvoller für den Unternehmer werden, je mehr in einer Branche die Qualität der Waare resp. der Arbeit in den Vordergrund tritt. Und dasselbe gilt für die Lohnhöhe; denn je höher diese, desto besser die Ernährung, Pflege und Bildung des Arbeiters, die körperliche und geistige Erziehung der jungen Generation, desto höher auch die Leistungskraft und die Qualität seiner Arbeit, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Ueberall dort, wo die Leistung des Arbeiters im Wesentlichen eine rein mechanische ist, die weder besonderer Aufmerksamkeit noch Geschicklichkeit bedarf, überall, wo die Qualität der produzirten Waare entweder durch den Arbeiter nicht beeinflußt wird, oder ein Manko derselben durch ein etwas größeres Quantum reichlich gedeckt wird, da ist es für den Kapitalisten technisch vortheilhaft, seine Arbeiter auszupressen, soweit sie es sich nur gefallen lassen, da wird er mit niedrigen Löhnen und langem Arbeitstag die Konkurrenz schlagen können, und dies wird auch sozial vortheilhaft für ihn mit dem Augenblick, wo der freie Arbeiter an Stelle des unfreien tritt und der Unternehmer durch Erkrankung und Tod desselben, durch Hinterlassung einer erwerbsunfähigen Familie nicht mehr selbst ökonomisch geschädigt wird. In dem Maße aber, wie geringe Differenzen der Qualität im Handel ausschlaggebend und diese durch die Leistungsfähigkeit des Arbeiters bedingt werden, liegt es im eigensten Interesse des Kapitalisten, durch hohe Löhne und kurze Arbeitszeit sich einen Stamm hochqualifizirter Arbeiter heranzuziehen, einfach weil er dann trotzdem billiger produzirt. A. Tille hat unlängst in der „Zukunft" den Nachweis geführt, daß — allem Augenschein zum Trotz — der Chinese, trotz der lächerlich niedrigen Löhne und der Arbeit vom Morgengrauen bis spät in die Nacht, am mechanischen Webstuhl oder der Spinnmaschine ein theurerer Arbeiter ist als der Amerikaner mit achtstündigem Arbeitstag und hohen Löhnen, weil letzterer seine Maschine mit einer Schnelligkeit laufen läßt, bei der selbst der westeuropäische Arbeiter die Herrschaft über sie vollkommen verliert und Flimmern vor den Augen bekommt. Sicherlich ist eine sehr große Anzahl europäischer Industriezweige heute in der Lage, daß die Unternehmer durch verkürzte Arbeitszeit selbst gewinnen würden. Auf gut Glück den praktischen Versuch zu wagen, dessen Erfolg ihnen höchst zweifelhaft erscheint, getrauen sie sich nicht, um so weniger, als sie sich nicht gern den Anschein geben, als ob sie vor Forderungen des Proletariats kapitulirten. Wenn man ihnen aber ihren Vortheil zahlenmäßig vorzurechnen im Stande ist, möchte sich doch vielleicht so mancher bereit finden, den im beiderseitigen Interesse liegenden Schritt zu thun. Vielleicht bedarf es nur des Hinweises auf einen gangbaren Weg, um die Theorie in die Praxis zu übersetzen.

Vom oberschlesischen Privatbergregal.

Ein kurzes Kapitel aus der Geschichte der „wohlerworbenen Rechte".

Von A. Winter.

Im vorigen Jahre lenkten drei große Prozesse in Schlesien wieder einmal die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf einen bedenklichen und immer bedenklicher werdenden Rest aus der Feudalzeit, auf das Privatbergregal, d. h. auf das Recht gewisser Grundbesitzer, von denjenigen Personen, die auf ihren, dieser Grundbesitzer, Gütern Bergbau treiben, Abgaben zu erheben. Im Allgemeinen ist bei uns bekanntlich der Fiskus, der Staat, Regalherr; von seinem Rechte, von den Bergbautreibenden Abgaben zu erheben, macht Preußen seit 1893 keinen Gebrauch: die Bergwerksabgabe wurde „außer Hebung gesetzt", wie es offiziell heißt. Die Privatregalherren dagegen, die meist zugleich große Bergwerksbesitzer sind, sind zwar damit sehr zufrieden, daß sie von ihren Bergwerken, wenn sie im fiskalischen Regalgebiet liegen, keine Bergwerkssteuer mehr zu bezahlen brauchen, hüten sich selbst aber sehr sorgfältig davor, auch auf ihren eigenen Regalgebieten diese Abgaben nachzulassen. Und so stehen

wir, ein halbes Jahrhundert nach der Beseitigung der Feudalvorrechte, vor der Thatsache, daß der Staat reichen, schwerreichen Industriellen Abgaben erläßt, dieselben Abgaben aber selbst an dieselben schwerreichen Leute ruhig weiterzahlt, denn auch auf privatregalherrlichem Grunde haben wir fiskalische Bergwerke.

Unsere Privatregalherren sind jedoch damit noch nicht zufrieden; wie zwei der erwähnten Prozesse zeigen, ist ihnen der volle Appetit erst beim Essen gekommen, sie dringen auf bedeutende Erweiterungen ihrer Regalgerechtigkeiten, ihrer „wohlerworbenen Rechte".

Betrachten wir kurz diese Prozesse, auch den dritten, der die bürgerliche Reaktion gegen den feudalen Heißhunger darstellt.

1. Der im Jahre 1890 verstorbene Graf Hugo Henckel von Donnersmarck auf Naclo (Kreis Tarnowitz), der Besitzer der Herrschaften Beuthen O.-S. und Beuthen-Siemianowitz in den Kreisen Beuthen O.-S., Tarnowitz und Kattowitz (im Ganzen circa 14000 Hektar mit einem Grundsteuerreinertrag von fast 100000 Mark) strengte noch kurz vor seinem Tode, im Jahre 1888, einen Prozeß gegen den Fiskus an, der auf den genannten Herrschaften die Regalität ausübte; der Graf glaubte dasselbe Recht auf die eigene Ausübung der Regalität zu haben wie der Fürst von Pleß, der Herr von Tiele-Winckler und sein Stammesgenosse aus dem evangelischen Zweige seines Hauses, Graf Guido Henckel von Donnersmarck auf Neudeck (Kreis Tarnowitz). Nachdem das Beuthener Landgericht gegen ihn entschieden hatte, starb er. Seine drei Söhne, Hugo, Lazy und Arthur, traten gemeinsam das große Erbe ihres Vaters an und setzten auch den Prozeß gegen den kgl. preußischen Bergfiskus fort. Einmal, im Jahre 1891, gab ihnen das Breslauer Landgericht Recht; da aber der Bergfiskus dieses Urtheil anfocht, ging der Prozeß weiter, und obgleich sein Fortgang von den Klägern durch die Herbeischaffung aller möglichen alten Urkunden und Pergamente aus alten Archiven bis zum Ende des Jahres 1897 ermöglicht wurde, wurden sie doch in allen Instanzen mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Es ist hier unmöglich, den Gang des neunjährigen Prozesses auch nur skizzenhaft wiederzugeben. Die Hauptbeweismittel der drei Grafen waren Gnaden-, Kauf-, Theilungsbriefe und Diplome aus dem siebzehnten Jahrhundert und andere Urkunden, die bald bezüglich der Herrschaft Beuthen, bald bezüglich der Herrschaft Beuthen-Siemianowitz die Verleihung des Bergregals an die Vorfahren der Kläger erweisen sollten. Die Gerichte haben nach dem Urtheil berufener Interpreten jener Urkunden, von denen sogar einige als gefälscht erkannt wurden, die Ansprüche der Grafen nicht als berechtigt anerkannt, so wenig wie das frühere Richter in früheren Prozessen über dasselbe Streitobjekt gethan hatten. So war nämlich schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein solcher Prozeß zu Ungunsten des Klägers entschieden worden; nach diesem Prozeß hatte übrigens die Familie Henckel von Donnersmarck ausdrücklich auf das Privatregal verzichtet, „auch wenn es ihr rechtmäßig zustehe". Die heutigen Repräsentanten der Familie hatten also die Verzichtleistung ihrer Vorfahren nicht respektirt.

Welche große wirthschaftliche Bedeutung die Erwerbung des Regals durch die Kläger für den oberschlesischen Industriebezirk gehabt hätte, in dem ihre beiden Herrschaften liegen, mögen folgende Angaben einigermaßen veranschaulichen. Die gesammte Fläche, für die das Regal beansprucht wurde, beträgt 216274000 Quadratmeter; auf ihr befinden sich 84 Kohlen-, 115 Zink- und 38 Schwefelerzbergwerke. Zehn Prozent der Bruttoausbeute dieser Bergwerke hätten als Regalabgabe an die Regalherren gezahlt werden müssen. (Die dafür hätten büßen müssen, wären natürlich in erster Reihe die Arbeiter gewesen.) Was das Regalrecht den Regalherren abgeworfen hätte, ergiebt die Schätzung des Verkehrswerths des Streitobjekts auf 46879000 Mark! Der Gerichtswerth des Gegenstandes wurde „der Kosten wegen" nur auf 4½ Millionen Mark geschätzt; Gerichts- und Anwaltskosten betrugen circa 270000 Mark.

Ueber diesen Prozeß ist eine Literatur von nicht geringem Umfang entstanden; keine dieser Erscheinungen geht aber dem Privatregalwesen an sich in der Weise zu Leibe, wie die unten zu erwähnende Schrift von Dr. Konrad Wutke.

2. Der Regalherr mit dem größten Regalgebiet in Oberschlesien ist „Se. Durchlaucht Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß, Graf von Hochberg, freier Standesherr“ u. s. w., dessen „Fürstenthum“ Pleß in 59 großen Gütern 39177 Hektar umfaßt. Angeblich stammt die Privatregalität des Fürstenthums Pleß aus dem Jahre 1478; das ist falsch. Am Ende des vorigen sowie am Anfang dieses Jahrhunderts sind die Besitzer des Fürstenthums Pleß mit ihren Ansprüchen auf das Regalrecht von den Gerichten zurückgewiesen worden; das heutige Regalrecht des Fürsten von Pleß gründet sich nicht auf ein richterliches Erkenntniß, sondern auf einen königlichen Gnadenakt aus dem Jahre 1824. Der damalige Besitzer von Pleß, der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß, war, zusammen mit einem Grafen Henckel von Donnersmarck, der energischste und erfolgreichste Bekämpfer der Versuche zur Bauernbefreiung in Oberschlesien. Wahrscheinlich sollte er durch das Geschenk des Regalrechts etwas günstiger für die Bauernablösungen und -Regulirungen gestimmt werden, was freilich bei einem so „oberschlesischen“ Fürsten unmöglich zu erreichen war.

Der jetzige Inhaber des Regals wollte nun im vorigen Jahre sein Regalrecht erweitern, er wollte es auch auf Güter im Kreise Pleß ausdehnen, für die er bisher das Regalrecht nicht ausgeübt hatte. Auf Gütern nämlich, die früher dem Besitzer nicht die vollen Rechte der Rittergüter verschafft hatten, waren Muthungen gemacht worden, und der Bergfiskus hatte sie anerkannt. Dagegen erhob der Fürst von Pleß Widerspruch, da er und nicht der Fiskus Regalherr sei, also nur er die Muthung anzuerkennen und Bergwerksrechte zu vergeben habe.

Bisher ist der Fürst von Pleß gerichtlich abgewiesen worden. Bei dem hohen Werthe des Streitgegenstands und der bekannten Art nicht nur der oberschlesischen Feudalen, ihre angeblichen Rechte durch alle Instanzen hindurch zu verfechten, ist anzunehmen, daß der Prozeß noch nicht sein Ende erreicht hat.

3. Der dritte Prozeß stellt einen Versuch eines unter dem Privatregal leidenden Unternehmers dar, die Berechtigung zur Erhebung der Regalabgabe anzufechten. Es handelt sich um die zu trauriger Berühmtheit gelangte „Kleophas“-Grube, die zwischen Königshütte und Kattowitz im Regalbezirk des Herrn von Tiele-Winckler,[1] in der Herrschaft Kattowitz-Myslowitz (4296 Hektar) liegt. Diese Grube ist im Besitz der Bergwerksgesellschaft G. v. Giesches Erben (A.-G. Breslau), die zu den bedeutendsten Kohlenproduzenten Oberschlesiens gehört. Herr von Tiele-Winckler steckt allein von dieser Grube jährlich rund eine halbe Million Mark in die Tasche (zu einer Art Inspektion über die Gruben seines Bezirks hat er es trotzdem und trotz des 3. März 1896 mit seinen 104 Todten noch nicht gebracht), das war der übrigens sehr „guten“ Berggewerksgesellschaft doch zu viel. Sie bestritt ihrem Regalherrn die Berechtigung zur Erhebung der Bergwerksabgabe aus zwei Gründen: erstens, meinte sie, habe der Staat die Erhebung der Bergwerksabgabe außer Hebung gesetzt, die Konsequenz davon sei, daß auch die Privatregalherren von der Erhebung der Abgabe so lange absehen müßten, bis auch der Staat wieder die Abgabe erhebe. Dieser Grund scheint, so sehr man ihm auch Wirkungskraft wünschen mag, nicht viel werth zu sein. Bedeutend besser ist ein anderer: der Kläger ficht die Berechtigung des Regalherrn an, überhaupt Bergwerksabgaben zu erheben.

Und in der That, mit der „Wohlerworbenheit“ der Tiele-Wincklerschen Privatregalität ist es sehr schlecht bestellt.[2] Nach mancherlei Rechtsstreitigkeiten hat der Staat sein Bergregal über Myslowitz-Kattowitz in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts verloren. Die Kläger beriefen sich damals auf eine Urkunde von 1478, in der die Herrschaft Pleß „mit allen Zugehörungen ob und unter der Erden“ vergeben wurde. Die Herrschaft Pleß — im ganzen Verlauf des Prozesses hat man nämlich

---

[1] Des Schwiegervaters des ehemaligen preußischen Handelsministers von Berlepsch; der Fall Jastrow contra Berlepsch ist wohl noch in der Erinnerung der Leser, er betraf bekanntlich gerade das Bergregal.

[2] Das Folgende nach Wutke, „Studien über die Entwicklung des Bergregals in Schlesien“. Berlin 1897.

gar nicht daran gedacht, festzustellen, ob 1478 Kattowitz-Myslowitz ein Bestandtheil der Herrschaft Pleß gewesen ist oder nicht und ob daher die — angebliche — Uebertragung des Bergregals an Pleß als auch auf Kattowitz-Myslowitz mit übertragen angesehen werden darf.[1] In jener Urkunde steht nichts davon. Man nahm einfach als feststehend an, daß 1478 Kattowitz-Myslowitz zu Pleß gehört habe; auf eine Prüfung jener Frage ließ man sich deshalb gar nicht erst ein. Nach den in neuester Zeit aufgefundenen Nachrichten aber ist es nicht nur zweifelhaft, ob jene Annahme richtig war, es kann sogar als erwiesen gelten, daß sie falsch war, daß also das Gerichtsurtheil, das der Herrschaft Kattowitz-Myslowitz das Privatregal zusprach, auf einem Irrthum, und daß das Kattowitz-Myslowitzer, heute das Tiele-Wincklersche, Privatbergregal auf einem falschen Urtheil beruht.

Wie der Prozeß ausgehen wird, ist schwer zu sagen; es ist zu erwarten, daß durch ihn ein altes Unrecht wieder gut gemacht wird, wenigstens in seinen Wirkungen für die Zukunft. Jedenfalls aber müßte man erwarten, daß der preußische Bergfiskus sein Regalrecht, das er durch einen offenbaren Fehler eines Gerichts verloren hat, zurückgewinnt. Es ist traurig genug, daß er sich private Unternehmer in der Bekämpfung eines auf einem falschen Urtheil beruhenden Privilegs zuvorkommen läßt.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir eine gesetzliche Regelung der gesammten Bergregalfrage wünschen müssen; diese Regelung wird auslaufen müssen in eine gänzliche Beseitigung aller, der staatlichen wie der privaten, Regalansprüche. Die Regalabgabe ist eine feudale Fessel moderner wirthschaftlicher Thätigkeit und schädigt selbstverständlich am meisten die Bergarbeiter; diese müssen dafür büßen, daß die Bergwerksunternehmer einen Theil ihres Profits mit den Regalherren theilen müssen.

Doch wie steht es mit dem oberschlesischen Privatbergregal an sich? Aus den erwähnten Prozessen und aus der Geschichte der Regale geht hervor, daß die Gerichte zu verschiedenen Zeiten die Urkunden, mit denen die angeblichen Regalberechtigten ihre Ansprüche begründeten, verschieden beurtheilt haben. Wie stellt sich jetzt die historische Wissenschaft zu der Berechtigung gewisser Familien, Regalabgaben zu erheben?[2]

Auf diese Frage antwortet das bereits erwähnte Buch des Breslauer Archivars Konrad **Wutke**, der durch wirthschaftsgeschichtliche Forschungen über Schlesien rühmlich bekannt ist („Die Versorgung Schlesiens mit Salz", Berlin 1894; „Merkbuch des Hans von Schweinichen", Berlin 1895; „Die Breslauer Messe", Hamburg 1893; „Die schlesische Oderschiffahrt", Breslau 1896).

Wutkes Buch ist im Wesentlichen eine auf breiterer Grundlage durchgeführte Widerlegung der früheren Autorität auf dem Gebiet der Geschichte des schlesischen Bergbaues, des ehemaligen Geheimen Bergraths Aemil Steinbeck, der seine Ansichten über die privaten Bergregale in seiner „Geschichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebs", 2 Bände, Breslau 1857, niedergelegt hat. Wutke hat unseres Erachtens überzeugend nachgewiesen, daß Steinbecks Ansichten über die schlesischen Privatbergregale falsch sind und daß seine falschen Ansichten seinerzeit verhängnißvolle Folgen für das Staatsinteresse gezeitigt haben. Insbesondere gilt das in Bezug auf das Kattowitz-Myslowitzer Regal.

Es geht hier nicht an, den Gang der Untersuchungen Wutkes im Einzelnen wiederzugeben; nur ganz im Allgemeinen sei angedeutet, um was es sich handelt. Wutke geht aus vom sogenannten jus ducale der schlesischen Herzöge, in dem nach der früheren Auffassung das Bergregal als mit eingeschlossen galt, und weist an der Hand zahlreicher Urkunden von der Zeit Karls IV. an nach, daß das Bergregal immer ein ausschließlich „Kuniglich Regali", eine landesherrliche Abgabe, gewesen

[1] Auch daran hat anscheinend Niemand gedacht, daß ja auch das Plesser Bergregal nicht auf jener Urkunde von 1478, nicht auf richterlicher Erkenntniß, sondern auf einem königlichen Gnadenakt beruht.

[2] In Oberschlesien kommt außer den genannten Regalherren u. A. noch besonders in Betracht Graf Guido Henckel von Donnersmarck auf Neudeck, der jährlich circa 170000 Mark als Regalabgabe von den Blei- und Silbergruben seines Gebiets bezieht. In dieser Summe befinden sich auch Abgaben des Fiskus an den Privatregalherrn.

ist. Wenn auch in alten Kauf-, Beleihungs-, Schenkungsurkunden u. s. w. die Formeln stehen: „mit allen Regalien", „mit allen Nutzungen über und unter der Erde" u. Ae., so ist doch die Verleihung des Bergregals nie als dadurch ausgedrückt anzusehen. In der Deutung der Urkunden ist Wutke Meister; seinen Vorgängern hat er zahlreiche Lese- und Deutungsfehler nachgewiesen. Die gesammte schlesische Bergregalsfrage ist von ihm auf eine neue Basis gestellt worden, und die praktische Konsequenz seines Buches müßte sein: eine völlige Revision der „wohlerworbenen" schlesischen Privatregalgerechtigkeiten.

Wutkes Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen; er verspricht uns in nicht zu ferner Zeit weitere Studien vorlegen zu können, die insbesondere die Bergregalitätsverhältnisse in dem jetzigen Mediatherzogthum Ratibor, in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz und in den schlesischen Mediatfürstenthümern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eingehender behandeln sollen. Seine bis jetzt veröffentlichten Studien betreffen die Standesherrschaften Pleß, Wartenberg, Trachenberg, Militsch, Jägerndorf, Leobschütz, Loslau, Freudenthal u. s. w., die Fürstenthümer Oppeln-Ratibor, die Herrschaft Beuthen, die Fürstenthümer Neiße, Münsterberg-Oels, Liegnitz-Brieg.

Vielleicht können wir uns, wenn Wutkes Studien abgeschlossen vorliegen, eingehender mit ihnen beschäftigen. Sie haben nicht nur einen hohen wissenschaftlichen, sondern auch einen eminent praktischen Werth.

Notizen.

Der Aar schwingt wieder einmal sein Gefieder. Der unseren Lesern sattsam bekannte Professor G. Adler hatte im ersten Ergänzungsband des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" behauptet, ich hätte erklärt, ausreichende Sorge für die Arbeitslosen sei nicht möglich, das „sei aber auch nicht weiter bedauerlich", weil sonst die gegenwärtige Produktionsweise verewigt werde. In der „Neuen Zeit", XV, 1, S. 276 ff., wies ich nach, daß ich nicht das Geringste von den mir imputirten Sätzen gesagt, und kam zu dem Schlusse: „Der ehrenwerthe Herr Professor hat mir eine Ansicht, die ebenso thöricht wie infam wäre, untergeschoben, indem er die entscheidenden Vordersätze des Zitats formell und materiell hinzu — sagen wir, aus den Fingern gesogen hat."

Darauf antwortet Adler im zweiten Supplementband: „Nachdem die Auslegung (!), die ich diesen Sätzen Kautskys im ersten Supplementband gegeben, von Kautsky selbst als unrichtig bezeichnet worden ist, gebe ich sie als irrthümlich auf. Daß Kautsky an seine Darstellung die bei ihm gewohnten Schimpfereien und Verleumdungen knüpft, ist selbstverständlich; ebenso, daß man Jemandem nicht antwortet, der bereits so viele moralische und andere Züchtigungen wie Kautsky stillschweigend über sich hat ergehen lassen müssen."

Stände diese Tirade in einer der Schriften Adlers, ich würde sie ebenso wie viele andere von ihm und Leuten seines Kalibers „stillschweigend über mich ergehen lassen". Die ohnmächtige Wuth, die Georg Adler befällt, wenn mein Name genannt wird, und die sonderbarer Weise nach jeder „Züchtigung", die er mir ertheilt, verstärkt aufflammt, kann, wenn überhaupt eine Wirkung, blos die der Lächerlichkeit erzielen. Aber der diesmalige Ausfall Adlers steht in einem Sammelwerk, an dem die bedeutendsten Gelehrten der ökonomischen Wissenschaft Deutschlands mitarbeiten, das weit über die Grenzen Deutschlands hinaus verbreitet ist und als objektives Nachschlagewerk geschätzt wird. Der Adlersche Ausfall hat die Billigung der Redaktion dieser Vereinigung der Blüthe deutscher Wissenschaft gefunden, dadurch wird er beachtenswerther, aber nicht besser. Was sonst eine skurrile Rodomontade zur Verdeckung eines kläglichen Rückzugs gewesen wäre, ist nun eine perfide Ehrabschneidung, die wir hiermit tiefer hängen, als Beitrag zur Kampfesweise der „ethischen" Nationalökonomie. K. Kautsky.

Holländische Kriminalstatistik. Die Kriminalität ist in Holland nicht, wie die Ultramontanen, Orthodoxen und sonstigen frommen Leute behaupten, im Zunehmen, sondern sie nimmt ab, wenn sie verglichen wird mit der Vermehrung der Bevölkerung.

Von den gesammten „Arrondissementsrechtbanken" wurden behandelt in den letzten zehn Jahren, welche die ersten zehn Jahre der Geltung des neuen Strafgesetzbuches waren:

Im Jahre 1886 . . .	15 479	Fälle mit 18 525	Angeklagten
= = 1887 . . .	15 401	= = 19 371	=
= = 1888 . . .	15 293	= = 19 092	=
= = 1889 . . .	15 927	= = 19 691	=
= = 1890 . . .	15 253	= = 18 764	=
= = 1891 . . .	15 750	= = 19 386	=
= = 1892 . . .	17 422	= = 21 320	=
= = 1893 . . .	16 305	= = 19 955	=
= = 1894 . . .	15 802	= = 19 167	=
= = 1895 . . .	15 368	= = 18 538	=

Bedenkt man, daß die Bevölkerungszahl in diesen 10 Jahren um 600 000 Seelen, also um ungefähr 12 Prozent zunahm, so ist die Kriminalität sehr bedeutend gefallen. Eine Gesetzesrevision, welche eine andere Erklärung geben würde, ist in dieser Zeit nicht vorgekommen.

Es kam ein Angeklagter im Jahre 1886 auf je 237 Köpfe, 1888 233, 1890 243, 1893 245 und 1895 262.

Wenn die Ultramontanen und Orthodoxen die Kriminalität dem Mangel an Frömmigkeit zuschreiben, so giebt diese Statistik darauf eine schlagende Antwort.

In den völlig katholischen Arrondissements des Südens, den Arrondissements Herzogenbusch, Breda, Roermond und Maastricht wurden im Ganzen verurtheilt im Jahre 1895 wegen Kriminalfällen 5006 Personen. Dagegen kamen in den vier nördlichen Arrondissements, wo die Bevölkerung sehr wenig sich um Gott und seine Gebote kümmert, den Arrondissiments Leeuwarden, Groningen, Winschoten und Heerenveen nur 1930 Fälle vor.

Zu längeren Strafen als sechs Monaten Gefängniß wurden verurtheilt: in den nördlichen Arrondissements 67 Angeklagte, in den südlichen Arrondissements 132 Angeklagte.

Die Bevölkerungszahl der nördlichen Arrondissements beträgt 627 796, die der südlichen 805 521 Seelen. Ist die Bevölkerungszahl der letzteren Arrondissements also um 21 Prozent stärker, die Kriminalität in denselben bleibt doch noch um fast 50 Prozent höher.

Es fielen nämlich Kriminalfälle: im katholischen Süden 1 auf jede 161 Seelen, im liberal-sozialistischen Norden 1 auf jede 325 Seelen.

Im belgischen Lande ist, wie bekannt, das gleiche wahrzunehmen. Auch da ist die Kriminalität in den streng katholischen flämischen Gegenden viel größer als in der freidenkerischen Wallonie.

Das beweist wohl am besten, daß höhere Moralität nicht ein Produkt der Religion, sondern ein Produkt höherer Kultur ist. W. H. V.

Ueber die japanische Handelsflotte veröffentlicht die Zeitschrift „Globus" interessante Angaben. Bis zu der japanischen Revolution im Jahre 1868 war bekanntlich jeder Handel mit dem Ausland untersagt; die großen Dschonken, auf denen sich die Gesandten und Mandarinen nach Formosa oder China begaben, gehörten der Regierung. Erst als die japanischen Häfen von europäischen Kaufleuten dem Handel erschlossen wurden, entstand in Japan eine Handelsflotte. Das erste japanische Schiff durchquerte den Ozean nach San Francisco im Jahre 1872. Im Jahre 1879 besaß Japan bereits 714 Segelschiffe (außer den Dschonken) mit einem Gehalt von 27 550 Tonnen, und 166 Dampfer mit 42 760 Tonnen. Es waren dies alles Schiffe von geringer Größe. Bald jedoch wurden in England große Dampfer für Japan gebaut und 1895 schon zählte die japanische Handelsflotte 242 Dampfer mit

274000 Tonnen Raumgehalt; damals nahm die Flotte also bereits den neunten Rang (zwischen Italien und Rußland) ein. Heute befindet sich Japan mit 318 Dampfern von 408503 Tonnen bereits an siebenter Stelle (zwischen Spanien und Italien). Die älteste japanische Schiffahrtsgesellschaft, „Nippon Yusen Kaisha", im Jahre 1868 begründet, besaß 1870 nur drei Dampfer von je 1000 Tonnen Gehalt, heute zählt sie zu den größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt. Im März 1896 richtete sie eine Linie Yokohama-London, im August eine zweite von Kobé nach Seattle in den Vereinigten Staaten und im Oktober desselben Jahres eine dritte Linie von Yokohama nach Melbourne ein. Außer diesen drei großen Linien läßt die Gesellschaft Schiffe nach Manila, Shanghai, Bombay, Wladiwostok, Tientsin, Niu-Tschang und Gensan (Korea) laufen.

Die Gesellschaft „Toyo Kisen Kaisha" richtet eine Linie von Yokohama nach San Francisco ein, auf der Packetboote von 5000 Tonnen und 15 Knoten Geschwindigkeit Verwendung finden. Eine dritte Gesellschaft, „Osaka Shosen Kaisha", endlich vermittelt den Verkehr zwischen den japanischen Häfen und Korea, China und Formosa.

Auch die Schiffsbautechnik entwickelt sich in Japan von Tag zu Tag mehr, und die Zeit scheint nicht mehr fern, wo man den größten Theil der japanischen Handelsschiffe im Lande selbst bauen wird. ws.

Feuilleton.

Giacomo Leopardi.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag (29. Juni 1798).

Von Dr. **M. Freudenberger** (Nürnberg).

Weltschmerz! Du bist tief in Mißkredit gerathen, seitdem sich eine ganze Menagerie von Affen so tölpelhaft mit dir drapirt und das verehrungswürdige Publikum schließlich hinter der Vermummung die hohle Nichtigkeit vieler derer erkannt hat, denen du so lange als Deckmantel dienen mußtest. Aber bei einer winzigen Minderheit warst du doch mehr als ein Fastnachtkostüm, das man für einige Stunden vom Maskenverleiher erborgt, um es alsbald mit der Werkeltagsjacke der Gewöhnlichkeit zu vertauschen, da warst du der Zauberfittig, der seinen Träger durch die Lüfte führt, ihn und sich an der Sonnengluth des Ideals verzehrend. Und nicht blos den wehmüthigen, träumerischen Norden hast du im Fluge durcheilt, den Norden, wo die Natur selbst die Lebensfreude in Fesseln hält, auch das Land der flatternden Scherze, der bunten Lust hat dich gekannt, als du dort mit dem Sohne der Anconischen Marken in eine sternenlose Nacht versankst. War es aber wirklich der Weltschmerz allein, der dem Leopardischen Genius sein ausschließliches Gepräge verlieh? Man braucht nicht gerade der Max Nordauschen[1] Prophetenschule anzugehören, die aus dem Urinfläschchen ihre Weissagungen schöpft und die Darmverstopfung zum Range einer Muse erhebt, um zuzugeben, daß auch die körperlichen Gebreste, die das Lebensmark des Dichters vom innersten Grunde aus durchwühlten und ihm ein frühzeitiges Grab schaufelten, ihre Mitverantwortlichkeit tragen für jene fatalistische Seelenstimmung, die den Grundton der Leopardischen Dichtung bildet.

[1] In seinem glorreichen Buche „Paradoxe" (S. 13) bringt es Herr Nordau in der That fertig, Leopardis Pessimismus „durch gewisse geschlechtliche Verirrungen" zureichend zu erklären. Byron wird an gleicher Stelle unter das Kapitel „Psychose" gebucht, während Heine seine Versorgung in einem Asyl für Rückenmarkskranke findet.

Und um auch jener Richtung, die vor lauter „Milieu" keine Individualität mehr erkennt, Entgegenkommen zu zeigen, sei hier bereitwilligst zugestanden, daß Leopardi in der That am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona als der Sohn des glaubensstarken, aber geistesschwachen Grafen Monaldo Leopardi geboren ward und daß er bis zu seinem zehnten Jahre den Unterricht eines katholischen Priesters, des Don Sebastiano Sanchini, genoß, bei dem er, der nachmals seinen Zeitgenossen als ein philologisches Phänomen galt, außer wenig Italienisch und einer homöopathischen Dosis Französisch eine mäßige Quantität Latein erlernte. Ich verlange dagegen auch billiger Weise das Zugeständniß, daß die Umgebung und Erziehung des frühreifen Wunderknaben nicht wesentlich von der hundert anderer Aristokratensprößlinge jener Epoche abwich. Viel wichtiger und nicht blos unter die Etikette „Milieu" einzureihen däucht mich der Umstand, daß damals, als die dem Namen nach heilige, in Wirklichkeit aber sehr unheilige Allianz Metternichtigen Andenkens wie ein Alpdruck auf Europa lastete, und in dem Lande, das die „Schönheit als tödtliches Brautgeschenk empfangen", mit dem Unheil einer pfäffisch-absolutistischen Reaktion noch die Schande einer auf Bajonette gestützten Fremdherrschaft sich verband, daß gerade damals Leopardi seine Freiheitslieder in die Welt hinausschmetterte. Denn für uns kommt ja der Grafensohn aus Recanati vornehmlich als Dichter in Betracht, während allerdings seine Zeitgenossen in ihm noch ein Mirakel von philologischer und philosophischer Gelehrsamkeit bewunderten. In der That ist es erstaunlich zu lesen, wie er, von seinem zehnten Lebensjahr an im strengsten Sinne Autodidakt, sich so tief in das Studium des Griechischen versenkte, daß zwei von ihm gedichtete griechische Lieder dem Anacreon zugeschrieben werden konnten und daß er es wagen durfte, eine in italienischen Versen verfaßte „Hymne an Neptun" als Uebersetzung aus dem Griechischen auszugeben und dazu gelehrte Noten beizufügen. Wie das Griechische beherrschte er in einer Weise das Altitalienische (inklusive des Latein), daß sein „Martirio dei Santi Padri" von Cesari als eine Uebertragung aus der Epoche der Trecentisti betrachtet wurde. Ebenso wenig waren ihm Hebräisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch fremd, und den exakten Wissenschaften stattete er wenigstens in einer schon 1811, also in seinem dreizehnten Lebensjahr, begonnenen Geschichte der Astronomie seinen formellen Tribut ab. Wenn die Nachwelt seine wissenschaftlichen Titel nicht ratifizirt hat, so kann das nur so viel heißen, daß er zum Gebäude unserer Erkenntniß keinen nennenswerthen Beitrag lieferte. Als ein Ausbund von Gelehrsamkeit würde er aber auch in unseren Tagen noch gelten, zu einem italienischen und selbst zu einem deutschen Universitätsstuhl könnte es auch heute noch langen. Und in der That hat ihm später sein Freund und Bewunderer Niebuhr, damals preußischer Gesandter in Rom, der ihn Italiae conspicuum ornamentum nennt, einen Lehrstuhl für griechische Sprache und Literatur, wenn auch vergebens, angeboten. Und so sehen wir schon den Knaben in der Bibliothek seiner Ahnen zusammengekauert, vom Verlust des Augenlichts bedroht, den ernsten Versuch machen, aus um ihn herumgehäuften Zettelnotizen die Lebensbeschreibung eines Dionysius Chrysostomus, Helius Aristides, Cornelius Frontone, Hermogenes Hesychius zusammenzusetzen, wie Andere aus aufgefundenen Töpfen und Küchenabfällen eine prähistorische Welt zu rekonstruiren suchen. Hervorragend selbständigen Werth hat von allen diesen Jugendversuchen kaum ein einziger, und der nachmalige Pariser Professor Sinner, der sich übrigens durch den Verkauf der ihm von Leopardi anvertrauten Manuskripte an die Biblioteca Nazionale treulos gegen das Andenken seines Freundes benommen hatte, war gar nicht so im Unrecht, wenn er Pietro Giordani

gegenüber, der verlangt hatte, daß die Manuskripte veröffentlicht würden, ausrief: „Ich kann Euren Eifer nicht begreifen, Ihr habt einen großen Schriftsteller in Leopardi und wollt aus ihm einen klassischen Philologen machen.“

Aber welches Urtheil man auch über Leopardis Gelehrsamkeit fällen mag, jedenfalls schloß diese antiquarische, mit Bücherstaub bedeckte Pergamenthaut eine moderne Feuerseele ein. Er selbst bemerkt in einem Briefe an Giordani, daß er zu einer Zeit, wo er mit einem Werke über Julius Africanus beschäftigt war (es war dies um 1815), den Kopf voller moderner Ideen gehabt hätte, daß er Homer, Dante und die Klassiker verachtete und nur die Franzosen in Wirklichkeit schätzte. Dabei ringen aber die angeerbten Vorurtheile noch mächtig mit den Forderungen der erwachenden Vernunft, und dieser Kampf erzeugt eine Wechselstimmung, die in seinen „Dialogen“ als der weißglühende Zweifel über den Zweck und den Werth des Daseins hervorlodert, während sie wieder zur lauwarmen Temperatur positiver Gläubigkeit herabsinkt in seinem ebenfalls im Jahre 1815 verfaßten Essay über den Volksaberglauben der Alten (Saggio sugli Errori popolari degli antichi), einem Buche, das nach der Ansicht seines Verfassers dazu bestimmt war, die Irrthümer zu illustriren, von denen das Christenthum einst die antike Welt befreit hat, und damit den Nachweis zu führen, daß die Philosophie und Wissenschaft sich selbst überlassen nur die übelsten Früchte zu Tage fördern. Heute ist für uns das Ganze entgegen Saint Beuves Urtheil (Portraits contempor. IV) im besten Falle eine Materialiensammlung, die weder in der Form, noch in der Tendenz die spätere Größe ihres Verfassers vorausschauen läßt. Psychologisch mag sie vielleicht deshalb von einigem Werthe sein, weil daselbst ein gewisser Widerwille gegen seine eigene bisher ausschließlich geübte philologische Thätigkeit erkennbar ist. Dieses Gefühl bricht noch mächtiger hervor in seinem nächsten Werke, einem Kommentar zu den griechischen Idyllen des halb verschollenen Moschos, wo er eine Menge von Ironie an einen gewissen Poinsinet de Sivry verschwendet, der den Moschos und andere hellenische Dichter in französische Verse übertragen hatte, wo sich aber unter den Angriffen, die er an seinen Rivalen richtet, nur eine grausame Selbstpersiflage verborgen hält. Wenn nun aber der Prosa-Kommentar zu Moschos einen merklichen Fortschritt in der Weltanschauung Giacomos bedeutet, so zeigen die beigefügte Uebersetzung, sowie eine Uebertragung der Batrachomyomachia (Froschmäuslerkrieg) zwar bei Weitem nicht die Vollkraft seiner Originalität — wie wäre das bei einer Uebersetzung möglich? — aber schon die Eigenart seiner poetischen Technik, die übrigens auch in früheren Versuchen schon hervorgetreten war. Diese Eigenart ist keineswegs unbedingt zu loben, da der Dichter für unser metrisches Gefühl viel zu souverän mit Versfuß und Cäsur verfährt. Auch seine Prosa zeigt noch jugendliche Unbeholfenheit und das unsichere Tasten nach einem festen Stil. Nicht unverdient war darum das Schicksal, das einer von ihm im „Osservatore“ veröffentlichten Abhandlung über die Odyssee in Mailand zu Theil wurde, wo dieselbe mit Kälte, ja wegen einiger seltsamen und altmodischen Wendungen mit Gelächter empfangen wurde. Aber dennoch hat der Achtzehnjährige durch seine Beiträge zum „Spettatore“, namentlich durch eine vorzügliche Abhandlung über Horaz, sowie einen dem berühmten Mai gewidmeten Artikel über den römischen Redner Frontone bereits eine solche Notorietät erlangt, daß er es wagen durfte, die bis dahin als sakrosankt geltende Virgil-Uebersetzung des Caro einer scharfen Analyse zu unterziehen, wobei er den Vorwurf erhebt, daß Caro die urbane Poesie des Originals verbauert hätte. Freilich hieß kritteln noch nicht besser machen, denn als er es selbst versuchte, seinen Landsleuten einen neuen Virgil zu geben, entging er zwar

dem von ihm selbst gerügten Fehler, aber er hielt sich so ängstlich an den Urtext, daß das von ihm übersetzte zweite Buch der Aeneide, von dem uns ja auch Schiller eine Verdeutschung gegeben hat, einem feingebildeten Ohr unerträglich scheint.

Allgemach war nun aber auch der Jüngling zum Gefühl seiner wahren Bestimmung, freilich auch zum Gefühl seiner grenzenlosen Vereinsamung erwacht. Vielleicht wurde das Dornröschen des Anconischen Bergnestes wachgeküßt durch die Aufmunterungen, die ihm damals von Giordani und Monti zu Theil wurden, wenigstens ließe es sich aus einer Stelle seiner Korrespondenz erschließen, die den illustrissimo signor conte Zeit seines Lebens mit diesen beiden Männern verknüpfte. Diese Korrespondenz, namentlich die mit Giordani, muß man lesen, wenn man in die Intimität Giacomos eintreten will. Und merkwürdiger Weise, in diesen Briefen, so besonders in dem dritten, an seinen neugewonnenen Freund bricht zum ersten Male das durch, was wir bis jetzt vergebens gesucht haben, vergebens in seinen Abhandlungen, Anmerkungen, Uebersetzungen, Biographien: der Dichter. Hier spricht er zum ersten Male ohne den Ballast von Phrasen, der bisher seine Schriften beschwert, hier kommt zum ersten Male warmes Gefühl, echte Leidenschaft zu ihrem Rechte, hier giebt er endgiltig der kalten Rhetorik und steifen Konventionalität den Laufpaß. Politische und religiöse Ideale verdrängen die literarischen, die vordem seinen Kopf fast ausschließlich erfüllt haben, und wenn er bisher sein Vaterland geliebt hatte, weil es der Erbe der römischen und griechischen Kunst geworden, so liebt er es von nun an, weil es unglücklich, unterjocht und zerrissen ist. In diesen Zeitabschnitt fallen nun auch zwei Gedichte: das eine an Italien, das andere an Dante gerichtet, und die allein schon genügen würden, um dem Dichter den Titel eines italienischen Tyrtäus zu verschaffen. Jedenfalls ist Leopardi der erste, der der politischen Misère seines Landes poetisch die Zunge löst, und nicht ohne berechtigtes Selbstgefühl ruft er in seiner Ode an Italien aus:

Nessun pugna per te? non ti difende
Nessun de' tuoi? l'armi, qua l'armi: io solo
Combatterò, procomberò sol io.

Ist denn der Deinen keiner mehr zu finden,
Der dich vertheidigt? Waffen! Gebt mir Waffen!
Will kämpfen, streiten, fallen, ich, der Eine!
(Uebers. Hamerling.)

Und während der Geist aus der Dumpfheit sich zum Lichte emporrang, sollte auch dem Herzen jene Nahrung zu Theil werden, deren nun einmal der Dichter nach altem geheiligten Herkommen nicht entbehren kann. Um Leopardi herum hüpfte sein süßes, von ihm glühend geliebtes Bäschen Giulia Cassi, deren ganz unitalienische blaue Augen und blonde Haare Leopardi, wie es sich gebührte, anbetete und besang. Dieser ersten Liebe, richtiger gesagt, dem Trennungsschmerz um die ihm entrissene Geliebte verdanken wir seine prächtigen Terzinen il primo amore. Die rauhe Wirklichkeit wird zur sanften Erinnerung, wenn wir ein Wortspiel wagen dürfen: das Leid wird zum Lied. Und aus derselben Stimmung erwachsen auch fünf ursprünglich von Leopardi ungenau als Idyllen bezeichnete Gesänge, in denen, wie namentlich in dem düsteren Nachtgemälde il sogno, seine Seele gleichsam ein Zwiegespräch mit sich selbst hält und wo die Form die Bande der Sprache zu sprengen scheint. Aber noch in höherem Maße als die Sprache wird ihm sein heimathliches Bergnest jetzt zu eng. Nur ist die Frage, wohin sich wenden. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 39. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Geschichte des allgemeinen Wahlrechts.

✓ Berlin, 15. Juni 1898.

Am Vorabend des entscheidenden Wahlkampfs hat es keinen Sinn mehr, Betrachtungen über seinen Ausfall anzustellen, die ohnehin an dieser Stelle erst das Licht der Welt erblicken würden, wenn die Leser längst über die Ergebnisse des 16. Juni unterrichtet sein werden. Eher empfiehlt sich ein Rückblick auf die historische Entwicklung des allgemeinen Wahlrechts, in dem Augenblick, wo es zum zwölften, und wenn die heimlichen oder offenen Wünsche der herrschenden Klassen sich erfüllen ließen, zum letzten Male seines Amtes walten soll.

Man kann die Geschichte des allgemeinen Wahlrechts in vier Perioden theilen, deren jede je drei Wahlkämpfe umfaßt. In der ersten Periode schien dies Wahlrecht die hinterhaltigen Hoffnungen zu erfüllen, womit Bismarck sich zu seiner Einführung entschlossen hatte. Die Wahlen im Frühjahr 1867, im Herbste desselben Jahres und im Frühjahr 1871 verliefen nicht wesentlich anders, als die Klassenwahlen zu den einzelstaatlichen Landtagen. Höchstens bei der ersten Wahl im Februar 1867 machte sich ein lebhafteres Interesse bemerkbar, nicht sowohl wegen der Neuheit der Sache, als weil es damals galt, die auf den böhmischen Schlachtfeldern gewonnenen Erfolge unter Dach und Fach zu bringen. Die Bourgeoisie hatte sich inzwischen mit Bismarck versöhnt, unter Preisgabe ihrer politischen Ideale; immerhin kam es ihr darauf an, einerseits ihre materiellen Interessen gegenüber dem Junkerthum nach Möglichkeit zu sichern, andererseits den noch keineswegs ohnmächtigen Partikularismus niederzuhalten. Für die Arbeiterklasse war die erste Probe des allgemeinen Wahlrechts eine große Enttäuschung; am Rhein, in Hamburg und Umgegend, in einzelnen sächsischen und schlesischen Wahlkreisen brachte das klassenbewußte Proletariat zwar ganz namhafte Stimmenzahlen auf, doch an anderen Zentren der Arbeiterbewegung, wie in Frankfurt a. M. und in Berlin erlitt es schwere Niederlagen. Die herrschende Klasse begann sich damals mit dem allgemeinen Wahlrecht anzufreunden; die Bourgeoisie meinte, es liefere ja so ziemlich dieselben Resultate wie die preußische Dreiklassenwahl und begann damit zu renommiren, daß den Arbeitern dies „demokratische Grundrecht" freiwillig beschert worden sei; auch Bismarck sagte, der Reichstag sei doch eigentlich eine vornehmere Körperschaft als das preußische Abgeordnetenhaus.

Einzelne Unglückspropheten gab es freilich immer noch, die da brummten: Trau, schau, wem? so namentlich Treitschke, der Herold und Prophet des neuen Deutschen Reiches, aber die große Masse der Bourgeoisie war voller Seligkeit über das allgemeine Wahlrecht. Man höre nur, wie Bennigsen und Miquel in dem Programm der nationalliberalen Partei vom Juni 1867 sich darüber ausließen. Sie schrieben: „Im Parlament erblicken wir die Vereinigung der lebendig wirkenden Kräfte der Nation. Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist unter unserer Mitwirkung zur Grundlage des öffentlichen Lebens gemacht. Wir verhehlen uns nicht die Gefahren, welche es mit sich bringt, solange Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht verkümmert sind, die Volksschule unter lähmenden Regulativen steht, die Wahlen bureaukratischen Einwirkungen unterworfen sind, zumal da die Versagung der Diäten die Wählbarkeit beschränkt. Aber da die Garantien nicht zu erreichen waren, haben die Gefahren uns nicht abgeschreckt. Am Volke liegt es jetzt, für die Reinheit der Wahlen einzutreten; angestrengten Bemühungen wird es gelingen, seine Stimme wahrheitsgetreu zum Ausdruck zu bringen, und dann wird das allgemeine Wahlrecht das festeste Bollwerk der Freiheit sein, wird es die in die neue Zeit hineinragenden Trümmer des ständischen Wesens hinwegräumen und die zugesicherte Gleichheit vor dem Gesetz endlich zur Wahrheit machen." So Bennigsen und Miquel im Juni 1867. Wie man sieht, fürchteten sie damals, was heute ihr heißestes Sehnen ist: den Mißbrauch des allgemeinen Wahlrechts durch die Bureaukratie und die Polizei, die bonapartistischen Künste Bismarcks; was heute ihre größte Angst ist, der richtige Gebrauch des Wahlrechts durch die arbeitende Klasse, die „Reinheit der Wahl", durch die das „Volk" nach „angestrengten Bemühungen" seine Stimme „wahrheitsgetreu zum Ausdruck" bringt, schien ihnen so ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen, daß sie sich den kleinen Scherz erlaubten, ausdrücklich dazu aufzufordern. Zunächst aber spielten sie wirklich ungestraft mit dem Feuer; die Herbstwahlen des Jahres 1867 fanden unter großer Abspannung statt und unter noch größerer Abspannung die Frühjahrswahlen von 1871.

Die zweite Periode wurde mit den Wahlen von 1874 eröffnet. In ihnen sprach zum ersten Male das klassenbewußte Proletariat ein kräftiges Wort mit, und die herrschenden Klassen begannen ein Haar in dem allgemeinen Wahlrecht zu finden. Immerhin trösteten sie sich noch damit, daß es sich nur sozusagen um einen Schreckschuß gehandelt habe. Besonders beruhigend wirkte es auf sie, daß die sozialdemokratischen Erfolge nicht eigentlich in den großen Städten erkämpft worden waren, sondern namentlich in Schleswig-Holstein und im Königreich Sachsen; sogar die Unheilsunke Treitschke sagte, das sei die Erbschaft des Augustenburgers und Beusts, eine Arbeiterpartei, die sich mit dem partikularistischen Leichnam verbünde, habe keine Zukunft. Nur Bismarck sah die Sache mit anderen Augen an; sein Amt gab ihm den nöthigen Verstand, um die drohende Gefahr zu erkennen, freilich auch den nöthigen Unverstand, um sie mit der denkbar unsinnigsten Bannformel zu beschwören. Ueber das althergebrachte und längst gewohnte Maß hinaus begann er, die Arbeiterklasse zu drangsaliren, natürlich nur mit dem Erfolge, daß ihre politische Vorhut sich um so fester zusammenschloß und in den Wahlen von 1877 einen noch ungleich größeren Sieg erfocht, als drei Jahre früher. Diesmal besonders in den großen Städten, womit all die faulen Redensarten hinfällig wurden, die der Bourgeoisie über die sozialdemokratischen Wahlerfolge von 1874 hatten hinweghelfen müssen. Im nächsten Jahre kam der Attentatsschwindel mit Allem, was drum und dran hing; in den Wahlen von 1878 sollte die Sozialdemokratie betäubend aufs Haupt ge-

schlagen werden. Wenigstens dies Zeugniß konnten sich die herrschenden Klassen geben, daß sie alles Menschenmögliche gethan hatten, um das Unmögliche dennoch möglich zu machen; die nationalliberale Partei war an der Spitze, die „Reinheit der Wahl" zu vernichten. Durch einen unerhörten Mißbrauch aller bureaukratischen, polizeilichen und nicht zuletzt auch kapitalistischen Machtmittel wurde die Arbeiterklasse in die Defensive geworfen, aber sie bestand die Defensivschlacht nicht minder rühmlich, als sie die Offensivschlachten von 1874 und 1877 bestanden hatte. Sie gab ihre Außenwerke freiwillig auf, um in ihren verschanzten Lagern den Feind desto nachdrücklicher zurückzuschlagen; sie konzentrirte ihren Widerstand auf etwa dreißig Wahlkreise, in denen sie sich mit äußerster Kraftanstrengung, aber glorreich genug behauptete.

Hatte sich die Arbeiterklasse das allgemeine Wahlrecht in dessen zweiter Periode zu ihrer schärfsten Waffe geschmiedet, so diente diese Waffe bei den drei nächsten Wahlkämpfen dazu, das Sozialistengesetz zu zerbrechen. Die Wahlen von 1881 fanden für die Arbeiter unter ähnlichen Verhältnissen statt, wie die Wahlen von 1878, ja eher noch unter schwierigeren Verhältnissen. Mochte die Wuth des Philisters, die in den Attentatswahlen lichterloh gebrannt hatte, inzwischen wesentlich abgekühlt worden sein, so besaß Bismarck dafür das Sozialistengesetz, um die „Reinheit der Wahl" bis zur Unkenntlichkeit zu trüben. Er hat es auch an Nichts fehlen lassen, was ihm ermöglichen konnte, die Generalprobe des Ausnahmegesetzes zu bestehen, aber er fiel trotzdem mit Pauken und Trompeten durch. Mit ihren mehr als 300 000 Stimmen zerhämmerte die Sozialdemokratie jede Möglichkeit, sie gewaltsam auszurotten. Bismarck selbst sah das so weit ein, daß er zur „milden Praxis" seiner Korruptionstaktik überging, unter deren Zeichen die Wahlen von 1884 standen. Preußische Polizeipräsidenten erklärten die Sozialdemokratie für gar nicht so schlimm, und bei den Stichwahlen erfreuten sich einzelne sozialdemokratische Kandidaten der Unterstützung „reichstreuer" Stimmen. Jedoch das Resultat blieb für Bismarck dasselbe: nachdem die Sozialdemokratie seine Peitsche zerbrochen hatte, war sie für sein Zuckerbrot erst recht nicht zu haben. Sie merkte die Absicht, und ohne darüber verstimmt zu werden, durchkreuzte sie das saubere Spiel. So hatte Bismarck nur die Wahl, ein verzweifeltes Spiel zu spielen und durch den gigantischen Volksbetrug der Faschingswahlen sich noch eine kurze Daseinsfrist zu erkaufen. Dank der Dummheit und Feigheit des deutschen Philisters gelang ihm der ruchlose Humbug, aber was ihm nicht gelang, das war die Verzögerung des proletarischen Siegesmarsches auch nur um einen Augenblick. Mit jeder neuen Wahl der achtziger Jahre wuchsen die sozialdemokratischen Stimmen gewaltig an; es war allein eine Frage der Zeit, wie lange das Sozialistengesetz diesem intensiven Drucke widerstehen könne.

Dann brachten die Wahlen von 1890 die Entscheidung, und damit trat das allgemeine Wahlrecht in seine vierte Periode. Es ist heute das wichtigste Recht der Arbeiterklasse, und nach aller Voraussicht wird der 16. Juni abermals zeigen, mit welchem Eifer und Geschick die deutschen Arbeiter diese Waffe zu handhaben verstehen. Eben deshalb konzentrirt sich der Haß der herrschenden Klassen auf das allgemeine Wahlrecht, dessen Geschichte ihnen doch beweisen sollte, wie wenig sie mit aller Gewalt und List gegen die Arbeiterbewegung ausrichten. Wären sie noch fähig, logisch zu denken und zu handeln, so würden sie am allgemeinen Wahlrecht gerade deshalb festhalten, weil es selbst unter den heutigen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade den Interessen des Proletariats gerecht wird. Mit jedem Attentat auf dies Recht kämen sie nur tiefer in die Brüche.

Das realistische und das ideologische Moment im Sozialismus.

Von Eduard Bernstein.

II.[1]

Das Dasein des Arbeiters spielt sich jedoch nicht blos in der Fabrik oder dem Werkplatz ab, und je weniger dies der Fall, um so größer der Einfluß seiner Lebensverhältnisse außerhalb der Fabrik auf seine Denkweise. In diesem Sinne ist es nicht zu viel gesagt und auch durchaus im Einklang mit dem Grundgedanken des historischen Materialismus, daß der kürzere Arbeitstag Englands in Verbindung mit der Vervollkommnung des in diesem Lande so verbreiteten Systems der Kottagewohnungen dem kollektivistischen Empfinden stark entgegenwirken. Unterhaltungen mit englischen Arbeitern haben mir viele Beispiele dafür geliefert. Einer der vielen „unwägbaren", aber darum nicht unwirksamen Umstände, die auf das Parteiwesen und die soziale Denkweise der britischen Arbeiter zurückwirken, ist die außerordentliche Verbreitung und Demokratisirung des Sports in England. Anderwärts sind es im Wesentlichen abgegrenzte Bevölkerungsklassen, die am Rennsport Antheil nehmen, in England hat er in allen Klassen der Bevölkerung ein großes Publikum. Indeß das Halten von Rennpferden ist ein Privilegium des Besitzes, und abgesehen von den Elementen, die kraft ihres Berufs oder sonst geschäftlich am Rennsport interessirt sind, ist es in der Mehrheit der Fälle die Lust am Wetten, d. h. am Glücksspiel, welche das Interesse für den Rennsport wach erhält, und so möchte es als ein Mißbrauch erscheinen, das Wort Demokratie mit ihm in Verbindung zu bringen. Aber auf den Cricket- und in noch höherem Grade auf den Fußballsport kann es ohne Bedenken angewendet werden. Diese tragen einen durchaus nationalen und demokratischen Charakter und lassen in ihren Aeußerungen Partei- und Klassengegensätze vielfach in den Hintergrund treten. Zu den großen jährlichen Wettspielen, die mit ihnen verbunden sind, finden sich ganze Völkerwanderungen von Angehörigen aller Klassen zusammen, und nirgends ist die Betheiligung vielleicht eine allgemeinere, als gerade in den industriellen Mittelgrafschaften Englands, deren Wettspiele, eben in Hinblick auf die Allgemeinbetheiligung, schon wiederholt mit den olympischen Spielen verglichen wurden.[2]

Selbst der noch stark aristokratische Charakter der alten Landesuniversitäten Oxford und Cambridge hindert in keiner Weise, daß alljährlich im Frühling halb England den Berichten über die täglichen Uebungen der für das Bootsrennen der beiden Universitäten ausgewählten Studenten mit Interesse folgt und sehr

---

[1] Vergl. Heft 34 „Neue Zeit". Ein Malheur, das dem Manuskript passirte, hat den Abdruck etwas verzögert. D. Red.

[2] Neuerdings ist zu dem Cricket- und Fußballsport bekanntlich noch der Fahrradsport getreten und wirkt in ähnlicher Weise wie jene. Aber dem Fahrrad, das sich internationale Geltung erobert hat, scheint noch eine besondere sozialpolitische Rückwirkung vorbehalten. In welchem Grade es Land und Stadt zusammenbringt, wissen u. A. die sozialistischen Agitationsfreischärler zu erzählen. In England, wo die Entvölkerung des flachen Landes sich bisher unaufhaltsam vollzog, fangen jetzt weit und breit auf dem Lande Gastwirthschaften und andere, auf Radfahrer berechnete Geschäfte an aufzublühen und sich zu vermehren, so daß sich allerhand neue Erwerbsmittel auf dem Lande selbst darbieten. Die voraussichtliche Verallgemeinerung und Verbilligung der selbstfahrenden Fuhrwerke dürfte diese Entwicklung noch fördern.

begierig ist zu erfahren, ob Hellblau oder Dunkelblau gesiegt hat. Wie viel deutsche Arbeiter würden sich für ein Wettrudern, sage zwischen elf Leipziger und elf Berliner Studenten, interessiren? Außer am Orte selbst höchstens nur diejenigen, die selbst dem Rudersport obliegen. In England fällt diese Einschränkung hinweg. Und dieses gemeinsame Interesse am Sport, von dem eine weit ausgebreitete Sportpresse Zeugniß ablegt, nimmt den Gegensätzen auf anderen Gebieten vielfach ihre Schärfe.

Wie der ausgebildete Sinn des Engländers für den Sport eine geschichtlich von Generation auf Generation übertragene Eigenschaft ist, so giebt es noch eine ganze Reihe geschichtlicher Einflüsse, die den Einfluß der Produktionsverhältnisse auf das Denken und Handeln des Arbeiters abtönen oder, wenn man will, „fälschen". Hierher gehören u. A. die Geschichte der politischen Entwicklung des betreffenden Landes, die Natur und Geschichte seiner Parteien und in hohem Grade auch die Natur und Geschichte seiner Religionsgemeinschaften.

Der wirkliche Arbeiter braucht daher stets eine gewisse Zeit und Abstraktionskraft, bis er sich völlig in die Denkweise des Proletariers hineinlebt, den die Theorie unterstellt, da bei dieser von all jenen lokalen oder nationalen Besonderheiten und historischen Einflüssen abstrahirt wird, deren Einfluß er ausgesetzt ist. Er nimmt sie leichter an wie die Angehörigen anderer Gesellschaftsklassen, weil sie eben seiner Klassenlage entspricht, aber sie ist nicht schlechtweg das Produkt seiner Lebensumstände, sondern sie ist aus der Zusammenfassung derjenigen ihrer Eigenthümlichkeiten, und nur derjenigen Eigenthümlichkeiten, abgeleitet, die den Arbeitern der verschiedenen modernen Kulturländer gemeinsam sind. Die unter ihrer Zugrundelegung gefolgerten Ideen von Staat, Gesellschaft, den Parteien ꝛc. sind daher nothwendig noch vielfach von den Ideen unterschieden, die sich der von der Theorie unbeeinflußte Arbeiter von diesen Dingen macht. Was wir „proletarische Auffassung" nennen, ist so für den Proletarier selbst zunächst — Ideologie.

Um ein konkretes Beispiel zu wählen. Daß der um Lohn arbeitende Arbeiter vom Unternehmer ausgebeutet wird, erscheint uns heute als die natürliche proletarische Auffassung. Es bedurfte aber thatsächlich einer ziemlich langen Entwicklung, bis den Arbeitern selbst die Sache in diesem Lichte erschien. Ursprünglich kommt sich der Industriearbeiter nur dann ausgebeutet vor, wenn für den gewöhnlichen Lohn eine außergewöhnliche Leistung von ihm verlangt oder ihm die durchschnittliche Arbeitsleistung außergewöhnlich schlecht bezahlt wird. Wenn er genügend Lohn erhält, um den überlieferten Lebensansprüchen seiner Klasse gemäß anständig leben zu können, läßt es ihn ziemlich indifferent, in welchem Verhältniß dieser Lohn zum Preise des Produkts seiner Arbeit steht, ist ihm der wachsende Reichthum seines Arbeitsherrn ganz legitim.[1] Sein Rechtsgefühl findet nichts daran auszusetzen, selbst wenn ihm die ungleiche Vertheilung der Güter als unbillig erscheint. Der allgemeine Gegensatz zwischen Reich und Arm wirkt stärker auf sein Empfinden, wie der spezielle zwischen Lohnherr und Lohnarbeiter.

Und dies führt uns auf den dritten ideologischen Faktor, der für den Sozialismus in Betracht kommt, nämlich das moralische Bewußtsein oder

---

[1] In England, dessen Arbeiterschaft wenig zu abstraktem Denken neigt und bei der denn auch die Parole „A fair day's wage for a fair day's work" sehr viel tiefer eingewurzelt ist wie der Gedanke an das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag", ist in den Industriebezirken ein kapitalistischer Unternehmer, der als „fair employer" bekannt ist, noch immer ein bei den Arbeitern zugkräftiger Parlamentskandidat — wie jüngst die Wahl in Barnsley (Yorkshire) gezeigt hat, selbst wenn ihm ein Gewerkschaftsvertreter gegenübersteht.

die Rechtsauffassung. Damit sind wir am eigentlichen Streitpunkt angelangt, denn die Bedeutung des Interesses als treibender Kraft und der Erkenntniß als führender Macht werden prinzipiell von Niemand geleugnet, während über die Bedeutung des moralischen Bewußtseins im Kampfe der Sozialdemokratie die Literatur des modernen Sozialismus sehr widersprechende Sätze aufweist.

So verhalten sich das Kommunistische Manifest und die in die Zeit seiner Abfassung fallenden Schriften von Marx und Engels zu dieser Frage anscheinend durchaus negativ, man könnte fast sagen, negativ wie Stirner, nur daß an die Stelle von dessen „Ich" die „Klasse oder Partei der Proletarier" tritt. Ohne der Logik besondere Gewalt anzuthun, könnte man aus verschiedenen Stellen des Manifests, des „Elends der Philosophie" ꝛc. ähnliche praktische Folgerungen ableiten, wie sie Bakunin später gezogen hat. Aber auch in den späteren Schriften von Marx und Engels wird jede direkte Anrufung moralischer Motive geradezu vermieden. Professor Werner Sombart hat daraufhin als das unterscheidende Merkmal des marxistischen Sozialismus dessen „antiethische Tendenz" bezeichnet — ein unseres Erachtens nicht sehr glücklich gewählter Ausdruck (denn das Wort „antiethisch" erweckt zunächst die Vorstellung, als solle mit aller Ethik aufgeräumt werden), der aber in der Bedeutung, wie Sombart ihn gebraucht, d. h. als Bezeichnung für den Gegensatz gegen die Ableitung des Sozialismus aus ethischen Prinzipien, sachlich durchaus zutrifft. In der Marxschen Theorie wird nirgends auf die Ethik zurückgegriffen.

Im Gegentheil. Wiederholt wird die Ethik geflissentlich nur zu dem Zwecke herangezogen, um ihre Unzulänglichkeit nachzuweisen. Im „Kapital" wird der Kauf und Verkauf der Waare Arbeitskraft, wo der Arbeiter „seine Haut zu Markte trägt", als ein Akt bezeichnet, bei dem „Freiheit, Gleichheit, Eigenthum und Bentham[1] herrschen", und vom Umstand, daß dabei die Arbeitskraft mehr produziren kann, als ihre Erhaltung (den Käufer) kostet, gesagt, dies sei „ein besonderes Glück für den Käufer, aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer" (Bd. 1, 2. Aufl., S. 162 und 182). Im Briefe über den Gothaer Programmentwurf erklärt Marx, gegenüber der Forderung „gerechte Vertheilung des Arbeitsertrags", von der heutigen Vertheilung des Arbeitsertrags: „Ist sie nicht die einzige ‚gerechte' Vertheilung auf Grundlage der heutigen Produktionsweise?" Und Engels erklärt im Vorwort zur deutschen Ausgabe des „Elends der Philosophie" die Ableitung der kommunistischen Forderungen aus der Thatsache, daß der Arbeiter im Lohne nicht den Gegenwerth der von ihm geleisteten Arbeit erhalte, für ökonomisch formell falsch, weil sie „einfach eine Anwendung der Moral auf die Oekonomie" sei. Aehnliche und noch schärfere Stellen sind im Anti-Dühring und in den Abhandlungen über die Wohnungsfrage zu finden.

Mit dieser abweisenden Haltung der Theorie steht nun die Praxis des Marxismus in anscheinend unversöhnlichem Widerspruch. Niemand wird bestreiten können, daß das „Kapital" überreich an Wendungen ist, denen ein moralisches Urtheil zu Grunde liegt. Schon die Bezeichnung des Lohnverhältnisses als eines Ausbeutungsverhältnisses unterstellt ein solches, da der Begriff der Ausbeutung,

[1] „Bentham" meint hier die von dem englischen Rechtsphilosophen Bentham verfochtene Auffassung, daß das verständig ausgeübte Selbstinteresse der wirksamste Hebel der allgemeinen Wohlfahrt, des Allgemeininteresses ist. Es ist charakteristisch, daß Bentham mit seiner Philosophie des Egoismus, wie Stuart Mill erzählt, eine außergewöhnlich starke moralische Feinfühligkeit und das Gemüth eines Kindes verband. Damit stimmt überein, was Robert Owen über seine Zusammenkunft mit Bentham erzählt.

wo es sich um Charakterisirung der Beziehungen von Mensch zu Mensch handelt, stets den Makel unberechtigter Aneignung, der Uebervortheilung, einschließt. In anerkannten Popularisirungen aber wird der Mehrwerth kurzerhand als Prellerei, Diebstahl oder auch Raub gebrandmarkt. Der kapitalistische Unternehmer erscheint, selbst wenn er ein anständiger („fair") Arbeitsherr ist, als der Aneigner von Mehrwerth, der ihm nicht gebührt, der Arbeiter, auch wenn er zu den bestbezahlten Schichten seiner Klasse gehört, als um einen Theil des ihm Zukommenden gekürzt. Gelegentlich wird dann wohl hinzugefügt, daß der Erstere nicht persönlich für diese Aneignung zu tadeln ist, sondern nur thue, wozu er nach Lage der Verhältnisse, die er nicht geschaffen, berechtigt sei, aber gerade in dieser Entschuldigung liegt der Gedanke eingeschlossen, daß die Aneignung von Mehrwerth im Grunde ein Unrecht ist. Die ökonomische Objektivität der Mehrwerthslehre besteht denn auch nur für die abstrakte Untersuchung. Sobald es zu ihrer Anwendung kommt, stellt sie sich vielmehr sofort als ein ethisches Problem dar, wie denn die Masse sie auch immer wieder moralisch auffaßt.[1] In Hinblick auf diesen Punkt bemerkt nun Engels im Anschluß an den vorher zitirten Satz aus dem Vorwort zum „Elend der Philosophie": „Erklärt das sittliche Bewußtsein der Masse eine ökonomische Thatsache, wie seinerzeit die Sklaverei oder die Frohnarbeit, für unrecht, so ist das ein Beweis, daß die Thatsache selbst sich schon überlebt hat, daß andere ökonomische Thatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unhaltbar und unerträglich geworden sind" (Erste Ausgabe, S. XI). Der Satz gesteht dem moralischen Urtheil der Masse eine Beweiskraft hinsichtlich der geschichtlichen Berechtigung ökonomischer Thatsachen zu, mit der sich viele Vertreter idealistischer Theorien schon zufrieden erklären dürften, indeß wird ihm doch nur erst die Funktion eines Gradmessers ohne eigene Triebkraft zugesprochen.

Sehen wir aber näher zu und legen wir uns die Frage vor, **warum** heute eine so große Anzahl von Menschen die ökonomische Thatsache der Aneignung des Mehrwerths durch den Kapitalisten für unrecht erklären, so stoßen wir auf ein weiteres Zugeständniß an den Idealismus oder die Ideologie.

Von vornherein kommt den Massen die Thatsache des Mehrwerths nicht zum Bewußtsein, sie wird ihnen vielmehr durch den Mechanismus der kapitalistischen Wirthschaft verschleiert. Wenn sozialistische Schriftsteller der Manufakturperiode oder noch früherer Epochen Sätze aufstellen konnten, die zur Mehrwerthslehre hinleiten, so wegen der Einfachheit und Durchsichtigkeit des Wirthschaftsgetriebes ihrer Zeit. In der Neuzeit sind es zunächst die Theoretiker der bürgerlichen Oekonomie, die mit den Untersuchungen über die Bestimmung des Werthes der Waaren auch zum Werthe der Waare Arbeit kommen und damit der Auffassung Bahn brechen, daß der Lohn des Arbeiters etwas vom Werthe der Arbeitsleistung Verschiedenes, stets geringer als dieser ist. Die Thatsache der **Mehrarbeit** war dagegen dem Arbeiter immer bekannt gewesen. Hatte er

[1] Letzteres gilt übrigens von der ganzen Arbeitswerththeorie. So wird die an ihr von den Bekennern der Nützlichkeits-(Grenznutzen-)Werththeorie geübte Kritik von vielen ihrer sozialistischen Vertheidiger völlig moralisch behandelt, d. h. mit einem sonst unmotivirten Aufwand von sittlicher Entrüstung zurückgewiesen. Sie sehen in ihr nur den Versuch, die moralische Fragwürdigkeit des Mehrwerths zu verdunkeln. Umgekehrt wird die Arbeitswerththeorie von vielen Vertheidigern der bestehenden Gesellschaftsordnung lediglich wegen der Kompromittirung des Mehrwerths bekämpft. Es zeigt sich dies u. A. daraus, daß dieselben meist an der wirklich verwundbaren Stelle der Theorie achtlos vorübergehen, um sich in Betrachtungen über die Funktionen von Arbeiter und Kapitalist und deren Nützlichkeit zu verlieren.

sich nicht prinzipiell gegen sie aufgelehnt, so doch oft genug praktisch und bedingt, d. h. er rebellirte **nicht** gegen die **Thatsache**, sondern nur gegen den **Grad** der Mehrarbeit. In der Thatsache der Mehrarbeit liegt an sich noch kein Anreiz, eine Aenderung der Produktionsweise zu erstreben. Anders mit dem Mehrwerth. Erfährt der Arbeiter, daß er im Lohne unter keinen Umständen den **Werth** seiner Arbeitsleistung erhält, so wird damit direkt sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl herausgefordert, denn im **Werthbegriff** liegt ein **moralisches** Element eingeschlossen, eine **Gleichheits**- und **Gerechtigkeitsvorstellung**. Hier liegt die nächste Erklärung für die Auflehnung der Gemüther gegen die Mehrwerthsaneignung. Diese Auflehnung kann sicherlich zugleich der Ausdruck oder das Produkt der Ueberlebtheit des Systems der Lohnarbeit sein, aber sie braucht es nicht zu sein. Daß das System überlebt sei, war vor sechzig Jahren eine bloße Annahme oder, wenn man will, Vorwegnahme, und doch war unter den englischen Arbeitern das Verlangen nach seiner Beseitigung sehr stark. Im sittlichen Bewußtsein der Massen liegt je nachdem mehr und weniger wie ein Symptom wirthschaftlicher Entwicklung. Die sittlichen Begriffe sind dauernder als diese Entwicklung und bis zu einem gewissen Grade — eben weil sie konservativer sind — auch unabhängig von ihr. Stärker als Marx und Engels dies zugeben, gilt dies u. A. vom Begriff des Gerechten.[1]

---

[1] Gegen den Satz von Marx, daß die heutige Vertheilung der Produkte die „einzig ‚gerechte' Vertheilung auf Grundlage der heutigen Produktionsweise" sei, bemerkt Ph. Lotmar in seiner höchst lehrreichen Abhandlung über die Gerechtigkeit, daß Marx da mit „gerecht" nur „rechtmäßig" oder „rechtlich entsprechend" meine. Vom Standpunkt der aristotelischen Auffassung der Gerechtigkeit als verhältnißmäßiger Gleichheit, den Lotmar acceptirt, könne die Vertheilung trotzdem ungerecht sein. Benedetto Croce erklärt in seinem Aufsatz „Auslegung und Kritik einiger Begriffe des Marxismus" („Devenir Sociale", Februar und März 1898), daß, so richtig die vom Marxismus gegebene allgemeine Erklärung der Bedingungen der Entwicklung der Moral sei, die speziellen Ausführungen über die moralischen Probleme in mancher Hinsicht anfechtbar seien. Marx und Engels seien eben, schreibt er, „keine Moralphilosophen gewesen und haben nicht viel von ihrem mächtigen Verstand auf diese Fragen verausgabt. . . . In der That, so sehr es möglich ist, eine Erkenntnißtheorie nach Marx zu schreiben, so sehr würde es nach meinem Dafürhalten ein absolut verzweifeltes Unternehmen sein, über die Prinzipien der Ethik nach Marx zu schreiben" („Devenir Sociale", S. 246/47). Man kann dem wohl zustimmen. Marx und Engels haben das moralische Problem immer nur polemisch behandelt, in der Kritik gegnerischer Standpunkte, und so überwiegen bei ihnen hinsichtlich der Moral die negativen Sätze — Auseinandersetzungen dessen, was die Moral **nicht** ist. Bei dieser rein polemischen Behandlung des Gegenstandes war es unvermeidlich, daß zuweilen über das Ziel hinausgeschossen wurde. Schließlich hat bei alledem Engels im Anti-Dühring anerkannt, daß uns die bisherige gesellschaftliche Entwicklung einen Fortschritt der Moral gebracht hat — in welchem Satze das Zugeständniß eingeschlossen liegt, daß es für unsere Betrachtung einen von den geschichtlichen Umständen unabhängigen Maßstab der Moral giebt — und Marx hat in das Statut der Internationale den Satz aufgenommen, daß die Mitglieder der Internationale gegeneinander und gegenüber ihren Mitmenschen „Wahrheit, Recht und Sitte" beobachten.

Da ich den Croceschen Aufsatz berührt habe, kann ich nicht umhin, hier noch der trefflichen Ausführungen zu gedenken, in denen Croce, in Uebereinstimmung mit Antonio Labriola, gegen den Unfug zu Felde zieht, der mit dem Begriff „Wissenschaft" in Verbindung mit dem Sozialismus getrieben wird. Labriola schlägt, um diesem Unfug zu steuern, vor, statt „wissenschaftlicher Sozialismus" „kritischer Kommunismus" zu sagen. Meine Ausführungen über diesen Punkt im ersten Theile des vorliegenden Artikels waren schon gedruckt, ehe ich den Schluß des Croceschen Aufsatzes erhielt. Sonst würde ich mich auf Wiedergabe seiner betreffenden Ausführungen beschränkt haben.

Die Gerechtigkeit ist denn auch heute noch ein sehr starkes Motiv in der sozialistischen Bewegung, wie ja überhaupt keine andauernde Massenaktion ohne moralischen Antrieb stattfindet. Es ist eine oft festgestellte Thatsache, daß die thätigsten Elemente in der sozialistischen Bewegung sich überall aus denjenigen Schichten der Arbeiterschaft und anderer Bevölkerungsklassen rekrutiren, die es, um eine landläufige Wendung zu gebrauchen, „am wenigsten nöthig haben", Leute, die nach der bekannten Rechnung bei einer gleichmäßigen Vertheilung des gegebenen gesellschaftlichen Einkommens zunächst noch verlieren würden. Was sie zum Sozialismus zieht, ist das Streben nach einer zweckmäßigeren und gerechteren Gesellschaftsordnung, und wenn man genauer untersucht, wird man in neun von zehn Fällen finden, daß die gerechtere Gesellschaftsordnung da in erster Linie steht. Man braucht diesen Antrieb gar nicht zu idealisiren, auch der Neid ist oft eine Quelle des Verlangens nach Gerechtigkeit, aber ob er in hohen oder niedrigen Beweggründen wurzelt, bleibt er doch immer ein ideologischer Faktor.

Hält man sich freilich an das nackte Programm: Eroberung der politischen Gewalt durch das als Klasse organisirte Proletariat, Enteignung der Kapitalisten, Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der Produktion, so könnte man meinen, daß damit jede Ideologie verabschiedet sei. Das sind ja alles sehr konkrete, reale Dinge. Aber die Praxis zeigt, daß, wie realistisch man sich die Sache auch denkt, sie doch darum nicht ohne ihre gute Dosis Ideologie ist.

Schon wenn wir das „als Klasse organisirte Proletariat" nehmen — wie viel Ideologie ist erfordert, bis die Arbeiter sich als Proletariat fühlen! Wie viele Arbeiter sind heute noch, und zwar nicht aus Unwissenheit, weit davon entfernt, dies zu thun. Gerade in den vorgeschrittensten Ländern ist ihre Zahl außerordentlich groß. Es ist überhaupt nicht so einfach, den Begriff „Proletariat" genau zu begrenzen. Die Kategorie der um Lohn Arbeitenden weist außerordentliche Verschiedenheiten in Bezug auf Einkommens- und Lebensverhältnisse auf. Wohl kann man für die Arbeiter aller Grade gewisse gemeinsame Forderungen und Interessen ableiten, aber damit erreicht man noch nicht, daß sich der Drang nach ihrer Vertretung in gleicher Intensität und Wucht äußert. Das Proletariat als die Gesammtheit der Lohnarbeiter ist eine Realität, das Proletariat als in gemeinsamer Auffassung agirende Klasse ist selbst in Deutschland noch in hohem Grade ein Gedankenbild.

Von diesem Proletariat nun vorzugsweise soll die Vergesellschaftung der Produktionsmittel durchgeführt werden. Wer sich die Sache nicht so naiv vorstellt, wie das französische Lied sie ausdrückt:

„Arbeiter, nimm die Maschine,
Nimm den Boden, Ackersmann —"

der wird sich wohl selbst sagen, daß diese Vergesellschaftung nothwendiger Weise ein längerer Prozeß sein muß, weil die in Frage kommenden Industrien in sehr verschiedenem Grade zur Vergesellschaftung reif und geeignet sind. Unterstellt man, daß sozusagen mit einem Schlage alle Kapitalisten expropriirt werden, so unterstellt man damit, daß im gleichen Moment alle Arbeiter aufhören, Proletarier im Sinne der Theorie zu sein und der Gefahr ausgesetzt sind, jene moralischen Antriebe einzubüßen, die der spezifische Gegensatz gegen den Kapitalismus in ihnen zeitigt. Das würde das Problem der Vergesellschaftung der Produktion, statt es zu vereinfachen, unendlich erschweren. Aber die Praxis wird es einfach nicht dahin kommen lassen. Dafür sorgt u. A. der Kampf, wie ihn die Sozialdemokratie heute führt.

Die Geschichte der Menschheit spielt sich längst nicht mehr in der einfachen Weise ab, daß alle Tendenzen der Entwicklung praktisch bis auf die äußerste Spitze getrieben werden. Es sei dies an einem Beispiel illustrirt, das schon in anderer Verbindung in einem früheren Artikel dieser Serie berührt wurde: die Frage der gewerblichen Kinderarbeit.

Vor zwei Generationen gab es so gut wie gar keine Einschränkung der Kinderarbeit. Die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder wuchs rapide; es schien, da die gewerbliche Arbeit der Frauen nicht minder schnell zunahm, als solle überall in der Arbeiterwelt die ganze Familie für die Fabrikarbeit reklamirt werden. Schritt diese Entwicklung im Wesentlichen ungehindert fort, so mußte die nothwendige Folge die volle Auflösung der alten, und die Ausbildung einer neuen Form der Familie, bezw. des Zusammenlebens der Geschlechter sein. So folgerte Marx nach dem Beispiel von Robert Owen. Noch im Briefe über den Gothaer Programmentwurf erklärte sich Marx gegen die Forderung des allgemeinen Verbots der gewerblichen Kinderarbeit unter Hinweis auf die revolutionäre Bedeutung der frühzeitigen Heranziehung der Kinder zur Produktion. In Uebereinstimmung mit bürgerlichen Philanthropen, Erziehungsfreunden &c. haben indeß die sozialistischen Parteien ihrerseits unablässig die Heraufsetzung der Altersgrenze für die gewerbliche Beschäftigung der Kinder betrieben und in den meisten Ländern es auch durchgesetzt, daß für Kinder unter dreizehn bis vierzehn Jahren die Fabrik geschlossen ist, und das Bestreben geht heute dahin, die Grenze bis auf das vollendete fünfzehnte oder sechzehnte Jahr heraufzusetzen. Es ist nun klar, daß damit das Kind von Neuem für die Familie im alten Sinne und damit bis auf Weiteres auch diese selbst gerettet wird. Die Verkürzung der Arbeitszeit, für die die Arbeiter allerorts innerhalb und außerhalb der Parlamente thätig sind, wirkt zunächst auch in dieser Richtung. Kurz, während die „natürliche“ Tendenz des Kapitalismus auf die Revolutionirung der Familie hinausläuft, kämpfen selbst die revolutionären Arbeiterparteien, durch die Bedürfnisse des Tages getrieben, für Maßnahmen, die jener Revolution entgegenwirken. Welches daher auch die zukünftige Gestaltung der Dinge in dieser Hinsicht sein mag — und andere Faktoren wirken ja trotzdem auf Schwächung des alten Familienlebens hin — jedenfalls findet nicht diejenige Zuspitzung der Verhältnisse statt, welche die Theorie seinerzeit vorausgesehen hatte und voraussetzen durfte.

Es ist das nur ein Beispiel, aber man braucht blos den Thatsachen des sozialen Lebens mit offenem Auge ins Gesicht zu sehen, um noch auf viele Erscheinungen zu stoßen, die in ähnlicher Weise den Voraussetzungen der Theorie entgegenarbeiten, ohne daß deshalb die Grundgedanken der Theorie sich als falsch erwiesen. Die Theorie kann nicht alles voraussehen, sie kann nur Tendenzen feststellen. Die Praxis aber erlaubt nie, daß sich Tendenzen in ihrer vollen Reinheit bis zum letzten i-Punkt durchsetzen. Sie wird es daher auch schwerlich auf die allgemeine Expropriation ankommen lassen. Gerade in der modernen Gesellschaft, mit ihrem äußerst entwickelten demokratischen und demokratisirenden Verkehrsleben ist eine solche Entwicklung der Dinge unwahrscheinlich. Entweder treiben es die Herrschenden durch hartnäckigen Widerstand gegen zeitgemäße Forderungen selbst zu Katastrophen, und dann treten diese zu früh ein, um sehr viel mehr als politische Aenderungen zu bewirken, oder sie verstehen es, jedesmal zur rechten Zeit nachzugeben, und dann sorgt die Entwicklung der Dinge selbst gegen plötzliche allgemeine Umwälzungen.

Alle Theorie zukünftiger Entwicklung, und sei sie noch so materialistisch, ist nach alledem nothwendiger Weise ideologisch gefärbt. Ja, gerade wenn sie sich

ausschließlich an greifbar ökonomische Erscheinungen hält, ist sie es, denn die geistigen Strömungen, moralische Anschauungen u. s. w. sind durchaus reale Dinge, wenn sie auch nur in den Köpfen der Menschen existiren. Der marxistische Sozialismus unterscheidet sich nicht dadurch von anderen sozialistischen Theorien, daß er völlig frei von jeder Ideologie wäre. Das ist keiner auf die Zukunft gerichteten Lehre gegeben. Ohne Ideologie hört überhaupt jede weitblickende Reformthätigkeit auf. Der Marxismus hat das Fundament der sozialistischen Theorie der Ableitung aus vorgefaßten Ideen und damit der willkürlichen Konstruktion entzogen und es auf den soliden Boden einer realistischen Geschichtsbetrachtung gestellt, die in ihren Hauptzügen unwiderlegt geblieben ist. Daß ihre Begründer in allen Einzelheiten die einzig zulässigen Konsequenzen aus ihr gezogen, daß die von ihnen gezogenen Folgerungen für alle Zeit unbeschränkte Geltung haben würden, haben sie nie behauptet. Es war nur natürlich, daß sie u. A. in ihrem Kampfe gegen die damals landläufige maßlose Ueberschätzung der moralischen Anschauungen zur Unterschätzung derselben gedrängt wurden. Thatsächlich ist die Moral eine zwar nicht unter allen Umständen, aber doch häufig, zwar nicht unbegrenzt, aber doch in weiter Sphäre schöpferischer Wirkung fähige Potenz, und es läßt sich an unzähligen Beispielen beweisen, daß schon die Moral der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft durchaus nicht identisch ist mit der Moral des Bourgeois, wie er im Buche steht. Wer nicht von einem jähen Sprunge in die vollendete kommunistische Gesellschaft träumt, wird daher, wie die Durchsetzung wirthschaftlicher Reformen, so auch die Weiterbildung der Moral- und Rechtsanschauungen nicht als eine Sache betrachten, die lediglich der Zukunft anheimfällt.

Bücher vom letzten Jahre.

Eine kritische Plauderei von **Otto Ernst**.

Es gab, ganz vor Kurzem, in unserer Literatur eine Nietzsche-Periode oder, wenn man will, eine Nietzsche-Episode. Da mußte alles, was originell sein wollte, Nietzsche nachahmen. Wer nicht mit verächtlichem Lächeln ausspuckte vor der Moral im Allgemeinen und dann noch einmal vor sämmtlichen Moralgesetzen im Besonderen und dann noch einmal besonders kräftig vor den Begriffen Menschheit, Mitmensch und Mitleid, wer sich nicht als Herrenmensch fühlte, der kraft seines Genies das Recht hätte, eine beliebige Anzahl Mitmenschen für seine Zwecke zu verbrauchen wie eine Papierserviette: von dem war es sonnenklar, daß er ein Idiot, ein Herdenthier, daß er in jener Zeit der billigen Genies nicht einmal ein Genie war. Man brauchte die genialen Verbrechen à la Cesare Borgia und Napoleon nur mit dem Munde zu begehen, das genügte; sonst wäre ja auch der Schutzmann gekommen, und vor dem hütete man sich.

Nietzsches Philosophie wie die individualistische Philosophie überhaupt ist eine Dame, die partout auf einem Beine stehen will. Sie wird sich nach einiger Zeit genöthigt sehen, doch auch das andere Bein auf die Erde zu stellen, oder sie wird gar vor Entkräftung umfallen, was auf dasselbe hinausläuft, nämlich darauf, daß man sie als Geisterschwindel erkennt. Die Bewunderung für die geniale prosaische Gedankenlyrik Nietzsches würde dadurch freilich beeinträchtigt, aber keineswegs aufgehoben werden. Die von Nietzsche fast durchgehends angewandte aphoristische Methode ist die wohlfeilste von allen und verbindet zu nichts. Einen Gedanken, der außer allem Zusammenhang, ohne Voraussetzungen

und Konsequenzen hinausgeworfen wird, kann man nirgends fassen, nirgends kontrolliren; die Nietzsche-Vertheidiger sans phrase pflegen, wenn man sie auf irgend eine Konsequenz festnagelt, zu erklären: „Ja, so ist es nicht gemeint; man darf Nietzsche nicht in ein System bringen wollen —“ und dann beginnt das Schimpfen auf die Systeme, obwohl auch der denkende Nietzscheaner wissen sollte, daß alles Urtheilen schon Systematisiren ist. Aber anregend ist die aphoristische Form; ein aus einer Kette herausgerissenes Glied wird einen lebhaften Geist veranlassen, es nach vorwärts und rückwärts zu ergänzen, und ebenfalls anregend ist die von Nietzsche bis zum Ueberdruß beliebte Form des Paradoxons. Sein Hauptverdienst besteht darin, auf die Reversseite mancher landläufigen Wahrheiten hingewiesen und manche Scheinwahrheiten als solche entlarvt zu haben. Wenn man immer wiederholt hat, daß Einigkeit stark mache, so ist es ganz heilsam, sich einmal zu vergegenwärtigen, inwiefern sie auch schwach machen kann. Aber damit ist der Satz, daß sie stark mache, nicht umgestoßen.

Der Individualismus spinnt seine ganze Philosophie aus dem Ich heraus; was das Ich bedarf und was das Ich darf und will, das ist auf jeder Seite zu lesen; aber ein kleiner Faktor bleibt dabei immer außer Betracht; nämlich die anderen Menschen, die anderen Ichs. Das heißt im eigentlichsten Sinne des Wortes auf einem Beine leben wollen oder die Rechnung ohne den Wirth machen. Denn die Menschheit ist der Wirth des Einzelnen; er ist bei ihr zu Gaste und empfängt von ihr verteufelt viel; er macht eine große Zeche. Da hat denn der Einzelne nicht allein zu bestimmen, was er bezahlen will, sondern die Menschheit will bei der Aufstellung der Rechnung, d. h. sie will in der Ethik ein Wort mitsprechen. Wem dieses Gastverhältniß nicht gefällt, der kann ja das Lokal verlassen, das steht ihm frei. Aber nicht zahlen wollen, vielmehr noch Stühle und Fenster zerschlagen und den Wirth prügeln, das ist zwar kein Uebermenschenthum, auch kein Herrenmenschenthum, sondern nur Unmenschenthum.

Nun wendet man freilich ein: Für die Menschen im Allgemeinen gelte auch die Ethik Nietzsches nicht; sie gelte nur für die großen Persönlichkeiten, die man bekanntlich nicht mit dem allgemeinen Maße messen dürfe, denen man das Recht zugestehen müsse, mit „der Menschheit großen Gegenständen“, mit dem, was den Tugendhaften und Gerechten heilig ist, unbefangen zu experimentiren, weil sie nur auf solche Weise die Menschheit vielleicht über ihren bisherigen Standort hinausreißen könnten. Zunächst ist es nicht richtig, daß Nietzsche nur an die wenigen großen und größten Persönlichkeiten denkt; er lehrt die gesammte Menschheit den Uebermenschen; er trägt seine Ideen mit dem Anspruch der Allgemeingiltigkeit vor; er wendet sich an die Stärkeren, nicht an die Großen. Er will durch Beseitigung des Mitleids, überhaupt der Rücksicht auf den Mitmenschen, die Schwächeren zum Untergang zwingen und ein Geschlecht von stärkeren, rücksichtslos ihren selbstischen Instinkten folgenden Menschen heranzüchten. Er will nicht ein halbes Dutzend Genies, er will ein ganzes stärkeres Geschlecht erzielen. Beiläufig würden diese Stärkeren ja unter sich wieder verschieden sein und in Stärkere und Schwächere zerfallen, die Keilerei also ins Unendliche sich fortsetzen. Ueberhaupt sind ja die Begriffe „stärker“ und „schwächer“ durchaus relativ; jeder Mensch ist ein Stärkerer und ein Schwächerer. Also haben Alle ein Interesse an der Nietzscheschen Moral, und es dürfte die Nietzscheaner eigentlich nicht wundernehmen, daß auch recht starke Menschen nicht einsehen, warum sie einem Napoleon oder einem Iwan dem Schrecklichen das Gewissen erleichtern sollen, indem sie seine Mördermoral anerkennen. In Wahrheit ist nun freilich das Leben ein Kampf ums Dasein, in dem der Stärkere siegt. Aber der Mensch

kann auf sehr verschiedene Weise stark sein und sich behaupten, z. B. durch Ansehen, durch Geld, durch Schönheit, durch körperliche Kraft, durch Willensstärke, durch Geist, ja trotz Nietzsche kann der Mensch stark sein durch mitfühlende Liebe, durch Herzensgüte, ja, zum Ruin der ganzen individualistisch übergeschnappten Philosophie à la Nietzsche und Stirner kann der Mensch stark sein durch Zahl.

Daß das Genie wie überhaupt, so auch in moralischen Dingen mit besonderem Maße gemessen werden darf, ist eine sehr alte Forderung, die von Einsichtigen auch immer zugestanden wurde. Das Genie hat einen größeren Freiheitsdrang und größeres Freiheitsbedürfniß als andere Menschen; seine Phantasie ist schöpferischer, seine Sinne sind tiefdringender als die anderer Menschen, darum sind seine Versuchungen und vor Allem seine Zweifel stärker. Staunen und Zweifel sind ja die Wurzeln aller Erkenntniß, also sind diese Wurzeln im Genie besonders stark entwickelt. Daher mäkeln wir nicht, wenn wir sehen, daß ein Genie einzelne Sittengesetze nicht beachtet oder gar verachtet; wir sagen: trotz dieser Mängel ist er ein großer Mensch, der Liebe und zum Mindesten Bewunderung verdient, wie die Sonne trotz ihrer Flecken eine strahlende, geliebte und bewunderte Herrlichkeit ist. Aber wir sagen nicht: weil dieser Mann skrupellos gewisse Verbrechen begeht, weil Napoleon ohne Bedenken Hunderttausende für seinen Ruhm in den Tod schickt, deshalb ist er ein Genie, wir sagen nicht, seine Verbrechen sind Tugenden und Moral ist überhaupt Unsinn, Rücksicht auf die anderen Menschen ist Unsinn. Das sagt aber Nietzsche, und da die mit titanisch-genialen Geberden vorgetragene Behauptung, ein emporgeworfener Gummiball werde nicht von der Erde angezogen, sondern der Gummiball ziehe die Erde an, immer ein Publikum finden wird, so fand der Philosoph Nietzsche ein Publikum. Der Prosa-Lyriker Nietzsche ist, wie gesagt, eine andere Sache, die uns hier nichts angeht.

Mein vortrefflicher alter Schulmeister pflegte die Geschichte des ersten Triumvirats folgendermaßen zu beginnen: „Die Triumvirn waren Pompejus, Crassus und Cäsar. Von diesen dreien war Pompejus der Angesehenste, Crassus der Reichste und Cäsar der Klügste. Wem fiel wohl schließlich die Herrschaft zu?“ Auch diejenigen unter uns, welche die kommende Geschichte nicht kannten, waren sich ganz klar darüber, daß das nur Cäsar sein könne. Denn Geist regiert die Welt. Geist unterwirft die Welt, wenn's auch lange dauert. Mit Geld geht es schneller, aber schlechter. Cäsar bleibt am letzten Ende doch der Zahlungsfähige. Und so ist die Frage des Herrenmenschenthums eine intellektuelle Frage und keine moralische Frage, keine Willensfrage. Solange ich mich mit Napoleon beschäftigt habe, habe ich ihn leidenschaftlich gehaßt und zur Abwechslung noch mehr geliebt. Was immer wieder meinen Haß erregte, waren seine brutalen Willensakte; was mich immer wieder zur Liebe zwang, war sein immenses Genie. Der Gedanke ist die größte Kraft des Menschen; dem Gedanken huldigen endlich alle Geschlechter und Zonen der Erde. Und je größer ein Geist, desto williger huldigt er gerade dem Geiste. Dem bloßen starken Willen dagegen opponirt gerade der starke Wille. Die Nietzscheaner, die vor der Brutalität Napoleons im Staube liegen, spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Sie halten sich auch für Herrennaturen und wissen nicht, daß ein echter Herr sich noch gegen den todten Napoleon mit flammendem Herzen empört, daß ein echter Herr keinen Herrn neben und über sich duldet, als den Geist. Sie wissen nicht, daß sie durch ihre sklavische Anbetung des brutalen Willens selbst ein werthvolles Kontingent zu jener Herde stellen, die einem Napoleon, einem Nero und Busiris die erforderliche Unterlage bietet. Und bedenke man doch auch, was ein starker Willensmensch ohne beherrschenden Geist ist! Ein lächerlicher Dickkopf oder ein

thierisches Ungeheuer. Das wäre der Uebermensch rein nach Nietzsche, der neue Uebermensch; den geistigen Uebermenschen brauchte uns Zarathustra nicht zu lehren; denn den lehren alle Menschen und Tage der Geschichte vom grauen Anfang her.

Mit diesen Ausführungen habe ich das geistige Milieu gezeichnet, aus dem Spielhagens Roman „Faustulus“ hervorgewachsen ist. Dr Arno, der Held dieses Romans, ist Arzt und Dichter. Er arbeitet an einem Drama, „Faustulus“, das einen neuen Faust, und zwar einen Thatmenschen, zeigen soll gegenüber dem reflektirenden, schwankenden, schwachherzigen Goetheschen Professor, der zu allem der Teufel und Dämonen bedarf. Dieser bös-gute Gewaltmensch soll durch wirkliche Handlungen Himmel und Hölle in seiner eigenen Brust zeigen. Er ist der Mörder seines Vaters, der Geliebte seiner schönen Mutter, dabei ein Philosoph wie Hamlet; er hat in Rom und Athen mit heißem Bemühen studirt, er ist der edelmüthigsten Handlungen, der zartesten Empfindungen fähig. Wie ein echter Vollmensch trägt er in sich die Anlage zu jedem Verbrechen und zu jeder Gutthat; was ihn von anderen Menschen dieser Art unterscheidet, ist, daß er seine Anlagen auch durch Handlungen bethätigt. Er ist der Ueberzeugung, daß ihm zukommt, „die Fähigkeiten und Kräfte von Tausenden und Millionen in seinen Dienst zu stellen, auf den Herzen und Seelen von Tausenden und Millionen zu spielen wie auf einer Riesenorgel, deren brausende Akkorde nichts sind als das Echo des Triumphgesangs, der in der eigenen Seele erschallt“.

Seinem „Faustulus“ ungefähr entsprechend lebt und handelt nun auch Dr. Arno, um zu einem völligen Bankerott zu gelangen, um an der reinen Seele eines von ihm verführten, unschuldsvollen Mädchens zu begreifen, „warum die Lilien auf dem Felde köstlicher gekleidet sind als Salomo in all seiner Herrlichkeit“.

Der Roman spielt in den fünfziger Jahren, also vor Nietzsche; aber der Held ist ein Nietzschescher Herrenmensch, der die Kurzbeinigkeit der Nietzscheschen Philosophie an Leib und Seele gründlich erfährt. Man würde wiederholt genöthigt sein, zu diesem Dr. Arno „Schuft“ zu sagen, wenn Spielhagen es nicht meisterhaft verstanden hätte, uns das Aussprechen dieses Wortes unmöglich zu machen. Die edlen Handlungen dieses Arztes wiegen nicht so sehr schwer, daß sie ein genügendes Gegengewicht hergäben, aber er imponirt uns, er versöhnt uns mit sich durch seinen überlegenen Geist. Seine vornehme, auf den Höhen des Gedankenlebens heimische, stählerne Intelligenz ist sein Adelstitel, der ihn davor bewahrt, mit gewöhnlichen Verbrechern zusammengeworfen zu werden. Er bricht die Ehe eines Apothekers und macht sich über den betrogenen Gatten mit souveränem Hohne lustig; er verführt ein wunderbar liebliches, seelensgutes Mädchen und verlobt sich, als er sie noch liebt und als sie sich Mutter fühlt, mit einem schönen, reichen und klugen Mädchen, durch das er, der Unbemittelte, sich die Macht des Geldes aneignen will. Am Abend vor seiner Hochzeit mit diesem Mädchen wird er von einem Schiffer, der die verführte Stine liebt, ermordet.

In diesem Roman zeigt Spielhagen, daß er unter den wirklich epischen Romandichtern immer noch der Erste ist. Spielhagen ist durchaus kein Lyriker; seine Worte zittern nicht von der Bewegung des klopfenden Herzens; wenn er den Wald oder das Meer schildert, so klopft nicht sein Herz aus diesem Walde, blitzt nicht sein lebhaftes Auge aus der wandernden Welle. Er steht immer über dem Erzählten und Geschilderten, und das ist für seine Gattung des Romans ein großes Lob. Denn der rein episch, rein objektiv angelegte Roman verträgt keine subjektive, lyrische Beimischung; in einem Spielhagenschen Roman wäre dergleichen eine unleidliche Stilwidrigkeit. Eine richtige Geschichte richtig erzählen,

dabei immer interessant und immer auf literarischem Niveau bleiben und die Katastrophe mit strengster Folgerichtigkeit herbeiführen, wie er es mit besonders großer Meisterschaft in „Selbstgerecht“, einem seiner letzten Romane, fertig bringt: darin thut es Spielhagen noch immer unter den Lebenden Keiner gleich, sei's Alter oder Junger.

Ungefähr das strikteste Gegentheil eines Spielhagenschen Romans ist der Roman „Theater“ von Hermann Bahr. Die Fabel dieses Romans kann ich hier getrost erzählen; sie ist so kurz, daß, wenn man etwas davon verschweigt, nichts nachbleibt. Ein verheiratheter Journalist, der mit einem Theaterstück Glück gehabt hat, unterhält mit einer schönen Schauspielerin ein leidenschaftliches Liebesverhältniß. Nach einem halben Jahre fällt sein zweites Stück durch und seine Geliebte betrügt ihn mit einem Anderen. Das ist die Fabel. Und doch wurde es mir nicht leicht, mich von diesem Buche zu trennen, wenn die fortgeschrittene Nachtstunde dringend zur Ruhe mahnte. Denn es ist immer wieder süß, wenn auch oft schmerzlich-süß, und besonders vielleicht in später Nachtstunde, mit seinen Gedanken, mit seinen Erinnerungen in dem dunklen Räthsel „Mensch“ zu wühlen. Und wenige mit ihm Lebende, ja, auch nicht viele vor ihm Lebende sind so tief in dieses Wesen eingedrungen und verstehen ihr geheimstes Wissen vom Menschen mit so großer sprachlicher Kunst bis ins Innerste des Lesers zu tragen wie Hermann Bahr. Von den vielen Modernen, die nervös-psychologische Kapriolen machen und sich die Forschungsorgane verrenken, um Unerhörtes, gänzlich Neues vom Menschen sagen zu können, ist Bahr der Wenigen einer, die wirklich neue Seelenbereiche entdecken, die den Polen des menschlichen Wesens näher kommen und die dann auch von dem Gesehenen anschaulich und überzeugend zu berichten wissen. Er hat auch Allotria und Faxen gemacht wie Andere; aber er kann etwas. Wenn die Franzosen einen Psychologen und Stilkünstler wie ihn unter sich entdecken, dann tragen sie ihn auf den Händen; die Deutschen lassen sich französische und neuerdings skandinavische Schriftsteller fünfter bis neunter Güte übersetzen und bewundern dann an diesen die Eleganz, die Akribie und die Grazie, die den Deutschen doch ewig versagt sei. Diese Dummheit ist ja einer der wichtigsten Aufschlüsse, die wir von unseren Literaturlehrern empfangen. Daß die Franzosen und ihre Sprache, was jene Vorzüge anlangt, von Natur einen Vorsprung vor den Deutschen und ihrer Sprache haben, soll nicht geleugnet werden; aber starke und behende Deutsche haben zu Zeiten diesen Vorsprung glänzend eingeholt, und Hermann Bahr ist einer von ihnen.

Der Roman „Theater“ ist eigentlich nur eine Reihe von lose zusammenhängenden Seelenschilderungen und Porträts. Diese Porträts sind aber mit einer frappanten Wahrheit und mit sorgfältigster, ich möchte fast sagen pedantischer Feinheit gemalt. Man sieht diesen Porträtmaler gewissermaßen vor seiner Staffelei stehen, immer noch eine feine Linie hineinzeichnend in das Bildniß, dann ein wenig zurücktretend, den Kopf ein wenig auf die Seite neigend, es befriedigt-unbefriedigt betrachtend und dann wieder einen neuen leisen Zug und so immer noch einen in das Werk hineintragend, das immer plastischer wird und das ihm immer noch wieder den Zweifel erweckt: Werden die Leute aus diesem Bilde das Original auch wirklich so heraussehen, wie ich es sehe? Man beobachtet hier das zarte, das difficile Gewissen eines Künstlers. Als der geistreiche Schäker, der er ist, hat uns Bahr vor Kurzem mit launiger Bescheidenheit erzählt, daß die jungen Wiener nur wienerisches Leben zeichnen wollten und anspruchsloser Weise nicht den Ehrgeiz hätten, große Kunst zu produziren, wie z. B. die Berliner Herren. Manche der neueren Wiener Schriftsteller haben nun freilich ein volles

Recht zu solcher Bescheidenheit; denn ihre Leistungen beschränken sich so ziemlich darauf, uns ein Bischen wienerisches Geplausch zwischen einem Halbweltdämchen und ihrem Galan einmal und noch einmal und immer wieder noch einmal vorzumachen, ohne daß wir etwas Neues und Gewichtiges dabei erführen. Bahr hat in seinem Roman „Wiener Leben" ganz vor Allem Wiener Theaterleben gezeichnet; dabei ist aber ein großes Stück Menschenthum und ein großes Stück Kunst ans Licht gekommen. Und das ist ja ganz selbstverständlich. Ein starker Geist kann gar nicht an lokalen Oberflächen haften bleiben; er gravitirt immer nach dem Mittelpunkt des Allgemein-Menschlichen. In Wien hängt überdies das Theaterleben vielfach mit dem sonstigen sozialen und dem politischen Leben zusammen, und so beleuchtet dieser Roman nicht selten große und bedeutungsvolle Partien der Wiener Gesellschaft und entfaltet dabei unter Umständen eine geradezu vernichtende satirische Wucht, so u. A. an der Stelle, wo die Mutter der schönen Schauspielerin, eine ehemalige Zuchthäuslerin und noch immer rüstige Kupplerin und Gaunerin, den Zeitungen der Hauptstadt telephonisch mittheilen kann, daß soeben der Erzherzog Peter das Sylvesterbankett ihrer Tochter mit seinem Besuch beehrt habe.

Dieser Roman hat einen Ableger gezeitigt: das „Wiener Stück" „Tschagerl", wie es denn nicht selten vorkommt, daß aus einer größeren künstlerischen Idee mehrere kleinere hervorwachsen. Auch dieses Stück behandelt Schauspieler-, Journalisten- und Autorenleben; auch dieses „Stück", wie es Bahr mit lobenswerther, aber doch noch nicht genügender Bescheidenheit genannt hat, ist in erster Linie eine kaum zusammenhängende Reihe von interessanten psychologischen Skizzen. Da die Menschen und die Verhältnisse weniger bedeutend sind als in dem Roman, so sind sie auch weniger interessant. Das Ganze ist eine sehr amüsante Lektüre, mehr kaum. Es ist kein Stück, geschweige denn ein Drama. Eine Frau hat eine Märchenoper komponirt und wird durch sie mit einem Schlage berühmt. Ihr Mann, ein kleiner Musikrezensent, ehrlich, aber eitel, beschränkt, egoistisch und philiströs eifersüchtig, fühlt sich bald durch die berühmte Frau in den Schatten gestellt; ihr Ruhm wird ihm lästig; er bildet sich ein, daß er eigentlich ebenso viel, wenn nicht mehr Antheil an dem Werke seiner Frau habe als sie; ja, da er so viel davon geredet hat, glaubt er es schließlich selbst, daß er das musikalische Genie sei. Er behandelt sie so lange niederträchtig und roh, bis sie von ihm geht. Er will sie durch die Polizei wieder holen lassen; da er aber stark getrunken hat, legt er sich zunächst aufs Sopha und schläft ein. Damit schließt das Stück.

Fünf Sechstel des Stückes bestehen kaum in etwas Anderem, als daß Herr Lampel seine Frau malträtirt und sie es sich gefallen läßt. Nur in einer Szene erscheint Herr Rosetti, ein verwegen kalter Impressario oder Talentspekulant, und sucht sie zur Eingehung eines Kontrakts und zur Trennung von ihrem unmöglichen Manne zu überreden; das ist das ganze Gegenspiel. Ist dergleichen Literatur nun erlaubt? Warum nicht? Seien wir nicht engherzig. Erlaubt ist, was gefällt, und diese dialogisirten Skizzen aus dem Wiener Leben können Einem wohl gefallen; sie sind wahr, und sie sind frisch und flott geschrieben. Nur soll man dergleichen nicht „Drama" nennen, nur soll man dergleichen nicht neben ein Drama nach Aristoteles, nach Lessing und Gustav Freytag stellen, nur soll man nicht sagen: das planvoll angelegte und aufgebaute Drama mit einer richtig abschließenden Katastrophe ist eine Sache alten Stils, ist eine überlebte, eine dumme und unnatürliche Sache. Wenn ein Dichter sich von dem hinkenden Teufel das Dach von einem Hause abheben läßt und unbemerkt einen Tag lang hineinschaut,

so sieht er wirkliches, echtes Menschenleben, das ist nicht zu bezweifeln. Wenn er aber ein ganzes Jahr lang hineinschaute, so würde er nicht nur 365mal so viel sehen, sondern mehr. Und wenn er zwanzig Jahre lang hineinschaute, so würde er nicht nur 7300mal so viel sehen, sondern noch viel mehr. Freilich: seine Augen würden nicht mehr sehen, aber sein Geist würde immer mehr die geheimen Zusammenhänge, die verborgene Logik des Lebens bemerken; die anfangs unsichtbaren Ketten, die das Ende mit dem Anfang verbinden, würden immer deutlicher sichtbar werden. Die Mißhandlungen der Frau Lampel durch ihren Gatten sind ja auch nicht in zwei Stunden geschehen, einer Zeit, wie sie die Aufführung etwa in Anspruch nimmt, sie erstrecken sich mindestens über ein paar Monate. Der Dichter muß fast immer zeitlich Zerstreutes zusammenraffen, wenn er nicht bloße Skizzen bieten will; denn selten spielt sich ein interessantes Schicksal in wenigen Stunden ab. Also warum soll er nicht das Wesentliche aus zwanzig Jahren, aus einem ganzen Leben zusammenraffen, wie es z. B. Georg Hirschfeldt in seiner „Agnes Jordan" gethan? Je mehr Leben er in seinen Zauberkessel hineinwirft, desto stärker wird der Extrakt werden. Schließlich ist doch derjenige der größte Realist, der mit seinen zwei Augen das größte Stück Leben überschaut und dessen Grundzüge am eindrucksvollsten nachzuzeichnen weiß. Die Pseudorealisten haben behauptet, das Leben spiele sich nicht in Romanen und Dramen, sondern in regellos aneinandergereihten Vorgängen ab und gebe deshalb dem konsequenten Realisten nur Stoff zu ernsten oder heiteren Idyllen. Unzweifelhaft ist die Behauptung Wilbrandts richtiger, daß oft schon drei Tage oder Nächte eines gewöhnlichen Lebens eine Novelle, einen Roman ergeben, wenn man sie nur mit tieferdringendem Auge betrachtet. Und das Menschenleben in seiner Totalität ist wahrhaftig mehr als eine Reihe von Vorgängen; jeder lebendige Mensch fühlt die zwingenden, die tragischen und die komischen Zusammenhänge des Lebens. Und der Kunstgenuß bedeutet wahrhaftig noch etwas Anderes als ein bloßes Anschauen täuschend nachgeahmter Lebensvorgänge; an bloßem Schauen lassen sich nur kleine Kinder genügen; sobald der Geist erwacht, drängt er mit der Frage hervor: Was bedeutet nun das alles? Wenn wir auch den Sinn des Lebens niemals ganz erfassen sollten, unser vornehmstes Bedürfniß bleibt es doch, das Leben zu deuten. In dem Bahrschen Stücke treten Personen auf, die weiter nichts bedeuten, als daß sie auftreten, den Hut abnehmen, ein paarmal wie Menschen sprechen und hin- und hergehen, den Hut wieder aufsetzen und abgehen. Das bietet auch ein Kinematograph. Da freuen wir uns an der naturwahren Abbildung von Lebensvorgängen und fragen nicht: Was bedeutet das? Auch wenn man einen Apparat erfunden haben wird, der außer den Bewegungen auch noch die Gespräche der Menschen täuschend wiedergiebt, wird man der Bühne und der planvoll komponirten und abgeschlossenen Dramen nicht entrathen können. Die „konsequenten Naturalisten" werden einmal durch Apparate ersetzt werden können, die Dichter, die sinnvollen Betrachter und Nachschöpfer des Lebens nicht. Das Bahrsche Stück enthält des Dichterischen genug, um als Buch zu gelten; das umständliche, anspruchsvolle Institut der Bühne ist materiell und ideell zu kostspielig für dergleichen.

Das kann man dagegen von Hirschfeldts letztem Stücke „Agnes Jordan" nicht sagen. Es hat ein Recht auf die Bühne, das ewige Recht der Poesie. Das Stück giebt schwerwiegendes Menschenschicksal und tiefbewegtes Menschenleben mit tiefsinniger Deutung. Das peinvolle Leben einer Frau und Mutter, die an einen brutalen und selbstsüchtigen Gatten gekettet ist, sucht es zu deuten. Man sieht: ein ähnliches Motiv wie das des Bahrschen Stückes. Frau Lampel

ist freilich nicht Mutter, und die Kinder machen das Nora-Motiv ja erst schwerwiegend. In modernen Ehedramen nimmt die Kinderlosigkeit überhand. In Halbes „Mutter Erde“ hat Frau v. Laskowska ebenso wenig ein Kind wie Hella Warkentin. Das erleichtert die Sache allerdings bedeutend. Wenn auch mit der Mutterliebe viel Phrasenunfug getrieben wird, so bleibt doch im Allgemeinen wahr, daß eine zärtliche Mutter inniger mit den Kindern verbunden ist als ein zärtlicher Vater. Darum, aber auch noch aus anderen Gründen ist die Frau hilfloser in einer unglücklichen Ehe als der Mann. Bei dem wachsenden Verständniß für die Rechte der Frau ist es begreiflich, daß das Nora-Motiv jetzt so häufig behandelt wird. Die Hirschfeldsche Behandlung ist eine besonders berechtigte, weil sie eine tief verinnerlichte ist. Hirschfeld ist eine Hauptmann merkwürdig verwandte Natur. Seine „Mütter“ waren fast nichts als der geschickt nachempfundene Hauptmann der „Einsamen Menschen“. Der Dichter der „Agnes Jordan“ hat nun bewiesen, daß neben dem Hauptmann ein Hirschfeld seine Berechtigung hat. Beide Dichter zeigen ihre Stärke nicht in einem alles durchglühenden Feuer, nicht in sturmwilder Leidenschaft, nicht in dem aufwärtstragenden Schwunge großer Ideen. Bei beiden ist das intellektuelle Moment der Seele nicht zur Genialität, nicht zur Produktivität entwickelt wie bei einem Goethe, Shakespeare, Byron, Heine, Schiller, kurz: wie bei den größten dichterischen Persönlichkeiten. Wenn der Glockengießer Heinrich seine Ideen vom neuen Sonnenkultus entwickelt, verfällt er in bitterböse Tiraden. Das haben eben solche Leute wie Goethe, Shakespeare, Byron, Hebbel und besonders auch der vielgeschmähte Schiller voraus, daß, wenn sie eine geistig imposante Persönlichkeit, wie etwa den „Wallenstein“, auf die Bühne stellen wollen, sie auch in der Lage sind, ihnen eine komplette Aussteuer an Gedanken mitzugeben. Aber das Feine, Zarte, Weiche und Süße, das Liebliche und Rührende, das, was man gewöhnlich mit einem schlecht passenden Worte als das „Gemüthvolle“ bezeichnet: das ist die gemeinsame Stärke jener beiden Dichter. Sie haben ein geniales Empfinden. Durch ihre besten Werke weht jener ahnungs- und geheimnißvolle Hauch, wie er in geweihten Augenblicken über die Bäume des Waldes und über die Halme des Feldes weht, daß sie wonnig-leise erbeben, leise, aber bis in die letzten und zartesten Aederchen und Wurzelfasern hinein. Ein Rieseln den Rücken hinunter, ein wollüstiges Prickeln in den Haarwurzeln, ein selig-sehnsüchtiges Feuchtwerden der Augen: Erscheinungen, die vor innig empfundener Schönheit sich einzustellen pflegen, wird man bei Hirschfeld, vor Allem aber bei Hauptmann oft erleben. Aber daß Einem das Herz weh thut vom heftigen Schlagen, daß die Brust sich schmerzlich spannt vom stürmisch drängenden Athem, daß das Auge groß wird, als tauchte vor ihm eine neue Welt aus dem Nichts, daß man das Buch hinschleudert, weil man so gewaltig Schüttelndes nicht ohne Unterbrechung lesen kann, daß man von dem erhaltenen Stoß und Trieb und Schwung stundenlang im Zimmer auf- und abschreitet und auf der Bahn des beschwingten Gedankens dahinrast bis in die verhülltesten Fernen: das gewähren uns diese Dichter selten oder gar nicht.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß das neue Stück von Hirschfeld ganz ausgezeichnet ist im Punkte der Charakterzeichnung. Ganz wunderbar getroffen ist z. B. in Jordan, dem Manne der Agnes, der Typus des Commis voyageur gefürchtetster Sorte, des salonschönen, pomadisirten, faden, äußerlich gewandten Burschen, der als Auslandreisender französisch spricht, aber in seiner Muttersprache so gewisse verschämte Schnitzer macht, die nicht sofort auffallen, der sich für schlau und gebildet hält, weil er einem Landbewohner einen Ballen Lein-

wand aufreden kann, weil er alle Kartenkunststücke und nach zwanzig Jahren noch die Besetzung einer Meyerbeer-Première weiß. Der dummdreiste Nüchterling, der Kaufmann sein und Geld machen für das einzig Praktische und Vernünftige auf der Welt hält, ist in dieser Figur mit vollendeter Meisterschaft getroffen. Ebenso vortrefflich ist die Betty Wiener gelungen, eine hübsche Handschuhmacherin von außerordentlich bequemer Moralität; sie bezeichnet sich mit Recht im Berliner Jargon als einen „furchtbaren Pöbel"; aber ihre im Grunde brave, gutherzige Natur verträgt es nicht, ihre „Freundin" Agnes, auf die sie stolz ist, leiden zu sehen, ihr besserer Instinkt zwingt sie, dieser vornehmen und lauteren Seele in stillschweigender Verehrung und Rührung ergeben zu sein. Ich könnte noch andere Charaktere anführen, auch die Nebenfiguren, ja das ganze gesellschaftliche Milieu ist tadellos charakterisirt. (Schluß folgt.)

Die Ergebnisse der allgemeinen Reichsrathswahl in Oesterreich im Jahre 1897.

Von **Fritz Winter** (Wien).

Der langjährige, mit größter Kraftanstrengung und steigender Erbitterung durchgefochtene Kampf der österreichischen Arbeiterschaft um das allgemeine Wahlrecht hatte, wie bekannt, nachdem drei Ministerien über die Lösung dieser Frage gefallen waren, insofern einen Erfolg, als sich das reaktionäre Abgeordnetenhaus herbeiließ, an die bestehende Interessenvertretung der besitzenden Klassen eine neue, die fünfte, Kurie anzufügen, die auf den Grundsätzen des allgemeinen und gleichen, wenn auch nicht des direkten und geheimen Wahlrechts aufgebaut war. Dadurch wurde die Buntscheckigkeit der Zusammensetzung des österreichischen Abgeordnetenhauses noch um ein Bedeutendes erhöht. Hatten wir früher Vertreter des Großgrundbesitzes, der Handelskammern, der Städte und Industrialorte mit direktem, der Landgemeinden mit indirektem Wahlrecht, so kamen jetzt noch Abgeordnete aus der allgemeinen Wählerklasse dazu, die Städte mit direktem und Städte mit indirektem Wahlrecht vertreten und Abgeordnete aus dem flachen Lande, die theils direkt, theils indirekt gewählt werden. Es giebt Volksvertreter, die nicht von ihren Wählern, sondern von Bevollmächtigten derselben Volksvertreter, die mündlich, solche, die geheim gewählt werden.

Alle diese Bestimmungen üben selbstverständlich ihre Wirkungen auf die Wahlbetheiligung und auf die Ergebnisse der Wahl aus. Doch ist den letzten Wahlen in Oesterreich trotz aller dieser Einflüsse eine große Bedeutung nicht abzusprechen, weil eben zum ersten Male ein großer Theil der Volksmasse über seine politische Meinung gefragt und damit halbwegs Klarheit geschaffen wurde über die Strömungen, die wirklich in den Wählermassen vorhanden sind und nicht nur in der Zahl der Abgeordneten sich ausdrücken.

Die Ergebnisse dieser Wahlen liegen nun in einer amtlichen Publikation[1] der k. k. statistischen Zentralkommission in Wien vor. Die Publikation zeigt uns in achtundzwanzig Tabellen, in denen die Ergebnisse nach verschiedenen Gesichtspunkten zusammengefaßt sind, und in Tabellen, die sich über achtundzwanzig Folioseiten erstrecken und die Stimmenverhältnisse der politischen Parteien nach Wahlkreisen und Kurien darlegen, daß dies buntgemischte Wahlrecht zwar vom Standpunkt der Gleichberechtigung der Wähler zu verwerfen ist, daß es aber für eine statistische Betrach-

[1] Die Ergebnisse der Reichsrathswahlen in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern für das Jahr 1897. Bearbeitet von der k. k. statistischen Zentralkommission. Wien 1897. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Kommission bei Karl Gerolds Sohn.

tung werthvolle Ergebnisse liefert, weil es einerseits die Wirkungen dieser verschiedenen Wahlmethoden darlegt und anderseits einen genauen Einblick in die politische Schichtung der Bevölkerung bietet.

Die Erläuterung der Tabellen bespricht trocken und ohne Kritik die Ergebnisse der Zusammenstellung, wie das bei einer amtlichen Bearbeitung selbstverständlich ist. Allein ein tieferes Eingehen in das gebotene Ziffernmaterial, eine nach gewissen Gesichtspunkten vorgehende Gruppirung dieser Zahlen liefert Resultate, die nicht nur interessant sind für die politischen Zustände in Oesterreich, sondern auch für allgemeine, wahltechnische und wahlpolitische Betrachtungen.

Die Ausdehnung des Wahlrechts durch die Schaffung der allgemeinen Kurie hat die Zahl der Wähler, die ohne diese Veränderung im Jahre 1897 1890335 betragen hätte, um 3127882 erhöht, so daß thatsächlich 5018217 Leute wahlberechtigt waren. Dabei ist jeder Wähler, auch wenn er mehrere Stimmen durch seine Angehörigkeit in verschiedenen Kurien hat, nur einmal gezählt, denn sonst müßte man die Zahl der Wähler oder eigentlich der Stimmen, die abgegeben werden konnten, auf 6909141 veranschlagen. Wie wenig eigentlich diese Zahl die Meinung der thatsächlichen Bevölkerung zum Ausdruck bringen und wie wenig von einem allgemeinen Wahlrecht auch nur unter den männlichen Staatsbürgern die Rede sein kann, zeigt folgende Aufstellung, die allerdings nicht vollkommen genaue Zahlen liefern konnte:

Gesammtbevölkerung 1890	23895413
Davon ab:	
Weibliche Bevölkerung	12206284
Männliche Bevölkerung unter vierundzwanzig Jahren	5789273
Staatsfremde Männer	217660
Ergiebt Wahlberechtigte	5682196
Vermehrt um die Bevölkerungszunahme von 8,4 Proz.	477304
Daher sollten wahlberechtigt sein	6159500
Thatsächlich wahlberechtigt waren	5018217
Es fallen aus	1141283

In diesem Ausfall sind enthalten alle Berufssoldaten über vierundzwanzig Jahren, Alle, die durch Strafurtheile oder Armenunterstützung vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, vor Allem aber jene Leute, die ihr Wahlrecht durch die unsinnige Bestimmung verloren haben, daß jeder Wähler sechs Monate vor der Wahlausschreibung in seinem Gemeindebezirk wohnhaft gewesen sein müsse. Diese Gesetzesstelle hat besonders die fluktuirenden Theile der Arbeiterschaft um ihr Recht gebracht.

Die Ungleichheit des Wahlrechts, die ja vor Einführung der allgemeinen Kurie noch krasser bestand, zeigt sich natürlich durch das neue Wahlgesetz viel deutlicher, weil jetzt die verschiedene Bemessung des politischen Einflusses für die einzelnen Bevölkerungsschichten klarer hervortritt. Es vertheilen sich die Wähler auf die verschiedenen Kurien folgendermaßen:

Großgrundbesitz	5480	Wahlberechtigte	85	Abgeordnete
Handels- und Gewerbekammern . .	591[1]	"	21	"
Städte, Märkte und Industrialorte .	394196	"	118	"
Landgemeinden	1490659	"	129	"
Allgemeine Kurie	5018217	"	72	"

Diese Beeinträchtigung der breiten Massen des Volkes zu Gunsten der Interessen einer kleinen Anzahl von Großgrundbesitzern und Industriellen wird noch verstärkt durch den Einfluß des Duplizitätswahlrechts, durch den Einfluß, den die bereits in den ersten vier Kurien Wahlberechtigten in der fünften Kurie durch die

[1] Hier ohne die mit den Städten vereint Wählenden, da diese bereits in der Städtekurie erscheinen, thatsächlich: 787.

neuerliche Ausübung ihres Wahlrechts haben. Es stellt sich der Einfluß dieses doppelten und dreifachen Wahlrechts in folgender Weise dar:

Gesammtzahl der Wähler in der allgem. Kurie	5018217	
Auch in der allgemeinen Kurie Wahlberechtigte	1831439 = 36,5	Prozent
Nur in der allgemeinen Kurie Wahlberechtigte	3186778 = 63,5	„

Weitaus mehr als ein Drittel der Wähler der allgemeinen Kurie haben bereits in anderen Kurien ein Stimmrecht. Von den wirklich abgegebenen Stimmen entfallen 26,2 Prozent der direkten Wähler und 14,3 Prozent der Urwähler (bei indirekter Stimmabgabe) auf solche Personen, die auch in anderen Kurien zu wählen hatten.

Aus dieser Gruppirung der Wahlberechtigten ergiebt sich selbstverständlich ein ebensolcher Unterschied in der Intensität des Wahlrechts, der wieder die Beeinträchtigung der breiten Massen der Wähler zeigt. Es wählen einen Abgeordneten in der Kurie

des Großgrundbesitzes	64	Wahlberechtigte
der Handels- und Gewerbekammern . .	28	„
der Städte, Märkte und Industrialorte .	3341	„
der Landgemeinden	11555	„
der allgemeinen Kurie	69697	„

Der Gesammtdurchschnitt für alle Kurien ergiebt 11948 Wahlberechtigte. Die Durchschnittszahlen geben natürlich kein genaues Bild von diesen Unterschieden. Die eigentliche Spannung besteht zwischen der Großgrundbesitzerkurie in Schlesien, wo 16 Wahlberechtigte einen Abgeordneten wählen und der allgemeinen Kurie in Krain, wo 102830 Wähler dasselbe Recht haben. Die Gegensätze würden noch schärfer hervortreten, wenn die Publikation die einzelnen Wahlkörper, statt die einzelnen Länder für jede Kurie in Betracht gezogen hätte, da oft vier bis fünf Wähler einen Abgeordneten wählen.

Den besten Maßstab zur Beurtheilung des politischen Werthes einer Wahl, zur Beurtheilung, ob wirklich die Masse der Wähler ihre Meinung über die politischen und wirthschaftlichen Zustände abgegeben hat, bildet die Wahlbetheiligung. Allerdings sind dabei die Einschränkungen in Betracht zu ziehen, welche die Art zu wählen auf die Wahlbetheiligung hervorbringt. Mündliche Wahlen, indirekte Wahlen werden es manchem Wähler verleiden, zur Urne zu gehen, große Wahlkreise werden die intensive Agitation und die Aufrüttlung der indifferenten Volksmassen hindern, und gerade an diesen Dingen ist das österreichische Wahlrecht reich. Im Großen und Ganzen war die Wahlbetheiligung auch bei dieser Wahl nicht stärker als gewöhnlich, nur die Kurie der Landgemeinden, in der die bäuerliche Bevölkerung wählt, zeigt einen stärkeren Zudrang der Wähler zur Urne. Das geht aus folgender Tabelle hervor:

Von den Wahlberechtigten wählten	1885		1891		1897	
Im Großgrundbesitz	70,0	Proz.	62,3	Proz.	61,1	Proz.
In den Handels- und Gewerbekammern .	84,0	„	85,9	„	84,4	„
In den Städten (direkte Wahl)	63,5	„	66,8	„	67,2	„
In den Landgemeinden (indirekte Wahl)[1]	30,4	„	30,9	„	40,1	„
In der allgemeinen Kurie (direkte Wahl)	—		—		71,9	„
In der allgemeinen Kurie (indirekte Wahl)	—		—		35,6	„

Der Unterschied der Wahlbetheiligung bei direktem und bei indirektem Wahlrecht läßt sich gerade in Oesterreich deshalb genau beobachten, weil wir unter gleichartigen Wählerverhältnissen verschiedene Wahlarten haben. In der Kurie der Landgemeinden wählt nur Niederösterreich direkt, während in den übrigen Kronländern indirekt gewählt wird. Es betheiligten sich nun an der Wahl in der vierten Kurie mit indirektem Wahlrecht 402114 Wähler, d. h. 31,1 Prozent der Wahlberechtigten,

[1] Ausgenommen Niederösterreich, wo seit 1897 direkt gewählt wird.

in derselben Kurie in Niederösterreich bei direktem Wahlrecht 68,5 Prozent. Diese Zahlen werden noch auffallender, wenn man dagegen hält, daß an den Wahlen in Niederösterreich in den Jahren 1885 und 1891, wo noch indirekt gewählt wurde, sich nur 28,4 Prozent der bäuerlichen Wähler betheiligten. Die Einführung des direkten Wahlrechts — freilich theilweise auch der intensive Wahlkampf — hat also eine Steigerung von 40,1 Prozent der Wahlbetheiligung zu Stande gebracht. Damit sind alle die Argumente für das indirekte Wahlrecht hinfällig; es ist damit praktisch erwiesen, daß die Vorwände, die gemacht werden, um das indirekte Wahlrecht zu erhalten, nichts Anderes sind als Versuche, die Wahlen zu fälschen. Auch in der Wahlbetheiligung der Städte und Landgemeinden zeigt sich dieser Unterschied (67,2 gegen 40,1 Prozent); doch ist hier noch die größere politische Regsamkeit der städtischen Bevölkerung in Betracht zu ziehen.

In Oesterreich wird — ein Umstand, der wenig bekannt, dennoch die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit verdient — in den meisten Landgemeinden und damit auch in der allgemeinen Kurie nicht nur indirekt, sondern auch mündlich gewählt. Jeder Wähler wird vor die Eventualität gestellt, vor den Gemeindegewaltigen, vor Leuten, von denen er wirthschaftlich abhängig sein mag, ein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Daß das auf die Wahlbetheiligung und auf das Ergebniß der Wahl selbst keinen geringen Einfluß ausübt, ist einleuchtend. Wir finden deshalb auch, daß die Länder, in denen schriftlich und geheim gewählt wird, Böhmen, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, sowohl in der vierten als in der fünften Kurie die stärkste Wahlbetheiligung aufweisen, mit alleiniger Ausnahme Tirols, das unter den Ländern mit schwächster Wahlbetheiligung figurirt. Es ist allerdings auch das Land, das vollständig unter der Herrschaft der Klerikalen dahinsiecht.

Die Gruppirung der Bevölkerung nach politischen Parteien zeigt deutlich die Spuren der Kämpfe, die der Einführung der allgemeinen Kurie vorangingen. Fast alle alten politischen Parteien waren zersetzt, ihre reaktionäre Gesinnung, die in der zweijährigen Verschleppung der Erweiterung des Wahlrechts zum Vorschein gekommen war, hatte es ihnen unmöglich gemacht, unter dem alten Namen vor die neuen Wähler zu treten. Daher weist auch die Publikation nicht weniger als zwanzig Parteien auf, die überhaupt erst im Wahlkampf des Jahres 1897 auftauchten. Von den alten Parteien waren noch 23 vorhanden, so daß 43 verschiedene politische Richtungen sich gegenüberstanden. Allerdings ist dabei zu beachten, daß Parteien hier als besondere aufgezählt werden, die sich voneinander nur durch ihre Nationalität unterscheiden, daß daher der Wahlkampf in den einzelnen Theilen des Reiches sich wesentlich einfacher gestaltete. Im Abgeordnetenhaus selbst aber gruppirten sich die Abgeordneten nur in 17 Parteien und 15 Parteilose.

Aus der Fülle der Zahlen über die politischen Parteien wollen wir nur die Daten herausheben, welche die Sozialdemokratie betreffen. Sie erhielt bei dieser ersten Wahl, an der sie sich betheiligte, 261586 direkte und 6412 Wahlmännerstimmen. Die Umrechnung der Wahlmänner- in Urwählerstimmen ist selbstverständlich eine sehr schwierige. Allein aus der durchschnittlichen Stimmenzahl, die ein Wahlmann in ganz Oesterreich erhielt, und aus der Zahl der sozialdemokratischen Wahlmänner ergiebt sich die Zahl von 242374 sozialdemokratischen Urwählern. Damit stellt sich die Stärke der Sozialdemokratie auf 503960 Wähler, d. h. auf ein Viertel aller in der fünften Kurie abgegebenen Stimmen. Sie ist damit die stärkste Partei des ganzen Reiches. Allein thatsächlich ist eine noch größere Anzahl von Stimmen auf sie abgegeben worden. Die Publikation giebt nämlich nur die gewählten Wahlmänner an, nicht aber die Minoritäten, die in den einzelnen Wahlbezirken an Urwählerstimmen vorhanden sind, die aber nicht stark genug waren, einen Wahlmann durchzubringen. Ueberdies war gerade die Wahlbetheiligung in den Wahlkreisen, wo Sozialdemokraten durchdrangen, eine beinahe doppelt so starke wie der Durchschnitt im Reiche, so daß die Zahl der Urwählerstimmen, die auf Sozialdemokraten entfielen, bedeutend sich erhöhen würde. Die Zahl der direkten und der indirekten Stimmen ist nicht nach der ersten Wahl, sondern nach dem Ergebniß der Stichwahl

angegeben. Es würde sich, wenn man die ersten Wahlen berücksichtigte, die Zahl der Stimmen bei den direkten Wahlen um ungefähr 6000 niedriger stellen, bei den Wahlmännerwahlen um 100 Wahlmänner höher, was sich im Resultat ungefähr gleichbleibt. Die Sozialdemokratie hat in allen Wahlkreisen mit direktem Wahlrecht eine namhafte Stimmenanzahl bekommen und nur in 15 Wahlkreisen mit indirektem Wahlrecht überhaupt keinen Wahlmann durchgebracht. Das sind größtentheils Wahlkreise in Galizien und Dalmatien, also in den kulturell rückständigsten Ländern des Reiches.

Im Vergleich mit den anderen Parteien ergiebt sich, daß die Zahl der direkt auf die Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen 37,95 Prozent der Wähler, die sich an der Wahl betheiligten, und 17,56 Prozent der Wahlmänner betrug. Sie ist in dieser Hinsicht bei den indirekten Wahlen die stärkste Partei und wird bei den direkten nur von den Christlichsozialen mit 42,96 Prozent überflügelt, was sich einfach daraus erklärt, daß diese Partei in Niederösterreich, das auch im flachen Lande direkt wählte, ihre stärkste Vertretung hat. Die Christlichsozialen brachten es bei den indirekten Wahlen nur auf 7,35 Prozent der Wahlmänner.

Alle diese Zahlen beziehen sich nur auf die allgemeine Kurie. In den privilegirten Kurien hatte die Sozialdemokratie in den ersten drei Kurien (direktes Wahlrecht) 6200 Stimmen (2,08 Prozent) und in den Landgemeinden 277 Wahlmännerstimmen (0,39 Prozent) erhalten. Die stärkste Partei des Reiches hat 15 Abgeordnete, nach ihrer Stimmenanzahl bei gleichem Wahlrecht würden ihr 106 Abgeordnete zukommen. Giebt es einen größeren Beweis der Unterdrückung der Volksmeinung in Oesterreich, als diesen?

Von den anderen Parteien haben bei den direkten Wahlen in der fünften Kurie erhalten die Christlichsozialen 262094 (42,96 Prozent), die Jungtschechen 22142 (3,63 Prozent), die Alttschechen 17979 (2,95 Prozent), die Deutschnationalen 16877 (2,77 Prozent), liberale Italiener 14109 (2,31 Prozent), alle übrigen Parteien unter 10000 Stimmen. Bei den indirekten Wahlen erhielten die Jungtschechen 4962 (13,59 Prozent), Ruthenen 4349 (11,91 Prozent), Polnischkonservativen 8651 (10 Prozent), Christlichsozialen 2693 (7,35 Prozent), alle übrigen Parteien bedeutend weniger Wahlmännerstimmen.

Welche Wirkungen das ungleiche Wahlrecht auf die politischen Verhältnisse ausübt, versuchen wir in umstehender Tabelle (S. 408) auszuführen. Es sind da die politischen Parteien der drei bedeutendsten Nationen Oesterreichs, der Deutschen, Tschechen und Polen, mit der Gesammtsumme der Stimmen und Wahlmänner aufgeführt. Diese Stimmenanzahl ist hierauf zerlegt in die aus den vier privilegirten Kurien und in die der allgemeinen Kurie. Daraus ergiebt sich das eigenthümliche Resultat, daß beinahe alle diese bürgerlichen Parteien in den privilegirten vier Kurien, also bei der Minderheit der Wähler, mehr Stimmen erhielten als in der fünften Kurie. Von den direkt abgegebenen Stimmen hatten nur die Christlichsozialen (28,65 Prozent), die Alttschechen (17,39 Prozent) und die Polnischkonservativen (48,09 Prozent) weniger als die Hälfte ihrer Wähler in den privilegirten Kurien. Alle anderen hatten viel mehr, so die Deutschliberalen 92,33 Prozent, die Deutschnationalen 61,61 Prozent, die deutsche Volkspartei 80,55, die katholische Volkspartei gar 100 Prozent ihrer Wähler mit direktem Wahlrecht in den ersten vier Kurien. Nicht anders stehen die Verhältnisse bei den Wahlmännern. Die christlichsoziale Partei allein mit 46,92 Prozent hat weniger als die Hälfte der Wahlmänner in den privilegirten Kurien, die deutschen Parteien, die Jungtschechen, die Alttschechen, alle haben weit über die Hälfte in den vier ersten Kurien.

Aus diesen Zahlen ergeben sich zweierlei Folgerungen. Es ist aus ihnen erklärlich, woher es kommt, daß alle diese bürgerlichen Parteien Gegner des allgemeinen Wahlrechts sind. Sie würden alle an Wählern und damit an Einfluß verlieren. Es zeigt sich, daß sie ihre Macht, ihre politische Bedeutung beinahe lediglich aus ihrem privilegirten Wahlrecht ziehen. Das allgemeine Wahlrecht würde hier das richtige Verhältniß in der politischen Machtentfaltung herstellen.

Parteien	Summe			Direkte Stimmen				Wahlmänner			
	Direkte Stimmen	Wahlmänner	Prozent	Privileg. Kurien	Prozent	Allgem. Kurie	Prozent	Privileg. Kurien	Prozent	Allgem. Kurie	Prozent
Deutschliberale und Verfassungstreue	79 792	3 787	100	73 675	92,33	6 117	7,66	3787	70,85	1104	29,15
Deutschnationale	43 967	2 048	100	27 090	61,61	16 877	38,39	1219	59,52	829	40,48
Deutschklerikale und Konservative	4 219	2 890	100	4 219	100,00	—	—	1701	58,51	1189	41,49
Deutsche Bauernpartei	1 088	74	100	1 088	100,00	—	—	74	100,00	—	—
Deutsche Volkspartei	44 600	3 400	100	35 924	80,55	8 676	19,45	2066	66,77	1334	39,23
Katholische Volkspartei	946	951	100	946	100,00	—	—	533	56,04	418	43,96
Christlichsoziale	367 321	5 074	100	105 227	28,65	262 094	71,30	2381	46,92	2693	53,08
Alttschechen	21 766	1 003	100	3 787	17,39	17 979	82,61	678	67,59	325	32,41
Jungtschechen	52 260	12 286	100	30 118	57,63	22 142	42,37	7324	59,61	4962	40,39
Polnischkonservative	18 676	7 485	100	8 982	48,09	9 694	51,91	3834	51,22	3651	48,78
Polnische Demokraten	7 252	1 257	100	7 252	100,00	—	—	752	59,69	505	40,31
Polnische Klerikale	414	284	100	414	100,00	—	—	—	—	284	100,00
Volkspartei in Galizien	3 515	2 562	100	—	—	3 515	100,00	1728	67,44	834	32,56
Radikale Volkspartei in Galizien	—	927	100	—	—	—	—	927	100,00	—	—
Radikale in Galizien	10 198	412	100	5 342	52,38	4 856	47,82	—	—	412	100,00
Russophile in Galizien	—	287	100	—	—	—	—	287	100,00	—	—
Polnische Liberale	8 792	—	100	8 792	100,00	—	—	—	—	—	—
Sozialdemokraten	267 786	6 689	100	6 200	2,08	261 586	97,92	277	0,39	6712	99,61

Allein die Zahlen zeigen auch mit sprechender Deutlichkeit, wie sehr die Behauptung richtig ist, daß mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts ganz andere Fragen, ganz andere Parteiprogramme die Oeffentlichkeit beherrschen würden als heute; man betrachte nur z. B. die deutschliberale Partei, einen Typus für die beschränkte, engherzige Auffassung aller Tagesfragen. In den vier privilegirten Kurien hat sie 73675 direkte Stimmen, in der allgemeinen Kurie 6117. Ihre Wähler haben sich, als es nach dem allgemeinen Wahlrecht wählen hieß, anderen Parteien zugewandt. Dasselbe Verhältniß ungefähr ist bei der deutschen Volkspartei, die polnischen Demokraten wiederum und ebenso die polnischen Klerikalen haben in der fünften Kurie überhaupt keine Stimmen bekommen.

Damit ist der klare Beweis geführt, woher die Stockung in der Entwicklung des politischen Lebens in Oesterreich kommt. Nicht nur Beobachtung des realen Lebens, nicht nur politische Erwägung, nicht nur theoretische Spekulation, auch der trockene statistische Beweis führt zu derselben Forderung: zum allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht.

Literarische Rundschau.

Waldemar Kawerau, **Hermann Sudermann**, eine kritische Studie. Walther Niemann, Magdeburg und Leipzig.

Sudermann ist wie kaum ein anderer Poet maßlos überschätzt und fast ebenso sehr auch unterschätzt worden. Die Gegner des modernen Naturalismus — diesen Begriff im weitesten Sinne genommen —, die die Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Halbe, namentlich aber die Letzteren, ihrer neuen, ihnen „unkünstlerisch“ erscheinenden Technik wegen nicht goutiren konnten, fanden in Sudermann einen Poeten, der ihrem Geschmack, ihren ästhetischen Begriffen näher stand. Jene Leute, die die dramatischen Gesetze des klassischen Dramas der Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. für ewige, unveränderliche ansahen, vermißten bei den naturalistischen Dramatikern den konzentrirten Aufbau der „Handlung“, die herkömmliche Szenenführung und den pointirten Dialog; die anscheinend ohne Höhepunkt gleichmäßig dahinlaufende Handlung, die lose Aneinanderreihung der Szenen und der zerflatternde Dialog des modernen Dramas mußten ihnen unkünstlerisch erscheinen, zumal ihnen die Vorzüge desselben,

die intime Milieuschilderung, die feine Charakterzeichnung und der Nuancenreichthum der dem Leben abgelauschten Sprache verborgen blieben. Diesen Leuten mußte Sudermann mit seiner durchaus alten Technik gegenüber den Hauptmann und Halbe als der wirkliche Dichter erscheinen. Aber auch die modernen Geister gewann Sudermann dadurch, daß er mit keckem, glücklichem Griff Stoffe und Probleme aufnahm, die einen großen Theil der zeitgenössischen Geister bewegten. Auf der anderen Seite wurde Sudermann bitter angefeindet und aufs Verächtlichste behandelt seiner „veralteten" Technik und seiner „Effekthascherei" wegen. Für diese gleichfalls auf eine Form eingeschworenen Fanatiker der „Moderne" war Sudermann nur ein geschickter Routinier, ein Nachahmer der veralteten Künste der französischen Bühnenmache, aber beileibe kein Dichter. So schwankt, durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt, noch heute Sudermanns Bild in der Literaturgeschichte, und es ist deshalb kein unverdienstliches Werk, den Versuch zu machen, durch eine objektive Untersuchung festzustellen, wie viel von dem Lobe und dem Tadel, mit dem der vielumstrittene Poet überhäuft worden, demselben wirklich gebührt. Es muß nun anerkannt werden, daß Kawerau ernstlich bemüht gewesen ist, in seinem circa zweihundert Seiten starken Buche die Objektivität stets zu bewahren. Kawerau geht in seinem Werkchen die ganze Reihe der Sudermannschen Produktionen durch, um durch eine kritische Analyse deren Vorzüge und Mängel darzulegen. Und wenn wir auch in manchen Punkten nicht mit der Auffassung Kaweraus übereinzustimmen vermögen, so muß dem Verfasser doch zugestanden werden, eine fleißige, vielfach geistvolle, durch Voreingenommenheit nicht getrübte Schrift veröffentlicht zu haben. Zu günstig scheint unseres Erachtens des Autors Urtheil über Sudermanns epische Werke, seine Romane und Novellen ausgefallen zu sein, während wir im Gegentheil Sudermanns Dramen gegen manchen Einwurf Kaweraus in Schutz nehmen möchten. So z. B. wenn der Verfasser allzuherbe den Stab bricht über das nach französischem Muster gearbeitete Thesenstück „Die Ehre" mit seinem Raisonneur, dem Grafen Trast, und wenn er dann den literarischen Stammbaum dieses „Kaffeegrafen" aufzählt. Gewiß, Sudermanns „Ehre" ist, wie alle seine Dramen, ein Thesenstück und meinetwegen auch nach französischem Muster gearbeitet. Aber hat denn das Thesenstück (übrigens hat ja auch Ibsen Thesenstücke geschrieben!) etwa keine Existenzberechtigung? Man muß nur (relativ) neue Thesen aufzustellen und mit Geschick zu dramatischen Motiven zu verwenden verstehen! Und das *hat* Sudermann verstanden! In der Natur des Thesenstücks liegt es dann ganz von selbst, daß die Hauptpersonen gerne raisonniren. Ebenso bedingt dies dramatische Genre besonders scharfe, daher einseitige Charakteristik der Personen und eine ans Unwahrscheinliche streifende Handlung. Wenn man sich das vergegenwärtigt, wird man nicht an das Thesendrama den Maßstab des naturalistischen Dramas legen, ebenso wenig wie man vernünftiger Weise an dies letztere den Maßstab etwa des klassischen Dramas legen kann. Jede dieser dramatischen Spielarten hat ihre eigenen Bedingungen, ihre eigenen Gesetze, und es zeugt nur von ziemlicher Begriffsverwirrung, wenn man alles über einen Kamm scheren will. Auch Kawerau vergißt zuweilen, daß uns Sudermann in Form seiner Dramen irgend ein Problem vorführen will und daß wir deshalb manche Unwahrscheinlichkeit, manches Konstruirte in Handlung und Charakteren mit in Kauf nehmen müssen. Im Uebrigen aber läßt Kawerau Sudermann Gerechtigkeit widerfahren, indem er denselben als interessanten Poeten anerkennt. Zustimmen können wir dem Verfasser nur auch da wieder nicht, wo er mit dem „Glück im Winkel" einen neuen Abschnitt in dem dichterischen Schaffen Sudermanns beginnen läßt. Auch können wir nicht wie Kawerau die letzten Einakter des Dichters als reifere Produkte begrüßen, als es die Erstlingsdramen waren. Unseres Dafürhaltens steht die poetische Physiognomie Sudermanns durchaus fest, das Thesen- und Problemdrama ist Sudermanns Domäne, auf dies Gebiet wird er sich aber auch beschränken müssen. Er wird sein Stoffgebiet wohl noch erweitern, aber keine neue Kunstform mehr schaffen können. Aber das ist auch gar nicht nöthig; Sudermanns poetische Bedeutung wird trotzdem anerkannt werden müssen. Nicht daß wir Sudermann für ein schöpferisches

Dichteringenium erklären wollten oder für einen Poeten von dem Range eines Ibsen oder Gerhart Hauptmann — Ibsen ist ihm ebenso sehr an bohrender Gedankentiefe und psychologischem Spürsinn überlegen, wie Hauptmann an liebevoller Versenkung in das Milieu und treuer Wiedergabe der Charaktere —, wohl aber möchten wir ihm einen ähnlichen Rang anweisen, wie er Paul Heyse als Novellisten zukommt. Sudermann wie Heyse sind weder besonders robuste, noch ausnahmsweise sensible Poeten, aber dennoch Talente von schätzenswerther Begabung, die mit einem ausgeprägten Formensinn einen scharfen Blick für das stofflich Zeitgemäße und Verwerthbare verbinden. Sudermann wie Heyse ist es nicht gegeben, uns in den Tiefen des Gemüths zu erschüttern, uns Anregungen impulsivster Art zu gewähren; aber sie sind dennoch interessante Poeten, die uns für Stunden zu fesseln vermögen und denen gegenüber man das Gefühl hat, sich in guter geistiger Gesellschaft zu befinden.

H. S.

Notizen.

In seinem Aufsatz über **Immunität** („Neue Zeit", IX. Jahrgang, Nr. 34) erwähnt B. Zerbst auch ausführlich der von Metschnikoff zuerst beobachteten Phagocytose. Dieselbe besteht bekanntlich darin, daß die weißen Blutkörperchen die ins Blut eingedrungenen Bakterien fressen; dies brachte Metschnikoff in Zusammenhang mit der Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen das Auftreten der Infektionskrankheiten. Die Immunität eines Organismus ist also nach ihm ein Zeichen einer besonderen Lebenskraft der Leukocyten (weißen Blutkörperchen). Praktisch hat diese Lehre ihre Anwendung in mehreren Fällen gefunden; verschiedene Autoren versuchten die Bekämpfung einer bestehenden Infektionskrankheit auf dem Wege der Vermehrung der Leukocyten zu erzielen.

Gegenüber der Metschnikoffschen Lehre machte sich eine andere geltend, die in Buchner ihren Hauptvertreter hatte. Die Buchnersche Schule zeigte, daß im Blutserum, also in dem von Blutkörperchen freien Blute, Stoffe vorhanden seien, welche auf die Bakterien verderblich einwirkten. Derzeit nimmt man im Blute das Vorhandensein verschiedener derartiger Stoffe an; aber nur die einen von ihnen werden als Abwehrstoffe des Organismus, als Alexine bezeichnet, und ihnen wird die Immunität des Organismus zugeschrieben.

Beide Lehren, die Phagocyten- und die Alexinetheorie, standen einander anscheinend schroff gegenüber. Aber nur anscheinend. Denn in der That hatte sich Buchner mit der Aufstellung seiner Alexintheorie noch nicht über den Ursprung der Alexine ausgesprochen. Sie konnten ja erst ins Blutserum von anderswoher gelangt sein. Vor Kurzem meinte nun Buchner auch, daß die Leukocyten die Alexine produziren; die Alexine könnten jedoch unabhängig von den Leukocyten wirksam bleiben. Es läßt sich daher eine Vereinigung beider Theorien erzielen, falls Metschnikoff nur einen Schritt entgegenkommt und erklärt, daß nicht die Leukocyten als Lebewesen, sondern nur die in ihnen enthaltenen, jedoch aus ihnen ausscheidbaren Stoffe für die Immunität des Organismus ausschlaggebend sind.

Eingehende darauf bezügliche Versuche, auf die sich auch Buchner bei seiner oben erwähnten letzten Aeußerung stützte, hat Schattenfroh gemacht, der die Identität der in den Phagocyten enthaltenen Schutzstoffe mit den Alexinen annimmt. In einer Versuchsreihe zeigte er, daß die von den Leukocyten gefressenen Bakterien deswegen noch lange nicht todt sind; mit Phagocyten gemachte Kulturversuche ergaben das Aufgehen zahlreicher Bakterienkulturen, deren Zahl jedoch im umgekehrten Verhältniß zu der Zeit stand, welche seit der Phagocytose bis zur Anlegung der Kulturen verstrichen war. Er zeigte ferner, daß durch die verschiedensten die Leukocyten treffenden Schädlichkeiten (Eintrocknen, geringes Erwärmen, Gefrieren) die Wirksamkeit der bakterientödtenden Stoffe nicht beeinträchtigt werde. Er zeigte ferner, daß oft erst die Leukocyten gründlich zerstört werden müssen, damit die bakterientödtenden Stoffe in volle Wirksamkeit treten können; er nimmt nämlich außer den baktericiden Stoffen

noch das Vorhandensein entgegengesetzt wirkender Stoffe in den Leukocyten, antibaktericider Stoffe, an, die viel früher als die baktericiden Stoffe von den Leukocyten sich trennen lassen oder von ihnen ausgeschieden werden.

Buchner stellt sich die Bekämpfung der Infektionskrankheiten durch den Organismus folgendermaßen vor: die ins Blut gelangten Bakterien scheiden, wie dies bei niederen, in ungünstige Lebensbedingungen gelangten Pilzen beobachtet wurde, Stoffe aus, die als Anlockungsmittel für die Leukocyten dienen, die sich dann zur Phagocytose anschicken. Die gefressenen Bakterien unterliegen in den Phagocyten weiter noch der Einwirkung der Alexine, die sich schon vorher geltend gemacht und die Bakterien durch ihre schädigende Wirksamkeit zur Absonderung der Anlockungsstoffe gebracht hatte. Die Phagocytose spielt demnach nur eine sekundäre Rolle; an Stelle der Phagocytentheorie möchte Buchner den Ausdruck Alexocytentheorie setzen, als Ausdruck der Vereinigung der biologischen Phagocyten- und der chemischen Alexintheorie. S. R.

Einige Bemerkungen über die „Nachfrage beim Dirnenkauf". Zunächst möchte ich Herrn Gystrow entgegenhalten: Wenn auch Autoritäten wie Krafft-Ebing und Forell behauptet haben, es sei leicht möglich und ohne schädliche Konsequenzen, den Sexualtrieb für längere Zeit zu unterdrücken, so mag dies wohl in einzelnen Fällen richtig sein. Herr Gystrow solle sich aber nur einmal den von ihm selbst zitirten Artikel Platters genau ansehen. Letzterer warnt dringend darin, in diesem Punkte, in dieser Angelegenheit zu generalisiren. Gerade hierin spielt so viel mit, daß jede Verallgemeinerung in sich zusammenfällt. Erziehung, äußere Verhältnisse und vor allen Dingen individuale Veranlagung sind maßgebend, daß diese bei zwei Menschen niemals die ganz gleichen sind, steht doch fest. Bei den meisten jungen Leuten, die schon mit dreizehn oder vierzehn Jahren zu masturbiren beginnen, die jeden Tag durch Bücher und andere Gelegenheiten sinnlich erregt werden, ist es wohl sehr, sehr schwer, oft ganz unmöglich, den Trieb bis zur Heirath zu unterdrücken. Ein zweiter Punkt, den ich bemängeln möchte, ist die Auffassung des Geschlechtsaktes selbst. Rein physiologisch aufgefaßt ist der Akt doch nichts, was mit der Erhaltung der Art zusammenhängt. Der Mann und das Weib befriedigen ein physiologisches Bedürfniß, wie es viele andere giebt, ein Sekret wird im Körper gebildet, das durch den Akt ausgelöst wird, nichts mehr. Daß dieser Akt als Konsequenz die Zeugung von neuen Lebewesen zur Folge hat, ist ein rein sekundärer Punkt, der auf den Akt als solchen absolut keine Bedeutung gewinnt. Wie oft verkehren Eheleute miteinander, die alles Mögliche aufbieten, um die Konzeption zu verhindern, und man kann dies doch nicht als widernatürlich bezeichnen.

Herr Gystrow meint ferner, es sei falsch, „mit einem abgewirthschafteten Sexualsystem in die Ehe zu treten". Das gebe ich gern zu. Aber ist denn das immer die Folge eines geregelten sexualen vorehelichen Verkehrs?

Auswüchse giebt es allerdings, aber die bilden doch nicht die Regel. Gerade die Enthaltsamkeit aber könnte zur Inaktivitätsatrophie führen, wie bei manchen Krankheiten dies der Fall ist. Natürlich würde dies auch nur ausnahmsweise der Fall sein, aber wissenschaftlich denkbar ist es sicher.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die Darstellungsweise Herrn Gystrows in einer Hinsicht etwas einseitig ist. Er stellt die Prostituirten als Opferlämmer der Männerwelt hin. Früher war dies die allgemeine Ansicht. Aber nach Ansicht der modernen Forschung gerade auf dem Gebiete der Prostitution (vergl. Tarnowsky: Prostitution und Abolitionismus) ist diese Anschauung verlassen. Die Prostituirten sind, wie ich auch bestätigen kann, wenigstens zum Theile moralisch degenerirte Wesen, die selbst unter den günstigsten Bedingungen, anderweitig sich zu beschäftigen, zur Prostitution zurückkehren.

Angebot und Nachfrage bilden also wohl mindestens einen circulus vitiosus und ich glaube, daß gerade das große Angebot, die bequeme Art, sich den Genuß gewähren zu können, die Prostitution fördert. H. B.

Kunstfabriken. Als im vorigen Jahre bei gewissen vaterländischen Festereien viele Denkmalbauten beschlossen wurden, ja, eine gefährlich um sich greifende Denkmalerrichtungswuth sich bemerkbar machte, herrschte natürlich eitel Freude bei vielen jungen Bildhauern, denen dadurch wieder Mittel in Aussicht standen, mit denen sie auch Kunstwerke schaffen konnten. Namentlich blühten die Hoffnungen auf Bestellungen im jungen Berliner Kunstproletariat empor.

Dieses Kunstproletariat ist sehr vielfältig. Den Hauptstamm des Proletariats unter den Bildhauern bilden jene jungen und auch alten Leute, die im Atelier irgend eines berühmten Meisters oder begüterten Kunstgenossen thätig sind. Man nennt sie gewöhnlich Schüler oder Mitarbeiter, in Wahrheit jedoch sind sie Lohnsklaven, die für einen Wochenlohn von 30 bis 40 Mark die Werke ihres Meisters herstellen. Viele dieser armen Bildhauer schickten Entwürfe ein, da sie jedoch nicht über die nöthigen Mittel zur Reklame oder einen bekannten Namen verfügten, waren ihre Bemühungen erfolglos.

Erstens machten ihnen ihre „Meister" Konkurrenz und zwar recht erfolgreich. So mancher der Meister, selbstverständlich fast durchweg Akademieprofessoren, entwickelte sich zu einem Fabrikanten, der kaum alle Bestellungen erledigen konnte und immer mehr Schüler aufnahm, die ihm seine Kunstwerke modelliren mußten.

Doch dies war noch nicht das Schlimmste, denn die Schüler konnten ihr Leben fristen, wohl auch ihre Akademiestudien fortsetzen und lernten bei der Arbeit noch so Manches. Dagegen stellte sich ein im Kunstleben noch so gut wie unbekannter Faktor ein — das waren die Kunstfabriken im wahrsten Sinne des Wortes. Der Kapitalismus, dem die Kunst ja bekanntlich noch nie heilig war, ergriff die günstige Gelegenheit, sich ein neues Feld zu erobern, aus dem er wieder Nährkraft ziehen konnte.

Die Kunstgießereien und Kunstgalvanofabriken hatten bis vor mehreren Jahren ausschließlich die Aufträge der Künstler ausgeführt. Ihre Leiter und Besitzer kamen jedoch zur Erkenntniß, daß der Gewinn, der den Künstlern zufalle, auch ihnen ganz zuträglich sei. So geschah es denn, daß die Gießereien und Fabriken auch außer den kunstgewerblichen Artikeln und kleineren Kunstgegenständen, die sie im geschäftlichen Vertrieb hatten, größere Kunstwerke für das eigene Geschäft herstellten. Unter den Berliner Gießereien traten besonders Gladenbeck und Sohn, sowie Schäffer und Walcker, Aktiengesellschaft, hervor, während in Süddeutschland die Galvanoplastische Kunstanstalt Geislingen-Stuttgart sich nach dieser Richtung sehr bemerkbar machte. Jedoch erst im Laufe dieses Jahres stellte sich so recht heraus, wie gefährlich die Fabriken den Künstlern, also auch der Kunst werden können. Bei zahlreichen ausgeschriebenen Denkmalsbauten trugen sie den Auftrag davon, während die Künstler, die nur zu oft bitter gedarbt hatten, um die Entwürfe herstellen zu können, bei den Konkurrenzen leer ausgingen. Welche Erfolge die Fabriken erzielten, welche weite Kreise sie für ihre Fabrikate eroberten, zeigt wohl, daß die Galvanoplastische Kunstanstalt Geislingen-Stuttgart unter vielen anderen Städten auch von Posen, Mittenwalde und Seegeberg in Holstein Aufträge erhielt.

Nun ist es ja selbstverständlich, daß die Fabriken die Erfolge nicht erzielt hätten, wenn sie gegen die Künstler nicht im Vortheil gewesen wären. Dieser Vortheil bestand darin, daß sie die Denkmäler bedeutend billiger lieferten und auch liefern konnten wie die Künstler. Die Billigkeit erreichten sie vor Allem auf Kosten der Kunst. Sie kauften nämlich entweder alte Modelle oder erwarben von bedrängten Künstlern, die ihr ganzes Geld bei ihrem Studium aufgezehrt hatten, solche, die sie dann beliebig oft abgossen oder auf galvanoplastischem Wege vervielfältigten. Auch von bekannten Akademieprofessoren erwarben sie für wenig Geld fehlerhafte oder sonstwie fragwürdige Modelle. Durch die häufige Benützung des einen Modells sind die Fabriken im Stande, ein großes Denkmal für denselben Preis zu liefern, den ein Künstler schon für ein kleineres fordern muß. Die Denkmalserrichter, denen es ja vor Allem darum zu thun ist, etwas Prunkendes, ins Auge Fallendes in ihrem Orte aufzustellen, bevorzugen das Angebot der Fabrik, denn ein Bedürfniß nach Kunst ist ja wohl bei einer Denkmalserrichtung nicht vorhanden.

Ueberdies benützen die Fabriken die ihnen bis jetzt von Künstlern gewordenen Aufträge zur Reklame, diesen so zum Dank für ihre Aufträge die wichtigste Einnahmequelle entreißend.

So wird ein weiteres Gebiet der Kunst selbst von der Großindustrie erobert. Und dabei giebt es noch Leute, die das Handwerk retten wollen, indem sie es zum Kunsthandwerk erheben.

Hans Ostwald.

Zusammenhang zwischen dem Alter der Ehegatten und dem Geschlecht der Kinder. Dem Werke Dr. Mireurs: „Le Mouvement comparé de la population à Marseille, en France et dans les États de l'Europe", 2. Auflage, Paris 1889, S. 44 ff., entnehmen wir folgende kleine Tabelle, in welcher die Beobachtungen Salders wiedergegeben sind:

Von den beiden Ehegatten war:	Zahl der beobachteten Ehen	Zahl der erzeugten Kinder		Zahl der Knaben pro 100 Mädchen	Zahl der Kinder pro Ehe
		Knaben	Mädchen		
Die Frau älter	54	122	141	86,5	4,87
" " desselben Alters . . .	18	54	57	94,8	6,17
Der Mann älter um 1 bis 6 Jahre	126	366	353	103,7	5,71
" " " " 6 " 11 "	107	327	258	126,7	5,47
" " " " 11 " 16 "	43	143	97	146,4	5,58
" " " um mehr als 16 "	33	93	57	163,2	4,55
	381	1105	963	114,8	5,43

Sofern die kleine Anzahl der von Salder beobachteten Fälle überhaupt zu Schlußfolgerungen berechtigt, scheint demnach, wie das bereits Hofacker aussprach, zwischen dem Alter der Ehegatten und dem Geschlecht der Kinder ein gewisser Zusammenhang zu bestehen. Je größer nämlich der Altersunterschied zwischen Mann und Frau war, desto größer war auch der Prozentsatz der Knabengeburten. Nicht zu vergessen ist dabei übrigens, daß bei dieser Schlußfolgerung die Hypothese gemacht werden muß, daß der Ehegatte stets der Erzeuger der Kinder war! Aus der letzten Spalte scheint ferner hervorzugehen, daß die Fruchtbarkeit bei solchen Ehen am größten ist, bei welchen Mann und Frau desselben Alters waren oder der Mann nur um einige Jahre älter war. Auch in dieser Hinsicht darf man aber nicht vergessen, daß die Anzahl der von Salder beobachteten Fälle zu gering war, als daß man auf Grund seiner Untersuchungen zu ganz zuverlässigen Schlußfolgerungen kommen könnte. Auf neuere Untersuchungen auf diesem Gebiet werden wir gelegentlich zu sprechen kommen.

N. R.

Feuilleton.

Giacomo Leopardi.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag (29. Juni 1798).

Von Dr. **M. Freudenberger** (Nürnberg).

(Schluß.)

Leopardis Lieblingsplan, der auch von Giordani gebilligt wurde, war, Rom aufzusuchen, damals erst noch die geträumte Hauptstadt Italiens, aber doch schon das Mekka italienischer Sehnsucht. Wovon jedoch in der weltfremden Stadt leben? Die fettesten Pfründen sind für die Priesterschaft reservirt, an eine Sinekure, wie sie zum Lebenshalt eines so ätherischen Geistes unentbehrlich

gewesen wäre, war nicht zu denken. Ebenso wenig durfte er auf irgendwelche Unterstützung seitens seines Vaters rechnen, dem ihn seine geistige Entwicklung immer mehr entfrembete. Denn der jugendliche Skeptizismus war längst einem philosophischen Nihilismus gewichen, lange bevor derselbe von Schopenhauer wissenschaftlich begründet wurde, der übrigens in seiner nachdenklichen Abhandlung „Ueber die Nichtigkeit des Lebens“ sehr entschieden auf den italienischen Misanthropen hinweist. Und wenn diesem die ganze Erscheinungswelt nicht mehr als der Schatten eines Traumes bedeutet, so ist ihm der ganze Ideenkomplex, den wir Moral nennen, nicht wesenhafter: Begeisterung, Großmuth, Seelenadel sind Einbildungen eines schwachen Gehirns, nicht mehr werth, daß man davon spricht, als von den Wahnvorstellungen eines Fieberkranken, wohlgemerkt, alles nur in der Theorie; denn die böswilligste Medisance kann nicht behaupten, daß Leopardi jemals daran dachte, dieser seiner Ethik praktisch Folge zu leisten. Es war aber dennoch ganz natürlich, daß die väterliche Autorität von solchen Ideen, die ihr theils staatsgefährlich, theils ketzerisch erscheinen mochten, wenig erbaut war und sich ihrer Verbreitung durch den Druck, wodurch der Sohn sich eine nothdürftige Wegzehrung verschaffen wollte, widersetzte. Was würde übrigens der Alte, der das Gedicht an Italien auf Dantes Monument für verbrecherisch hielt, gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß damals Giacomo im Kopfe ein vom Standpunkt des Vaters viel schlimmeres Werk erwog, die Satire, die später unter dem Namen Paralipomeni erschien und die seinen Geist damals schon beschäftigte, als in Folge des Kongresses von Laibach österreichische Gewehrkolben dem Banditenkönig Ferdinand von Neapel zu Hilfe kamen und dort, wie auch in Piemont, die absolute Gewalt mit allen Greuelthaten der Reaktion wiederherstellten. Die Paralipomeni zu dem Froschmäuslerkrieg sind ein durchaus revolutionäres Werk, wobei unter den Krebsen die Oesterreicher, unter den Mäusen die Italiener, unter den Fröschen die Priester verstanden sind und wobei die Erbitterung über den so schmachvoll vergeckten Aufstand und über den Leichtsinn des eigenen Volkes dem Patrioten die Feder führt. Indignatio facit versum.

Die bisher gewonnenen Erfahrungen machten für Leopardi das väterliche Haus zu einer Hölle, und 1822, also in seinem vierundzwanzigsten Jahre, verläßt er dasselbe, um Rom aufzusuchen, vorgeblich um in einem milderen Klima den Winter zuzubringen und Heilung für seinen zerrütteten Leib zu finden, in Wirklichkeit aber, um ein Amt und damit eine von seiner Familie unabhängige Existenz zu erringen. Der Anblick der ewigen Stadt rief übrigens bei Leopardi nicht den herkömmlichen Eindruck hervor. Für Plastik und Malerei besaß er wenig Verständniß. Dem unverdorbenen Naturkind war ein Mondstrahl, der sich durch das Gezweige eines Orangenhains brach, ein köstlicherer Genuß als die Capitolinische Venus oder eine Raphaelische Freske.

Auch die römische Gesellschaft scheint er nicht nach seinem Geschmack gefunden zu haben, um so weniger da auch seine materiellen Bemühungen von keinem Erfolg gekrönt sind. Nur seine Gesundheit bessert sich merklich, wenn auch nur vorübergehend, auch lernt er einige ausgezeichnete Fremde, darunter Bunsen und Niebuhr, kennen, und mit diesem Gewinn kehrt er im April 1823 nach Recanati zurück.

Im Jahre 1824 erscheinen endlich zu Bologna seine Canzonen in Druck, worunter außer den schon genannten ganz besonders die auf die Vermählung seiner Schwester Paolina und die an Brutus den Jüngeren hervorzuheben sind. In der einen apostrophirt er Italiens Frauen, gleich Virginien den Tod der Schande vorzuziehen, in der anderen, die nach seinen eigenen Worten weniger

ein Lied als ein Glaubensbekenntniß sein soll, weist er als Seitenstück auf das Beispiel hin, das Brutus nach dem Untergang der römischen Freiheit seinem Volke gegeben hat. Als Haupterfolg hatte Leopardi zu verzeichnen, daß die Zensur, die mit großem Scharfsinn republikanische Tendenzen in seinen Gesängen entdeckte, ihm von nun an eine liebevolle Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ und daß puristische Pedanterei sogar Sprachfehler in seinen prachtvollen Perioden entdeckte. Das war alles, was die liebe Mittelmäßigkeit im innigen Verein mit der polizeilichen Bevormundung aus dem neugewonnenen Genius zu machen wußte, der sein bestes Herzblut in Reim und Rhythmus hatte ausströmen lassen. An seinen puristischen Widersachern rächte er sich übrigens in seinen mit feinster Ironie gepfefferten „Annotazioni", wo er mit dem gerechten Stolz eines überlegenen Geistes auf die Leute herabschaut, „die nichts wissen und die darum nicht wollen, daß die Sprache über dieses ihr Nichts hinausgeht". Für ihn ist „die Sprache ein lebendiger, in steter Entwicklung begriffener Organismus, an dessen Ernährung und Fortpflanzung der Dichter einen wesentlichen Antheil nimmt. Und will sich die Grammatik den lebendigen Bedürfnissen der Dichtung nicht fügen, so dürfe jene mit Voltaire ausrufen: Tant pis pour la grammaire".

Dabei hatten weder Zensur noch Purismus den Grundmangel der Leopardischen Muse erkannt, das Unvolksthümliche seines Stils, ein Fehler, der aus seinen gelehrten Vorstudien zu erklären, aber keineswegs damit zu vertheidigen ist. Wie seltsam, derselbe Mann, der in seinen Grundsätzen zu den besten Vorkämpfern volksthümlicher Ideen gehört, befleißigt sich in der Form eines feierlichen Aristokratismus, gleichsam als wollte er durch diese der eigenen Kaste noch eine letzte Art von Genugthuung geben, noch seltsamer, wenn man damit den volksgemäßen Ton vergleicht, den Manzoni, der konservative Chorführer der Neuromantiker, der in seinem Ideenkreis ungefähr den direkten Gegensatz zu Leopardi bildet, seinen Versen zu geben weiß. Durch die Veröffentlichung seiner Gedichte war übrigens der Bruch mit seinem Vater nur noch erweitert worden.

Lange hält es Leopardi darum diesmal nicht in Recanati aus. Und da seine von hier aus gemachten Versuche, die erledigte Stelle eines Rentamtsschreibers zu Urbino zu erlangen, ein Posten, der für den Schöpfer des „Jüngeren Brutus" wie geschaffen war, nicht gelangen und die mit Leo XII. im Kirchenstaat zur Herrschaft gelangte schärfere hierarchische Tonart für einen Laien und gar für den Autor der Paralipomeni selbst eine so bescheidene Versorgung schwer erreichbar machte, so folgte er der Einladung des berühmten milanesischen Verlegers Stella, der damals eine Klassikerausgabe und namentlich einen Cicero-Kommentar plante und ihm die Leitung dieses Unternehmens anbot. Wiederum flog das Wandervögelein aus, um nach einem kurzen Besuch bei seinen Freunden Brighenti und Giordani in Bologna seinen Aufenthalt in Mailand zu nehmen. Hatte er in Bologna einige sehr vergnügte Tage verlebt, so bemächtigte sich seiner in Mailand schnell wieder die alte Melancholie, und bald verläßt er unverrichteter Sache diese Stadt wieder, um sich nach Bologna zurückzubegeben, wo er diesmal mit Stundengeben seinen Unterhalt nothdürftig fristet, ohne jedoch darum seine Verbindung mit Stella aufzugeben, der sich ihm gegenüber mehr als Freund und Beschützer, denn als Geschäftsmann gezeigt hat und der auch jetzt noch durch Zuweisung von buchhändlerischer Arbeit, wie die Herausgabe des Petrarch, sowie einer Antologie ihn und zugleich sich selbst zu fördern weiß. Unterdessen suchte Bunsen mit Hilfe des Kardinals della Somaglia ihm den Posten eines Generalsekretärs an der Akademie der schönen Künste zu verschaffen, und als die Akademie trotz des Drängens des Kardinals einen Anderen wählt, bietet ihm

dieser eine Professur in Rom an, vorausgesetzt, daß er die Weihen nimmt und täglich seine Messe liest. Da Leopardi sich weder zu einer festen Ablehnung aufraffen kann, noch geneigt ist, eine so drückende Bedingung einzugehen, so zerschlägt sich dieser Plan, und gebrochenen Herzens begiebt sich Leopardi nach Florenz. In diesem Garten Italiens schien noch einmal neues Leben über ihn gekommen zu sein, Toskanas mildes Klima that dem kranken Manne wohl, und als er für einige Zeit Pisa besuchte, schien die warme, fast orientalische Sonne des Winters ihm frischen Lebenshauch einzuflößen. Der Rückschlag sollte erst wieder in Recanati erfolgen, nach dem er aus Mangel an Subsistenzmitteln wieder zurückkehren muß. Hier verbringt er den furchtbaren Winter von 1829/30, sich selbst in den „Erinnerungen" einen Grabgesang dichtend, um im Frühling aufs Neue den Wanderstab zu ergreifen, Verzweiflung im Herzen. Unstät weilt sein flüchtiger Fuß bald in Rom, bald in Florenz, bis endlich sein in Neapel wohnender Bewunderer Ranieri dem Gehetzten eine Zufluchtsstätte in seiner Behausung bereitet.

Der Charakter Ranieris ist neuerdings, vielleicht aus guten Gründen, manchen Anzweiflungen ausgesetzt gewesen, und namentlich seine „Sette anni di Sodalizio con G. Leopardi" haben insbesondere von Piergili und Ridella heftige Anfechtungen erfahren. Aber bei alldem muß die schwärmerische Liebe, mit der Ranieri dem kranken Dichter anhing, und die aufopfernde Pflege, die er dessen letzten Lebensjahren zu Theil werden ließ, wärmste Anerkennung finden. In seinen Armen war es auch, wo der Dichter am 14. Juni 1837 seinen letzten Seufzer verhallen ließ, die Phantasie gepeinigt gleich der seines Freundes Platen von den Schrecknissen der Cholera, die Kräfte erschöpft von dem verzehrenden Feuer der Schwindsucht, Herz und Lunge zusammengepreßt von dem Wasser, das schon lange den Weg zum Urquell des Lebens besetzt hielt.

Zwei sehr verschiedene Richtungen machen sich nacheinander in Leopardi, dem Dichter, geltend. Die erste, welche von den „Idilli" und von den 1819—26 erscheinenden „Canzoni" gekennzeichnet wird, verrathen das Streben nach den Formen der klassischen Kunst und fassen die Natur als eine geheimnißvolle Macht auf, die der Dichter zur Heilung seines persönlichen Schmerzes apostrophirt. In den Hervorbringungen der zweiten Periode, namentlich in den von 1826—36 verfaßten „Canti", löst sich der persönliche Schmerz des Dichters in einen allgemeinen auf, und die Vorstellung von einer um den Menschen unbekümmerten Natur giebt auch der poetischen Form jene Zerrissenheit, die zwar immer noch den Stempel des Originalen trägt, aber allen Gesetzen der Kunst zu spotten scheint.

Wenn auch nicht alle Blüthenträume des Anconischen Märtyrers reiften, das Verlangen nach staatlicher Einheit, nach Verjagung der fremden Zwingherren, also die politischen Ideale, die einst Leopardis Brust geschwellt, sind heute verwirklicht. Soziale Probleme sind seitdem an Stelle der politischen getreten, ja gerade in Leopardis engerer Heimath, in den Marken, haben, wie noch im letzten Januar, der Hungertyphus und dessen Begleiterscheinung, die Hungerrevolte, den italienischen Staatsmännern ein feuriges Menetekel an die Wand gemalt. Insofern ist das Urtheil über Leopardis Wirksamkeit schon in viel höherem Grade als das über unseren Heine dem Tageskampf der Parteileidenschaft entrückt. Ein letzter, abschließender Wahrspruch wird sich allerdings erst über ihn geben lassen, wenn die zur Prüfung seines Manuskript-Nachlasses eingesetzte Kommission ihre Arbeiten beendigt und eine Vollausgabe seiner Werke geliefert hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 40. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Die Hauptwahlen.

✓ **Berlin**, 22. Juni 1898.

In etwas über der Hälfte der deutschen Wahlkreise ist am 16. Juni die endgiltige Entscheidung gefallen; in 188 Wahlkreisen muß noch einmal um den Sieg gerungen werden. Immerhin haben die Hauptwahlen eine große Thatsache festgestellt, die in den Stichwahlen keine Veränderung mehr erfahren kann. Es ist ganz unberechenbar, wie viele Mandate die sozialdemokratische Partei am 24. Juni noch erobern wird, denn das hängt zum großen Theile von der politischen Konsequenz und Urtheilskraft bürgerlicher Parteien, also von sehr nebelhaften Faktoren ab. Aber woran heute nicht mehr gerüttelt werden kann, das ist der gewaltige Wahlerfolg der Sozialdemokratie selbst. Der 16. Juni ist für sie zu einem reichen Tage der Ernte geworden.

In einem Drittel der deutschen Wahlkreise hat das klassenbewußte Proletariat entweder gesiegt oder steht zur Stichwahl: mit diesem Ergebniß kann sich keine bürgerliche Partei messen. Noch schlagender würde der sozialdemokratische Vorsprung ins Licht treten, wenn sich heute schon die Gesammtziffer der auf die Parteikandidaten gefallenen Stimmen übersehen ließe; es giebt bürgerliche Blätter, die von zweieinhalb Millionen sozialdemokratischer Stimmen sprechen. Das mag übertrieben sein, aber gerade wenn es übertrieben wäre, so würde es um so treffender die frappirende Wirkung des sozialdemokratischen Wahlerfolgs wiederspiegeln. Ein frischer, kräftiger, urwüchsiger Schwung ging durch die Massen; die „Stille" der Wahlbewegung hatte der Arbeiterklasse nicht die geringste Spur der Müdigkeit aufgedrückt; sie war überall auf dem Posten und hätte nicht eifriger sein können, wenn um irgend eine sogenannte große Frage gekämpft worden wäre.

Es besagt gar nichts, daß die Partei von ihrem bisherigen Besitzstand am 16. Juni drei Mandate endgiltig verloren hat. Dafür hat sie drei andere Mandate neu gewonnen und überhaupt im ersten Anlauf zweiunddreißig Mandate davongetragen, acht mehr als bei den Hauptwahlen von 1893. Immer wird es eine Anzahl Kreise geben, in denen die Wage stark schwankt und mehr zufällige Umstände zu Gunsten der sozialdemokratischen Partei oder ihrer Gegner entscheiden, mögen die Gründe nun in der sozialen Struktur dieser Kreise oder

darin liegen, daß sie noch in der Mauserung von bürgerlichem zu proletarischem Besitze begriffen sind. Diese kleinen Verschiebungen gleichen sich gewöhnlich, in den vorliegenden Fällen sogar ziffernmäßig genau aus, und sie bedeuten um so weniger, als die Gesammtzahl der im ersten Anlauf eroberten Wahlkreise seit 1893 so beträchtlich zugenommen hat.

Eher könnte es beunruhigen, daß in einzelnen großen Zentren der Arbeiterbewegung, in einigen Berliner Wahlkreisen, in Breslau-Ost, in Leipzig-Stadt die sozialdemokratische Stimmenzahl stagnirt oder fast ins Weichen zu kommen scheint. Indessen ein Grund zu irgend welcher ernsten Besorgniß liegt auch hier nicht vor. Gerade in solchen alten Stätten des proletarischen Klassenkampfes hat die Sozialdemokratie nachgerade erobert, was sie überhaupt erobern kann, wozu dann noch kommt, daß ihre Zentren eben auch Zentren der großen Industrie sind, mit deren Entwicklung die Arbeiterbevölkerung immer stärker in die Peripherie gedrängt wird. Möglich auch, daß in diesem oder jenem Wahlkreise, der für die Partei absolut sicher ist, nicht so nachdrücklich agitirt worden sein mag, wie unter allen Umständen wünschenswerth gewesen wäre. Aber ein auch nur halbwegs greifbarer Anlaß zu dem hier oder da in bürgerlichen Blättern auftauchenden Gerede, wonach die Sozialdemokratie den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten haben soll, ist nicht zu entdecken. Die weisen Männer, die an diesem alten Knochen nagen, sollten sich doch nicht völlig von der berauschenden Thatsache hypnotisiren lassen, daß die Sozialdemokratie in diesem großstädtischen Wahlkreise nur zehn Stimmen gewonnen oder in jenem großstädtischen Wahlkreise gar zehn Stimmen verloren hat, sondern auch einen Blick übrig behalten für die Tausende und Zehntausende neuer Stimmen, die der Partei in ländlichen oder überwiegend ländlichen Wahlkreisen zugefallen sind. Man nehme beispielsweise Oberschlesien, wo der grüne und der schwarze Gendarm das klassenbewußte Proletariat gänzlich ausgerottet zu haben schienen. In Beuthen-Tarnowitz sind 7000, in Kattowitz-Zabrze sogar mehr als 9000 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden, gegen 293 Stimmen, die in diesem Kreise vor fünf Jahren auf den Kandidaten der Partei fielen. Solchen Ziffern gegenüber Straußenpolitik zu treiben, ist denn doch allzu gescheidt.

Wieviele Mandate die Partei aus den 101 Stichwahlen davontragen wird, an denen sie betheiligt ist, das hängt nicht durchweg, aber zum großen Theile von den bürgerlichen Parteien ab und ist deshalb in keiner Weise zu berechnen. Wenn der sozialdemokratische Wahlerfolg alle berechtigten Hoffnungen erreicht oder noch übertroffen hat, so hat der sonstige Ausfall der Hauptwahlen leider die ziemlich pessimistischen Erwartungen gerechtfertigt, womit ihnen, soweit es auf die bürgerlichen Parteien ankam, entgegengesehen werden mußte. Am besten von diesen Parteien hat das Zentrum abgeschnitten, freilich keineswegs so glänzend, wie seine Blätter renommiren; die Hyperbel, daß sich der Zentrumsthurm breit und massig vom Horizont der Wahlen abzeichne, wird zur Genüge durch den Ausfall der oberschlesischen Wahlen beleuchtet. Die Risse und Spalten in dem Zentrumsthurm sind breiter und tiefer geworden, das haben diese Wahlen unzweideutig ergeben, aber seinen parlamentarischen Besitzstand hat das Zentrum behauptet und wird ihn in den Stichwahlen vielleicht sogar noch um einige Sitze vermehren. Es verdankt diesen Erfolg der großen Geschicklichkeit, womit es seinen Verrath in der Flottenfrage hinter der Sorge um die Gefährdung des allgemeinen Wahlrechts zu verstecken gewußt hat, und diese eine erträgliche Seite hat der ultramontane Wahlerfolg unzweifelhaft auch, daß, solange das Zentrum die ausschlaggebende Partei im Reichstage bleibt, das allgemeine Wahlrecht

anders als durch einen widerrechtlichen Staatsstreich nicht beseitigt werden kann. In dieser Frage ist auf das Zentrum Verlaß, nicht um seiner Prinzipien, sondern um seiner Interessen willen. Aber sonst wird die Parole: Zentrum ist Trumpf! dem deutschen Volke sehr theuer zu stehen kommen; seit zwanzig Jahren hat die schwarze Brigade bei den meisten Massenplünderungsplänen mitgeholfen und seit ihrem schmählichen Umfall in der Flottenfrage, ihrer schmählichen Politik in der Umsturzvorlage gar nicht erst zu gedenken, ist auf sie politisch nicht mehr zu zählen, mag sie auch als geborene Minoritätspartei nicht ganz so tief in den Sumpf der politischen Reaktion gerathen können, wie der Troß der Kartell- oder nach dem heute üblichen Ausdruck „Sammel"parteien.

Leider ist aber auch ein Sieg dieser Parteien noch nicht ganz unmöglich. Die „Sammel"politik hat durch den sozialdemokratischen Wahlerfolg einen betäubenden Schlag aufs Haupt erhalten; dem Grafen Posadowsky ist sein Wahlbrief zerrissen vor die Füße geschleudert worden. Aber ein betäubender Schlag ist noch kein tödtlicher Schlag, und die Gefahr ist nicht völlig ausgeschlossen, daß aus den Stichwahlen eine Kartellmehrheit hervorgeht. Die Schuld daran trägt, daß die bürgerliche Demokratie es um so mehr an sich hat fehlen lassen, je mehr die soziale Demokratie ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. Die freisinnige Vereinigung hat in den Hauptwahlen einen, die freisinnige Volkspartei auch einen und die süddeutsche Volkspartei überhaupt keinen Sitz davongetragen. Es kommt jetzt darauf an, ob diese Fraktionen endlich einmal in den Stichwahlen thun werden, was sie thun müssen, wenn sie aus politischen Männern, und nicht aus politischen Hanswursten bestehen wollen. In nicht weniger als siebzig Wahlkreisen stechen Sozialdemokraten und „Sammel"politiker; stimmen die freisinnigen Wähler in diesen Kreisen, wir sagen nicht, für den sozialdemokratischen Kandidaten, aber gegen den „Sammel"politiker, dann ist die Gefahr einer neuen Kartellmehrheit abgewandt. Laufen sie dagegen, wie bei früheren Stichwahlen, ins Lager der Reaktion über, dann sieht's böse aus.

Die pfiffigeren Kartellbrüder spekuliren nicht ungeschickt auf den liberalen Philister. Die „Kreuzzeitung" erklärt, die Rettung des Vaterlandes gehe allen Parteirücksichten vor, bei den Stichwahlen gelte es die Todfeinde der bürgerlichen Gesellschaft zurückzudrängen, die konservativen Wähler würden in allen — beiläufig nur siebzehn — Wahlkreisen, wo Freisinnige mit Sozialdemokraten stächen, unbedingt für die Freisinnigen stimmen, unbekümmert um alle Gegendienste, rein aus lauterer Vaterlandsliebe. Das ist eine Melodie, die dem freisinnigen Spießbürger lieblich genug in die Ohren tönen wird. Soll er sich an Großmuth von den Junkern und Pfaffen übertrumpfen lassen? Wer das für möglich hält, kennt diese Rasse schlecht. Ist sie doch die „konservativste", die „wahrhaft staatserhaltende" u. s. w. Partei, und sie sollte den vermaledeiten „Rothen" zum Triumph über den so gnädig herablassenden Herrn Baron verhelfen?

Was bis jetzt an freisinnigen Kundgebungen vorliegt, deutet nicht darauf hin, daß die Sache sehr viel besser gehen wird, als 1887. Etwas besser wohl, ein ganz klein wenig haben allerdings auch die Freisinnigen aus der Geschichte des letzten Jahrzehnts gelernt. Einzelne freisinnige Blätter erklären sich mehr oder minder verschämt dafür, daß die freisinnigen Wähler bei Stichwahlen zwischen „Sammel"politikern und Sozialdemokraten unbedingt für diese einzutreten haben; auch haben einzelne freisinnige Wahlkomites sich schon in diesem Sinne entschieden. Aber einen Sommer machen die paar Schwalben noch nicht und bei der völligen Disziplinlosigkeit, die mit dem Verfalle der freisinnigen Fraktionen in ihnen ein-

gerissen ist, fragt es sich auch noch sehr, ob die Wähler der Kreise, wo wirklich die richtige Parole ausgegeben worden ist, ihr folgen werden. Wahrhaft schäbig ist die Taktik der „Freisinnigen Zeitung", des offiziellen Organs der freisinnigen Volkspartei. In der kläglichsten Weise drückt sie sich um Ja oder Nein herum; sie will die Stichwahlen „von Fall zu Fall" entscheiden, womit natürlich allen Ausreißern Thor und Thür geöffnet ist; Herr Eugen Richter bestätigt jetzt, was an dieser Stelle schon vor Jahr und Tag gesagt wurde: ob eine Kartellmehrheit in den Reichstag einzieht, wird ihm sehr gleichgiltig sein gegenüber der Frage, ob er dies oder jenes Mandat mehr für sein Fraktiönchen erschacherln kann.

Doch das mußte vorausgesehen werden und ist vorausgesehen worden. Um so nothwendiger war, daß die sozialdemokratische Partei sich auf sich selbst verließ und Alles that, was in ihren Kräften stand, um immer weitere Volkskreise mit ihrer klaren und reinen Politik zu durchdringen. Das Examen, das ihr der 16. Juni in dieser Beziehung auferlegt hat, ist von ihr glänzend bestanden worden. Was an ihr ist, wird sie auch in den Stichwahlen thun, um eine Zusammensetzung des Reichstags zu ermöglichen, die das Volk wenigstens vor den ärgsten Reaktionsstreichen sichert; scheitert sie damit an den Dummheiten und Verräthereien des bürgerlichen Liberalismus, so wird ihr Kredit bei den Massen in immer noch steigendem Maße wachsen, und das ist schließlich die Hauptsache.

Die Wahlen in Frankreich.[1]

Von Dr. B. Kritschewsky.

1. Die Wahlsituation und die sozialistische Wahlagitation.

Zur richtigen Beurtheilung der sozialistischen Wahlergebnisse von 1898 im Vergleich mit denen von 1893 ist es nöthig, sich die respektiven Wahlsituationen zu vergegenwärtigen.

Die Wahlen von 1893 standen im Zeichen des Panamaskandals. Die herrschenden Bourgeoisrepublikaner und die an den Abfällen des Regierungstisches sich labenden gemäßigten Radikalen, die regierende und die regierungsfähige Partei, waren schwer kompromittirt. Das um über 1400 Millionen geprellte Kleinbürgerthum schrie nach Rache. Der Schmutz der parlamentarisch-finanziellen Korruption ekelte die rechtlich denkenden Elemente aller Klassen an. Entmuthigung, politische Todesangst riß in die Reihen der bürgerlichen Parteien ein.

Die wahlmacherische Diversion des Sozialistentödters Charles Dupuy, der am Vorabend der Wahlkampagne die Pariser Arbeitsbörse gewaltsam geschlossen hatte, um die Aufmerksamkeit vom Panamaschmutz abzulenken und die Panamisten um das Banner des von den „vaterlandslosen" Sozialisten gefährdeten Eigenthums und Vaterlandes zu schaaren, verfehlte ihre Wirkung. Die Zugkraft der jungen sozialistischen Partei, die aller Welt als die berufene Säuberin des panamistischen Augiasstalles erschien, wurde vielmehr durch Dupuys Gewaltstreich gesteigert. Seitdem datirt die Popularität der sozialistischen Etikette. Insbesondere die Pariser Wähler, unter denen die zahlreichsten Opfer des Panamaschwindels zu finden waren und die den Skandal aus nächster Nähe beobachtet

[1] Angesichts der Wichtigkeit dieser Wahlen und der verschiedenartigen Auslegung ihrer Resultate geben wir gern neben unserem Freunde Bonnier auch noch Genossen Kritschewsky das Wort, dessen Standpunkt in manchen Punkten ein anderer. Die Red.

hatten, wollten um jeden Preis für einen Sozialisten gestimmt haben. Alles und jedes, was nicht zu den herrschenden Parteien zählte, nannte sich nun Sozialist. Daher die buntgemischte Kandidatenliste der „Union Socialiste“ von 1893, auf welcher neben altbewährten und aufrichtig neu bekehrten Sozialisten auch-sozialistische Ex-Boulangisten und Linksradikale figurirten. Die „Petite République“, die im Beginn der Wahlkampagne unter Millerands Chefredaktion aus einem radikalen zu einem sozialistischen Organ wurde, und der „Intransigeant“ Rocheforts, der nach dem Selbstmord des Generals Boulanger keinen Säbelraßler mehr zu beweihräuchern hatte, — diese zwei in den politisch aufgeweckteren Schichten des Proletariats und des Kleinbürgerthums meist gelesenen Zeitungen kämpften Hand in Hand.

So günstig nun diese Wahlsituation für die Sozialisten war, so ungünstig war für sie die Wahlsituation von 1898. Die politisch und rednerisch glänzende Rolle der Kammerfraktion im Laufe der verflossenen Legislatur schien im Strudel der Dreyfuß-Zola-Affaire verdunkelt, vergessen worden zu sein. Die klerikal-chauvinistisch-antisemitische Haß hatte alle reaktionären Instinkte entfesselt. Es herrschte frech und ungezügelt eine Stimmung des weißen Terrorismus vor, wie etwa nach der Niederwerfung einer revolutionären Bewegung. In den letzten Monaten der ablebenden Kammer waren es die enragirten Chauvinisten von der äußersten Rechten und der äußersten Linken, die das große Wort führten. Abgeordneter Graf de Mun, einer der militärischen Schlächter der blutigen Maiwoche, sekundirt von den auch-sozialistischen Ex-Boulangisten der Rochefortschen Klique, befehligte im Namen der beleidigten sakrosankten „Armee“ — und die ganze Kammer, mit Ausnahme eines kleinen Häufleins Sozialisten, nebst der Regierung des Herrn Méline gehorchte unter dem dröhnenden Beifall der zahlreichsten und gelesensten Preßorgane des ganzen Landes. Alles Andersdenkende war Monate lang entweder vollständig eingeschüchtert oder wagte kaum aufzumucksen, während die paar Pariser Zeitungen, die von Anfang an für die Revision des Dreyfuß-Prozesses eingetreten waren, sich als ohnmächtig erwiesen. Sie galten ja als die „bezahlten“ Organe des famosen „jüdisch-deutsch-protestantischen Verraths-Syndikats“, die „Wegebereiter einer deutschen Invasion“ — und wie die jesuitisch-chauvinistischen Zeitungsterroristen sie noch sonst beschimpfen und verdächtigen mochten. . . . Die Stimme eines Jaurès, die sich unterdessen immer muthiger erhob, fand selbst in den sozialistischen Reihen nur schwachen Widerhall.

Aber alle offenen und verkappten Feinde des Sozialismus — von Méline und dem Abbé Garnier bis Drumont und Rochefort — ergriffen gierig die Gelegenheit, um auf die „vaterlandslose“ Partei den ganzen blöden Haß der verhetzten Menge zu konzentriren. Rochefort, der in Gemeinschaft mit den Antisemiten 2c. zu seinem Wahlprogramm die „Ausrottung der landesverrätherischen Verschwörung der Dreyfußisten“ gemacht hatte, schrieb in seinem Blatte mit der ihm eigenen Unverfrorenheit eines Hanswurstes, die „Internationalen“ hätten überhaupt sich nicht in eine patriotische Frage einzumischen, sintemalen — wörtlich! — „der erste Artikel ihres Programms also lautet: ‚Frankreich existirt nicht‘!“ Drumont, der Chefredakteur des antisemitischen Jesuitenblattes „Libre Parole“, wetterte natürlich über die „verjudeten“ Sozialisten im Gegensatz zu den echten Sozialisten Rochefortscher Observanz. Und der „loyale“ Méline denunzirte gar in seiner Wahlrede zu Remiremont die sozialistische Partei als die eigentliche Urheberin der „antipatriotischen“ Kampagne.

Kurz, kein sozialistentödterischer Wahlmacher könnte sich eine wirksamere Wahlparole wünschen. Nur die deutschen Attentats- und Auflösungswahlen von

1878 oder die deutschen Faschingswahlen von 1887 mögen einigermaßen den Dreyfuß-Wauwau-Wahlen nahekommen.

Mit den deutschen Faschingswahlen hatten die letzten Kammerwahlen noch das gemein, daß hier wie dort ein von langer Hand vorbereitetes **Ordnungskartell** im ganzen Lande funktionirte, geleitet und unterstützt von dem im zentralisirten Frankreich noch ganz anders mächtigen und auf die Wähler drückenden Beamtenapparat. Die schlau berechneten Ralliirungs-Instruktionen Leo des XIII. von 1893 hatten erst unter der Regierung des „bewährten Republikaners“ Méline ihre volle Wirksamkeit erreicht. Die mächtigen Organisationen und Hilfsmittel der „verfolgten“ und „beraubten“ Kirche wurden, wie der Beamtenapparat, auf den Befehl des Papstes in den Dienst des Ordnungskartells gestellt. Galt es doch den Kampf gegen die „verbrecherischen“ Gesetze der Republik, die Weltlichkeit der Schule, den — lax durchgeführten — Militärdienst der Geistlichen, die — geringfügige und immer saumseliger eingetriebene — Vermögenssteuer auf die steinreichen Kongregationen. Und als Dritter im Bunde der Regierung und der Kirche rückte das Kapital, das große Unternehmerthum in Person auf den Kampfplatz. Während die Kirche, auf den klugen, freilich nicht immer befolgten Rath des Papstes hin, Kandidaturen weltlicher Klerikaler priesterlichen Kandidaten vorzog, stiegen die französischen Stumme und Kruppe zahlreicher denn je in die Wahlarena hinab. Die berufsmäßigen politischen Gladiatoren des Kapitals mußten in manchem Wahlkreise den dilettantischen Geldsackskönigen Platz machen. Neben den ungewöhnlich zahlreichen Militärkandidaturen gehörten Unternehmerkandidaturen zu den markantesten Kennzeichen der Wahlsituationen.[1] Wie die kandidirenden Offiziere und Generäle sich als die berufensten Rächer der beleidigten Armee fühlten, so die Unternehmer als die berufensten Verfechter des Geldsacks.

Die siegesgewisse Kampfstimmung der reaktionären Parteien hat, freilich nicht immer zu ihrem Vortheil, eine ungewöhnlich zahlreiche Wahlbetheiligung bewirkt. Während 1893 der Prozentsatz der von Wahl zu Wahl zunehmenden Wahlenthaltungen die höchste Ziffer erreichte, 29,23 Prozent der eingeschriebenen Wähler gegenüber 23,36 Prozent 1889, scheint diesmal, nach den vorläufigen Berechnungen zu schließen, die Wahlenthaltung am geringsten seit dem Bestehen der Republik gewesen zu sein. Das mag übrigens zum Theil darauf zurückzuführen sein, daß die Wahlen, zu Folge eines 1893 votirten Gesetzes, vom Hochsommer auf das Frühjahr verlegt wurden, um die Wahlenthaltung der in die Sommerfrische gehenden Bourgeois und der im Hochsommer mit Feldarbeiten überlasteten ländlichen Wähler zu vermindern. Jedenfalls aber waren die diesjährigen Wahlen auch in Folge der Verlegung des Wahltermins für die Sozialisten ungünstig.

Gegenüber dem vereinigten Ansturm der Ordnungsparteien und des kunterbunten „patriotischen“ oder „nationalistischen“ Demagogengesindels von rechts und links fehlte es den Sozialisten an der unter den gegebenen Umständen doppelt nöthigen einheitlichen Organisation des Wahlkampfes. Am drastischsten kam das zum Vorschein darin, daß die sozialistische Kammerfraktion, die sonst bei viel weniger bedeutenden Gelegenheiten Manifeste an das Land gerichtet hatte, keinen Wahlaufruf erlassen hat. Die Ursachen daran werden wohl hauptsächlich die Meinungsverschiedenheiten über die Taktik gegenüber der Dreyfuß-Zola-Hatz gewesen sein. Denn sonst waren namentlich die in Paris kämpfenden Vertreter

[1] Nach einer Zusammenstellung des „Gaulois“ kandidirten neu 14 Militärs: 5 Generäle, 1 Admiral, 1 Kontreadmiral, 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Schwadronchef, 4 Kapitäns. Gewählt wurden 25 Offiziere a. D. aller Truppengattungen, einige mehr als 1893.

der verschiedenen Richtungen prinzipiell mehr oder minder geeinigt durch das Millerandsche Programm.[1] Ferner war der alte insbesondere in Paris grassirende Mißstand zahlreicher sozialistischer Kandidaturen in einem und demselben Wahlkreis ziemlich allgemein nur dort beseitigt, wo es sich um Wahlkreise bisheriger sozialistischer Abgeordneten handelte.

Dazu gesellte sich in Paris noch der weitere ungünstige Umstand, daß dort die „Patrioten" meist unter der sozialistischen Maske auftraten, während sie unter der Hand oder auch offen von den klerikalen und sonstigen ordnungsparteilichen Elementen unterstützt wurden. Schließlich hatten die Pariser Sozialisten sich auch einiger echter Vertreter der Radikalen mit dem unvermeidlichen sozialistischen Vornamen zu erwehren, die aber ebenfalls von der Unterstützung aller antisozialistischen Elemente profitiren mußten.

Und der Schutzpatron sämmtlicher antisozialistischer Kandidaturen war — neben dem Abbé Garnier und dem Drumontschen Blatte (Drumont selber leitete die Wahlkampagne in Algerien) — Henri Rochefort, der tagtäglich in seinem Blatte die Sozialisten besudelte oder besudeln ließ, in einem für halbwegs anständige Bourgeoisorgane schlechthin unmöglichen Tone. Seltsamerweise aber reagirte die „Petite République", das unparteiische Organ aller sozialistischen Richtungen, auf die niederträchtige Verleumdungskampagne Rocheforts nicht. Das war die Fortsetzung der früheren unsicheren Taktik in der Dreyfußfrage, die zu einem beträchtlichen Theile durch die Rücksichten auf Rochefort bezw. dessen Einfluß auf die Pariser Wählerschaft diktirt war. Nur einmal ließen die alten sozialistischen Abgeordneten von Paris ihre Unzufriedenheit mit Rochefort merken, als dieser sich herausnahm, seiner antisozialistischen Sammelsuriumkandidatenliste ein anständiges Relief zu verleihen durch die Einreihung von vier sozialistischen Kandidaten (aus den bisherigen Abgeordneten), die ihm „antidreyfußistisch" genug erschienen und deren Wiederwahl im ersten Wahlgang übrigens von vornherein feststand. Daraufhin unterzeichneten die Vier mit elf anderen Pariser Mitgliedern der alten Fraktion (zwei unsichere Kantonisten von der alten Fraktion ließen sich Rocheforts Schutz sehr gut gefallen) eine gemeinsame lakonische Erklärung, worin Rocheforts Anmaßung indirekt zurückgewiesen wurde. Der feinfühlige Demagoge ignorirte übrigens den Protest, ließ die Vier weiter auf seiner Liste figuriren und prahlte nach der Wahl mit den Erfolgen dieser Schützlinge wider Willen. . . .

---

[1] Das Millerandsche Programm bildete die Grundlage, auf der sich in der vorhergehenden Kammer die verschiedenen sozialistischen Fraktionen zu gemeinsamem Vorgehen vereinigten. In seiner Begründung desselben erklärte Millerand: „Nicht Sozialist ist meines Erachtens derjenige, der nicht die nothwendige und progressive (im Sinne der allmäligen Aufeinanderfolge) Ersetzung des kapitalistischen Eigenthums durch das gesellschaftliche Eigenthum anerkennt. . . ." An anderer Stelle der gleichen Rede faßt Millerand denselben Gedanken in die Worte: „Einmischung des Staates, um den Uebergang der verschiedenen Kategorien von Produktions- und Austauschmitteln in dem Maße, wie sie für die gesellschaftliche Aneignung reif werden, aus dem kapitalistischen Gebiet ins nationale zu bewerkstelligen." Die übrigen zwei Grundsätze sind: „Die Eroberung der öffentlichen Macht durch die sozialistische Partei vermittelst des allgemeinen Wahlrechts" und das „internationale Einvernehmen (entente) der Arbeiter." Es sei noch bemerkt, daß bei Millerand die Eroberung der politischen Macht und die allmälige Vergesellschaftlichung des kapitalistischen Eigenthums miteinander als Mittel und Zweck verknüpft sind, so daß also eine staatssozialistische Deutung des Programms ausgeschlossen erscheint. Andererseits freilich wird der eigentliche Kollektivismus, die vollständige sozialistische Organisation der Produktion, von Millerand als eine „Hypothese" bezeichnet, welche „in allen Zweigen der Erkenntniß ein nothwendiges Werkzeug des Fortschritts bildet".

In der Provinz, wo die Einflußsphären der verschiedenen sozialistischen Richtungen im Allgemeinen gegeneinander lokal abgegrenzt sind und besonders in den zahlreichen Wahlkreisen, wo Guesdes Arbeiterpartei vorherrscht, mag sich der Organisationsmangel weniger fühlbar gemacht haben als in der Hauptstadt. Auch war die Provinz vom chauvinistischen Kesseltreiben weniger beeinflußt. Und die Provinz-Radikalen befleißigten sich in den meisten Fällen einer parallelen Aktion mit den Sozialisten im Interesse der gegenseitigen Unterstützung bei den Stichwahlen der Ordnungskoalition gegenüber.

Von dem Charakter der sozialistischen Wahlagitation geben eine objektive Vorstellung die Wahlaufrufe der verschiedenen Richtungen.

Die Französische Arbeiterpartei (Parti Ouvrier Français lautet der offizielle Name der Guesdeschen Organisation seit Anfang der neunziger Jahre), die in 116 Wahlkreisen, davon 9 in Paris und Umgebung, gelegen in 35 Departements, mit 117 Kandidaten,[1] darunter manche allerdings ihr nur mehr oder minder nahestehende, in den Wahlkampf trat, erließ einen allgemeinen Partei-Wahlaufruf, der vom Nationalrath (Parteivorstand) unterzeichnet wurde. Die markantesten Stellen des Aufrufs lauten:

„... Es hat genügt, daß in den letzten Kammerwahlen ein Häuflein Sozialisten ins Palais Bourbon eindrangen, damit sofort ein „neuer Geist" (das geflügelte Wort des Unterrichtsministers Spuller im Kabinet Casimir Perier über die ersten Liebeswerbungen der Bourgeoisrepublikaner um die Hilfe der Klerikal-Monarchisten) in unsere herrschenden Klassen dreinführe und ... sie angstgepeitscht Zuflucht suchten beim Klerikalismus, ihrem Feinde von gestern, und hinter einem Militarismus, der — wie das der 2. Dezember und Sedan bezeugen — mit der Knechtung beginnt, um stets mit der Zerstückelung des Vaterlandes zu enden. (Im Original unterstrichen.)

„So haben wir denn ... sehen können: Männer des weltlichen Staates und der weltlichen Schule, welche Instruktionen des Papstes einholen und sich in dessen Dienst stellen; Republikaner, welche sich ins Schlepptau des russischen Zarismus begeben, dessen Verlängerung nur der Kasernendespotismus Preußens ist; Patrioten, welche das Banner der französischen Revolution und die Matrosen der Republik entehren in den Gewässern von Kiel hinter dem Kaiser von Berlin und in den griechischen Gewässern hinter dem vom Blute von 300000 Armeniern triefenden Sultan.

„So haben wir sie erst gestern gesehen, die Männer der Ordnung und des Eigenthums, Straßenaufruhre entfesseln und unter dem mittelalterlichen Rufe: ‚Nieder mit den Juden! Tod den Juden!' in zwanzig Städten eigenhändig die Plünderung von Kramläden und den Todtschlag zu Hause organisiren. ...

„Arbeiter der Fabrik und des Ackers!

„Ihr werdet die Republik noch einmal retten am kommenden 8. Mai auf die einzige Weise, wie sie gerettet werden kann — indem Ihr sie der kapitalistischen Oligarchie, welche sie verräth, um sie später zu erdrosseln, entreißt und die Regierung in die eigene Hand nehmt.

„In der That, nur indem Ihr Eure alles produzirende Klasse ans Ruder der Zentralregierung bringt, wie Ihr das bereits in allen großen Arbeitergemeinden in den Rathhäusern gethan habt; nur indem Ihr die sozialistische Minderheit in eine Mehrheit verwandelt, die Minderheit, die Ihr vor vier Jahren ins Parlament geschickt habt, wo sie einzig und allein die große republikanische Tradition wieder aufgenommen, den Geist der Revolution verkörpert und die Rechte und Interessen alles dessen, was arbeitet, vertheidigt hat: der Fabrikarbeiter, der ländlichen Tagelöhner, der selbstarbeitenden Grundbesitzer (propriétaires-cultivateurs), der Angestellten,

---

[1] Also ein Kandidat mehr als belegte Wahlkreise wegen der weiter zu besprechenden Doppelkandidatur in Boulogne-Calais.

der kleinen Kaufleute, der Lehrer rc. — nur indem Ihr Euch des Staates bemächtigt, werdet Ihr den offensiven Rückfällen einer Vergangenheit der Knechtschaft und der Ausbeutung ein Ende bereiten können und die Republik, auf das ökonomische Gebiet ausgedehnt, in die Werkstätte eingeführt, zum endgiltigen und unantastbaren Regime des Landes erheben.

„Auf denn, Genossen, mit allen denen, die nicht zulassen wollen, daß Frankreich seit einem Jahrhundert gekämpft und geblutet hat, Revolutionen auf Revolutionen häufend, um in den Zustand einer kosakischen Regierungsweise, einer preußischen Provinz oder einer apostolischen und römischen Mission herabzusinken. . . .“

Neben diesem Aufruf wurden aber allerdings auch das allgemeine Parteiprogramm und das Agrarprogramm abgedruckt und verbreitet.

Der allemanistische Wahlaufruf, unterzeichnet vom Generalsekretariat der „sozialistisch-revolutionären Arbeiterpartei“ — die nur in 22 Wahlkreisen, darunter 15 in Paris nebst Bannmeile und blos 7 in der Provinz, mit eigenen Kandidaten betheiligt war — beginnt, wie stets bei dieser Richtung, mit der Reproduzirung des grundsätzlichen Theiles des allgemeinen Parteiprogramms, der sich meist wörtlich an die Prinzipienerklärung der alten Internationale anschließt. Darauf folgen die ebenfalls dem allgemeinen Parteiprogramm entnommenen Sätze über die Nothwendigkeit einer besonderen Klassenpartei des Proletariats zwecks Anbahnung einer „kommunistischen Gesellschaft auf dem Wege der Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel“, sowie über die Bedeutung der Wahlaktion als eines bloßen „Propagandamittels“, da die soziale Befreiung nur aus der revolutionären Aktion hervorgehen könne.

Der eigentliche wahlagitatorische Theil des Aufrufs lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

„Da die Partei den Klassenkampf als unvermeidliche Folge der herrschenden kapitalistischen und politischen Oligarchie anerkennt, eröffnet sie den Kampf auf diesem Boden.

„Arbeiter, Angestellte, Ihr, deren Löhne mit jedem Tage sinken, während die Arbeitslosigkeit sich ausdehnt, Ihr könnt nicht dem politischen und wirthschaftlichen Kampfe der Arbeiterpartei gleichgiltig gegenüberstehen.

„Handwerker, kleine Industrielle, kleine Kaufleute, die Ihr jeden Tag in Folge des Monopols der großen Waarenhäuser in die Reihen des Proletariats hinabsinkt, Ihr müßt fortan mit diesem zusammengehen.

„Bürger aller Berufe, aller Stände, diejenigen, die nur vom Ertrag ihrer Arbeit leben, die Zukunft des gesammten Proletariats hängt davon ab, daß Ihr Euer glorreiches Arbeitskapital (Capital Travail) dem monströsen, ungerechten Geldkapital entgegensetzt.

„Anhängerin des Friedens, erklärt die Arbeiterpartei den übermäßigen Militarismus, der die zivilisirten Nationen erschöpft, für eine Schmach.

„Gegnerin der religiösen Sekten, bekämpft sie die öffentliche Ausübung des Kultus, mag dieser jüdisch, protestantisch, katholisch oder welcher immer sein; denn die Religionen haben nie etwas anderes erzeugt als Haß und Streit zwischen den Bürgern, um dann Metzeleien herbeizuführen, wie die der Albigenser, der Sankt-Bartholomäusnacht, die von gestern datirenden Metzeleien von 300000 Armeniern und die, von welchen man für morgen träumt! . . .“

Das Revolutionäre Zentralkomite (Blanquisten) stellte 16 Kandidaten auf, davon 11 in Paris nebst Bannmeile und 5 in der Provinz. Dem losen Zusammenhang dieser Organisationen entsprechend, kämpften jedoch die einzelnen Kandidaten auf eigene Faust. Mit dem gesammten Ideeninhalt der Richtung führte den Kampf nur das Haupt des Zentralkomites, Edouard Vaillant, bisheriger Abgeordneter von Paris. Vaillants Wahlaufruf gehört überhaupt zu den

radikalsten. Er beginnt mit einer scharfen Brandmarkung der klerikal-militaristischen Schilderhebung, der gegenüber er die Stellung der „sozialistisch-revolutionären Partei" wie folgt präzisirt:

„Schon in den Tagen der zäsaristischen Krise rief ich Euch mit meinen Freunden zu: Weder Opportunismus noch Boulangismus, weder Ferry noch Boulanger. Desgleichen sagte ich jüngst wiederholt: Weder Semitismus noch Antisemitismus, sondern Kampf gegen den einen und den anderen, unaufhörlichen Kampf gegen alle Bourgeois- und Reaktionsparteien.... Der Sozialismus läßt ebenso wenig den Krieg zwischen den Völkern zu, wie den Rassen- oder Religionskrieg. Er erkennt nur an, er führt nur den Krieg der Arbeiterklasse und der Revolution gegen den Kapitalismus und die Reaktion....

„Der Sozialismus und insbesondere der revolutionäre Sozialismus begnügt sich nicht mit der bloßen Veränderung der konstitutionellen Außenwerke; die Revolution, die er anstrebt, ist zugleich politischer, ökonomischer und sozialer Natur. Durch fortwährende Verbesserungen, durch seine energische Aktion, durch die Einwirkung auf die Volksmasse, auf dem Wege der Evolution und der Revolution erstrebt der Sozialismus die Zerstörung des kapitalistischen und reaktionären Regimes, des Regimes des Elends und des Lohnsystems, der Privilegien und der Klassenherrschaft....

„In der drohenden Gefahr der militaristischen und klerikalen Verschwörung appelliren wir an alle guten Bürger, um die Republik zu retten, den internationalen Frieden aufrecht zu erhalten, das Elend und die Schmach des bestehenden Regimes los zu werden. Republikaner und Freidenker, die Ihr mit uns aufrichtig eintretet für die gewerkschaftlichen Rechte und die Abschaffung aller Ausnahmegesetze, für alle Freiheiten, für die vollständige Verweltlichung der Schule, der Gemeinde und des Staates, für die Ersetzung der Komplotte und der Lasten des Militarismus durch die allgemeine Bewaffnung des Volkes zur Vertheidigung seines Territoriums und seiner Freiheiten, für die Ersetzung einer monarchisch-panamistisch-parlamentarischen Regierung durch die zivile und direkte Volksverwaltung, Volksgesetzgebung und Volksregierung — schließt Euch der sozialistischen Partei, der sozialistischen Aktion an...."

Von den sonstigen, auf einzelne Pariser Wahlkreise berechneten Aufrufen seien noch die der bisherigen Abgeordneten Gérault-Richard und Millerand hervorgehoben, welche jedoch grundsätzlicher sind als die durchschnittlichen Aufrufe der „unabhängigen" sozialistischen Kandidaten.

Gérault-Richard, Chefredakteur der „Petite République", war einer der zwei Kandidaten der selbständig existirenden „Union der sozialistischen und revolutionären Gruppen" des dreizehnten Pariser Bezirks. Der Aufruf der „Union" hält ungefähr die Mitte zwischen dem Aufruf Vaillants und dem gemäßigteren Millerands:

„Die sozialistische Partei hat .... sich nicht nur als eine Partei der Methode und des praktischen Verstandes bewährt, sondern auch als die einzige Partei, die genug Energie besitzt, um sämmtliche republikanische und demokratische Kräfte dauernd um sich zu schaaren zum Kampfe gegen die frecher denn je auftretende zäsaristische und klerikale Reaktion.

„Wie die sozialistische Kammerfraktion erklärt hat, erstrebt die sozialistische Partei, inspirirt von den Ueberlieferungen der französischen Revolution und sich der ökonomischen Entwicklung bewußt, die Ersetzung des kapitalistischen Eigenthums, welches jeden Tag das individuelle Eigenthum ruinirt und aufsaugt, durch das gesellschaftliche Eigenthum.

„Um dieses Ziel zu erreichen, proklamirt die Partei die Nothwendigkeit für das organisirte Proletariat, sich der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen — und erkennt an, daß man dem Kosmopolitismus der Großindustrie, des Großhandels und der Finanz das internationale Einvernehmen der Arbeiter entgegensetzen muß.

„Wenn aber die sozialistische Partei die Umänderung des kapitalistischen Eigenthums und die kommunistische Organisation der Produktion erstrebt, um Jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit zu sichern, so ist sie zugleich eine Partei unmittelbarer Reformen. . . .“

Millerand spricht zu seinen Wählern im Namen der „Sozialistisch-republikanischen Partei“, eine vom rechten Flügel der französischen Sozialisten vorgezogene Bezeichnung, namentlich im Gegensatz zur Bezeichnung: „Sozialistisch-revolutionäre Partei“. Die drei Punkte seines Einigungsprogramms von 1896 entwickelt Millerand wie folgt:

„Die kleinen Unternehmer, die kleinen Kaufleute, die durch die Konzentration der großen Industrie und der großen Waarenhäuser enteignet werden, die von den Spekulanten ausgeplünderten bescheidenen Rentiers, die Lohnarbeiter aller Art, die ohne einen Schatten von Garantien der Willkür der neuen Herren des industriellen, finanziellen und landwirthschaftlichen Feudalismus ausgeliefert sind, — sie werden niemals eine Verletzung des individuellen Eigenthums darin erblicken, daß die Nation jene Produktionsmittel wieder in ihre Hände zurücknimmt, die von Personen monopolisirt sind, deren hochmüthiger Reichthum nur aus der Ausraubung von Tausenden kleiner Eigenthümer entstanden ist.

„Keine Verleumdung wird den Arbeitern, den Söhnen der Revolution, die Ueberzeugung beibringen, daß es schwierig sei, mit der leidenschaftlichen Liebe zum französischen Vaterland die Rücksicht auf das Menschenthum zu vereinen, und daß sie nicht das Recht hätten, um des Weltfriedens willen der Koalition der kosmopolitischen Finanziers das internationale Einvernehmen der Arbeiter entgegenzusetzen.

„Und demjenigen, der es noch wagen sollte, gegen die sozialistisch-republikanische Partei den veralteten Vorwurf zu erheben, eine Partei der Gewalt und der Zerstörung zu sein, — welche beredtere Antwort, welchen stärkeren Beweis ihrer geordneten und gesetzlichen Aktion könnte man ihm entgegensetzen, als die gewerkschaftliche Bewegung, durch welche die Arbeiter-Glashütte (von Albi) ins Leben gerufen und am Leben erhalten wurde, als die politische Bewegung, welche gerade in dieser Stunde in nahezu dreihundert Wahlkreisen dem allgemeinen Stimmrecht das sozialpolitische Programm unterbreitet. . . .“

Als unmittelbares parlamentarisches Reformprogramm empfiehlt Millerand mit sämmtlichen sozialistischen und vielen linksradikalen Kandidaten namentlich die Verkürzung der militärischen Dienstzeit unter der Fahne auf zwei Jahre und die allgemeine Altersversicherung, welcher eine gründliche Steuerreform, progressive Einkommens- und Erbschaftssteuer, die Mittel liefern soll. (Schluß folgt.)

Bücher vom letzten Jahre.

Eine kritische Plauderei von **Otto Ernst**.

(Schluß.)

In Berlin giebt es eine ausgezeichnete Bühne mit vielen hervorragenden Schauspielern: das „Deutsche Theater“. Die Schauspieler sind so vortrefflich, daß sie oft dem schwächsten Stücke zu einem Erfolg verhelfen, zu einem Augenblickserfolg natürlich; denn dauernde Erfolge können so natürlich nicht erzielt werden. Außerdem giebt es in Berlin eine vielblätterige Presse, der die übrigen deutschen Blätter Vieles nachdrucken. Und schließlich geht, wie überall, so auch von Berlin aus ein geduldiger Telegraph. Berlin strebt in Literatur und Theater nach einer zentralen Gewalt; bis zu einem gewissen Grade übt es sie schon. So konnte es geschehen, daß, als der Telegraph den großen Erfolg der

„Mutter Erde“ von Halbe meldete, ein großer Theil Deutschlands die Meinung faßte, man habe es mit einer bedeutenden Dichtung zu thun. Ich habe mir bald darauf in Berlin sagen lassen, daß von einem ernstlichen, nachhaltigen Erfolg gar keine Rede sein könne. Das überraschte mich nicht; es sind von Berlin aus auch auf dem Gebiet der Buchliteratur schon viele Erfolge berichtet worden, die vierzehn Tage bis drei Wochen vorhielten. Außer den guten Schauspielern giebt es in Berlin ein paar besonders geniale Regisseure, die die erbarmungswürdigste Hohlheit für einen Abend zu strotzenden Formen aufzupuffen wissen. Nach meiner Meinung soll aber eine Bühnendichtung nicht nur mit exzellenten, sondern auch mit mittelmäßigen Schauspielern bestehen können, ja, was ein rechtes Drama ist, soll durch schlechte Schauspieler gar nicht umzubringen sein. Der Teufel hole den Dichter, der nur ein Geschöpf der Schauspieler ist. Ich will ja nicht sagen, daß nicht doch einmal eine wirkliche Dichtung in Grund und Boden gespielt werden könne; aber es wird bald ans Licht kommen, wer der Stärkere war: der Dichter oder der Regisseur. Der Dichter soll der Stärkere sein, das ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Sonst soll er nicht behaupten, ein produktiver Geist zu sein.

Oskar Leie hat sehr treffend bemerkt, daß die Grundidee der „Mutter Erde“ ein echt poetischer Griff sei, daß die dichterische Kraft aber für die Ausführung dieser Idee versagt habe. Das ganze Stück macht mir einen überaus unerquicklichen Eindruck; denn ich sehe überall krampfhafte Anläufe, die Idee des Stückes zu verkörpern, und es gelingt nirgends. Ich glaube nicht, daß mir Jemand eine Stelle bezeichnen könnte, wo die allgewaltig umarmende Kraft des Heimathsgefühles sich hinreißend, überwältigend offenbarte. Wer dieses Gefühl in eigener Seele, am eigenen Leibe gefühlt hat, der muß doch wahrhaftig wissen, daß es süßer, weicher, berauschender und trostreicher umarmen kann als ein Weib und eine Mutter, daß es furchtbarer, grausamer seine Pranken ins Herz schlagen kann als eine Bestie. Die Volkspoesie hat keine ergreifenderen Lieder gesungen als die vom Deserteur, den das Heimweh nach Hause zog. Nun mußten aus allen Winkeln des Saales und des beschneiten Waldes die Arme hervorwachsen, die dem Helden winken, ihn locken, ihn umwinden, umklammern. Es fehlt überall das anheimelnde, rührende, bestrickende, körperliche Detail der Poesie, das doch nicht ermüdend wirkt, sondern auch wieder im Einzelnen seine Reize hat. Der Kronleuchter, der Napfkuchen und die paar beschneiten Zweige, die man durchs Fenster sieht — das reicht wahrhaftig nicht. Der Brummtopf im vorletzten Akt ist schon eine bessere Idee. Der ganze Stoff des Dramas ist ja eigentlich ein novellistischer. Es ist ja das hartnäckige Streben vieler Modernen, Novelle und Lyrik auf die Bühne, auf unsere heutige Bühne zu bringen. Für ein Theater mit fünfzig Zuschauern mag das gehen, für eines mit fünfzehnhundert oder zweitausend gelingt es höchstens einem Hauptmann, wie man denn überhaupt niemals im Voraus sagen kann, was einem solchen Ausnahmetalent gelingen könne und was nicht. Sein „Hannele“, seine herrlichste Schöpfung, ist ja eigentlich nur ein lyrisches Gedicht. Wie eintönig und langweilig hätte dieser Traum eines sterbenden Kindes auf der Bühne werden können. Und nun betrachte man diesen verschwenderischen Reichthum an immer wechselndem Detail, diese lebensfrische konkrete Fülle, die aus einer unerschöpflichen Dichterphantasie quillt! Der ganze Pfad, den das träumende Mädchen wandelt, ist mit vollblättrigen dichterischen Blumen bestreut.

Das Halbesche Stück ist kein Heimathsdrama, sondern ein Ehedrama, und zwar ein schwaches, geworden. Das ist gar keine Mutter Erde, das ist eine

Mutter Venus! Ich will nicht auf alle sonstigen Mängel eingehen; ich will ja auch den Leser zur Lektüre verlocken. Und so bitte ich denn, das Stück wegen der zwei Liebesszenen im zweiten und im letzten Akt zu lesen: die sind wirklich schön.

Halbe gehört zu jenen namentlich von Berlin aus creirten und lancirten Dichtern, die bekannter sind, als sie verdienen. Da sind in Berlin so einige gutmüthige Reklamebureaus, die von einem Gerhart Hauptmann sogar in die Zeitung bringen, wann er Sekt getrunken hat. Nun giebt es aber auch eine andere Sorte von Dichtern, die sind mehr verdienstvoll als bekannt, und zu diesen gehört ein moderner Lyriker ersten Ranges, mit Namen Ferdinand Avenarius. Er wohnt in Dresden und giebt dort eine vortreffliche kritische Zeitschrift heraus: ich meine den „Kunstwart", eine Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Ich habe schon vor Jahren auf das echte lyrische Gold in seiner Dichtung „Lebe!" hingewiesen; ich thue es wieder mit besonderem Nachdruck bei seiner kürzlich erschienenen Gedichtsammlung „Stimmen und Bilder". Das ist ein sehr richtiger Titel; es sind zum größten Theile nicht Lieder, sondern nur Stimmen, nicht Geschichten, sondern nur Bilder, aber Stimmen, wie sie aus den geheimsten Waldgründen und von den verschwiegensten Berghängen herklingen, Bilder, wie sie im zartesten Wolkenflimmer und im schwärzesten Nachtdunkel sichtbar werden. Stimmen und Bilder, die uns fühlenden Herzen längst vertraut sind, für die wir aber doch noch keinen Ausdruck wußten. Das ist ja eigentlich das Streben aller Kunst, das was sich eigentlich nicht ausdrücken läßt, nun doch durch Laute oder Bilder auszudrücken. Man hätt' es allgemein nicht für möglich gehalten, und eines Tages zeigt uns der Künstler: Seht ihr? Es war doch möglich! Freilich, ganz gelingt's keinem. Avenarius ist es in seltenem Maße gelungen, das Flüchtigste einzufangen, das sich einfangen läßt. Ja, bei seinem nacheilenden Jagen, bei seinem immer weiterdringenden Suchen hat er eines Nachts über die Grenze gesehen, über die Grenze, die das Reich der Träume und Phantasien vom Reich des Wahnsinns trennt, jene Grenze, an der dem schwärmenden Dichtergeiste eine dunkle Stimme ein „Halt!" zuruft.

„Zum Lachen halb und halb zum Graun,
Gesellen, seid ihr anzuschaun —
Urgeister seid ihr, tags entthront,
Betet ihr heidnisch Nachts zum Mond!
Ein Fremdling, schreit' ich dazwischen hin,
Weiß nicht, was das soll, weiß nicht, wo ich bin,
Unheimlich wird mir's schier zu Muth —
Fürwitziges Seelchen, sei auf der Hut!"

Ein paar (nach meinem Gefühl) besonders feine Stücke der Sammlung will ich hier noch anführen.

Abend.

Kommt von fern heran die Nacht,
Hält der Tag noch schimmernd Wacht,
Grüßt vom Berge mit der Hand
Zu ihr übers müde Land.

„Breite nun die Decken aus,
Schlafen laß die Erde aus:
Lebensglühn und Freudesprühn —
Schwester, war das heut' ein Blühn!

„Mittlerweil vom Sternenraum
Streu' ich auf euch Traum auf Traum,
Traum auf Traum, mit Licht durchtränkt,
Daß ihr mein im Schlaf gedenkt."

Hirschröhren.

Mondennacht
Ueber den Bergwäldern weit
Durch den Nebel streift
Dünner Regen
Und Wind, wie vom Sterbenden
Der Odem pfeift.

Plötzlich stöhnt's —
Das ist der Hirsch, der röhrt! —
Stöhnt die Leidenschaft
Und schreit.
Da erwacht
Im Widerhallen
An den Hängen allen,
In allen den Dunkeln das Todte
Und rafft
Sich auf und fragt
In die Nacht
Und klagt
Und erschlafft.

†.

Stand er dir nah'? Kaum. Dann und wann,
Wenn ihr euch traft, spracht ihr euch an.
Er war ein Ich, und war ein Mann.
Nun ist er todt. Geht's dich was an?

Du merkst es nicht, es ist doch so,
Du weißt es nicht, doch macht's dich froh:
Ununterbrochen ins Kämmerlein
Von allen Seiten tönt 's Leben herein.
Ganz leis von den Wänden widerhallt's
Und heimlich um dein Treiben schallt's,
Durch deine Arbeit, ernst oder heiter,
Summen die zarten Klänge weiter,
Daß, ohne daß du bewußt sie vernimmst,
Du all dein Thun zu ihnen stimmst.
Auf einmal im großen Kreise ringsum
An einer einzigen Stelle wird's stumm.
Da horchst du auf. Nein, es bleibt still,
An diesem Stellchen da bleibt's nun still.
Das große Summen in seiner Fülle
Tönt weiter, du hörst die eine Stille.

Und auch so ein Dichter, dessen Verdienst größer ist als sein Ruhm, ist Gustav Falke. Von ihm ist eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel „Neue Fahrt“ erschienen. In gewissem Sinne stimmt der Titel; jedes wirklich neue Gedicht ist ja eine Fahrt zu neuen Küsten. Aber es ist das alte, sichere, schlankgebaute Schiff und der alte Kapitän mit dem ruhigen, durchdringenden Auge. Falke hat einmal die Momente seines Wesens sehr gut gekennzeichnet, als er eine Gedichtsammlung „Tanz und Andacht“ nannte. Er ist unter den modernen Lyrikern der andächtigste Beter vor dem Altar der Schönheit und der eleganteste Tänzer. In seinen Rhythmen lebt noch das Gefühl dafür, daß der Tanz eine gottesdienstliche Handlung sein kann. Ich möchte zwei Proben geben, die das Wesen Falkes illustriren.

Der Beter.

Der wache Wald begrüßt den stillen Strand
Mit erstem Vogelruf. Die Morgenwelle
Wäscht blanke Kiesel, spielt mit weißen Muscheln.
Kein Laut ringsum, der den Gebeugten stört,
Den Hingebeugten, der den braunen Nacken
Anbetend neigt, bis in den Sand die Stirn.
Und strahlend kommt der Tag her übers Wasser,
Die Wellen hüpfen unter seinem Schritt
Und leuchten. Sanft erglühn die strengen Wipfel
Des schwarzen Haines und erschauern leis.

Ein heller Schrei. Vom höchsten Eichenast
Löst sich ein Kranich, schweren, breiten Fluges
Und steuert meerwärts! Seine Schwingen leuchten,
Die Wellen leuchten, die bewegten Wipfel,
Der braune Leib. Und Schweigen rings, kein Laut.
Nur Licht und Glanz, nur Licht und Glanz.

Nachtwandler.

Trommler, laß dein Kalbfell klingen,
Und, Trompeter, blas darein,
Daß sie aus den Betten springen,
Mordio Michel, Mordio! schrei'n.
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen rings herum.

Und so geh' ich durch die hellen,
Mondeshellen Gassen hin,
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
Links Luischen, rechts Marie,
Und voran die Musici.

Aber sind wir bei dem Hause,
Das ich euch bezeichnet hab',
Macht gefälligst eine Pause
Und seid schweigsam wie das Grab!
Scht und hm, scht und hm,
Sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette
Wohnt in diesem kleinen Haus,
Lärmen die wir aus dem Bette,
Kratzt sie uns die Augen aus.
Scht und hm, scht und hm,
Sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten!
Die Gefahr droht nun nicht mehr;
Trommelt alle alten Tanten
Wieder an die Fenster her!
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen rings herum.

Ja, so geh' ich durch die hellen,
Mondeshellen Gassen hin,
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
Links Luischen, rechts Marie,
Und voran die Musici.

Als letztes in der heutigen Reihe sei nur noch ein sehr lustiges Buch genannt. Es ist „Der Kraft-Mayr". Ein humoristischer Musikanten-Roman. Dem Andenken Franz Liszts gewidmet von Ernst von Wolzogen. Das ist der größte Vorzug des Romans, daß er voll echter Lustigkeit ist, voll Künstlerlustigkeit, die zwar gewisse Moralgesetze auch sehr lustig, die aber dafür die Moral, das heißt die Verpflichtung, gegen seine Mitmenschen kameradschaftlich zu handeln, stillschweigend und selbstverständlich-ernst nimmt. Gentleman oder Gentlewoman sein, d. h. immer unter dem Drange und dem Verlangen nach dem Edlen handeln, das ist diesen Menschen ein höheres Ideal, als ein Tugendathlet sein nach allen Regeln eines ausgearbeiteten, stabilen und sterilen Sittenkodex. Im Mittelpunkt des Romans steht die große und ehrwürdige Gestalt Franz Liszts, und der Dichter hat es verstanden, viel Sonnenlicht auf diesem weißen Haupte zu sammeln und von ihm ausströmen zu lassen. Der eigentliche Held, Florian Mayer, ist ein ungelenker, saugrober Bayer, ein herrlicher, seelensguter Kerl, ein ausgezeichneter Pianist mit Undezimenpratzen, und des großen Meisters Liebling.

Um von der humorvollen, „geschlanken" Schreibweise Wolzogens und von seinen gesunden Anschauungen eine Probe zu geben, will ich im Auszug die Rede des Barons von Ried (eines Schriftstellers) hierhersetzen.

„Wissen Sie, ich hasse eigentlich die Musik", sagte der Baron im Laufe der Unterhaltung, „weil sie alles absorbirt, was die große Menge sonst für ernste Kunst vielleicht noch übrig hätte. Was sich heute zu den gebildeten Ständen zählt, das verbraucht so viel Nervenkraft und Gehirnschmalz in seiner fieberhaften Erwerbsthätigkeit, daß es sich beim Kunstgenuß, wenn es überhaupt ein Bedürfniß darnach hat, nicht mehr geistig anstrengen mag. Daher kümmern sich so wenig Leute um unsere Literatur. Wir alle, die wir in der Zeit stehen und nicht mehr mit alten Puppen spielen, wir alle mühen uns so ernsthaft ab, die großen Fragen anzupacken,

den modernen Menschen, dieses mit Haut bekleidete Nervenbündel, zu gestalten — als abschreckendes Beispiel —, um die Sitten zu verbessern, und ich weiß nicht, was alles. Wir sind fanatische Fastenprediger, Tuifelemaler und Lichtaufstecker — aber das liebe Publikum lauft nicht in unsere Kirche, mag von unseren Teufeleien nichts wissen und beschattet sich vor unseren Kerzen die Augen mit beiden Händen. Nur nicht sehen, nur nicht nachdenken müssen! Bei Worten muß man aber immer denken. Darum fort mit der Wortkunst! Nun liegen sie alle vor der Tonkunst auf den Bäuchen. Wie wonnig die das Denken einwiegt: Wagalaweia! Wie sie die schlummernden Gefühle aus der Brust des trägsten Verdauungssimpels hervorlockt: Hojotoho! Wie sie so milde und lieblich lallt — man kann sich zur Noth dabei noch etwas denken, aber es geht auch so — Weiala walala weia! Seufzen und Juchzen, das sind die Grundelemente der Musik. Viel weiter reicht ihre absolute Deutlichkeit nicht — also eine Lyrik, die nur noch aus Ausrufzeichen und Gedankenstrichen besteht. Unsere neueste Tonkunst versteht sich freilich auch auf die Schilderung; aber es sind schließlich doch immer wieder dieselben einfachen Elementarereignisse, die sie gemeinfaßlich darzustellen weiß: Gewitter und Sturm, Waldesrauschen und sonst noch ein paar allgemeine Naturstimmungen. Aber im Uebrigen ist alles — Wagalaweia, Gefühlsurbrei. Wagalaweia sollten wir eigentlich über die Thore all unserer Musikinstitute schreiben. Wagalaweia wäre auch die treffendste Verdeutschung für das Fremdwort Musik. Nur das Wort vermag dem Urschleim der Töne das Knochengerüst zu verleihen, durch den er Gestalt gewinnt; aber wo die Knochen nicht sehr hart sind, wie beim Meister Wagner, da werden sie von den Tönen in tückischer Umschleimung zerweicht, zermürbt und ersäuft. Eine Qualle ist die Musik — sie läßt sich treiben von den Wellen und schimmert in herrlicher Farbenpracht, den Sinnen ein Wohlgefallen; aber im Grunde nur eine wabbeliche Unbegreiflichkeit — ein gestaltloses Verdauungsorgan, das unersättlich alles Lebendige in seine schleimige Umarmung zieht und ihm seines Wesens genießbaren Kern aussaugt. Musik — Wasserpest — Wagalaweia!" — —

„Und was glauben Sie wohl", fuhr er eifrig fort, „was unsere oberen Zehntausend in die Konzertsäle treibt? Was läßt sie alte uud neue, große und kleine Kunst, nichtiges Virtuosengetändel wie die Offenbarungen großer Meister mit der gleichen Behaglichkeit in sich aufnehmen? Die Bequemlichkeit des Genusses, behaupte ich — man braucht nicht dabei zu denken —, das ist's, was ihnen die Musik so angenehm macht. Sie wird einfach als ein Nervenstimulanz empfunden, wie Thee, Kaffee und Tabak. Und dann läßt sich so leicht darüber klug schwätzen. Gedanken über Musik sind kaum zu kontrolliren, darum kann auch der gedankenlose Geist heucheln, wenn er über Musik spricht. Und dann ferner: die Person des ausübenden Künstlers tritt dabei so sehr in den Vordergrund. Das ist's, was besonders die Weiber so wild auf die Musik macht, die vergessen fast immer das Werk über den betreffenden Solisten oder dem Kapellmeister, der's vorführt. Und da der Kunst gegenüber, bei uns in Deutschland zumal, die Männer noch weibischer als die Weiber zu empfinden pflegen, so steht der Eitelkeitsmarkt in der Musik in höchster Blüthe. Und noch eins, bitte: das zur Schau getragene Interesse für Musik kann niemals kompromittiren. Man darf sogar für Wagner schwärmen und dabei einen Vetter bei der Garde und einen Onkel im Ministerium haben! Man kann doch nicht leugnen, daß die ungeheuren sozialen Gegensätze unserer Zeit bei allen denen, die sich gegenwärtig noch im Besitze befinden, eine Angst vor dem Freiwerden neuer Kräfte erzeugt haben, die dazu geführt hat, daß alle diese Besitzenden stillschweigend einen Ring gebildet haben zur Abwehr des freien Denkens — man weiß ganz gut, daß, wer damit einmal anfängt, leicht zu unliebsamen Folgerungen kommt. Eine lebendige moderne Literatur kann aber an solchen Folgerungen gar nicht vorbei, die ehrliche Wissenschaft ebenso wenig, und sogar die bildenden Künste lassen sich leicht anstecken vom revolutionären Geist. Mit solcher Kunst und solcher Wissenschaft wollen aber natürlich fromme Unterthanen und vorsichtige Streber nichts zu thun haben, darum suchen sie ihre geistige Erholung in der Musik, die beim besten Willen

nicht politisch werden kann. Unsere ganze nervenschwache, entmannte, denkfaule, ängstliche Gesellschaft befriedigt ihr bischen Kunstbedürfniß in der Musik. Und dazu kommen noch die Starken, denen sie wirklich Freude und Bedürfniß ist — ein groß' Publikum, wahrhaftig! Die Starken genießen sie mit Auswahl und gewinnen durch sie einen Zuwachs an Kraft, die Schwächlichen jedoch, die Massen der Konzertläufer, schlingen sie unterschiedslos hinunter, wie die Abonnenten eines Journalzirkels ihr Lesefutter, und denen, behaupte ich, verwässert sie das bischen Blut und verschleimt sie das bischen Gehirn, das sie sich etwa bewahrt haben, auch noch. Dieser Musikgenuß ist einfach eine Kulturkrankheit, wie die Bleichsucht unserer jungen Damen und die Neurasthenie unserer geistig arbeitenden Männer. Ich schlage vor, daß wir die Krankheit Wagalaweia benamsen."

Dies ist ein gutes, fröhliches Buch, und es ist auch etwas Neues darin: etwas von dem starken, milden Geiste, der lieber den Mitmenschen begreifen als ihn verdammen will. Und neue Philosophie und neuer Kunstgeist ist in Avenarius und Falke, in Hirschfeld und Bahr und in dem alten Spielhagen: das Neue und Junge ist darin, das uns alle so froh macht. Mag's uns auch oft schlecht gehen: wir wissen's ja doch: es baut sich ja doch im Stillen eine neue Welt und eine neue Kunst. Ein Breslauer Literaturprofessor und öffentlicher Meinungskoch, dessen Verdienste darin bestehen, daß er für achtzig Pfennig Literaturgeschichte gemacht hat, meint freilich noch, daß es mit den Modernen gar nichts auf sich habe. Soll er bei diesem Glauben bleiben, bis er pensionirt wird, und dann ein schreckliches Erwachen haben! Möglich, daß die neue Kunst noch nichts Unvergängliches geschaffen hat. Wir Menschen sind freilich sehr weitsichtige Geschöpfe, d. h. wir sehen nie das, was uns vor der Nase steht. Aber möglich, daß noch kein Werk aus unserer Mitte emporgewachsen ist, aere perennius, dauernder als Erz. Aber das fühlen wir alle, daß wir noch wachsen, daß wir noch junge Kraft haben. Unter dem Namen der Jugend, unter dem Feldgeschrei der Jugend sammeln wir uns am liebsten. Wir haben einen schweren Kampf zu kämpfen gegen blöden Weisheitsdünkel und gleichgiltigen Stumpfsinn, und wir hätten diesen Kampf nicht schon so weit durchgefochten und könnten ihn nicht weiter kämpfen, wenn wir nicht in uns die sichere Hoffnung der wachsenden Kraft trügen. Wir wissen, daß wir um die Zeit der Wintersonnenwende leben. Harter Frost und wilde Stürme werden noch kommen und von der großen, allgemeinen, sonnigen Blüthe sind wir noch weit entfernt. Aber das Eine wissen wir: mit unseren Hoffnungen steigt die Sonne; es geht vorwärts und kann nicht mehr zurückgehen. Wir träumen von einer neuen Ordnung der menschlichen Dinge, von einer neuen Kunst und von einem glücklichen deutschen Volke, das seine Kunst schon von Kindheit an genießt. Noch mit manchen knasterbärtigen Winterdämonen werden wir zu ringen haben, noch manche Strecke werden wir durch Nebel, Schlamm und Regen waten. Aber unsere Träume durchleuchtet ein sicheres, wachsendes Licht: das Bewußtsein, daß es vorwärts geht und nicht mehr zurückgehen kann. Ich möchte meine Leser nicht mit überschwänglichen Hoffnungen auf die von mir empfohlenen Bücher erfüllen. Es ist gewiß noch manches darin, das ihnen nicht genügt und nicht genügen kann. Aber wenn sie diese Bücher mit offenem Geist und Herzen lesen, so werden sie merken, daß der Saft schon in die Bäume gestiegen ist. Mag auch die Nacht, die jahrzehntelang auf unserem Kunstleben lag und die einzelne Sterne nicht zum Tage machen konnten, mag sie auch noch nicht gewichen sein: sie ist geweiht durch das erste Licht eines neuen Morgens.

Die Wahlen in Belgien.

Von Emil Vandervelde.

„In Belgien ist nichts verändert; es giebt nur einen klerikalen Deputirten mehr", sagte am Tage nach der Stichwahl vom 29. Mai eine Bourgeoiszeitung in Anwendung eines berühmten Ausspruchs.

Im Senat gleichen sich die Verluste der Liberalen und der Klerikalen thatsächlich aus. Die Repräsentantenkammer aber bestand vor der eben vollzogenen Halberneuerung aus 111 Klerikalen, 12 Liberalen und Radikalen und 29 Sozialisten. Heute zählt man 112 Klerikale, 12 Radikale, 28 Sozialisten. Wenn indessen der Bestand der parlamentarischen Fraktionen auch kaum verändert ist, wenn alles von diesem Gesichtspunkt aus sich auf den Gewinn eines Sitzes für die Regierung beschränkt, so wird man sich dennoch hüten müssen, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Masse der Wähler in vier Jahren keine tiefgehende Wandlung erfahren hätte.

Nach der revidirten Verfassung werden die Deputirten auf vier Jahre gewählt; jedes zweite Jahr scheidet eine Hälfte aus. 1894 fanden in Folge der Verfassungsrevision in allen Wahlkreisen des Landes die Wahlen zu gleicher Zeit statt. Damals vertheilte sich die Gesammtheit der abgegebenen Stimmen wie folgt: Sozialisten 334 500, Liberale 544 237, Klerikale 943 825, Christliche Demokraten 23 000.

Addirt man die Resultate der beiden theilweisen Neuwahlen von 1896 und 1898, so findet man heute, daß die Lage der verschiedenen Parteien sich radikal verändert hat:

	Sozialisten	Liberale	Klerikale	Christl. Demokraten
1896	210 609	179 017	450 952	22 058
1898	323 715	182 290	397 095	36 926
Total	534 324	361 307	848 047	58 984
Ergiebt	+ 199 824	— 182 980	— 96 779	+ 35 984

Aus der Vergleichung dieser Zahlen ergiebt sich, daß erstens die Sozialisten in vier Jahren nahezu 200 000 Stimmen gewonnen haben. Ihr Wahlkontingent repräsentirt mehr als ein Viertel der abgegebenen Stimmen. Es muß indessen bemerkt werden, daß unter den 500 000 als sozialistisch gerechneten Stimmen diejenigen der Radikalen sich befinden, die mit der Arbeiterpartei ein Bündniß geschlossen haben. Die Zahl derselben kann auf höchstens 50 000 geschätzt werden.

Zweitens sind den Liberalen, die schon nicht mehr viel zu verlieren hatten, 182 980 Stimmen verloren gegangen. Sie waren, gleich nach der Revision, etwa 20 in der Kammer. Drei bis vier davon — „rari nantes in gurgite vasto" — vertraten dort speziell die ehemalige doktrinäre Partei. Die jetzt noch Uebriggebliebenen sind Radikale, deren Stimmen in der Kammer mit den sozialistischen zusammenfallen.

Drittens haben die Klerikalen, welchen einerseits von den Sozialisten, andererseits von den Christlichen Demokraten Abbruch gethan wird, nicht mehr die Majorität in der Wählermasse. Es haben Liberale und Sozialisten in der That — trotz der für die Konservativen so vortheilhaften Pluralstimmen — in den Jahren 1896 bis 1898 895 631 Stimmen erhalten, gegen 848 047 für die Klerikalen abgegebenen. Dies ergiebt, die christlich-demokratischen Stimmen nicht mitgezählt, eine Majorität von mehr als 47 000 Stimmen gegen die Regierung.

Trotz alledem nimmt bei jeder Wahl die **parlamentarische** Regierungsmajorität zu: 57 Stimmen 1894, 70 im Jahre 1896, 72 im Jahre 1898. In demselben Maße, wie die klerikale Partei zurückweicht, vermehrt sich die Zahl ihrer Abgeordneten in Folge der Stichwahlen. Die liberalen Bürger, die im ersten Wahlgang den Koloß aus Haß gegen die Pfaffenkappe erschüttern, stützen ihn im zweiten wieder aus Angst vor der phrygischen Mütze. Auf diese Weise wurden bei den Wahlen 1896 24 Klerikale in der Stichwahl gegen Sozialisten durch diejenigen liberalen Stimmen wiedergewählt, die sie acht Tage vorher zu Fall gebracht hatten. Dieses Jahr konnte man wieder dieselbe Erscheinung beobachten: die vier sozialistischen Deputirten in Verviers, welche am 22. Mai 2000 Stimmen mehr als im Jahre 1894 bekommen hatten, wurden am 29. von der klerikal-liberalen Koalition erdrückt. Dagegen haben wir dadurch, daß eine gewisse Anzahl Radikaler sich mit uns vereinigte, drei Sitze in den Wahlkreisen Thuin und Huy gewonnen.

Alles in Allem genommen, darf man trotz des imposanten Scheines einer sich auf mehr als zwei Drittel der nationalen Vertretung stützenden klerikalen Regierung nicht im Entferntesten glauben, daß wir in einer vollkommenen Theokratie leben und daß Belgien, dies Paradies des Liberalismus, sich seit einigen fünfzehn Jahren in ein großes Kapuzinerkloster verwandelt hätte.

So fanatisch unsere Klerikalen auch sein können, sie dürfen doch unmöglich vergessen, daß sie im Lande eine Minorität bilden und daß sie ihr Uebergewicht im Parlament nur aus dem doppelten und dreifachen Stimmrecht der Bourgeoisie und aus der Unterstützung der größeren Hälfte der Liberalen bei der Stichwahl ziehen. Daher unterscheidet sich auch ihre Politik viel weniger, als man annehmen sollte, von derjenigen der französischen Opportunisten seit der Aera des „neuen Geistes“. In Frankreich müssen die Republikaner der Partei des Herrn Meline mit den Klerikalen rechnen; in Belgien müssen die Klerikalen mit den konservativen Liberalen rechnen; aber im Grunde ist es hier wie dort das Bündniß der Geldsäcke, welches regiert, mit Unterstützung der ländlichen Bevölkerung und gegen das industrielle Proletariat.

Je mehr aber der Schwerpunkt der Parteien sich verschiebt und die früheren Klassifikationen an Wichtigkeit verlieren, je mehr die Kapitalisten, Klerikale und Freimaurer, sich nähern und gegenseitig entgegenkommen, lösen sich die proletarischen Elemente unserer beiden historischen Parteien mehr und mehr von ihnen los.

In bestimmten Kreisen Walloniens und namentlich in der Hesbaye, die ihre Kornfelder und Rübenländereien um die Kohlenbecken herum ausbreitet, durch ganz Mittelbelgien hindurch, vereinigen schon der größte Theil des Landproletariats und eine große Anzahl von Kleinbauern ihre Wahlstimmen mit denen des Industrieproletariats. Dem durch fortwährende Agitation bearbeiteten platten Lande verdanken wir zum sehr großen Theile die Zunahme unserer Stimmen seit vier Jahren. Deshalb dürfen wir wohl mit Recht hoffen, daß in sehr naher Zukunft die letzten klerikalen Deputirten, die ihre Wahl nur der liberalen Bourgeoisie verdanken, aus den industriellen Provinzen des wallonischen Landes verschwinden werden.

In der flandrischen Region, wo die Klerikalen die Oberherrschaft haben, wird sich die politische Entwicklung viel langsamer vollziehen. In dem ganzen Landestheil, der die Hälfte von Brabant, die beiden Flandern, Limburg und die Provinz Antwerpen umfaßt, giebt es keinen einzigen Abgeordneten der Opposition.

Aber selbst hier zeigen sich schon bedeutsame Symptome des Zerfalls in den alten Parteien.

Werden die wallonischen Liberalen von den rothen Sozialisten verschlungen, so werden die flandrischen Klerikalen von den Christlichen Demokraten bedroht, denen sie den Namen: „Grüne Sozialisten“ geben.

Im Jahre 1894, im Kreise Aloſt, gelang es der zum ersten Mal hervortretenden „Christene Volkspartij“ einen demokratischen Priester, den Abbé Daens, wählen zu lassen, der mit großer Energie die Interessen der Arbeiter und der flandrischen Kleinbauern während der letzten Legislaturperiode vertreten hat.

Da die Konservativen einsahen, daß sie ihn nicht besiegen konnten, zwangen sie ihn, zu schweigen: der Bischof von Gent untersagte ihm die Erneuerung seines Mandats. Abbé Daens gehorchte; aber diejenigen, welche sich mit der Hoffnung getragen hatten, dem Daenismus ein Ende zu machen, müssen sich heute davon überzeugen, daß sie sich schwer geirrt haben. In der That zeigt sich das Anschwellen der Demokratie in ganz Flandern und die Unzufriedenheit mit dem offiziellen Klerikalismus bricht hervor.

Bei den letzten Wahlen sind dissentirende, mehr oder weniger demokratisch gefärbte Katholiken, überall wo sie ihre Kandidaten gegen andere Deputirte aufgestellt haben, mit erdrückenden Majoritäten gewählt worden. Im Wahlkreise Saint Nicolas zum Beispiel kamen die vier klerikalen Abgeordneten in Stichwahl mit zwei Sozialisten, während ein Kleinbauer, der kaum schreiben konnte, und kein Wort französisch wußte, beim ersten Wahlgang mit kolossaler Mehrheit durchkam. In Termonde errang der in Stichwahl mit einem Christlichen Demokraten gekommene Ackerbauminister nur durch skandalöse Wahlmanöver und die Unterstützung der Liberalkonservativen den Sieg im zweiten Wahlgang. Aber besonders in Alost und Gent zeigten sich zwischen den verschiedenen Oppositionsparteien Annäherungsversuche, die der Wahlschlacht ein hervorragendes Interesse für die Zukunft verleihen.

In diesen beiden Kreisen hatten nämlich die Genter Sozialisten, von anderen Föderationen aus Flandern unterstützt, eine neue Taktik anempfohlen und gegen ziemlich lebhafte Angriffe im Schoße der Partei vertheidigt: ein Kartell sämmtlicher Oppositionsparteien zu dem ausschließlichen Zwecke, einfach und allein dem allgemeinen Wahlrecht, sowie der Vertretung der Minoritäten zum Siege zu verhelfen.

Der zu Ostern in Verviers tagende Kongreß der Arbeiterpartei erklärte, daß diese Taktik den allgemeinen Grundsätzen der Partei nicht zuwiderliefe, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, daß an alle Oppositionsparteien, welcher Art sie auch seien, appellirt würde. Auch sollten von allen Zugehörigen des Kartells genaue und bestimmte Verpflichtungen im Punkte des allgemeinen Wahlrechts und der sofortigen Verfassungsrevision verlangt werden.

Dadurch wurden die doktrinären Liberalen, die nun isolirt blieben, bei Seite geschoben und den Christlichen Demokraten die Thore geöffnet, oder vielmehr denjenigen unter ihnen, die man „Wilde“, „Schismokraten“ oder „grüne Sozialisten“ nennt, um sie von jenen Christlichen Demokraten zu unterscheiden, die von den Konservativen zahm und dienstbar gemacht worden sind.

Uebrigens wurde dies Entgegenkommen nicht erwidert. Die Leute von der „Christene Volkspartij“ zogen es vor, allein mit Theillisten zu kämpfen, da sie sonst fürchten mußten, die katholischen Bauern, die das Gros ihrer Truppen bilden, sich zu entfremden. Kurz, das Kartell beschränkte sich auf einen Bund zwischen den Sozialisten und den radikalsten der Liberalen.

In Gent, wo die Klerikalen gegen vier Oppositionslisten (Kartell, Liberale, Christliche Demokraten und Kaufleute) kämpften, siegte die Regierungsliste, aber mit sehr geringer Majorität.

In Alost, wo Christliche Demokraten, Liberale und Sozialisten Theillisten aufstellten und sich gegenseitig stützten, siegten ebenfalls die Klerikalen, dank der Abwesenheit von mehreren tausend Arbeitern, die während der guten Jahreszeit in der Fremde arbeiten. Gerade das hatte man auch bezweckt und um diese „Landgänger“ loszuwerden, hat man die zuerst für Oktober bestimmten Wahlen auf Ende Mai verlegt.

Alles in Allem genommen fährt der schwarze Flecken des Klerikalismus fort, die flamländische Hälfte des Landes zu entstellen; in den Provinzen Lüttich und Hennegau dominiren die Sozialisten, im übrigen Wallonien (Namur und Luxemburg) theilen sich die verschiedenen Parteien in die Vertretung.

Bei den diesjährigen Wahlen hatten wir alles zu verlieren und recht wenig zu gewinnen.

In den wallonischen Provinzen standen sämmtliche Sozialisten, mit einer Ausnahme, zur Neuwahl: wir haben vier Sitze verloren, aber drei gewonnen.

In den flandrischen Provinzen waren alle ausscheidenden Deputirten katholisch; drei bis vier derselben sind dissentirenden Katholiken gewichen, die Sozialisten haben großen Stimmenzuwachs gehabt, die Christlichen Demokraten haben bedeutende Fortschritte gemacht; allein wenn auch für den offiziellen Klerikalismus die Götterdämmerung beginnt, so wird es doch noch langer Jahre bedürfen, bis die ökonomisch und gesellschaftlich rückständige flamländische Bevölkerung entschieden in die Bahnen des Sozialismus einlenken wird. Die nächste Zukunft gehört in Flandern vielmehr der Demokratie, genauer der christlichen Demagogie. Es versteht sich von selbst, daß die Propaganda der „Christene Volkspartij“ uns die Wege bereitet und ebnet.

Die nächsten Wahlen für die andere Hälfte des Landes finden in zwei Jahren statt. Diesmal werden wir nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben: ein einziger Sozialist, dessen Wiederwahl ganz sicher ist, scheidet aus, daneben aber eine große Anzahl mit sehr schwachen Majoritäten gewählte Konservative, auf deren Niederlage wir mit Recht zählen dürfen.

Dieses Jahr waren die Sozialisten in der Defensive, und ihr Widerstand ist siegreich gewesen.

Im Jahre 1900 werden sie die Offensive ergreifen mit dem glühenden Verlangen, die Positionen des Feindes zu erobern.

Der soziale Boden der jüngsten Ereignisse in Italien.

Von B. A. Olivetti.

I.

Die nationale Revolution war in Italien der Ausgangspunkt für die Herrschaft der Bourgeoisie. Der geschickte Opportunismus der savoyischen Monarchie bewirkte, daß die Einigung Italiens von der internationalen Politik abhängig wurde. Die alten republikanischen Gefühle verkehrten sich in ihr Gegentheil und die politische Wiedergeburt Italiens ging gänzlich des idealen Charakters einer geistig-sittlichen Erneuerung des gesammten Volkes verlustig, die Mazzini gepredigt hatte, sie entfernte sich weiter und weiter von den Grundsätzen der sozialen Gerechtigkeit, welche die Ehre und der Stolz ihrer Vorkämpfer, der Cattaneo, Giuseppe Ferrari, Carlo Pisarane, gewesen sind.

Die italienische Bourgeoisie litt unter ihrer eigenen Schwäche. Das Beispiel der schnellen Entwicklung der benachbarten Nationen steigerte ihre Begierden

aufs Aeußerste. Die rückständige Entwicklung der Landwirthschaft jedoch, die kümmerliche Entfaltung der kapitalistischen Produktion und die Verkommenheit des gesammten wirthschaftlichen Lebens wirkten zusammen, um für die Bourgeoisie auf ökonomischem Gebiet den Profit niedrig und auf politischem Gebiet das Machtgebiet beschränkt zu halten. Trotzdem warf sich die Bourgeoisie in die Bewegung für die Einigung Italiens mit der Leidenschaft, welche durch das Wettrennen um den Reichthum entfesselt wird, mit der ganzen Kühnheit und Wuth ihres unbefriedigten Appetits. Die erste Periode der Entwicklung im geeinten Italien kann deshalb auch als die Zeit der Machtentfaltung der Bourgeoisie bezeichnet werden. Wie es siebzig Jahre früher in Frankreich geschehen war, so geschah es jetzt in Italien: die Ländereien des Klerus, die einträglichen Besitzungen der religiösen Gemeinschaften, die erzbischöflichen Pfründen und die Güter der Klöster wurden konfiszirt und bildeten eine der Hauptquellen der Reichthümer der Emporkömmlinge. Wie zur Zeit der großen französischen Revolution, so wurde jetzt die Begierde der Bourgeoisie nach der Konfiskation fremden Besitzes zum Zwecke der Rechtfertigung mit einer Theorie verschleiert und verbrämt, die entwickelt und ausgebaut wurde und zu der bequemen Fiktion vom weltlichen Staate führte. Für die italienische Bourgeoisie war der Antiklerikalismus ungefähr ein Jahrzehnt lang Mode.

Die Inhaber von Kapitalien zogen aus dem stattgehabten Umschwung einen dreifachen Vortheil. Erstens wurde für die Thätigkeit der Kapitalisten ein neues, weites Feld eröffnet, Millionen von Hektaren wurden der alten, nach der Schablone betriebenen Landwirthschaft, der faulen und mangelhaften Bewirthschaftung durch indifferente und träge religiöse Gemeinschaften entzogen und dem jungen, lebenskräftigen Kapitalismus zur Ausbeutung überliefert.

Zweitens geschah, was leicht vorauszusehen war. Die ungeheuere Masse von Besitzungen, die mit einem Male und unerwartet auf den Markt geworfen wurden, drückte den Preis der Ländereien in Italien auf ein Minimum herab. Was der Staat für zwei Milliarden zu verkaufen gedacht hatte, dafür vereinnahmte er kaum etliche Hunderte von Millionen. In der Folge erwarben die Kapitalisten zu wahrhaft lächerlich niedrigen Preisen ungeheuere Ländereien. Wie leicht vorauszusehen war, mußten diese sehr bald wieder auf ihren ursprünglichen Marktwerth steigen, sobald nämlich Angebot und Nachfrage auf dem Markte für Grund und Boden ihr altes Verhältniß zurückerlangt hatten, ja mehr noch, ihr Werth mußte entsprechend der sehr schnellen Entwicklung des Kapitalismus in Italien in die Höhe gehen. Der Umstand, daß mit einem Schlage so viel Ländereien auf den Markt geworfen wurden, hatte jedoch noch eine andere Folge: der Besitz der kleinen Grundeigenthümer verlor zwei Drittel seines bisherigen Werthes, die kleinen Geldverleiher, welche Hypotheken darauf hatten, büßten fast ihr ganzes Kapital ein. Sehr zahlreiche Kleingrundbesitzer und Kleinkapitalisten wurden ein leichter Raub des herz- und vaterlandslosen Großkapitalismus, der überall, wo er seine Herrschaft antritt, mit den alten rückständigen Formen der Zersplitterung des Grundbesitzes und des Kapitals in viele winzige Theile gründlich aufräumt.

Drittens bedeutete die staatliche Konfiskation der Kirchengüter den Triumph und die Bereicherung der Bureaukratie. Mehr als sechzig Prozent des Ertrags der Verkäufe dienten dazu, den Heißhunger der am meisten parasitären Schichte der italienischen Bourgeoisie zu stillen. Allenthalben, auf jedem konfiszirten Landfetzchen, in jedem Kloster setzten sich reich besoldete und dotirte Administratoren, Leiter der Verkäufe, Beamte aller Art fest, kurz, eine Bureaukratie von unbestimmter Färbung und von schreiender Ueberflüssigkeit, eine Bureaukratie,

welche gierig reiche Sinekuren einfädelte, ein gefügiges Werkzeug der schäbigsten Interessenpolitik war und sich insbesondere zu Wahlbeeinflussungen und Wahlmanövern skrupellos gebrauchen ließ. Der Verkauf der konfiszirten Besitzthümer ging nur sehr langsam von statten und die provisorischen Verwaltungen dauerten jahrelang.

Zu diesen Schädigungen, die man Angesichts der Organisation des italienischen Staatslebens als natürliche, unvermeidliche bezeichnen muß, traten noch Mißstände, die durch nichts zu rechtfertigen waren: die unglaublichste Käuflichkeit der Beamten und die Camorra. Zwischen den Bureaukraten und den Unternehmern öffentlicher Arbeiten, den schlimmsten Ausbeutern, bestand ein geheimes, verständnißinniges Einvernehmen; Hinterlist, Betrügereien, Raub jeder Art waren an der Tagesordnung. In mehreren Provinzen blieben die konfiszirten Ländereien unverkauft, die diesbezüglichen öffentlichen Bekanntmachungen wurden nicht erlassen, die Anschlagzettel, die zum Kaufe einluden und die Verkaufsbedingungen mittheilten, lagerten ruhig in den Bureaus oder den eventuellen Käufern wurden tausenderlei Hindernisse in den Weg gestellt, sie wurden so lange chikanirt und gequält, bis sie der Sache überdrüssig wurden oder sich fürchteten und den Wettbewerb aufgaben. Dann erschien aus dem Hinterhalt der schlaue Kapitalist, der den Staatsbeamten, welche den Verkauf im allgemeinen Interesse leiten sollten, ein fettes Trinkgeld gezahlt hatte, und er erwarb die dem Klerikalismus abgenommene Beute „für einen Bissen Brot“, wie der charakteristische Ausdruck unseres Landes lautet.

Aber was beim Verkauf der Ländereien sich zutrug, das wiederholte sich auf den verschiedensten Gebieten. Die Skandalaffären des Tabakmonopols, der süditalienischen Eisenbahnen 2c. werden berühmte und berüchtigte Blätter aus der chronique scandaleuse des italienischen Kapitalismus bleiben. Der neue Staat organisirte das Land in modernem Sinne, mit Rücksicht auf jede Art der kapitalistischen Entwicklung. Es wurden Tausende von Kilometern Eisenbahnen gebaut, mitten durch entlegene Provinzen ohne Verkehr, in wundersam launenhaft gewundenen Weglinien, je nachdem der Einfluß geriebener Deputirter, Großwähler, millionenreicher Herren, kurz allerhand mächtiger Interessenten es gewünscht und durchzusetzen vermocht hatte. Der Militarismus wurde großgezogen, das italienische Heer sollte eines der stärksten Heere Europas werden. Unerhörte Aufwendungen für Lieferungen von Lebensmitteln, Waffen, Verproviantirung wurden gemacht. Mit fieberhafter Hast und Energie ging man an den Bau von Festungswerken. Viele Millionen flossen in der Folge in die Taschen der glücklichen Lieferanten, Bauunternehmer 2c. Die Spekulation, die Geschäftemacherei feierte wahre Orgien in dieser Periode zügelloser Raffgier und märchenhafter Profite. Besonders Süditalien wurde aus seinem vielhundertjährigen Schlafe durch die brutale und glänzende Entwicklung des siegreichen Kapitalismus wie durch einen plötzlich auftretenden Sturmwind wachgerüttelt.

Innerhalb einer wunderbar kurzen Frist vollzog sich eine Verschiebung der Reichthümer. Die alte legitimistische, päpstliche und bourbonische Aristokratie blieb ärgerlich den Aemtern und Geschäften des neuen Regimes fern und wurde von der Entwicklung des neuen Wirthschaftslebens mehr und mehr bei Seite geschoben. Das Volk war ein erschreckter Zuschauer des sich vollziehenden Umschwungs; schläfrig zehrte es noch von den Resten des alten materiellen Wohlstandes und ließ sich von den militärischen Triumphen betäuben, von dem revolutionären Idealismus des konstitutionellen Einheitsstaates und des Garibaldinismus einlullen. Zwischen diesen beiden sozialen Schichten, von denen die eine abstarb, die andere noch schlief, stürzte sich die kühne, beutegierige Bourgeoisie auf den

Raub, wie der Pirat auf ein geentertes Schiff. Sie legte Beschlag auf Aemter und Unternehmungen, sie häufte in ihren Händen das Kapital an, dessen Konzentrirung ihre geschichtliche Aufgabe ist, und das sie nicht in ihren Besitz bringen konnte, so lange die rückständige Struktur des Wirthschaftslebens unter dem alten politischen Regime fortbestand, unter dem in der Bureaukratie die Fremden herrschten, öffentliche Arbeiten nur selten unternommen wurden und das ausländische Kapital — das von den betreffenden Regierungen mit Privilegien und Ehren überhäuft wurde — eine höchst einflußreiche Konkurrenz ausübte.

Wenn in der Folge aller dieser Verhältnisse das bürgerliche Kapital sich sehr schnell akkumulirte, so handelte es sich andererseits darum, Mittel und Wege zu seiner Fruktifizirung zu finden. Es mußte seiner klassischen Funktion zugeführt werden: als Werkzeug der Ausbeutung Reichthümer aus den Muskeln und Nerven des werkthätigen Volkes zu pressen, aus Arbeiterschweiß den kapitalistischen Mehrwerth zu destilliren. Während in anderen Ländern die Formen der kapitalistischen Entwicklung nicht weniger brutal waren als in Italien, war doch die italienische Bourgeoisie im Gegensatz zu ihren ausländischen Schwesterklassen auch nach dem Antritt ihrer Herrschaft sehr übel dran. Auch anderwärts fluthete die kapitalistische Entwicklung anfänglich mit dem Ungestüm eines reißenden Bergstroms vorwärts, doch nahm sie bald ein langsameres Tempo an und vollzog sich in ruhigen Bahnen. In Italien wollte es dagegen das Geschick, daß die kapitalistische Entwicklung sich gleichsam innerhalb eines Zauberkreises von Gewalt und Blutvergießen vollzog. Das Volk wurde durch das Zusammenwirken der alten und neuen Uebel zu einer äußerst dürftigen Lebenshaltung gezwungen, welche dem Absatz von Waaren alles eher als günstig war, die Unwissenheit machte es bedürfnißlos und mißtrauisch gegen Neuerungen. Die natürlichen Bedingungen des Bodens waren der Entfaltung der Industrie nicht günstig. Die rückständige technische Entwicklung und der Mangel an Kapitalien, die zwar in einer kleineren Zahl von Händen konzentrirt waren, aber in ihrer Totalität nur wenig zugenommen hatten, hinderten die Entwicklung der Landwirthschaft. Eine furchtbare Geldkrisis, die durch die mit allerhand Kniffen und Pfiffen fortwurstelnde Finanzpolitik des jungen Königreichs auf die Spitze getrieben wurde, verschlimmerte einen Stand der Dinge, dem zu Folge die gesammte Nation sowohl unter den Schrecken der kapitalistischen Entwicklung litt, wie auch unter der Rückständigkeit dieser Entwicklung. Italien lernte den Ruin kennen, der als Folgeerscheinung des Kapitalismus auftritt, aber nicht die Vortheile der neuen Wirthschaftsordnung, ihre Kraftentfaltung nach innen, aber nicht nach außen zur Dienstbarmachung und Ausnützung der Naturkräfte und Naturschätze. Der kapitalistische Januskopf zeigte Italien nur das weinende und nicht auch das lachende Gesicht.

Und da trotz der Tendenz zur Konzentration das Kapital in Italien spärlich blieb — spärlich war und blieb bis zur Stunde die Masse des zirkulirenden Geldes, spärlich war das industrielle, sowie das Bankkapital —, während die neue Ordnung der Dinge förmlich gewaltsam neue Bedürfnisse weckte, die befriedigt sein wollten, so wurde das Land anhaltend mit ausländischem Kapital überschwemmt. Das ausländische Kapital bemächtigte sich der Eisenbahnbauten, der Staats- und Kommunalanleihen, der Tramways, der Beleuchtungs-, Wasserleitungs-, Kloaken- und Abfuhranlagen der Städte. Die käuflichen und gewissenlosen Verwaltungsbeamten setzten für Konzessionen von fast unbegrenzter Dauer, von neunzig bis hundert Jahren, die denkbar günstigsten Bedingungen fest. Die italienischen Konsols trugen fünf Prozent, während sich das internationale Kapital abmühte, auf den großen internationalen Geldmärkten dreiprozentige Anlage zu

finden, die garantirten Anleihen der Kommunen und Provinzen wurden sogar zu sieben und acht Prozent, ja zu zehn Prozent verzinst.

Inzwischen schritt das Werk der nationalen Einigung vorwärts und gelangte zum Abschluß. 1866 wurde Venedig, 1870 der Kirchenstaat dem Königreich einverleibt. Abermals, wenn auch in geringerem Umfang wie früher, fand ein Schwarm neuer Beamten in der öffentlichen Verwaltung Unterkunft und setzten sich in den neuen Provinzen fest. Das Heer wurde um neue Bataillone vermehrt, die materiellen Interessen der herrschenden Klasse an der Großpäpelung des Militarismus wurden in der Periode des Kampfes durch den Schein des letzten und höchsten politischen Ideals der Bourgeoisie verschleiert. Aber das alles dauerte nicht lange. Inmitten allgemeiner Unruhe, Unsicherheit und jener Unbefriedigtheit, welche für die junge kapitalistische Entwicklung charakteristisch war, ging die Periode der bourgeoisen Machtentfaltung zu Ende. Italien trat in eine neue Aera ein, welche ihren Abschluß in einer entsetzlichen Krisis fand, die unabwendbar mit Naturnothwendigkeit durch die Ursachen entfesselt werden mußte, welche unter der Wirthschaftsordnung der Konkurrenz das Wirthschaftsleben Italiens so schwach und kraftlos machen. Das Zeitalter des patriotischen Schlaraffenthums der Kapitalistenklasse war für immer vorbei.

Das italienische Budget schloß anscheinend glänzend ab, die Nation fühlte sich voller Kraft und voller Vertrauen in die Zukunft. Unter solchen Auspizien begann die zweite Periode der wirthschaftlichen Entwicklung des neuen Italiens, die Periode der Spekulation. Es gab keine geistlichen Güter mehr zu konfiszziren, keine Eisenbahnen mehr zu bauen: die großen Unternehmungen waren bereits von einer beschränkten Anzahl von Kapitalisten monopolisirt. Während das italienische Kapital fieberhaft und hastig darnach strebte, die Grundlage der neuen Ordnung der Dinge aufzubauen und seine Herrschaft festzusetzen, hatte das wagemuthige ausländische Kapital sich mit zäher Ausdauer aller Zweige des wirthschaftlichen Lebens bemächtigt, und dies Dank von Konzessionen, die ihm auf lange Jahre hinaus jede Konkurrenz fernhielten.

Es zeigte sich eine neue wirthschaftliche Erscheinung von bedeutender, weitreichender Tragweite. Zahlreiche noch unerschlossene Gebiete standen der Kapitalanlage offen — zumal in der Landwirthschaft und der ländlichen Industrie — und versprachen ihr einen langsamen und bescheidenen Gewinn. Das italienische Kapital stand jedoch noch unter dem Banne des Wirbelsturmes, der es nach der politischen Emanzipation der Bourgeoisie erfaßt und in eine überhastige Entwicklung gestürzt hatte. Ihm fehlte der Sinn für langsam heranreifende, bescheidene Profite, wie sie z. B. durch Meliorationen gezeitigt werden, es begnügte sich nicht mit normalen Gewinnen, eine Verzinsung zu drei und vier Prozent vermochte seinen Heißhunger nicht zu stillen, der nach acht und zehn Prozent verlangte. Das Kapital begann sich selbst zu zerfleischen, indem es zur Spekulation überging. Der Klüngel der Kapitalisten, der eine feste, kompakte Masse gebildet hatte, solange es sich darum handelte, gemeinsam die neue Ordnung der Dinge auszubeuten, aus den großen staatlichen und kommunalen Unternehmungen mühelos reichsten Nutzen zu ziehen, hielt nicht mehr einig zusammen, als die Aera der leichten Profite zu Ende war. Der Thon, aus dem die Kapitalistenklasse bestand, zeigte tausend Risse und Sprünge. Die italienische Bourgeoisie wurde von einem solchen wahnwitzigen Individualismus ergriffen, daß sie vollständig das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Klasseninteressen verlor, das Bewußtsein sogar von den Bedingungen ihrer Existenz als Klasse, deren Grundlagen noch lange nicht endgiltig befestigt waren. Anstatt sich als Klasse die Ausbeutung der von

der menschlichen Arbeit befruchteten Naturkräfte des Landes angelegen sein zu lassen, spaltete und zersplitterte sich die Bourgeoisie in kleine Gruppen ohne inneren Zusammenhalt und gab sich der zügellosesten, durch keinerlei Bedenken gehemmten Spekulation hin. In der Folge strebte jeder einzelne Kapitalist nur danach, persönlich so reich, so einflußreich als irgend möglich zu werden; er raubte und plünderte auf eigene Faust zum Schaden aller Anderen, auch seiner Klassengenossen, er spekulirte mit Aktien, die jedes thatsächlichen Werthes ermangelten, und die einzig und allein in Folge von Börsenmogeleien, von einer Irreführung der öffentlichen Meinung, einer mit dem höchsten Geschick organisirten riesigen Prellerei in einem gegebenen Augenblick vorübergehend dem augenblicklichen Besitzer Profit brachten. „Après moi le déluge“, nach mir die Sintfluth, war die Losung der italienischen Bourgeois. Die gewagtesten Unternehmungen schreckten nicht, wenn nur die Einsäckelung eines wucherischen Gewinns, eines ungewöhnlich fetten Profits in Aussicht war. Das Spiel in seiner wahnwitzigsten Form beherrschte den italienischen Markt, das wirthschaftliche Leben.

Die Rückständigkeit, Mangelhaftigkeit und krankhafte Hast der kapitalistischen Entwicklung in Italien bedingt, daß die italienische Bourgeoisie sich nicht zu dem Verständniß der Thatsache emporzuschwingen vermochte, daß das Sinken des Profits ein im Wesen des kapitalistischen Regimes selbst begründetes Gesetz ist; daß die jungfräulichen Kräfte des Wirthschaftslebens einer Nation, die jahrhundertelang geschlafen hat, den ersten ausbeutenden Kapitalisten schnelle Gewinne bringen, wie sie späterhin nur der Thor noch erhofft. So kehrte sich das italienische Kapital gegen sich selbst, um aus seinem eigenen Schoße die fetten Profite zu ziehen, die in der kurzen Periode der Machteroberung der Bourgeoisie so leicht und bequem eingeheimst worden waren. Das unproduktive Kapital, das Spekulationskapital wurde in Italien von dem Kapital genommen, das zur Entfaltung des Nationalwohlstandes und der Kultur hätte dienen sollen. In der Folge zeigten sich zwei gleichartige Erscheinungen: Anämie der Industrie und besonders der Landwirthschaft und Hypertrophie des Bank- und Spekulationswesens. Als die hier betrachtete Periode der wirthschaftlichen Entwicklung Italiens in einer furchtbaren Katastrophe endete, war deshalb auch der Schaden ein zwiefacher, es trat ein, was man in der Sprache der Juristen als lucrum cessans und damnum emergens, als Verlust des Gewinns und positiven Schaden bezeichnet. In der Zwischenzeit bemächtigte sich der ganzen Nation eine Art Kollektivwahnsinn. Der Umbau von Neapel, der Bau neuer Viertel in der Hauptstadt leiteten eine Aera tollster Bauspekulationen auf Kosten der städtischen Säckel ein. Wie die Pilze schossen Kreditanstalten empor, so die „Banca Tiberina“, die „Immobiliare“ und, was noch charakteristischer ist, die alten, angesehenen, bedächtigen Bankinstitute wurden zu Mittelpunkten der Bauspekulation, der verhängnißvollsten und gewagtesten aller Spekulationen, und entfalteten eine fieberhafte Thätigkeit. Kreditgesellschaften wurden gegründet und blühten empor, deren offensichtlicher Zweck die Spekulation war, wie dies vom „Credito Mobiliare“ gilt. Rententitel wurden an der Börse unter solcher Hausse und Baisse gekauft und verkauft, stiegen und fielen so jäh, daß Riesenvermögen zusammengemogelt und zerschmettert wurden. Die Klasse der Grundbesitzer, die aus ihrem hundertjährigen Schlummer erwacht war, wurde wie von einem Fieber der Spekulation ergriffen. Die zu Hunderten und Tausenden gegründeten Banken und Kreditanstalten liehen Geld zu den unglaublichsten Bedingungen, und die von der Hoffnung auf reichen Gewinn angelockten Grundbesitzer machten Schulden über Schulden und unternahmen Meliorationen, welche aus Mangel an Kapital plötzlich abgebrochen werden mußten. In Neapel wurden

die berüchtigten „banchi usura" (Zinsbanken, Wucherbanken) gegründet, welche den Deponenten bis 15 Prozent Jahreszinsen zahlten. Es versteht sich am Rande, daß der gezahlte Zinsfuß lediglich auf Grund eines groben Betrugs möglich war, daß die ausgezahlten Prozente von dem eingezahlten Kapital genommen wurden. Aber Niemand kümmerte sich darum, Jeder hoffte, bis zu dem Augenblick, wo die unvermeidliche Katastrophe hereinbrechen mußte, seine Antheilscheine Jemand anders aufgehängt zu haben. Mit schwindelnder Schnelle gingen die Aktien von Hand zu Hand, wechselten sie ihre Besitzer; die Häufigkeit der kommerziellen und finanziellen Transaktionen trug wesentlich dazu bei, dem Markte eine künstliche Lebhaftigkeit zu verleihen und das Vertrauen in die Kraft und die Entwicklung der jungen Nation zu erhöhen. Im tollen Reigen tanzten die Millionen, die Börse und das Kreditwesen feierten ihre Apotheose. Die Aktien der „Banca Nazionale", die zu 1000 Lire emittirt worden waren — bei einer Einzahlung von nur 700 Lire — stiegen auf einen Börsenwerth von 4000 Lire; die Aktien des „Credito Mobiliare" zu 500 Lire erhielten einen Börsenwerth von 2500 Lire u. s. f., und das alles auf Grund der phantastischsten Annahmen, ohne jede reale Grundlage.

Das geschaffene wirthschaftliche Milieu mußte die Bethätigung des Staates auf neue Gebiete lenken, mußte das nationale Empfinden und Denken in neue Richtungen weisen. Man schickte sich an, das Spekulationsfieber mit einer geschichtlichen, idealen Bedeutung zu maskiren. Die Leute, welche sich auf Kosten des Kommunalsäckels der Hauptstadt bereichert hatten, glaubten zur idealen Gründung des dritten Rom beizutragen, und während sie märchenhafte Profite einsäckelten, fühlten sie sich als würdige Nachfahren der Catone und der Gracchen. Patriotischer Schwulst paarte sich mit der Börsenjobberei, die Bankiers „machten in Politik", die Abgeordneten trieben Schacher und die Journalisten schrieben überschwängliche Verherrlichungen des status quo und ließen sich scheffelweise Geld dafür zahlen, daß sie die schon irregeführte und betrogene öffentliche Meinung „in Stimmung" hielten und neuen Schwindelunternehmungen geneigt machten.

Die Lust zu Abenteuern, zur Spekulation und zum Spiel bemächtigte sich auch der Regierung und des Volkes. Man gab die bedächtige Politik kleinen Stiles der Lanza und Sella auf. Italien wollte eine Großmacht ersten Ranges sein, wie Rom eine moderne Großstadt zu sein begehrte, wie der schwächliche italienische Kapitalismus danach strebte, einen Platz auf dem Weltmarkt zu erobern und dort zu herrschen. Aus dieser Stimmung heraus wurde die so kostspielige, protzige Politik „großen Stiles", die Politik des „größeren Italiens" geboren: die Tripelallianz, die große Flotte, die große Armee. Schwülstige chauvinistische Deklamationen gaben dem italienischen Leben das charakteristische Gepräge, die Phrase, der Glanz, der Pomp und die politische Großmannssucht feierten Triumphe. Jedes Städtchen wollte sein patriotisches Monument haben, für Rom wurde die Errichtung eines Mausoleums zum Gedächtniß des Königs Viktor Emanuel dekretirt, das Zehner und Zehner von Millionen kosten sollte. Zugleich veröffentlichte Sommaruga, Kapitalist und Spekulant auf literarischem Gebiet, Tausende von Bänden der jungen Dichter, welche den Ruhm der ewigen Stadt und den Stolz des neuen Italiens in den überschwänglichsten Tönen sangen.

Ganz besonders verhängnißvoll mußten die gekennzeichneten Verhältnisse auf das politische Leben, auf den Parlamentarismus einwirken. Der alte aufklärende Journalismus verwandelte sich in eine wüste Spekulation ohne Treu und Glauben und Skrupel, die Käuflichkeit machte sich überall breit. Die zehn Finger reichten mehr als aus, um die anständigen, unbestechlichen Zeitungen aufzuzählen, die

eingehen mußten, weil sie ihren Konkurrenten nicht gewachsen waren, die stets mit dem „Neuesten“, mit „Sensationellem“ aufwarteten und aus geheimen Quellen gespeist wurden.

Der strenge norditalienische Parlamentarismus der Anfänge Italiens verwandelte sich in eine schamlose Jagd nach Reichthum und Genuß. Wenn anfangs parlamentarische Skandalaffären vorkamen, so handelte es sich um Einzelfälle, und das Aufsehen, das sie erregten, war ein Beweis dafür, daß es sich um außergewöhnliche Erscheinungen handelte, welche allgemeine Unruhe hervorriefen. Später wurden solche Skandalaffären zu normalen Vorgängen, die man als natürlich, unvermeidbar hinnahm. Die politische Atmosphäre war voller Korruption, der widerlichste Zynismus der jobbernden Politiker und politisirenden Jobber machte sich im öffentlichen Leben breit und trachtete die Korruption nicht zu verbergen, sondern prunkte mit ihr. Leichtfertige und gewissenlose, aber „gefällige“ Finanzmänner wurden an die Spitze der Staatsfinanzen gestellt, alles in Italien war vergnügt, verschwenderisch und gewissenlos. Das Erwachen mußte schrecklich sein, und die Nation wurde das erst gewahr, als das grausigste Elend über sie hereinbrach, als eine Fluth von Thränen die Anklage gegen die herrschenden Verhältnisse erhob.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.“)

Von **R. Masson-Forestier.**[1] Autorisirte Uebersetzung von **Alfred Götze.**

Kein Mensch in Nantes war sonderlich überrascht, als es bekannt wurde, daß die Firma „Voisinat & Le Hertel“ ihre Liquidation beschlossen hätte, waren doch seit geraumer Zeit schon über genannte Rhederfirma die ungünstigsten Gerüchte in Umlauf gewesen.

Das Haus war nach einem erbitterten Konkurrenzkampf, den es mit ungleichen Mitteln gegen Engländer und Norweger zu führen hatte, unterlegen. Diese sind nicht nur die besser ausgerüsteten Seefahrer und weiterblickenden Kaufleute, sie verfügen auch über die ausreichenden Geldmittel, die unsere Knauserei dem heimischen Schiffahrtsgewerbe engherzig verweigert.

Die Rhederfirma hatte sich ausschließlich mit dem Transport von Farbhölzern beschäftigt, zu welchem Zwecke sie einen regelmäßigen Segelschiffsverkehr mit den Antillen, vorzugsweise mit Haiti, unterhielt. Der klägliche Zustand der Forstwirthschaft dort unten bringt es indessen mit sich, daß sich der Waldbestand zusehends vermindert; unter diesen Verhältnissen wird die Frachtgelegenheit immer seltener und unterliegt in Folge dessen auch immer stärkerem Wettbewerb. Die Norweger, die ihr Seerecht nicht zwingt, eine zahlreiche Mannschaft zu halten, sind deshalb auch in der Lage, Frachtsätze zu stellen, bei denen der französische Rheder nicht mehr bestehen kann. So kommt es, daß unsere Kapitäne genöthigt sind, der Küste entlang zu fahren und jeden kleinen Hafen anzulaufen, um ihre Ladung zusammenzubringen. Ist das Verladungsgeschäft schon bei günstigem

[1] Aus Masson-Forestiers bei Calmann Lévy in Paris erschienenem Novellenbuch „La Jambe coupée“.

Wetter mühselig genug, so wird es geradezu ein gefährliches Unternehmen, wenn sich der Wind erhebt und die See unruhig ist. Um das Unglück voll zu machen, bricht hie und da auch einmal das gelbe Fieber an Bord aus und räumt unter der Mannschaft auf. Man ergänzt die Lücken so gut es geht und steuert heimwärts mit der Gewißheit, in Saint-Nazaire Quarantäne halten zu müssen, das Unerfreulichste, was einem Rheder überhaupt begegnen kann.

Bei der beträchtlichen Höhe der Passiven konnte das Ergebniß dieser Liquidation nach allgemeiner Ansicht nur ein überaus klägliches sein. In der Aktivmasse figurirten als alleiniger Posten die fünf Segelschiffe, aus denen sich die Flotte der Firma zusammensetzte. Sie standen wohl mit nahe einer Million zu Buche, was ihr Verkauf aber heute bringen würde, war gar nicht abzusehen. Am Platze fand sich überhaupt kein Käufer für die Schiffe.

Der Auseinandersetzungsvertrag bestimmte Herrn Le Hertel zum alleinigen Liquidator. Obgleich sein Name erst an zweiter Stelle in der Firma genannt war, war Le Hertel in Wahrheit derjenige der beiden Theilhaber, der kaufmännisch überhaupt in Betracht kam. Ein kleines, bewegliches Kerlchen, das stets lächelte und stets alle Hände voll zu thun hatte. Der Teint war durch den ständigen Aufenthalt in der frischen Luft lebhaft gebräunt, die verschleierten Augen blickten mit süßlich-schmeichlerischem Ausdruck lauernd zur Seite, den Mund zierten zwei Reihen hübscher Zähne. Le Hertel stand im Uebrigen im Rufe eines affektirten Menschen und posirenden Gecken; daß er sich mit gesuchtester Eleganz zu kleiden verstand, unterlag wenigstens nicht dem geringsten Zweifel: hellgrauer Modeanzug, weißer Zylinder, lange, marineblaue Seidenkravatte, die eine mit einer kostbaren Perle gezierte Nadel in der Mitte zusammenhielt, zu jeder Jahreszeit eine frische Blume im oberen Knopfloch des Rockes. Er gab der eleganten Jugend den Ton an, galt als untadeliger Sportsman (wollte man doch sogar wissen, daß er ein Intimus des Grafen Lagrange gewesen war!) und hatte seine Loge im Grand-Théâtre. Bei den Wahlen zur Handelskammer war er allerdings unterlegen, dafür war es ihm aber geglückt, sich zum Vorsitzenden der „Gesellschaft für Pferdezucht“ ernennen zu lassen, ein Amt, das seinen glücklichen Inhaber nur fünf Tage im Jahre beschäftigte, ihm indessen für die dreihundertsechzig übrigen Ehre und Ansehen verschaffte.

Leider muß man zugeben, daß sich Le Hertel nicht des besten Leumunds zu erfreuen hatte. Man zweifelte an seiner Ehrenhaftigkeit, und gewisse Kaufleute schüttelten, wenn man auf ihn zu sprechen kam, gar bedenklich den Kopf und machten ein Gesicht, das die eindringliche Warnung ausdrückte, sich mit dem Manne irgendwie geschäftlich einzulassen. Der Makler Guérinot, mit dem er allerdings nicht auf besonders freundschaftlichem Fuße stand, der Le Hertel aber aus dem ff kennen mußte, da er ja seit fünfzehn Jahren alle seine Versicherungsangelegenheiten besorgte, verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß man ihm alles zutrauen könnte. Hatte er doch neulich erst auf der Börse in Bezug auf den Rheder laut und öffentlich erklärt: „Ach der! — Na, ich könnte Ihnen eine Geschichte von dem Manne erzählen!“ Als man aber etwas Näheres von der „Geschichte“ hören wollte, hatte sich Guérinot auf die Bemerkung beschränkt: „Es wird nicht die letzte sein! Sie werden schon noch von ihm hören!“

Boisinat, der andere Firmeninhaber, war, geschäftlich betrachtet, nichts mehr als das Banknotenhäufchen, das in der Auslage einer Wechselstube paradirt. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß er sich mit dieser bescheidenen Rolle begnügt hätte, er machte im Gegentheil alle Anstrengungen, sich geschäftlich zu bethätigen und sich neue Unternehmungen antragen zu lassen, aber der Liebe

Müh' war umsonst, denn es gab in Nantes keinen Menschen, der ihn ernst genommen hätte. Da es ihm denn nun einmal nicht vergönnt war, mit seinem Sozius in kaufmännischer Hinsicht zu wetteifern, so war er wenigstens bemüht, es ihm äußerlich gleichzuthun. Vor Allem lag ihm daran, sein vornehmes Wesen nachzuahmen und sein aristokratisches, leutseliges Lächeln herauszubekommen. Leicht wurde ihm das freilich nicht, denn er war etwas massiv und wuchtig gerathen und Mutter Natur hatte ihn mit Füßen und Händen ausgestattet, deren ungeheuerliche Größenverhältnisse unliebsames Aufsehen erregten. Zudem besaß er noch geröthete Augen und einen auffallend kleinen Schädel.

Voisinat, der Sohn eines Wollhändlers aus der Vendée, hatte sich nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ, in Nantes niedergelassen. Er hatte bald erkannt, daß er sich irgend eine soziale Stellung würde schaffen müssen, wenn anders er, der Plebejer, in der guten Gesellschaft der Provinzialstadt festen Fuß fassen wollte. Als er daher in Erfahrung brachte, daß Herr Le Hertel, den er ob seines gesellschaftlichen Ansehens nicht wenig beneidete, nicht abgeneigt wäre, einen Sozius in die Firma aufzunehmen, hatte er nicht eher geruht, bis sich der Rheder huldvoll bereit erklärte, ihm vor anderen Bewerbern den Vorzug zu geben. Er hatte sich lange genug bitten lassen, ehe er einem Manne, der vom Exportgeschäft nicht die blasseste Ahnung hatte, eine Wohlthat zu Theil werden ließ, die gar Viele sehnlichst begehrten. Voisinat wollte, daß Le Hertel sein ganzes Vermögen im Betrag von sechsmalhunderttausend Francs ins Geschäft nahm, aber Le Hertel hatte nur viermalhunderttausend genommen; allerdings hatte er sich später bereit gefunden, auch noch den Rest anzunehmen.

Außer dieser Kapitalseinlage besaß Voisinat noch ein kleines Landgut, das ihm zwar nur Scherereien machte, das aber den Vorzug hatte, nur zwei Kilometer von Nantes und noch dazu dicht an der nach Paris führenden Landstraße zu liegen, so daß jeder Vorübergehende das Herrschaftshaus sehen mußte. Zu seinem Vergnügen war der brave Mann eben nicht Gutsbesitzer, er hatte den Besitz erworben, um sich vor den Leuten ein Ansehen zu geben, und wenn er seiner kleinen Herrschaft den hochtönenden Namen „Ripaille“ beigelegt hatte, so that er es in der Absicht, sich auf den Edelmann herauszuspielen.

Der vierschrötige Dickwanst mit den hervorquellenden wässerigen Glotzaugen war wie geschaffen dazu, sich ruhig ausplündern zu lassen, ohne auch nur den leisesten Verdacht zu hegen. Die Freude, endlich auch ein „Armateur“, ein Rheder, zu sein — er sprach das Wort mit einem H aus — hatte ihn in einen solchen Glücksrausch versetzt, daß er wie blind durchs Leben ging und gar nicht bemerkte, daß das Geschäft mit unheimlicher Schnelligkeit seinem Untergang entgegeneilte. Als ihnen ihr Bankier weiteren Kredit verweigerte, beschränkte sich Voisinat darauf, das Benehmen des Mannes in harten Worten zu rügen, das er als die Schrulle eines ungehobelten Gesellen bezeichnete; als die Lieferanten des Seilwerks, der Segelleinwand und der Konserven energisch auf endliche Begleichung ihrer Rechnungen bestanden, gab Voisinat der lebhaften Verwunderung über das taktlose Drängen der Leute unzweideutigen Ausdruck. Es kam ihm auch nicht einen Augenblick in den Sinn, daß das alles Vorzeichen einer drohenden Katastrophe sein könnten.

So behielt er stets und immer seine unerschütterliche Sorglosigkeit und trug nach wie vor sein glückstrahlendes Gesicht zur Schau, das die Leute am Hafen nicht wenig belustigte, wenn sie ihn trafen.

„Ei, sieh da, mein lieber Voisinat! Das Geschäft blüht? Was?“

„Sprechen Sie mir nicht von Geschäften ... ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht.... Kaum daß ich von Paris angekommen bin, muß ich schon wieder abreisen.... Uebrigens, ich wollte dieser Tage schon immer mit Ihnen etwas besprechen. Heute habe ich leider keine Zeit, ich will noch schnell die amerikanischen Depeschen lesen. Sie entschuldigen mich doch ..."

„Selbstverständlich! Geschäft ist Geschäft!"

Und Voisinat stampfte ernst und würdig weiter, mit sorgenvollem und nachdenklichem Gesicht nach seiner Uhr schauend, zum nicht geringen Vergnügen seiner lachlustigen Mitmenschen.

Der gute Mann war deshalb auch weit entfernt, etwas Arges zu ahnen, als ihm sein Sozius eines Abends, als er ihn zum Essen bei sich sah, eröffnete, daß er ihm eine unangenehme Mittheilung zu machen hätte.

„Mein Gott, Sie machen Einem ja ordentlich Angst. Was ist's denn? Ich hoffe, es wird nicht allzu schlimm sein!"

„Allerdings, mein Lieber, es ist sehr schlimm. Wir sind nämlich festgefahren."

„Festgefahren? Wieso denn festgefahren?"

„Mit einem Worte, wir sind ruinirt. Wir können unsere am Ultimo fälligen Accepte nicht einlösen und ..."

„Ruinirt? Ach, machen Sie doch keine faulen Witze."

Voisinat, der im ersten Schreck rasch aufgesprungen war, setzte sich wieder. Sein Gesicht zeigte den ärgerlichen Ausdruck eines Mannes, dem man zumuthet, eine ungeheuerliche Geschichte für baare Münze zu nehmen. Was? Er, Voisinat, sollte seine Wechsel protestiren lassen.... Das wäre ja noch schöner.... „Wie kann man nur auf solch lächerliche Einfälle kommen? Sie wollen sich über mich lustig machen, Le Hertel!"

Voisinat fuhr sich mit der Hand nervös über die Stirne.

Nein, wahrhaftig, der Sozius sah gar nicht darnach aus, als ob er sonderlich zum Scherze aufgelegt wäre! Er schaute recht bekümmert und düster drein und sah nicht einen Augenblick vom Boden auf.

Auf Voisinats Gesicht malten sich mehr und mehr ängstliche Unruhe und neugierige Erwartung. Er saß mit vorgestrecktem Halse und dickgeschwollenen Stirnadern da und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, des Räthsels Lösung zu finden.

Der plötzliche Schreck schien ihn zunächst der Sprache beraubt zu haben, er stammelte erst einige unartikulirte Laute und brachte endlich die Frage heraus: „Aber wie konnte denn das geschehen? Weshalb wurde ich nicht in Kenntniß gesetzt? Wie — —"

Statt aller Antwort zuckte Le Hertel nur stumm die Achseln. Dieses Schweigen versetzte Voisinat in namenlose Wuth. Er war aufgesprungen und lief mit einem dumpfen Wuthgeheul auf Le Hertel los, als ob er ihn erdrosseln wollte. Er ließ indessen seinen Zorn nur an zwei Stühlen aus, die er mit aller Kraft gegen die Mauer schleuderte, daß sie krachend zerbrachen. Ob dieser Kraftleistung ein Weniges erleichtert und stolz in dem Bewußtsein, seine energische Männlichkeit glänzend bewiesen zu haben, erklärte sich Voisinat nunmehr bereit, die näheren Eröffnungen des Schuldigen anzuhören. Aber er wünsche volle Aufklärung und wehe, wenn diese ihm nicht in aller Ausführlichkeit zu Theil würde!

Le Hertel, der sich während des ganzen Auftritts bemüht hatte, ein möglichst nachdenkliches Gesicht zu machen, brach endlich das Schweigen und murmelte

mit einem tiefen Seufzer: „Noch ist nicht alles verloren. Ich rechne noch immer darauf, für Jeden von uns einige sechzigtausend Francs in Sicherheit zu bringen. Aber — —“

„Nun, aber?“ knurrte Voisinat gebieterisch.

„Aber man muß sich der Lage gewachsen zeigen und entschlossen Stellung nehmen. Vor allen Dingen werden wir unsere Flotte schnellmöglichst verkaufen müssen, um zu vermeiden, daß unsere Gläubiger uns in die Enge treiben und den Konkurs beantragen.“

„Wir in Konkurs?“ ächzte Voisinat mit einem Stoßseufzer.

Er war wie vernichtet in den Sessel zurückgesunken. Die ganze gesellschaftliche Position, die er mühselig Zoll für Zoll aufgebaut hatte, mit einem Schlage in einen Trümmerhaufen verwandelt! Sein Gesicht verzog sich zur kläglichen, jammervollen Fratze, als ob er im nächsten Augenblick losheulen wollte.

Le Hertel streifte den armen Kerl mit einem raschen Seitenblick. „Mit dem Sozius werden wir schon fertig werden“, sprach er leise vor sich hin, während ein vielsagendes Lächeln seinen Mund umspielte.

Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde war denn auch Voisinat, der dem Einfluß eines Willens und einer Intelligenz, die in umgekehrtem Verhältniß zu seinen eigenen moralischen und geistigen Eigenschaften standen, widerstandslos unterlag, gehörig breitgeschlagen und unterzeichnete den Auseinandersetzungsvertrag, der die Auflösung der Handelsgesellschaft und die Bestellung Le Hertels zum alleinigen Liquidator bestimmte.

Innerlich murrte und schimpfte der gute Voisinat allerdings weidlich. Er sah aus wie ein zorniges Kind, das seinen Trotzkopf nicht durchsetzen kann. Aber was kümmerte das den Anderen, der sich nunmehr als unumschränkter Herr der Situation fühlte. In Wahrheit konnte Le Hertel nach Gutdünken schalten und walten, denn die Verpflichtung, Voisinat über die Verkaufsverhandlungen auf dem Laufenden zu halten, war so nichtssagend und gegenstandslos, daß sie kaum als hindernde Fessel gelten konnte.

Und die kleine Unbequemlichkeit der Berichterstattung wußte sich Le Hertel überdies auch noch vom Halse zu schaffen. Voisinat brannte vor Begierde, den Staub der guten Stadt Nantes baldigst von den Füßen zu schütteln und sich irgendwohin zu begeben, wo man sein Unglück noch nicht kannte. Der Gedanke an das ironische Mitleid, das man ihm jetzt allenthalben bezeugen würde, war ihm unerträglich. Wie alle Leute, die nur nach außen hinleben, fand er es allzu hart, mit einem Male auf alles verzichten zu müssen, das bis hierher sein Lebensglück ausgemacht hatte. Er konnte und wollte sich nicht in die Rolle des Mannes finden, der, den Verhältnissen Rechnung tragend, kein Bedenken trägt, sich nach der Decke zu strecken. Ein Bettler zu sein, war ja schrecklich genug, aber den Leuten zu zeigen, das man einer ist — nein, alles, nur das nicht!

Le Hertel schenkte der Bitte Voisinats willfähriges Gehör und schickte ihn auf Geschäftsreisen.

„Fahren Sie einmal nach Marseille, mein Lieber. Marseille ist die große Zentralstelle unseres Seehandels; Sie werden dort aller Voraussicht nach am leichtesten einen Käufer für unsere Flotte finden. So viel ich weiß, gehen die Régis mit dem Gedanken um, für ihre Guinea-Linie neue Schiffe in Dienst zu stellen. Sehen Sie einmal zu, was sich machen läßt!“

Der Sozius ließ sich das nicht zweimal sagen. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 41. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98.

Die Stichwahlen.

✓ Berlin, 28. Juni 1898.

Der Ausfall der Stichwahlen hat im Wesentlichen die Wiederauferstehung des bisherigen Reichstags gesichert; eine kleine Schwächung der Kartellparteien zu Gunsten des Zentrums und der Linken, besonders der Sozialdemokratie, fällt wenigstens praktisch nicht ins Gewicht; die Ultramontanen bleiben die „regierende Partei" und können es in noch höherem Maße werden als bisher. Das Schlimmste ist abgewandt, aber das Schlimme ist eingetreten; es nutzt nichts, sich darüber zu täuschen, daß die national-ultramontane Periode mindestens ebenso häßlich und schädlich sein wird, wie ihrer Zeit die nationalliberale Periode war.

Dennoch wäre es verkehrt zu sagen, daß die Wahlen gewissermaßen kein greifbares Ergebniß gehabt, daß sie keinen Fortschritt in der historischen Entwicklung offenbart hätten. Solche Ergebnisse haben sie in reicher Fülle gehabt und solche Fortschritte in nicht minder reicher Fülle offenbart. Der ganze politische Schauplatz hat sich seit fünf Jahren durchaus zu Gunsten der Sozialdemokratie verschoben. Nur von einer bürgerlichen Partei, eben dem Zentrum, läßt sich sagen, daß sie noch festen Boden unter den Füßen hat, doch hoben wir schon vor acht Tagen hervor und können es nach dem Ausfall der Stichwahlen nur wiederholen, daß auch dieser Boden beträchtliche Risse und Spalten zeigt. Das Zentrum als „regierende Partei" ist kein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Es lebt nicht sowohl von den Zinsen, als vom Kapital seiner oppositionellen Vergangenheit, aber dies Kapital ist nicht unerschöpflich und jetzt schon zu einem beträchtlichen Theile aufgezehrt. Als „regierende Partei" kann das Zentrum nur eine Politik treiben, die mehr und mehr die ihm noch anhänglichen Massen ernüchtern muß; es geht unaufhaltsam dem Schicksal der Kartellparteien entgegen.

Was diese Parteien anbetrifft, so haben sie gründlich abgewirthschaftet. Selbst der Bund der Landwirthe, der an und für sich eine ganz respektable Macht darstellt, hat nicht zu halten vermocht, was er lärmend versprach. Die klare Ueberzeugung, daß der Sieg des Kartells nichts Anderes bedeuten würde, als Vernichtung der Volksrechte und Vermehrung der Volkslasten, ist den Massen der Nation endlich in Fleisch und Blut übergegangen; was die Kartellparteien noch

erreichen, das erreichen sie nur durch gewissen- und rücksichtslosen Mißbrauch ihrer materiellen Machtmittel. An ihre „nationalen“ und sonstigen Schlagworte glaubt kein Mensch mehr, der sich noch in unbeschränktem Besitz seiner fünf Sinne befindet. Es liegt auch kein Grund vor, zu fürchten, daß sich darin noch einmal eine Aenderung zum Schlechten vollziehen könne. Just zwanzig Jahre sind seit dem Geburtstag der Kartellpolitik verflossen, der Politik, die den Großgrundbesitz, die Großindustrie und die Bureaukratie zur Plünderung der Massen verband; diese beiden Jahrzehnte haben der Nation ungeheuer viel gekostet, aber das kolossale Lehrgeld ist doch nicht ganz aus dem Fenster geworfen worden; die Kartelltrompete hat ein großes Loch, selbst wenn sie ein Miquel zum „Sammeln“ bläst.

Freilich noch kläglicher, als das reaktionäre Kartell, hat die liberale Bourgeoisie bei diesen Stichwahlen abgeschnitten, trotz eines kleinen ziffernmäßigen Gewinnes. Man braucht darüber keine Schadenfreude zu empfinden; hätten wir eine bürgerliche Demokratie mit einigem Rückgrat im Leibe, so wäre das, auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus, unzweifelhaft eine günstigere Lage der politischen Dinge, als die gegenwärtige Lage ist. Das zu übersehen, weil die Schwäche der bürgerlichen Demokratie bis zu einem gewissen Grade die Stärke der sozialen Demokratie ist, hieße von einem allzu einseitigen Parteistandpunkt urtheilen. Aber über dem, was sein könnte und von Rechtswegen sein sollte, darf man doch niemals übersehen, das was ist, und es wird sich schwer bestreiten lassen, daß während der letzten Jahre innerhalb der sozialdemokratischen Partei mancherlei Illusionen über das Wesen der liberal-demokratischen Bourgeoisie aufgetaucht sind. Damit haben die eben vollzogenen Stichwahlen hoffentlich gründlich aufgeräumt.

Mit wenigen Ausnahmen, namentlich in Baden, ist der biedere Freisinn sammt seinen volksparteilichen Anhängseln wieder ins Lager der Reaktion übergelaufen, und wenn es möglich war, den Ekel und die Verachtung zu überbieten, die eine derartige Politik einflößen muß, so werden sie überboten durch das blöde Triumphgeheul, das der Freisinn erhebt, weil seine „Todfeinde“ von rechts und links her ihn ein paar Stufen die Treppe hinaufgeknufft haben. Statt sich wenigstens in ihrem Kämmerlein zu schämen, daß sie einen „Sieg“ erfochten haben, gegenüber dem ein völliger Untergang in Ehren noch beneidenswerth sein würde, geberden sich diese Marodeure des Schlachtfeldes als die Sieger, die den wirklich kämpfenden Heeren die Wege gewiesen hätten. Die sozialdemokratischen Wähler haben sich durch alle verrätherische Feigheit des Freisinns nicht darin beirren lassen, die freisinnigen Kandidaten gegenüber der Reaktion herauszuhauen, aber man sollte dieser Rasse nun auch nicht mehr zutrauen, als sie überhaupt noch leisten kann. Sie ist noch verwendbar als Kanonenfutter gegen das Kartell, etwa wie der alte Fritz seine Freibataillone verwandte: die Freisinnigen können vielleicht einmal mit dem Bajonett in den Rippen zu einer verlorenen Attaque auf den Feind gezwungen werden, aber bei den „Affaires de Plaine“, in den Feldschlachten zwischen der Arbeiterklasse und der feudalistisch-kapitalistischen Reaktion, müssen sie „zu äußerst an den Flügel, der refüsirt wird, gestellt werden, allwo sie die Bagage decken können“. Der Versuch, gegen den gemeinsamen Feind ein sei es auch nur beschränktes, aber ehrliches und stichhaltiges Bündniß mit dieser Gesellschaft zu schließen, wird immer an ihrer „mark- und knochenlosen Froschmolluskenbreinatur“ scheitern.

Die kleinen bürgerlichen Gruppen, die in ihrer besonderen Weise sich mit der sozialen Bewegung zu stellen versucht haben, sind gleichfalls ohne Lorbeeren

aus dem Wahlkampf hervorgegangen. Daß der völlig sinn- und ziellose Antisemitismus vor der andringenden Sozialdemokratie das Feld zu räumen beginnt, ist natürlich ein erfreulicher Fortschritt; eher könnte man den so gar kläglichen moralisch-politischen Selbstmord bedauern, den die Nationalsozialen bei den Stichwahlen begangen haben. Ueber die völlige Aussichtslosigkeit der ganzen Richtung ist an dieser Stelle oft genug gesprochen worden; immerhin lebte in ihr ein Stück achtbarer bürgerlicher Ideologie. Darauf hat sie leichter, als vorauszusehen war, durch ihre Stichwahltaktik verzichtet, die bei der Wahl zwischen einem Kartellkandidaten und einem sozialdemokratischen Kandidaten für das Kartell und gegen die Sozialdemokratie entschied. Herr Naumann ist sicherlich ein wohlmeinender Mann, aber zum Parteiführer scheinen ihm die wesentlichsten Eigenschaften zu fehlen; noch weniger ist zu verstehen, wie sich die jüngeren Talente der nationalsozialen Richtung, die Gerlach und Göhre, mit dieser schmählichen Stichwahltaktik abfinden wollen; ihnen muß sich dabei ja das Herz im Leibe umgedreht haben. Daß sie ihre ohnehin winzigen Aussichten, jemals einen wirklichen Einfluß auf die Arbeiterbewegung zu gewinnen, nunmehr völlig verspielt haben, liegt auf der Hand.

Mit vollen Ehren und blankem Schilde hat nur die Sozialdemokratie den Wahlkampf bestanden, und sie hat auch den größten Gewinn daraus gezogen. Die bürgerlichen Gegner triumphiren über ihre eigene Schande, wenn sie prahlend auf die nicht mehr als acht Mandate hinweisen, womit die sozialdemokratische Reichstagsfraktion über ihren bisherigen Besitzstand hinausgewachsen ist. Die Zahl der sozialdemokratischen Mandate hat stets in einem großen, mitunter geradezu ungeheuerlichen Mißverhältniß zu der Zahl der sozialdemokratischen Stimmen gestanden; das macht die Wahlkreisgeometrie, die jämmerliche Stichwahltaktik aller bürgerlichen Parteien, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, und was sonst in das Gebiet solcher kläglichen Machenschaften gehört. Die Sozialdemokratie hat von jeher das entscheidende Gewicht nicht darauf gelegt, ob sie über ein paar Stimmen mehr oder weniger im Reichstag verfügt, sondern darauf, ob und wie weit sich ihre Grundsätze in den Massen verbreitet haben und verbreiten. Es ist ehrenvoll genug für sie, daß sie auch an Mandaten absolut und relativ mehr gewonnen hat, als irgend eine bürgerliche Partei, trotz des ganzen Aufgebots politischer Gesinnungs- und Würdelosigkeit, womit die Gegner in den Stichwahlen gekämpft haben. Immerhin liegt darin nur der kleinere Theil ihres Erfolgs; worauf es im Wesentlichen ankommt, das ist der gewaltige Vormarsch, den die sozialdemokratischen Anschauungen seit fünf Jahren in den Massen der Nation gemacht haben.

Die Gegner haben inzwischen auch für diesen Schaden, den sie besehen müssen, ein Trostsprüchlein gefunden, nur schade, daß es ein uralter Ladenhüter ist. Sie sagen nämlich, das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bedeute keineswegs ein Wachsthum der Sozialdemokratie in dem Sinne, daß jeder sozialdemokratische Wähler auf das Erfurter Programm eingeschworen sei. Ein dümmerer Trost ist nun aber wirklich nicht denkbar, wie der Londoner „Sozialdemokrat" schon 1890 sagte, als die bürgerliche Presse mit derselben Redensart krebste. Für einen großen Theil der Wähler ist der Wahlakt nicht sowohl eine Bekenntniß-, als eine Vertrauensfrage; solche Wähler verpflichten sich mit der Abgabe ihres Stimmzettels nicht auf diese oder jene politische oder soziale Theorie, sondern sprechen dieser oder jener Partei ihr Vertrauen aus. Darin theilt die Sozialdemokratie das Schicksal aller Parteien, nur daß der Prozentsatz ihrer überzeugten Anhänger ungleich größer ist als bei jeder bürgerlichen Partei.

Was aber ist mit dieser ganzen Beweisführung für die Gegner gewonnen? Soweit die sozialdemokratischen Stimmen kein unbedingtes Mißtrauensvotum gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft sind, sind sie ein unbedingtes Mißtrauensvotum gegen die Gesammtheit der bürgerlichen Parteien, ein unbedingtes Vertrauensvotum für die Partei des Umsturzes, deren Programm von sämmtlichen bürgerlichen Parteien als der Gipfelpunkt der Unsittlichkeit und der Unvernunft verschrieen wird. Die bürgerlichen Parteien sind wirklich nicht mehr recht bei Troste, wenn sie sich an einer für sie so niederschmetternden Thatsache noch erbauen.

Die Sozialdemokratie darf auf den Verlauf der Stichwahlen mit derselben Genugthuung blicken wie auf den Verlauf der Hauptwahlen. Sie hat sich keinen Augenblick durch die freisinnige Ueberläuferei in der Erfüllung ihrer politischen Pflicht beirren lassen und es ist wesentlich ihr Verdienst, wenn keine Kartellmehrheit in den Reichstag einzieht. Die Stichwahlen fielen in große Erinnerungstage des Proletariats; in eben diesen Junitagen wurden fünfzig Jahre früher die Pariser Arbeiter durch einen furchtbaren Straßenkampf niedergeschmettert, zu dem sich gleichfalls alle Fraktionen der besitzenden Klassen zusammengeschlossen hatten. Was damals noch gelang: durch einen wüthenden Anprall das Proletariat an seiner Politik und an seinen Zielen irre zu machen, das gelingt heute nicht mehr. Die deutsche Arbeiterklasse hat den Wahlkampf klug und konsequent bis zu seinem letzten Ende durchgefochten; sie hat große Erfolge erreicht und schreitet siegesgewiß größeren Erfolgen entgegen.

Die materialistische Geschichtsauffassung und der praktische Idealismus.

Von **Sadi Gunter.**

Es ist ein feststehendes Vorurtheil der gebildeten Kreise des Bürgerthums, daß die materialistische Geschichtsauffassung jedes Ideal ausschließe. Sogar solche Leute, die der materialistischen Geschichtsauffassung theoretisch näher zu treten anfangen und sie nicht, wie Dr. Barth, mit ein paar ihr völliges Unverständniß beweisenden Phrasen abthun mögen, finden in jenem Vorurtheil noch einen Hinderungsgrund, sich ihr ganz anzuschließen.

So thut es auch Professor Stammler in Halle in seinem Buche: Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung (Leipzig 1896, Veit & Cie.).[1] Er erkennt zwar an, und das wollen wir gerne hervorheben, daß die materialistische Geschichtsauffassung die einzige Geschichtsauffassung sei, „die von Gesetzmäßigkeit der Menschengeschichte nicht nur redet, sondern darüber auch wirklich einen klaren Begriff und sichere Einsicht zu bewirken unternimmt". Aber ein pseudoidealistisches Vorurtheil gestattet ihm dennoch nicht, in den Kern dieser Lehre einzudringen.

Zwei Vorwürfe sind es vor Allem, die er gegen die materialistische Geschichtsauffassung zu erheben hat. 1. Die materialistische Geschichtsauffassung ist darin „unfertig", daß sie gewisse Grundbegriffe, wie „ökonomische Phänomene", „wirthschaftliche Verhältnisse" 2c., nicht genügend „erkenntnißkritisch festgestellt" hat, und daher lehrt sie ganz verkehrter Weise, das Recht sei von den Besonder-

[1] Vorliegender Artikel war in unseren Händen, ehe die Besprechung des Stammlerschen Buches aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters H. Cunow (Heft 35) erschien. D. Red.

heiten der sozialen Wirthschaft abhängig (S. 79). Es ist aber „nicht zutreffend, das Verhältniß der rechtlichen Regelung zu der Sozialwirthschaft als dasjenige eines kausalen Einwirkens zu erachten und unter den Begriff der Ursache und Wirkung zu bringen. Denn dies würde voraussetzen, daß die beiden, Recht und Wirthschaft, als zwei selbständige einander gegenüberstehende Objekte beständen, während dieses gar nicht der Fall ist" (S. 229). 2. „Es fehlt die Rechtfertigung dafür, daß soziale Gesetzmäßigkeit und kausal begriffener Werdegang sozialer Bestrebungen eines und dasselbe seien" (S. 79). Denn es besteht „zwischen Erkenntniß eines kausalen Geschehens und zwischen Zwecksetzung ein durchgreifender und grundlegender Unterschied" (S. 354). Und „es ist wissenschaftlich nicht begründet, diese teleologische Nothwendigkeit als eine solche eines kausal nothwendigen wirklichen Erfolges auszugeben" (S. 429).

Diese beiden Gesichtspunkte sind es, die uns in Stammlers Polemik besonders angehen. Sie wollen wir darum herausgreifen und eingehend zu widerlegen suchen.

In Bezug auf den ersten Vorwurf können wir uns ziemlich kurz fassen, da er im Grunde auf wenig mehr, als auf eine Verschiedenheit der Wortauffassung hinausläuft. Ausführlicher aber müssen wir den zweiten Vorwurf behandeln, dem jener vielverbreitete metaphysische Irrthum zu Grunde liegt, daß das praktische Ideal nur auf theoretischem „Idealismus" zu begründen sei. Hier müssen wir nachweisen, daß Stammler eine unhaltbare doppelte Buchführung vornimmt, die in der Bilanz nicht stimmt. Und das müssen wir durch den positiven Nachweis begründen, 1. daß und wie die geistigen Erscheinungen in der kausalen Kette selber wirken müssen; 2. daß und wie im historischen Materialismus — der von dem gemeinen Materialismus strenge zu scheiden ist — ein praktischer Idealismus nicht nur möglich, sondern nothwendig ist. Unsere Abhandlung besteht danach aus drei Theilen: 1. „Oekonomische Materie und rechtliche Form", 2. „Die Kausalität und das Geistesleben", 3. „Historischer Materialismus und praktischer Idealismus".

1. Oekonomische Materie und rechtliche Form.

In der Vorrede zur „Kritik der politischen Oekonomie" (S. XI) hat Marx bekanntlich in einer für den historischen Materialismus grundlegenden Erörterung gesagt: „Die Gesammtheit dieser Produktionsverhältnisse („die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen") bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen." Den Gegensatz, in dem hier die „ökonomische Struktur" und der „juristische und politische Ueberbau" stehen, greift Stammler mit Energie an und wird nicht müde, zu betonen, daß solche Gegenüberstellung unzulässig sei, daß eine Wirthschaft in einer menschlichen Gesellschaft ohne rechtliche und politische Regelung gar nicht gedacht werden könne. Wirthschaft und Recht stehen also in Stammlers Augen in etwa derjenigen Abhängigkeit voneinander, die in der Mathematik als „Funktion" bezeichnet wird. Marx aber, so meint er, irre darin, daß er diese funktionelle Abhängigkeit in eine kausale Abhängigkeit verwandle.

Der Einwurf scheint sehr gewichtig. Indeß es handelt sich um einen Streit ungefähr von folgender Art: Ein Naturforscher hat das Wachsthum des Baumes untersucht und lehrt, daß die produktiven Zellschichten, die Cambiumschichten, die zwischen Holz und Rinde liegen, einerseits das Holz, andererseits die Rinde bilden. Die Rinde, so sagt er, lagert sich nach außen über die Cambium-

schichten und schützt diese; je mehr aber der Baum wächst, um so mehr hemmt die alte Rinde; sie zerreißt endlich und wird rascher oder allmäliger abgestoßen.

Dem gegenüber tritt ein Mann, der da sagt: „Welcher Unsinn! Ein Baum ist ja ohne Rinde gar nicht lebensfähig; in ihren Saftzellen läuft ja der Lebensprozeß des Baumes ab. Wie kann man da Rinde und Cambium einander kausal gegenüberstellen? Die Wahrheit ist, daß man zwischen der Zellform und der Zellmaterie, d. h. den lebendigen Baustoffen der Zelle unterscheiden muß. In letzteren, den lebendigen Säften, liegen die Kräfte, die zur Umbildung und Neubildung treiben."

Dieser Mann legt also besonderen Werth darauf, zu betonen, daß man ja nicht glauben solle, es könne lebendige Zellsäfte ohne Zellformen geben. Der rein anatomische (analytische) Unterschied zwischen Zellinhalt und Zellform nimmt ihn so sehr gefangen, daß er gar nicht merkt, was der erste Forscher lehren will. Dieser kennt den genannten analytischen Unterschied wohl auch, aber ein solcher Unterschied hat für seine Zwecke keinen besonderen Werth. Denn er will im vorliegenden Falle die physiologischen Beziehungen nicht zwischen Zellwand und Zellsaft, sondern zwischen den noch bildungsfähigen und den mehr oder minder erstarrten Zellschichten zeigen. Das aber ist wirklich eine kausale, nicht blos eine funktionelle Beziehung. Der zweite Forscher redet also mit seinen Einwänden am ersten vorbei.

Eine ganz gleichartige Verwechslung begeht Stammler. Er ist der Anatom, der den lebendigen wirthschaftlichen Organismus an vielen Stellen zerschneidet und nun stets Wirthschaft und Recht als Materie und Form unterscheidbar vorfindet. Mit dieser Unterscheidung wagt er dann einen physiologischen Ausblick und sagt da: „Das Richtige ist, daß Bewegungen der Materie des sozialen Lebens selbst es sein müssen, die auf eine Aenderung oder Umgestaltung der dasselbe bedingenden formalen Regelung hindrängen" (S. 344). Er sagt damit im Wesentlichen nichts anderes, als was der Physiologe der Oekonomie Marx auch sagt mit den Worten: „Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung gerathen die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen" und „mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um". Stammler wendet nun das Wort „Recht" (wie genannter Naturforscher das Wort „Rinde") in etwas anderem Sinne an als sein Gegner. Marx redet vom juristischen Ueberbau, von den Eigenthumsverhältnissen als juristischem Ausdruck der Produktionsverhältnisse; er spricht also von einem starr gewordenen, kodifizirten Recht, das sich in der That nicht nur als schützende, sondern eventuell auch als hemmende Rinde um die Saftzellen des lebendigen wirthschaftlichen Organismus zu legen vermag. Die Beseitigung dieser alten und überlebten Rechtsordnungen geht natürlich auf kausalem Wege so vor sich, daß die sich weiter entwickelnde Wirthschaft eine neue ihr entsprechende Rinde, wollte sagen juristische Form zu bilden und die alte zu sprengen sucht. Diesen natürlichen Entwicklungsgang sieht Stammler darum nicht, weil er sich in seine analytische Scheidung von wirthschaftlicher Materie und rechtlicher Form völlig eingebohrt hat. Darum meint er, Marx übersehe, daß jede Wirthschaft auch eine Rechtsform haben müsse. Daß Marx so etwas nicht einfallen kann, beweist unter Anderem die Thatsache, daß ihm die ganze Produktion selbst nur als „Formveränderung" (Kapital, I, S. 167) erscheint, daß er (Kapital, I, S. 588) von der gesellschaftlichen Form des Produktionsprozesses spricht. Hierin sind doch offenbar rechtliche Beziehungen, das Wort im weitesten Sinne genommen, nothwendig mitenthalten.

Freilich, dieses „Recht“ analysirt Marx nicht besonders; es kommt ihm auf den Zusammenhang und eventuellen Gegensatz der lebendigen Wirthschaft und des starreren juristischen Rechts an.

Diese Versteifung des Begriffsanatomen auf den gerade von ihm ins Auge gefaßten analytischen Unterschied hängt mit seinem Kantianismus aufs Engste zusammen. Kant hat eine sehr verdienstliche Arbeit geleistet, indem er unsere Erkenntniß analysirte, gleichsam den Bestand unserer geistigen Erkenntnißmittel zu untersuchen unternahm: Substanz, Kausalität, Quantität, Qualität, Materie, Form 2c. Solche Unterscheidungen sind wir allerdings zu machen gezwungen. Aber diese Erkenntnißmittel sind noch etwas mehr als bloße Geistesfunktionen, sie bezeichnen auch etwas an den erkannten Gegenständen selbst. Den Dingen selbst wird Quantität und Qualität zuerkannt, nicht blos unserer Auffassung der Dinge. Hier tritt nun die Gefahr ein, daß man meint, das, was einmal als Quantität am Gegenstand erkannt ist, könne nicht ein andermal qualitativ hervortreten, das, was als Substanz am Gegenstand beharre, könne nicht ein andermal in kausaler Lebendigkeit erscheinen, das, was einmal als Materie zu fassen sei, könne nie unter den Gesichtspunkt der Form treten.

Dieselbe Starrheit, welche die genannten Erkenntnißmittel als bloße Begriffe haben, wird im Handumdrehen auf die dadurch bezeichneten stets fließenden Gegenstände und gegenständlichen Beziehungen übertragen. Dieser Gefahr ist Kant selbst, ihr sind auch die Neukantianer Cohen und Natorp, so sehr sie die Begriffe als Erkenntnißmittel betonen, ihr ist auch der sich ihnen eng anschließende Stammler unterlegen. Hier muß Hegel als korrigirende Instanz hinzutreten und zeigen, daß die Ergebnisse anatomischer Analyse nicht in unverrückbarer Starrheit auf den physiologischen Lebensprozeß übertragen werden dürfen. Der historische Materialismus ist gewissermaßen die Synthese der Kant-Hegelschen Philosophie in Bezug auf thatsächliche Erfahrung.

2. Die Kausalität und das Geistesleben.

Stammler sagt (S. 31) im Anschluß an Natorp: „Es ist nur eine Erfahrung, in welcher alle Wahrnehmungen als im durchgängigen und gesetzmäßigen Zusammenhang vorgestellt worden.“ Danach sollte man glauben, Stammler werde auch die Gedanken, Ziele, Zwecke, Ideale des Menschen in ihrem durchgängigen und gesetzmäßigen Zusammenhang aus dieser einen Erfahrung begründen. Allein das thut er keineswegs. Im Gegentheil! Er macht dem Sozialismus, der dies wirklich thut, den in der Einleitung angeführten Einwurf, dieser bedenke nicht, daß „zwischen Erkenntniß kausalen Geschehens und zwischen Zwecksetzung ein durchgreifender und grundlegender Unterschied sei!“ Er betont wiederholt diesen Unterschied mit allergrößtem Nachdruck, am entschiedensten wohl in folgender Stelle:

„Soweit eine Wirkung als nothwendige Folge einer vorausgehenden Ursache wissenschaftlich eingesehen ist, soweit ist menschlicher helfender und begünstigender Einfluß ganz und gar ausgeschlossen.

„Der Wunsch, einen kausal nothwendigen Erfolg zu fördern, involvirt einen lediglichen Nonsens. . . .

„Wer sich auf den vorausgesehenen Winter einrichtet, handelt nach Zwecken; denn der Erfolg seines Vorgehens wird hier nicht als ein kausal nothwendiges Ereigniß wissenschaftlich erkannt, sondern als ein von ihm zu bewirkendes vorgestellt“ (S. 628).

„Von ihm zu bewirkendes?“ Das also stände im Gegensatz zu dem „kausal nothwendigen“? Es müßte also doch zweierlei Kausalität geben,

eine naturgesetzliche und außerdem eine teleologische, und die letztere müßte dann irgendwie in die Kette der ersteren hereinfuchteln können. Oder aber sie kann das nicht, falls es nur eine Erfahrung giebt; dann ist die Teleologie eine bloße Luftspiegelung.

So möchte man ohne weiteres Stammler entgegnen. Aber wir fürchten, das würde wenig verfangen. Es müssen tiefere Gründe sein, die einen solchen Mann veranlaßt haben, eine Position einzunehmen, die, wie man bei oberflächlicher Betrachtung meinen sollte, schon von einem fünfzehnjährigen Burschen als fehlerhaft eingesehen werden kann.

Das Hemmniß, das hier der klaren Einsicht selbst bei klugen Leuten im Wege steht, mag wohl von zweierlei Art sein. Einmal wirkt auf uns Alle eine durch unsere Erziehung hervorgerufene Neigung, leibliche und geistige Eigenschaften schärfer zu sondern als Eigenschaften anderer Art, und diese Neigung ist bei Stammler noch durch die Kantische Denkgewohnheit verstärkt, analytische Unterscheidungen für scharfe sachliche Unterschiede anzusehen.

Zweitens aber wird diese analytische Unterscheidung darum mit solcher Energie festgehalten, weil das unmittelbare Bewußtsein uns eine mit kausaler Gebundenheit ganz unvereinbare Willensfreiheit zu beweisen scheint. Da wird dann trotz der Einsicht in die Allgemeingiltigkeit des Kausalgesetzes ein Hinterthürchen gesucht, durch das man dem Widerspruch entschlüpfen und die metaphysische Willensfreiheit retten kann; — und es wird auch gefunden. Stammler findet es im Anschluß an Kant: „Die Kausalverknüpfung ist nicht eine Verknüpfung zwischen den Dingen, welche diesen an und für sich auch ganz außerhalb der Möglichkeit unserer Erkenntniß zukäme, sondern es ist eine besondere einheitliche Art und Weise, unsere Vorstellungen zu ordnen" (S. 362). Freilich! Was außerhalb der Möglichkeit der Erkenntniß liegt, davon können wir nicht reden. Aber der Zusatz, daß die Kausalität nur eine „Art und Weise sei, unsere Vorstellungen zu ordnen", bringt ein Hinterthürchen herein, nämlich den stillen Gedanken, die teleologische Auffassungsweise möge am Ende gleichwerthig neben der kausalen stehen können. Das ist ganz genau so, als wenn wir sagten: Einerseits dreht sich zwar die Erde um die Sonne, aber das Urtheil, die Sonne dreht sich um die Erde, ist trotzdem gleichwerthig, da es ja auf einer anderen berechtigten Auffassungsweise des Sachverhalts beruht.

Wir würden über den lächeln, der hier das Urtheil des Sinnenscheins und das wissenschaftliche Urtheil als zwei „ausschließende Alternativen" bezeichnen wollte, die beide gleich richtig wären. Wir lächeln aber nur deshalb darüber, weil wir den dem wissenschaftlichen Sachverhalt widersprechenden Sinnenschein erklären und also in der That eine einheitliche Auffassung herstellen können. Vermöchten wir das nicht, so würde uns vermuthlich auch hier der abweichende Sinnenschein noch Streiche spielen und zu allerhand Versuchen führen, das falsche Urtheil trotz des heliozentrischen Systems festzuhalten. Darum haben wir auch in unserem Falle die Aufgabe, zu erklären, wie innerhalb des kausalen Zusammenhangs Geist und Wille zu funktioniren vermögen. Das aber thut gerade die materialistische Geschichtsauffassung; und da Stammler diejenigen Momente, die diesen Nachweis enthalten, verkannt hat, so ist es nöthig, sie etwas ausführlicher vorzuführen.

Das gemeine Bewußtsein unterscheidet nicht blos leibliche und geistige Eigenschaften, sondern trennt sie vollständig, wie Himmel und Erde. Diese metaphysische Scheidung macht der historische Materialismus nicht mit. Er nimmt den Menschen als bewußtes und handelndes Wesen, wie er sich erfahrungs-

gemäß im thatsächlichen Lebensprozesse zeigt. Die frühere idealistische Philosophie sucht nur die geistige Seite dieses Lebensprozesses darzulegen, und betrachtet die äußere Seite mehr oder minder als Beiwerk. Der dogmatische Materialismus dagegen betrachtet nur die körperliche Mechanik; er sieht den Menschen rein als eine von außen angeheizte und in Bewegung gesetzte Maschine an, deren innere Funktionen gleichgiltig bleiben. Der historische Materialismus dagegen löst beide Einseitigkeiten in der Einheit eines Lebensprozesses auf. Es ist nach Mehring („Lessinglegende", 2. Aufl., S. 492) gerade der entscheidendste Punkt dieser Lehre, daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den Menschen in seinem Zusammenhang von Geist und Natur zeigt.

Ferner sieht die materialistische Geschichtsauffassung „keine Inkonsequenz" darin, „daß ideelle Triebkräfte anerkannt werden, sondern nur darin, daß von ihnen nicht weiter zurückgegangen wird auf ihre bewegenden Ursachen." (Engels, „Feuerbach" S. 45.) In einer in verschiedener Hinsicht hochbedeutsamen Stelle sagt Marx: „Der Mensch tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber", nämlich in der Arbeit. Diese „ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur", den der Mensch vollzieht, „um sich die Naturkraft in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen". Und zwar ist dies „ein Prozeß, worin er seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene That vermittelt, regelt und kontrollirt" („Kapital", I, 163 f.).

Der Mensch ist also hier klar und deutlich als „Naturmacht" im Verhältniß zu anderen Naturmächten, aber trotzdem nicht als todte, mechanische Kraft, sondern als bewußt „regelndes und kontrollirendes" Wesen aufgefaßt. Die Teleologie ist damit ohne Weiteres anerkannt. Und es ist auch keine Rede davon, ihren Zusammenhang mit der Kausalität rein mechanisch begreifen zu wollen, wie es der metaphysische Materialismus thut. Gegen diesen Materialismus zieht Marx selber sogar recht scharf zu Felde. Man könnte fast meinen, folgenden Satz aus der achten These gegen Feuerbach habe ein metaphysischer Idealist geschrieben: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände, anderer Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden, daß also der Erzieher selbst erzogen werden muß."

Dieser scheinbar idealistische Einwurf ist von einschneidendster Wichtigkeit. Er enthält in sich die Frage: Wie kommt diese Veränderung der Umstände, und diese veränderte Erziehung der Erzieher zu Stande? Die Beantwortung dieser Frage ist entscheidend für den historischen Materialismus.

Nehmen wir, bevor wir dessen Prinzip betrachten, einmal eine Analogie aus der rein mechanischen Natur, damit Gleichheiten und Verschiedenheiten um so schärfer hervortreten. Betrachten wir z. B. einen sich drehenden Kreisel. Derselbe wird, in Bewegung gesetzt, in der einmal angenommenen Bewegungsform verharren, bis seine Kraft durch Reibung und Luftwiderstand erschöpft ist, falls keinerlei neue hemmende oder bewegende Kraft hinzukommt. Kommt eine hemmende Kraft, etwa ein Stuhlbein in den Weg, so zerschellt er, oder seine Bewegung wird wenigstens gemindert und verändert. Trifft aber ein Antrieb auf ihn, der in der Richtung seiner Bewegung liegt, ein Peitschenschlag etwa, so wird die Kraft seiner Bewegung gemehrt, die Art der Bewegung wird verwickelter, sie wird eine Komponente des früheren und des neuen Antriebs. Es findet ein „Fortschritt" statt.

Wir haben also innerhalb der todten Mechanik schon Stillstand, beziehungsweise allmäliges Absterben beim Mangel besonderer neuer Antriebe, Rückschritt

oder sofortigen Tod bei hemmenden, Fortschritt bei steigernden und komplizirenden Einwirkungen. Ganz ähnlich und doch theilweise unter etwas anderen Formen laufen die Vorgänge in der organischen Natur ab.

Nehmen wir folgenden Fall. Ein paar von Gras und Kräutern lebende vierfüßige Thiere sind in eine enge Thalschlucht gelangt, aus der nach allen Seiten schwer ein Ausgang zu finden ist. Aber in der Mitte ist ein Kessel, der Nahrung in Fülle bietet. Nun kommt eine Ueberschwemmung, die den ganzen Kessel mit Steinen und Geröll ausfüllt. Die Thiere haben keine Nahrung mehr. Aber der Hunger treibt sie, solche zu suchen. Etliche versuchen umsonst, die Felshänge emporzuklettern, sie fallen zurück. Ein Theil von diesen stirbt vor Ermattung, einige andere fristen ein kümmerliches Dasein von etlichen früher verschmähten Flechten, die sie von den Felsen abnagen; sie werden dürftig, ihre wenigen Nachkommen noch unansehnlicher. Etlichen besonders kräftigen und glücklichen Exemplaren aber ist es beschieden, eine Stelle zu finden, wo sie die Felsen zu überklettern vermögen. Ueber der Felsbank finden sie auf bergigem Boden herrliche Weide. Und hier werden sie und vor Allem ihre Nachkommen schöner, kräftiger, gewandter als sie unten im Thale gewesen waren.

Wir haben in diesem Beispiel einen äußeren mechanischen Anstoß, die Verwüstung des Futterplatzes durch die Ueberschwemmung. Die Wirkung davon war Hungersnoth. Der Hunger allein aber findet keine Nahrung. Er muß erst seinerseits die vorhandenen geistigen Kräfte spornen, nach Nahrung zu suchen, und diese müssen wieder die Glieder in Bewegung setzen nach den Stellen hin, wo Nahrung erhofft wird. Die kausale Kette nimmt also ihren Weg durch den Kopf der Thiere hindurch; die Ueberlegung und die Anspannung des Willens treten als ihre eigensten Glieder auf. Wo diese Geisteskräfte keinen Ausweg finden konnten, folgte der Tod. Es ist unerfindlich, wo hier Stammlers „unerbittliche Alternative" steckt, „zwischen kausal begreifender Erkenntniß und zielbewußtem Wollen jeweils ausschließend sich zu entscheiden" (S. 432). Das zielbewußte Wollen muß hier eben „nothwendig" innerhalb des kausalen Zusammenhangs begriffen werden.

Allein hier haben wir Antriebe und Veränderungen von zweierlei Art zu beachten. Wenn die Ueberschwemmung die Nahrung zerstört, den Hunger steigert und zum Aufsuchen neuer Nahrung spornt, so ist der letzte Anstoß, wie gezeigt, rein mechanisch. Allein nun haben die Thiere besser klettern gelernt. Daß sie das thaten, lag nicht in der Richtung des ersten Anstoßes, ist auch nicht die nothwendige Folge der bewußen Absicht, nach Nahrung zu suchen. Allein trotzdem ist die erhöhte Kletterfähigkeit und die vielleicht damit verbundene Schärfung der Sinne und der Ueberlegung eine Wirkung des thatsächlichen Suchens nach neuen Nährquellen. Und wenn jetzt etwa der neue Futterplatz wieder abgeweidet sein sollte, so würden diese neuerworbenen Eigenschaften es leichter machen, neue Nahrung zu finden.

Solche kausal nothwendigen, aber teleologisch unbeabsichtigten Nebenwirkungen absichtsvollen Thuns sind für den historischen Materialismus in seinem Kern und Wesen charakteristisch. Wundt („Ethik", S. 231) spricht in Bezug darauf von einem Prinzip der Heterogonie der Zwecke, und er bestimmt dies als „die allgemeine Erfahrung, daß in dem gesammten Umfange menschlicher Willenshandlungen Effekte der Handlungen mehr oder weniger weit über die ursprünglichen Willensmotive hinausreichen, und daß hierdurch für künftige Handlungen neue Motive entstehen, die" wieder „ähnliche Wirkungen haben." Die bewußte That des Menschen sucht ein ihm aufgedrängtes Problem zu lösen, dabei

schafft sie aber, ohne es zu wollen und zu wissen, neue Probleme, die den Menschen dann wieder zu neuen Thaten, von da wieder zu neuen Problemen treiben und dadurch erziehend wirken.

Dies Prinzip der „Heterogonie der Zwecke“ haben Marx und Engels lange vor Wundt entdeckt. So sagt Marx (a. a. O.): „Indem der Mensch“ (bewußt) „durch seine Arbeit auf die äußere Natur einwirkt, verändert er zugleich“ (unbewußt) „seine eigene Natur“. Aehnlich sagt Engels („Feuerbach“, S. 43) und die Sätze von Marx im Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie sind nichts als eine Anwendung dieses Prinzips auf die konkreten geschichtlichen Vorgänge. Dies müssen wir etwas eingehender entwickeln.

Die Gedanken in jenem Vorwort lauten: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.“ Dieser zusammengedrängte Gedanke ist zu erklären. Die Produktionsweise zu wählen steht bekanntlich keiner Generation frei; jede wird in eine vorhandene Produktionsweise hereingeboren. Im Feudalstaat kann kein moderner Fabrikant entstehen. Und daß im Feudalstaat das allgemeine Denken und Fühlen eine andere Form haben muß, wie im heutigen Staate, wird Stammler wohl nicht bestreiten. Er kann ja heute sehen, wie sehr das durchschnittliche Fühlen und Denken des Grundherren, des Fabrikanten, des Arbeiters durch ihre Lebensverhältnisse bedingt wird.

Nun fragt sich, wie die Veränderungen zu Stande kommen. Kommen sie einfach so zu Stande, daß eines schönen Tages kluge Leute kommen und sagen: Der Feudalstaat taugt nichts, wir wollen einen kapitalistischen Staat einrichten, und daß die Menge ihnen Beifall zollt, den Feudalstaat umwirft und sich ganz neue Lebensverhältnisse schafft? Das sagt Stammler selbst nicht; dazu ist er doch trotz seiner Teleologie zu sehr von der kausalen Bedingtheit alles Lebens erfaßt.

Innerhalb der feudalen Ordnung bilden sich zunächst, ganz ohne daß den Menschen das Bewußtsein von der Tragweite kleiner Aenderungen beiwohnt, veränderte Produktions- und Austauschsformen; diese ziehen weitere Aenderungen nach sich; die Interessen einzelner Gruppen erfordern nunmehr Schutz, weiteren Ausbau der Rechtsordnungen; dies drängt zur rechtlichen Forschung überhaupt ꝛc. ꝛc.

Stammler scheint dies zuweilen zu begreifen, an anderen Stellen scheint er die Produktion, die Technik für ganz todte Dinge anzusehen, die von selber gehen; so, wenn er sagt: „Der Wunsch, einen kausal nothwendigen Erfolg zu fördern, involvirt einen lediglichen Nonsens“ (S. 628). Den Unterschied zwischen mechanischen und heterogonischen Antrieben, welch letztere auch kausal auf den Willen wirken, kennt er offenbar nicht.

Dem gegenüber gilt es zu betonen: die Menschen schaffen bewußt ihre Produkte. Aber sie würden das bis in Unendlichkeit in gleicher Weise thun, ohne weiter zu kommen, falls nicht durch neue äußere oder heterogonische Anstöße neue Probleme erzeugt würden. Löst die betreffende Gesellschaft diese Probleme, so schreitet sie fort, löst sie sie nicht, so geht sie zurück oder gar zu Grunde. Das ist, beiläufig bemerkt, der einzige Punkt, in dem, wie wir glauben, Marx geirrt hat. Er sagt nämlich: „Die Menschheit stellt sich immer nur Aufgaben, die sie lösen kann.“ Die Antike aber hat, worin uns scheint, den Widerspruch zwischen dem mit Sklaven betriebenen Latifundienbesitz und der dadurch bedingten Freisetzung zahlreicher arbeits- und besitzloser Proletarier nicht lösen können. In der Gracchenzeit trat dieser Widerspruch als Problem ins Bewußtsein. Man fand nicht die Mittel, es zu lösen, und Rom mußte zu Grunde gehen.

Im Uebrigen wird man Marx wenig anhaben können, wenn man nicht selbstgeschaffene Phantome bekämpft und wenn man nicht die materialistische Geschichtsauffassung als Dogma betrachtet. Das ist sie nicht. Sie ist nur ein heuristisches Prinzip, ein „Leitfaden" für die „Studien", nichts mehr. (Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie", S. XI.[1]) Und wie ungemein fruchtbar sie hier ist, das brauchen wir nicht mehr auseinander zu setzen; das bestreitet ja auch Stammler nicht.

Stammler erklärt sie nur fortwährend für „unfertig" und „unausgedacht", dagegen haben wir uns zu wenden und zu zeigen, daß das ein Irrthum ist. Wir haben bereits gezeigt, daß sie insofern nicht unfertig ist, als sie die geistige Seite des Lebensprozesses: den Willen und damit die Teleologie in demselben kausalen Zusammenhang mitenthält. Wir haben nunmehr noch darzulegen, wie der praktische Idealismus gerade in ihr eine hervorragendere und klarere Bedeutung gewinnt, als in irgend einem der bisherigen dogmatisch-idealistischen Systeme.

3. Historischer Materialismus und praktischer Idealismus.

An der Schwelle alles Idealismus sehen wir die alte Unterscheidung zwischen Stoff und Form. Auch Marx ist dieser Unterschied geläufig. Das „Produkt" ist ihm ein „durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen angepaßter Naturstoff". Aber der Unterschied ist bei Marx flüssig: „Ein Produkt, das in einer für die Konsumtion fertigen Form existirt, kann von Neuem zum Rohmaterial eines anderen Produkts werden, wie die Traube zum Rohmaterial des Weines." Dagegen ist bei einem Platoniker und strengen Kantianer der Unterschied starr und fest. Wir haben gesehen, wie starr Stammler den analytischen Unterschied zwischen wirthschaftlicher Materie und gesetzlicher Form behandelt.

Allein, wenn der Unterschied zwischen Stoff und Form auch flüssig ist, so ist er doch nicht willkürlich, wie sich aus genanntem Beispiel von Marx ergiebt. Und praktisch ist es ein erheblicher Unterschied, ob und inwiefern der Gesichtspunkt des Stoffes oder der der Form hervortritt.

Bei der großen Menge unserer alltäglichen Umformungen gegebener Stoffe sind Stoff und Form gegebene Größen. Eine bestimmte Menge Stoff, z. B. Eisen, wird benöthigt, um die bestimmte Form einer Maschine zu erhalten, und die Vollkommenheit, in der diese Form erzielt wird, ist auch oft durch die technischen Bedürfnisse und Hilfsmittel gegeben. Nun kann aber unter Umständen einer der beiden Faktoren oder es können beide zugleich fraglich werden. Es kann z. B. gefragt werden, wie viel Eisen zu einem Fahrrad nothwendig ist. Steht der formelle Vervollkommnungsgrad nicht in Frage, so handelt es sich um eine rein quantitative Sache. Ueber oder unter einem gewissen Quantum Eisen darf nicht verwendet werden, sonst wird das Fahrrad unzweckmäßig oder gar unbrauchbar. Es handelt sich darum, die „richtige Mitte" zu treffen.

Anders ist es, wenn nicht das Quantum in Frage steht, sondern die formelle Vervollkommnung selbst den wesentlichen Zielpunkt bildet. Man fragt da: Wie bringen wir die leistungsfähigste Maschine zu stande? Jetzt ist von richtiger Mitte keine Rede mehr. Die leistungsfähigste Maschine zu fertigen, das ist ein Ziel, welches jenseits aller gegebenen Grenzen liegt. Hier tritt die Teleologie

[1] Vergl. Bernstein, „Neue Zeit" 1897/98, I, S. 744: „Das wäre noch schöner, wenn die materialistische Geschichtsauffassung, statt Methode für die Untersuchung zu sein, jeden Gebrauch abgeleiteter Begriffe ... verbieten wollte"; und S. 749: „Aller historische Materialismus hilft über die Thatsache nicht hinweg, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen."

in ihr eigentliches Recht. Das Ziel des Strebens erscheint als unvollendbares Ideal.

Diese Eigenart des Ideals haben wir nunmehr genauer zu betrachten.

Um seinen Zweck zu erreichen, muß der Mensch 1. die Mittel kennen und beherrschen, die zum Ziele führen, 2. dem geordneten Zwecke, „der die Art und Weise seines Thuns als Gesetz bestimmt", „seinen Willen unterordnen" (Marx, „Kapital", I, S. 164). In beiden selbstverständlichen Forderungen sind, beiläufig gesagt, die beiden polar entgegengesetzten und polar unzertrennlichen Seiten wirklich wissenschaftlicher Ethik im Keime enthalten. Aus der Art, wie sich diese beiden Seiten zu einander verhalten, ergeben sich vier in zwei Gruppen zu scheidende Hauptfälle.

Im ersten Hauptfall sind die Mittel sowohl bekannt als auch beherrschbar, und die Unterwerfung des Willens ist zur Fertigkeit ausgebildet. Diese Fertigkeit wird mit der Zeit sogar eine ganz mechanische Sache, falls die Art und Weise, in der der Zweck verfolgt wird, das ist die Form, sich stets gleich bleibt. Aus diesem Grunde bieten dem Erwachsenen eine Menge von Verrichtungen, die ihm in der Jugend Gegenstand eifrigsten Strebens und größter Selbstüberwindung waren, gar kein Problem mehr; sie rühren das Interesse nur ausnahmsweise, falls etwa ihr Ablauf durch irgend eine unvermuthete Einwirkung gestört wird.

Der zweite Hauptfall ist der, daß die Mittel wirklich oder vermeintlich bekannt und beherrschbar sind, aber der Wille nicht geneigt ist, sich ihnen zu unterwerfen. Dann tritt erziehlicher oder sonstiger äußerer Zwang ein, um die Unterwerfung des Willens unter die gestellten Forderungen zu verursachen. Diesen wie den vorigen Fall hat die bisherige Ethik fast ausschließlich im Auge gehabt. Sie unterstellt feststehende Lebensordnungen bezw. feststehende Gebote. Wer ihnen freiwillig folgt, ist gut, wessen Wille sich sträubt, der ist ohne Weiteres böse. Die sittliche Aufgabe besteht nur darin, den Willen zur Unterwerfung unter die gegebene Ordnung zu bringen.

Diesen beiden Fällen, die relativ stetigen gesellschaftlichen Zuständen entsprechen, treten zwei andere gegenüber, in denen Zeiten rascherer Umbildung und Neubildung der Gesellschaft zum Ausdruck gelangen.

Die individuelle oder soziale Entwicklung kann nämlich drittens solche Probleme stellen, deren Lösung noch im Dunklen liegt, da die Mittel, die zu den gesteckten Zielen führen, noch nicht erkannt und beherrscht werden, und es kann gleichzeitig das ernste Streben fehlen, die richtigen Mittel ausfindig zu machen, der Aufsuchung derselben den Willen zu unterwerfen. Unsere Zeit zeigt Beispiele für diesen Fall in außerordentlicher Reichhaltigkeit. Eine Menge von Menschen will das soziale Problem gar nicht sehen; sie verschließen sich mit einer Art von bösem Gewissen gegen dasselbe und meinen, wenn sie nichts davon verständen, könnten sie um so fröhlicher im alten Geleise weitertrotteln. Raffgier, Genußsucht, blinder Chauvinismus, Unterdrückungspolitik sind die praktischen Aeußerungen dieser Gesinnung; philosophisch stellt sie sich theils in angequälter Hingabe an alte Glaubensrichtungen, theils in Nietzschescher Herrenmoral, Hartmannschem Pessimismus und seichtem opportunistischen Eklektizismus dar.

Auf diesen sehr interessanten Fall näher einzugehen müssen wir uns hier versagen. Uns hat ein vierter Fall zu beschäftigen, der nämlich, wo zwar der Wille geneigt ist, die Mittel anzuwenden, die zum Ziele führen, diese aber noch nicht oder nur unvollständig zu erkennen oder zu beherrschen sind. In diesem Falle tritt das Ziel in der Seele des Einzelnen, des Volkes, der Volksschicht als Ideal hervor.

Charakteristisch dafür ist zweierlei: Einerseits fehlt die genaue Begrenzung für die Art und das Maß des Handelns; in Bezug auf die Mittel wird gestritten und mehr oder minder unsicher getastet. Andererseits stehen die Ziele selbst sonnengleich, hell, einheitlich und in höchster Vollkommenheit vor Augen, besonders wenn es Ziele von besonderer Wichtigkeit sind.

Zuweilen freilich verursachen auch gewöhnliche Ziele eine Anspannung aller Kräfte, z. B. beim Sport. Wenn Jemand, im Begriffe beim Kampfspiel den Wettlauf zu wagen, alle begleitenden Umstände sowie die eigenen Kräfte und die des Gegners genau abschätzen und daher wissen könnte, daß der Sieg ihm unmöglich wäre, so würde er sich nicht in einen Wettlauf einlassen. Nur der Gedanke, daß der Sieg möglich sei, vermag ihn zu spornen. Er weiß einerseits nicht, ob seine Kräfte auch bei äußerster Anspannung ausreichen; aber er weiß gewiß, daß er nur bei höchster Anspannung derselben auf Gelingen hoffen kann. Darum wird ihm sein Ziel zum Ideal.

Ist bereits in solchen Dingen das Ideal, wenn wir es hier so nennen dürfen, oft eine starke Triebkraft, so ist es das noch mehr bei solchen Zielen, welche die Wahl stellen, sie entweder zu lösen oder völlig zu scheitern. Wir haben solche bereits beim Thiere gesehen. In solchen Fällen gewinnt beim Menschen das Ideal eine geradezu allmächtige Triebkraft. Und es wirkt oft selbst dann noch vorwärtstreibend, wenn das erstrebte Ziel nicht so, wie gehofft wurde, erreicht wird. Denn es steigert die Kräfte und drängt, andere Wege zur Lösung zu finden, wenn die erstgehofften sich als nicht zureichend erweisen. Das ist der Grund, warum das Ziel des Sozialismus, die Befreiung vom Kapital und die Herstellung harmonischerer Lebensformen, die Massen so gewaltig zu fassen, vorwärts zu treiben und heute bereits emporzuheben vermocht hat. Die heute Bedrückten wissen, sie müssen alle Kraft einsetzen, die richtigen Mittel zur Lösung des gegebenen sozialen Problems zu finden und anzuwenden. Denn sonst würden sie in größeres Elend geschleudert und die ganze erreichte Kultur würde mit ihnen zu Grunde gehen.

Aber dies Ideal packt erst dann den Menschen ganz, wenn es begrifflich klar erfaßt wird. Die Erhebung jedes Ideals zum Begriff ist darum nothwendige Voraussetzung freier vernünftiger Wirksamkeit. Sonst bleibt der Mensch auf dem Boden blinder, wilder Impulse.

An der Hand solchen unmittelbar praktischen Ideals bildet sich dann weiter der allgemeine Idealbegriff, der sich, einmal geschaffen, ferneren konkreten Idealen zugesellt, sie steigert, ja sogar da ein Idealstreben anregen kann, wo es ohne ihn nicht entstanden wäre. Dieser Idealbegriff hat folgende Merkmale: Bei jeder Zweckhandlung läuft das Bewußtsein mit, daß die inneren und äußeren Kräfte auf das Ziel hin gerichtet und geordnet werden müssen. Sie müssen so geordnet werden, daß sie insgesammt als Ursachen genügend sind, das Ziel zu bewirken. Das heißt in Stammlers Sprache ausgedrückt: Es handelt sich bei jedem Zwecke darum, „den rohen sinnlichen Stoff gesetzmäßig zu machen“ (S. 391). Freilich, die eigenen geistigen Kräfte müssen bei solcher Ausdrucksweise mit zu dem „rohen sinnlichen Stoffe“ gerechnet werden; denn die zweckentsprechende Ordnung des übrigen Stoffes ist unmöglich ohne Ordnung von Gedanke und Wille.

Falls wir nun die Abstraktion vollzogen, den allgemeinen Begriff der Ordnung, abgesehen von jeder konkreten Besonderheit gefaßt haben, können wir auch wohl mit Stammler sagen, daß unseren Zweckhandlungen „ein fester unwandelbarer Maßstab in der Idee absoluter Einheit zu Grunde liege“ (S. 482), der von „allem empirischen Geschehen und Streben unabhängig ist“, und „eine

gesetzmäßige Bestimmung" dieser letzteren erst „ermöglicht". Wir werden freilich das „Zugrundeliegen" nicht so auffassen, daß sich eine empirische Wirklichkeit um die ursprüngliche Realität eines absoluten Begriffs krystallisire, sondern so, daß dieser Begriff eine Abstraktion ist, die „absolut" frei gemacht ist von besonderen Bestimmungen und nunmehr geeignet ist, auf alle gleichartigen besonderen Bestimmungen „a priori", wie Kant sagt, angewandt zu werden.

Dieser Maßstab „unwandelbarer" Einheit kann nämlich, wenn er einmal da ist, angewendet werden auf jeden Einzelzweck oder auf eine beliebige Kombination von einzelnen Zweckhandlungen. Die gesammten Gruppen unserer individuellen Zwecke, unserer Familienzwecke, unserer Klassenzwecke, unserer Staatszwecke, unserer Menschheitszwecke werden nach dieser einmal gewonnenen Abstraktion einer „obersten Einheit" geprüft werden müssen. Es wird allenthalben gefragt werden müssen, ob unsere sämmtlichen Mittel und Zwecke einheitlich verbunden sind. Denn wenn nicht, so giebt es nothwendig Kollisionen, und wo Kollisionen entstehen, da werden die gesteckten Ziele in größerem oder geringerem Umfange nicht erreicht. Das weiß der wissenschaftliche Sozialismus so wohl, daß seine ganze Theorie darauf aufgebaut ist. Denn er schöpft ja, wie auch Stammler bekannt ist, seine Hauptbeweisgründe aus den thatsächlichen Widersprüchen im heutigen Gesellschaftsleben und dem von ihnen her zunächst an die dadurch bedrängten Volksschichten ergehenden Ruf zur Schöpfung neuer, höherer Einheit.

Der Begriff der Einheit erweitert sich sodann zum Begriff der Vervollkommnung. Hier tritt das formale Ideal lebendig zu Tage; und das geschieht in den tausendfachen Kleinigkeiten des Lebens ebenso wie bei großen, die Menschheit umfassenden Zielen. Es wird Antrieb und damit Ursache zu erhöhter Aufmerksamkeit, eifrigerer Nachforschung nach den richtigen Mitteln, erhöhter Beherrschung des eigenen Willens.

Dies Ideal im Gesellschaftsleben ist nun heute das sozialistische Ideal. Der Sozialismus erstrebt die Verstaatlichung der Produktionsmittel nicht aus dem materiellen Grunde, daß der Proletarier blos besser essen und trinken könne. Das für die gesammte deutsche Partei maßgebende „Erfurter Programm" betont vielmehr aufs Nachdrücklichste, daß die Sozialisirung der Produktionsmittel nothwendig sei, damit der Großbetrieb aus einer „Quelle des Elends zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

Man wolle die Worte „harmonische Vervollkommnung" in diesem Satze nicht übersehen. Hierin liegt Stammlers Forderung klipp und klar eingeschlossen, es müsse nachgewiesen werden, daß die „Vergesellschaftung der Produktionsmittel das allein zutreffende Mittel sei, um dem formalen Gedanken des sozialen Ideals unter den vorausgesetzten empirischen Verhältnissen harmonisch Genüge zu thun" (S. 630).

Ist dem aber so, so ist ganz selbstverständlich, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel in Art und Umfang nur soweit erstrebt werden kann, als sie sich dem Ziele der „allseitigen Vervollkommnung" als dienlich erweist.[1] Sie ist eben nur Mittel, nicht Zweck an sich. Das Ideal, um derentwillen sie erstrebt wird, ist menschliche Vollkommenheit. Und dies Ideal ist eine unerläßliche Triebkraft zur Vervollkommnung, eine Triebkraft, die ebenso sehr kausal bedingt, als teleologisch zur Erreichung des Zieles nothwendig ist. —

Wir fassen unser Ergebniß zusammen: Gerade damit, daß der Mensch als denkendes und als handelndes Wesen in dem Prozeß der Gesammtentwicklung

[1] Bernstein, Kritisches Zwischenspiel, „Neue Zeit" 1897/98, I, S. 742, sagt ganz dasselbe.

verstanden wird, damit, daß er sich selbst als Glied der kausalen Kette weiß mit allen seinen Menschenkräften: damit weiß er auch, daß er um so mehr leisten, um so mehr „Einheit“ schaffen kann, je reicher seine Erkenntniß ist, je mehr er die Naturkräfte und die sozialen Kräfte beherrscht, und je mehr der Wille dem gesteckten Ziele unterthan ist. Und daraus empfängt er den Antrieb, alle Mittel in Bewegung zu setzen, die ihn in all diesem Streben fördern können.

Weit also entfernt davon, den praktischen Idealismus zu vernichten, erhebt der historische Materialismus denselben geradezu zu einer Größe und Gewalt über die Gemüther und läutert ihn zu einer Klarheit, wie es kein bisheriges „System“ zu thun vermocht hat.

Die Wahlen in Frankreich.

Von Dr. B. Kritschewsky.

(Schluß.)

2. Die Wahlergebnisse.

Die sozialistische Stimmenzahl ist in der Hauptwahl von circa 440000 Stimmen im Jahre 1893[1] auf 839888, also rund 840000 Stimmen[2] im Jahre 1898 gestiegen. Sie hat sich also nahezu verdoppelt, was, ungeachtet der größeren Wahlbetheiligung in den letzten Wahlen, auch eine recht erhebliche Zunahme des Prozentsatzes der sozialistischen Stimmen bedeutet.

Nach einer vorläufigen Zusammenstellung (die amtlichen Zahlen stehen noch aus) haben nämlich in den letzten Wahlen 419000 Wähler mehr gestimmt als 1893, während die Sozialisten allein rund 400000 Stimmen mehr erhalten haben.

Inwiefern der sozialistische Stimmengewinn, abgesehen von der größeren Wahlbetheiligung und namentlich von der Verschiebung der Wählerzahl zu Gunsten der Städte, auf die Gewinnung gegnerischer Stimmen zurückzuführen ist, zeigt der Stimmenverlust der Ordnungsparteien, der sich auf 295000 Stimmen beziffert (182000 für die Bourgeoisrepublikaner und 113000 für die Rechte, offene und „ralliirte“ Klerikal-Monarchisten), und andererseits der Stimmengewinn der Radikalen und der „sozialistischen“ Radikalen in der Höhe von 314000 Stimmen. Zugleich ersieht man aus den angeführten Zahlen, daß die Sozialisten 86000 Stimmen mehr neu gewonnen haben, als die Radikalen, und daß der sozialistische Stimmengewinn hauptsächlich auf Kosten der Bourgeoisrepublikaner erfolgt ist, was in gleicher Weise aus den weiter zu besprechenden Mandatsverschiebungen hervorgeht.

Bevor wir zur Analyse der sozialistischen Stimmenzahl übergehen, sei bemerkt, daß unter den angegebenen 840000 Stimmen 62798 mitgezählt sind, die von acht Provinzkandidaten auf sich vereinigt wurden, welche der neuen sozialistischen Kammerfraktion nicht beigetreten sind, darunter vier auf der guesdistischen Kandidatenliste figurirende Kandidaten, die Abgeordneten Lafère, Melliet, Salis und Théron (mit zusammen 36995 Stimmen) und vier „unabhängige“

---

[1] Berechnet auf Grund der Zahlen der Mandatsprüfungen in der Kammer von 1893. Die für 1893 allgemein angenommene Rundzahl von einer halben Million sozialistischer Stimmen umfaßt auch die auf halbsozialistische beziehungsweise ex-boulangistische Kandidaten gefallene Stimmen.

[2] Die „Petite République“ hat sofort nach der Hauptwahl eine Stimmenzahl von 940000 angegeben, die dann auf eine Million abgerundet wurde. Die oben gegebene Zahl ist das Resultat meiner eigenen Berechnungen, die sämmtliche als sozialistisch bezeichnete Kandidaten umfassen.

Kandidaten, die Abgeordneten Bonard, Florent, Goujot und Labussière (mit zusammen 25803 Stimmen), von denen die beiden ersteren jüngst (Anfang Juni) sich als Rochefortsche „Sozialisten" entpuppt haben. Immerhin mögen die 62798 Stimmen weiter mitgezählt werden, weil erstens die genannten Abgeordneten thatsächlich von sozialistischen Organisationen unterstützt worden waren, und dann dürfte der Ueberschuß nur den Ausfall an sozialistischen Stimmen ausgleichen, der in manchen Wahlkreisen dadurch entstanden ist, daß die sozialistischen Organisationen aus besonderen lokalen oder persönlichen Rücksichten dem bisherigen linksradikalen Abgeordneten keinen eigenen Kandidaten entgegengestellt hatten.

Die sozialistische Stimmenzahl von 1893 und 1898 vertheilt sich auf das Seine-Departement (37 Kreise in Paris und 9 in der Pariser Bannmeile) und die Provinz wie folgt:

	1893	1898	Stimmenzuwachs	Prozent
Seine-Departement . .	115000	206000	91000	79
Provinz	325000	634000	309000	95
Zusammen	440000	840000	400000	91

Der Stimmenzuwachs von 79 Prozent im Seine-Departement wiegt schwerer als der dortige Verlust von sechs Mandaten (fünf in Paris und eine in Saint-Denis), zumal in vier der verlorenen Kreise, die einen Vergleich mit 1893 zulassen,[1] der Zuwachs 10589 Stimmen beträgt, 22925 gegen 12336 im Jahre 1893. Außerdem wüthete in Paris, wie bemerkt, die chauvinistische Hatz am ärgsten, wie umgekehrt der Panama-Skandal 1893 gerade den Pariser Sozialisten die meisten Vortheile gebracht hatte, darunter ganz zufällige, wie der vielberufene Sieg des allemanistischen Hutmachers Faberot über den ehemaligen radikalen Minister- und Kammerpräsidenten Floquet.

Unter den einzelnen Gegenden der Provinz ist der Stimmenzuwachs quantitativ am bedeutendsten und qualitativ mit am werthvollsten im hochindustriellen Norddepartement, dem französischen Sachsen, wo Guesdes Arbeiterpartei ihre Hochburg hat und die in jeder Beziehung beste Organisation. Die Klassengegensätze platzen dort am heftigsten aufeinander. Die radikalen Mittelparteien werden nahezu erdrückt zwischen der Arbeiterpartei und dem Ordnungskartell der bourgeois-republikanischen und klerikal-monarchistischen Parteien. Die achtzehn Parteikandidaten (auf zweiundzwanzig Kreise des Departements) erhielten 86742 Stimmen gegenüber 51693 auf vierzehn Kandidaten im Jahre 1893 gefallene Stimmen, das macht eine Zunahme von 69 Prozent. Dazu kommen noch die auf den bisherigen Abgeordneten Defontaine, dessen halbsozialistische Kandidatur die Partei unterstützte, gefallenen 8513 Stimmen (gegen 8183 im Jahre 1893). Gewählt aber wurde nur der nicht zur Partei gehörende Defontaine. Die zwei alten Kreise (Guesde-Roubaix und Oberst Sever-Lille) wurden verloren und kein neuer gewonnen. Das ist jedoch gerade Folge des raschen Vordringens der Partei, wodurch ein Theil der Radikalen ins Ordnungslager getrieben wurde. So ist in der Stichwahl, wie sich zahlenmäßig nachweisen läßt, in Folge des ganz und gar unentschuldbaren Verraths der Radikalen das Mandat Severs, dem die Radikalen seinen 1897 erfolgten Beitritt zur Arbeiterpartei nicht verziehen haben, verloren gegangen und sind zwei neue Wahlkreise nicht gewonnen worden. Jules Guesde ist mit einem Stimmenzuwachs von 1119 Stimmen unterlegen — hauptsächlich den sträflichen Korruptions- und Wahldruckmanövern

[1] Es sind das die Kreise von Chauvin, Faberot, Lavy und Toussaint; Gérault-Richard wurde Ende 1894 gewählt und Gabriel Deville im Juni 1896.

des Textilfabrikanten Motte. Die Kammer wird das letzte Wort in der Wahl Mottes zu sprechen haben.[1]

Im benachbarten Pas-de-Calais-Departement (Kohlengruben) ist die sozialistische Stimmenzahl von 7692 auf 15514 gestiegen. Trotz der Stimmenverdoppelung ein schwacher Erfolg angesichts des proletarischen Charakters des Departements. Der Einfluß der nichtsozialistischen, beziehungsweise antikollektivistischen und antiinternationalistischen Berufsvertreter der Kohlengräber, der bisherigen Abgeordneten Basly und Lamendin, die selber ehemalige Kohlengräber sind, hemmt stark das Vordringen der sozialistischen Klassenorganisation. Basly und Lamendin wurden, wie 1893, keine Parteikandidaten entgegengestellt, und sie siegten im ersten Wahlgang mit einer Mehrheit von insgesammt (für beide Kreise) 26142 gegen 17333 für die Unternehmerkandidaten abgegebene Stimmen. Der für die Arbeiterpartei durchaus sicher gewesene neue Wahlkreis von Calais, wo 1896 der Gemeinderath gewonnen worden war, ist durch bösartige persönliche Eifersüchteleien der Ordnungspartei erhalten geblieben. Der Gemeinderath von Calais hatte einen eigenen Kandidaten und der stärkere Theil der Parteiorganisation einen anderen. Die zentrale Parteileitung aber mußte neutral bleiben — sie erkannte keinen der beiden Kandidaten an.

Ein normales und desto erfreulicheres Wachsthum ist namentlich im vorwiegend industriellen und proletarischen Ardennen-Departement zu verzeichnen, das nur durch den nordöstlichen Winkel des Aisne-Departements vom Nord-Departement getrennt ist. Es ist ein seit Anfang der achtziger Jahre von Sozialisten bearbeitetes Gebiet. Bis zur letzten Zeit zählte das Departement zur allemanistischen Einflußsphäre. In den diesjährigen Wahlen aber kämpften die in einer Departements-Föderation organisirten Sozialisten unabhängig von der abbröckelnden allemanistischen Parteiorganisation, ohne deshalb den reinen proletarisch-sozialistischen Standpunkt abzuschwächen. Die Stimmenzahl ist von 13338 auf 21259 gestiegen und wurden zum ersten Male zwei Mandate gewonnen, Lassalle-Sedan in der Hauptwahl und Poulain-Mézières in der Stichwahl — eine langsam gereifte Frucht langjähriger ununterbrochener Propaganda und Organisation.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Es sei nur bemerkt, daß in den städtischen und industriellen Gegenden die sozialistischen Stimmen allgemein erheblich zugenommen haben. Eine Ausnahme bildet nur das industrielle und Bergwerks-Departement Loire (Hauptort Saint-Etienne), wo die Stimmen von 24139 im Jahre 1893 auf 19357 sanken und zugleich zwei Sitze verloren wurden.

Dagegen scheint die Stimmenzunahme in den ländlichen Kreisen weit mehr als die städtisch-industrielle auf die Vermehrung der sozialistischen Kandidaturen zurückgeführt werden zu müssen und weniger auf die Fortschritte in den alten Orten. Für genaue Berechnungen fehlt die nöthige Unterlage — die Abgrenzung der ländlichen Theile der einzelnen Wahlkreise von den städtisch-industriellen mit der entsprechenden Zergliederung der abgegebenen Stimmen. Da aber die französischen Sozialisten meines Erachtens den Werth der ländlichen sozialistischen Stimmen überschätzen, so seien ein paar typische Fälle angeführt, wo ein Vergleich zwischen 1893 und 1898 möglich und belehrend ist. Jaurès-Carmaux hat diesmal 5124 anstatt 5663 Stimmen im Jahre 1893 erhalten. Dabei ist ihm aber in der Arbeiterstadt Carmaux die Mehrheit der Wähler

[1] Sie hat am 23. Juni die Wahl Mottes für giltig erklärt, ungeachtet des erbrachten Nachweises, daß Mottes Arbeiter gruppenweise unter Aufsicht von Werkmeistern an die Urne geführt wurden. Die Redaktion.

treu geblieben, trotz der Auswanderung von einigen hundert Glasarbeitern in Folge des Strikes von 1895 und der Verlegung der Arbeiter-Glashütte nach Albi, sowie trotz des terroristischen Unternehmerdruckes der Rességuier und der Grubenbarone Reille-Solage. Der Stimmenverlust rührt also ausschließlich von dem ländlichen Theile des Jaurèsschen Wahlkreises her. Im ebenfalls halbländlichen Wahlkreis von Villefranche (Aveyron) erhielt Allemane, das Haupt der nach ihm benannten Richtung, 4051 gegen 5881 für den Guesdisten Duc-Quercy im Jahre 1893 abgegebene Stimmen, und das trotz seiner höchst energischen Wahlkampagne. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hier den Stimmenrückgang damit erklärt, daß Duc-Quercy unter den Bauern mit dem kleinbäuerlichen Agrarprogramm agitirte hatte, während das rein proletarisch gefaßte Agrarprogramm der Allemaneschen Richtung ohne Weiteres das Gemeineigenthum an Grund und Boden proklamirt und das Recht der Nutznießung nur denjenigen Kleinbauern zugesteht, die keine Tagelöhner beschäftigen. Schließlich ist der bisherige Abgeordnete Thierry-Cozes in seinem ländlichen Wahlkreis Lectoure (Gers-Departement) mit 4115 gegen 5020 von ihm 1893 erhaltenen Stimmen unterlegen, obgleich er in der Kammerdebatte über die Agrarfrage sich gegen den Kollektivismus ausgesprochen hatte. Das muß zugleich deshalb betont werden, weil 1893 namentlich auch die Wahl von Thierry-Cozes als ein Beweis für das Vordringen des Sozialismus auf dem flachen Lande gedeutet wurde....

Die Mandatsverschiebungen zwischen den Sozialisten und den anderen Parteien zeigt uns folgende Zusammenstellung, welche ausschließlich die der neuen sozialistischen Fraktion beigetretenen Abgeordneten berücksichtigt:

	Sozialistische Mandatsgewinne		Sozialistische Mandatsverluste	
	Seine-Departement	Provinz	Seine-Departement	Provinz
Erster Wahlgang	Keiner	4 (3 von den Bourgeoisrepublik., 1 von den Radikalen)	Keiner	2 (1 an die Bourgeoisrepublikaner, 1 an die Rechte)
Zweiter Wahlgang	2 (1 von den Bourgeoisrepublikanern, 1 von den Radikalen)	11 (5 von den Bourgeoisrepublik., 6 von den Radikalen)	6 (sämmtlich an die Radikalen)	3 (2 an die Bourgeoisrepublikaner, 1 an die Rechte)
Zusammen	2	15	6	5

Sehen wir uns diese Tabelle näher an.

Im Seine-Departement haben die Sozialisten 6 Mandate in der Stichwahl an die Radikalen verloren, das einzige in Paris an die Sozialisten übergegangene radikale Mandat gehörte einem kurz vor den Wahlen verstorbenen Abgeordneten. Insbesondere aber wurde dieser Erfolg dadurch erleichtert, daß der zum Sozialismus neubekehrte Kandidat, Berthelot, Sohn des berühmten Chemikers, zugleich von Anfang an von den Radikalen unterstützt wurde, um die Niederlage der klerikal-militaristischen Kandidatur eines Oberstlieutenants zu sichern.

In der Provinz hingegen haben die Sozialisten den Radikalen 7 Sitze abgenommen — 1 in der Haupt- und 6 in der Stichwahl, unter letzteren 1 auf der westindischen Insel Guadeloupe — und keinen an sie verloren. Von

den 6 Stichwahlgewinnen auf Kosten der Radikalen sind 2 aus eigener Kraft errungen worden, nämlich mit Hilfe der in der Hauptwahl für andere sozialistische Kandidaten abgegebenen Stimmen, 2 mit Hilfe der Linksradikalen, 2 mit Hilfe der Radikalen selber dort, wo es den Sieg des Ordnungsparteilers zu verhindern galt.

Der Vergleich der Pariser mit den provinziellen Mandatsverschiebungen zwischen Sozialisten und Radikalen spiegelt ohne Zweifel die bekannte Thatsache wieder, daß Paris relativ mehr kleinbürgerlich ist, als die bedeutendsten städtischen Mittelpunkte der Provinz. Die sozialistischen Provinzgewinne zum Nachtheil der Radikalen sind nämlich, mit ein paar Ausnahmen, in rein oder vorwiegend proletarischen Kreisen erzielt worden.

Im Ganzen haben die Sozialisten den Radikalen 8 Mandate abgenommen und 6 an sie verloren.

Den Bourgeoisrepublikanern haben die Sozialisten insgesammt 9 Mandate abgewonnen und 3 an sie verloren. Unter den Gewinnen kommen 3 auf die Haupt- und 6 auf die Stichwahl. Von letzteren sind 2 aus eigener Kraft und 4 mit radikaler Hilfe zu Stande gekommen, also im Ganzen 5 aus eigener Kraft.

An die Klerikal-Monarchisten haben die Sozialisten 2 Sitze verloren und keinen ihnen abgenommen.

Um die sozialistischen Mandatsergebnisse zusammenzufassen, stehen 11 Verlusten 17 Gewinne[1] gegenüber. Behauptet wurden 21 Mandate: im ersten Wahlgang 10 (7 im Seine-Departement und 3 in der Provinz), im zweiten Wahlgang 11 (6 im Seine-Departement und 5 in der Provinz). Von den 11 erst in der Stichwahl behaupteten Kreisen sind 5 Ergebnisse mit radikaler Hilfe und 6 aus eigener Kraft zu Stande gekommen.

Im Ganzen wurden in der Hauptwahl 14 Sozialisten gewählt, davon 7 im Seine-Departement, und in der Stichwahl 24, davon 8 im Seine-Departement.

Von den 24 erfolgreichen Stichwahlen sind aber 7 in Folge der Aufstellung zweier oder mehrerer sozialistischer Kandidaten in demselben Wahlkreise nöthig geworden, darunter 2 Stichwahlen in alten sozialistischen Kreisen (Paris) und 5 in neugewonnenen (1 in der Pariser Bannmeile und 5 in Provinzstädten).

Wie viel Verluste oder entgangene Neugewinne durch denselben Mißstand verursacht wurden, diese Größe läßt sich nicht zahlenmäßig ausdrücken, wird aber jedenfalls erheblich gewesen sein.

Die neue sozialistische Fraktion zählt also 38 Abgeordnete (mit Létang-Montluçon und Legitimus-Guadeloupe) gegen 32 in der alten Kammer.

Von Interesse ist noch eine ökonomisch-geographische Gliederung der neuen sozialistischen Vertretung. Nicht weniger als 32 Abgeordnete, worunter 15 aus dem Seine-Departement, vertreten städtische und industrielle Wahlkreise, die entweder rein und ganz vorwiegend proletarisch oder, wie Paris, mehr oder weniger mit kleinbürgerlichen Elementen durchsetzt sind. Nur fünf Abgeordnete, abgesehen von Legitimus-Guadeloupe, vertreten halbländliche und mehr kleinbürgerliche Kreise: Allard-Drapuignon (der frühere Wahlkreis Clémenceaus), Benezech-Montpellier, Breton-Bourges, Fournière-Guise und Pastre-Le Vigan. Daß aber auch in

[1] Einschließlich des von Létang-Montluçon zurückgewonnenen Kreises, der nach dem Tode Thiviers im Laufe der verflossenen Legislatur an die Bourgeoisrepublikaner verloren gegangen war. Die amtliche Nachprüfungskommission hatte in Folge einer bereits erwiesenen Fälschung nachträglich den Regierungskandidaten mit drei Stimmen Mehrheit für gewählt erklärt. Aber der Wahlprüfungsausschuß der Kammer hat die Fälschung der Stimmzettel entdeckt und beantragt, Létang als gewählt zu proklamiren.

diesen fünf Kreisen industrielle oder ländliche Proletarier in überwiegendem Maße für den Sozialisten den Ausschlag gegeben haben, ist nicht zu bezweifeln.

Guesdes Arbeiterpartei hat mit ihrem Agrarprogramm wohl Zehntausende bäuerlicher Stimmen auf sich vereinigt, aber keinen einzigen vorwiegend kleinbäuerlichen Wahlkreis gewonnen. Der wiedergewählte Abgeordnete Salis, der allerdings einen bäuerlichen Winzerkreis des Hérault-Departements vertritt und auf der guesdistischen Kandidatenliste figurirt, ist eben der neuen sozialistischen Fraktion nicht beigetreten. Uebrigens ist Salis von jeher nur ein Mitläufer der Arbeiterpartei gewesen. Noch bezeichnender aber ist die Thatsache, daß der neugewählte Abgeordnete Léo Melliet-Marmande (Lot- und Garonne-Departement), ehemaliges Mitglied der internationalistischen Gruppe der Pariser Kommune und persönlich ein guter Sozialist, nicht der sozialistischen, sondern der „sozialistisch-radikalen“ Kammerfraktion beigetreten ist. Und warum? Weil er einen ländlichen Wahlkreis vertritt und seine Wahlkomites ihn verpflichtet haben, der „sozialistisch-radikalen“ Fraktion beizutreten.[1]

Die guesdistische, 14 Mann starke Abgeordnetengruppe vertritt, außer den bereits gekennzeichneten drei Kreisen (Venezech, Pastre und Legitimus) folgende Wahlkreise: 3 von Marseille, 2 städtisch-industrielle Wahlkreise im Rhone-Departement (1 Lyon und 1 Villefranche), 1 im industriellen und Kohlendepartement Gard, 1 Toulon, 1 in der industriellen Stadt Issoudun (Indre), 1 Montluçon (Abg. Sauvanet), Metallindustrie, 1 Grenoble und 1 Bordeaux.

Diese Thatsachen in Verbindung mit den oben besprochenen Mandatsverlusten von Jaurès und Thierry-Cozes gestatten wohl den Schluß, daß das Agrarprogramm bezw. die kleinbäuerlichen Tendenzen der alten Fraktion keineswegs die erwarteten Wirkungen gehabt haben.

Die Vertheilung der Stimmenzahlen und der Mandate auf die einzelnen sozialistischen Richtungen hat nur relativen Werth. Wir haben ja bereits gesehen, daß nicht alle auf einer bestimmten Liste stehenden Kandidaten mit der betreffenden Richtung identifizirt werden können. Und noch mehr gilt das natürlich von den abgegebenen Stimmen. In zahlreichen Gegenden hat die Wählermasse überhaupt eine nur vage oder gar keine Vorstellung von den spezifischen Unterschieden der sozialistischen Richtungen und Unterrichtungen — und das ist übrigens auch gut so. Außerdem haben diese, abgesehen von den Allemanisten, erfreulicher Weise nach und nach ihre spezifischen, aufeinander stoßenden Kanten und Ecken abgeschliffen. Der praktische Massenkampf gegen den gemeinsamen Feind hat in den letzten Jahren ganz entschieden die inneren Streitigkeiten der mehr theoretischen Sektenperiode in den Hintergrund gedrängt.

Unter diesen Einschränkungen sollen die Kräfte der einzelnen Richtungen an Stimmen und Mandaten angegeben werden.

	Stimmenzahl 1893	Stimmenzahl 1898
Guesdisten	247 742[2]	382 426
Allemanisten	72 241	42 145
Blanquisten rund	30 000	60 906
Possibilisten (in geringer Zahl) und Unabhängige rund	87 000	354 411
	436 983	839 888

---

[1] Siehe sein Schreiben an den Schriftführer der sozialistischen Fraktion, veröffentlicht in der „Petite République“, Nr. 3 vom 11. Juni 1898.

[2] Unter Abzug der 3012 Stimmen von Legitimus-Guadeloupe. Obige Zahl ist dem „Almanach du Parti Ouvrier pour 1894“ (Lille 1893) entnommen. In der Zusammen-

Ferner sei noch das Kräfteverhältniß der einzelnen Richtungen im Seine-Departement und in der Provinz auf Grund der letzten Wahlergebnisse dargestellt. Die Verschiebung im Vergleich mit 1893 fällt ins Gewicht nur bei den Guesdisten, insofern sie es im Seine-Departement von 5695 Stimmen 1893 auf 17351 Stimmen 1898 gebracht haben, und bei den Allemanisten, die ihren gesammten Stimmenverlust im Vergleich mit 1893, und zwar 30000 Stimmen, gerade in Paris, ihrer eigentlichen Domäne, erlitten haben — namentlich in Folge des Austritts der Abgeordneten Groussier und Dejeante aus ihrer Organisation im Frühjahr 1896.

	Stimmenzahl 1898	
	Seine-Departement	Provinz
Guesdisten	17 351	365 075
Blanquisten	31 971	28 935
Allemanisten	27 564	14 581
Possibilisten (in verschwindender Zahl) und Unabhängige	128 730	225 681
	205 616	634 272

In der neuen Fraktion sind die einzelnen Richtungen wie folgt vertreten: 14 Guesdisten (früher 7), 6 Blanquisten (in der alten Kammer 5) und die 3 mit den Blanquisten in der „Alliance Communiste" vereinigten Abgeordneten Coutant, Groussier und Dejeante, 1 Allemanist (früher 3, bezw. vor der Spaltung von 1896 5), 14 Unabhängige verschiedener Richtungen, darunter die zwei neugewählten Abgeordneten des Ardennen-Departements, die dem Programm nach zu den Allemanisten gehören. Die meisten Unabhängigen stehen auf dem Boden des Millerandschen Programms. Die Possibilisten (Broussisten) haben ihre zwei alten Pariser Sitze, Prudent-Dervillers und Lavy, verloren, den des ersteren im Laufe der verflossenen Legislatur nach dem Tode des Abgeordneten, den des letzteren in den diesjährigen Wahlen.

3. Nach den Wahlen.

Die Erfahrungen der verflossenen Legislatur und der letzten Wahlen scheinen auf die parlamentarische und außerparlamentarische Aktion einen entscheidenden Einfluß ausüben zu sollen, und zwar vorerst in der Richtung der organisatorischen *Vereinheitlichung der sozialistischen Kräfte*.

Zur Stunde, da dieses geschrieben wird, sind in dieser Beziehung zwei wichtige Kundgebungen zu verzeichnen: das erste Manifest der neuen Fraktion und die Pariser Massenversammlung im Tivoli-Vauxhall vom 7. Juni.

Wie aus der angeführten Stimmenstatistik 1893 bis 1898 ersichtlich, haben den allergrößten Zuwachs gerade die sogenannten „Unabhängigen" zu verzeichnen, die keiner allgemeinen Organisation angehören und von denen daher Jeder, wenn es ihm beliebt, ganz auf eigene Faust agitiren und im Parlament wirken kann, je nach Temperament, nach Gesinnung und nicht zum Mindesten je nach der sozialen Zusammensetzung seiner Wählerschaft. Diese „Unabhängigkeit" steht übrigens in diesem oder jenem Grade auch den Parlamentariern frei, die zu einer bestimmten allgemeinen Organisation zählen, ausgenommen die Allemanisten,

stellung des Nationalraths der Arbeiterpartei über die Wahlen 1893 wird dagegen die Stimmenzahl für 1893 auf blos 152724 geschätzt, d. h. unter Abzug der Stimmen derjenigen Kandidaten von 1893, die nicht zur Partei gehörten. Beiläufig, eine parteiamtliche Bestätigung des oben Gesagten über den relativen Werth der innerparteilichen Stimmenstatistik.

welche eiserne, eher zu eiserne Disziplin halten. Es liegt in der Natur der französischen Parteiverhältnisse, daß die Unabhängigen in der großen Mehrheit einen gemäßigteren, unklareren Sozialismus vertreten, während die radikalen Elemente der Unabhängigen, wie Jaurès und Gérault-Richard, wider Willen unabhängig sind, weil sie es vorziehen, eine vermittelnde, einigende Rolle zwischen den verschiedenen Richtungen zu spielen, als sich einer bestimmten Richtung anzuschließen.

Die Initiative zu den neuesten Einigungsplänen haben denn auch Jaurès und Gérault-Richard ergriffen. Indeß halten erstens die bestehenden Sonderorganisationen (Guesdisten, Blanquisten und Allemanisten) sehr viel auf ihre Selbständigkeit, und zweitens befürchten sie eine Herabdrückung des grundsätzlichen Niveaus des Programms in Folge der unvermeidlichen Zugeständnisse an die gemäßigten Unabhängigen.

Letzteres hat sich nun in dem ersten Manifest der neuen Fraktion eher noch schärfer geltend gemacht, als in dem Millerandschen Einigungsprogramm, dessen drei Grundsätze im Manifest wieder aufgenommen werden. Dennoch aber muß man das Manifest als einen Fortschritt betrachten im Vergleich zu den prinzipiell und organisatorisch ganz und gar verschwommenen Entstehungs- und Daseinsbedingungen der alten Fraktion.

Im Uebrigen ist „ein Schritt wirklicher Bewegung mehr werth als ein Dutzend Programme". Der Nutzen der organisatorischen Einigung aller sozialistischen Kräfte ist so groß, daß er um den Preis einiger — hoffentlich zeitweiliger — Zugeständnisse an den rechten Flügel nicht zu theuer erkauft wäre. Siehe die Einigung von Gotha. Unbedingt verhindert das erste Manifest der neuen Fraktion einen Rückfall in die früheren diplomatischen Verschweigungen und Unterlassungen, insofern diese bedingt wurden durch die Rücksichtnahme auf den auch-sozialistischen „Schweif", wie nun die ex-boulangistischen Elemente der alten Fraktion genannt werden. Besagter Schweif ist endgiltig abgeschnitten worden in und außerhalb der Kammer, und zwar unter der begeisterten Zustimmung der sozialistischen Organisationen aller Richtungen und des ganzen Landes.

Dasselbe, wie vom Manifest, gilt von den umfassenden außerparlamentarischen Einigungsplänen, für welche die Pariser Massenversammlung vom 7. Juni eine so gewaltige Kundgebung war. Ohne Zugeständnisse in Bezug auf das **allgemeine** Programm wird die Sache nicht gehen. Aber die gekennzeichneten Befürchtungen der Sonderorganisationen erscheinen gegenstandslos, indem von keiner Seite die sofortige Umschmelzung der Sonderorganisationen in eine Zentralorganisation verlangt wird. Vorläufig wollen sich selbst die ungeduldigsten Anhänger der Einigung mit einem losen föderativen Rahmen begnügen, dessen Form und Funktionen auf gemeinsamen Landeskongressen zu bestimmen wären.

Jedenfalls hängt die nächste und noch mehr die entferntere Zukunft des französischen Sozialismus von der bejahenden Lösung der Einigungsfrage ab. Nur eine organisatorisch geeinigte sozialistische Partei wird im Stande sein, den die Masse verwirrenden auch-sozialistischen Demagogen das Handwerk zu legen und sodann den schweren Kampf gegen die immer geschlossener auftretende Phalanx der Ordnungsparteien siegreich auszufechten.

Der soziale Boden der jüngsten Ereignisse in Italien.

Von B. R. Olivetti.

II.

Die schnelle Zirkulation der Kapitalien, der fieberhaft beschleunigte und heftige Pulsschlag des nationalen Wirthschaftslebens erzeugten den Glauben an die hohe Lebenskraft und Leistungsfähigkeit des jungen Königreichs — während dessen Kraft und Leistungsfähigkeit in Wirklichkeit weit weniger bedeutend waren. So mußte man nothwendiger Weise zu einer Großmachtpolitik und den Kolonialabenteuern gelangen.

Und das geschah thatsächlich. Die Tripelallianz, zu welcher der neue Militarismus ebenso drängte, wie das in der italienischen Industrie und öffentlichen Unternehmungen angelegte deutsche Kapital, und welche durch dynastische Interessen befestigt wurde, die Tripelallianz reihte Italien den Großmächten ein, legte ihm die schwersten materiellen Opfer auf und rief im Hirne der Herrschenden den Wunsch wach, Italien möge es in Betreff seiner Streitkräfte und seiner Rüstungen seinen Bundesgenossen möglichst gleichthun und auf einem besonderen Gebiet, dem der Flotte, diese sogar übertreffen. Während dies geschah, verschärfte sich der Gegensatz zwischen dem offiziellen Italien und dem wirklichen Italien immer mehr. Das letztere konnte nun und nimmer Geschmack an einer Bundesbrüderschaft finden, welche dem Volksempfinden widerstrebte. Das italienische Volk erinnerte sich noch allzu deutlich der Bedrückungen, welche es 1848 seitens Oesterreichs erfahren hatte, sowie der erlittenen Demüthigungen von Custozza und Lissa. Dazu kam, daß die Tripelallianz die italienische Politik ihres bisherigen Charakters als einer streng nationalen Politik beraubte, die naturnothwendig die Wiederherstellung Italiens innerhalb seiner natürlichen Grenzen hätte anstreben müssen. Die neue Politik mußte dagegen unvermeidlich den Charakter schwankender und gekünstelter Vereinbarungen und Konstellationen tragen, welche von den gelehrten Alchimisten der internationalen Diplomatie zusammengebraut wurden. So stand bald das Volk der Politik des Königreichs skeptisch und verständnißlos gegenüber, die Bourgeoisie aber verlor in Folge der Unmöglichkeit eines Nationalkriegs gegen Oesterreich für die Befreiung von Trient und Triest den letzten Schein als Vorkämpferin eines politischen Ideals und wurde dem Volke vollständig fremd. Der Irridentismus war die schmerzhafte Reaktion einiger begeisterter Idealisten gegen die Trübung des Nationalbewußtseins, Oberdanks Attentat das letzte Aufflackern eines nun für immer gestorbenen politischen Idealismus.

Die neue Richtung, in welche die Tripelallianz die Politik Italiens drängte, häufte mehr und mehr Zündstoff an und brachte ihn unter der Oberfläche zum Glimmen. Der Großmachtswahn bemächtigte sich der herrschenden Klassen. Hunderte von Millionen wurden für das Heer, Hunderte von Millionen für die Flotte bewilligt. Und da man diese nicht dem unproduktiven und Bankkapital entziehen konnte, welches dadurch in seiner Spekulationswuth schwer behindert worden wäre, so belastete man das Industriekapital, das dadurch geradezu tödtlich getroffen wurde. Die Wirkungen der neuen und drückenden Staatsausgaben schädigten die Quellen der Kraft des nationalen Wirthschaftslebens. Immer mehr und immer höhere industrielle Zölle und Abgaben wurden unvermeidlich, es stiegen und vermehrten sich die Einfuhrzölle auf Rohstoffe, die so verhaßte Steuer auf das bewegliche Vermögen (Tassa di richezza mobile) wurde erhöht, welche das Volk witzig die Steuer auf das „stehende Elend“ (miseria stabile) taufte.

Eine weitere verhängnißvolle Wirkung der eingeschlagenen Politik zeigte sich. Die neugeschlossenen Bündnisse hatten gespannte Beziehungen zu dem benachbarten Frankreich zur Folge. Der Abbruch der wirthschaftspolitischen Beziehungen konnte nicht ausbleiben, der italienisch-französische Handelsvertrag wurde gekündigt, und seine Kündigung gab das Signal zu einem allgemeinen Zusammenbruch.

Die süditalienischen Grundbesitzer hatten von den Banken Geld entliehen, um Weinberge anzulegen, Bodenmeliorationen vorzunehmen, Verbesserungen der landwirthschaftlichen Betriebsweise einzuführen. Mit einem Male wurde den landwirthschaftlichen Exportartikeln, ganz besonders aber dem Weine, der wichtigste ausländische Markt verschlossen. Die Folge davon war eine kolossale Stauung der einschlägigen Erzeugnisse, eine Stauung, die zu einer Agrar- und einer Bankkrisis führte. Die Weinproduzenten verfügten über ungeheure Vorräthe, die sie nicht mehr unterzubringen wußten. Der Preis des Hektoliters Wein sank in Apulien auf zehn Lire; in mehreren Provinzen vertrockneten die Trauben an den Stöcken, die Weinbergsbesitzer flohen nach Amerika. Die Bank, welche ihnen Geld geliehen hatte, war nun Eigenthümerin werthloser Verschreibungen ertragsloser Ländereien. Das Aufhören des Exports ließ den Wechselkurs steigen, zu der Agrar- und Bankkrisis trat eine Geldkrisis hinzu. Noch andere Ursachen wirkten auf den Eintritt einer allgemeinen Depression des Wirthschaftslebens hin. Die Gewinnung von Schwefel aus Schwefelkies durch immer billiger werdende Verfahren im Auslande entwerthete die Schwefelgruben in Sizilien und der Romagna. Die Kultur von Südfrüchten in der Krim, in Florida und der Provence bedrohte einen der blühendsten Handelszweige Süditaliens. Elementare Ereignisse verschärften den Nothstand noch mehr: der Oelbaum wurde von einer Krankheit befallen, die Reblaus verwüstete die Weinberge. Die darauf folgenden Krisen hätten jederzeit die Nation auf das Empfindlichste getroffen, jetzt dagegen mußten sie geradezu zerschmetternd, verhängnißvoll wirken, denn das nationale Wirthschaftsleben war von krankhafter Schwäche.

Die maß- und schrankenlose Spekulationswuth, welche das italienische Kapital ergriffen und fortgerissen hatte, hätte unter allen Umständen zu einer Katastrophe führen müssen. Das Steigen des Profits und des Zinsfußes auf dem Markte eines Landes, während die treibenden Kräfte der Weltwirthschaft unaufhaltsam auf das Sinken des Profits und des Zinsfußes hinwirken, stand in so schroffem Widerspruch zu den Gesetzen des Wirthschaftslebens, daß die Katastrophe in den Ursachen der ganz ungeheuerlichen Spekulationsbewegung selbst begründet war. Allein die schmerzliche Krisis wurde beschleunigt und verschärft durch den Einfluß zerstörender Faktoren, welche zum Theile die unvermeidliche Folge des psychologisch-politischen Prozesses waren, der sich naturnothwendiger Weise in dem vorhandenen wirthschaftlichen Milieu vollziehen mußte, zum Theile — es muß dies rückhaltlos zugegeben werden — als Begleiterscheinungen von Ereignissen auftraten, welche sich nicht voraussehen ließen.

Italien bedeckte sich binnen Kurzem mit Ruinen. Hunderte von Banken krachten zusammen, das Agio stieg zu schwindelnder Höhe, der Zwangskurs, wenn auch nicht offiziell erklärt, beherrschte in Wirklichkeit das Land. Die Landwirthschaft ging immer mehr zurück; die Schlote der Fabriken rauchten nicht mehr; ganze Industriezweige verkümmerten und verkrüppelten; der Handel siechte dahin; in der Hauptstadt starrten unvollendete Riesenpaläste gen Himmel. Die Banken für Immobiliarkredit stellten die Zahlungen ein und die größten und solidesten Bankhäuser sahen ihren Besitz schwinden — theils in Folge der allgemeinen Krisis, theils in Folge ihrer Inanspruchnahme durch die Regierung zum

Zwecke abenteuerlicher Rettungsversuche und politischer Pläne — und fallirten, wie dies der „Banca Romana“ und dem „Mobiliarkredit“ geschah, oder sie vegetirten elend dahin, durch ein Privilegium am Leben erhalten, wie die „Banca d'Italia“, die ehemalige Nationalbank, deren Aktionäre neue Kapitalien einzahlen mußten, und deren Aktien gegenwärtig unter pari stehen.

Und wie stand es um das Proletariat? Der italienische Bauer und Arbeiter hatte keinen Nutzen aus der Periode der schnellen Gewinnste gezogen; der eine wie der andere mußte aber die Kosten tragen, als der dies irae hereinbrach. Die anfänglichen verblüffenden, mühelosen Profite, wie die späteren schmerzhaften Verluste: alles wurde aus der so wie so schon geringen Kraft des italienischen Proletariats herausgepreßt. Die Einigung Italiens hatte dem Proletariat keinen materiellen Nutzen gebracht, ja sie kostete ihm sogar die Suppe, die es am Thore der Klöster zu erbetteln pflegte, während sie andererseits neue Bedürfnisse in ihm weckte. Während in allen Ländern der Welt die Lage des Proletariats sich wahrnehmbar verbesserte, verschlechterte sie sich dagegen in Italien immer mehr. Das Volk, das seine Hoffnungen auf wirthschaftliche Besserstellung enttäuscht sah, welche die materielle Grundlage seines politischen Ideals vom geeinten Italien gewesen, sehnte sich nach den früheren Regierungen zurück. Nur in diesem Stande der Dinge ist die Ursache zu suchen, daß die klerikale Partei in den letzten Jahren zu neuer Kraft erstarkt ist.

In der gleichen Zeit stieg die politische Korruption ins Ungeheuerliche. Dem wirthschaftlichen Zusammenbruch folgte ein entsetzlicher moralischer Bankerott. Die Geschäftspolitiker stürzten sich auf die krachenden Banken wie die Geier auf ein Aas. Die geheimen und verbrecherischen Kniffe und Pfiffe, mittels deren die Kreditanstalten ihren Todeskampf zu verlängern suchten, wie die Emission von Doppelserien von Aktien, machten die Protektion der Politiker unentbehrlich, und diese nützten die günstige Gelegenheit aus, den Sterbenden zu Hilfe zu kommen bezw. sie auszuplündern. In den Heiligthümern der italienischen Banken lagerten dafür die unbezahlten Wechsel der Exrevolutionäre, welche die nationale Einigung vollzogen hatten, die Wechsel der Crispi, Nicotera, Fazzari, der Söhne Garibaldis. Noch andere Illusionen schwanden.

Im Volke begann unterdeß eine dumpfe Unzufriedenheit sich zu regen. Die spontane Gährung des unwissenden, unaufgeklärten Proletariats äußerte sich in zahlreichen planlosen Aufständen ländlicher Arbeiter der Pogegend, in der Nachbarschaft von Mantua und der lombardischen Ebene. Truppen wurden gegen die Aufständischen gesendet, der Säbel haute, die Flinte schoß, Leichen bedeckten die Straßen der Flecken und Dörfer, die Kompromittirten flohen nach Amerika, aber neue Ideen erwachten im Hirne der Ueberlebenden, in ihrer Brust wurde ein Haß lebendig, der eines Tages in einem nicht zu löschenden Brande emporlohen mußte. So entstand bei der besitzlosen Masse allmälig jene Stimmung, welche der sozialistischen Propaganda wunderbar günstig sein und zum Zusammenschluß des italienischen Proletariats, zu einer starken Klassenpartei führen mußte. In dieser Zeit, als die ersten sozialistischen Gruppen gegründet wurden, erhoben auch die Republikaner nach zwanzigjährigem Schlummer wieder ihr Haupt. Die Kosten der finanziellen Katastrophe Italiens lasteten in Folge eines höchst ungerechten Steuersystems ausschließlich auf der breiten Masse, während die Bourgeoisie neuen Profiten mittels neuer fiskalischer Maßnahmen nachging, reichen Gewinn durch agrarische Schutzzölle, durch Militärlieferungen 2c. suchte.

Der Mann, welcher in seiner Person den wirthschaftlichen und moralischen Bankerott Italiens verkörpert, ist Crispi. Nach der Niederwerfung des sizilia-

nischen Aufstandes — einer wahren Jacquerie des armen, fast verthierten Bauern — versuchte Crispi, der nach Mazzinis Prophezeiung der letzte Minister der Monarchie sein sollte, eine äußerst kühne und gewagte Ablenkung: den Zug nach Afrika. Das Unternehmen erhielt eine ungeahnte Ausdehnung. Eine Zeit lang ließ sich das Volk täuschen und ködern, während die Bourgeoisie, besonders die Bourgeoisie von Süditalien, durch den reichen Gewinn angelockt wurde, den die Lieferungen von Lebensmitteln 2c. für die Truppen abwarfen. Italien schien unter der Herrschaft der eisernen Faust des geriebenen Gauklers einen Augenblick wieder aufzublühen, und der General Baratieri, für den phantastische Siegesnachrichten helle Begeisterung erweckt hatten, durchzog die Halbinsel, von stürmischem Jubel begrüßt, durch Bankette, Sonette und Triumphbogen gefeiert.

Da erfolgte die Niederlage von Abba Carima. Sie war der letzte Schlag. Das Heer, das die einzige festgefügte und intakte Staatsinstitution war, das Heer, zu dessen Gunsten dem Volkskörper die besten Säfte entzogen wurden, es war schmachvoll geschlagen worden; seine Niederlage füllt eine der blutigsten Seiten in der Geschichte der Kolonialabenteuer der modernen Staaten.

Crispi fiel, der Volkszorn fegte ihn vom Sessel des Ministerpräsidenten. Leute aus dem Volke, Studenten, Frauen rissen mit den Händen die Schienen auf, um die Abfahrt der Reserven zu verhindern. Das Volk erzwang den Frieden und die Rückberufung der Truppen aus der Kolonie Erytrea.

In diesem kritischen und inhaltsschweren Augenblick vollzog sich in der Stimmung des italienischen Proletariats ein Umschwung. Von den Demonstrationen gegen die Kolonialpolitik in Afrika bis zu dem heutigen Tage zieht sich ein breiter Blutstreifen hin, der uns die zeitgenössische Geschichte Italiens erzählt. Die Soldateska, die erlittene Niederlagen aufs Aeußerste erbittern, die grausam wird, wenn sie sich verachtet weiß, deren Grausamkeit keine Grenze kennt, wenn sie sich gehaßt fühlt, sie war jederzeit zu den blutigsten Repressivmaßregeln bereit. Bei jeder Gelegenheit schossen die Truppen auf die Menge, verwundeten und tödteten sie ihre Volksgenossen. Bei den verschiedensten Anlässen stieg jetzt das italienische Volk in die Straßen, und die kleinkalibrigen Schnellfeuergewehre überschütteten es dann mit einem Hagel tödtlicher Geschosse. In Siculiana, Troina, Modica, Melzo, Voltri und Hunderten und Aberhunderten anderer Städte und Dörfer haben blutige Metzeleien stattgefunden.

Die letzten Ereignisse sind der erste Ausbruch einer allgemeinen Verzweiflung. Eine neue Erscheinung hat sich dabei gezeigt. Mit stoischer Ruhe hielt das waffenlose Volk den Gewehrsalven, dem Feuer der Kanonen Stand. Unerschrocken ließen sich die Arbeiter auf den Barrikaden zu Hunderten von Kugeln durchbohren, aber sie wichen keinen Fuß zurück. Zwanzigtausend gut ausgerüstete Soldaten brauchten vier Tage, um einige Schaaren Verzweifelter niederzuwerfen, welche nur mit Steinen und Stöcken bewaffnet waren. In der gleichen Zeit hielten Riesenstrikes ländlicher Arbeiter und Arbeiterinnen, Riesenstrikes, die durchaus modernes Gepräge tragen, ganze Provinzen in Aufregung und Spannung. Die Bauern starben lieber vor Hunger, aßen Wiesengras und füllten sich den Magen mit Lehm, als daß sie nachgegeben hätten. Die Idee des Widerstandes lebt jetzt in allen Köpfen. Was immer die Zukunft bringen mag und wie tief noch die herrschenden Klassen Italiens sinken mögen, das Proletariat ist zur Selbständigkeit auch in diesem armen, verkümmerten Lande erwacht und es wird den Namen seiner Nation, den seine Bourgeoisie mit Schmach bedeckt, wieder zu Ehren bringen.

Literarische Rundschau.

Bruno Wille, Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide. Berlin 1897, Schuster & Löffler.

Die Vorzüge, die Willes ersten Gedichtband: „Einsiedler und Genosse", auszeichneten, finden sich auch in diesem neuen Bande wieder. Wille ist in erster Linie Kolorist, und wenn er auch nicht allzuviel Farben auf seiner Palette hat, so versteht er doch die ihm eigenen Farbentöne mit künstlerischem Geschick zu verwerthen. Freunde des Weichen, Abgetönten könnten zwar das Grelle, Unvermittelte, Starkaufgetragene der Farbengebung beanstanden, das ist indeß Geschmackssache, und da wir die grellen Farbenkontraste auch in der Natur finden, gestehen wir gern dem Dichter das Recht zu, seiner Individualität gemäß zu schaffen. Wie im Kolorit die grellen Farben liebt Wille im Bilde die scharfen, kräftigen Konturen. Dem entspricht es auch, daß Wille nichts weniger als ein musikalischer Lyriker ist, daß seine Verse zahlreiche absichtliche Härten aufweisen und daß er die lyrischen Hilfsmittel des weichen, wiegenden Rhythmus und zarter, duftiger Stimmungsmalerei verschmäht. Willes Poesie trägt daher einen knorrigen, herben Charakter, der ganz zu der Vorstellung paßt, die der Verfasser beim Publikum augenscheinlich hervorzurufen beabsichtigt.

Wir wenigstens können uns des Gefühls nicht entschlagen, als gefiele sich der Verfasser in der Pose des Einsiedlers, als sei seine Weltflucht, sein rastloses Aufgehen in meist herb-melancholischen Naturstimmungen nicht ganz echt. Wir wollen das poetische Talent, das aus Willes Gedichten spricht, keineswegs gering anschlagen, allein ein so überragendes poetisches Genie ist Wille denn doch nicht, daß er sich unverstanden und ungewürdigt in die Einsamkeit zu flüchten brauchte. Wenn der Verfasser die Einsamkeit liebt und sich in die Reize der Natur zu versenken liebt — und Willes Gedichte zeugen allerdings von intimer Naturbeobachtung —, so hat er diese Eigenschaft gemein mit so ziemlich allen poetisch veranlagten Naturen. Aber aus Willes Gedichten spricht, wie aus seinen sonstigen Schriften, ein ungewöhnlich stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein, dessen Berechtigung dem objektiven Beurtheiler nicht so recht ersichtlich ist. In Willes Gedichten finden sich auch manche Gedankenpoeme, philosophische Reflexionen, aber diese Betrachtungen sind weder neu, noch ihrer Tiefe wegen hervorstechend. Wille redet in seinen Versen oft von der „Menschenmeute", die seinem Herzen tiefe, nie vernarbende Wunden geschlagen habe, von der Verständnißlosigkeit und Bosheit dieser Menschenmeute, die er dafür aufs Tiefste verachtet. Du lieber Gott, was hat denn diese „Menschenmeute" um alles in der Welt Herrn Wille gethan? Wille kann doch wahrhaftig nicht über seine Schicksale als Mensch wie als Schriftsteller klagen. Er hat zahlreiche Freunde gehabt und auch an Verehrern seiner geistigen Persönlichkeit und seiner poetischen Produktionen hat es ihm nicht gefehlt. Da ist es anderen, viel bedeutenderen Poeten, wir erinnern nur an Liliencron, doch viel, viel schlechter ergangen. Liliencron ist aber darum noch lange kein verkannter, verbissener „Einsiedler" geworden, der die Menschen haßt und in Einöden flieht, wie Herr Wille, dem nicht alle naiven Jugendträume reiften.

Wie gesagt, diese Pose des verkannten, einsamen Genies, diese ganz unmotivirte Misanthropie machen den unerfreulichen Eindruck der Ueberhebung und stören den reinen Genuß, den man sonst an manchen der Gedichte Willes haben könnte. Oder verstößt es nicht faktisch gegen den guten Geschmack, wenn Wille in einem seiner Gedichte (Seekönigs Krone) die Wogen jauchzend zur Huldigung des großen Träumers, d. h. zu seiner eigenen Huldigung, herbeitosen läßt? Und ist es nicht gleichfalls geschmacklos, wenn der Autor an anderer Stelle, in dem Gedicht „Novemberwind", „geballte Fäuste, eisig Hohngezischel" des armen Einsiedelmannes „gütig Herz" treulos zerfleischen läßt und wenn er dann schließlich des Einsiedelmanns todtes Hündchen aus dem Grabe heraufbeschwört, das dem Mißhandelten wedelnd zuwinselt: „O weine nicht! Dein Liebling ist ja hier! Nimm seine Treue an Dein wundes Herz!"? Und wer die literarische Persönlichkeit des Verfassers gar ein wenig ge-

nauer kennt, weiß nur zu gut, daß Wille aber wirklich auch gar keine Ursache hat, sich in der Rolle des großen Einsamen zu gefallen. Wille stand immer mitten drin in einer Literatenklique, lobte und ward gelobt.... Wie einsam sich Wille in Wirklichkeit fühlt, geht überdies auch schon aus dem kuriosen Umstand hervor, daß er jedes seiner Gedichte einem seiner Kollegen in Apoll, mit denen er meist auch persönlich befreundet sein dürfte, gewidmet hat. Wer so viele Freunde, Geistesverwandte und mitfühlende Seelen hat, der ist alles andere eher als ein „Einsiedelmann"! Wille thäte deshalb in Zukunft besser, nicht einen härenen Mantel um die Schultern zu schlagen, da er die verrätherische Gesellschaftstoilette des gemeinen Herdenmenschen ja doch nur sehr unzulänglich verdeckt.

Konnten wir nun auch den Gesammteindruck der „Einsiedelkunst" Willes nicht gerade als überwältigend bezeichnen, so sei doch nochmals hervorgehoben, daß manches Gedicht, einzeln betrachtet, große poetische Schönheiten aufweist. Wille hat sich in die herben, spröden Reize der mageren Kiefernhaide mit innigster Antheilnahme hineingelebt und der Naturstimmungslyrik und Natursymbolik gewissermaßen ein neues, wenn auch enges Feld erschlossen. H. S.

Notizen.

Preisausschreibung. Wir werden ersucht, Folgendes zu veröffentlichen: Der Alkoholgegnerbund (Internationaler Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses) eröffnet hiermit eine Preisausschreibung für eine volksthümlich geschriebene Erzählung, welche sich zur Propaganda für die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eignet. Dabei gelten folgende Bestimmungen: 1. Die Erzählung soll den Umfang von vier Druckbogen (Oktavformat) nicht überschreiten. 2. Der Termin der Einsendung schließt mit dem 30. September ds. Js. 3. Es gelangen ein bis zwei (oder mehrere) Preise zur Vertheilung, im Gesammtbetrag von 500 Franken. 4. Die prämiirten Manuskripte gehen in das Eigenthum des Alkoholgegnerbundes über, der darüber freies Verfügungsrecht erhält. Die nicht prämiirten werden zurückgesandt. 5. Das Preisgericht besteht aus folgenden drei Herren: Zivilgerichtspräsident Professor Dr. C. Ch. Burckhardt, Redaktor Hermann Stegemann, Dr. Adolf Vögtlin, sämmtlich in Basel. 6. Manuskripte, die zur Beurtheilung zugelassen werden sollen, sind mit einem Motto versehen spätestens bis zum 30. September 1898 an Herrn Direktor E. Blocher in Neue Welt bei Basel einzusenden. Name und Adresse des Verfassers sollen in einem dem Manuskript beizulegenden und mit dem entsprechenden Motto versehenen verschlossenen Kouvert enthalten sein.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.")

Von **A. Masson-Forestier.** Autorisirte Uebersetzung von **Alfred Götze.**

(Fortsetzung.)

Voisinat blieb volle vier Wochen in Marseille. Gleich der erste Schritt, den er in der Verkaufsangelegenheit that, brachte ihm eine arge Enttäuschung. Man war auch hier schon über ihren geschäftlichen Schiffbruch unterrichtet, und wenn man auch nicht abgeneigt war, die Schiffstrümmer käuflich zu erwerben, so machte man doch ein so niedriges Angebot, das jede Verhandlung ausschloß. Im Uebrigen hatte man auch in Nantes selbst seinen Agenten, der die Sache im Auge behielt.

Kurz, Voisinat wurde rasch abgefertigt und mit wünschenswerthester Deutlichkeit hinauskomplimentirt, und der eiskalte Empfang, den man ihm bereitete, ließ leider gar keinen Zweifel darüber, daß die sonst so zugänglichen Marseiller den Nanter Rheder bereits zur Zahl jener gefährlichen Besucher rechneten, von denen man annimmt, sie werden bald auf dem Trockenen sitzen und wegen eines Louisdors vorsprechen, den man ihnen schicklicherweise nicht gut verweigern kann.

Voisinat war zwar der Hellste nicht, aber das hatte er denn doch bald herausgefunden. Und so zog er sich gekränkt zurück und beschäftigte sich hinfort damit, die Zeit im Hinterzimmer eines Cafés der Allee de Meilhan schlecht und recht todtzuschlagen. Er wäre dort wohl in aller Ruhe sitzen geblieben, so lange sein Geld reichte, wenn ihn nicht ein anonymes Telegramm aus Nantes aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckt hätte. Die Depesche hatte folgenden Wortlaut: „Ihre schleunige Rückkehr zur Wahrnehmung Ihrer Interessen dringend anzurathen."

Zwei Stunden später packte Voisinat seinen Koffer und bestieg den Zug, der ihn über Nimes und Clermont-Ferrand nach Nantes zurückbrachte.

Früh um neun Uhr war er bereits im Bureau.

„Da bin ich wieder, Verehrtester! Ich habe leider keinen Käufer gefunden, obwohl ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt habe."

„Wirklich?"

„Ja, weiß Gott! Nun, und Sie? Wie geht's? Das Liquidationsgeschäft wickelt sich hoffentlich glatt ab? Was?"

Herr Le Hertel betrachtete einen Augenblick den dicken Mann mit dem freundlichen Vollmondsgesicht, an dem das Unglück abgeglitten war, ohne ihm auch nur die kleinste Falte in die Stirne zu graben, während ihm Sorge und Angst das Hirn zermarterten.

Wie lächerlich und blöde dieser Voisinat aussah mit seinem gekräuselten Haare, dem gebrannten, ausgezogenen Schnurrbart und den hellen Glacés, die er schon am frühen Morgen an den Händen hatte!

Le Hertel hatte eine Weile nachgedacht, um sich seinen Operationsplan in Gedanken zurechtzulegen. Nachdem das geschehen war, begann er ruhig: „Na, mein lieber Voisinat, ich habe Alles verkauft."

„Wahrhaftig?"

„Ja, ich habe verkauft, aber zu miserablen Preisen. Landrieux in Havre haben für die Schiffe nicht mehr als hundertachtzigtausend Francs gegeben."

„Potz Wetter noch eins! Aber das ist ja geschenkt. Sie haben mir sie ja doch seiner Zeit mit achtmalhundertfünfzigtausend berechnet!"

„Nun, und?" erwiderte Le Hertel trocken. „Sie sind doch inzwischen nicht jünger geworden! In der Ausrüstung fehlt's an allen Ecken und Enden, Takelung und Segelwerk lassen viel zu wünschen übrig. Und dann, mein Lieber, kritisiren ist leicht. Es war eben nichts Besseres zu finden. Mir ist wenigstens kein anderes, ernst zu nehmendes Gebot gemacht worden. Die Leute hier wollten die Sache in die Länge ziehen. Und ich wartete auch immer auf Nachricht von Ihnen. Was in aller Welt haben Sie eigentlich die Zeit über in Marseille gemacht?"

Voisinat that, als ob er die Frage überhört hätte.

„Schön, schön", murmelte er. „Und wann soll die Zahlung erfolgen?"

„Nächsten Monat. Darüber sprechen wir übrigens noch. Sie müssen ja von der langen Reise todtmüde sein, lieber Freund. Sie haben tüchtig Staub geschluckt? Was? Hier in der Stadt ist es ja gegenwärtig nicht auszuhalten.

Eine reine Pestluft! Nantes ist zur Zeit ein ungesunder Aufenthalt und Jeder sieht zu, daß er aus der Stadt herauskommt. Ruhen Sie sich vorerst in Ripaille ordentlich aus, wir werden nächste Woche hinreichend Zeit finden, vom Geschäft zu sprechen. Sie müssen ja auch jetzt bei der Heuernte sein? Nicht?"

Beruhigt begab sich Voisinat nach Ripaille, um als Gutsherr bei den Erntearbeiten zum Rechten zu sehen, und Le Hertel konnte in Frieden und Ruhe seine Pläne weiter verfolgen.

Nach zwei Tagen sah man indessen Voisinat bereits wieder mit allen Zeichen der Aufregung in der Stadt erscheinen. Er hatte schöne Dinge gehört! Er wußte alles. Das war ja die reine Wegelagerei, wie er bestohlen und gebrandschatzt wurde! Deshalb hatte „man" ihm also nichts nach Marseille berichtet! Deshalb hatte „man" ihn auch neulich zur Heuernte aufs Gut geschickt! Nein, diesmal war er fest entschlossen zu — —

„Ja wozu eigentlich?"

„Wozu? Dem Staatsanwalt die Strafanzeige zu machen!"

Herr Le Hertel bewahrte durchaus die würdige Haltung eines Ehrenmannes, der sich einer kränkenden Verdächtigung gegenüber zu vornehmer Selbstbeherrschung zwingt, und näselte in seinem hochmüthigen Tone von oben herab: „Was sind denn das für Mordsgeschichten, die man Ihnen da aufgetischt hat?"

Voisinat verlor schon bei der bloßen Aufforderung, Rede und Antwort zu stehen, Sattel und Steigbügel. Seine Rednergabe war ohnehin nicht eben bedeutend zu nennen, in diesem Falle aber war seine Bedrängniß um so größer, als er aus dem Gerede seiner Gewährsleute selbst nicht recht klug geworden war. Gleichwohl gab er sich redliche Mühe, alles, was ihm die Herren X. und Z. soeben anvertraut hatten, halbwegs wiederzugeben. Der Bericht war freilich etwas dunkel und verworren. Es war da von unlauteren Machenschaften, Baarzahlungen, Bestechungsgeldern und Gott weiß von was noch allem die Rede. Die dröhnenden Faustschläge auf die Tischplatte, die die Kunstpausen ausfüllten, in denen sich die Worte nicht einstellen wollten, brachten wohl etwas Leben und Bewegung in die Erzählung, trugen aber in nichts dazu bei, die Sache klarer zu machen.

„Ja, ja", bemerkte Le Hertel bitter, „daran erkenne ich meine liebe Vaterstadt."

Er war aufgestanden und lud Voisinat mit einer gebieterischen Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

„Und nun lassen Sie gefälligst Ihre Vorwürfe, die ebenso unnütz wie unangebracht sind und hören Sie mich ruhig an. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß alle diese Geschichten, die man Ihnen heute Morgen erzählt hat, einen thatsächlichen Untergrund haben. Jawohl, ich habe den Kaufpreis für unsere Flotte baar ausgezahlt erhalten ..."

„So? Das geben Sie also zu?" brüllte Voisinat.

„... Und von dieser Summe habe ich nur den vierten Theil dazu verwandt, dem Ungeduldigsten unserer Gläubiger den Mund zu stopfen. Den Rest ..."

„Den Rest haben Sie mir gestohlen!"

Herr Le Hertel ließ ein leises, rasch unterdrücktes Kichern hören. Er zuckte leicht mit den Schultern und fuhr ruhig fort: „Du lieber Himmel, man muß doch den Dingen nicht gleich den häßlichsten Namen geben.... Den Rest, der uns beiden gehört, oder der, richtiger gesagt, demjenigen Theilhaber gehört, der als moralisch wohl unterschiedene Person die Liquidation verkörpert" — Le

Hertel legte den Hauptton auf diesen abstrakten Begriff, von dem er wußte, daß er dem Sozius recht spanisch vorkommen würde — „den Rest habe ich deponirt!“

„Deponirt? Sie, deponirt?“ schrie Voisinat. „Ja, vermuthlich in Ihrer eigenen Tasche!“

Le Hertel kreuzte gelassen die Arme über der Brust: „Nun, und wenn es so wäre? Worauf zielen Sie denn überhaupt ab? Es scheint fast, Verehrtester, als ob Sie mich immer noch nicht ordentlich kennen!“ Er war etwas näher herangetreten und fuhr mit gedämpfter Stimme und der festen Entschlossenheit eines Mannes, der weiß, was er will, fort: „Und Sie glauben allen Ernstes, daß mich eine Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft einschüchtern und bestimmen würde, das Geld herauszugeben, wenn es mir nicht genehm ist? Sie Armer sind wirklich nicht in der Verfassung, sich mit mir zu messen! Und jetzt leihen Sie mir gefälligst Ihr Ohr und vor allen Dingen fuchteln Sie nicht mit den Händen in der Luft herum. Das hat wirklich keinen Zweck! Wenn Sie sich hübsch ruhig verhalten und mir freie Hand lassen, haben Sie alles zu gewinnen. Also hören Sie! Wie steht es mit uns? Wie ist vor Allem Ihre persönliche Lage? Sie ist, offen herausgesagt, einfach erbarmungswürdig. Das Blatt hier enthält eine Aufstellung unserer gemeinsamen Schulden, für die keine Deckung vorhanden ist. Sie betragen in runder Summe zweimalhunderttausend Francs! Und diese zweimalhunderttausend Francs sollte ich nach Ihrer Ansicht vermuthlich mit den hundertundvierzigtausend Francs bezahlen, die mir nach Befriedigung der allzu laut kläffenden Gläubiger noch blieben. Nach Ihrer Rechnung hätte ich also eine Schuld von zweihundert Francs mit hundertundvierzig begleichen müssen! So ist es doch? Aber Sie können mir mit Recht einwenden, ich hätte das Geld wenigstens zu einer entsprechenden Vertheilung verwenden sollen. Das ist allerdings wahr, nur hätten Sie sich dann darauf gefaßt machen müssen, daß man Ihnen Ripaille subhastirt, daß man Ihre Equipage, Ihr Mobiliar und sogar Ihre elegante Garderobe öffentlich versteigert hätte.“

„Nun, ich nehme an, daß man sich kaum an mich allein gehalten hätte. Ihnen wäre doch vermuthlich das Gleiche passirt.“

„Mir, lieber Freund? O, ich bin Ihnen wirklich aufrichtig für Ihre liebenswürdige Fürsorge verbunden, aber beruhigen Sie sich und lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen! Mein Mobiliar gehört Frau Le Hertel, mit der ich aus guten Gründen nicht in Gütergemeinschaft lebe. Sie ist desgleichen Besitzerin unseres Landgutes Marettes. Aber wenn ich selbst, um Ihnen eine Freude zu machen, den Fall annehme, daß auch mein Eigenthum der Pfändung unterliegen würde, so vermag ich deshalb noch immer nicht einzusehen, was denn Ihnen damit gedient sein könnte. Doch halten wir uns damit nicht weiter auf. Ich habe Ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß Ihre persönliche Situation nicht um ein Haar weniger verzweifelt wäre, auch wenn ich den Gesammtbetrag des Kaufpreises unter die Gläubiger vertheilt hätte. Sie haben dagegen gewiß nichts einzuwenden. Da es zu meinen Gepflogenheiten gehört, in geschäftlichen Dingen etwas weiter zu sehen, als meine Nasenspitze reicht, da ich des Weiteren Mitleid mit Ihrer kläglichen Lage hatte ...“

„Sie und Mitleid? Der Witz ist gar nicht übel“, knurrte Voisinat, der noch immer recht mißmuthig dareinschaute, im Uebrigen aber Le Hertels Worten mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 42. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Was Eleanor Marx in den Tod trieb.

Von Ed. Bernstein.

Die ultramontane Berliner „Germania“ und mit ihr eine Anzahl anderer sozialistenfeindlicher Blätter haben vor Kurzem Gelegenheit genommen, den Selbstmord von Eleanor Marx als ein faktisches Argument gegen die Sozialdemokratie auszunützen. Dr. Aveling, wird da erzählt, habe sich zur Rückkehr zu seiner ersten Frau und seinen Kindern entschlossen und Eleanor Marx zugemuthet, mit ihm in das Haus jener zu ziehen und dritte Person in einer „Ehe zu Dreien“ zu spielen. Da sie das nicht gewollt, habe Eleanor Marx — „Fräulein Marx“ — es vorgezogen, ihrem „verfehlten Leben“ durch Selbstmord ein Ende zu machen.

Der „Vorwärts“ hat dieses in überaus gehässiger, ja roher Darstellung vorgebrachte Gerede durch Hervorhebung der einfachen Thatsache zurückgewiesen, daß die erste Frau des Dr. Aveling schon seit über drei Jahren todt ist und aus dieser ersten Ehe überhaupt keine Kinder existiren. Damit fallen aber fast alle die Folgerungen zusammen, welche von der „Germania“ an ihre Meldung geknüpft wurden. Wenn ich dieselbe trotzdem zum Anlaß nehme, hier noch einmal auf den Selbstmord der verstorbenen Freundin zurückzukommen, so treibt mich dazu der längst gehegte Wunsch, einige Briefe bekannt zu geben, die, wenn sie auch kein volles Licht auf die unmittelbare Veranlassung werfen, die Eleanor Marx zum Selbstmord bewog, doch die wahre Ursache und das tiefere Motiv ihrer That über jeden Zweifel klar stellen.

Die Briefe sind von Eleanor Marx an eine Person gerichtet, die wie keine zweite die Freundschaft und das Vertrauen der Tochter von Karl Marx besaß. Und sicher auch mit Recht besaß. Frederic (Freddy) Demuth ist der Sohn von Helene Demuth, der treuen „Nymmy“, die den Marxschen Kindern eine zweite Mutter war, und mit derselben Treue wie seine Mutter stand auch Frederic Demuth zu Eleanor Marx. Er ist ein einfacher Arbeiter, mit dem das Leben es ebenfalls nicht zu gut gemeint hat, und ich habe triftigen Grund, anzunehmen, daß in dem Briefe, den Eleanor Marx für ihren Sachwalter hinterließ, sein Name an hervorragender Stelle genannt war. Diesen Brief hat, wie schon in Robert Banners Erklärung festgestellt wurde, Dr. Aveling dem Adressaten vor-

enthalten — nach seiner eigenen Aussage an verschiedene Leute hat er dies wichtige Dokument vernichtet.

Die Leser der „Neuen Zeit“ werden die Bannersche Erklärung gelesen haben. Trotzdem sie in einer englischen Zeitschrift (dem „Labour Leader“) veröffentlicht wurde, hat Dr. Aveling keine Hand gerührt, die darin festgestellten Thatsachen zu widerlegen oder sich von dem Verdacht, der sich auf Grund jener Thatsachen gegen ihn bilden mußte, zu reinigen. Dieser Verdacht ist kein anderer als der, daß Dr. Aveling, als er am 31. März das Haus in Sydenham verließ, wußte, daß Eleanor Marx entschlossen war, sich das Leben zu nehmen, wußte, daß sie sich Gift verschafft hatte, und daß er doch keinen Schritt that, den Selbstmord zu verhindern.

Ob Dr. Aveling somit strafrechtlich an dem vorzeitigen Tode von Eleanor Marx die Mitschuld trägt, würde indeß nur eine gerichtliche Untersuchung feststellen können. Zu der Frage, wie es sich mit seiner moralischen Verantwortung verhält, wird das Nachfolgende einen Beitrag leisten.

Um es ganz verständlich zu machen, seien hier noch einige Bemerkungen über das Verhältniß von Eleanor Marx zu Dr. Edward Aveling vorausgeschickt.

Eleanor Marx lernte den Dr. Aveling wenige Monate nach dem Tode ihres Vaters genauer kennen. Wie man weiß, war dieser Tod nur kurze Zeit auf den ihrer Mutter und ältesten Schwester gefolgt — Schicksalsschläge, die man berücksichtigen muß, will man sich die Seelenstimmung vergegenwärtigen, in der sich Eleanor damals befand. Es war die Zeit, wo zum ersten Male sich in England wieder eine sozialdemokratische Agitation regte. Dr. Aveling, ein bis dahin sehr geschätzter Agitator der radikalen Freidenkerbewegung, hatte sich mit deren Führer Bradlaugh überworfen und sich dem Sozialismus zugewandt. Wohl wurden schon damals absprechende Urtheile über sein Privatleben laut, aber sie wurden nicht substantiirt oder nahmen bei genauerer Untersuchung die Gestalt von Uebertreibungen winziger Peccadillen an. Es schien, als ob lediglich die Rachsucht Bradlaughs und seiner Freunde diese Nachreden diktirte, und Bradlaugh war damals bei den Sozialisten sehr schlecht angeschrieben. Allerdings lebte Aveling von seiner Frau getrennt, indeß schien hierfür unter Anderem der Umstand maßgebend, daß die Frau sehr religiös und Aveling eben radikaler Freidenker war. Außerdem war die Frau auch nicht, wie später ausposaunt worden ist, in schlechter Lebenslage. Sie war aus begüterter Familie und hat denn auch späterhin Aveling eine Rente von hundertfünfzig Pfund jährlich von ihr geerbt. Weit entfernt, daß Eleanor Marx in ihm einen Mann erblickte, der seine Frau unglücklich gemacht, sah sie in Aveling vielmehr den von einem bigotten und verwöhnten Weibe abgestoßenen freigesinnten Mann. Ein sentimentaler Zug in Avelings Auftreten, der später auch Andere irre führte, verstärkte diesen Eindruck noch. Und es war nicht nur der Schüler des von ihr so hoch verehrten Darwin, der Adept der Lehren ihres Vaters, der unter diesen Umständen das Herz von Eleanor Marx gewann, sondern auch der gleich ihr für die dramatische Muse begeisterte, dichterisch veranlagte Schriftsteller.

Als Eleanor Marx sich entschloß, mit Dr. Aveling zusammenzuleben, trotzdem er keine Scheidung von seiner Frau erlangen konnte, war sie sich durchaus dessen bewußt, daß man ihr diesen Schritt in vielen Kreisen sehr verargen und ihr die Mißbilligung auf die eine und die andere Weise zu empfinden geben werde. Ja, sie war auf weit größere Unbilden von Seiten bürgerlicher Gegner gefaßt, als ihr thatsächlich zu Theil wurden. Denn man kann nicht sagen, daß sich dieselben im Großen und Ganzen sehr intolerant gegen sie benahmen. Es

wurde ihr fast überall nach wie vor mit der größten Hochachtung begegnet, und wenn sich ihr in der Folge manche Thüre verschloß, so geschah dies weniger deshalb, weil sie mit dem Manne ihrer Wahl eine freie Verbindung eingegangen war, wie aus dem Grunde, daß dieser Mann eben Dr. Aveling war.

Denn dessen Ruf verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Selbstverständlich merkte dies Eleanor nur allmälig, und auch dann erfuhr sie nur wenig über die Thatsachen, die den bösen Reden und Andeutungen zu Grunde lagen. Es konnte ihr natürlich nicht entgehen, daß Aveling in Geldsachen außerordentlich leichtsinnig war, aber sie sah in seiner Unverantwortlichkeit im Ausgeben die Gedankenlosigkeit eines künstlerisch veranlagten Gemüths, die sie sich bemühte, nach besten Kräften gut zu machen, und schob wohl auch manche seiner sonstigen Unregelmäßigkeiten auf die unsicheren Verhältnisse, in denen sie lange Jahre lebten. Daß die Unsicherheit ihres wirthschaftlichen Daseins nur die Folge seiner Leichtfertigkeit war, das sah sie leider nicht oder doch nicht genügend. Wenn in der Tragödie ihres Lebens von einer Schuld ihrerseits gesprochen werden könnte, so läge sie hier, in ihrem Unwillen oder Unvermögen, die moralische Haltlosigkeit des Mannes in ihrer vollen Tragweite zu erkennen. Sie hoffte immer wieder auf seine Besserung, sobald nur erst ihre Verhältnisse sich bessern würden.

Die Besserung ihrer wirthschaftlichen Lage kam, aber sie brachte statt der moralischen Hebung den totalen moralischen Zusammenbruch des Mannes, für den Eleanor Marx die besten Jahre ihres Lebens in Tagelöhnerarbeit hingeopfert hatte.

Es ist bekannt, wie sehr Friedrich Engels testamentarisch für die Tochter seines Freundes Marx gesorgt hat. Kurz vor Engels' Tode fiel Dr. Aveling die vorerwähnte Rente aus dem Nachlaß seiner ersten Frau und sehr bald darnach noch ein anderer Vermögenszuwachs zu, so daß dem kinderlosen Paare nach Abzahlung aller Schulden und Ankauf eines schönen, komfortabel eingerichteten Häuschens in herrlicher Gegend bei London ein Einkommen verblieb, das allein hingereicht hätte, ihnen ein sorgloses Leben zu gestatten. Zudem waren beide arbeitskräftig und es fehlte nicht an Gelegenheit, ihre Arbeitskraft zu verwerthen.

Nur wer Eleanor Marx die erste Zeit in ihrem neuen Heim gesehen hat, kann die ganze Tragik der unglückseligen letzten Jahre ermessen. Der Gedanke, als Hausfrau in einem wohlgeordneten Heim walten und daneben unentgeltlich und ohne Sorgen für die sozialistische Bewegung arbeiten zu können, machte sie unendlich glücklich. Ein ideales Dasein schien sich ihr zu eröffnen, ihr Gesicht strahlte, wenn sie Freunde im „Den“ (deutsch: Höhle) empfing.

Aber das volle Glück war nur der Traum einer Stunde. Viel eher als die Freunde es auch nur ahnten, fühlte sie schon wieder den Boden unter sich wanken. Es kamen neue Forderungen und immer wieder neue Forderungen — wir sind leider gezwungen hinzuzusetzeh, zum großen Theile für Dinge, die schon an sich dem Dr. Aveling zum schwersten Vorwurf gereichen. Es war in moralischer Hinsicht ein Leben, wie Ibsen es Frau Alving führen läßt. Keine Bitten, keine Ermahnungen halfen, und wenn Dr. Aveling vor dem Todtenschauer richtig ausgesagt hat, so folgten auch Drohungen mit Selbstmord. „Sie war von krankhafter Gemüthsart“, setzte er klüglicher und kläglicher Weise hinzu, als ob man das sein mußte, um ein Leben, wie er es seiner Frau bereitete, nicht ertragen zu können. „Sie ist stark wie ein Pferd“, hatte er 1896 zu Liebknecht gesagt. Er kann sich brüsten, diese starke Natur völlig gebrochen zu haben.

Im Hochsommer vorigen Jahres erfolgte die erste ernstere Katastrophe. Durch welchen mittelbaren Anlaß sie herbeigeführt wurde, kann hier nicht erörtert werden. Genug, daß Dr. Aveling es plötzlich für angebracht hielt, aus dem

„Den" zu verschwinden. Vorsorglich nahm er alles im Moment flüssig zu machende Geld an sich und ließ Eleanor so auch materiell in größter Bedrängniß zurück. Er ließ sie wissen, daß sie seine Adresse unter keinen Umständen erfahren werde, habe sie ihm etwas zu melden, so könne sie ihre Briefe durch einen Schauspieler M. an ihn richten.

Es ist ein psychologisches Räthsel, wie Eleanor Marx nicht sofort merkte, daß es sich um einen ganz gemeinen Erpresserkniff handelte. Sie gerieth in die größte Angst und Erregung und wandte sich in ihrer Rathlosigkeit an Fr. Demuth und einen zweiten Freund mit der Bitte, Aveling in London zu suchen und ihn, wenn sie ihn fänden, zur Rückkehr zu bewegen.

Von den Briefen aus dieser Zeit bringt der folgende ihre seelischen Empfindungen am stärksten zum Ausdruck:[1]

The Den, den 30. August 1897.

Mein lieber Freddy!

Natürlich auch diesen Morgen keine Zeile! Ich habe Deinen Brief sofort weiter befördert. Wie kann ich Dir für all Deine Güte und Freundschaft mir gegenüber danken? Aber ich bin Dir auch wirklich vom Grunde meines Herzens aus dankbar. Ich habe heute Morgen noch einmal an Edward geschrieben. Kein Zweifel, es ist schwach. Aber man *kann* vierzehn Jahre seines Lebens nicht auswischen, als seien sie nicht gewesen. Ich glaube, Jeder, der **auch nur den geringsten Sinn für Ehre hat — von Güte und Dankbarkeit gar nicht zu reden** — würde diesen Brief beantworten. Wird er es thun? Ich fürchte fast, er thut es nicht.

Inzwischen sehe ich, daß M. heute im G . . . Theater spielt. Wenn Edward in London ist, so wird er nach meiner Ansicht sicher dort sein. Aber Du kannst nicht hingehen, und ich fühle mich wirklich unfähig, hinzugehen.

Ich hatte einen Brief von C. [der Sachwalter von Eleanor Marx], worin er sagt — — doch ich schließe den Brief ein, um mir die Qual des Schreibens zu ersparen. Bitte schicke ihn mir zurück. Ich schreibe jetzt an C. und lasse ihn wissen, daß ich kommen werde, aber ihn in Gegenwart Edwards sehen möchte — in dem *sehr unwahrscheinlichen Falle*, daß Edward zum Vorschein kommt.

Morgen Abend ist Vorstandssitzung des S . . . Verbandes. Ich *kann* nicht hingehen, weil wenn er nicht da ist, ich für sein Fehlen keinen Grund angeben kann. Ich muß Dir alle diese Mühen aufhalsen; aber könntest Du hingehen? Man kommt um acht Uhr zusammen und bleibt bis zehn Uhr, so daß, wenn Du gegen neun oder neun Uhr dreißig hingingest, Du ausfinden könntest — Du könntest fragen — ob er da war. Jedenfalls würdest Du es dann wissen. Ist er dort, so kannst Du an ihn heran — vor Anderen kann er nicht fortlaufen — und auf ihn warten, bis die Sitzung zu Ende ist. Dann kannst Du *annehmen*, er wolle hier heraus kommen: wenn Du merkst, daß er einfach lügt, *gehe mit ihm bis nach London Bridge* [die Abfahrtstation nach Sydenham]. Dann begleite ihn und *sage* (Du kannst ihm das gleich von vornherein sagen), Du hättest mir mitgetheilt, daß Du kommen wolltest, aber wegen Deiner Arbeit erst spät kommen könntest, ich hätte Dir jedoch erwidert, ich würde Dir für die Nacht ein Bett bereit halten. Dann muß er Dir entweder sagen, daß er *nicht* kommt, und Du kannst dann Gelegenheit nehmen, mit ihm ein Wort zu reden — oder, er wird kommen. Ich weiß nicht, ob es sehr wahrscheinlich ist, aber auf jeden Fall hoffe ich, daß Du nach *** gehen und ausfindig machen wirst, ob er dort ist.

Jederzeit die Deine
Tussy.

---

[1] Wir unterdrücken alle Namen, die nicht absolut zur Sache gehören. Wo Eleanor ihre Worte unterstreicht, gebrauchen wir gesperrten Satz, Hervorhebungen in Fettdruck rühren von uns her. Ebenso Einfügungen in eckigen Klammern. Die Originale sind sämmtlich englisch geschrieben.

Nicht der hier empfohlene Weg, wohl aber der anfangs erwähnte Brief an Aveling brachte denselben, den die Schreiberin in ihrer Erregtheit hier genügend charakterisirt, ins Haus zurück. Zeigte er ihm doch deutlich ihre große Schwäche ihm gegenüber, die ihn völlig zum Herrn der Situation machte. Zwei Tage nach dem Vorhergehenden erhielt Demuth den folgenden Brief:

The Den, den 1. Sept. 1897.

Mein lieber Freddy!

Heute Morgen erhielt ich ein Handbillet: „Bin zurückgekommen. Werde morgen in der Frühe nach Hause kommen" (das heißt, heute). Dann ein Telegramm: „Komme ein Uhr dreißig endgiltig nach Hause."

Ich arbeitete gerade — denn selbst bei all diesem seelischen Jammer hat man zu arbeiten — in meinem Zimmer — und Edw. schien überrascht und höchst „beleidigt", daß ich nicht gleich in seine Arme stürzte. — Er hat soweit kein Wort der Entschuldigung gesagt und nichts zur Erklärung vorgebracht. Ich habe daher — nachdem ich gewartet hatte, ob er beginnen werde — gesagt, daß wir die geschäftliche Sachlage besprechen müssen — und daß ich die Behandlung, der ich unterworfen worden sei, nie vergessen würde. Er hat darauf nichts erwidert. Inzwischen sagte ich, daß Du möglicher Weise kommen würdest — und wenn Du morgen oder irgend einen Abend in dieser Woche kommen kannst, so hoffe ich, daß Du kommen wirst. Es ist nur recht, daß er Dir in meiner und mir in Deiner Gegenwart gegenüberstehen soll. Wenn Du daher kommst, so komme morgen, wenn nicht, so lasse mich wissen, wann Du kommen kannst.

Lieber Freddy, wie kann ich Dir jemals danken. Ich bin Dir sehr, sehr dankbar. Wenn ich Dich sehe, werde ich Dir erzählen, was E. sagte.

Stets, lieber Freddy,
Deine Tussy.

Noch ehe diesem Briefe Folge geleistet werden konnte, kam der folgende Brief:

2. 9. 97.

Mein lieber Freddy!

Komme, wenn Du irgend kannst, heute Abend. Es ist schändlich, Dich zu belästigen — aber ich bin so allein, und ich stehe vor der fürchterlichsten Situation: äußerster Ruin — alles, bis auf den letzten Pfennig, oder äußerste Schande vor aller Welt. Es ist entsetzlich. Schlimmer als selbst ich es mir vorstelle. Und ich brauche Jemand, mit dem ich mich berathen kann. Ich weiß, daß ich schließlich zu entscheiden und die Verantwortung zu übernehmen habe — aber ein wenig Rath und freundschaftlicher Beistand würde von unermeßlichem Werthe sein.

Also lieber, lieber Freddy, komme. Ich bin gebrochen.

Deine Tussy.

Natürlich eilte Demuth nach Sydenham. Aber sein Kommen fruchtete nicht viel. Eleanor hatte in der Zwischenzeit den Muth wieder verloren, ihm alles zu sagen, und was die reinen Geldfragen anbetrifft, so hatte Aveling den Vortheil, daß weder Eleanor, noch Demuth von diesen etwas verstanden. Zudem behielt er durchwegs kaltes Blut, während beide erregt waren. Sein Nachweis, daß der letzte Pfennig von Tussys Vermögen noch nicht in Anspruch genommen war, entwaffnete diese. Wie hatte sie auch nur so schwarz sehen können.

Wie sie dies konnte? Da man ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung nicht an gewisse Werthpapiere heran konnte, die auf ihren Namen bei einer Bank deponirt waren, scheint man systematisch daran gearbeitet zu haben, ihre Einwilligung durch Schreckmittel zu erwirken. Im Ernst oder zum Schein war der Versuch gemacht worden, durch einen Verkaufsvertrag ihr die Möbel

im Hause über den Kopf hinweg zu verkaufen! So oder so mußte eben eine größere Summe Geldes flüssig gemacht werden. Wofür das Geld aber gebraucht wurde, wird man nach dem Vorausgeschickten leicht errathen können. Hinter dem Erpresser standen selbst wieder Erpresser.

Eleanor fand nicht die Kraft, dem ihr damals ertheilten Rathe zu folgen und sich von Dr. Aveling zu trennen. Sie ließ sich vielmehr schließlich durch ein Versprechen der Besserung zur Erneuerung ihres Bundes bewegen. Aber das Versprechen, wenn es überhaupt einen Augenblick im Ernst gegeben war, reichte nicht länger als eine gemeinsame Reise nach Paris. Kaum von dort zurückgekehrt, begann Aveling sein lüderliches Genußleben von Neuem. Wenn immer eine Gelegenheit sich bot, tagelang von Hause abwesend zu sein, wurde sie zu diesem Zwecke ausgenutzt. Für die Gedanken, die dabei in seinem Kopfe sich wälzten, ist es bezeichnend, daß er um jene Zeit schon — Herbst 1897 — geflissentlich und ungefragt an Dritte erzählte, er sei mit Eleanor Marx „nicht gesetzlich verheirathet".

Auf einer seiner Fahrten zog er sich im Dezember 1897 einen Influenza-Anfall zu. Er ging erst zur Kräftigung nach Hastings und kehrte dann nach Hause zurück. Anfang Januar lud Eleanor Fr. Demuth nach Sydenham ein, doch war dieser selbst unpäßlich und konnte nicht kommen. Er wäre auch wahrscheinlich nicht gekommen, wenn er gesund gewesen wäre. Er liebte Eleanor zu sehr, um ihr Vorwürfe wegen ihrer Schwäche zu machen, aber er mochte Aveling nicht mehr sehen. Auf seinen ablehnenden Brief erhielt er folgende Antwort:

The Den, 13. 1. 98.

Mein liebster Freddy!

Es hat uns sehr leid gethan, daß wir Dich nicht sahen, und doppelt betrübt, denken zu müssen, daß Du krank bist. Ja — ich habe zuweilen dasselbe Gefühl wie Du, Freddy, daß nichts je mit uns recht gehen will. Ich meine Dich und mich. Natürlich, die arme Jenny [Longuet] hatte ihren vollgemessenen Antheil Sorge und Kummer, und Laura [Lafargue] hat ihre Kinder verloren. Aber Jenny war so glücklich zu sterben, und so traurig dies für ihre Kinder war, so giebt es Zeiten, wo ich das für ein Glück halte. Ich hätte Jenny nicht wünschen mögen, das durchzuleben, was ich durchlebt habe. Ich glaube nicht, daß Du und ich besonders schlechte Leute gewesen sind — und doch, lieber Freddy, sieht es wirklich so aus, als bekämen wir alle Strafe.

Wann kannst Du kommen? Nicht diesen Sonntag. Aber den nächsten? Oder während der Woche? — Ich möchte Dich so gern sehen.

Edward ist besser, aber sehr, sehr schwach.

Deine Tussy.

Es stellte sich nun bei Aveling ein Leiden ein, an dem er schon 1894 gelitten hatte: ein großes fistulöses Geschwür in der Lendengegend. Die Sache war, bei seiner ohnehin geschwächten Gesundheit, keine Kleinigkeit, aber ganz offenbar ward Eleanor durch Avelings Gebahren — er war stets ein äußerst verwöhnter Patient — und seine Berichte dazu verleitet, sie in sehr viel schwärzerem Lichte zu sehen als gerechtfertigt. Hier ein Brief, drei Wochen nach dem vorigen geschrieben:

The Den, Jews Walk
Sydenham, London, 3. 2. 98.

Mein liebster Freddy!

Ich freue mich, daß es Dir wenigstens etwas besser geht. Ich wünsche sehr, Du wärest wohl genug, sage vom Sonnabend bis Montag, oder wenigstens Sonntag Abend herauszukommen. Ich weiß, es ist brutal selbstisch, aber, lieber Freddy, Du

bist der einzige Freund, mit dem ich ganz frei sein kann, und darum sehe ich Dich immer gern.

Ich habe mit so großen Sorgen zu schaffen, und dies ganz ohne Hilfe (denn Edward hilft selbst jetzt nicht); ich weiß kaum, was zu thun. Es kommen täglich Geldforderungen an mich, und wie ihnen sammt der Operation und all den anderen Dingen zu entsprechen, weiß ich nicht. Ich bin eine Bestie, Dich mit all dem zu plagen — aber, lieber Freddy, Du weißt, was vorliegt, und ich sage Dir, was ich jetzt keinem Anderen sagen würde. Ich würde es meiner lieben alten Nymmy erzählt haben — aber da ich sie nicht habe, habe ich nur Dich. So vergieb mir meinen Egoismus und sei so gut und komme, wenn Du kannst.

Deine Tussy.

Edward ist heute nach London gegangen. Er will Aerzte sehen und so weiter. Er wollte mich nicht mit ihm gehen lassen! Das ist reine Grausamkeit — und es **sind da Dinge, die er mir nicht mittheilen will. Lieber Freddy, Du hast Deinen Jungen. Ich habe nichts — und ich sehe nichts, wofür es sich lohnt zu leben.**

Dieser Brief sagt mehr als irgend ein zweiter — ja, er sagt im Grunde alles. Deutlich sehen wir das Verlangen nach dem Tode als den Erlöser heranreifen. Aber wir sehen auch, daß es nicht die Furcht ist, Aveling könne seiner Krankheit erliegen, die dies Verlangen in ihr erweckt, sondern die Qual der „anderen Dinge“. In jeder Weise leidet sie unter seinem Egoismus — „Edward hilft mir selbst jetzt nicht!“ — und in jeder Weise versteht er es, mit ihren Empfindungen zu spielen. Wie er heimkommt und ihr vorerzählt, es stände mit ihm auf Leben und Tod, da schreibt sie sofort in einem anderen Tone. Dem anscheinend Todtkranken ist alles vergeben.

Aveling hatte gleichfalls Demuth wissen lassen, daß er ihn zu sehen wünsche. Man wird aber begreifen, daß Demuth mit dem obigen Briefe vor sich wenig Lust verspürte, Aveling zu sehen. In Hinblick darauf, daß dieser ihm unter allen möglichen Vorwänden seine ganzen Ersparnisse abgeborgt hatte, ließ er in seiner ablehnenden Antwort beiläufig die bittere Bemerkung fallen, Aveling fühle nur Sehnsucht, wenn er Geld brauche. Er erhielt darauf folgenden Brief:

Sydenham, den 5. Februar 1898.

Mein lieber Freddy!

Es thut mir sehr leid, daß Du morgen nicht kommst. Um bloßer Gerechtigkeit willen laß mich Dir sagen, daß Edward mit keinem Gedanken daran gedacht hat, Dich wieder um Geld zu bitten. Er wünschte Dich zu sehen, weil er glaubt, er wird Dich nach der Operation nicht wiedersehen.

Lieber Freddy, ich weiß, wie freundschaftlich Du für mich fühlst und wie aufrichtig Du um mich besorgt bist. Aber ich glaube nicht, daß Du völlig verstehst — ich selbst fange erst an zu verstehen. Ich sehe jedoch mehr und mehr ein, daß unrecht handeln einfach eine moralische Krankheit ist, und daß die moralisch Gesunden (wie Du) nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurtheilen, ebenso wie der physisch Gesunde sich den Zustand des physisch Kranken kaum vorstellen kann.

Es giebt Leute, denen genau so ein gewisser moralischer Sinn fehlt, wie Andere taub sind oder schlecht sehen können oder in anderer Weise nicht gesund sind. Und ich fange an zu begreifen, daß man ebenso wenig berechtigt ist, die eine Krankheit zu tadeln wie die andere. Wir müssen uns bemühen sie zu kuriren, und wenn keine Heilung möglich ist, unser Bestes thun. Ich habe dies durch langes Leiden einsehen gelernt — Leiden, dessen Einzelheiten ich selbst Dir nicht erzählen würde —, aber ich habe es gelernt, und so versuche ich es denn, alle diese Prüfungen so gut es geht zu ertragen.

Lieber, lieber Freddy, glaube nicht, daß ich vergessen habe, was Edward Dir schuldet (ich meine an Geld, denn was liebevolle Freundschaft anbetrifft, so übersteigt es alle Berechnung), und Du wirst natürlich das Dir Zukommende erhalten, dafür kannst Du mein Wort nehmen. Ich denke, Edward wird in der ersten Hälfte nächster Woche ins Krankenhaus gehen. Ich hoffe, daß er baldigst hinein kann, denn dieses Warten greift ihn fürchterlich an. Ich werde Dich das Bestimmte noch wissen lassen und hoffe von ganzem Herzen, daß es Dir bald besser geht.

Deine Tussy.

Demuth konnte die in diesem Briefe entwickelte Theorie vom moralischen Kranksein oder ihre Anwendbarkeit auf Aveling nicht völlig verdauen, so sehr er Eleanors Empfindungen begriff. Auf einen weiteren Brief (von seiner Wohnung bis Sydenham ist es eine ganze Reise) erhielt er folgende Antwort:

Sydenham, den 7. Februar 1898.

Mein lieber, lieber Freddy!

Ich muß sagen, daß es mich wirklich quält, mich nicht ganz klar ausgedrückt zu haben. Aber Du hast mich ganz und gar nicht verstanden. Und ich bin in zu großer Unruhe, dies auseinanderzusetzen. Edward geht morgen ins Krankenhaus und die Operation soll Mittwoch erfolgen. Es giebt ein französisches Sprichwort, verstehen bedeute vergeben. Vieles Leiden hat mich verstehen gelehrt — und so brauche ich nicht erst zu vergeben. Ich kann nur lieben.

Lieber Freddy, ich werde in nächster Nähe des Krankenhauses wohnen, 135 Gower Street, und werde Dich wissen lassen, wie die Dinge gehen.

Deine alte Tussy.

Die Operation (das Aufschneiden des Geschwürs) erfolgte in einem Hospital, weil Aveling dort beständig ärztliche Hilfe zur Hand haben konnte. Natürlich hatte er ein Extrazimmer für sich genommen. Eleanor bezog ein Zimmer in der Nachbarschaft, um Aveling Tags über Gesellschaft leisten zu können, und nach der Operation verband und reinigte sie seine Wunde — eine ebenso die Nerven aufregende wie die Sinne abstoßende Arbeit, denn noch Wochen lang mußte immer wieder täglich dreimal übelriechende Substanz herausgeholt werden. Abgesehen davon, daß die Operation selbst sehr kostspielig war, wurden auch keine Kosten gescheut, den Patienten so bald als möglich wieder zu Kräften zu bringen. Wie herabgestimmt Eleanors Hoffnungen in dieser Hinsicht waren, zeigt der folgende Brief:

The Den, Jews Walk
Sydenham, London, den 10. Februar 1898.

Mein lieber, lieber Freddy!

Ich habe Edward am Donnerstag heimgebracht, weil die Doktoren meinten, er würde hier mehr Aussicht [auf Besserung] haben, wie im Krankenhaus (o, wie schrecklich ein Krankenhaus ist), und sie wollen, daß er nach Margate gebracht wird. Es geht alles so sicher dem Einen zu, daß ich das Wenige, was mir geblieben, gänzlich aufgebe. Du wirst mich verstehen. Ich finde auf jeden Fall mein Fortkommen, und jetzt muß ich nach ihm sehen. Lieber Freddy, tadle mich nicht. Aber ich denke, Du wirst es nicht thun. Du bist so gut und so treu.

Deine Tussy.

Und nun der letzte Brief. Er ist aus Margate von der Küste her datirt. Noch immer lautet er hinsichtlich des Kranken sehr pessimistisch, und von Neuem bricht der Wunsch nach Erlösung durch den Tod durch. Es ist, als ob sie die physische Genesung Avelings fürchtete. Denn seine „moralische Krankheit“ zu heilen war keine Hoffnung.

6 Ethelbert Crescent, Margate, den 1. März 1898.

Mein lieber, lieber Freddy!

Nimm mein Nichtschreiben nicht für Nachlässigkeit. Die Sache ist, daß ich abgespannt bin und oft nicht den Muth zum Schreiben habe. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Du mich nicht zu sehr tadelst, denn ich halte Dich für einen der größten und besten Menschen, die ich kennen gelernt habe.

Es ist eine schlimme Zeit für mich. Ich fürchte, es ist wenig Hoffnung vorhanden, und die Schmerzen und Leiden sind groß. Warum wir so fort machen, ist mir unverständlich. Ich bin bereit zu gehen und würde es mit Freuden thun. Aber so lange er Hilfe braucht, bin ich verpflichtet, zu bleiben.

Schön, und das Einzige, was mir hilft, sind die Freundschaftsbezeugungen von allen Seiten. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut die verschiedensten Leute zu mir sind. Warum, weiß ich wirklich nicht.

Und ich bin ganz stolz darauf, der Bergarbeiterverband und der Bergarbeiterbund haben, weil ich für die Uebersetzerarbeiten auf dem Internationalen Bergarbeiterkongreß (das war eine Arbeit!) im letzten Juni keine Bezahlung nehmen wollte, mir ein schönes kleines Schreibetui mit stylographischer Feder geschickt. Ich schäme mich, ein solches Geschenk anzunehmen, aber ich kann nicht anders. Und es freut mich wirklich.

Lieber Freddy, wie sehr wünschte ich, ich könnte Dich sprechen. Aber ich nehme an, daß es gerade jetzt nicht sein kann.

Deine Tussy.

Damit enden die Briefe, die auf das seelische Leben von Eleanor Marx in den letzten Monaten ihres Lebens Licht werfen. Der fernere äußere Verlauf der Dinge ist bekannt. Die Seeluft von Margate und die äußerst sorgsame Pflege thaten Dr. Aveling gut, aber brachten keine völlige Heilung. Er klagte immer wieder über große Schmerzen und mußte, wenn er aus dem Haus wollte, in einem Fahrstuhl ausgefahren werden.

Am 28. März kehrten er und Eleanor nach Sydenham heim. Wie pessimistisch diese indeß ihr Verhältniß mit Aveling ansah, sie dachte noch an keine unmittelbare gewaltsame Beendigung ihres Lebens, das beweisen verschiedene Maßnahmen, die sie in jenen Tagen traf. Sie bestellte Freunde auf die ersten Tage des April nach Sydenham, meldete sich zur Theilnahme an dem Festessen zu Ehren H. M. Hyndmans, schickte an „Reynolds Newspaper" ein Eingesandt, worin sie um Nummern eines in den sechziger Jahren veröffentlichten englischen Blattes bat und Anderes mehr. Am 30. März war sie in Sydenham nach einem Fahrstuhl für Dr. Aveling herumgelaufen, denn noch immer zeigte sich Aveling unfähig, ohne Hilfe auszugehen.

Da traf am Morgen des 31. März der Brief ein, von dem in Robert Banners Erklärung die Rede ist. Wer die „gewisse Person" ist, auf welche dieser Brief ein „sehr schlechtes Licht" warf, verräth die einfache Thatsache, daß Dr. Aveling ihn, kaum daß er ihn ausgehändigt erhielt, auch alsbald vernichtet hat. Wer ein Dokument, das eine ihm nahestehende Person zum Selbstmord veranlaßt, so schnell aus der Welt schafft, läßt vermuthen, daß er das Bekanntwerden dieses Dokuments zu fürchten Grund hatte. Es mußte sich um eine Sache handeln, die alles Vorhergegangene in den Schatten stellte — um eine Handlung, die Eleanor, da sie sich nicht zur öffentlichen Blosstellung Avelings entschließen konnte, nur den einen Schritt offen ließ: die Flucht aus dem Leben.

Ist es aber wahrscheinlich, ja, ist es auch nur im Geringsten glaubhaft, daß sie diesen Schritt ganz ohne Wissen, sozusagen hinter dem Rücken Avelings that? Alle Anzeichen deuten auf das Gegentheil hin. Voran Avelings eigene

Aussage vor dem Leichenbeschauer, daß die Verstorbene in bedrängten Lagen ihn wiederholt aufgefordert habe: „Machen wir diesen Kümmernissen gemeinsam ein Ende", womit ja auch die Bemerkung in Eleanors Brief vom 1. März aus Margate übereinstimmt: „Warum wir so fort machen, ist mir unverständlich; ich bin bereit, zu gehen."[1] Weiter die Thatsache, daß sie das Gift holen ließ, während Aveling noch im Hause war und obendrein auf seinen Namen, sowie daß sie in seiner Gegenwart ihren Namen in das ihm unzweifelhaft bekannte Giftbuch des Apothekers einzeichnete.[2] Dann seine Fahrt nach London, sein langes Verweilen in London und anderes mehr. Man erinnere sich, daß noch am Tage zuvor scheinbar Aveling so schwach war, daß die Anschaffung eines Fahrstuhls absolut nöthig schien, sollte er im Stande sein, das Haus auf einige Stunden zu verlassen. Jetzt plötzlich fand er die Kraft, allein nach London zu fahren und sich sechs Stunden lang dort herumzutreiben. Wozu überhaupt diese Fahrt? Es lag nichts vor, was seine Anwesenheit in London gebot. Wenn aber Eleanor ihm gesagt hatte: „Diesmal mache ich ernst, hier ist das Gift, komm, laß uns den Kümmernissen gemeinsam ein Ende machen", und er zwar den Wunsch hatte, daß sie ernst mache, aber keine Lust, selbst auf das Leben zu verzichten, so lange es ihm noch Aussicht auf physische Genüsse bot — dann ist die Fahrt und noch vieles Andere, was jetzt für weite Kreise noch unerklärt ist, zur Genüge erklärt. Stimmt es aber, dann wäre Dr. Edward Aveling schuldig, die Ausführung eines Selbstmords zugelassen zu haben, den zu verhindern möglich und darum seine Pflicht war.

Es erhebt sich darnach die Frage, ob Dr. Aveling gewünscht haben kann oder irgend ein Interesse haben konnte, daß Eleanor Marx sich das Leben nahm. Daß ihn ihr Tod ungemein gleichmüthig gelassen hat, untersteht keinem Zweifel. Es wird nicht häufig vorkommen, daß ein Mann, der seine Lebensgefährtin in voller Gesundheit verlassen hat, nach der Rückkehr, wo er sie todt antrifft, für ihre Leiche keinen einzigen Blick übrig hat; es werden sich wenige Menschen finden, welche durch Fremde daran verhindert werden müssen, das letzte ihnen hinterlassene Billet der langjährigen Genossin gleich am ersten Tage zu vernichten; es werden sich nur wenige Menschen finden, die unmittelbar nach der Leichenschau der treuesten, hingebendsten Pflegerin in Stimmung sind, mit Reportern und Geschworenen ein Schanklokal aufzusuchen, und es werden nur wenige Menschen das Bedürfniß verspüren, am Tage vor der Bestattung einer solchen Gefährtin einen Fußballmatch zu besuchen....

Dr. Aveling wußte, daß Eleanor Marx ihn testamentarisch zu ihrem Universalerben und Testamentsvollstrecker eingesetzt hatte. Er kannte ihre Hilflosigkeit in juristischen und Finanzsachen, und er wußte besser als sie, welchen Werth die für sie deponirten Papiere hatten. Er wußte auch, daß bei aller sonstigen Nachgiebigkeit in Geldsachen sie stets nur mit äußerstem Widerstreben

---

[1] Es ist zu bemerken, daß Dr. Aveling sowohl den erwähnten Brief an Eleanor Marx wie deren letzten Brief an ihren Sachwalter erst nach beendeter Leichenschau zugestellt erhielt. Als er seine Aussage machte, mußte er immer noch ihre Bekanntgabe gewärtigen.

Ferner sei hier erwähnt, daß in den letzten Wochen vor ihrem Tode Eleanor Marx von verschiedenen Leuten, die von ihren pekuniären Verlegenheiten erfahren hatten, Anerbietungen von Hilfe erhielt, an deren Aufrichtigkeit sie weder zweifeln konnte, noch auch zweifelte. Es waren nicht Sorgen um ihre eigene physische Existenz, die sie in den Tod trieben, sondern lediglich ihre moralische Zwangslage.

[2] Der Apotheker sagte bei der Leichenschau, daß Dr. Aveling oft von ihm Gift entnommen und sich wiederholt mit ihm über Gifte unterhalten hatte.

in die Veräußerung eines dieser Papiere willigte, die ihr eine Art Vermächtniß waren. Dr. Aveling hat nach eigenem Eingeständniß den Brief, den Eleanor Marx an ihren Sachwalter hinterließ, vernichtet. Nach Lage der Dinge konnte der Brief nur Verfügungen hinsichtlich ihres Vermögensnachlasses enthalten. Es mögen dem Briefe die Formalitäten gefehlt haben, die ihm gesetzlich die Kraft eines letzten Willens gaben. Aber er enthielt ihre letzte Willensäußerung. Indem er diese so schnell wie möglich beseitigte, zeigte er — was er übrigens auch sonst bewiesen hat —, daß ihm die Todte nichts gewesen war, als ein Objekt der Ausbeutung, daß nach ihrem Tode nur Eines von ihr Werth für ihn hatte: ihr Vermögensnachlaß, ihr Geld.

* * *

Soviel an dieser Stelle über die persönliche Seite dieses Trauerspiels. Daß es auch seine allgemeine Nutzanwendung hat, bin ich der Letzte zu bestreiten. Allerdings, mit dem Bestreben, politisches Kapital aus ihm zu schlagen, würden die Gegner der Sozialdemokratie schlecht fahren, denn für die Politik bleibt der Fall Aveling ein durchaus individueller Fall. Unwürdige Subjekte drängen sich in alle Parteien, und für den einen Aveling wäre es ein Leichtes, in allen Parteien zahlreiche Gegenstücke nachzuweisen. Auch ist Dr. Aveling schon vor vier Jahren aus der sozialistischen Arbeiterpartei Englands ausgeschlossen worden, während die Sozialdemokratische Föderation ihn 1896 nur widerstrebend und blos weil man glaubte, daß er seinem alten Leben Valet gesagt habe, von Neuem in ihre Organisation aufnahm. Leute seines Kalibers finden eben einen großen Vorschub in der Thatsache, daß von hundert Opfern ihrer Gewissenlosigkeit neunundneunzig ihre üblen Erfahrungen für sich behalten. Auf Vermuthungen oder Eindrücke kann man keine Ausstoßung begründen, und wie der Schreiber dieses, so haben auch viele Andere von den schlimmsten Handlungen Avelings erst nach dem Tode der Frau erfahren, die in ihrer psychologisch so sehr erklärbaren, aber darum doch nicht minder bedauerlichen Verblendung ihn bis dahin geschützt hatte, wo immer sie nur konnte.

Ihr Brief vom 5. Februar sagt uns, in welcher Auffassung sie es that. Ob sie völlig davon überzeugt war, daß die dort entwickelte Theorie von der „moralischen Krankheit“ im vorliegenden Falle zutraf oder zulässig war? Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm, und in der Verzweiflung wird der Mensch gewöhnlich zum Rabulisten. Soviel ist sicher, daß moralisch Unheilbare hinter Schloß und Riegel oder wenigstens unter strenge Aufsicht gehören. Die persönliche Verantwortung ist einfach ein Gebot der sozialen Vernunft — kein geordnetes Gemeinwesen mit freien Einrichtungen ist möglich, das sie nicht unterstellt. Es ist auch gar nicht abzusehen, warum ein im Uebrigen normal entwickelter Mensch, der weder ein Idiot, noch ein ganz phänomenales, einseitig entwickeltes Genie, sondern intellektuell durchaus ein Durchschnittsmensch ist, nicht für seine Handlungen haftbar gemacht werden soll.

Dies eine der allgemeinen Fragen, zu deren Betrachtung der Fall Anlaß bietet. Und gerade weil die Aufrechterhaltung der persönlichen Verantwortung ein allgemeines Interesse ist, schien mir die Klarstellung des an Eleanor Marx verübten Verbrechens für ihre Freunde ein doppeltes Gebot der Pflicht.

Aus der neuesten serbischen Statistik.

Von J. Balugdgitsch.

Gleich nach der Befreiung von der türkischen Herrschaft kam Serbien in engere wirthschaftliche Berührung mit dem Westen; der europäische Handel drang ein und damit fanden auch die alten patriarchalischen Institutionen und in erster Linie die serbischen Hauskommunionen ihr Ende. Durch den Handel „wird die Produktion mehr und mehr dem Tauschwerth unterworfen, indem er Genüsse und Subsistenz mehr abhängig macht vom Verkauf, als vom unmittelbaren Gebrauch des Produkts. Er löst dadurch die alten Verhältnisse auf. Er vermehrt die Geldzirkulation. Er ergreift nicht mehr blos den Ueberschuß der Produktion, sondern frißt nach und nach diese selbst an, und macht ganze Produktionsweisen von sich abhängig. Indeß hängt diese auflösende Wirkung sehr ab von der Natur des produzirenden Gemeinwesens" (Marx III, 1).

Die neue Produktion zum Zwecke des Verkaufs, welche Serbien der europäische Handel auferlegte, konnte die abgeschlossenen, ökonomischen Gemeinschaften, wie sie bisher in den Dörfern bestanden, nicht gebrauchen. Diese bildeten ein großes Hinderniß für ihre Entwicklung, da sie, dank der Arbeitstheilung, die in ihnen herrschte, abgetrennt von der ganzen übrigen Welt existirten. Sie zersprengte und verdrängte sie also langsam und ersetzte die patriarchalische Zadruga (Hausgenossenschaft), mit ihren schwerfälligen, traditionellen Einrichtungen durch Institutionen, die sich den veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen besser anpassen konnten. Trotz alles Zeterns und Jammergeschreis über den Verfall der „schönen" und „ausschließlich" serbischen Zadruga mußte diese zu Grunde gehen und heute ist kaum noch eine Spur von ihr zu finden.

Nach den Erhebungen aus dem Jahre 1895, die neulich veröffentlicht worden sind, gab es in Serbien 348257 Familien, und von diesen 60068 in den Städten und 288189 auf dem Lande.

Unsere Statistik theilt die ganze Zahl dieser Familien in neun Gruppen ein. Der besseren Uebersicht wegen werden wir sie in vier große Gruppen theilen. In die erste Gruppe kommen die Familien mit 1 bis 5 Mitgliedern; in die zweite diejenigen mit 6 bis 15 Mitgliedern; in die dritte die mit 16 bis 30; in die vierte diejenigen mit mehr als 30 Mitgliedern.

1. Gruppe: 165537 Familien, und zwar 41327 in den Städten, 124210 auf dem Lande.

2. Gruppe: 175291 Familien, und zwar 18446 in den Städten, 156845 auf dem Lande.

3. Gruppe: 7272 Familien, und zwar 295 in den Städten, 6977 auf dem Lande.

4. Gruppe: 175 Familien, und zwar 0 in den Städten, 175 auf dem Lande.

Die serbische Zadruga, die vor 40 Jahren noch über ganz Serbien verbreitet war, findet sich heute nur mehr in den Gebirgsgegenden, um Kopaonik, Zlatibor, Rudnik. Sie besteht nur dort, wohin der Welthandel noch nicht vorgedrungen ist, wo noch keine richtigen Straßen zu finden sind und die Leute sehr oft ihr ganzes Leben hindurch nicht in eine Stadt kommen. In den Städten wurzelte sich überall die moderne Familie ein, und auch in den Dörfern ist sie schon zur Regel geworden. Fast 48 Prozent aller serbischen Familien zählen höchstens 5 Mitglieder; und auch die 175000 Familien die zwischen 5 und 15 Mitglieder zählen, sind keine Gemeinschaften, die man Zadruga nennen könnte. Unter diesen 175000 Familien sind 132880 mit 7, 8, 9 Mitgliedern; es sind dies moderne Familien mit vielen Kindern. Als echte Zadrugas, d. h. Familien, in welchen die Söhne noch nach der Verheirathung in der Gemeinschaft bleiben, in welchen das Vermögen nach dem Tode des Vaters oder Großvaters nicht getheilt wird und in welchen die Mitglieder von drei oder vier Generationen zu finden sind, kann man heute nur noch jene 175 betrachten, die mehr als 30 Mitglieder zählen. Die 7272 Familien mit 16 bis 30 Mitgliedern sind zwar noch Zadrugas, doch sind sie meistens schon in Zerfall begriffen.

Wie steht es nun mit dem Vermögen der ehemaligen Gemeinschaften? Es ist natürlich heute schon vertheilt. Das Zerfallen der Zadruga konnte sich nicht ohne entsprechende Theilung des gemeinschaftlichen Bodens vollziehen. Der Prozeß der Auflösung, welchen der Handel verursacht hat, indem er die Bauern nöthigte, für den Markt zu produziren zu einer Zeit, wo sie weder von Maschinen, noch von künstlichen Düngern, noch von irgend welcher rationellen Bearbeitung des Bodens eine Ahnung hatten, wo sie größtentheils noch mit dem hölzernen Pfluge arbeiteten, brachte es mit sich, daß die großen gemeinschaftlichen Grundstücke heute in Serbien eine Seltenheit bilden, obschon sie vor 30 und 40 Jahren auf dem Lande die Regel waren. „Die Werkzeuge der bäuerlichen Landwirthschaft bedingen es, daß der Einzelne allein oder im Verein mit einigen Wenigen (eine Gruppe, wie sie die bäuerliche Familie darstellt) ein kleineres Stück Land besonders bebaut. Die Bodenbestellung wird aber unter diesen Umständen um so sorgfältiger sein, sie wird einen um so reicheren Ertrag abwerfen, je freier der Bauer über sein Grundstück verfügen kann, und je voller ihm der Ertrag der Bearbeitung und Verbesserung seines Ackers zu Theil wird" (Kautsky, Erfurter Programm). Der Impuls für die Auflösung der großen Gemeinschaften wurde ohne Zweifel durch diesen Drang gegeben, ausschließlich für den Markt zu produziren. Die Erbschaftsgesetze aber, die der erste Ausdruck dieses wirthschaftlichen Begehrens nach Individualisirung waren, bedingten es, daß die Theilung zu weit ging, daß sie weit über das Ziel hinausschoß, so daß heute 60 Prozent aller Grundbesitzer in Serbien nicht einmal so viel Boden haben, als nöthig wäre, damit sie sich mit ihren Familien ernähren können.

Nach dem heutigen Stande der Landwirthschaft in Serbien sind 3 Hektar Land absolut nothwendig, damit eine gewöhnliche Bauernfamilie von den Bodenfrüchten leben und Steuern entrichten kann. So sagt wenigstens das Gesetz, welches die serbischen Unterthanen vor der Proletarisirung schützen wollte, indem es die letzten 3 Hektar Land der Zwangsvollstreckung wegen Schulden entzog. Wir werden aber sofort sehen, welche Wirkungen dieses Gesetz haben konnte.

Nach den letzten Erhebungen finden sich 1154890 Hektar bebauten Bodens unter 244591 Grundbesitzer vertheilt. Es kommen also durchschnittlich 4,7 Hektar auf jeden einzelnen Grundbesitzer. Aber 32759 Grund„besitzer" oder 13,39 Prozent besitzen weniger als 1 Hektar; 69586 oder 28,45 Prozent 1 bis 2,50 Hektar; 19678 oder 8,05 Prozent 2,51 bis 3 Hektar; 55566 oder 22,71 Prozent 3,1 bis 5 Hektar; 49679 oder 20,31 Prozent 5,1 bis 10 Hektar; 14816 oder 6,03 Prozent 10,1 bis 20 Hektar; 2424 oder 1 Prozent 20,1 bis 50 Hektar; endlich 148 Besitzer oder 0,06 Prozent über 50 Hektar.

Wenn wir jene Bauern nicht mitrechnen, die 2,50 bis 3 Hektar Kulturland besitzen und sich unter Mühe und Entbehrung das ganze Jahr zu ernähren im Stande sind, bleiben doch noch immer 102345 Bauernfamilien oder 41,84 Prozent übrig, die nicht genügend Land für ihre Ernährung besitzen.

Das sind keine Proletarier — aber sie sind viel schlimmer daran als jene. Das sind die serbischen Armen; das ist jener Theil des serbischen Volkes, der sich nach einem Ausdruck, der schon eine traurige Berühmtheit erlangt hat, „mit dem Baste gürtet"; der dem ärgsten und entsetzlichsten Elend sein ganzes Leben hindurch preisgegeben ist. Er hungert; er nährt sich bei den besten Ernten noch immer „mit der Rinde des Baumes" und führt überhaupt kein menschenwürdiges Leben. Diese Unglücklichen sind allen möglichen ansteckenden Krankheiten unterworfen und sterben gewöhnlich sehr früh. Sie erreichen selten mehr als das vierzigste Lebensjahr.[1] Diese Klasse der serbischen Bevölkerung findet, nach ihrem Leben und Denken, im Westen überhaupt nicht ihresgleichen, und dabei ist man doch stolz darauf, daß in Serbien kein Proletariat existirt!

---

[1] Es ist sehr bemerkenswerth, daß in Serbien unter 1000 Einwohnern nur 83 ein Alter zwischen 40—50 Jahren erreichen, während in Deutschland es solcher 103, in Frankreich 125, in der Schweiz 119 u. s. w. giebt. Die Sterblichkeitsverhältnisse sind in Serbien

Aber man beschäftigt sich in Serbien nicht nur mit dem Ackerbau, sondern auch die Viehzucht wird eifrig betrieben und das Vieh bildet, neben dem Weizen, den Hauptartikel der serbischen Ausfuhr. Wir haben nun die Frage zu beantworten: Wie ist der Viehstand unter der Einwohnerschaft vertheilt?

Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, als der Boden zur Bebauung schon lange an die verschiedenen Familiengemeinschaften vertheilt war, blieben die Wiesen gemeinschaftliches Eigenthum der einzelnen, oder auch mehrerer, Dörfer. Diese Reste des urwüchsigen Kommunismus wollten die begeisterten Verehrer unserer patriarchalischen Institutionen durch Gesetze erhalten wissen, gerade als sie unter den veränderten ökonomischen Verhältnissen zu verschwinden begannen. Ein Gesetz aus dem Jahre 1840 bestimmt, daß das Recht auf Weideland und auf Eichelfrüchte allen Bewohnern eines Dorfes gemeinsam zustehen solle und daß Keiner, sei es eine Gemeinde oder eine Privatperson, ein ausschließliches Recht auf solche Nutzungen haben dürfte. Zäune und andere Abgrenzungen sind nicht gestattet, ebenso wenig feste Dorfgrenzen. Dasselbe sagt, nur noch in deutlicher Formulirung, die Novelle zu diesem Gesetz aus dem Jahre 1859. Der erste Artikel dieser Novelle besagt, daß jedem Bewohner freie Benutzung des Weidelandes der Hutungen seiner Gemeinde nur für das Stammvieh, d. h. nur für dasjenige Vieh, das er für seinen Hausbedarf hält, erlaubt ist, daß dagegen für das Vieh, das zu Spekulationszwecken bestimmt ist, eine Taxe entrichtet werden muß.

Diese zwei Gesetze bestehen noch heute zu Recht; sie sind mindestens nicht aufgehoben worden, obschon ihr Zweck bei unseren heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen fortgefallen ist.

Wie man schon aus diesem ersten Artikel ersehen konnte, handelte es sich in der Novelle darum, dem Mißbrauch mit dem Weideland ein Ende zu machen. In den vierziger Jahren begann nämlich ein sehr reger Viehhandel. Tausende und Abertausende von serbischen Schweinen und Ochsen wurden nach Pest und Wien exportirt. All dieses Vieh wurde auf den Gemeindeländern großgezogen und das verursachte eine sehr große Unzufriedenheit unter der ärmeren Dorfbevölkerung. Diese fühlte sich in ihren Rechten verletzt. Die Novelle aus dem Jahre 1859 konnte diesen Schäden nicht abhelfen, da auch bei Entrichtung der Taxen die Bauern, die mit Vieh handelten, ihren Profit dabei fanden, wenn sie dasselbe auf den Gemeindeländereien weiden ließen, ganz abgesehen davon, daß die Feststellung und Kontrollirung der Menge Vieh, die jedes Haus nöthig hat und die es also auf dem Gemeindeland ohne Entgelt weiden lassen durfte, außerordentlich schwierig ist.

Mittlerweile begann eine große Agitation gegen die Weiderechte. Die ärmeren Bauern verlangten insgesammt die Theilung der gemeinschaftlichen Wiesen und Hutungen. Die Agitation wurde noch heftiger, als in den späteren Dezennien durch das Zerfallen der Zadruga viele Familien ohne jeden oder mit sehr kleinem Bodenbesitz waren.

Dazu kam noch, daß in Folge der wachsenden Nachfrage nach dem gemästeten serbischen Vieh die Viehzüchter sehr rasch von der Weide zu der viel intensiveren Stallwirthschaft übergingen. Eine große Zahl dieser Züchter bedurfte nicht mehr des Gemeindelandes und das Verlangen nach der Theilung fand keine ernste Opposition mehr. Hier und da fand sich Jemand, der sich für die Beibehaltung der „schönen" serbischen Institution erwärmte, aber die Masse der verarmten Bauern verlangte energisch das Aufheben der Weiderechte und die Theilung des Gemeindelandes.

Man schritt jedoch zu einer solchen formellen systematischen Theilung nie. In den großen dynastischen Kämpfen, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren abspielten, wurden mit den Gemeindewiesen die Günstlinge dieser oder jener Dynastie belohnt. Im Anfang brachen hier und dort ganze Revolutionen aus, nicht weil man die alten Weiderechte vertheidigen wollte, ihnen gegenüber war man indifferent geworden, sondern weil man mit der Art und Weise der Theilung nicht zufrieden

---

sehr ungünstig. Nach der Statistik machen die Kinder unter zehn Jahren ein ganzes Drittel der serbischen Bevölkerung aus.

war. Man wußte aber die Führer der Revolution mit einigen Grundstücken zufriedenzustellen und die Theilung, der Raub könnte man sagen, setzte sich in derselben Weise fort. Als dann, seit den siebziger Jahren, die dynastische Frage schon nicht mehr so brennend war, da sich die verschiedenen Beamtengruppen gebildet und statt der dynastischen Interessen ihre „Reformprogramme" in den Vordergrund gestellt hatten, wurden die Gemeindewiesen ihre Hauptstütze im Lande. Man wies sie den Anhängern in Form der Pachtung oder als Besitz zu, man drückte die Augen zu, wenn dieser oder jener Parteimann ein Stück Gemeindeland einzäunte, man entriß eingezäunte Wiesen den Einen und gab sie den Anderen — kurz und gut, im Lande blieben die Gemeindeländereien die Achse, um welche sich das ganze politische Leben drehte.

Heute sind diese Ländereien größtentheils in Privathände übergegangen. Die Zahl der Wiesen und Hutungen, über welche die Gemeinden noch verfügen, ist sehr gering — 230000 Hektar — und sie sind höchst zersplittert. Die Weiderechte bestehen zwar noch fort, sie sind durch die oben erwähnten Gesetze garantirt — aber die Gemeindeweiden spielen in unserem wirthschaftlichen Leben keine Rolle mehr. Alles bessere Land wurde eingezäunt. Mehr als 40 Prozent — ungefähr 460000 Hektar — des heute bestellten Landes sind die ehemaligen Gemeindeweiden, die „verpachtet" sind. Die Verpachtung der Gemeindeländereien ist aber in Serbien, wo keine Kataster, keine Grundbücher bestehen, wo sogar das wirkliche Eigenthum sehr oft bestritten ist, der erste Schritt zur vollen Aneignung. Tausende und Abertausende Hektar sind auf diese Weise verloren gegangen.

Und die Folgen von alledem waren leicht vorauszusehen. Der Chef des serbischen statistischen Amtes formulirt sie selbst mit den Worten: „Mit der Verpachtung und der Aneignung der Gemeindeländereien wurde den ärmeren Bauernfamilien die Möglichkeit entzogen, das nöthige Stammvieh ohne gekauftes Futter zu ernähren. Das hat die Wirkung gehabt, daß heute sehr viele Bauernfamilien kein Stück Vieh besitzen und daß unser Viehbestand jeglicher Art immer kleiner wird."

Das sind zwei bemerkenswerthe Thatsachen. Die Zahl der Schweine, die den Hauptartikel der serbischen Ausfuhr bilden, ist nicht nur relativ, sondern auch absolut bedeutend zurückgegangen. Im Jahre 1867 zählte man 1291164 Schweine, im Jahre 1895 nur noch 894564. Die anderen Vieharten haben zwar absolut unbedeutend zugenommen, relativ aber sehr abgenommen. Im Jahre 1867 kamen auf 1000 Einwohner 609 Stück Rindvieh, 2203 Schafe, 101 Pferde, 370 Ziegen; im Jahre 1895 nur noch 394, resp. 1321, resp. 73, resp. 223.

Was die zweite Thatsache anbetrifft, so sind wir im Besitz folgender Zahlen: 8,4 Prozent aller Haushaltungen, die ihren eigenen Boden bestellen, haben nur ein Stück Vieh: eine Kuh, eine Ziege oder ein Schwein; 5,3 Prozent aber besitzen überhaupt kein Stück Vieh. Und das bedeutet für Serbien, wo es keine Maschinen giebt, wo keine andere Düngung als die vermittelst des Viehmistes bekannt ist, daß die Frau und die Tochter in den Pflug eingespannt werden, daß man das ganze Jahr hindurch vergebens den übermäßig ausgesaugten Boden bestellt, der nicht einmal so viel Ertrag abwirft, als nöthig wäre, um die Steuern zu entrichten; das bedeutet also, daß 22000 serbische Bauernfamilien beständigem Elend preisgegeben sind.

Die Einwirkung des europäischen Handels auf die alten patriarchalischen Institutionen Serbiens hatte also eine weitgehende Zerstückelung des Bodens und zugleich eine Abnahme des serbischen Viehbestandes im Gefolge.[1] Der Pauperismus mit allen seinen schrecklichen moralischen Folgen entwickelte sich bei uns und seine Entwicklung schreitet immer noch fort. Der Prozesse, der Betrügereien, der Meineide, wo es sich um einen Fetzen Boden handelt, ist kein Ende. Und je mehr der Boden zerstückelt wird, je mehr er in den Händen des Bauern zusammenschmilzt, desto mehr gewinnt er an Werth. Die Bauern werden von unerhörter Leidenschaft ergriffen, das Stück

[1] Es ist nicht zu leugnen, daß mit der quantitativen Abnahme des Viehes eine qualitative Verbesserung Hand in Hand ging. Doch kommt diese natürlich nur Einzelnen zu Gute. Es ist keine Entschädigung.

Land, das ihnen gehört, sich zu erhalten, koste es was es wolle, oder wenn das Stück ungenügend ist, um die Familie zu ernähren, so suchen sie um jeden Preis neues dazu zu erwerben. Das Leben des serbischen Bauern, des serbischen Volkes, könnte man sagen, zehrt sich auf in dem Kampfe um die Erhaltung des eigenen Grund und Bodens. Für alles Andere wird er taub und indifferent. Die politischen Rechte, die nationalen Ideale — das ist bei uns ein leeres Geschrei einiger Fachpolitiker und der entstehenden Bourgeoisie. Die Masse des serbischen Volkes ist vollständig apathisch. Hier und da gelingt es den Beamtenkoterien, die sich in Serbien „politische Parteien" nennen, diese Masse zu galvanisiren, indem sie ihr die Herabsetzung der Steuern oder eine neue Theilung der Gemeindeländereien versprechen, aber bald fällt diese blöde Menge wieder in ihren lethargischen Schlaf zurück. Ihr einziges Ideal bleibt immer ein Stück Land, höchstens noch eine Kuh dabei. Auf dem politischen Kriegspfad erblickt man nur größere oder kleinere Beamtengruppen, die von Milan bald herangezogen, bald wieder zurückgestoßen werden.

Langsam entsteht aber bei uns ein neues, lebensvolles Element, das berufen ist, in dem politischen Leben des Königreichs eine sehr bedeutsame Rolle zu spielen. Das ist das serbische Proletariat. Es organisirt sich schon in den Städten und findet auch auf dem Lande Anhänger. Jedoch wollen wir von seiner Thätigkeit ein anderes Mal sprechen; hier seien nur folgende statistische Daten erwähnt.

Nach den Erhebungen des Jahres 1895 besitzen 7,12 Prozent aller Haushaltungen auf dem Lande kein Stück Boden **und** kein Stück Vieh. Dieser Prozentsatz ist aber in manchen Kreisen ein viel größerer. Die Statistik sagt: „Es ist interessant zu wissen, daß in jenen Kreisen, in welchen auf eine Haushaltung viel mehr Kulturboden entfällt, auch viel mehr Haushaltungen zu finden sind, die kein Stück Land besitzen.... Die Leute, die so völlig besitzlos sind, sind gezwungen, bei den Anderen Dienste zu nehmen." Das ist die erste offizielle Bestätigung des Bestehens eines Proletariats auf dem Lande. Bis jetzt wurde es von allen Seiten bestritten.

Wir haben oben gesehen, daß auf einen Grundbesitzer durchschnittlich ungefähr 4,7 Hektar Boden kommen. Im Kreise Waljewo kommen aber 7,13, in Semendrija 6,72 und in Schabatz 7,56 Hektar auf einen Grundbesitzer. Gerade dort ist auch die Zahl proletarisirter Bauernfamilien viel höher. In Semendrija haben von 16476 Haushaltungen 5430, also 32,96 Prozent, in Schabatz von 14945 Haushaltungen 3954, also 26,52 Prozent, in Waljewo von 15811 Haushaltungen 4261, also 26,95 Prozent, **keinen Grund und Boden.**

Nur in den Kreisen, die zuletzt von der türkischen Herrschaft befreit wurden, ist die Zahl der proletarisirten Familien gering.

Nach der heutigen Zerstückelung des Bodens in Serbien ist es zu erwarten, daß das Kontingent des Proletariats in einigen Jahren schon viel bedeutender sein wird. Und, wie erwähnt, diesem wird sofort eine große Rolle in unserem politischen Leben zufallen, da erst mit seinem Erscheinen die politischen Kämpfe in Serbien eine moderne Form annehmen werden.

Die Reform der Gewerbegerichte in Oesterreich.

Von Dr. J. Freundlich.

Das Jahr 1898 hat für Oesterreich eine hohe Bedeutung in juristischer und sozialpolitischer Beziehung; in diesem Jahre ist eine Reihe von Gesetzen in Kraft getreten, die auf einem weiten Gebiet des öffentlichen Rechtes reformirend wirken und den sozialpolitischen Forderungen der Gegenwart Eingang in das Rechtsleben Oesterreichs verschaffen sollen. Ich nenne nur das Gesetz über **die direkten Personalsteuern**, das neue **Zivilprozeßgesetz** und schließlich die **Exekutionsordnung**.

Die genannten Gesetze stehen zu kurze Zeit in Geltung, als daß ein abschließendes Urtheil über dieselben möglich wäre. Mögen sie sich aber nun bewähren oder nicht, sicher ist, daß sie tief eingreifen in das wirthschaftliche Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit und daher berechtigter Weise das Interesse Aller erwecken sollten. Und doch ist die Diskussion über jene so einschneidenden Veränderungen in der weiten Oeffentlichkeit kaum angeregt worden; die Worte des Lobes und Tadels, ausgesprochen im engen Kreise der Fachleute, die sich ex offo mit den Reformen beschäftigen mußten, haben keinen Widerhall gefunden in den breiten Schichten des Volkes.

Woher kommt das? Nur Oberflächlichkeit kann diese Erscheinung damit erklären, daß die unglückselige Politik des polnischen Abenteurers Badeni im letztvergangenen Jahre das ganze Interesse absorbirt und keine Zeit für die Beschäftigung mit anderen als den durch Badeni aufgeworfenen Fragen übrig gelassen habe. Badeni ist gestürzt, der Sprachenkrieg fängt an — und das schon lange — tödtlich langweilig zu werden: man merkt jedoch durchaus nicht, daß sich nunmehr das Interesse der Erörterung sozialpolitischer Probleme zuwendet.

Die Gründe für die fast allgemeine Gleichgiltigkeit diesen Fragen gegenüber liegen tiefer; da ist in erster Linie die politische Zurückgebliebenheit Oesterreichs zu nennen. Sozialpolitik kann nur gedeihen auf dem Boden politischer Freiheit. Es muß dem Volke die Möglichkeit gegeben werden, seine Interessen zu erkennen; die erkannten Interessen als Forderungen aufzustellen; seinen Forderungen durch die Vereinigung der Interessirten Nachdruck zu verleihen und sie durch die Anwendung der geeigneten Mittel durchzusetzen. Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit und allgemeines Wahlrecht, welches die Wünsche des Volkes zum Ausdruck bringt, einerseits — Vereins- und Koalitionsfreiheit andererseits, das sind die nothwendigsten Voraussetzungen ehrlich gemeinter Sozialpolitik. Aber bei uns in Oesterreich ist keine jener Voraussetzungen erfüllt; die verschiedenen Freiheiten, die wir genießen, sind die Freiheiten, welche sich Bezirkshauptmänner und Staatsanwälte herausnehmen. So kommt es, daß die vorgeschrittenen Parteien, wenn man von den „Sozialpolitikern" — Generalen ohne Armee — absieht, eigentlich nur die Sozialdemokratie, die ganze Wucht ihres Angriffs auf die rein politischen Fragen zu richten gezwungen sind und relativ selten in die Lage kommen, in wirthschaftlichen Dingen eine mächtige Agitation zu entfalten.

Ein zweiter Umstand, der zur Erklärung der obengenannten Erscheinung herangezogen werden muß, ist ein juristisch-technischer. Das ist die vielfach unverständliche Fassung unserer Gesetze.

Drittens endlich kann auch ein psychologischer Grund nicht außer Acht gelassen werden, der insbesondere in Wien eine bedeutende Rolle spielt: der Autoritätsglaube, die Ehrfurcht vor Allem, was die Amtsdienerkappe trägt, und die Wurstigkeit, mit der die wichtigsten Fragen behandelt werden. Der Iheringsche Kampf ums Recht ist zu einem Kampfe, ja nicht für sein Recht kämpfen zu müssen, geworden; aus dem Deutschen Michael Kohlhaas ist der Wiener Thaddäus Hartriegel — eine ständige Witzblattfigur — geworden, der um Gotteswillen mit keinem Kaiser-Königlichen, in welcher Form und Gestalt immer, zu thun haben möchte.

Hier hat die große Aufgabe der Jurisprudenz einzusetzen; sie vermag dahin zu wirken, daß sich die Kenntniß des Rechtes und damit Hand in Hand der Wille verbreite, sein Recht geltend zu machen. Diese Aufgabe kann man der Rechtswissenschaft zuerkennen, ohne ihre Wirksamkeit zu überschätzen und in die

hoffnungslose Ideologie Anton Mengers zu verfallen. Gerade die Rechtsentwicklung der letzten Jahrzehnte ist ein unwiderlegbarer Beweis für die Richtigkeit des Satzes, daß Recht nichts Anderes ist als der Ausdruck ökonomischer Machtverhältnisse. Aber mag immerhin der Staat eine Organisation der besitzenden Klassen, sein Recht nur das in Paragraphen gegossene Interesse derselben sein, selbst in diesem Rahmen kann viel geschehen; der Staat ist ja nicht etwas Bewegungsloses, Starres, er muß sein Ohr leihen den laut und lauter werdenden sozialpolitischen Forderungen und er kann das, ohne seinen Charakter zu verlieren. Und dann. Es giebt ein großes Gebiet allgemein menschlicher Interessen, wo nicht Klasseninteresse gegen Klasseninteresse steht, sondern wo es möglich ist, durch gesetzliche Normen das allgemeine Wohl, d. h. das Wohl Aller zu fördern. Die Jurisprudenz muß heraus aus der Rabulistik und dem öden Formalismus, muß ein Theil der Sozialpolitik werden — das allein ist ihre Zukunft. Das gesetzliche Recht, durchgesetzt in vielen seiner Bestimmungen von den Organisationen der arbeitenden Klassen, getragen in vielen seiner Bestimmungen von dem Vertrauen der proletarischen Massen, es soll und wird mit ein Hebel sein zur physischen und geistigen Emanzipation derselben, die erst dann ihre historische Mission werden erfüllen können.

Von diesen Gesichtspunkten aus ist aufs Freudigste jede Institution zu begrüßen, welche die Arbeiterschaft zu Organen der Rechtsprechung macht; dadurch wird nicht nur dafür gesorgt, daß der einzelne Fall, welcher zur Judikatur kommt, sachgemäß geprüft wird und die schließliche Entscheidung die größte Garantie für ihre Richtigkeit enthält. Der weitaus größere Vortheil scheint mir der zu sein, daß das Interesse der Arbeiterschaft für ihre Gerichte erweckt und in weiterer Entwicklung Rechtskenntnisse erworben werden, deren Besitz täglich mehr Bedeutung beansprucht.

Man kann daher das österreichische Gesetz vom 27. November 1896, „betreffend die Einführung von Gewerbegerichten und die Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten aus dem gewerblichen Arbeits-, Lehr- und Lohnverhältniß", welches am 1. Juli 1898 in Kraft trat, unbedingt als einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, ohne dabei der Mängel zu vergessen, die dem Gesetz anhaften und die ich im Folgenden besprechen will. Man kann das zitirte Gesetz um so beruhigter einen Fortschritt nennen, als der derzeitige Zustand der Gerichtsbarkeit in Gewerbesachen ein allen Postulaten moderner Wissenschaft geradezu hohnsprechender ist.

Derzeit judiziren in allen Streitigkeiten aus dem gewerblichen Arbeits-, Lehr- und Lohnverhältniß vier verschiedene Organe.

Da ist vor Allem als dasjenige Organ, welches seinen in dieser Richtung gestellten Anforderungen am wenigsten entspricht, die Gewerbebehörde zu nennen, das ist die Bezirkshauptmannschaft, bezw. in den Städten mit eigenem Statut der Magistrat. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist in Oesterreich für die Arbeiterschaft eine der Hauptforderungen der Bourgeoisie — die Trennung der Justiz von der Verwaltung — noch nicht erfüllt. Dazu kommt noch, daß nach der Intention des Gesetzgebers diese politischen Behörden in erster Linie zur Austragung von Rechtsstreitigkeiten zwischen Gewerbsinhabern und gewerblichen Hilfsarbeitern berufen sein sollten, da eine Klage erst nach dreißig Tagen, von der Auflösung des Arbeitsverhältnisses an gerechnet, bei dem ordentlichen Gericht geltend gemacht werden kann, bis dahin jedoch unter die Judikatur der Verwaltungsbeamten fällt. Es zeugt von dem großen und berechtigten Mißtrauen der Arbeiterschaft gegen diese „Rechtsprechungen", wenn sie in den meisten Fällen

lieber dreißig Tage wartet, um zu Gericht gehen zu können, bevor sie die Entscheidung über ihre sauer verdienten Kreuzer den politischen Behörden überläßt. Das Verfahren vor diesen bietet auch nicht die geringste Garantie für die Richtigkeit der Entscheidung; es ist mittelbar, geheim, eine unter Strafsanktion stehende Pflicht zur Angabe der Wahrheit giebt es nicht; rechnet man insbesondere dazu, daß der Magistrat in den Städten mit eigenem Statut in den Händen eines gehässigen Bürgerthums liegt, welches Richter in eigener Sache ist — was Wunder, daß es eine der wichtigsten Forderungen des Proletariats sein mußte, die Justiz von der Verwaltung zu trennen, wenn es sich „auch" nur um eine Sache des Proletariats handelt.

Neben den genannten Organen giebt es derzeit noch die schiedsgerichtlichen Ausschüsse der Genossenschaften, ein schon von Geburt aus lahmes Institut. Es hat nur eine ganz minimale Thätigkeit entfalten können; denn seine Kompetenz wird erst durch einen relativ umständlichen Akt begründet, durch schriftliche Vereinbarung zwischen Gewerbsinhaber und gewerblichen Hilfsarbeitern, bezw. zwischen Hilfsarbeitern derselben Unternehmung. Zudem wird den schiedsgerichtlichen Ausschüssen kein Vertrauen entgegengebracht, weil die endgiltige Entscheidung beim Vorsitzenden steht, der keine unparteiische Person, sondern entweder Unternehmer oder Arbeiter ist.

Außer politischen Behörden und den schiedsgerichtlichen Ausschüssen der Genossenschaften gab es bis 1. Juli 1898 Gewerbegerichte in Wien, Brünn, Bielitz und Reichenberg. Aber auch in diesen Städten ist die sachliche Zuständigkeit der Gewerbegerichte eine eng begrenzte; sie erstreckt sich nur auf gewisse fabrikmäßig betriebene Gewerbe. Die ungeheure Beschränkung der örtlichen und sachlichen Kompetenz — Kleingewerbe, Handel und Verkehr, Hausindustrie 2c. waren ganz ausgeschlossen — verhinderte, daß den Gewerbegerichten, wie sie bisher bestanden, irgend eine Bedeutung zugesprochen werden konnte; zumal die Kompetenz des ordentlichen Gerichts durch das Gewerbegericht nicht ausgeschlossen ist, wenigstens war sie nicht von Amtswegen auszuschließen, und das Gewerbegericht insofern zurückgesetzt ist, als es nicht unter Eid vernehmen darf, Zeugen und Sachverständige ihm Folge zu leisten nicht verpflichtet sind.

Das vierte und letzte Organ endlich — thatsächlich aber das wichtigste — der Rechtsprechung in den Rechtsstreitigkeiten aus dem Arbeits-, Lehr- und Lohnverhältniß sind die ordentlichen Gerichte, vornehmlich die Bezirksgerichte. Bei diesen macht sich der Mangel sozialpolitischer Bildung vieler Richter recht unangenehm fühlbar; es geht nicht an, die tausendfältigen Kombinationen der Rechtsverhältnisse, welche das Alltagsleben bietet, unter irgend eine der auf der Hochschule erlernten juristischen Kategorien zu zwängen und dann lustig darauf los zu judiziren. Abgesehen von der sozialpolitischen Bildung, die man von ihm zu verlangen berechtigt ist, mangelt dem Richter die Kenntniß der speziellen Bedürfnisse dieses oder jenes Gewerbes, und so wurde die Rechtsprechung vielfach schablonenhaft. Schuld daran ist gewiß auch die eigenartige Fassung unserer Gewerbeordnung, die außerordentlich reformbedürftig ist.

In diesen für die Arbeiterschaft höchst traurigen Verhältnissen wird nun durch das oben genannte Gesetz vom 27. November 1896 Wandel geschaffen.

Zur Austragung von gewerblichen Rechtsstreitigkeiten, sagt das Gesetz, zwischen gewerblichen Unternehmern und Arbeitern, ferner zwischen Arbeitern desselben Betriebs untereinander sind Gewerbegerichte zu errichten. Die Errichtung ist obligatorisch dort, wo bisher Gewerbegerichte bestanden, also in Wien, Brünn, Bielitz und Reichenberg; an anderen Orten erfolgt sie nach eingeholtem Gutachten

der Landtage, welches übrigens nicht bindend ist, durch Verordnung der betheiligten Ministerien an jenen Orten, an welchen sich das Bedürfniß nach Gewerbegerichten ergiebt. Interessant ist, daß das Gesetz den Vereinen gestattet, Anträge in dieser Richtung zu stellen; hiermit ist gesetzlich anerkannt — und das bedeutet in Oesterreich immerhin etwas —, daß auch die Gewerkschaften ein Wort dreinzureden haben, wenn es sich um Arbeiterinteressen handelt.

Ein Fortschritt ist auch insofern zu verzeichnen, als der Staat nunmehr die Kosten eines Gewerbegerichts zu tragen hat, der Gemeinde nur die Beistellung der Amtslokalitäten, der Beheizung, Beleuchtung und der sonstigen sachlichen Erfordernisse, sowie die Besorgung der Zustellungen obliegt. Bisher galt nämlich die eines Staates geradezu unwürdige Bestimmung, daß ein Gewerbegericht nur dann errichtet werden konnte, wenn der Staatsschatz dadurch nicht in Anspruch genommen wurde. Dieser Umstand erklärt auch, warum in ganz Oesterreich nur vier Gewerbegerichte existirten.

Das Gericht ist zusammengesetzt aus einem Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, die beide geprüfte Richter sein müssen und vom Justizminister ernannt werden; sie unterstehen dem Präsidenten des Landesgerichts, in dessen Sprengel sich das Gewerbegericht befindet. Außerdem aus mehreren Beisitzern, welche zur Hälfte von den Unternehmern, zur Hälfte von den Arbeitern in abgesonderten Wahlkörpern aus ihrer Mitte gewählt werden.

Sehr engherzig ist das Wahlrecht der Arbeiter geregelt; aktiv wahlberechtigt sind die männlichen und weiblichen Arbeiter (diese letzteren waren bei den derzeitigen Gewerbegerichten vom Wahlrecht ausgeschlossen), welche das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben und seit mindestens einem Jahre im Inland in Arbeit stehen, also auch Ausländer. Ist schon die Forderung des vollendeten zwanzigsten Lebensjahres mit Rücksicht darauf, daß der Arbeiter mit vollendetem sechzehnten, spätestens achtzehnten Lebensjahr vollkommen selbständig ist, schwer zu rechtfertigen, die Forderung der mindestens einjährigen Beschäftigung im Inland gar nicht zu begründen, so sind die Erfordernisse der passiven Wahlberechtigung der Arbeiter geradezu unbillig. Wählbar sind nur aktiv wahlberechtigte Personen, welche dreißig Jahre alt, eigen berechtigt, österreichische Staatsbürger und männlichen Geschlechts sind. Gerade der Ausschluß der Frauen von der Wählbarkeit ist nicht zu entschuldigen, weil in vielen Gewerben (Kleiderkonfektion, Modistinnen 2c.) die Frauenarbeit prävalirt und Frauen allein die Bedürfnisse dieser Gewerbe zu kennen im Stande sind.

Die Gewählten aus dem Stande der Arbeiter erhalten nebst Ersatz ihrer baaren Auslagen Diäten, welche für Wien z. B. mit fünf Gulden für den ganzen, mit drei Gulden für den halben Tag bestimmt wurden. Die Wahl erfolgt auf vier Jahre, so zwar, daß alle zwei Jahre die Hälfte der Unternehmer und der Arbeiter auszuscheiden hat; die Ausscheidenden können wiedergewählt werden. Die vierjährige Amtsdauer ist meiner Ansicht nach vollständig berechtigt, weil sie dem Beisitzer ermöglicht, sich eine gewisse Praxis in den seiner Entscheidung anvertrauten Fällen zu verschaffen.

Die Wirksamkeit der Gewerbegerichte soll nach dem Gesetz eine doppelte sein; in erster Linie steht natürlich die rechtsprechende Thätigkeit, sie sollen aber auch Gutachten über gewerbliche Fragen abgeben und sind berechtigt, Anträge an die Landesbehörden in gewerblichen Fragen, welche die ihrer Gerichtsbarkeit unterstehenden Betriebe berühren, zu richten. Zu diesem Behufe können Ausschüsse, zu gleichen Theilen zusammengesetzt aus Unternehmern und Arbeitern, unter Leitung des Vorsitzenden des Gewerbegerichts eingesetzt werden.

Was nun die Jurisdiktion der Gewerbegerichte anbelangt, so ist vor Allem hervorzuheben, daß mit 1. Juli 1898 die politischen Behörden aufgehört haben, eine Jurisdiktion in Streitigkeiten aus dem Arbeits-, Lehr- und Lohnverhältniß zu besitzen. Wie dringend nothwendig diese Bestimmung ist, wird bereits aus dem Vorangegangenen klar geworden sein. Wo Gewerbegerichte bestehen, geht die Jurisdiktion an diese, sonst an die ordentlichen Gerichte über. Dadurch entfällt die Nothwendigkeit, dreißig Tage warten zu müssen, bevor man seine Rechtssache bei dem ordentlichen Gericht anhängig macht.

Die schiedsgerichtlichen Ausschüsse der Genossenschaften bleiben zwar bestehen, werden aber natürlich noch bedeutungsloser werden, als sie es bisher waren.

Im Uebrigen sind die Gewerbegerichte für den Sprengel und für die Betriebe, für welche sie errichtet wurden, ausschließlich zuständig. Es ist bereits früher erwähnt worden, daß die Errichtung von Gewerbegerichten nur dort obligatorisch ist, wo solche in der bisherigen Form bestanden, demnach nur in vier Orten; als Mangel muß es bezeichnet werden, daß dadurch die Kreirung neuer Gewerbegerichte in das freie Belieben der Regierung gelegt ist.

Die Kompetenz der Gewerbegerichte erstreckt sich nicht nur auf die gewerblichen Hilfsarbeiter im engeren Sinne, sondern auch auf die Tagelöhner und die Heimarbeiter, sowie auf alle im Handelsgewerbe zu kaufmännischen Diensten verwendeten Personen; sie kann ausgedehnt werden auf Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsunternehmungen. Durch das Gesetz ausgeschlossen ist die Zuständigkeit bezüglich der Streitigkeiten zwischen dem Fiskus und den in militärischen Etablissements oder sonst von der Militärverwaltung beschäftigten Arbeitern.

Diese Bestimmungen bedeuten durch die Einbeziehung der Tagelöhner und Heimarbeiter, auf welche Kategorien die Normen der Gewerbeordnung keine Anwendung finden, die demnach ganz recht- und schutzlos sind, eine wesentliche Verbesserung des bisherigen Rechtszustands; auch die Handlungsgehilfen werden insofern besser daran sein, als ihre Rechtsstreitigkeiten mit dem Unternehmer bisher — abgesehen von den bezirksgerichtlichen Sachen — vor das Handelsgericht gehörten, in welchem das Unternehmerthum, nicht aber der Gehilfenstand durch einen Beisitzer vertreten ist.

Man kann sich jedoch kaum dieses Fortschritts freuen, wenn man bedenkt, daß für den weitaus größten Theil der Arbeiterschaft die Zustände so bleiben, wie sie bisher waren. Gegenüber den 2100000 gewerblichen Arbeitern, 90000 Handelsangestellten und 130000 Transportbediensteten in Oesterreich, für welche das Gesetz Geltung hat, stehen, abgesehen von 40000 Betriebsbeamten und 20000 in militärischen Etablissements Beschäftigten, 6½ Millionen landwirthschaftlicher Arbeiter, ½ Million Dienstboten und 140000 Bergarbeiter. Eine ungeheure Mehrheit von Arbeitern, für welche zum Theile die noch ganz vorsintfluthlichen Bestimmungen der Gesindeordnungen Anwendung zu finden haben.

Die Streitigkeiten, welche das Gewerbegericht zu entscheiden hat, sind verschiedenartigster Natur: Lohnstreitigkeiten, Streitigkeiten über Antritt, Fortsetzung und Auflösung des Arbeitsverhältnisses, über die Zurückbehaltung oder ungehörige Ausfüllung der Arbeitsbücher 2c.

Das Gesetz gestattet, das Gewerbegericht nach den verschiedenen Gewerbszweigen oder nach den Kategorien verwandter Gewerbszweige in mehrere ständige Abtheilungen einzutheilen; für Streitigkeiten zwischen Handeltreibenden und ihren Bediensteten ist diese Abtheilung obligatorisch und zwar deswegen, weil nicht nur die thatsächlichen Verhältnisse im Handel eigenartige sind, sondern auch, weil für den Handel besondere gesetzliche Bestimmungen gelten. Nun ist es natürlich im

Interesse einer individualisirenden Rechtspflege von Vortheil, recht viele derartige Abtheilungen zu schaffen, damit die nämlichen Richter sich möglichst mit Streitigkeiten stets eines und desselben Gewerbes beschäftigen und dadurch eine erschöpfende Kenntniß der Rechtsverhältnisse in ihm erlangen.

In diesem Sinne hat auch die Wiener Handels- und Gewerbekammer nach einer unter lebhafter Betheiligung der Gewerkschaften abgehaltenen Enquete die Eintheilung des Gewerbegerichts Wien in dreizehn Abtheilungen vorgeschlagen. Diesem Wunsche ist jedoch die Regierung nicht nachgekommen, sie hat vielmehr für Wien nur sechs verschiedene Gruppen geschaffen. Maßgebend für die Nichterfüllung der seitens der Arbeiterschaft ausgesprochenen Forderung waren jedenfalls Gründe finanzieller Natur, die aber hier keine Rolle hätten spielen dürfen. So kommt es, daß ganz disparate Gewerbe in einer Gruppe vereinigt wurden, natürlich nicht zum Vortheil der ganzen Institution.

Die Gewerbegerichte entscheiden endgiltig in allen Streitigkeiten bis zu fünfzig Gulden; in Streitigkeiten über höhere Beträge ist ein Rechtsmittel zulässig, wonach die Sache an den Gerichtshof erster Instanz gelangt, welcher definitiv entscheidet, jedoch zwei gewerbliche Beisitzer — es ist nicht gesagt, daß einer aus den Unternehmern, der andere aus den Arbeitern genommen werden muß, doch darf dies wohl als selbstverständlich angenommen werden — beizuziehen verpflichtet ist.

Das Verfahren vor dem Gewerbegericht ist einfach und sucht dem Zwecke gerecht zu werden, auf die schnellste Art und mit Vermeidung unnöthiger Kosten zum Urtheil, bezw. zur anderweitigen Austragung zu gelangen. Denselben Zweck verfolgt auch die Bestimmung des Gesetzes, daß alle Eingaben an das Gewerbegericht, Ausfertigungen desselben, aufgenommene Protokolle, vor dem Gewerbegericht abgeschlossene Vergleiche stempel- und gebührenfrei sind, während die Urtheile einer geringeren als der gewöhnlichen Gebühr unterliegen.

Alles in Allem bedeutet das besprochene Gesetz einen Schritt nach vorwärts; es anerkennt, daß, wenn man dem Arbeiter Rechte aus dem Arbeitsverhältniß zubilligt, es auch erforderlich ist, ihm raschestens die Durchsetzung seiner Rechte zu ermöglichen. Es kann ja doch kein Zweifel sein, daß der Arbeiter nicht in der Lage ist, um seiner Ansprüche willen sich in einen langwierigen Prozeß gegen den Unternehmer einzulassen, der ihn mehr kostet, als er dann schließlich erhält. Unter Umständen sind die Normen darüber, wie man sein Recht geltend zu machen hat, das formelle Recht (im objektiven Sinne), von ebensolcher Wichtigkeit wie das materielle Recht.

Daß wir nunmehr vom 1. Juli an in Oesterreich ein halbwegs modernes Gesetz in ersterer Beziehung haben, das darf aber nicht ein Sich-genügen-lassen, ein Stehenbleiben bedeuten, es wird im Gegentheil jetzt erst recht erforderlich, unser materielles Recht — die Gewerbeordnung — im modernen Sinne umzugestalten.

Leider sind die Aussichten, daß diese Forderung bald Erfüllung finde, jetzt trüber denn je. Der verhängnißvolle Nationalitätenkrieg läßt das österreichische Parlament nicht zur Arbeit kommen, und es ist nicht abzusehen, wie der von Badeni so arg verfahrene Staatskarren wieder flott zu machen sein wird. Gelöst ist die Nationalitätenfrage nur bei einer Partei in Oesterreich, der Sozialdemokratie, die bei der weitestgehenden Freiheit der in ihr vertretenen Nationalitäten geschlossen und einig dasteht. Mit gutem Rechte konnte daher Daszynski im Parlament erklären, daß die Sozialdemokratie in dieser Richtung die einzige staatserhaltende Partei Oesterreichs gegenüber den bürgerlich-nationalen Parteien mit ihren zentrifugalen Tendenzen sei.

Nur einen Weg giebt es zur Wiederherstellung normaler Verhältnisse: aus den nationalen Parteien müssen Klassenparteien werden. Der Kampf wird darum nicht aufhören, er wird ernster und würdiger werden und sich um Probleme drehen, die die ganze Kulturwelt bewegen. Schon mehren sich die Anzeichen, daß auch in „hohen" Kreisen die Ansicht sich zum Durchbruch ringt, daß es nur ein Mittel gebe, das österreichische Parlament zu sozialer Reformthätigkeit gelangen zu lassen — das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht.

Kleine Briefe.

Wie übel es mit der österreichischen Loyalität bestellt ist, verräth das demonstrative Geräusch, das sie von sich giebt; es erinnert ans Pfeifen furchtsamer Menschen im dunklen Wald. Sie beschäftigt sich heute mit dem Kaiserjubiläum. Derer, welche vor fünfzig Jahren, da Franz Joseph die Krone empfing, die Hüte schwenkten, sind wohl nicht mehr viele. Ein ordentlich Rudel weiß dagegen noch von dem Krach, der fünfundzwanzig Jahre später in Wien Quartier nahm. Die Weltausstellung hatte begonnen, die Koulissen waren frisch bemalt, die Presse log hinreißend schön, und blöckte auch bereits das goldene Kalb mit umflorten Zügen — der Glaube an die Börse wankte nur bei Wenigen; das Luder, rechnete man, kommt schon wieder zu Kräften! Statt dieser kam das große Sterben, ihm folgte das Elend und es enthüllte sich eine Schande, welche zu decken kein Feigenblatt ausreichte.

In jenen schwarzen Tagen erschien die zweite Auflage des „Kapital" von Karl Marx und in dem drei Monate zuvor geschriebenen Vorwort hieß es: „... Die widerspruchsvolle Bewegung der kapitalistischen Gesellschaft macht sich dem praktischen Bourgeois am schlagendsten fühlbar in den Wechselfällen des periodischen Zyklus, den die moderne Industrie durchläuft, und deren Gipfelpunkt — die allgemeine Krisis. Sie ist wieder im Anmarsch, obgleich noch begriffen in den Vorstadien, und wird durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes wie die Intensität ihrer Wirkung selbst den Glückspilzen des neuen heiligen preußisch-deutschen Reiches Dialektik einpauken." Für Dialektik waren die deutschen Reichspilze freilich nicht eingenommen, man verdiente mehr an anderer Waare, und wollten die Professoren ausnahmsweise einmal schonend über Marx sich ausdrücken, so sagten sie, er sei ein „Rabulist"; das Wort habe ich noch gehört. Wer vor dem jüngsten Gericht zu verantworten hat, was von den offiziellen nationalökonomischen Altären aus dereinst der Jugend geboten wurde, erlebt was. Daß er an Orten, wo man ihn hätte begreifen sollen, wo aber von jeher mehr gelehrt als begriffen wurde, nur Schelte zum Gruße empfing, hemmte den Sozialismus nicht — es hielt ihn munter. Weder hat er sich jetzt vor Gönnern zu bücken, noch hat er Vorschüsse zurückzuzahlen. „Auf sich selber stehet er ganz allein", und während immer neue Truppen zu seinen Fahnen eilen, werden den Gegnern die Beine schwer, und im nächsten Jahrhundert wird Herr Eugen Richter als letzte Reserve seine Sparagnes aufbieten müssen. O, die Braven merken in lichten Stunden schon, daß sie gleich David und Salomo „von wegen hohen Alters" nachgerade nicht mehr vorwärts kommen; sie foppen zuweilen darob einander. Vor einigen Wochen erklärte der sonst so steife Pariser „Temps", das preußische Abgeordnetenhaus sei das einzige Parlament ohne Sozialisten, was aber seine Qualität nicht hebe: „Wo jene fehlen, verliert man die Zeit mit Reden, welche nicht gehalten würden, hätte man mit den Repliken proletarischer

Vertreter zu rechnen. Die gesetzgeberische Arbeit gewinnt unter dem rollenden Feuer der sozialistischen Kritik an Energie." Was man selber verabscheut, empfiehlt man den geschätzten Nachbarn gern. Im französischen Karpfenteich mag der „Temps" die Hechte nicht leiden, dem deutschen empfiehlt er sie aus vollem Gemüth. Wie's aber auch gemeint sei, das Urtheil ist ausgezeichnet. Es bestätigt sich auch allenthalben. Bei dem Regierungsjubiläum des Königs Albert von Sachsen, das unlängst gefeiert ward, versicherte Herr Fedor von Koeppen in einem Festartikel, Sachsens Zustand, nach jeder Richtung hin, sei nie blühender, sein Ansehen im Deutschen Reiche und weit über dessen Grenzen hinaus nie größer gewesen als in den letzten zweiundeinhalb Dezennien. So stellt die Feder des Herrn von Koeppen fest, daß Sachsens nationaler Flor genau mit dem sozialistischen Aufschwung zusammenfällt, daß beide sich nebeneinander hübsch entwickelten und daß es ewig schade um das viele Gefängniß ist, welches den Liebknecht, Bebel, Schippel und Anderen freigebig zugemessen ward; man hätte es besser verwenden können....

Geschehenes ist nicht zu ändern. Indem die Schweiz einen Haufen kindlich erregter Italiener, nachdem man sie fröhlich hatte ausziehen lassen, plötzlich mit Profoßenfingern griff und verpackt über die Grenze warf, den Bersaglieri vor die Gewehre, befleckte sie ihren Wappenschild garstig; Gesetz und Ehre wurden verletzt. Natürlich schob man ein Mißverständniß vor: Eine Kanzleiseele hatte von sich aus dem Beschluß vollends die Weihe der Brutalität ertheilt; daß sie es wagte, daß sie es konnte, ist charakteristisch. Das rothe Grüppchen im schweizerischen Parlament hielt sich gut; die übrigen Fraktionen sind aber der Exekutive schwärmerisch zugethan, sie bedauerten das Geschehene mild. Höher hob ihr Arm sich nicht. Vorsichtiger wird man fortan nun sein — mehr nicht. Das Verständniß für die Bedürfnisse der großen Monarchien ist in den leitenden Kreisen zu Bern gewachsen, man fühlt sehr korrekt. Die sozialdemokratische Partei läuft jetzt auch gegen den Bundesanwalt an, den sich die Schweiz in schwacher, fauler Stunde von Bismarck aufnöthigen ließ. Ich wünsche viel Glück zur Kampagne, zuvorderst sehr viel Beharrlichkeit. Es wird ein paarmal anzusetzen sein, den Schädling wieder los zu werden. Geschehen muß es. Politische Polizei ist politische Blutvergiftung. Und in anständigem demokratischen Hause giebt es keine Spitzelstuben. ?

Zur Frage des Dirnenkaufs.

Die H. B. gezeichneten Bemerkungen zu Gystrows „Nachfrage beim Dirnenkauf" fordern zu erneuten Bemerkungen heraus.

Zunächst ist zu bemerken, daß nicht Krafft-Ebing und Forel allein stehen, wenn sie die Enthaltsamkeit im Geschlechtsleben als an sich ganz unschädlich bezeichnen; man kann getrost sagen, daß über diese Frage die Mediziner weit einiger sind, als über viele andere Fragen.

Die etwaige Schädlichkeit der Enthaltung liegt lediglich in der an die Stelle der natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebs tretenden Masturbation.

Daß eine Erlahmung der nicht verwendeten Organe eintritt, ist in diesem Falle ausgeschlossen, die Natur sorgte selbst dafür und es treten bei den Enthaltsamen bekanntlich zeitweilig nächtliche Pollutionen ein.

Aber auch die Schädlichkeit der Masturbation ist nicht der Enthaltsamkeit zuzuschreiben, sondern der der Masturbation vorangehenden Erregung, deren Ursache meist oder immer in der falschen Erziehung und falschen Ernährung der Kinder liegt.

Die Masturbation gehört zu den Seltenheiten in den unteren Ständen, sie ist heimisch in den Familien der Reichen, Vornehmen und Wohlhabenden, die ihre Kinder verhätscheln oder verhätscheln lassen, die auf der einen Seite ungeheuer prüde und auf der anderen Seite ungeheuer frivol sind, und einerseits geheimthun, andererseits die Phantasie der Kinder beständig durch Zweideutigkeiten reizen.

Der hart arbeitende Handwerkers- und Bauernsohn masturbirt nicht, aber der Gymnasiast, dem man zwar alle mögliche Lektüre geheim hält, der aber bis über Mitternacht Schmöker liest und sich auch die schlimmste Lektüre zu verschaffen weiß.

Wenn von Dirnenkauf gesprochen wird, hat man ja nun die Großstadt, größere Mittelstadt und allenfalls kleinere Garnisons- oder Universitätsstadt im Auge, in der Kleinstadt und auf dem Lande ist davon fast gar nicht zu sprechen.

Es ist aber keineswegs deshalb auf dem Lande keine Rede von Prostitution, weil da ohnehin ein lockerer geschlechtlicher Verkehr der jungen Leute üblich ist, der aber weit weniger schlimm ist, als er von manchen verallgemeinernden Autoren dargestellt wird, sondern weil noch andere Anschauungen da herrschen als in der Stadt und weil Jedermann da leicht kontrollirt werden kann und thatsächlich kontrollirt wird. Wir kommen darauf zurück und bemerken nur wiederholt, daß die Masturbation auf dem Lande sehr selten vorkommt, in den Städten aber sehr viel, trotz Prostitution und trotz frühzeitigen Verkehrs der Söhne der Wohlhabenderen mit Dirnen.

Wenn man wie H. B. die Prostitution als einen gewissen Schutz gegen die Masturbation ansehen will, dann müßte man ja solche geradezu als eine hygienische Einrichtung in Schutz nehmen, müßte man ja sehr frühzeitig die Jugend vor Masturbation warnen und dafür den Dirnenkauf empfehlen. Die Prostitution für die ganz jugendlichen Personen hat aber unseres Wissens noch Niemand empfohlen, diese Jugendlichen müssen vielmehr so erzogen werden, daß sie enthaltsam sind und dabei gar keinerlei Opfer bringen.

Wenn wir in der Kultur nicht weiter gekommen sind, als daß die geschlechtsreifen Personen auch alle Geschlechtsverkehr haben müssen, wenn unsere Beherrschung noch so mangelhaft ist, dann stehen wir ja noch ganz auf thierischer Stufe.

Ein Anderes ist es, davon zu sprechen, daß Mancher sehr spät, Mancher gar nicht in die Ehe tritt und nicht so lange auf Geschlechtsverkehr warten oder ihm ganz entsagen mag, wie das erforderlich wäre, wollte man sich auf den engherzigen Standpunkt der Frommen stellen — die aber bekanntlich viele Heuchler unter sich bergen —; da kann man von der Prostitution als von einem nothwendigen Uebel sprechen.

Für die Jugendlichen, für Gymnasiasten, Lehrlinge und dergleichen bedarf es des Dirnenkaufs entschieden nicht.

Fragen wir aber, wo sind die Personen, die die Nachfrage nach Dirnen üben, so finden wir darunter Unzählige, die kein Gesundheitsbedürfniß etwa in Dirnenarme treibt; wir finden ja unzählige Ehemänner und unzählige Männer, die neben einem festen Verhältniß, das auch ihrem Geschlechtstrieb Befriedigung gewährt, noch zu den käuflichen Dirnen kommen.

Wenn Flesch und andere medizinische Autoren von vier Fünfteln der großstädtischen männlichen Bevölkerung behaupten, daß sie jeweils geschlechtskrank gewesen sind, so nehmen wir zwar an, daß diese Zahlen auf einem Irrthum beruhen, indem wohl einzelne Individuen öfters, ja viele Male, krank gewesen, dagegen mehr als ein Fünftel ohne jegliche Ansteckung an Syphilis oder Gonorrhoe blieb; aber trotzdem sind diese Zahlen erschreckend.

Sie sind es um so mehr, weil neben den Männern auch unzählige Frauen krank sein müssen, unzählige Kinder krank geboren werden, unzählige Fehlgeburten und Frauenkrankheiten die Folgen von Geschlechtskrankheiten sind, wie ja auch Erb und Krafft-Ebing den Rückenmarkskrankheiten und der Paralyse die Geschlechtskrankheiten zur Unterlage geben.

Das Dirnenunwesen ist aber die Brutstätte dieser Krankheiten.

Sind nun die Dirnen aus Frivolität oder aus Noth auf den Weg ihres Gewerbes getrieben und muß gegen die letztere in den sozialen Kämpfen daher um so mehr angekämpft werden, so ist aber auch noch die von Gystrow angeregte Frage wegen der Nachfrage unbedingt dahin zu beantworten, daß solche unnöthiger, unbedingt nur frivoler Weise so groß ist, daß das Angebot vielfach dahinter zurück bleibt.

Die Dirnen machen sich zwar ihres Erwerbs halber zum Theil bemerkbar in einer Form, die allgemein verurtheilt wird, aber die Zahl der Nachfragenden, die Zahl derer, die Dirnen suchen, benützen, ist weit, weit größer als die Zahl der Dirnen selbst.

Die Nachfrage nach Prostituirten ist es, die manches Mädchen aus der Kleinstadt und vom Lande dem großstädtischen Laster zutreibt.

Auf dem Lande kommen auch die Männer ohne Dirnenkauf aus, denen die Mädchen nicht in die Arme laufen, und selbst wenn man so weit geht, wie das manche Autoren thun, und behauptete, ein Landmädchen aus Bauern-, Handwerker- oder Taglöhnerkreisen käme fast nie keusch zur Ehe, so ist aber doch mancher ältere Mann und mancher, der sich nicht beim anderen Geschlecht beliebt zu machen versteht, vom Geschlechtsgenuß ausgeschlossen; eine käufliche Dirne findet er nicht.

Daß die Dirnen als Opferlämmer der Männerwelt anzusehen seien, haben wir aus Gystrows Aufsatz nicht herausgelesen, wie H. B., aber man kann auch nicht von den einmal sich verkaufenden Mädchen etwa Gutes sprechen, ohne wirklich einseitig zu werden.

Riefe das Laster aber nicht, wäre nicht stets erneute Nachfrage, erneutes Begehren nach Dirnen, dann würde manches Mädchen den Lasterweg nicht beschreiten, auch wenn es sich bereits einem Geliebten hingegeben hat. Die Männerwelt bietet aber täglich mehr und täglich aufs Neue mehr für das Dirnengewerbe, als den Mädchen in ehrlicher Arbeit, im Gesindedienst, in Fabrikarbeit, in den mannigfachsten Stellungen in Handel, Verkehr und Gewerbe geboten wird und so verkaufen sie sich den Meistbietenden um so leichter, als ihnen zunächst das von ihnen Verlangte noch selbst einen Genuß gewährt.

H. B. sagt zum Schluß, es sei gerade das große Angebot Ursache, daß die Männerwelt die Prostituirten mehr und mehr aufsucht, aber das ist ein Trugschluß, der in dem eigenthümlichen Verhältniß beruht, daß eine Dirne zugleich einer ganzen Anzahl Männern dient, daß auf fünftausend eingeschriebene Dirnen einer Großstadt mehr als fünfzigtausend Männer kommen, die sich ihrer bedienen. Die Nachfrage der Männer ist der Zahl nach weit größer als das Angebot der Dirnen, und deshalb hat Gystrow im Prinzip unseres Erachtens Recht. M. M.

Literarische Rundschau.

K. H. Wolf, **Die Gesundheitspflege des Arbeiters.** Dresden, A. Herrmann & Komp. 50 Seiten. 50 Pf.

Der Verfasser glaubt sich zur Veröffentlichung seiner Schrift „berufen“, weil er „seit sechs Jahren als Heilkundiger“, mit anderen Worten als Kurpfuscher „im Plauischen Grunde bei Dresden thätig war“. Damit enthebt er uns wohl, eine Kritik zu üben, welche wenig schmeichelhaft ausfallen könnte. Mit etwas halbverdauter Wissenschaft, viel gründlicher Unwissenheit, einer kindlichen Selbstgefälligkeit und dem besten Willen hat er eine Broschüre zu Wege gebracht, deren Lektüre Niemanden, und am allerwenigsten den Arbeitern, für die sie bestimmt ist, empfohlen werden kann.

Die Vorliebe gerade unserer Partei für medizinische Belehrung und Behandlung durch Personen, welche nach keiner Richtung hin sich dazu ausgebildet haben, ist wohl als Auflehnung gegen die innungsmäßige Wissenschaft begreiflich und durch die vielfache Unzulänglichkeit der orthodoxen Medizin und noch mehr der orthodoxen Mediziner nur allzu leicht zu erklären. Immerhin gehört nicht viel Ueberlegung

dazu, um einzusehen, daß wenn ein wissenschaftlicher Arzt auch menschlich irren kann, eine unwissenschaftliche Person viel eher und viel gefährlicher irren wird. Der Mechaniker wird dem Handlanger keinerlei selbständige Eingriffe an der Maschine erlauben, aber die unendlich komplizirtere Maschine des menschlichen Körpers soll irgend ein Pfarrer oder Lehrer, Schäfer oder Schuster ohne Weiteres behandeln können, sobald er mit dem nöthigen Selbstvertrauen ausgerüstet ist und sich Heilkundiger titulirt. Daß solche Herren dann und wann den Nagel auf den Kopf treffen, wie auch Herr Wolf, macht sie nicht weniger gefährlich, sondern höchstens gefährlicher.

Die Position des sogenannten Naturarztes ist genau so unmöglich, als die eines Menschen, welcher sich anschicken würde, eine elektrische Anlage zu machen, ohne die Grundgesetze der Elektrizität zu kennen, oder eine fremde Sprache reden wollte, ohne ein Wort davon gelernt zu haben. Es giebt keine gottbegnadeten, vom Himmel gefallenen „Heilkünstler"; das Verständniß der Heilkunst setzt ein langes und eingehendes Studium voraus, und wer das nicht durchgemacht hat, sollte der Versuchung widerstehen, als Arzt aufzutreten. Es wäre endlich an der Zeit, daß die Parteigenossen anfingen, mit diesem Unfug aufzuräumen. Dr. H. B. Ad.

Notizen.

Die Petroleumproduktion der Erde wird von dem „Bulletin de Statistique" (Maiheft 1897) folgendermaßen geschätzt:

Jahr	Land	Produktion in Tonnen	Werth in Francs an Gewinnungsorten	Durchschnittspreis pro Tonne in Francs
1895	Ver. Staaten von Nordamerika	8 190 000	298 000 000	36,5
1894	Rußland	4 880 000	Nicht angegeben!	
1895	Ungarn	112 000	8 100 000	72,1
1895	Kanada	103 000	6 200 000	60,2
1894	Indien und engl. Besitzungen in Asien	41 000	1 860 000	45,1
1895	Deutschland	17 000	1 180 000	—
1893	Japan	13 000	Nicht angegeben!	
1895	Italien	3 600	930 000	258,9

Demnach lieferten die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein circa acht Dreizehntel der gesammten Weltproduktion an Erdöl. Läßt man die übrigen Länder, die meistens nur sehr unbedeutende Mengen von Erdöl produzirten, außer Betracht, so ist aus den angeführten Zahlen zu ersehen, daß die Vereinigten Staaten zusammen mit Rußland circa 97,5 Prozent der gesammten Weltproduktion an Erdöl lieferten. Daraus lassen sich ohne Weiteres leicht die Gefahren beurtheilen, welche das konsumirende Publikum im Falle des Zustandekommens eines Kartells zwischen amerikanischen und russischen Petroleumbaronen bedrohen. Z.

Entwicklung der schweizerischen Fabrikindustrie. Dem schweizerischen Fabrikgesetz unterstanden am Schlusse des Jahres 1897 5494 Etablissements mit 209920 Arbeitern und circa 180300 Pferdekräften, um 261 Etablissements und 3827 Arbeiter mehr als 1896. Seit 1880, da die erste Fabrikstatistik aufgenommen worden, hat sich die schweizerische Fabrikindustrie folgendermaßen entwickelt:

	1880	1888	1895	1897
Zahl der Betriebe . . .	2 419	3 786	4 933	5 494
Zahl der Arbeiter . . .	121 209	159 543	200 199	209 920
Zahl der Pferdekräfte . .	59 000	82 393	152 718	180 300

Man hat es bei dieser sehr bedeutenden Fortentwicklung der schweizerischen Fabrikindustrie allerdings nicht allein mit natürlichem Wachsthum zu thun, sondern bis zu einem gewissen Grade mit der erweiterten Anwendung des Fabrikgesetzes, wodurch zahlreiche kleinere Betriebe auf die Fabrikliste gekommen sind. Dies gilt besonders für den Zeitraum von 1888 bis 1895, da 1891 eine bundesräthliche Verordnung den Geltungsbereich des Fabrikgesetzes nicht unbedeutend ausdehnte. Dagegen darf man die Zunahme von 1895 bis 1897 als Folge natürlicher Fortentwicklung und Prosperität der Industrie bezeichnen, und diese Zunahme in zwei Jahren beträgt 561 Etablissements, 8721 Arbeiter und 27582 Pferdekräfte. An der vermehrten Arbeiter- und Kräftezahl partizipiren natürlich auch die älteren Betriebe und sie entfällt daher nicht allein auf die neu hinzugekommenen Etablissements. Während 1882 auf je 100 Arbeiter nur 44 Pferdekräfte entfielen, waren es 1895 76 und 1897 87, also eine Verdoppelung in 15 Jahren. Und während 1882 nur 56 Prozent der Betriebe motorische Kraft anwandten, waren es 1895 70 Prozent. Das schweizerische Fabrikgesetz, das am 1. Januar 1898 20 Jahre lang in Kraft stand, hat, wie aus den vorstehenden Zahlen zur Evidenz hervorgeht, die Weiterentwicklung und Prosperität der Industrie nicht gehindert, sondern man darf im Gegentheil annehmen, durch die erzwungene Ordnung in allen Betrieben gefördert.

D. Z.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.")

Von A. Masson-Forestier. Autorisirte Uebersetzung von Alfred Götze.

(Fortsetzung.)

Le Hertel lächelte traurig und sagte im väterlichen Biedermannston: „Mein armer Freund, es ist wirklich schwer, mit Ihnen in verständiger Weise zu plaudern. Ich wiederhole, es that mir leid um Sie, und des Weiteren kam mir gleichzeitig ein Gedanke, der mich einen letzten Rettungsversuch wagen läßt. Glückt der Plan, den ich im Auge habe, dann übernehme ich die sämmtlichen Passiven auf meine Rechnung. ... Ja gewiß, ich verpflichte mich ohne Weiteres schriftlich dazu. ... Nun, und fällt er ins Wasser, dann sitzen wir allerdings in der Patsche, aber verzweifelter als sie gegenwärtig ist, wird unsere Lage auch dann nicht sein."

Voisinat war jetzt schon viel fügsamer und hörte mit gesenktem Kopfe zu. Er schien recht aufgeregt. Von Zeit zu Zeit trocknete er sich den Angstschweiß von der Stirn. Am liebsten hätte er sich in die Erde verkrochen, um all diesem unliebsamen Aergerniß zu entgehen. Zum Teufel aber auch! Da hatte er sich ja eine hübsche Suppe eingebrockt!

Le Hertel, der sich jetzt auf der Höhe der Situation fühlte, nahm seinen Vortrag wieder auf, während er behaglich, die Hände in den Hosentaschen vergraben, im Bureau auf- und abschlenderte.

„Ich brauche noch zwei Monate. Die einleitenden Schritte sind bereits gethan, die Verhandlungen im Gange und die Entscheidung muß in Kurzem fallen. Ich reise heute Abend nach Liverpool, um dort eine ungemein bedeutungsvolle Angelegenheit endgiltig zu regeln. Mehr kann ich Ihnen vorderhand nicht verrathen." Und nach einer ziemlich ausgedehnten Pause setzte er leise hinzu: „Sie haben mich doch verstanden? Wir spielen in diesem Augenblick unseren höchsten und letzten Trumpf aus, wir setzen alles auf eine Karte."

„Und wenn Sie das Spiel verlieren?“ warf Voisinat ein, bei dem sich der Widerspruchsgeist noch einmal schwach zu regen begann, „denn ich muß sagen, daß ich in der ganzen Sache nicht recht klar zu sehen vermag. . . .“

„Ja, wenn ich verliere“, kicherte Le Hertel, „dann können Sie mir in erster Linie leid thun, denn Sie werden sich dann nach Maßgabe Ihrer Mittel und Fähigkeiten nach irgend einer Beschäftigung umsehen müssen, Verehrtester. Nun, Sie sind ja fleißig in der Stadt herumspaziert, Sie sind in vielen Geschäftshäusern ein- und ausgegangen, Sie müssen sich daher eine gewisse Geschäftskenntniß angeeignet haben, die Sie im Falle der Noth ohne Zweifel gut werden verwerthen können. Man wird sich ja doch eine so tüchtige Kraft nicht entgehen lassen. . . .“

„O ja, Stellungen würde ich schon finden“, bekräftigte Voisinat, „um so eher, als ich mich vor keiner Arbeit scheuen und alles, was sich mir bietet, annehmen würde.“

Le Hertel lachte laut auf.

„Ja, ja, das ist die bekannte Redensart aller derjenigen, die zu nichts taugen und aus diesem Grunde auch nie etwas finden können, die klassische Phrase der Leute, die da zuwarten, daß ihre Freunde etwas für sie auftreiben und die inzwischen langsam von Stufe zu Stufe sinken. Denken Sie nur an Ihren Freund Tessier. Der scheute sich auch vor keiner Arbeit und wollte nehmen, was sich ihm immer bieten würde; dabei hat er aber nichts weiter gethan als auf Kosten der Familie seiner Frau gelebt, und heute. . . . Doch lassen wir das. Ich will nur noch sagen, daß ich das, was ich beschlossen habe, unbedingt auch ausführen werde, sind Sie damit einverstanden, soll mir's recht sein, wenn nicht, dann wird mich das durchaus nicht abhalten, meinen Plan durchzuführen. Ich habe nicht die geringste Lust, als Bettler weiter zu leben. Ich mag's nicht. Es ist gar zu häßlich und widerwärtig. Und ebenso wenig möchte ich mich von den Leuten bemitleiden lassen. . . . Sollten Sie sich indessen beifallen lassen, mir Steine in den Weg zu legen, dann verdufte ich unverzüglich nach Kanada, ein Land, das wegen Vorkommnissen dieser Art nicht ausliefert.“

Voisinats Widerstandskraft war bereits stark erschüttert.

„Und Sie glauben, daß Sie die Sache durchführen?“ fragte er mit nachdenklicher Miene.

„Unter zehn Fällen muß sie neunmal glücken!“

„Könnte ich wenigstens erfahren, um was es sich eigentlich handelt?“

„Nein, man begeht immer eine Dummheit, wenn man Jemand zum Mitwisser eines Planes macht, an dessen Ausführung er nicht betheiligt ist. Und dann handelt es sich auch hier um ein Unternehmen, das recht ungewöhnlicher Natur ist.“

Jetzt war Voisinat ganz und gar gewonnen. Der sichere Ton, in dem sein Sozius sprach, flößte ihm volles Vertrauen ein. Und so war er denn auch bemüht, dem Gespräch eine harmlose Wendung zu geben.

„Ich möchte wetten, daß Sie darauf ausgehen, einen gehörig hineinzulegen.“

„Lieber Freund, so lange man nicht das Mittel gefunden hat, aus Kieselsteinen und Lumpen Gold zu machen, wird man wohl oder übel darauf angewiesen sein, das Geld zu suchen, wo es ist, das heißt in den Taschen der Anderen. . . . Man nimmt's, wie man's eben kann, das haben Sie im Uebrigen ja am eigenen Leibe erfahren.“

„Na, meinetwegen, Le Hertel. Handeln Sie nach Ihrem freien Ermessen, und da Sie Werth darauf legen, gebe ich Ihnen unbeschränkte Voll-

macht und Aktionsfreiheit. Nur möchte ich Sie bitten, die Sache halbwegs gelinde zu machen."

„Schön, schön! Ich sehe, Sie bringen der Angelegenheit Verständniß entgegen. Aber halten Sie, bitte, ja reinen Mund! Am liebsten wäre es mir, wenn Sie auf einige Zeit von der Bildfläche verschwinden würden. Sie müssen bedenken, lieber Freund, daß wir unfehlbar verloren sind, wenn Sie irgend einem wiedererzählen, was Sie eben gehört haben!"

„I, wo werde ich denn!" betheuerte Voisinat, der einsehen mochte, daß er nicht eben viel gehört hätte und daß es ihm im Grunde genommen recht schwer fallen würde, aus der Schule zu plaudern.

II.

Vierzehn Tage später verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß Le Hertel seinen Geschäftsbetrieb wieder aufnehmen würde. Allem Anschein nach hatte er das unerhörte Glück gehabt, in England einen reichen Kapitalisten zu finden, der sich mit beträchtlichen Baarmitteln an dem neuen Unternehmen betheiligte. Es hieß, er wollte jetzt große Schiffe für die Fahrt nach Indien und Australien in Dienst stellen.

Obgleich der Rheder selbst das Gerücht in Umlauf gesetzt hatte, zeigte er sich gleichwohl sehr zugeknöpft und schwieg sich über alle Einzelheiten geflissentlich aus. Seine Gläubiger bemühten sich vergeblich, den Namen des englischen Geldmannes zu erfahren. Allen Anfragen gegenüber beschränkte sich Le Hertel auf den ausweichenden Bescheid: „Sie werden ja sehen, ob ich Schiffe kaufe oder nicht. Kaufe ich welche, dann muß ich wohl auch das nöthige Geld zur Verfügung haben!"

Bald erfuhr man auch aus den Schiffslisten, daß ein englisches Segelschiff von starkem Tonnengehalt — 2400 Registertons — die „Loch-Lomond", als deren Rheder und Besitzer Herr Le Hertel aus Nantes genannt wurde, nach Rouen unterwegs war, um dort Maschinen und Bagger für die Panamagesellschaft zu laden.

„Ist's wahr, Sie wollen Maschinen laden?" fragte eines Tages ein alter Kapitän, der Le Hertel auf der Börse getroffen hatte. „Da werden Sie doch wenigstens einen hübschen Frachtsatz berechnen, denn es ist eine verfluchte Ladung."

„Was Sie sagen? Ja, aber ich bitte Sie, weshalb denn eigentlich?"

„Weil man mit der Stauung seine liebe Noth hat, weil sich das schlecht im unteren Ladungsraum unterbringen läßt, wenn es sich um große Maschinen handelt. Es bleibt Einem so nichts weiter übrig, als alles ins Zwischendeck zu packen, was den Vordertheil übermäßig belastet und das Schiff der Gefahr des Kenterns aussetzt. Ich weiß wohl, daß man mit viel Ballast — — aber der Ballast ist todtes Gewicht. Laden Sie doch lieber Ziegel, Bausteine und Schienen."

„Das ist auch meine Absicht; ich will den Unterraum mit Schienen füllen."

„Immerhin ist's und bleibt's eine schlechte Ladung. Es ist zu gefährlich. Ich nehme an, daß Sie wenigstens einen tüchtigen Kapitän haben, der beim Stauen allenthalben persönlich zum Rechten sieht?"

„Selbstverständlich! Ich werde mich doch, weiß Gott, nicht der Gefahr aussetzen, mein Schiff zu verlieren."

„Hm! Nun, das ist mitunter ein ganz gutes Geschäft, wenn man Sorge getragen hat, das Schiff in gehöriger Höhe zu versichern."

Herr Hertel, den der Kapitän mit einem verschmitzten Lächeln von der Seite ansah, verzog keine Miene, er wechselte aber das Gesprächsthema und sprach von der anhaltenden Trockenheit, die keine gute Ernte erhoffen ließ.

Auf dem Quai Bethencourt in Rouen stehen die neugierigen Gaffer und betrachten einen großen englischen Dreimaster, der seit Kurzem hier vor Anker liegt. Die Maler, die auf schaukelndem Hängegerüst sitzen, sind gerade dabei, den neuen Namen, den das Schiff erhalten, in schönen funkelnden Goldbuchstaben aufzupinseln. „Gladiateur, Nantes" lautet die neue Aufschrift.

Die alte Mannschaft ist nicht mehr an Bord. Die englischen Matrosen sind in ihre Heimath zurückgekehrt, der Kapitän desgleichen. Letzterer mußte das Kommando abgeben, da ja das Gesetz verlangt, daß ein unter französischer Flagge segelndes Schiff von einem französischen Kapitän befehligt wird, während die Mannschaft zu einem Viertel aus Ausländern bestehen darf. Die Engländer sind gleichwohl alle ausgemustert worden.

Herr Le Hertel wollte es nicht anders. Er weilt zur Zeit in Rouen und scheint es nicht sonderlich eilig zu haben, die neue Besatzung zu heuern, obwohl die Ladung vollständig bereit liegt. Sie besteht aus Lokomotiven und Baggermaschinen aus den Werken von Saint-Denis, die auf Dampfbarkassen die Seine heruntergekommen sind. Mehrere Kolonnen von Hafenarbeitern sind Tag für Tag damit beschäftigt, die schweren Kisten an Bord des Segelschiffes zu schaffen und sie im Schiffsraum unter der persönlichen Ueberwachung des Rheders zu stauen. Man spricht auch von einer Schienenladung, die noch ankommen soll. Aber sie läßt noch immer auf sich warten und es scheint fast, als ob man nicht mehr auf sie rechne. Wie wollte man auch jetzt die Schienen im Raume unterbringen? Vielleicht sind sie auch schon in Caumont geladen worden, wo das Schiff kurze Station gemacht hat, um Ballast einzunehmen. Herr Hertel behauptet wenigstens steif und fest, daß der ganze Unterraum voller Schienen liegt.

Hin und her kommen Matrosen an Bord, die ihre Dienste anbieten. An Matrosen ist nie Mangel, schwerer hält es schon, Schiffsoffiziere zu bekommen. Es hatten sich wohl schon einige gemeldet, sobald sie aber bemerkten, daß das Ladungsgeschäft schon im Gange war, waren sie wieder ihrer Wege gegangen. Die Mehrzahl der Kapitäne hüten sich, ein Schiff zu führen, dessen Ladung sie nicht persönlich überwachen konnten. Jeder hat hierüber seine eigenen Ansichten und Erfahrungen. Die Einen legen auf eine starke Stabilität den Hauptwerth; sie tragen deshalb Sorge, vor Allem den Kielraum stark zu belasten. Andere behaupten wieder, daß gerade eine starke Stabilität bei plötzlicher Kursänderung heftige Erschütterungen verursacht, die die Gleichgewichtsverhältnisse stören und den Bruch der Masten herbeiführen können. Die Einen sehen es gern, wenn der Vordertheil recht tief geht, während Andere ganz im Gegentheil vorziehen, daß das Schiff die Nase über Wasser hält.

So kommt es, daß ein Schiff, das wie das in Rede stehende ladefertig des Kapitäns harrt, dessen Innenräume man nicht mehr besichtigen kann, Mißfallen und Argwohn erregt. Wenn wenigstens noch Einer von der Besatzung bei der Ladung zugegen gewesen wäre! Aber so, nein, nicht in die Hand!

Unter den Kapitänen, die sich zuerst gemeldet hatten, ist auch ein Provençale aus Antibes, den Herr Le Hertel zu allen Teufeln wünscht. Der großmäulige, skandalsüchtige Bursche lehnt es nicht nur ab, in die Dienste des Rheders zu treten, er läßt es sich auch mit Erfolg angelegen sein, den Anderen die Sache zu verleiden. Er nimmt selbst keinen Anstand, laut und öffentlich zu erklären, daß diese in aller Heimlichkeit bewerkstelligte Ladung den begründeten Verdacht aufkommen läßt, daß die Sache nicht recht geheuer ist.

Die Ladung ist jetzt vollständig an Bord, aber noch immer fehlt dem Schiffe der Kapitän. Glücklicher Weise ist es Le Hertel gelungen, einen zweiten

Offizier und einen Steuermann zu finden. Ersterer ist ein roher, gewaltthätiger Patron, der geradenwegs aus dem Gefängniß kommt. Er hat dort eine sechsmonatliche Haft verbüßt, weil er im Zustand sinnloser Trunkenheit einen Schiffsjungen zum Krüppel geschlagen hatte. Es versteht sich, daß der Kerl, der nicht mit Unrecht fürchtete, keine Stelle mehr zu bekommen, mit beiden Händen und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, zugegriffen hatte, als ihm ganz unverhofft ein Engagement angeboten wurde. Und der Steuermann, der sich in den Tropen ein chronisches Unterleibsleiden zugezogen hatte, durfte ebenso wenig wählerisch sein, sondern mußte nehmen, was sich ihm bot.

Einen Kapitän zu finden scheint indessen ein Ding der Unmöglichkeit. Tag auf Tag vergeht, und Niemand will sich dazu entschließen, das Kommando des „Gladiateur" zu übernehmen. An thatkräftiger Mühe, einen Kapitän aufzutreiben, läßt es Herr Le Hertel wahrhaftig nicht fehlen. Er hat es jetzt mit einem Inserat in den Zeitungen versucht in der Hoffnung, auf diesem Wege einen Bewerber um die gutbezahlte Stelle zu finden.

An stellenlosen Kapitänen, besonders an solchen für Segelschiffe, ist, Gott sei's geklagt, wahrlich kein Mangel! Mit der Segelschifffahrt geht es ja mehr und mehr zurück. In der Bretagne mag es achtzig oder hundert Segelschiffskapitäne geben, die vergeblich Beschäftigung suchen und mit ihrer Familie am Hungertuch nagen. Viele hat die bittere Noth gezwungen, sich als einfache Matrosen heuern zu lassen. Hatte doch ein Schooner, der vergangenes Jahr zum Kabeljaufang nach Island in See ging, unter fünfundzwanzig Matrosen zehn an Bord, die ihr unverwerthbares Kapitänspatent in der Tasche hatten!

O, sie haben sich die weite Reise nicht verdrießen lassen, das große Schiff zu besichtigen, aber sie haben unten am Hafen Geschichten gehört, die sie bestimmten, von dem Engagement abzusehen und wieder ihrer Wege zu gehen.

Es ist, als ob der „Gladiateur" auf den Index gesetzt wäre.

Die Matrosen feiern die Feste wie sie fallen. Sie haben sich wahrhaftig nicht zu beklagen. Das Essen ist gut, und da sie so gut wie nichts zu thun haben, können sie sich den ganzen Tag auf dem Deck sonnen. Kein Mensch hindert sie daran, Abends das Schiff zu verlassen und die Kneipen der Rue Saint-Eloi zu besuchen. Bis zum frühen Morgen wird dort gezecht und mit den Frauenzimmern herumgetollt. Der Schiffsjunge bläst die Flöte und der Zimmermann bethätigt seine Meisterschaft auf der Harmonika. Kurz, man belustigt sich nach Menschenmöglichkeit.

Herr Le Hertel freilich findet die Sache ganz und gar nicht spaßhaft. Er hat die Geschichte gründlichst satt.

Unten am Hafen sehen ihn die Leute schon mit recht sonderbaren Augen an. Es geschieht ja auch nicht allzu oft, daß es einem Rheder durchaus nicht gelingen will, einen Kapitän zu finden.

Wenn nur die Klatschgeschichten all dieser Schwachköpfe nicht bis in die Bureaux der Versicherungsgesellschaft dringen! Denn solange das Schiff die Anker noch nicht gelichtet hat, kann die Gesellschaft durch Rückzahlung der Versicherungsprämie den Vertrag noch aufheben. Dank der Bemühung eines geschickten Maklers, dem Le Hertel vermuthlich die doppelte Provisionsgebühr gezahlt hat, hat sich das Versicherungsgeschäft des „Gladiateur" rasch und glatt abgewickelt. Das fehlte gerade, daß die Herren in Paris Wind bekommen und in letzter Stunde vom Vertrag zurücktreten! (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 43. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Die Vortheile der gewerkschaftlichen Arbeitslosen-Unterstützung.

Von Konrad Haenisch, Leipzig.

Die von der Einführung der Arbeitslosenunterstützung erwarteten Vortheile lassen sich ihrem Wesen nach in zwei Gruppen scheiden: direkte und indirekte.

Betrachten wir zunächst die Letzteren! Eine der Hauptschwächen unserer meisten Gewerkschaften beruht bekanntlich leider eben in ihrer — Schwäche, ihrer geringen Mitgliederzahl! Das Verhältniß der Organisirten zu den Berufsangehörigen ist oft ein geradezu betrübendes. Sind doch nur in drei Berufen über dreißig Prozent, in zwei Berufen von zwanzig bis dreißig Prozent, in zehn von zehn bis zwanzig Prozent, also im Ganzen nur in fünfzehn Berufen mehr als zehn Prozent der im Gewerbe Beschäftigten organisirt, während in einunddreißig Berufen die Zahl der Organisirten noch nicht einmal zehn Prozent, in elf Berufen weniger als zwei Prozent, davon in drei Berufen gar unter einem Prozent der Gesammtzahl der Arbeiter beträgt![1] Wie sollen bei solchen Ziffern Strikes erfolgreich durchgeführt werden können, wie soll es da möglich sein, für strikte Fernhaltung des Zuzugs, für genügende Unterstützung zu sorgen!

Woran aber liegt diese numerische Schwäche der meisten unserer Gewerkschaften? Zu einem Theile gewiß an ihrer Jugend, an den behördlichen Verfolgungen, der Unternehmer-Brutalität; vor Allem aber unseres Erachtens wohl daran, daß die meisten Organisationen bisher nicht in der Lage waren, dem indifferenten Arbeiter direkte, handgreifliche Vortheile in Aussicht zu stellen, die ihm im richtigen Verhältniß zu stehen schienen zu den geforderten Opfern. Eventuelle Lohnerhöhung, Verkürzung der Arbeitszeit — ja, das scheinen dem Indifferenten ganz schöne Dinge, aber so unsicher, so verschwommen ... er wird wohl kurz vor einem in Aussicht stehenden Strike seiner Gewerkschaft beitreten, aber jahrelang zahlen, zahlen, zahlen — um bei günstiger Gelegenheit einmal

[1] Selbstverständlich gestaltet sich das Prozentverhältniß in einigen gewerkschaftlichen Zentren ganz wesentlich anders, weit günstiger. (Vergl. darüber „Korrespondenzblatt" 1897, Nr. 35.)

einen Vortheil zu erzielen: das will ihm nicht recht einleuchten — er verlangt etwas Sicheres, etwas, worauf er Anspruch erheben darf, etwas Greifbares. Erst später eintretende Vortheile oder gar ideelle Momente reizen den Durchschnittsarbeiter, der eben nun auch einmal wie die meisten Menschen ein kurzsichtiger Egoist ist, leider nicht.

„Aber das wäre doch traurig!" ruft man uns entrüstet entgegen, „sollen wir denn auf dies tiefe Niveau der Masse herabsteigen oder sollten wir sie nicht vielmehr zu uns emporzuziehen versuchen?" Ja, ob es traurig ist oder nicht: es ist eben eine Thatsache und über Thatsachen kommt man bekanntlich nicht dadurch hinweg, daß man sie bedauert oder vor ihnen die Augen verschließt. Und was das „Herabsteigen zu den niedrigen Instinkten der Masse" betrifft: nun, um sie emporzuziehen, muß man ihr allerdings auf halbem Wege entgegenkommen und sie zunächst da packen, wo sie zu packen ist.

Wir brauchen also werbende Agitationsmittel! Als ein solches allerersten Ranges wird nun die Arbeitslosenunterstützung bezeichnet und, wie die bisherigen Erfahrungen darthun, mit vollem Recht. Stellen wir zum Beweise dessen einmal die Prozentsätze der organisirten Arbeiter einiger Gewerkschaften mit Arbeitslosenunterstützung neben solche ohne diese Einrichtung (es sind dieser Berechnung die Ergebnisse der Berufszählung vom 15. Juni 1895 zu Grunde gelegt). Darnach waren organisirt von sämmtlichen:

Verbände mit Arbeitslosenunterstützung		Verbände ohne Arbeitslosenunterstützung	
Handschuhmachern	54,55 Proz.	Metallarbeitern	6,37 Proz.
Buchdruckern	38,10 "	Maurern	7,15 "
Kupferschmieden	33,09 "	Zimmerern	8,55 "

(Das Verbandsblatt der Buchdrucker, der „Correspondent", brachte 1894 eine Statistik, nach der z. B. von den Handschuhmachern 74 Prozent, den Bildhauern 56 Prozent, den Buchdruckern 50 Prozent der Berufsangehörigen organisirt sein sollten; diese Aufstellung, die auch noch in die 1897 erschienene Broschüre von B. Poersch: „Woran krankt die deutsche Gewerkschaftsbewegung" [Berlin, Verlag von J. Sassenbach] und in das Buschmannsche Werk: „Die Arbeitslosigkeit und die Berufsorganisationen", das gleichfalls im vorigen Jahre erschien, übergegangen ist, hat sich, wie aus den vorstehend angeführten Ziffern ersichtlich, nach der 95er Berufszählung als irrthümlich erwiesen.)

Aber auch die oben gegebenen Zahlen reden deutlich genug für sich selbst; auch Buschmann erklärt: „Man kann diese Thatsache unmöglich lediglich auf den Umstand zurückführen wollen, daß die einen höheren Prozentsatz ihrer Berufsangehörigen umfassenden Organisationen solchen Berufen angehören, welche eine höhere technische Ausbildung erforderten, denn warum wären sonst z. B. von den Metallarbeitern nur 8 Prozent (richtig ist: 6,37 Prozent. Anm. d. Verf.) organisirt, während sie doch in Bezug auf technische Ausbildung wohl auf derselben Höhe stehen wie die Buchdrucker, Handschuhmacher u. A.?[1] Es läßt sich daher nicht ernsthaft bestreiten, daß das Vorhandensein einer Arbeitslosenunterstützung hier entscheidend in die Wagschale fällt." — Die gleiche Erfahrung hat man in England gemacht, wo von den großen Verbänden der gelernten Arbeiter nur zwei keine Arbeitslosenunterstützung gewähren; wie außerordentlich diese Verbände alle blühen, ist bekannt; wer sich über ihre Geschichte und vor Allem auch über die Rolle, die das Unterstützungswesen in ihrer Entwicklung gespielt hat,

[1] Dies stimmt wohl — man denke an die stetig zunehmende Arbeitstheilung gerade in der Metallindustrie! — nicht ganz!

näher informiren will, der sei nochmals auf das ausgezeichnete Buch von Sidney und Beatrice Webb über „Die Geschichte des britischen Trade Unionismus“ [1] verwiesen, ein Werk, aus dem Jeder gerade auch für die Beurtheilung unserer Frage viel Material wird schöpfen können; an dieser Stelle verbietet sich ein näheres Eingehen hierauf von selbst.

Neben ihrer numerischen Schwäche ist es vor Allem der gänzliche Mangel an Stabilität des Mitgliederbestandes, den unsere Gewerkschaften zu beklagen haben. Auch hier hofft man in der Einführung der Arbeitslosenunterstützung ein Mittel gefunden zu haben, den Uebelstand zu beseitigen, die Mitglieder auch in schlechten Zeiten dauernd an die Organisation zu fesseln. Daß bei dem bisherigen Zustand, wo zu Strikezeiten Tausende von Arbeitern den Organisationen zuströmten, um ihnen in Zeiten der Depression schaarenweise wieder den Rücken zu kehren, daß, sagen wir, unter solchen Umständen an ein dauerndes Festhalten der erzielten Errungenschaften nicht zu denken war, liegt auf der Hand.

Um dem Leser ein Urtheil darüber zu ermöglichen, ob und inwieweit die Einführung der Arbeitslosenunterstützung geeignet wäre, dieser bedauerlichen Mitgliederfluktuation einen Damm entgegenzusetzen, und ihm zugleich einen Begriff von dem Umfang dieser Fluktuationsbewegung zu geben, sei uns die Anführung noch einiger Zahlen gestattet.

Es nahmen neue Mitglieder auf: der Verband der Schneider im Jahre 1894 circa 12000, während im gleichen Jahre circa 10000 Mitglieder ihm wieder den Rücken kehrten; der Holzarbeiterverband im Jahre 1895 circa 20000 neue Mitglieder bei einem gleichzeitigen Ausscheiden von etwa 17000 Mann. Hier handelt es sich um Organisationen ohne Arbeitslosenunterstützung, dagegen verlor der Arbeitslosenunterstützung gewährende Buchdruckerverband z. B. 1893 im Ganzen nur 1210 Mitglieder durch Ausschluß, Todesfall oder Austritt.

Und der Grund dieser Erscheinung? „Tausende treten“, sagt Poersch (a. a. O. S. 17) mit Recht, „nachdem ein Agitator in bezaubernden Worten gezeigt hat, was alles zu erreichen sei, wenn Einigkeit geschaffen werde, der Organisation in dem schönen Traume bei, daß nun endlich bald eine bessere Zukunft hereinbrechen werde. Sie zahlen einige Wochen, vielleicht auch Monate ihre Beiträge — doch die schöne Zukunft kommt nicht; entweder steht noch immer die Masse der Organisation fern, oder die Konjunktur ist schlecht, so daß momentan nichts unternommen werden kann. Der schöne Traum verliert allmälig an Schönheit, verschwindet schließlich ganz und der Gedanke taucht auf und wurzelt sich immer fester und fester, daß doch durch die Organisation nichts zu erreichen sei. Wozu dann Beiträge zahlen? Sie werden nicht mehr gezahlt, und der Ausschluß erfolgt. Tausende und abermals Tausende haben diesen Ideengang durchgemacht.“ Und wir können demselben Autor ebenfalls nur beistimmen, wenn er weiter meint, daß es in fast allen größeren Orten in sehr vielen Berufen nur ganz verschwindend wenig Arbeiter geben werde, die nicht früher schon einmal ihrer Gewerkschaft angehört hätten — es fehlte eben ein direktes materielles Band, das sie an die Organisation hätte fesseln können. Wie anders in Gewerkschaften, die Arbeitslosenunterstützung zahlen!

Mit der Weiterentwicklung des kapitalistischen Wirthschaftssystems geht eine fortwährende Steigerung der Existenzunsicherheit für alle Schichten des industriellen Proletariats Hand in Hand. Heute, zur Zeit der Prosperität, sind „Hände“

---

[1] Stuttgart, J. H. W. Dietz.

sehr gesucht, neue Etablissements entstehen zu Hunderten, alte werden erweitert. Morgen, mit dem Hereinbrechen der Krise, da stocken plötzlich die Aufträge, minder kapitalkräftige Unternehmungen falliren in Massen, viele Tausende von Arbeitern liegen auf der Straße. Und je rascher die Krisen einander folgen, je kürzer und seltener die Prosperitätslichtblicke werden, je mehr sie anfangen, den Oasen in der Wüste der Depression zu gleichen, desto mehr wird die Arbeitslosigkeit das immer wieder drohende Schreckgespenst jedes Arbeiters! Wo ist heute der Arbeiter, der von ihr nicht schon zeitweilig heimgesucht worden wäre und der nicht mit ihrem Eintreten immer und immer wieder zu rechnen hätte? Und wer erst einmal so eine wochen- und monatelange Periode der Arbeitslosigkeit durchgemacht hat mit all ihrem Jammer, der wird jede sich ihm bietende Gelegenheit, für solche Zeiten sich künftig einen kräftigen Rückhalt, eine feste Unterstützung zu sichern, mit Freuden ergreifen. Die Aussicht, Arbeitslosenunterstützung zu erhalten, wird ihn so nicht nur bedeutend geneigter machen, sich der Organisation anzuschließen, sie würde ihn auch viel fester an diese ketten, ihn zu einem dauernden Verbandsmitglied machen. Würde er jetzt nach einem halben oder ganzen Jahre der Gewerkschaft wieder den Rücken kehren, so hätte er ja alle Beiträge vergeblich geleistet, er ginge aller seiner Rechte und Ansprüche verlustig, erlitte einen direkten materiellen Schaden! Daher die größere Stabilität in den Arbeitslosenunterstützung zahlenden Verbänden.

„Aber", wirft man hier vielleicht wieder ein, „werden die auf diese Weise gewonnenen Mitglieder, die nur nackter Kasseninteressen wegen eingetreten sind, ohne von Klassenkampf eine Ahnung zu haben, werden solche Mitglieder denn überhaupt ein Vortheil für die Organisation sein? Lieber eine kleine Schaar, die da weiß, was sie will, als ein großer, zusammengelaufener Haufe unklarer, indifferenter Köpfe!"

Gewiß! Aber das ganze Bestreben der Gewerkschaften ist und muß doch auch darauf gerichtet sein, aus den kleinen Schaaren große zu machen. Kleine Schaaren zielbewußter Leute sind wohl gut für eine Propagandagesellschaft, mit ihnen kann man aber dem Unternehmerthum keine Schlachten liefern! Und Jeder, der sich näher mit gewerkschaftlichen Dingen befaßt hat, wird uns unbedingt zustimmen, wenn wir erklären, daß an indifferente Leute bedeutend leichter heranzukommen ist, wenn man sie erst einmal in den Organisationen hat, als wenn sie ihnen noch fernstehen. Im ersteren Falle erhalten sie regelmäßig ihr Verbandsorgan mit belehrenden Notizen und Artikeln aller Art, sie müssen wohl oder übel dann und wann ihre Versammlungen besuchen, bei Urabstimmungen und anderen Gelegenheiten sind sie verpflichtet, ihr Urtheil in gewerkschaftlichen Dingen abzugeben, und da es sich dabei stets um Fragen handelt, die sie — wie z. B. ein Antrag auf Erhöhung der Wochenbeiträge — persönlich sehr stark interessiren, so werden sie nicht umhin können, sich mit dem Für und Wider möglichst eingehend vertraut zu machen, die betreffenden Debatten in ihrer Fachzeitung eifrig zu verfolgen, mit Kollegen über die Fragen Rücksprache zu nehmen: kurz und gut, mit Naturnothwendigkeit wird nach und nach ihr Interesse für gewerkschaftliche und allgemeine Arbeiterfragen immer mehr geweckt, wie mit Polypenarmen saugt sich die Gewerkschaft an ihnen fest, und aus dem indifferenten Arbeiter wird im Laufe der Zeit in den allermeisten Fällen doch noch ein zielbewußter, begeisterter Mitkämpfer.

Neben diesen mehr indirekten Vortheilen ist auch der direkte Werth der Arbeitslosenunterstützung für die gewerkschaftlichen Kämpfe der Arbeiter von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Zum Kriegführen gehört nach dem bekannten Worte Montecuculis dreierlei: erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld. Diese zunächst auf den Völkerkrieg angewandte Wahrheit gilt in womöglich noch höherem Grade vor Allem auch für den wirthschaftlichen Kampf zwischen Unternehmer und Arbeiter, besonders für den Letzteren. Der Unternehmer, ja, der hält den Strike schon ein paar Wochen oder Monate aus und setzt in den meisten Fällen — cfr. Hamburg! — seine ganze Hoffnung auf das Aushungern seiner Leute, darauf, daß ihnen die Gelder ausgehen. Länger als eine Woche höchstens reichen meistentheils die „Ersparnisse" der Strikenden selbst nicht aus — und dann heißt's: Her mit der Streikkasse! Wie wichtig es da ist, daß diese wohlgefüllt sei, liegt auf der Hand. Aber da sieht's bei uns zu Lande in den meisten Fällen gar böse aus!

Es stellte sich nach den für 1895 und 1896 von der Generalkommission angestellten Erhebungen nach Abzug aller Verwaltungsunkosten, Ausgaben für das Verbandsorgan u. s. w. der Kassenbestand am Jahresschluß auf den Kopf jedes Mitglieds:

A. Bei Gewerkschaften **mit** Arbeitslosenunterstützung:

	1895	1896
Buchdrucker	49,12 Mark	60,25 Mark
Hutmacher	34,60 "	80,80 "
Zigarrensortirer	18,69 "	24,77 "
Bildhauer	15,06 "	13,70 "
Handschuhmacher	14,47 "	11,74 "

B. Bei Gewerkschaften **ohne** Arbeitslosenunterstützung:

	1895	1896
Holzarbeiter	1,13 Mark	1,27 Mark
Fabrikarbeiter	0,99 "	0,73 "
Brauer	0,70 "	0,98 "
Bäcker	0,67 "	0,77 "
Bauarbeiter	0,46 "	1,26 "

Ein flüchtiger Blick auf diese Tabelle lehrt, um wie viel **striketüchtiger** die Arbeitslosenunterstützung zahlenden Verbände dastehen im Vergleich zu den anderen! Wenn bei **einigen** anderen Gewerkschaften ohne Arbeitslosenunterstützung der Kassenbestand auch **ein wenig** höher ist als in den angeführten Beispielen, so reicht er doch in **keinem** Falle **auch nur annähernd** an den der Gewerkschaften mit Arbeitslosenunterstützung heran.

Und nun denke man:

Wie soll bei derartigen Kassenverhältnissen den hohen Anforderungen einer etwas umfangreicheren Lohnbewegung auch nur einigermaßen Rechnung getragen werden können? Jeder kann sich ohne Weiteres auf Grund der mitgetheilten Ziffern ausrechnen, daß die Kasse **fast aller** dieser Organisationen schon gesprengt wäre, wenn einmal nur der vierte, ja sehr vieler, wenn nur der zehnte Theil aller **ihrer Mitglieder** auf einmal nur **eine einzige Woche** lang striken wollte, ganz abgesehen von der Unterstützung für die Masse der gleichfalls am Strike betheiligten, aber **unorganisirten** Berufsgenossen. Regelmäßig muß man in solchen Fällen sogleich an die Oeffentlichkeit, an das Solidaritätsgefühl der Gesammtarbeiterschaft appelliren. Und die oben angeführten Ziffern beweisen, daß die Einführung der Arbeitslosenunterstützung im Stande ist, die Finanzverhältnisse der Gewerkschaften ganz bedeutend aufzubessern. Die gleiche Erfahrung hat man

übrigens in England gemacht, wo in einem Jahre allein für Strikes eine Summe ausgegeben wurde, die die Gesammteinnahmen aller deutschen Gewerkschaften bei Weitem übersteigt. Mit welchen Zahlen die englischen Verbände rechnen können, dafür möge die Finanzgebahrung des „Amalgamirten Vereins der Maschinenbauer", derjenigen Gewerkschaft, die das Unterstützungswesen am frühesten und vollkommensten ausgebildet hat, Zeugniß ablegen; es betrugen hier 1893:

die Einnahmen circa	5 400 000	Mark
die Ausgaben circa	5 700 000	„
der Kassabestand circa	4 000 000	„

Zahlen, die die bezüglichen Ziffern aller deutschen Gewerkschaften zusammen um ein Vielfaches überragen.

Ein weiteres wesentliches Argument, das die Befürworter der Arbeitslosenunterstützung ins Feld führen, ist, daß es durch dieselbe außerordentlich erleichtert werde, einmal erobertes Terrain zu behaupten, erzielte Erfolge dauernd aufrecht zu erhalten, eine Behauptung, die durch Logik und Erfahrung in gleicher Weise gestützt wird. Bei den gewerkschaftlichen Kämpfen spielt bekanntlich die Durchführung von Minimaltarifen, zu deren Anerkennung und Innehaltung der Unternehmer gezwungen werden soll, eine bedeutende Rolle. Den Mitgliedern der Gewerkschaft ist es verboten, „unter Tarif", wie der terminus technicus lautet, zu arbeiten und damit die Löhne zu drücken. Wie aber einem solchen Verbot Nachdruck verleihen? Der bloße Ausschluß aus dem Verbande — ja der hat — leider — für die Meisten so etwas besonders Schreckhaftes gar nicht, wenn er nicht, wie in den Gewerkschaften mit Arbeitslosenunterstützung, mit einem direkten materiellen Nachtheil, eben dem Verlust sämmtlicher Rechte und Ansprüche, verbunden ist. Weiß das Mitglied, daß, sobald er „unter Tarif anfängt", er unweigerlich der Arbeitslosenunterstützung verlustig geht, so wird diese Aussicht ihn in den meisten Fällen vor unkollegialem Verhalten zurückschrecken. Auch in Zeiten des akuten Kampfes, des Strikes, wird Gewährung einer einigermaßen ausreichenden Unterstützung auch den nicht direkt betroffenen Arbeiter abhalten, zum Strikebrecher, zum Verräther an seinen Klassengenossen zu werden. Und in der That lehrt denn auch alle bisherige Erfahrung, daß in Gewerkschaften mit Arbeitslosenunterstützung Lohnkämpfe im Ganzen leichter zum Siege gebracht, Errungenschaften hartnäckiger vertheidigt, energischer festgehalten werden, als in solchen ohne Arbeitslosenunterstützung.

* * *

Bisher habe ich mich, dem Charakter der Zeitschrift entsprechend, im Wesentlichen auf die Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte beschränkt, will nun jedoch, um nicht den Vorwurf der allzu großen Unvollständigkeit auf mich zu laden, noch in aller Kürze die finanzielle Seite der Sache berühren. Ist doch ein Haupteinwurf der Gegner der Arbeitslosenunterstützung gerade der, daß die Befürworter derselben die ihrer Einführung entgegenstehenden finanziellen Schwierigkeiten unterschätzen.

„Bei Einführung der Arbeitslosenunterstützung", so sagt man, „würde eine außerordentliche, für die meisten Verbandsmitglieder unerschwingliche Erhöhung der Mitgliedsbeiträge nothwendig werden. Sieht man von ihr ab, so ist, sobald eine Krise und damit große allgemeine Arbeitslosigkeit hereinbricht, der finanzielle Ruin der Gewerkschaft — in Folge zu starker Inanspruchnahme der Kasse — die unausbleibliche Folge." Man verweist dann mit Vorliebe auf die Buch-

drucker, die zur Durchführung ihrer Arbeitslosenunterstützung einen Wochenbeitrag von 1,10 Mark nöthig hätten; zur Leistung eines auch nur annähernd gleichen Beitrags seien aber in Folge ihrer geringeren Entlohnung die Arbeiter fast aller anderen Branchen völlig außer Stande.

Mit den Buchdruckern stimmt nun aber die Sache leider herzlich schlecht, denn wie Eichler auf dem Berliner Gewerkschaftskongreß (Protokoll, S. 116) betonte, werden von diesen 1,10 Mark nur ganze 10 Pfennig für die Arbeitslosenunterstützung bezahlt, während der Rest von 1 Mark zu ganz anderen Zwecken verwandt wird; denn die Buchdruckerorganisation gewährt ihren Mitgliedern neben Unterstützung in besonderen Nothfällen auch noch Reiseunterstützung (1894: 114913,15 Mark), Umzugskosten (1894: 16921,40 Mark), Unterstützung dauernd Arbeitsunfähiger (1894: 15967 Mark), Krankenunterstützung (1894: 301931,84 Mark), Begräbnißgeld (1894: 16552,26 Mark). Dazu kommt dann erst die Arbeitslosenunterstützung im Betrage von 101562 Mark im Jahre 1894 (vergl. auch: „Korrespondenzblatt" Nr. 31 vom 19. August 1895).

Dementsprechend dürfte auch die Einführung der Arbeitslosenunterstützung in den übrigen Gewerkschaften keine allzu bedeutende Erhöhung der Beiträge erforderlich machen. So nahm der Vorstand des „Deutschen Metallarbeiterverbandes", als er im Januar vorigen Jahres seinen Mitgliedern die Einführung der Arbeitslosenunterstützung empfahl, nach einer von keiner Seite widerlegten Berechnung an, daß eine Erhöhung des Wochenbeitrags von 20 auf 25 Pfennig, also nur um 5 Pfennig, genügen werde, um die Durchführung einer Arbeitslosenunterstützung von 1 Mark pro Tag für die Dauer von sechs Wochen zu ermöglichen; eine einjährige Dauer der Mitgliedschaft und Nichtberücksichtigung der weniger als eine Woche währenden Arbeitslosigkeit sollte die Voraussetzung der Bezugsberechtigung sein. — Die Befürchtung, daß auch bei einer so geringen Erhöhung des Beitrags eine massenhafte Fahnenflucht der Mitglieder eintreten werde, erscheint in Anbetracht des gebotenen Aequivalents und nach aller bisherigen Erfahrung völlig unbegründet, hebt doch auch B. Poersch in seiner mehrfach zitirten Schrift hervor, daß neuerdings in Berlin seitens einzelner Verwaltungsstellen zentraler Organisationen die Arbeitslosenunterstützung nur für ihren Bezirk eingeführt worden sei, und zwar mit dem erfreulichen Resultat einer sofortigen Mitgliederzunahme dieser Organisationen, ein Ergebniß, das um so beachtenswerther erscheint, als derartige lokale Unterstützungseinrichtungen den zentralen an Leistungsfähigkeit erwiesenermaßen stets bedeutend nachstehen. — — An dieser Stelle sei übrigens die Bemerkung eingeflochten, daß sich die Arbeitslosenunterstützung natürlich nicht in gleicher Weise in allen Organisationen zur Einführung bringen läßt: die Branchen, in denen noch, wie in der Konfektion, gewissen Zweigen der Holzindustrie u. s. w., die Heimarbeit eine bedeutsame Rolle spielt, dürften ihrer allgemeinen Durchführung bis auf Weiteres noch ebenso schwer zu beseitigende Hindernisse entgegenstellen, wie z. B. auch die Industriezweige mit vorherrschender Saisonarbeit (Maurer, Zimmerer u. A. m.).

Doch fallen diese Ausnahmen natürlich bei der Gesammtbeurtheilung unserer Frage außer Betracht.

Und nun zum Schlusse noch einige kurze Bemerkungen über das gerade in letzter Zeit viel erörterte Verhältniß von gewerkschaftlicher Arbeitslosenunterstützung zu staatlicher Arbeitslosenversicherung. Es dürfte eine wenigstens die Hauptmomente flüchtig andeutende Besprechung dieses Verhältnisses auch im Rahmen meiner heutigen Ausführungen um so mehr am Platze sein, als neuerdings sogar von gewerkschaftlicher Seite mehrfach den Befür-

wortern der Arbeitslosenunterstützung der Vorwurf gemacht wurde, daß man mit ihrer Einführung den Staat von einer seiner wichtigsten Verpflichtungen entbände, sich selbst Kosten und Lasten aufhalse, die von Rechtswegen und vor allen Dingen auch auf Grund des sozialistischen Prinzips vom Staate getragen werden müßten.

Welch eine Verwirrung der Begriffe! Im ersten Theile meiner Ausführungen wies ich nachdrücklich darauf hin, daß man nur dann zu einer richtigen Beurtheilung der Frage der Arbeitslosenunterstützung kommen könne, wenn man sie auffasse vom Standpunkt des gewerkschaftlichen Kampfes; man müsse die Frage so fassen, ob die Einführung der Arbeitslosenunterstützung geeignet sei, die Arbeiter in ihrem Ringen um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, in ihrem Kampfe mit dem Unternehmerthum zu stärken oder nicht. Ich glaubte diese Frage unbedingt bejahen zu dürfen.

Was aber hat damit eine staatliche Arbeitslosenversicherung zu thun? Nichts! Oder sollte wirklich irgend Jemand in der unschuldigen Naivetät seines Herzens es für denkbar erklären, daß der kapitalistische Staat Einrichtungen träfe, um den gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiter gegen das Unternehmerthum zu fördern und erfolgreicher zu machen? Ich habe diesen Kinderglauben nicht!

Und welch' merkwürdige Logik liegt in dem Satze: Weil wir dem Staate die Verpflichtung vindiziren, Niemand in seinen Grenzen verhungern zu lassen, deshalb haben sich die Gewerkschaften nicht mit Arbeitslosenunterstützung zu befassen.

Konsequenz, meine Herren, Konsequenz!

Halten wir denn nicht vom sozialistischen Standpunkt aus die Gesellschaft für verpflichtet, nicht nur für ein Existenzminimum, sondern sogar für ein behagliches, sorgenfreies Dasein aller ihrer Mitglieder Sorge zu tragen? Aber legen wir denn nun, auf diese unsere Grundforderung verweisend, die Hände in den Schoß und warten geduldig, bis der Vater Staat gleichfalls zur Erkenntniß dieser seiner Verpflichtung kommt, wie wir das nach der Logik jener Freunde zu thun hätten? Müßten denn nach dieser Logik die Arbeiter nicht folgerichtig auf jeden gewerkschaftlichen Kampf überhaupt, der ja im Grunde stets „Selbsthilfe" ist, verzichten? Zu welch' unheilvollem Fatalismus würde das führen! Ein Glück nur, daß ihr gesunder Instinkt die Arbeiter bisher vor dem Einschlagen dieser — „Taktik" bewahrt hat!

Fassen wir nun — und damit komme ich zum Schlusse — das Ergebniß unserer Untersuchungen nochmals kurz zusammen, so möchte ich für die Beurtheilung der Frage folgende sechs Leitsätze aufstellen:

1. Die ganze Frage darf nur aus dem Gesichtspunkt des gewerkschaftlichen Kampfes betrachtet werden. Von diesem Standpunkt aus lassen sich prinzipielle Bedenken irgend welcher Art gegen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung nicht erheben; die vielfach gefürchtete Gefährdung des Klassencharakters der Arbeiterbewegung erscheint aus logischen Gründen und nach aller bisherigen Erfahrung völlig ausgeschlossen.

2. Die nächste Folge des Uebergangs der Gewerkschaften zur Gewährung von Arbeitslosenunterstützung wird ein Steigen der Mitgliederziffer und eine Verhinderung resp. Beschränkung der fortwährenden Fluktuation des Mitgliederbestandes sein.

3. Ein bedeutender direkter Vortheil der Arbeitslosenunterstützung wird in einer Aufbesserung der gewerkschaftlichen Finanzverhältnisse liegen; theilweise damit zusammenhängend werden sich die Chancen im wirthschaftlichen Kampfe

zu Gunsten der Arbeiter verschieben, die Aufrechterhaltung einmal gewonnener Vortheile wird erleichtert, die Errungenschaften werden energischer vertheidigt werden können.

4. Die durch Einführung der Arbeitslosenunterstützung zunächst entstehenden finanziellen Schwierigkeiten (Erhöhung der Mitgliedsbeiträge) werden gewöhnlich bedeutend überschätzt.

5. Die Eigenthümlichkeiten gewisser Branchen, besonders solcher mit überwiegender Hausindustrie oder Saisonarbeit, dürften einstweilen noch der Durchführung der Arbeitslosenunterstützung erhebliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

6. Jede Verwechslung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung mit irgend welchen Projekten einer auf völlig anderer Grundlage beruhenden staatlichen oder kommunalen Arbeitslosenversicherung ist strengstens zu vermeiden; der Werth der letzteren ist zum Mindesten ein sehr problematischer.

* * *

Solche praktische Erwägungen gewinnen auch in der deutschen Gewerkschaftswelt immer mehr die Oberhand. So konnte die Generalkommission in ihrem letzten Bericht konstatiren, „daß die Arbeitslosenunterstützung in den Organisationen größeren Anklang findet. In den letzten Jahren ist dieselbe bei den Buchbindern, Formern und Lederarbeitern eingeführt und wird ihre Einführung in mehreren Organisationen ernstlich diskutirt. Jedenfalls erweist die Statistik, daß die Arbeitslosenunterstützung günstig auf die Organisationen sowohl in Bezug auf den Bestand der Mitglieder als auch auf die Kassenverhältnisse einwirkt, und daß deshalb die Neigung, sie allgemein als gewerkschaftliche Einrichtung einzuführen, den Gewerkschaften nicht nachtheilig sein wird" („Korrespondenzblatt" Nr. 35 vom 30. August 1897).

Diese Ausführungen beweisen aufs Neue, wie sehr der Berliner Gewerkschaftskongreß Recht hatte, in einer mit großer Majorität angenommenen Resolution die Arbeitslosenunterstützung als einen „bedeutenden, ja nothwendigen Förderer der gewerkschaftlichen Organisation" zu bezeichnen und ihre Einführung den deutschen Gewerkschaften zu empfehlen.

Noch sind die Anschauungen über diese Frage vielfach sehr der Klärung bedürftig. Möge daher die Diskussion im Sinne der oben niedergelegten Thesen recht eifrig und sachlich fortgesetzt werden zum Wohle der gewerkschaftlichen Bewegung!

Die Nachfrage beim Dirnenkauf.

Glossen zu dem Aufsatz von Ernst Gystrow.

Ernst Gystrow hat in seinem Aufsatz in Nr. 36 der „Neuen Zeit", der viel Geistvolles und Feinbeobachtendes enthielt, daneben Ansichten geäußert, die ich nicht unwidersprochen lassen möchte.

Ich bin sicher, hätte es sich nicht gerade um dies Thema gehandelt, so wäre die „Neue Zeit" bereits im Besitze von einem Dutzend Entgegnungen. Aber auf offenem Markte Fragen von solcher Intimität abzuhandeln, das geht Manchem wider den Strich; die Prüderie lastet eben noch immer wie ein Alp auf uns Allen, selbst auf denen, die sich längst von allen Vorurtheilen emanzipirt zu haben glauben.

Ich würde es übrigens auch für überflüssig halten, sofort auf die Privatansichten eines Autors zu reagiren, wenn ich nicht jenen Zug der Prüderie, der

meines Dafürhaltens durch die zweite Hälfte des Aufsatzes von Ernst Gystrow geht, für symptomatisch hielte. Ich glaube aber nicht allein den Eindruck empfangen zu haben, daß sich in den spärlichen Auslassungen, die sich in unserer neuesten sozialistischen Literatur über sexuelle Themen finden, oft ein „Cant" bemerkbar macht, der früher undenkbar gewesen wäre.

Ich verstehe allerdings sehr gut, warum die Fragen der sexuellen Moral gegenwärtig keine solche Rolle mehr bei uns spielen, wie früher. Die exakt-wissenschaftliche Erforschung der zahllosen politischen und sozialen Probleme ist ungeheuer viel wichtiger und liegt uns näher, als eine spekulative Betrachtung über die Formen, die der Verkehr der beiden Geschlechter in Zukunft voraussichtlich einmal annehmen wird. Für die Gegenwart aber sind ja theoretische Erörterungen über sexuelle Moral ohne jeden Belang. Die große Masse weiß sich mit den gegebenen Formen des geschlechtlichen Verkehrs ohne große Schwierigkeiten abzufinden, für die kleine Minderzahl derer hingegen, die wegen ihres Verhaltens in sexuellen Angelegenheiten einer intellektuellen und moralischen Rechtfertigung bedürfen, sind nicht allgemeine Theorien, sondern individuellste psychische Erlebnisse ausschlaggebend. Vom Standpunkt des Utilitarismus aus sind deshalb moralische Spekulationen dieser Art vollständig überflüssig. Banausisch freilich wäre es, denselben völlig aus dem Wege zu gehen. Es freute mich deshalb, daß Gystrow den Gegenstand anschnitt, wenn ich mich auch in wesentlichen Punkten mit ihm nicht einverstanden erklären kann.

Um gleich in medias res zu kommen, will ich sofort jene Thesen Gystrows herausgreifen, die ich für überaus gewagte halte. Gystrow schreibt: „Denn prostituirt wird im weitesten Sinne jedes Weib, das sich unter bewußter Verhinderung der Mutterwerdung wiederholt dem Geschlechtsgenuß hingiebt." Diesen Satz hält Gystrow anscheinend so sehr für ein sexual-ethisches Axiom, daß er ihn sogar durch Sperrdruck hervorheben läßt. Denselben Gedanken spricht der Verfasser an einer anderen Stelle folgendermaßen aus: „Denn widernatürlich ist jeder Geschlechtsakt, der nicht unter den Zweck der Erhaltung der Art fällt. Es macht das Wesen des Geschlechtsakts aus, die vollendete Einheit des höchsten persönlichen Genusses mit der höchsten sozialen Pflicht zu sein."

Ich muß gestehen, daß mir diese Thesen, abgesehen von ihrer etwas schwulstigen Stilisirung, mit der ich mich nicht befreunden kann, jeder, aber auch jeder Begründung zu entbehren scheinen.

Widernatürlich soll jeder Geschlechtsakt sein, der nicht unter den Zweck der Erhaltung der Art fällt. Das trifft nicht einmal bei den Thieren zu, bei denen Begattung und Befruchtung keineswegs immer zusammenfallen. Die Brunst erlischt durchaus nicht sofort nach erfolgter Konzeption, was der Fall sein müßte, wenn Gystrows These auch nur für die Thiere zutreffen sollte.

Wie ist es nun beim Menschen? Hier müßte der Zweck ein subjektiver sein, ein bewußt gewollter, nicht nur in der Absicht der Natur liegender. Jeder ehelich ausgeübte Geschlechtsakt müßte also auf den beabsichtigten Effekt hinauslaufen, die soziale Pflicht der Fortpflanzung der Gattung zu erfüllen! Nun ist ja die Konzeptionsfähigkeit der Frauen eine sehr verschiedene, aber selbst wenn wir einen geringeren Grad derselben voraussetzten, so würde der Beischlaf zu einem überaus seltenen ehelichen Genuß werden, wenn sich die Gatten demselben nur dann hingeben wollten, wenn die Einheit des höchsten persönlichen Genusses mit der höchsten sozialen Pflicht zusammenfiele! Beispielsweise wäre dann der Beischlaf nach erfolgter Konzeption schon eine Prostitution!

Ferner: man braucht kein Neomalthusianer zu sein, um es für angezeigt zu halten, der Erfüllung der „höchsten sozialen Pflicht" bestimmte Grenzen zu setzen. Unter unseren heutigen sozialen Verhältnissen ist ein reichlicher Kindersegen gar oft nichts weniger als ein „Segen". Die Frage, ob es unter allen Umständen eine soziale Pflicht ist, zur starken Volksvermehrung beizutragen, mag beantwortet werden, wie sie will: jedenfalls aber darf doch das einzelne Individuum auch für sich das Recht in Anspruch nehmen, mehr sein zu wollen, als ein bloßes Glied der Gattung, ein Werkzeug zur Erhaltung derselben, nämlich eben ein Individuum. Als Individuum aber habe ich doch sozusagen das Recht auf individuelles Ausleben, auf Entfaltung und Bethätigung meiner besonderen, namentlich auch geistigen Fähigkeiten. Wollte ich aber meine nach Gystrow höchste soziale Pflicht höher stellen, als meine individuellen Pflichten, so würde ich vielleicht Gefahr laufen, zum rein animalischen Dasein eines bloßen Gliedes meiner Gattung herabzusinken. Ob aber einer Gattung gedient sein kann mit solch minderwerthigen Gliedern, das ist dann eine andere Frage. Also, um die Sache etwas trivialer auszudrücken: Wenn ich ein armer Teufel bin, der nicht wissen kann, ob er einmal im Stande sein wird, seinen Kindern eine angemessene Erziehung zu Theil werden zu lassen, wenn ich vielmehr befürchten muß, trotz des Verzichtes auf das eigene Wohlbefinden meine Kinder der Misère eines daseinsunwerthen Lebens preisgeben zu müssen, dann wird man mir wohl auch das Recht zugestehen müssen, die höchste soziale Pflicht nur in den mir zulässig erscheinenden Grenzen auszuüben. Wenn ich dann aber trotzdem auf den „höchsten persönlichen Genuß" nicht verzichte, so prostituire ich damit das Weib!

Ein weiterer Fall ist der, daß das Weib aus gesundheitlichen Rücksichten eine öftere Konzeption zu verhindern gezwungen sein kann. Soll es dann auf den „höchsten persönlichen Genuß" völlig verzichten, um sich nicht zu „prostituiren?!"

Oder, der Fall ist sehr gut denkbar, ein physisch gesundes, für die Erhaltung und Vermehrung der Gattung körperlich sehr geeignetes Weib besitzt einen derart regen Intellekt und in Folge dessen so viel Persönlichkeitsgefühl, daß es an dem ihm auch von Gystrow zugewiesenen „natürlichen" Berufe als Gattin und Mutter kein Genüge findet. Wenn nun ein solches Weib, das keineswegs überspannt und hysterisch zu sein braucht, das ja auch immerhin, wenn auch in bescheidenem Umfange, seine „höchste soziale Pflicht" zu erfüllen gewillt sein kann, eine allzu häufige Konzeption zu verhindern sucht, entwürdigt es sich damit schon zur Prostitution? Nach Gystrow doch jedenfalls!

Gystrow findet alle Vorbeugungsmaßregeln „ekelhaft" und entwürdigend. Dann ist auch jede energische Reinlichkeitspflege beim Weibe schon ekelhaft, gar nicht zu sprechen von dem geschlechtlichen Akt selbst, der, rein physiologisch betrachtet, auch nicht gerade sehr ästhetisch ist. Naturalia non sunt turpia, wird natürlich Gystrow entgegnen. Aber ist es denn wirklich so unnatürlich, daß der Mensch, den vernünftigen und doch auch „natürlichen" Eingebungen seines Intellekts folgend, Maßnahmen trifft, um Vorkommnisse zu verhüten, die für ihn höchst unangenehm sein können? Weshalb soll denn das unnatürlicher sein, als zahllose andere Handlungen der Menschen, die das komplizirter Reflexionen unfähige Thier auch nicht kennt! Ist es vielleicht unnatürlich, daß ich Kleider anziehe, weil die Thiere auch keine anziehen?!

Gystrow predigt geradezu fanatisch die Abstinenz. „Wer zu feige ist, den Preis an die Art zu zahlen, der der Person für den höchsten Genuß nun einmal auferlegt ist" (!), der — sei eben enthaltsam. „Selbstverständlich ist es unnatür-

lich, den Trieb zur Erhaltung der Art ganz zu unterdrücken. Aber wir sind doch wohl Menschen geworden, weil wir gelernt haben, die Befriedigung unserer Bedürfnisse gewissen sozialen Schranken zu unterwerfen. Die Kompensation, die die Natur uns giebt, ist wahrlich groß genug; im Laufe der Kulturentwicklung schwindet die Existenz einer besonderen Brunstzeit."

Ich weiß nicht recht, ob der Verfasser sagen will, daß es uns um so leichter fallen müßte, die Befriedigung unserer Bedürfnisse den sozialen Schranken zu unterwerfen, da ja in Folge des Schwindens der Brunstzeit auch der physische Impuls geringer geworden sei. Ich nehme es aber an, da ja sonst die Zügelung unserer Triebe besonders erschwert worden wäre. Ob aber diese muthmaßliche Ansicht Gystrows richtig ist, ist sehr fraglich. Denn die Brunstzeit ist nur geschwunden, um den Menschen dafür beständig für sexuelle Anreizungen zugänglich zu machen! Die Heftigkeit dieses Reizes ist ja individuell sehr verschieden, daß aber der Großgehirn- und Nervenmensch im Allgemeinen gegen die sexuellen Triebe widerstandsfähiger sei, wie der primitive Mensch, das wird Gystrow wohl kaum zu behaupten wagen! Das Gegentheil wäre vielleicht eher zutreffend, denn während beim primitiven Menschen, dem Wilden, der Reiz nur schwerer ausgelöst wird, kann bei dem gebildeten, mit einem feinen Nervensystem ausgerüsteten Menschen die sinnliche Erregung auf Tausend Wegen zu dem betreffenden Nervenzentrum hingeleitet werden. Bestritten soll allerdings nicht werden, daß der differenzirte Kulturmensch trotzdem seine Triebe vorübergehend besser bemeistern kann, als der primitive Mensch. Aber, und das setzt Gystrow ja an einer anderen Stelle selbst ganz brillant auseinander, er wird die erforderliche Willenskraft nur dann besitzen, wenn er das sittliche Gebot, das die Unterdrückung seiner Instinkte heischt, auch als berechtigt anzuerkennen vermag. Dogmen religiöser oder moralischer Art, die der kritischen Sonde nicht Stand halten, werden durch die Macht der Instinkte über den Haufen geworfen, und der Verstand wird nicht um Argumente verlegen sein, den Gewaltstreich der Instinkte zu sanktioniren.

Gystrow glaubt allerdings, daß es ein Mittel gäbe, um die sinnlichen Triebe zu bändigen und den Willen zur Abstinenz zu stählen: die Gewöhnung an ein sozial-ethisches Empfinden. Schön, aber dies sozial-ethische Denken und Empfinden müßte fester, logischer fundamentirt sein, als unser heutiger Sittenkodex, der sich die Geister der selbständig Denkenden nicht mehr zu unterwerfen vermag. Und gerade dies neue, stärkere Fundament vermisse ich vollständig bei Gystrow!

Weshalb stellte er das Postulat der Abstinenz? Weil jeder Geschlechtsakt, der nicht der Erhaltung der Gattung diene, unsittlich sei. Das ist nichts als eine Behauptung, für die der Beweis fehlt. Denn, daß ein Geschlechtsakt, der unter Anwendung von Vorbeugungsmaßregeln vollzogen wird, unsittlich sei, begründete Gystrow lediglich damit, daß Vorbeugungsmaßregeln unnatürlich und ekelhaft seien. Man braucht nur darin anderer Meinung zu sein, und es besteht keinerlei logisch zwingende Verpflichtung, die Forderung Gystrows anzuerkennen.

Daß es den Pflichten sozialer Ethik entspreche, eine Abstinenz zu üben, wie sie nicht einmal der sinnenfeindlichste Spiritualismus zu fordern wagte, motivirt Gystrow damit, daß er dem Begriff der Prostitution, wie wir sehen, eine Ausdehnung giebt, die, wenn auch nicht lauten Widerspruch, so doch jedenfalls allgemeines Kopfschütteln hervorgerufen hat. Der allgemeinen Zustimmung wird der Verfasser allerdings darin begegnen, wenn er die Benützung der Prostitution im engeren Sinne als unsittlich bezeichnete. Es heißt aber entschieden das Kind

mit dem Bade ausschütten, wenn man auch über die „freie Liebe“ in ihren verschiedenen Formen, die sogenannten „Verhältnisse“ ꝛc., moralisch den Stab bricht. Gewiß, auch das geben wir dem Verfasser unumwunden zu, daß das „Verhältniß“ vielfach nur das Reservoir ist, aus dem die Prostitution sich ergänzt. Aber die „freie Liebe“ braucht doch nicht nothwendig zur sittlichen Entwürdigung und Deklassirung der betreffenden Mädchen zu führen. Es lassen sich sehr wohl auch Verhältnisse denken, aus denen selbst bei einer späteren Lösung derselben beide Theile sittlich makellos hervorgehen. Wer trägt denn die Schuld an der Unwürdigkeit dessen, was man „freie Liebe“ nennt? Die Moralheuchelei der Gesellschaft, die auf die Kecken, die sich ohne Zuthun des Standesbeamten angehören wollen, Steine wirft, das eigene, elendige Schuldbewußtsein des Weibes und die Brutalität des Mannes. Sähe man in dem harmlosen Auskosten des „höchsten persönlichen Genusses“ nichts Verbotenes und „Unsittliches“, so würde das Weib das bleiben, was es war und, falls das nicht die sonstigen Umstände ohnehin mit sich brächten, niemals zur Prostituirten herabsinken.

Ich operire allerdings mit verschiedenen „Wenns“. Ich weiß genau, daß die Moralanschauungen sich *nicht* so rasch ändern werden, und daß deshalb die heutige „freie Liebe“ nur höchst selten einen idealen Charakter tragen wird. Aber ich halte auch dafür, daß mit sozial-ethischen Forderungen so vager Art, wie sie Gystrow formulirt hat, erst recht nichts gegen die Unsittlichkeit auszurichten ist.

Das muß auch Gystrow selbst einsehen, erklärt er doch: „Die Beseitigung des Angebots (der Prostitution) kann sich nur vollziehen in der ökonomischen Emanzipation der Frau.“

Das ist ganz meine Ansicht. Sobald die Frau aus ihrer materiellen Abhängigkeit vom Manne befreit sein wird, wird sie ihren Körper auch nicht mehr gegen Zahlung dem Manne preisgeben. Diese Prostitution wird dann verschwinden. Ob aber dann eine Abstinenz im Sinne Gystrows geübt werden wird, wage ich sehr zu bezweifeln. Im Gegentheil glaube ich annehmen zu dürfen, daß man dann mit den Vorurtheilen, die heute bezüglich des Verkehrs der Geschlechter in Geltung sind, gründlich aufräumen wird.

Die soziale Ethik wird sich dann aus den sozialen Verhältnissen folgerichtig ergeben. Keinesfalls aber dürfte der vorgefaßte Begriff des „Ekelhaften“ und „Unnatürlichen“ im Sinne Gystrows eine Rolle spielen. Daß man *heute* die unschädlichsten Vorbeugungsmaßregeln verpönt, hat seinen guten Grund. Die Moral der bürgerlichen Frau ist häufig nur ein Produkt der Furcht, ein Kind zu bekommen und dadurch kompromittirt zu werden. Ist diese Gefahr beseitigt — was bietet dann unserem heutigen Philister, der selbst oft recht freien Anschauungen huldigt, soweit nämlich *seine* Person ins Spiel kommt, die Gewähr, daß ihm nicht Gattin oder Töchter ein Schnippchen schlagen?

In einer zukünftigen Gesellschaft, wo die erwachsene Frau unabhängig sein wird, wird sie sich nicht mehr vom Manne die diesem bequemen Moralanschauungen aufdrängen lassen, sondern ihrer Natur gemäß handeln. Ob in einer späteren Zukunft die Form der Einehe bestehen bleiben oder einem freieren Verkehr der Geschlechter Platz machen wird, darüber lassen sich heute natürlich nur Muthmaßungen hegen. Nur scheint es mir, als ob auch mit dem Schlagwort von der „individuellen Geschlechtsliebe“ viel Mißbrauch getrieben werde. Wenigstens beweist das Beispiel zahlreicher geistig wie sittlich (den Begriff nicht in spießerhaftem Sinne genommen) hochstehender Personen beiderlei Geschlechts, daß bei mancher sonst sehr stark ausgeprägten Individualität der monogamische Instinkt der „individuellen Geschlechtsliebe“ völlig zu fehlen scheint.

Zum Schluß noch eins. Gystrow giebt die sehr verständige Anregung zu einer Statistik der sexuellen Verhältnisse zum Zwecke exakter sexual-psychologischer Forschungen. Wäre es da aber nicht empfehlenswerth, zugleich eine Enquete über die Sexualverhältnisse und -Empfindungen des ehelichen Lebens zu veranstalten? Für eine wirkliche Sexualpsychologie wäre das Material über die Letzteren geradezu unentbehrlich. S.

Einiges über Stirner.

Von Ed. Bernstein.

Der großen Liebe, die Herr Mackay für den Verfasser von „Der Einzige und sein Eigenthum" hegt, verdanken wir seine zwei neuesten Bücher[1] mit ihren mühsam zusammengeholten Daten über das Leben Stirners und den ausgegrabenen kleineren Aufsätzen des eigenartigen Denkers. Auch wer dem Letzteren durchaus kritisch gegenübersteht, wird Herrn Mackay Dank wissen, daß er keine Opfer an Zeit und Kosten gescheut hat, die Zeugnisse und Materialien zur Biographie Stirners zusammenzutragen, und daß dies ein sehr langwieriges, mit vielen Enttäuschungen verbundenes Stück Arbeit war, glauben wir ihm gern. Caspar Schmidt, wie Stirners wirklicher Name lautet, starb verhältnißmäßig jung und zu einer Zeit — 1856 —, wo das Interesse an ihm und seinem Buche längst erloschen war. Er hatte keine irgendwie nennenswerthe Zahl von Anhängern hinterlassen, von seinem Buche wurde nur gelegentlich wie von einer Kuriosität gesprochen, und von ihm selbst liefen nur halbverbürgte Anekdoten um. Weder die Reaktion noch ihre Opfer und Gegner hatten ein Interesse an dem Verkünder der „Einzigkeit" des Individuums. Der ganzen nachachtundvierziger Generation war der Geschmack an Untersuchungen über letzte Konsequenzen abstrakter Konstruktionen abhanden gekommen.

Neuerdings haben Anarchismus und Nietzscheanismus die Erinnerung an Stirners Buch und damit auch das Verlangen geweckt, Genaueres über den Mann und sein Leben zu erfahren. Es ist nicht allzuviel, was Herr Mackay hierüber zu sagen weiß, aber doch ist es seinem Eifer gelungen, mehr zu ermitteln, als man fast hoffen durfte. Wir werden über Stirners Herkunft unterrichtet, über seinen Bildungsgang in Schule und Universität, über seine Berufsthätigkeit als Lehrer, seinen Verkehr mit den „Freien" in der berühmten Hippelschen Weinstube, seine Ehe mit Maria Dähnhardt (dem „Liebchen", dem der „Einzige" gewidmet ist), die Wechselfälle und Auflösung dieser Ehe, die weiteren Lebensschicksale der Maria Dähnhardt-Schmidt (die bei Abschluß des Mackayschen Buches noch am Leben war, aber wenig, und das Wenige nur in bitteren Ausdrücken, über Stirner aussagen mochte); über Stirners Versuche, nach Verlust seiner Stelle und seines Vermögens sich eine Existenz zu schaffen, sein Ende und seine, auf Veranlassung Mackays und Hans v. Bülows jetzt mit einem Denkstein geschmückte Grabstätte.

Im zweiten Buche werden uns aus Stirners Feder drei Abhandlungen, zwei Bücherbesprechungen und zwei Gegenrezensionen gegen Besprechungen des Stirnerschen Buches „Der Einzige 2c." vorgeführt. Zwei der Abhandlungen und eine Bücherbesprechung waren 1842 in der von Karl Marx redigirten „Rheinischen Zeitung" erschienen.

Keine dieser kleineren Arbeiten kann auf nachhaltiges Interesse Anspruch machen. Im ersten der in der „Rheinischen Zeitung" erschienenen Aufsätze: „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus" kündet

---

[1] John Henry Mackay, Max Stirner, sein Leben und sein Werk, 260 S. gr. 8°, Berlin, Schuster & Löffler. — Max Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum". Herausgegeben von John Henry Mackay, 185 S. gr. 8°, Berlin, Schuster & Löffler.

sich allerdings schon der Ideengang des „Einzigen“ an, doch war die darin erhobene Forderung der Erziehung zur „Persönlichkeit“ selbst für die damalige Zeit nichts Neues. In Stirners Gegenrezensionen auf die von Feuerbach, Moses Heß, einem sich Szeliga nennenden Schriftsteller und dem späteren Philosophieprofessor Kuno Fischer verfaßten Kritiken des „Einzigen“ zeigt sich am deutlichsten, wie dürftig das Resultat der ganzen, im „Einzigen“ angestellten Untersuchung war. Daß jeder Mensch als Persönlichkeit „einzig“ ist, d. h. mit keinem zweiten Menschen körperlich und geistig völlig übereinstimmt, daß wir in allen unseren Handlungen schließlich von Antrieben beeinflußt werden, die in uns selbst liegen, sozusagen uns zu Liebe je nachdem uns opfern oder bereichern 2c., das wußten schon Bentham und die Enzyklopädisten — die „Einzigkeit“ der Individuen, und zwar nicht nur der Menschen, sondern auch der Thiere, Pflanzen, Steine, hatte bekanntlich schon Leibnitz entwickelt. Stirners Evangelium des Egoismus war, so sehr er sich auch dagegen wehrt, nur die in möglichst schroffe Wendungen zugespitzte Zusammenfassung der von den Anwälten der wirthschaftlichen Freiheit im achtzehnten Jahrhundert entwickelten Ideen. Was er in dieser Hinsicht Heß gegenüber sagt, dessen Kritik freilich nicht besonders stark gewesen zu sein scheint, sind, neben formellen Richtigstellungen, nur Winkelzüge, welche die Verlegenheit verrathen, irgend etwas aus dem „freien Verein von Egoisten“ zu machen, was über die bürgerliche Gesellschaft hinausgeht. Die Unfruchtbarkeit dieses sublimen Egoismus kann kaum besser illustrirt werden, als durch die Erklärung des Herrn Mackay, es brauche „wohl kaum erwähnt zu werden, daß Stirner an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung, nicht den geringsten äußeren Antheil genommen hat“. Und warum war das so „selbstverständlich“? Es war „nicht seine Schlacht, die dort geschlagen wurde“, antwortet Herr Mackay stolz. Eine mit all ihren Fehlern weltgeschichtlich bedeutsame Erhebung, die ja doch unter Anderem auch der Schaffung freien Spielraums für die Bethätigung des oder der „Einzigen“ diente, war nicht seine — wir werden wohl besser schreiben, SEine Schlacht. Wie anders Proudhon am 24. Februar, obwohl auch er, wie wir aus seinem Briefwechsel wissen, geringen Werth auf die den Parisern vorschwebenden Resultate legte. „Er, der das Wesen der Gewalt so tief erfaßt hatte und ihre Macht so gut kannte“, fährt Mackay fort, „konnte über ihren Sieg nicht zweifelhaft sein.“ Und darum überließ der bewußte Egoist ihr lieber von vornherein das Feld, erhaben in dem Bewußtsein seiner „Eigenheit“. Herr Mackay hat gut von der Ueberwindung des Christenthums durch den sublimen Stirner renommiren. Seine ebenso wenig neuen wie den Kern der Sache treffenden Redensarten von dem „Schmutz der Brüderlichkeit“ und der „Selbstentäußerung von jeder echten Freude und Schönheit“ im Christenthum schenken wir ihm. Aber wenn der Hohepriester des Egoismus sich im Bewußtsein seiner inneren Größe jeder äußeren Theilnahme an einer Bewegung enthält, für die er immerhin „Interesse“ gehabt zu haben scheint, handelt er da wesentlich anders wie gerade der Christus des Evangeliums und die ausschließlich auf die innere Befreiung abzielenden christlichen Sekten? Bei Stirner selbst finden wir beiläufig eine Stelle, wo er sich auf Christus und die ersten Christengemeinden als Muster seiner Theorie der Enthaltung vom politischen Kampfe beruft (1. Aufl., S. 423/24).

Als Alfred Meißner ihm 1846 das Manuskript seines Epos „Ziska“ überreichte, erzählt Mackay, gab Stirner es ihm mit den Worten zurück: „Sie hätten den ‚Ziska‘ zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie!“ Die Gegensätze von Papstthum und Protestantismus hätten sich total überlebt, gegen überwundene Standpunkte kämpfe man nicht mehr. Auch diese Antwort kennzeichnet den Mann und seine geringe geschichtliche Einsicht. Die Hussitenerhebung als Froschmäuslerkrieg behandeln! Ein so erhabener Standpunkt, daß vor ihm die Bewegung der Hussiten zu einer Sache wird, für die nur noch die Ironie am Platze sei, stellte seinen Vertreter allerdings außerhalb der gewöhnlichen Menschheit. In einer gährenden Epoche sollte der Dichter einen revolutionären Kampf, der für seine Zeit eine große Bedeutung hatte, von der komischen Seite aus

behandeln. So endet die Ueberkritik bei der Travestie, dieser regelmäßigen Begleiterscheinung politischer Erschlaffung.

Herr Mackay knüpft an die „charakteristische“ Antwort Stirners an Meißner eine Betrachtung, in der er für Stirners „unsterbliches“ Buch eine Tragweite beansprucht, welche dereinst nur mit der der Bibel werde verglichen werden können. Solchen Uebertreibungen, die in gleicher Weise von der Anmaßung wie von der Urtheilsunfähigkeit ihres Urhebers zeugen, begegnen wir bei Herrn Mackay nur zu oft, und bei allem guten Willen, dem Adepten ein tüchtiges Stück Ueberschätzung des Meisters zu Gute zu halten, können wir um so weniger umhin, uns immer wieder von ihnen angewidert zu fühlen, als sie in der pompösen Sprache des schöngeistig angelernten Marktschreiers vorgetragen werden. Kann denn Herr Mackay nicht begreifen, daß er dem Andenken des von ihm verehrten Stirner den schlechtesten Dienst leistet, wenn er ihm ein Lob spendet, das den Protest jedes selbst nur leidlichen Sachkenners herausfordert?

Der total unkritische Geist des Herrn Mackay zeigt sich unter Anderem in seinen Ausfällen auf diejenigen Persönlichkeiten, die den Ton der „Freien“ in der Zippelschen Weinstube nicht goutiren mochten. Da werden Arnold Ruge zum „eitlen Mann“, Herwegh zum „verhätschelten Dichter“ und Hofmann von Fallersleben zum — „höheren Bänkelsänger“, blos weil sie ihrem Unmuth über die forcirten Zynismen der „Freien“ Ausdruck zu geben wagten. Keiner der Genannten war fehlerfrei, aber mit den tonangebenden Mannen der Freien, den Ludwig Buhl (von welch Letzterem Mackay uns erzählt, daß er bei der Uebersetzung der Blancschen Geschichte der zehn Jahre das Wort „Gott“ immer mit „Vernunft“ übertrug, was allerdings sehr geistreich war), und Edgar Bauer, halten sie den Vergleich wohl noch aus. Vertheidigt aber Mackay seine „Freien“ so wüthend, und behauptet er von deren Kreis, daß an Radikalismus, Eigenartigkeit und Bedeutung höchstens der Kreis der Encyklopädisten mit ihm verglichen werden könne, so verfehlt er doch nicht hinzuzusetzen, daß dieser erleuchtete und erlauchte Kreis „vielleicht nicht werth, aber auch nicht unwürdig“ war des großen, einzigen, unvergleichlichen Max Stirner und erst durch diesen für die Nachwelt eine Bedeutung und ein Interesse gewonnen habe, die „die Namen der ‚Freien‘ mit dem Seinen zugleich in das Gedächtniß der Zukunft hinübertragen werden“.

Allah ist groß und Muhamed hat große Stelzen. — —

Zu den Gelegenheitsgästen bei Zippel gehörten auch Marx und, nachdem dieser schon Berlin verlassen, 1841/42 Friedrich Engels. Vom Letzteren rührt eine, 1892, nachträglich aus dem Gedächtniß entworfene Skizze des Profils von Max Stirner her, die Herr Mackay der Biographie beigiebt, da ein anderes Bild Stirners nicht existirt. Die „Neue Zeit“ wird bald Gelegenheit haben, die von Marx und Engels herrührende, in deren Nachlaß befindliche Abhandlung über Stirner endlich der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Kleine Briefe.

Die Linden blühen; ihr Duft erheitert auch die Klerikalen. Es liegt mir eines ihrer Blätter, ein französisch geschriebenes, vor, das schmunzelnd sagt, seit langer Zeit sei den Jesuiten nicht so viel Freundschaft angetragen worden, wie auf die letzten deutschen Stichwahlen hin: In einem Kreise, wo ein konservativer Protestant mit einem liberalen Kulturkämpfer rang, fragte man jenen vom Zentrum aus an, ob er für die Wiederzulassung der Jesuiten stimmen würde. Nein, erwiderte er. Wie aber verlautete, daß sein Gegner mit Ja geantwortet habe, ließ er wissen, er thue es auch. Und weiter lese ich: Zu Ettenheim bei Karlsruhe entwickelte der sozialdemokratische Kandidat sein Programm. Da ward der Angelus geläutet. Der Redner unterbrach sich fromm, und als bald darauf von

einem anderen Thurme herab die Glocke schallte, machte der Redner eine zweite Gebetspause. Ganz so nett-gefühlvoll ist es schwerlich zugegangen, denn die Kirche legt Werth auf Schmuck, auch in der literarischen Darstellung. Freilich wird er mitunter zerzaust. Zu Manresa im glaubenseinigen Spanien ist eine Kapelle mit der Statue des Ignatius Loyola, und eine Inschrift kündet, daß er hier die Inspiration zu seiner Mission empfing. An dieser Stelle begann er das Leben eines Asketen und schrie er in seiner Seele Kampf: „Herr, zeige mir, wo ich dich finde, ich folge selbst einem Hunde, wenn er mich den Weg zum Heile führt." Da ward ihm Erleuchtung und „ungeheurer Trost" und es kamen die exercitia spiritualis zu Stande, das Exerzierreglement des kriegerischen Ordens. Gott und die Madonna haben sie ihm diktirt, so steht's in allen Biographien; sie kamen von oben, und wenn die Jesuiten dem heiligen Stuhle auch unbedingten Gehorsam zu schulden bekannten, wollten sie nie einem Papste das Recht zugestehen, daß er an diesen Institutionen rühre. An das banale Sprichwort, daß man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul schauen dürfe, kann aber die Wissenschaft sich nicht halten; sie suchte Genaueres über die vom Himmel geschenkten exercitia spiritualis zu ermitteln, und da auch geistliche Brüder nicht immer holde Eintracht pflegen, stellten die Benediktiner fest, daß Loyola erst im Kloster Montserrat war und aus diesem einen älteren Traktat Cisneros' nach Manresa mitnahm — einen Traktat, welcher bereits den Titel exercitia spiritualis hatte und textlich vielfach genau sich deckte mit dem, was zu Manresa vom Himmel herunter diktirt worden sein soll. Die Richtigkeit dieses Nachweises hat erst im Vorjahr der Jesuitenpater Watigrant unumwunden anerkannt. Diesem interessanten Aufschluß schickt jetzt ein Herr Müller in seinem zu Paris veröffentlichten Buche „Les Origines de la Compagnie de Jésus" eine noch interessantere Hypothese nach. Der Verfasser — durchaus kein Hasser der Sozietät — glaubt, Loyola habe auch außerhalb der christlichen Sphäre, bei den Mauren, Anleihen erhoben — aus den Satzungen mohamedanischer Kongregationen herübergeholt und zurechtgemodelt, was seinem Zwecke diente; vornehmlich jene raffinirte Dressur, welche dem Geiste Geschmeidigkeit verleiht und den Willen zermalmt. Sofern nicht Gott und die Jungfrau ihr Diktat bestätigen, hat des Autors sehr seriös entwickelte Ansicht um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als sie durch eine Fülle von Zitaten unterstützt wird, die, in Parallele gesetzt, verblüffend wirken.

Also wieder eine Originalität am Boden, und unsere ganze europäische Kultur erweist sich schließlich als reines Plagiat. Wir haben den Jesuitismus aus dem Orient; der Sozialismus ist, wie Herr Gabriel d'Annunzio seinen calabresischen Wählern mittheilte, eine Erfindung nordasiatischer Hirten, und jetzt erfahren wir auch durch Herrn Dr. Hans Barth, daß höheres Gentlemanthum hauptsächlich nur am Bosporus blüht, wo die Hofräthe schalkhaft sich Eunuchen heißen. In zarter Jugend der Schrecken der schwäbischen Polizei, welche gehässig in ihm einen zweiten Schiller witterte, rankte Herr Hans Barth zu einem jener brauchbaren Journalisten empor, deren Freisinn vor jedes Fuhrwerk paßt. So schickte ihn denn das „Berliner Tageblatt" nach Rom. Dort baute er aus billigem Material ein Werk über Crispi auf und heute ist er beim Sultan Abdul Hamid angelangt, „einem der geistig bedeutendsten Fürsten, die je auf einem Throne saßen". „Türke, wehre dich!" betitelt sich die Leistung. Ich mag eine Sorte von Griechen- und Armenier-Schwärmern auch nicht leiden; es gehören ihnen scharfe Hiebe. Allein Herr Hans Barth bewirft sie blos mit Journalausschnitten, wie solche unter jedem Redaktionstisch liegen, ist grob und insolent, was auch

nicht Arbeit erheischt. Und zu welchen Fenstern hinauf sein schneidiger Enthusiasmus für die Osmanli zielt — er feiert das türkische Heer, die türkische Justiz, den türkischen Journalismus, den „türkischen Schulmeister", welcher bereits in Thessalien so gesiegt haben soll wie einst der preußische bei Sadowa — ist rasch errathen. Nun, schlechten Geschmack zu besitzen, erlauben die ewigen Menschenrechte. Auch Herr Hans Blum in Leipzig hat ihn; zum Glücke sieht man seine Geschichte der deutschen Revolution gar nicht vor lauter Karikaturen. ?

Ergebnisse der Volksabstimmungen im Kanton Bern (Schweiz) seit Einführung des Referendums.

Von Hans Schmid.

Einleitung.

Das kantonale statistische Bureau hatte sich in den siebziger Jahren eine Zeit lang auch mit politischer Statistik, d. h. mit der Sammlung, übersichtlichen Darstellung und Erläuterung der Volksabstimmungsergebnisse, befaßt. Die bezüglichen Arbeiten sind theils in den früheren statistischen Jahrbüchern, theils in der „Zeitschrift für schweizerische Statistik", theils auch in besonderen gedruckten Ausgaben vorhanden. Das damals verarbeitete Material erstreckte sich bis ins Jahr 1877. Seither geschah in dieser Hinsicht sozusagen nichts mehr, wenigstens nicht vom bernischen statistischen Bureau aus. Erst in letzterer Zeit erschien es als angezeigt, die früheren kantonalen statistischen Arbeiten betreffend Volksabstimmungen wieder aufzunehmen und in zweckmäßiger Weise fortzuführen. In möglichster Kürze gedenken wir im Nachfolgenden auf die Ergebnisse der Volksabstimmungen im Kanton Bern, dem größten Kantonalstaat der Eidgenossenschaft, seit Einführung des Referendums einzutreten.

1. Die Volksrechte im Bund und Kanton.

Wenn es wahr ist, was die einen Historiker bestimmt behaupten, andere aber bestreiten, nämlich daß die ursprüngliche Staatsform Berns aus rein demokratischen Institutionen hervorgegangen sei, so wären wir nach verschiedenen Wandlungen heute nach siebenhundert Jahren endlich wiederum glücklich am ursprünglichen Ziele angelangt. Zwar so ganz glatt kam die Wiedereinführung der Volkssouveränetät, der Volksrechte nicht zu Stande. Es bedurfte einer französischen Revolution, um im Kanton Bern, wie auch anderwärts, die antike Geschlechterherrschaft zu stürzen und der modernen Volksherrschaft die Wege zu ebnen. In unserem neunzehnten Jahrhundert, dem das Pensum der demokratischen Entwicklung, der Ausbildung der Volksrechte zufiel, ging es allerdings etwas friedlicher zu, obschon, wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die politischen Bestrebungen noch zu reaktionären und revolutionären Strömungen führten; politische Erregungen und Parteikämpfe, wie sie noch um die Mitte des Jahrhunderts vorkamen, haben in den letzten Zeiten einer ruhigeren Ausübung der Volksrechte Platz gemacht; freilich waren diese letzteren in den beiden ersten auf republikanisch-demokratischer Basis errichteten Verfassungen (von 1831 und 1846) noch äußerst spärlich bedacht; dieselben beruhten bekanntlich auf dem rein repräsentativen Prinzip. In der 31er Verfassung war dem Volke noch keine direkte Einwirkung auf Verfassung und Gesetzgebung zugestanden; das einzige Recht, das den stimmfähigen Bürgern verliehen war, bestand in der Annahme oder Verwerfung eines denselben vom Großen Rathe zur Abstimmung vorgelegten Verfassungsentwurfs. Die 46er Verfassung brachte alsdann die Verfassungsinitiative und das Abberufungsrecht, d. h. bereits 8000 stimmfähige Bürger hatten nun das Recht, eine Abänderung der Verfassung zu verlangen und gegebenenfalls den Antrag auf Abberufung des Großen Rathes zu stellen. Von diesem letzteren

Rechte wurde erstmals im Jahre 1852 Gebrauch gemacht, jedoch ohne Erfolg, da das Begehren in der Volksabstimmung mit ansehnlicher Mehrheit verworfen wurde. Mit der Einführung des obligatorischen Referendums im Jahre 1869 ging der Kanton Bern von der repräsentativen zur reinen Demokratie über, freilich ohne dieselbe in vollem Sinne des Wortes zu verwirklichen. Nach dem bernischen Referendumsgesetz vom 4. Juli 1869 unterlagen alle Gesetze, sowie alle Beschlüsse, die eine einmalige Ausgabe von wenigstens 500000 Franken zur Folge haben, der Volksabstimmung. Durch die neue Staatsverfassung vom 4. Juni 1893 kam sodann das Vorschlagsrecht (Initiative) für Gesetze und Dekrete hinzu, wonach 12000 stimmberechtigte Bürger, sei es in Form einer einfachen Anregung oder durch einen ausgearbeiteten Entwurf, Gesetze ändern oder neue Gesetze aufstellen können, wenn die Mehrheit bei der Abstimmung dafür ist. Eine Verfassungsrevision kann dagegen von 15000 Stimmberechtigten verlangt werden. Man kann sagen, der Kanton Bern habe das Prinzip der reinen Demokratie mit Bezug auf Abstimmungen in der That verwirklicht, mit Bezug auf das Verfahren bei Wahlen dagegen hat er sich vom Repräsentativprinzip noch nicht ganz frei gemacht; da steht derselbe gewissermaßen noch auf dem Boden der repräsentativen Demokratie. Eine weniger weitgehende und von der bernischen Demokratie etwas abweichende Ausgestaltung haben die Volksrechte bisher seitens des Bundes erfahren. Durch die Bundesverfassung von 1874 wurde das Veto-Recht eingeführt, wonach den Bundesgesetzen und Bundesbeschlüssen, welche von der Bundesversammlung nicht als dringlich erklärt werden, die Referendumsklausel beigefügt wird, d. h. es müssen dieselben der Volksabstimmung nur dann unterstellt werden, wenn 30000 stimmfähige Schweizerbürger es verlangen. Zu einer Revision der Bundesverfassung bedarf es dagegen 50000 Unterschriften. Mit dem Bundesgesetz vom 27. Januar 1892 wurde auch noch das Recht der Initiative eingeführt, d. h. es können 50000 Schweizerbürger behufs Revision der Bundesverfassung mit einem fertigen Entwurf vors Volk treten; es ist hierbei also nur die Verfassungsinitiative, nicht aber auch die Gesetzesinitiative zu Recht erwachsen.

2. Die Stimmberechtigung.

Die Zahl der Stimmberechtigten im Kanton Bern beträgt nach den letzten Abstimmungen:

a) bei eidgenössischen Abstimmungen 121228;
b) bei kantonalen Abstimmungen 120754.

Die Differenz von beiläufig 500 Stimmberechtigten, welche die eidgenössischen Abstimmungen mehr aufweisen, als die kantonalen, rührt von dem in Verfassung und Gesetz normirten Requisit betreffend Niederlassung und Aufenthalt her. In eidgenössischen Angelegenheiten sind nämlich alle ehrenfähigen Schweizerbürger schon nach dreimonatlichem Aufenthalt, in kantonalen Angelegenheiten dagegen sind Bürger anderer Kantone nach dreimonatlicher Niederlassung oder sechsmonatlichem Aufenthalt stimmberechtigt. Die auf die Stimmberechtigung bezüglichen Requisite sind in Art. 3 und 4 der Verfassung vom 4. Juni 1893 geregelt wie folgt:

Stimmberechtigt in kantonalen Angelegenheiten sind

1. Alle Kantonsbürger, welche
   a) das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt haben,
   b) nach den Bestimmungen der Gesetze im Genuß der Ehrenfähigkeit sind,
   c) im Staatsgebiet wohnhaft sind.

2. Alle Schweizerbürger, welche die nämlichen Eigenschaften besitzen, nach einer Niederlassung von drei Monaten oder einem Aufenthalt von sechs Monaten, beides von der Niederlassungs- und Aufenthaltsbewilligung hinweg gerechnet.

Ausgeschlossen von der Stimmberechtigung sind:

1. Personen, welche die vorgeschriebenen Eigenschaften nicht besitzen, die Geisteskranken, die Besteuerten, Personen, welchen der Besuch von Wirthschaften verboten ist.

2. Kantons- und Schweizerbürger, welche in einem anderen Kanton oder fremden Staate politische Rechte ausüben.

Das Requisit über Ehrenfähigkeit scheint in den letzten Jahren unter der Herrschaft der eidgenössischen Konkursgesetzgebung gegen früher einigermaßen ins Wanken gerathen zu sein, indem bekanntlich bis jetzt, also sechs Jahre nach dem Erlaß des genannten Bundesgesetzes, noch kein kantonales Gesetz über die Ehrenfolgen der Konkursiten und Ausgepfändeten zu Stande gekommen ist und somit eine große Zahl Bürger, welche früher durch den Geltstag ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren verlustig gingen, nunmehr als fruchtlos Ausgepfändete ihr Stimmrecht beibehielten. Daher rührt wohl hauptsächlich die bedeutende Zunahme der Stimmberechtigten seit 1892 (circa 8000).

Stimmberechtigte in kantonalen Angelegenheiten:

Jahr	Gesammtzahl	Jahr	Gesammtzahl
1892	112 589	1895	118 449
1893	114 288	1896	119 542
1894	116 301	1897	120 754

3. Die Stimmbetheiligung.

Die Betheiligung bei den Abstimmungen ist je nach dem Inhalt der Vorlagen, der größeren oder geringeren Bearbeitung und Aufrüttelung des souveränen Volkes sehr verschieden und variirt zwischen einem Viertel und zwei Dritteln sämmtlicher Stimmberechtigten. In den letzten zehn Jahren nahmen durchschnittlich nur 46,3 Prozent an den Abstimmungen theil, die übrigen 53,7 Prozent blieben zu Hause. Diese Thatsache verräth leider kein großes Interesse der Bürger an öffentlichen Angelegenheiten, zumal in einem Kanton mit fortschrittlich-demokratischer Tendenz.

Betrachten wir die Betheiligung nach den einzelnen Abstimmungsvorlagen, so finden wir folgende Verhältnisse: Von den 145 Vorlagen, welche bis jetzt das Referendum passirt haben, erreichte das (angenommene) Kirchengesetz vom 18. Januar 1874 die höchste Betheiligungsziffer, nämlich 82,7 Prozent, dann folgt das verwerfende Volksvotum vom 25. Oktober 1885 betreffend die revidirte Staatsverfassung mit 80,2 Prozent, sodann die Abstimmung über die revidirte Bundesverfassung vom 19. April 1874 mit 78,9 Prozent, ferner die Abstimmung über die Zollinitiative (Beutezug) vom 4. November 1894 mit 71,4 Prozent, das verworfene Bundesgesetz, betreffend Ausführung des Schulartikels Nr. 27 der Bundesverfassung (Schulsekretäre) mit 70,4 Prozent, die Abstimmung über den Ankauf der Bern-Luzern-Bahn vom 11. März 1877 mit 69,2 Prozent, die Abstimmung vom 6. Mai 1894 über das Primarschulgesetz (angenommen) und das Ehrenfolgengesetz (verworfen) mit 66,1 Prozent Betheiligung u. s. w. Man sieht daraus, daß sowohl bei verworfenen als bei angenommenen Vorlagen eine starke Stimmbetheiligung vorgekommen ist; das eine Mal ist es Sympathie und Begeisterung, das andere Mal Antipathie und Zorn des Souveräns, wodurch die hohe Betheiligungsziffer entstand; doch trat die starke Betheiligung (mit über 60 Prozent) relativ selten, d. h. nur bei einem Dutzend Abstimmungen oder ungefähr dem zwölften Theile sämmtlicher Vorlagen ein.

4. Die Abstimmungsergebnisse.

Die Ergebnisse der bisherigen Abstimmungen im Kanton Bern enthalten geschichtlich interessante und politisch lehrreiche Thatsachen; interessant sind dieselben, weil sie uns zeigen, wie der Souverän, das Volk, über die ihm in der Vergangenheit zur Annahme oder Verwerfung vorgelegten Gesetzesvorlagen jeweilen geurtheilt hat, und lehrreich sind sie zweifelsohne für die Politik der Gegenwart und Zukunft. In den bisherigen Abstimmungsergebnissen spiegelt sich gewissermaßen die jeweilige Volksstimmung ab, welche gegenüber den einzelnen Vorlagen im Wege des Referendums ziffernmäßig zum Ausdruck gelangt.

Ueberblicken wir die allgemeine Uebersicht der Abstimmungen, so finden wir, daß der Souverän gute und böse Launen hatte, ja daß das Referendum sich als ein zweischneidiges Schwert erwiesen. Der Gesetzgeber hat nicht nur mit gutmüthiger Willfährigkeit, sondern auch mit trotzigem Widerstand seitens des Souveräns zu rechnen. Mag indeß das Referendum seiner Zweckmäßigkeit nach beurtheilt werden, wie es will, mögen auch bei den jeweiligen Abstimmungen mancherlei Zufälligkeiten, Mißverständnisse und Unkenntniß mitwirken, auf jeden Fall hat sich das obligatorische Referendum im Kanton Bern als rein demokratische Institution bereits so eingebürgert, daß dieses Volksrecht ohne fremde Gewalt niemals wieder preisgegeben wird. Im großen Ganzen hat das Referendum wenigstens in kantonalen Angelegenheiten befriedigend funktionirt; es kamen bis jetzt im Ganzen 145 Vorlagen vors Volk, davon wurden angenommen 95 = 65 Prozent, verworfen 50 = 35 Prozent. Von den 145 waren 42 eidgenössische und 103 kantonale (vergl. hiernach):

	Im Ganzen	Eidgenössische	Kantonale
Vorlagen wurden angenommen . .	95	16	79
Vorlagen wurden verworfen . . .	50	26	24
Im Ganzen	145	42	103

Die eidgenössischen Vorlagen kamen somit viel ungünstiger weg, als die kantonalen; indessen ist nicht zu übersehen, daß die ersteren beinahe ausschließlich durch das Veto vor das Forum des Volkes gebracht werden mußten und daher schon von vornherein mit Mißtrauen und Vorurtheilen zu kämpfen hatten.

Betrachten wir die Ergebnisse der Abstimmungen in chronologischer Reihenfolge, so finden wir, daß das Referendum in der ersten Periode nach dessen Einführung bis um die Mitte der siebziger Jahre (mit Ausnahme des Jahres 1873) funktionirt hatte, wie gewünscht, daß alsdann der Urnenapparat vom Jahre 1876 bis 1878 in Folge der eingetretenen Krisis, resp. der leichtsinnigen Finanzwirthschaft der damaligen Regierung und daheriger Unzufriedenheit im Volke meistens versagte. Nach der im Frühjahr 1878 erfolgten Neubestallung der Regierung trat wieder eine willfährigere Periode ein, d. h. es wurden die kantonalen Vorlagen bis zum Jahre 1885 wieder beinahe ausnahmslos angenommen. Der damals entstandene Verfassungssturm, welchem der revidirte Entwurf der bernischen Staatsverfassung von 1884 hauptsächlich der Bürgergüter wegen zum Opfer fiel, brachte die politischen Leidenschaften wieder in Erregung und provozirte die Verwerfungssucht von Neuem, so daß von da hinweg eine Reihe eidgenössischer und kantonaler Gesetze bachab geschickt wurden. Von 1889 an besserte sich die Situation wieder bis 1894; in diesem und dem folgenden Jahre 1895 dagegen war das Glück wieder etwas getheilt, indem z. B. das kantonale Ehrenfolgengesetz zum zweiten Male verworfen wurde. Vollends halsstarrig zeigte sich der Souverän den vielen ihm im Jahre 1896 vorgelegten Vorlagen gegenüber, indem er im Ganzen über acht kantonale Gesetze unbarmherzig den Stab brach. Der einzige Trost für die leitenden eidgenössischen und kantonalen Politiker war die am 4. Oktober 1896 erfolgte Annahme des eidgenössischen Eisenbahnrechnungsgesetzes; doch schon am 28. Februar 1897 erfuhr der eidgenössische Staatsgedanke, bezw. die Zentralisationsidee durch die an diesem Tage erfolgte Verwerfung des Bundesbankgesetzes wieder eine herbe Enttäuschung.

Forscht man nach den Ursachen der Verwerfung der einzelnen Vorlagen, so ist es in der Regel weniger der Gegenstand an sich, als vielmehr der Widerstreit der politischen Parteien, politische Intriguen, sowie Mangel an Verständigung und Entgegenkommen, wodurch im Volke nur Mißtrauen gesät wird; dabei spielt natürlich die Machtfrage und das Selbstgefühl auf der einen, Oppositions- und Verneinungssucht auf der anderen Seite eine große Rolle — kurz und gut: es ist zu bedauern, daß die oft mit großem Aufwand von Mühe, Arbeit und Kosten fertiggestellten Vorlagen weniger aus sachlichen Gründen, als aus politisch-taktischen Ursachen verworfen werden. Unnöthig zu sagen, wie sehr gerade diese häufige Verwerfung der

Gesetzesvorlagen den fruchtbaren Fortschritt auf staats- und volkswirthschaftlichem Gebiet lähmt.

Aus der chronologischen Uebersicht der Abstimmungsergebnisse ist namentlich noch ein Punkt hervorzuheben. Durch die Einführung der Initiative wird die Bedeutung des Volksentscheids, resp. der sich ergebenden Mehrheit Ja oder Nein in dem Sinne alterirt, daß die Annahme für die Regierenden nicht immer günstig, sondern im Gegentheil ungünstig lautet; so z. B. stellte sich die zwar nicht durch Initiative direkt, sondern durch eine Motion zu Stande gekommene Revision des Art. 15 der Bundesverfassung betreffend Aufhebung des Verbots der Todesstrafe vom 18. Mai 1879, sowie das Schächtverbot vom 20. August 1893 als dem Standpunkt der Bundesbehörden und dem Willen der herrschenden Parteien entgegengesetzte Verdikte dar, während dagegen die Verwerfung einer Initiative, wie z. B. diejenige betreffend Vertheilung eines Theiles der Zolleinnahmen des Bundes an die Kantone vom 4. November 1894, sich für den ersteren günstig erweist. Dem Standpunkt der Regierung und des Großen Rathes des Kantons Bern zuwider war ferner das Ergebniß der Volksabstimmung über zwei neuere Gesetzesinitiativen, nämlich die Abschaffung der obligatorischen Schutzpockenimpfung vom 3. Februar 1895 und das kantonale Viehprämiirungsgesetz vom 1. März 1896.

5. Die Resultate des schweizerischen Referendums.

Unter diesem Titel veröffentlicht Nationalrath Curti in St. Gallen eine verdienstliche Studie.[1] Herr Curti bietet uns eine Geschichte der eidgenössischen Volksabstimmungen. Dadurch wird es möglich, die Institution des Referendums nach ihren bisherigen Resultaten zu würdigen.

Schon die Aufführung der Revisionen, Revisionsversuche der Bundesverfassung, sowie der Zahl der erlassenen Gesetze und der Volksabstimmungen bietet allgemeines Interesse.

Bis zum Februar 1897 kam bei 199 Vorlagen der Bundesversammlung, die Verfassung von 1874 inbegriffen, das obligatorische Referendum 12 mal zur Anwendung, wenn man die drei Volksinitiativen dazu zählt, 15 mal, das fakultative aber, welches gegen 187 Vorlagen begehrt werden konnte, 24 mal.

Von sämmtlichen 39 bis zum 20. Februar 1898 zur Abstimmung gebrachten Vorlagen wurden 17 angenommen und 22 verworfen. In dieser Zusammenstellung ist das Resultat der Volksabstimmung über den Eisenbahnrückkauf inbegriffen. Das definitive Resultat über den Bahnenrückkauf ist nach den amtlichen Zahlen das folgende: Ja 386634 gegen 182718 Nein. Das Schweizervolk hat die Verstaatlichung der Bahnen mit dem ungeheuren Mehr von über zweihunderttausend Stimmen angenommen! Diesem Volksmehr entspricht auch das Ständemehr von 17 gegen 8! Die kühnsten Hoffnungen auf Annahme sind von der Wirklichkeit um mehr als hunderttausend Stimmen übertroffen worden: der 20. Februar 1898 ist ein unvergleichlicher Ruhmestag in der neueren Geschichte der Eidgenossenschaft. Daß tausend Millionen der Privatwirthschaft entzogen und der Nation übergeben wurden, ist gewiß ein leuchtendes Bild von Selbstvertrauen des ganzen Volkes, eine herrliche Manifestation des Willens eines kleinen Freistaats.

Der Bahnbetrieb soll in Zukunft zum Selbstkostenpreis erfolgen. Er hat weder den Dividendenhunger des Kapitals zu stillen, noch für anderweitige Bedürfnisse des Staates aufzukommen. Das ist ein wirthschaftlicher Grundsatz von höchster allgemeiner Bedeutung. Diese Art von Nationalisirung kann man sich schon gefallen lassen.

---

[1] „Die Resultate des schweizerischen Referendums." Von Th. Curti Regierungsrath in St. Gallen. Verlag von J. H. W. Dietz' Nachf. in Stuttgart.

Mißbrauchte Frauenkraft![1]

Von **Anna Schapire.**

Die alte Philistermoral mit neumodischem Anstrich! Diese Worte drängen sich unwillkürlich dem Leser auf die Lippen, wenn er das kürzlich erschienene Buch von Frau Ellen Key: „Mißbrauchte Frauenkraft" aus der Hand legt. Die alte Parole: „Die Frau gehört ins Haus", zieht nicht mehr recht, Thatsachen bringen auch manchmal den Philister zum Schweigen und die Ziffern, die die Statistik ihm alljährlich über die Erwerbsthätigkeit der Frau vorlegt, reden eine beredte Sprache. So muß er sich denn nolens volens nach neuen Argumenten umsehen, mit denen er die alten Theorien aufputzt, und siehe! er findet sie auch.

Frau Ellen Key theilt die ganze Kultur in zwei Hälften, eine männliche und eine weibliche; der Mann hat auf dem Gebiet der Idee zu schaffen, die Frau auf dem des Gefühls. Durch die Mutterschaft war die Frau zuerst im Stande, ihren Geschlechtstrieb zu veredeln, ihn zum Eros umzubilden, erst durch die Mutterliebe hat sich das Gefühl der Treue, das Keuschheitsgefühl, das Heimathsgefühl und dadurch das Familienleben in des Wortes höherer Bedeutung entwickelt. Die Humanisirung jenes ganzen Lebensgebiets, welches von den Bedingungen für die Fortdauer des Menschengeschlechts abhängt, ist die ununterbrochene Kulturarbeit der Frau gewesen, so daß man die Frau als den ältesten Kulturfaktor bezeichnen darf. Aber wenn die Frau einerseits an Tiefe des Gefühls dem Manne den Rang abläuft, wird sie auch andererseits in ihren Geisteswerken nie die höchste Höhe des Mannes erreichen. Niemand kann zwei Herren dienen. Wenn die Frau mit dem Einsatz ihrer ganzen individuellen produktiven Kraft, ihres Herzbluts und ihrer Nerven der Menschheit neues Leben giebt und erzieht, kann sie doch nie wie der Mann neuschaffend auf dem Gebiet der Idee wirken. Psychische und physische Vorgänge miteinander vergleichen und verwechseln ist für Frau Ellen Key eine Kleinigkeit.

Der Gang unserer Kultur hat sich bisher ausschließlich in dieser männlichen und weiblichen Linie bewegt, ergo, resumirt die Verfasserin, ist die Frau zur Arbeit auf dem Gebiet des Gefühls geschaffen. Die Frau könnte ja allerdings, meint sie, auch auf männlichen Gebieten arbeiten, sie könnte kraft ihrer Anpassungsfähigkeit sich daran gewöhnen, klar und logisch zu denken und zu handeln, aber das logische Denken sei eigentlich eine spezifisch männliche Eigenschaft, und wenn die Frau ihr Privilegium, daß zwei mal zwei für sie nun gerade nicht vier ist, verlieren könnte, würde das Dasein der Menschheit an Wärme, die Frau an Innigkeit des Gefühls einbüßen. Und darum gilt es mit allen Mitteln, diese schönste Eigenschaft der Frau, daß zwei mal zwei für sie nicht vier ist, zu erhalten. Deswegen will Ellen Key aber das Weib nicht niedriger veranschlagt sehen als den Mann. Denn die ganze Kulturveredlung, die Verfeinerung des Gefühls ist ja das Werk des Weibes, und die höchste schaffende Kraft des Mannes steht nicht höher als die höchste schaffende Kraft des Weibes, die darin gipfelt, eine neue Generation zu gebären und zu erziehen. Das Gebären und Erziehen der Kinder absorbirt überhaupt die Frau so in jeder Beziehung, daß von einer produktiven geistigen Thätigkeit dann nicht mehr die Rede sein kann. Wenn die Frauenrechtlerinnen konsequent wären, folgert Frau Ellen Key, müßten sie auf der Lehre der pessimistischen Philosophie von dem freiwilligen Aussterben des Menschengeschlechts fußen. Nur dann wäre die Frau im Stande, dem Manne in geistiger Beziehung gleichzukommen.

Die Frau müsse allerdings absolute Freiheit in jeder Beziehung haben, aber nur, um eben die Erziehung der künftigen Generation ganz anders in die Hand zu nehmen als jetzt. Denn ebenso wie die Frauen überhaupt nur zwei Rassen au-

[1] Ellen Key: „Mißbrauchte Frauenkraft", autorisirte Uebersetzung von Therese Krüger. Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München. Preis 1 Mark.

gehören, der, welche lieben kann, und der, welche es nicht kann, ebenso offenbart sich das tiefste Wesen der Frau nur in der Mutterschaft und durch die Mutterschaft. Die volle Verwirklichung der Mutterschaft ist zwar von einer Menge äußerer Dinge bestimmt und deshalb auch mehr das dem Zufall überlassene Moment der Mütterlichkeit. Die Gefühle sind das Wesentliche, und die bestimmen das kleine Mädchen wie die alte Jungfer.

Denjenigen Frauen, deren Dasein nicht durch die Mutterschaft ausgefüllt ist oder die durch die dem Zufall überlassene Menge äußerer Dinge nicht in diese Lage kommen, empfiehlt die Verfasserin dringend, sich spezifisch weibliche Arbeitsgebiete auszusuchen und als solche bezeichnet sie die Friedensbewegung, die Schule, die soziale Neubildung. Wie die Frau die soziale Neubildung in die Hand nehmen soll, dieselbe Frau, die nach der Definition von Frau Ellen Key nicht im Stande ist, neue originelle Gedanken zu schaffen, sondern deren Wesen gerade darin besteht, die Gedanken Anderer, die Gedanken von Männern, in sich aufzunehmen und zu vertiefen, darüber läßt uns die Verfasserin im Unklaren. Sie versichert uns allerdings einmal, daß sie an eine Zukunft glaube, in der kein einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht werde entziehen können, und sagt uns ein anderes Mal, wenn sie von den Regentinnen spricht, welche Mütter ihres Landes waren: „Die Zukunft muß noch viel mehr solcher Landesmütter aufweisen können, Frauen, welche, wenn ihre eigenen Kinder ihrer Pflege nicht mehr bedürfen, ihre Kräfte für die Gesellschaft gebrauchen, sie überall da einsetzen, wo man der Mütterlichkeit bedarf."

Schon der Ausgangspunkt der Verfasserin, die Eintheilung der Kultur in eine männliche und eine weibliche, in eine Kultur des Verstands und in eine Kultur des Gefühls, ist ein durchaus irriger. Die Veredlung unserer Instinkte, die Verfeinerung unseres Gefühlslebens kann nie die Arbeit blos eines der Geschlechter gewesen sein, noch weniger kann sie als selbständiger Faktor in die Kulturgeschichte eingegriffen haben. Die Verfeinerung unseres Gefühlslebens ist immer nur eine Erscheinung sekundärer Natur, die Folge der Entwicklung unserer ökonomischen Verhältnisse. Je mehr der Mensch vom Sklaven zum Herrn der Natur wird, desto bewußter und sittlicher wird er. Das Weib hat daran kein größeres Verdienst als der Mann.

Kein vernünftiger Mensch wird daran zweifeln, daß das Gefühlsleben des Weibes aus rein physiologischen Gründen immer anders sein wird als das des Mannes, ebenso wird das Verhältniß der Mutter zum Kinde wohl stets ein anderes sein als dasjenige des Vaters zum Kinde. Aber ist damit auch nur gesagt, daß die Frau, wenn sie einmal durch die Entwicklung unserer Verhältnisse auf die soziale Thätigkeit gebracht ist, sich in dieser anders bethätigen muß als der Mann?

Unsere heutige Frauenemanzipation erschließt der Frau allmälig alle Berufe und wir zweifeln nicht daran, daß diese sich mit der Zeit, wenn die Emanzipation ihr einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist und sich auf einige Generationen erstreckt hat, ebenso gut darin bewähren wird als der Mann. Wenn die Frau in ihrer Berufsthätigkeit heute meistentheils nicht dieselbe Befriedigung findet wie der Mann, so liegt das nicht daran, daß sie in ihrer Eigenschaft als Weib andere Berufe verlangt, sondern daran, daß der Mann in unserer heutigen Gesellschaft trotz oder vielleicht gerade wegen seines Berufs sich auch als Mann, als Geschlechtsindividuum ausleben kann, die Frau aber nicht. Heute stehen der Frau zwei Wege offen: entweder sie ist nur Weib, nur Mutter, und geht ganz im Familienleben auf, oder aber sie muß das Individuum in sich ersticken und mit einem rein sozialen Leben vorlieb nehmen. Die nächste und wichtigste Aufgabe der Frauenemanzipation besteht in der Vereinigung dieser beiden Faktoren. Glücklich sein als Individuum in der Vereinigung mit einem Wesen des anderen Geschlechts und sich sozial bethätigen können als Glied der Gesellschaft, das ist die Forderung, die jeder Mensch, gleichviel ob Mann oder Weib, an die Gesellschaft stellt.

Und die Frau der Zukunft wird diesen neuen Weg finden, denn gesellschaftliche Forderungen beginnen sich erst dann zu formuliren, wenn auch der Boden für

ihre Realisirung bereits vorhanden ist. Mit dem Aufhören der Einzelwirthschaft und Einzelkindererziehung wird die Frau Zeit gewinnen, um auch ihrer sozialen Thätigkeit nachzugehen. Weder in der Unterdrückung ihres Geschlechts, noch in der Unterdrückung ihrer sozialen Instinkte kann die Frau von heute Befriedigung finden. Nur wenn ihr die Möglichkeit geboten ist, sich nach beiden Seiten voll auszuleben, wird sie auch zur Harmonie, zur höchsten Entwicklung ihres Daseins gelangen.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Rudeck, „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland". Moralhistorische Studien mit 33 historischen Illustrationen. Jena 1897, Hermann Costenoble. 447 S. 8°.

Das vorliegende Werk ist von der Verlagsbuchhandlung als eine erste Einführung der materialistischen Geschichtsmethode in die Moralwissenschaft angekündigt worden, vielleicht weil der Autor einige Male in seinem Buche von Marx spricht und in der Vorrede allerlei dunkle Andeutungen über einen neuen Weg macht, den er zum ersten Male mit seiner Darstellung eingeschlagen haben will. Ein anderer Grund ist wenigstens nirgends zu ersehen; man müßte denn die materialistische Geschichtsmethode darin finden wollen, daß der Verfasser in einigen vereinzelten Fällen für sittliche Maßnahmen früherer Zeit wirthschaftliche Motive anführt, so z. B. für die Aufhebung der Frauenhäuser im sechzehnten Jahrhundert die Unrentabilität der öffentlichen Bordelle in Folge der Furcht vor der stetig um sich greifenden Syphilis. Derartige ganz nebensächliche Hinweise auf ökonomische Ursachen begründen aber doch noch nicht den Anspruch auf Einführung der materialistischen Geschichtsauffassung in die Moralwissenschaft, zumal der Verfasser an anderen Stellen vielfach geradezu zu hyperideologischen Ansichten kommt. Zum Beispiel versteigt er sich S. 422 zu dem Satze: „Die heutige Verfassung der öffentlichen Sittlichkeit erscheint als ein rein zufälliges Produkt völlig sinnlos wirkender Mächte."

Was der Verfasser wirklich bietet, kann kaum auf den Namen einer „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit" Anspruch erheben, sondern läßt sich höchstenfalls als interessanter Beitrag zu einer solchen Geschichte bezeichnen; denn das Buch enthält lediglich eine Reihe unzusammenhängender Sittenbilder aus dem Ausgang des Mittelalters: Schilderungen des mittelalterlichen Badewesens, der öffentlichen Prostitution, der Hochzeitsgebräuche, der Fastnachtsspiele &c. Zudem beschränkt sich Rudeck ausschließlich auf das Erzählen und Zitiren. An eine Betrachtung des Einzelnen im Rahmen des Ganzen, einem Versuch, die geschilderten Sittenzustände in ihren Beziehungen zum sozialen Leben jener Zeit und dessen geschichtlicher Entwicklung zu begreifen, fehlt es vollständig. Um so überraschender ist die Behauptung des Verfassers, gerade durch konsequente Anwendung der Marxschen Methode wäre er zu „diametral entgegengesetzten Werthschätzungen" gelangt wie Marx. „Weder die psychologische noch die philosophische Behandlung der sittlichen Werthe", sagt er in seiner Vorrede, „hat uns bisher irgendwie sichere Resultate zu geben vermocht. Und weiter muß ich gestehen — wenn ich auch dies nicht ohne Zögern thue — daß ich in der Begründung und im Ausbau einer wirklichen Moralgeschichte noch nicht das höchste Ziel sehe. Die Moralgeschichte als Kritik der gesammten Kultur — das ist für mich die Losung, die mir die Untersuchungen dieses Buches zu meiner eigenen größten Ueberraschung gepredigt haben. Bestätigen meine ferneren moralhistorischen Studien die hier gewonnenen, sich von selbst aufdrängenden Resultate, so wird die Moralgeschichte zu einem furchtbaren Maßstab für jede demokratische, ob bürgerliche, ob sozialistische Kultur, nach welchem gemessen diese überall zu kurz und schmal gerathen erscheint. Ueberwindung der gesammten demokratischen Kultur stellt die Sittenhistorie, wie die ersten Linien verrathen, als ihre vielleicht hoffnungslose, aber hehre Aufgabe. Sollte etwa die Moralgeschichte das gespenstische Menetekel unseres Zeitalters sein? — Für mich selbst ist dieses Buch die bedeutsamste Wendung, da ich

von den Lehren eines Karl Marx herkomme und gerade deren konsequente Anwendung mir die diametral entgegengesetzten Werthschätzungen eigen machte."

Der tönenden Rede Sinn ist nicht allzu klar. Soweit sich aus einigen an anderen Stellen kurz hingeworfenen Bemerkungen ersehen läßt, will der Verfasser sagen, daß nicht, wie Marx angenommen hätte, mit der wirthschaftlichen Kultur zugleich auch das Sittlichkeitsniveau steigt, und daß das Vordringen demokratischer Anschauungen und Einrichtungen nicht von Vortheil für die öffentliche Moral gewesen ist. Thatsächlich beweist er mit der ganzen Auslassung nur, daß er unmöglich die materialistische Geschichtsauffassung begriffen haben kann. Er unterstellt einen absoluten, für die verschiedensten Zeiten giltigen sittlichen Maßstab — sein eigenes Sittlichkeitsgefühl; während die materialistische Geschichtsauffassung nur relative, zeitlich bedingte Werthmaße gelten läßt. Nach ihrer Lehre schafft sich jede wirthschaftliche Entwicklungsperiode ihre besonderen Moralanschauungen und ihren besonderen Maßstab; und wie es verkehrt ist, unser heutiges Sittenleben nach den Sittenlehren eines Moses oder Konfutse zu beurtheilen, so verkehrt ist es auch, unsere heutigen sittlichen Werth- und Anstandsbegriffe als absolute Werthmaßstäbe zu stabiliren, um an ihnen ohne Weiteres die sittlichen Zustände früherer Zeiten zu messen. Demnach kann der Ausdruck, mit dem wirthschaftlichen Fortschritt schreite auch die Moral fort, im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung immer nur heißen: die Moral paßt sich in ihrer Richtung den steigenden wirthschaftlichen Lebensverhältnissen an; nicht aber: sie verfolgt von vornherein die Richtung auf bestimmte sittliche Ziele. H. C.

Notizen.

Ueberseeische Auswanderung aus der Schweiz. Im Jahre 1897 sind aus der Schweiz 2508 gegen 3330 Personen im Jahre 1896 nach überseeischen Ländern ausgewandert. Die maximale Auswandererzahl ist 1883 mit 13502 Personen erreicht worden; seitdem ist sie von Jahr zu Jahr zurückgegangen und hat nun im verflossenen Jahre den bisher niedrigsten Tiefstand erreicht. Der stetige Rückgang der Auswanderung ist offenbar etwas sehr Natürliches, da das größte Kontingent derselben Jahr für Jahr die Landwirthschaft stellte und hier eine dem Stillstand gleichkommende Verminderung eintreten mußte. Außerdem finden bei wirthschaftlicher Prosperität die in der Landwirthschaft überschüssigen Arbeitskräfte in der heimischen Industrie Unterkunft, die offenbar der wirthschaftlichen Unsicherheit und Arbeitslosigkeit in Amerika vorgezogen wird. D. Z.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.")

Von **A. Masson-Forestier.** Autorisirte Uebersetzung von **Alfred Götze.**

(Fortsetzung.)

Gott sei Dank, endlich ein Telegramm! Ja wahrhaftig von einem Kapitän, der seine Ankunft ankündigt. Er kommt von weit her, aus Saint-Calais in der Sarthe. Die Depesche trägt die Unterschrift Robert de la Ferté. Ein Adeliger also. Vermuthlich ein verzogenes Muttersöhnchen aus großem Hause, das nicht gut thun wollte. Vielleicht auch ein verabschiedeter Offizier der Kriegsmarine.

Mag er sein, was er will, er wird willkommen sein, und auf das Geld soll es Herrn Le Hertel auch nicht ankommen.

„Ei, sieh' da! Sie sind der Absender des Telegramms, mein Herr?"

„Jawohl, Herr Rheber."

Herr Le Hertel hat den Fremden mit freundlichem Lächeln begrüßt und ist in liebenswürdigster Weise um ihn bemüht. Während er seinen Schnurrbart glatt streicht, wirft er einen prüfenden Blick auf den Kapitän, den er so sehnlichst herbeigewünscht und der ihm endlich ins Garn geht.

Es ist ein junger Mann mit hochblondem Haar. Er hat den rosigen Teint, das gesunde, blühende Aussehen und die hellblauen, von lichten Wimpern und Brauen beschatteten Augen der Flamländer. Mit seiner breitgewölbten Brust und dem mächtigen Stiernacken ist er im Uebrigen das Muster eines sogenannten strammen Jungen. Mag sein, daß er das Pulver nicht gerade erfunden hat: seine Stirn ist auffallend schmal und der starke, scharf vorspringende Nasenansatz bildet zwischen den Augen eine Art Buckel, wie ihn die Widder zu haben pflegen. Der Gesammteindruck der Physiognomie ist indessen ein recht günstiger, wozu der schlichte, offene Ausdruck der ein klein wenig starr blickenden Augen wesentlich beiträgt.

„Wie schreiben Sie Ihren Namen, Kapitän? In einem Wort?"

„Nein, in drei", erwidert der junge Mann mit leichtem Erröthen. Und da er merkt, daß der Rheder weitere Erklärungen erwartet, fährt er fort: „Ich bin der jüngste Sohn einer alten Familie der Maine. Mein Vater und mein Großvater haben der Regierung stets Opposition gemacht, dabei ist ihr Vermögen nach und nach zusammengeschmolzen.... Auf der Schule wollte es mir durchaus nicht gefallen, und so habe ich mich mit fünfzehn Jahren bereits eingeschifft. Das Seemannsleben gefiel mir so gut, daß ich dem Wasser treu geblieben bin. Ich habe meine Studien absolvirt und besitze seit vier Monaten das Patent als Kapitän.... Und seit drei Monaten bin ich verheirathet", setzte er halblaut hinzu.

„So, so, Sie sind erst seit Kurzem verheirathet? Und trotzdem denken Sie schon daran, wieder auf See zu gehen?"

„Ja, allerdings ... denn ... denn sehen Sie, ich habe mich eigentlich gegen den Wunsch und Willen der Eltern meiner Frau verheirathet, sie meinten, wir wären beide noch zu jung, um einen eigenen Hausstand zu gründen.... Meine Ersparnisse sind bereits aufgebraucht und ich muß nun ans Geldverdienen denken. Der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde und den Seemann vom Lande", schloß er mit lautem, gutmüthigem Lachen.

„Nun, wie viel wollen Sie denn verdienen, Kapitän?"

„Vierhundertundfünfzig Francs, die allmonatlich pränumerando an meine Frau zu zahlen wären." Die Stimme zitterte leicht, als er die Summe, die ihm jetzt ungeheuer hoch vorkam, nannte.

„Abgemacht! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es sich um einen nicht ganz ungefährlichen Transport handelt. Sie sehen, ich spreche frei von der Leber weg."

„Ich weiß! Maschinen! Man hat mir schon davon gesprochen, aber ich habe keine Angst", sagt der junge Mann ruhig.

„Die Leute am Hafen werden Ihnen die Dinge in den schwärzesten Farben schildern, um Sie zu entmuthigen. In der Nähe des Schiffes lungern immer eine Anzahl mehr oder weniger übelberüchtigte Subjekte herum, deren Dienstanerbieten ich abgelehnt habe, und die Ihnen allerlei Geschichten erzählen werden, um mir einen Schabernack zu spielen...."

Der Kapitän schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß Derartiges bei ihm nicht verfängt.

„Schön! Dann ist die Sache also abgemacht, mein Freund? Sie können morgen in See gehen? Was?“

„Morgen? Nein, morgen nicht, aber übermorgen. Meine Frau möchte doch noch Abschied von mir nehmen, und“, stottert er verlegen heraus, „da ich zur Zeit gerade etwas knapp bei Kasse bin, so möchte ich ... um ihr das Reisegeld zu schicken ...“

„Aber selbstverständlich, Kapitän!“ Herr Le Hertel öffnet seine Brieftasche und händigt dem jungen Manne fünfhundert Francs ein. „Bitte! Das Telegraphenamt ist gerade gegenüber. Sie können dort die Postanweisung aufgeben.... Warten Sie, ich werde gleich mitkommen.“

In der Freude seines Herzens, daß ihm der Mann endlich ins Netz gegangen ist, überbietet sich der Rheder ordentlich an fürsorglicher Aufmerksamkeit.

III.

Der Kapitän de la Ferté hat sich Tags darauf ins Seeamt begeben, um seine Schiffspapiere abzuholen. Er trifft dort den Hafenoffizier, einen alten, prächtigen Seebären mit freundlichem, wohlwollendem Gesicht, der mit allen Seeleuten so vertraulich verkehrt, als gehörten sie zu seiner Familie.

„Was Teufel, mein Sohn, Sie wollen das Wagestück unternehmen, mit einem Schiffe in See zu gehen, mit dessen Ladung es nicht recht geheuer ist?“

„Ja, mein Gott, was ist denn dabei eigentlich so Besonderes?“ ist des Kapitäns erstaunte Gegenfrage.

„Was dabei so Besonderes ist? Das werden Ihnen die Arbeiter, die bei der Ladung beschäftigt waren, am besten sagen können. Es ist etwas zu viel und etwas zu wenig dabei: zu viel Gewicht im Zwischendeck und zu wenig Ballast im Kielraum!“

Der Kapitän nagt nachdenklich an der Unterlippe.

„Mag sein! ... Ich gedenke auch in den Obermasten sehr wenig Segel zu setzen. Die Reise wird dann eben etwas länger dauern.“

„Sie werden gut thun, dann auch Top- und Bramsegel zu reffen. Das ist immer etwas.... An Ihrer Stelle würde ich vor Allem daran denken, irgendwo in Spanien, Portugal oder den Azoren anzulaufen, ohne dem Rheder etwas zu sagen. Ich würde dort die Ladung umstauen und den Kielraum mit etlichen Tons Erdboden füllen. Ich denke, er ist nicht gar so voll, wie Le Hertel glauben machen will!“

„Ja, das ist ein Gedanke. Nur wird der Rheder damit nicht zufrieden sein, das würde immerhin ein hübsches Stück Geld kosten.“

„Alle Wetter noch eins, Ihre persönliche Sicherheit und diejenige der Mannschaft sind, denk' ich, das Geldopfer schon werth!“

„Nun, auf Wiedersehen, Kommandant!“ sagt der junge Mann zum Abschied. Die Sache geht ihm offenbar näher, als sein Stolz zeigen will.

„Auf Wiedersehen, Kapitän, und glückliche Reise! Ihre Papiere sind in Ordnung!“

Der Alte sieht dem Davonschreitenden noch lange nach.

„Armer Kerl! Wenn er Südwind hat, wie will er es dann anfangen, an der spanischen Küste oder gar an den Azoren anzulaufen?“

Gegen Mitternacht, nachdem alle Matrosen an Bord zurückgekehrt sind und in tiefem Schlafe liegen, verläßt der junge Kapitän, eine Laterne in der Hand, seine Kabine und schleicht, behutsam jedes Geräusch vermeidend, leise nach vorn. Dort weckt er vorsichtig den Steuermann.

„Gustav, ziehen Sie sich an!"

Der Steuermann ist im Handumdrehen bereit. „Was steht zu Ihren Diensten, Kapitän?"

„Still, sprechen Sie leiser! ... Ich möchte mich mit eigenen Augen einmal davon überzeugen, wie es mit dem Schiffe steht. Kommen Sie mit. Ich will die Ladeluke öffnen und in den Raum hinuntersteigen. Sie sollen mich begleiten, Gustav, Sie haben ja mehr Erfahrung in diesen Dingen.... Aber die Mannschaft darf uns unter keinen Umständen hören und darf keine Ahnung von unserem Beginnen haben!"

„Hat der zweite Offizier nicht bemerkt, daß Sie aufgestanden sind?"

„Nein, seit acht Uhr ist er wieder im Zustand sinnloser Trunkenheit."

Dank seiner ungewöhnlichen Körperkraft war es de la Ferté gelungen, die schwere Luke aufzubrechen. Er setzt den Fuß auf die eiserne Leiter und steigt in Begleitung des Steuermanns hinunter. Die Laterne in der Hand des Kapitäns wirft ihr zitterndes Licht auf das krause Räderwerk der Maschinen und die absonderlichen Formen der gußeisernen Stücke, zwischen denen hindurch die beiden Männer mühselig ihren Weg suchen. Sie lassen ihre Blicke überall umherschweifen und spähen forschend in den finsteren Abgrund zu ihren Füßen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Man ist kaum zum Sprechen aufgelegt, wenn ernste Sorgen die Gedanken beschäftigen.

Ein raschelndes Geräusch läßt die Beiden erschreckt zusammenfahren. Oh, es ist nichts weiter, nur Ratten, die vor den Störenfrieden eiligst die Flucht ergreifen.

Sie steigen tiefer und tiefer.

„Wir brauchen nicht erst weiter zu klettern", ruft der Steuermann plötzlich, „es lohnt nicht der Mühe."

Der Andere sieht seinen Begleiter starr an. Er hat verstanden. Unter ihnen klafft die gähnende Leere des Kielraums.

„Nun, Gustav, was denken Sie von der Sache?" fragt der Kapitän, als sie wieder auf Deck stehen.

„Ja, Kapitän ... ich werde Ihnen morgen früh Bescheid sagen. Ich will mir die Geschichte erst einmal überlegen", antwortet der Mann nach kurzem Besinnen.

Beim ersten Morgengrauen betritt der Steuermann schon die Kabine seines Vorgesetzten. Er beginnt ruhig und gelassen: „Ich für meine Person, Kapitän, bleibe an Bord. Erstens bin ich der Jüngste nicht mehr, und dann ziehe ich es auch vor, zu ertrinken, als im Straßengraben zu verhungern. Für meine Kinder wird schon die Armenkommission sorgen, wenn ich nicht zurückkehren sollte. Aber mit Ihnen, Kapitän, ist's ein anderes Ding. Sie haben eben erst geheirathet, nein, an Ihrer Stelle würde ich nicht auf dem Schiffe bleiben."

Der Kapitän reibt sich die schlaftrunkenen Augen. Er hat vorzüglich geschlafen. Ein lustiger Sonnenstrahl, der durch die Lichtöffnung in die Kabine fällt, lächelt ihm einen freundlichen Morgengruß zu.

„Ach, Gustav, Sie sehen auch etwas gar zu schwarz. Ich denke, daß ich trotz alledem die Reise antreten werde. Es wäre auch nicht gerade anständig, Euch unter diesen Umständen im Stich zu lassen. Und dann ist ja auch die Ueberfahrt nach den Antillen im Allgemeinen eine ruhige. Wer sagt uns denn, daß wir mit Stürmen zu kämpfen haben werden?"

Gleichwohl ist er im Grunde fest entschlossen, unterwegs irgend einen Hafen anzulaufen, um den fehlenden Ballast nachträglich einzunehmen.

IV.

Auf dem Hinterdeck erscheint eine junge, hochgewachsene Frau mit dem schmalen Gesicht und den müden, abgespannten Zügen einer schlecht genährten Arbeiterin. Sie trägt ein einfach gearbeitetes graues Kleid. Grau ist ja die Farbe der armen Leute.

Das Leinwanddach, das der Kapitän hat über das Deck spannen lassen, gewährt wohlthuenden Schutz gegen die zudringlichen Sonnenstrahlen. Sie sitzen da beide Hand in Hand, mit dem Rücken gegen den Hafendamm, und setzen in Erwartung des Rheders ihr leise geführtes vertrauliches Gespräch fort.

Bald ist auch Herr Le Hertel in untadeliger Sommertoilette zur Stelle. Er trägt in der fein behandschuhten Rechten einen hübschen Rosenstrauß, den er Frau de la Ferté galant überreicht. Die junge Frau nimmt mit linkischer Bewegung den Strauß, ohne recht zu begreifen, die Arme ist ja so gar nicht an derartige Aufmerksamkeiten reicher Leute gewöhnt. Sie bemüht sich indessen, so verbindlich wie möglich zu lächeln und stammelt ein „Ach, mein Herr, wie reizend!“ zum Danke.

Der Rheder mustert die Dame mit prüfenden Blicken, ganz überrascht, eine so vornehme Erscheinung vor sich zu sehen. Nein, wahrhaftig, sie hat nichts gemein mit der plumpen, schwerfälligen Rasse, der ihr vierschrötiger Herr Gemahl angehört. Die ganze Haltung und die ganze Art ihrer Bewegungen sprechen für das Feingefühl und die vorzügliche Erziehung der Frau aus gutem Hause.

Herr Le Hertel zeigt sich an diesem Morgen von seiner vortheilhaftesten Seite. Er geht aus sich heraus, ist geistvoll und unerschöpflich an lustigen Einfällen und witzigen Bemerkungen. Frau de la Ferté giebt sich erdenkliche Mühe, recht liebenswürdig zu sein, trotz allem guten Willen will es ihr indessen nicht gelingen, ihre scheue Zurückhaltung ganz los zu werden. Es kämpfen in ihr die widerstreitendsten Gefühle. Gewiß, nach all den Mißerfolgen, die sie betroffen, war dieses Engagement, das sich ihrem Manne in letzter Stunde bot, ein unverhoffter Glücksfall. Man kann doch jetzt wenigstens ruhig leben, ohne bei aller Welt herumborgen zu müssen. . . . Und die Familie gab ohnehin so widerwillig . . . aber andererseits handelt es sich auch um die erste große Trennung. Es ist das erste Mal, daß sich ihr Mann, ihr Robert, auf den Ozean wagt, auf den gefürchteten Ozean, der so viele ihrer Schwestern zu Witwen macht.

Ihre Gedanken nehmen sie zu sehr in Anspruch, als daß sie der Unterhaltung so folgen kann, wie sie gern möchte. Bald hört sie gar nicht mehr auf Herrn Hertel und giebt nur noch zerstreuten und einsilbigen Bescheid. Die Erkenntniß, daß man seiner Rednergabe nicht die gebührende Beachtung schenkt, macht den Rheder ganz nervös und veranlaßt ihn, seine üble Laune durch taktmäßiges Aufschlagen seines Spazierstockes auf die Deckplanken vernehmlich zum Ausdruck zu bringen. Er wendet sich schließlich mit der Frage an die Zerstreute: „Sagen Sie, gnädige Frau, wie gefällt Ihnen eigentlich die Kabine Ihres Gatten?“

„Es ist das erste Schiff, das ich zu sehen bekomme, und ich muß sagen, daß ich ganz überrascht bin von der geradezu genialen Art, mit der hier die kleinsten Raumverhältnisse ausgenützt sind.“

„Ja, das kriegen auch nur die Engländer fertig, die in dieser Beziehung unübertroffene Meister sind. Unsere französischen Schiffskonstrukteure sind nicht auf der Höhe der Zeit. Wie prächtig und imposant die großen Linien des Schiffes zur Geltung kommen! Meinen Sie nicht auch?“

Frau de la Ferté weiß nicht, was sie sagen soll, und bleibt die Antwort schuldig. An ihrer Stelle erwidert ihr Mann: „Ja, gewiß, es ist ein schönes Schiff.“

„Und Sie sagen gar nichts, gnädige Frau?“

„Mein Gott, ich bin in diesen Dingen so unerfahren.... Die Takelung und die Masten scheinen mir sehr schlank und gefällig, allein der Rumpf — so nennt man ja wohl den Schiffskörper?“

„Ach, dem fehlt nur ein neuer Anstrich. Sie sollen einmal sehen, wie anders das Schiff dann aussieht.“

„Gewöhnlich“, läßt sich der Kapitän in vorwurfsvollem Tone vernehmen, „gewöhnlich pflegt ein Schiff einen neuen Anstrich zu erhalten, wenn es seinen Rheder wechselt. Es erhält bei jeder neuen Taufe auch eine neue Toilette.“

Herr Le Hertel zieht die Brauen ärgerlich in die Höhe.

„Ja“, sagt er, bemüht, den liebenswürdigen Ton beizubehalten und mit dem Stocke wuchtige Lufthiebe austheilend, „da haben Sie ganz recht, und ich werde bei der nächsten Reise gewiß daran denken.“

„Vielleicht aber haben Sie gar nicht die Absicht, das Schiff zu behalten?“

Mit welch sonderbarer Betonung der Kapitän das Wort „behalten“ ausspricht. Herr Le Hertel sieht ihn verdutzt an und sucht in seinen Augen zu lesen, aber der Kapitän hält sie hartnäckig zu Boden gerichtet.

Vom Thurme des Zollhauses schlägt es halb drei. Die Stunde, die Anker zu lichten, ist gekommen.

„Ich glaube, Sie werden gutes Wetter haben, Kapitän“, bemerkt der Rheder, „das Barometer steigt.“

Auf der Stirn des Kapitäns hat die bange Sorge eine tiefe Furche gegraben. Sein Athem geht schwer, als ob er eine innere Bewegung niederzukämpfen bemüht wäre. Er hat seiner Frau eben den letzten Abschiedskuß gegeben und starrt jetzt finster vor sich hin. Oh, dieses Abschiednehmen! Man überschätzt stets seine Stärke und sieht erst im letzten Augenblick, wie nahe es Einem geht.

„Ich — ich möchte mit Ihnen noch etwas wegen des — des Wasserkastens des Vorderdecks besprechen; wollen Sie sich vielleicht die Sache einmal ansehen, Herr Rheder?“

„Gewiß. Wollen gleich mal sehen.“

Ja freilich hat der Kapitän etwas mit ihm zu besprechen, und weiß Gott, wie sauer es ihm wird, sein Anliegen vorzubringen.

„Nun, was wünschen Sie eigentlich noch von mir?“ fragt Le Hertel gereizt, „ich meine, die Stunde ist nicht gerade glücklich gewählt.“

Der Andere schweigt noch immer. Das krampfhafte Zucken, das sein Gesicht verzerrt, spricht von dem schweren Kampfe, der in seinem Innern tobt.

Es kostet nicht geringe Mühe, ehe sich das beschämende Bekenntniß von den Lippen des Mannes ringt: „Ich möchte doch lieber von der Reise absehen.“

„Sehr gut!“ ruft Herr Le Hertel, der bestürzt zurückprallt und den Kapitän mit haßerfüllten Augen mustert. „Und das sagen Sie mir jetzt, wo man gerade dabei ist, die Anker zu lichten?“ Seine Stimme zittert vor innerer Aufregung. „Mir soll's im Uebrigen recht sein. Aber ich nehme dann auch als selbstverständlich an, daß Sie mir den Vorschuß, den ich Ihnen gegeben, unverkürzt zurückzahlen. Sonst bin ich in den nächsten zehn Minuten beim Polizeikommissar und lasse Sie festnehmen. Sieh' mal Einer an! (Er bemerkt mit Genugthuung, daß der Kapitän jäh erbleicht.) So, so! Sie betreiben ja ein recht sauberes Handwerk, Herr de la Ferté! Das ist freilich bequemer, als auf See zu gehen, und hat dieses Sondergewerbe auch einen ganz bestimmten Namen, man nennt es — — —“

„Schweigen Sie! Nicht ein Wort mehr! Es ist wahr, um mich von Ihnen loszukaufen, fehlen mir die hundertachtzig Francs, die ich von dem Vorschuß bereits verausgabt habe. Es ist Ihr gutes Recht, sie zurückzufordern, ich habe sie nicht und muß mich also fügen. Aber" — er erhebt den Kopf und sieht den Rheder mit funkelnden Augen an — „an Bord meines Schiffes bin ich unumschränkter Herr und kraft meines Hausrechts fordere ich Sie hiermit auf, sich schleunigst Ihrer Wege zu scheren!"

Der drohende Ton dieser Aufforderung bestimmte Herrn Le Hertel, der kreidebleich geworden ist, unverzüglich den Rückzug anzutreten. Während er rücklings dem Laufsteg zuschreitet, stottert er in verlegener Hast: „Ich hab' mir's ja gleich gedacht. Man hat Ihnen Raupen in den Kopf gesetzt. ... Ich kenne diese Ränkeschmiede. Und doch kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß das nicht das erste Schiff ist, das ich in dieser Weise beladen hinausschicke. ... Wenn man auf alle Neider und Mißgünstigen hören wollte ... Sie müssen doch einsehen, Kapitän, daß mir daran liegen muß, möglichst viel zu laden, da ja die Fracht ... für Sie kommen natürlich dergleichen Erwägungen nicht in Betracht ..."

Aber der Kapitän hört gar nicht mehr auf das Geschwätz, er steht an der Ankerwinde und ist mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

Zwei Kabellängen vom Schiffe entfernt liegt ein Schlepper im Flusse, der mit der Dampfpfeife ein schrilles Signal giebt zum Zeichen, daß er der Abfahrt harrt. Bald bringt sein Boot das Bugsirtau, das am Bug festgemacht wird. Fertig! Ist alles in Ordnung? Ja. Los!

Frau de la Ferté vergießt keine Thräne. Sie ist eine muthige Frau und das Unglück hat sie zudem daran gewöhnt, Kummer und Herzeleid still für sich zu tragen, sie ist hier um so eifriger bemüht, ihre Aufregung zu verbergen, als sie wohl weiß, daß sie sonst nur den Anderen den Muth nehmen würde, den sie gerade jetzt am nöthigsten haben. Und dann muß sie sich ja auch an die Trennung gewöhnen.

Sie wendet nicht einmal den Blick zurück. Ihr Mann hat Befehle zu ertheilen und alle Hände voll zu thun. Das würde ihn nur stören, und das darf nicht sein.

Als sie indessen außer Sehweite ist, bleibt sie stehen, und da gerade ein älterer Herr langsamen Schrittes die Straße daher kommt, wendet sie sich mit der höflichen Frage an ihn, ob es sich wohl ermöglichen ließe, den großen Dreimaster, der sich langsam entfernt, am Unterlauf des Flusses noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Sie möchte ihn so gern noch einmal sehen. „Mein Mann ist nämlich Kapitän des Schiffes!"

„O, das läßt sich schon ermöglichen. Sie brauchen nur die Anhöhe von Canteleu heraufzusteigen und der auf den Höhenrücken laufenden Landstraße zu folgen, bis sie wieder ins Thal hinabsteigt. Die Seine macht dort eine Krümmung ..."

„Und könnten Sie mir wohl sagen, wie viel mich etwa ein Wagen kosten würde?"

„Hin und zurück etwa zehn bis zwölf Francs, denk' ich."

„Besten Dank!" Frau de la Ferté grüßt verbindlich und setzt ihren Weg fort. Nein, das geht leider nicht, zehn Francs, das ist zu theuer! Da muß sie schon darauf verzichten, so schwer ihr auch die Sache wird.

Nun, wie's Gott gefällt! (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 44. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Bernstein und der Materialismus.[1]

Von G. Plechanow.

In Nr. 34 der „Neuen Zeit“ setzt Genosse Bernstein die zweite Serie seiner „Probleme des Sozialismus“ fort. Er erörtert daselbst „inwieweit der moderne Sozialismus realistisch und inwieweit Ideologie“. Die von ihm bei dieser Untersuchung angewendete Methode erscheint mir durchaus ungeeignet, die aufgeworfene Frage zu beantworten. Ich werde diese Methode deshalb in einem folgenden Artikel einer Kritik unterziehen. Heute interessirt mich die von Bernstein an die Sozialisten gerichtete Aufforderung, „bis zu einem gewissen Grade“ auf Kant zurückzugehen. „Auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie Laie, beanspruche ich nicht, mehr wie die Gedanken eines Laien zur Frage beisteuern zu können. Dagegen schulde ich einem Artikel Konrad Schmidts in der wissenschaftlichen Beilage des ‚Vorwärts‘ über Kant unmittelbare Anregung.“

Durch einige Spalten der philosophischen Prosa des Genossen Konrad Schmidt „angeregt“, erzählt Genosse Bernstein anderen Laien: „Der reine oder absolute Materialismus ist gerade so spiritualistisch wie der reine oder absolute Idealismus. Beide setzen Denken und Sein schlechthin als identisch, wenn auch von verschiedenen Seiten her. Sie differiren in letzter Instanz nur in der Ausdrucksweise. Neuere Materialisten stellen sich dagegen prinzipiell ebenso entschieden auf den Boden Kants, wie dies die meisten der größeren modernen Naturforscher gethan haben.“

Diese Ausführungen sind sehr interessant. Aber was ist „der reine oder absolute Materialismus?“ Genosse Bernstein erklärt das keineswegs, dagegen zitirt er in einer Anmerkung einen Satz eines der „neueren“ Materialisten, der „völlig im Sinne Kants“ sagt: „Wir glauben an das Atom.“ Es ist augenscheinlich, daß nach Bernsteins Auffassung die „reinen oder absoluten“ Materialisten die in vorstehendem Satze charakterisirte Weise des Denkens und Sprechens durchaus nicht hätten gelten lassen. „Inwieweit“ wird diese Auffassung Bern-

[1] Wir eröffnen hiermit die Diskussion der von Bernstein aufgeworfenen „Probleme des Sozialismus“. Weitere Einsendungen gegen Bernstein sind uns zugesagt.

Die Redaktion.

steins durch die Geschichte der Philosophie bestätigt? „That is the question.“ Das ist die Frage.

Muß man Holbach zu den „reinen“ oder zu den „neueren“ Materialisten zählen? Offenbar doch zu den Ersteren. Wie dachte Holbach aber über die Materie? Die folgenden Stellen geben uns darüber Aufschluß.

„Wir kennen das Wesen keines Dinges, wenn man unter dem Worte Wesen das versteht, was seine eigenthümliche Natur ausmacht; wir kennen die Materie nur durch die Wahrnehmungen, Empfindungen und die Ideen, welche sie uns giebt; darnach beurtheilen wir sie wohl oder übel der besonderen Anlage unserer Organe entsprechend.“ [1]

Und weiter: „Für uns ist die Materie das, was unsere Sinne in irgend einer Weise affizirt; und die Eigenschaften, welche wir den verschiedenen Materien zuschreiben, sind in den verschiedenen Eindrücken oder den Veränderungen, welche sie in uns erzeugen, begründet.“ [2]

Noch eine kurze, bezeichnende Stelle: „Wir kennen weder das Wesen noch die wahre Natur der Materie, obwohl wir im Stande sind, einige ihrer Eigenschaften und Qualitäten nach der Art, wie sie auf uns wirkt, zu erkennen.“ [3]

Wenden wir uns nun zu der Auffassung eines anderen „reinen“ Materialisten, zu Helvetius. Besitzt die Materie die Fähigkeit des Empfindens? Helvetius antwortete wie folgt auf diese Frage, welche die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts sehr viel beschäftigte, und auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden: „Man hat darüber ein Langes und Breites disputirt. Sehr spät erst kam man darauf, sich zu fragen, worüber man disputire, und einen genaueren Begriff mit dem Worte Materie zu verbinden. Wenn man dessen Bedeutung zuerst fixirt hätte, so hätte man erkannt, daß die Menschen sozusagen die Schöpfer der Materie sind.“ [4]

Mir scheint, daß dies ein wenig klarer als der Satz ist: „Wir glauben an das Atom“. Ich habe die philosophischen Ideen Holbachs und Helvetius' in meiner Schrift dargelegt: „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“. Deshalb werde ich sie an dieser Stelle keiner eingehenden Erörterung unterziehen. Nur eines sei betont: für Helvetius war die Existenz der Körper außer uns nur wahrscheinlich. Er machte sich über die „philosophischen Phantasien“ lustig; nach ihm müssen wir „mit der Beobachtung gehen, in dem Augenblick anhalten, wenn sie uns verläßt und den Muth haben, nicht zu wissen, was man noch nicht wissen kann.“ [5]

Und Robinet, der Verfasser des Buches „De la Nature“, sagt: „Wir sind unserer Natur nach nicht befähigt, das zu errathen, was das Wesen der Dinge ausmacht, und wir haben keineswegs die Mittel, es zu erkennen. Die Erkenntniß der Wesenheiten (des essences) geht über unsere Kräfte hinaus.“ [6]

Und an anderer Stelle heißt es in dem nämlichen Werke: „Die Seele ist nicht aufgeklärter über ihr eigenes Wesen wie über die anderen Wesenheiten. Sie durchdringt ebenso wenig sich selbst, wie die Masse des mit ihr verbundenen Körpers, dessen inneren Triebkräfte sie weder fühlt, noch sieht.“ [7]

---

[1] „Systeme de la Nature“, II, S. 1.
[2] Ibid., I, S. 28.
[3] Ibid, II, S. 116, Ausgabe von 1781.
[4] „De l'Esprit“, Discours I, chap. IV.
[5] Vergl. „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“, S. 77 und ff.
[6] „De la Nature“, Amsterdam MDCCLXIII, Tome premier, p. 265.
[7] Ibid., p. 259.

Ist das nicht „völlig im Sinne Kants“ gesprochen?

Hören wir nun La Mettrie, den verlorenen Sohn der materialistischen Philosophie, den Mann, der durch seine Kühnheit die Kühnen erschreckte. Er sagt:

„Das Wesen der Seele des Menschen und der Thiere ist und wird immer so unbekannt bleiben, wie das Wesen der Materie und Körper. Obgleich wir keine Vorstellung von dem Wesen der Materie haben, können wir doch nicht umhin, die Eigenschaften anzuerkennen, welche unsere Sinne an der Materie entdecken.“[1]

In seinem „Abrégé des Systèmes“ schreibt La Mettrie bei der Kritisirung der Philosophie Spinozas:

„Die äußeren Dinge werden keineswegs von der Seele erkannt, sondern nur einige verschiedene Eigenschaften dieser Dinge, die ganz relativ und abstrakt sind, und schließlich hängen die meisten unserer Empfindungen oder unserer Ideen derart von unseren Organen ab, daß sie sofort sich ändern, wenn diese eine Veränderung erfahren.“

Auch diese Stelle ist „völlig im Sinne Kants“ gehalten. Neben derartigen Ausdrücken erscheint der Satz hochkomisch, „wir glauben an das Atom“, den Bernstein als etwas ganz „Neueres“ zitirt.

Wähnt Genosse Bernstein z. B. vielleicht, Friedrich Engels habe nicht gewußt, daß wir an das Atom *glauben*? Man muß annehmen, daß Engels dies sehr gut wußte. Aber das hat ihn nicht abgehalten, die Kantsche Philosophie zu bekämpfen und in seinem „Ludwig Feuerbach“ zu schreiben:

„Wenn die Neubelebung der Kantschen Auffassung in Deutschland durch die Neukantianer und der Humeschen in England (wo sie nie ausgestorben) durch die Agnostiker versucht wird, so ist das, der längst erfolgten theoretischen und praktischen Widerlegung gegenüber, wissenschaftlich ein Rückschritt und praktisch nur eine verschämte Weise, den Materialismus hinterrücks zu acceptiren und vor der Welt zu verleugnen.“

Wird Genosse Bernstein vielleicht dagegen einwenden, daß dem berühmten Mitbegründer des wissenschaftlichen Sozialismus in dieser Frage nicht genügend klare Ideen eigen waren?

Genosse Bernstein hat mehrere Jahre in nächster Nähe von Friedrich Engels gelebt und hat dessen Philosophie nicht begriffen. Er, der mit beiden Händen aus dem reichen theoretischen Schatz des großen Denkers schöpfen konnte, er mußte ein quasi-philosophisches Artikelchen lesen, um zu der Frage „angeregt“ zu werden: „Aber welches ist denn eigentlich die Philosophie meines Meisters?“ und — was noch mehr ist — für ihn genügte es, ein paar Paralogismen des Genossen K. Schmidt kennen zu lernen, um diese Philosophie über Bord zu werfen. Es ist unglaublich, aber es ist so. Wie schade für die Schule von Marx-Engels! Und wie schade vor Allem für den Genossen Bernstein!

Wie dem auch sei, wir haben nicht die geringste Lust, dem Rathe dieses Genossen zu folgen, wenn er uns auffordert: *Zurück auf Kant.* Wir rufen ihm vielmehr zu: *Zurück ins Studirzimmer!*

Indem Bernstein uns räth, auf Kant zurückzukommen, versucht er es, sich auf einen Artikel von Stern zu stützen: „Der ökonomische und der naturwissenschaftliche Materialismus“, der in der „Neuen Zeit“, Jahrgang XV, 2, erschienen ist. Genosse Stern ist auf dem Gebiet der Philosophie unvergleichlich

[1] „Oeuvres philosophiques de Monsieur de la Mettrie“, Amsterdam MDCCLXIV, Tome premier, Traité de l'âme, pp. 83 und 87.

sachkundiger als Genosse Bernstein, und sein Artikel verdient die volle Aufmerksamkeit unserer Leser.

Während Bernstein „bis zu einem gewissen Grade“ bis zu Kant zurückschrittelt, spricht uns Stern vom alten Spinoza und legt uns nahe, auf die Philosophie des edlen und genialen jüdischen Denkers zurückzukommen. Das ist etwas Anderes als die Bernsteinsche Aufforderung. Thatsächlich ist es wichtig und interessant, die Frage zu untersuchen: Was giebt es Gemeinsames zwischen den philosophischen Ideen von Marx-Engels und denen des Spinoza? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir erst die Auffassung des Genossen Stern vom Materialismus im Allgemeinen richtig stellen. Er sagt:

„Der naturwissenschaftliche Materialismus, im griechischen Alterthum durch Demokrit und seine Schule, im vorigen Jahrhundert durch die Enzyklopädisten, in der Neuzeit durch Karl Vogt, Ludwig Büchner u. s. w. vertreten, und der ökonomische Materialismus von Marx und Engels sind, obgleich sie den Namen miteinander gemein haben, zwei verschiedene Theorien, die sich auf verschiedene Forschungsgebiete beziehen. Der erstere enthält eine Erklärung der Natur, speziell des Verhältnisses von Materie und Geist, der andere bietet eine Erklärung der Geschichte der Menschheit, ihrer Erscheinungen und Prozesse, ist also eine soziologische Theorie.“

Das trifft nicht ganz zu.

Erstens: Die Philosophie der „Enzyklopädisten“ beschränkte sich nicht auf die Erforschung des Verhältnisses zwischen Materie und Geist, sie versuchte vielmehr gleichzeitig, die Geschichte mit Hilfe der materialistischen Auffassung zu erklären.[1]

Zweitens: Marx und Engels waren nicht nur auf dem Gebiet der Geschichtsforschung Materialisten, sie waren es auch betreffs ihrer Auffassung des Verhältnisses von Geist und Materie.

Drittens: Es ist durchaus irrig, den Materialismus der „Enzyklopädisten“ und den Materialismus der Vogt und Büchner in einen Topf zu werfen. Es sind „zwei ganz verschiedene Theorien“.

„Der Kerngedanke des naturphilosophischen Materialismus“, sagt Genosse Stern, „ist: die Materie ist das Absolute, das ewig Seiende, alles Geistige (Psychische: Empfinden, Fühlen, Wollen, Denken) ist ein Produkt derselben. Die Materie ist mit unendlichen Kräften ausgestattet (‚Stoff und Kraft‘), die sich sämmtlich auf die Bewegung, die ebenfalls ewig, reduziren lassen. Durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte in den komplizirt zusammengesetzten animalischen Organismen entsteht in diesen das Geistige, das mit der Auflösung wieder verschwindet. Alles Geschehen, auch das menschliche Wollen und Handeln, wird vom Gesetz der Kausalität beherrscht und ist in materiellen Ursachen bedingt.“

Kann man die vorstehende Charakteristik mit Recht auf den Materialismus der Enzyklopädisten anwenden? Es muß der Beantwortung dieser Frage vorausgeschickt werden, daß in dem vorliegenden Falle die Bezeichnung „Enzyklopädisten“ ihrerseits völlig ungenau und irreführend ist. Durchaus nicht alle Enzyklopädisten waren Materialisten. Andererseits gab es im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich Materialisten, die keine einzige Zeile für die Enzyklopädie geschrieben haben. Es genügt zum Beweis La Mettrie zu nennen.

Dies zur Klärung nebenbei. Für mich ist das Wesentliche, daß weder die Materialisten unter den „Enzyklopädisten“, noch La Mettrie je

[1] Ich habe dies in meiner Studie über Helvetius nachgewiesen.

erklärt haben, daß alle Kräfte der Materie sich auf die Bewegung zurückführen lassen. Genosse Stern ist offenbar durch die Behauptungen von Leuten irregeführt worden, denen zwar die Geschichte des Materialismus nicht bekannt ist, die sich aber trotzdem das Vergnügen nicht versagen können, über den Materialismus zu reden.

Ich will den Beweis dafür sofort in unwiderleglicher Weise antreten, und zwar lasse ich diesmal La Mettrie zuerst sprechen. Der Leser weiß bereits, daß La Mettries Auffassung der Materie himmelweit entfernt von jedem Dogmatismus war. Indessen müssen wir uns doch mit seiner Philosophie noch vertrauter machen.

La Mettrie war nur ein Cartesianer, der konsequent schlußfolgerte und dessen Geist durch die biologischen Kenntnisse seiner Zeit bereichert war. Cartesius hatte behauptet, daß die Thiere bloße Maschinen seien, d. h. daß sie jeden psychischen Lebens, des Fühlens, Empfindens ꝛc. ꝛc. ermangelten. La Mettrie nimmt ihn beim Worte. Er sagt, wenn diese Behauptung zutrifft, so ist auch der Mensch nur eine Maschine, weil es keinen substantiellen Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren giebt. Daher der Titel seines berühmten Werkes: „L'Homme machine“ (Der Mensch eine Maschine). Allein da der Mensch keineswegs des psychischen Lebens ermangelt, so schloß La Mettrie weiter, daß auch die Thiere ihrerseits mit psychischem Leben begabt sind. Daher der Titel eines anderen seiner Werke: „Les animaux plus que machines“ (Die Thiere mehr als Maschinen). Uebrigens glaubte La Mettrie, daß Cartesius selbst im Geheimen der gleichen Ansicht war. Denn Alles in Allem, obgleich er den Unterschied der beiden Substanzen betont, ist doch ersichtlich, daß dies seinerseits nur ein Kunstkniff ist, eine List des Stiles ꝛc.[1] Indem La Mettrie den Menschen als eine Maschine bezeichnet, will er damit durchaus nicht sagen, „daß alle Kräfte der Materie sich auf die Bewegung zurückführen lassen“. Er will vielmehr damit etwas ganz Anderes ausdrücken. Er rechnete „das Denken“ unter die Eigenschaften der Materie. „Ich erachte“, sagt er, „das Denken für so wenig unvereinbar mit der organisirten Materie, daß es mir als eine Eigenschaft derselben erscheint, wie die Elektrizität, die Bewegungskraft, die Undurchdringlichkeit, die Ausdehnung ꝛc.“[2]

Genosse Stern wird ohne Zweifel einwenden, daß für La Mettrie das Denken nur die Eigenschaft der organisirten Materie ist, und daß gerade darin die Achillesferse jedes Materialismus zu finden ist. „Es ist völlig unerklärlich“, sagt er in seinem angezogenen Artikel, „daß in der Thierzelle die Empfindung (das psychische Grundelement) wie aus der Pistole geschossen erscheint, sondern es muß nothwendig geschlossen werden, daß auch dem Anorganischen eine freilich minimale und einfache psychische Qualität anhaftet, die sich aber auf der Skala der Lebewesen mehr und mehr potenzirt und sublimirt.“ Das stimmt. Aber La Mettrie hat nie das Gegentheil behauptet. Er zog nur vor, diesem Problem gegenüber das zu bleiben, was man heutigentags einen „Agnostiker“ nennt. „Man muß zugeben“, sagt er, „daß wir nicht wissen, ob die Materie in sich die unmittelbare Fähigkeit der Empfindung besitzt oder nur die Fähigkeit, dieselbe durch Veränderungen oder durch Formen zu erwerben, welche nur den organischen Körpern eigen sind.“[3]

---

[1] „Oeuvres philosophiques de Monsieur de la Mettrie, T. I, p. 72.

[2] Ibid., p. 73.

[3] „Traité de l'âme etc.“, chap. VI. In diesem Werke bedient sich La Mettrie noch der alten Terminologie, welche er später fallen ließ.

In seinem „L'Homme plante" (Der Mensch eine Pflanze) drückt La Mettrie seinen Gedanken in einer anderen Weise aus, die ihn noch verständlicher macht. „Der Mensch", sagt er, „ist dasjenige unter allen bis heute bekannten Wesen, das die meiste Seele besitzt, wie das nothwendiger Weise sein mußte, und die Pflanze ist ihrerseits dasjenige von allen, wenn man von den Mineralien absieht, welches am wenigsten Seele besitzen mußte." Dieser Satz enthält die Theorie „des Beseeltseins der Materie". Aber La Mettrie läßt diese Theorie fallen, weil „die Seele" der Pflanzen und Mineralien etwas durchaus Rudimentäres ist. „Das ist mir Alles in Allem eine schöne Seele", ruft er aus, „die von keinen Bestrebungen, keinen Wünschen bewegt wird, ohne Leidenschaften, ohne Laster, ohne Tugenden und vor Allem ohne Bedürfnisse, nicht einmal damit beschwert ist, für die Nahrung ihres Körpers zu sorgen."

Genosse Stern zitirt das Scholium der dreizehnten Proposition des zweiten Theiles der Spinozaschen Ethik, wo es heißt, daß alle Individuen (individua) in verschiedenem Grade beseelt sind (quamvis diversis gradibus). Der Leser sieht nun, daß für La Mettrie der Grad des Beseeltseins das Wesentliche und Entscheidende ist. Ein unbeseeltes Wesen war für ihn ein solches, dessen Empfindungsfähigkeit nicht ein gewisses Minimum übertraf. Und wenn unser Philosoph erklärt, daß „der Gedanke" das Produkt der Organisation ist, so will er damit sagen, daß wir nur bei den organischen „Individuen" die verhältnißmäßig höheren Formen des „Beseeltseins" antreffen.

Ich mag noch so viel suchen und prüfen: ich finde keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem Spinozismus und dem Materialismus La Mettries!

Und wie liegen die Dinge betreffs der „Enzyklopädisten"?

„Die erste Fähigkeit, welche wir bei dem lebenden Menschen finden und von der alle anderen abzuleiten sind", sagt Holbach, „ist das Gefühl (d. h. das Empfinden. G. Pl.). Wie unerklärlich diese Fähigkeit auch im ersten Augenblick erscheinen mag, so finden wir doch bei näherer Untersuchung, daß sie ein Produkt des Wesens und der Eigenschaften der organischen Wesen ist, ebenso wie die Schwerkraft, der Magnetismus, die Elastizität 2c. das Produkt der Eigenschaften oder der Natur etlicher anderer Wesen sind, und wir erkennen, daß diese letzteren Phänomene nicht weniger unerklärlich sind als das Phänomen des Gefühls. ... Etliche Philosophen sind der Ansicht, daß das Gefühl eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist; in diesem Falle würde es unnütz sein, darnach zu forschen, woher ihr diese Eigenschaft kommt, die wir durch ihre Wirkungen kennen. Wenn man diese Hypothese gelten läßt, so müßte man — ebenso wie man in der Natur zwei Arten der Bewegung unterscheidet, von denen die eine unter dem Namen der lebendigen Kraft bekannt ist, die andere als todte Kraft[1] bezeichnet wird — zwei Arten des Empfindens unterscheiden: eine aktive oder lebendige Art und eine passive (inerte) oder todte Art. In diesem Falle würde eine Substanz beseelen nur darauf hinauslaufen, die Hemmungen zu beseitigen, welche sie hindern, aktiv und empfindungsfähig zu sein. In einem Worte: das Empfinden ist entweder eine Eigenschaft, die sich mittheilt wie die Bewegung und die durch die Kombination erworben wird, oder das Empfinden ist eine jeder Materie anhaftende Eigenschaft, und in dem einen und dem anderen Falle kann ein körperloses Wesen, als welches man sich die menschliche Seele vorstellt, nicht der Träger des Empfindens sein."[2]

---

[1] Die Terminologie Holbachs ist in unserer Zeit nicht mehr gebräuchlich.

[2] „Systeme de la Nature", T. I, pp. 88—89 und 90—91.

Genosse Stern hat sich wohl nun davon überzeugt, daß die materialistische Philosophie Holbachs nichts Gemeinsames mit der Doktrin hat, welche er den „Enzyklopädisten" zuschreibt. Holbach weiß sehr gut, daß nicht alle Kräfte der Materie sich auf die Bewegung zurückführen lassen. Er wendet nichts gegen die Hypothese vom „Beseeltsein der Materie" ein, aber er hält sich bei dieser Hypothese nicht auf, weil ein anderes Problem seine Aufmerksamkeit fesselt. Er bemüht sich vor Allem den Nachweis zu erbringen, daß zur Erklärung der Erscheinungen des psychischen Lebens wir nicht nothwendiger Weise das Vorhandensein einer körperlosen Substanz voraussetzen müssen, das Vorhandensein dessen, was das Christenthum als „Seele" bezeichnet.

Doch weiter. Holbach war nicht der alleinige Verfasser des „Système de la Nature". Diderot hat ganz hervorragend bei dessen Abfassung mitgewirkt. Diderot war Materialist. Welches war der Materialismus dieses Mannes, der mit mehr Recht als jeder andere ein „Enzyklopädist" genannt werden kann?

Diderot hat sein Verhältniß zu Spinoza in seinem kurzen Artikel „Spinoziste" angedeutet, der in dem fünfzehnten Bande der „Enzyklopädie" veröffentlicht ist.

„Man darf", so sagt er hier, „nicht die alten und die neuen Spinozisten miteinander verwechseln. Diese gehen von dem allgemeinen Grundsatz aus, daß die Materie empfindungsfähig ist, sie erbringen den Nachweis dafür durch den Hinweis auf das Ei, einen leblosen Körper, der durch die alleinige Einwirkung der steigenden Wärme allmälig zu einem empfindenden und lebenden Wesen wird, und durch den Hinweis auf das Wachsthum jedes Thieres, das im Anfang nur ein Punkt ist, das aber durch die nährende Assimilirung der Pflanzen, mit einem Worte aller Substanzen, die zu seiner Ernährung dienen, ein großer empfindender und lebender Körper in einem großen Raume wird. Daher schlußfolgern sie, daß nur die Materie existirt, und daß ihr Vorhandensein genügt, um alles zu erklären. Im Uebrigen halten sie am alten Spinozismus in allen seinen Konsequenzen fest."

In dieser Stelle tritt nicht vollständig klar hervor, was nach Diderot die Ueberlegenheit der Auffassung der modernen Spinozisten über die der alten Spinozisten ausmacht.[1] Aber völlig außer allem Zweifel steht, daß Diderot den Spinozismus anerkannte und vor keiner seiner Konsequenzen zurückschreckte. Alles in Allem muß man zugeben, daß Karl Rosenkranz im Rechte war, als er in sein sehr bekanntes Buch: „Diderots Leben und Werke" (Band 1, S. 149) schrieb: „Heimlich wurde der Spinozismus, besonders seit Boullainvilliers, von allen Franzosen aufgenommen, welche durch den Sensualismus zum Materialismus und Atheismus übergingen."

Wie stellen sich die Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts zu dem in Rede stehenden Problem?

Ludwig Feuerbach sah sehr von oben herab auf den französischen Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts. „Es ist nichts verkehrter", sagt er, „als wenn man den deutschen Materialismus vom ‚Système de la Nature' oder gar von der Trüffelpastete La Mettries ableitet."[2] Dennoch stand er selbst mit beiden Füßen auf dem Boden des französischen Materialismus. So sagt er z. B. in seinem Werke „Ueber Spiritualismus und Materialismus": „Für den abstrakten Denker ... ist das Denken ein hirnloser Akt, für den Arzt aber

[1] Es ist indessen sehr wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß Diderot nur das verwarf, was man als den Pantheismus Spinozas bezeichnet.

[2] Werke, 10. Band, S. 123.

eine Thätigkeit des Hirns." Gerade für die nämliche Auffassung wollte La Mettrie den Nachweis in seinem „L'Homme machine" erbringen. „Die Medizin, die Pathologie vor Allem, ist die Heimath und Quelle des Materialismus", sagt Feuerbach ein wenig weiter.[1] Das war auch La Mettries Ansicht.[2] Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß seine eigene Krankheit der Ausgangspunkt seiner Forschungen über das Verhältniß von Seele und Körper war. „Die Medizin ist aber nicht die Quelle und Residenz des extravaganten und transzendenten, des über den Menschen hinausschweifenden, sondern des immanenten, im und beim Menschen 2c. stehenbleibenden Materialismus. Aber gerade dieses ist der archimedische Standpunkt bei dem Streite zwischen Materialismus und Spiritualismus, denn es handelt sich hier in letzter Instanz nicht um die Theilbarkeit oder Untheilbarkeit der Materie, sondern um die Theilbarkeit oder Untheilbarkeit des Menschen ... nicht um die außer dem Menschen in Himmel und Erde zerstreute und ausgedehnte, sondern um die in dem menschlichen Schädel zusammengepreßte Materie. Kurz, es handelt sich in diesem Streite, wenn er nicht kopflos geführt werden soll, nur um den Kopf des Menschen."[3]

Das ist genau die Meinung von La Mettrie, Holbach und mehreren anderen Materialisten unter den „Enzyklopädisten". Und gerade weil das ihre Meinung war, verhielten sie sich mit sehr geringen Ausnahmen ziemlich gleichgiltig gegenüber der Theorie vom „Beseeltsein" der Materie, die nicht „in dem menschlichen Schädel zusammengepreßt ist". Feuerbachs Standpunkt in dieser Beziehung war auch der Standpunkt La Mettries und Holbachs.

Aber gleichzeitig ist es unbestreitbar, daß Feuerbach nur bis zu einem gewissen Punkte mit den Materialisten gehen wollte. Er hat mehr als ein Mal erklärt, daß für ihn die Wahrheit „weder der Materialismus, noch der Idealismus, weder die Philosophie, noch die Psychologie" sei! Woher diese Abneigung gegen eine Theorie, die im Grunde doch die seinige war? Engels hat das erklärt: Feuerbach identifizirte den Materialismus „mit der besonderen Form, worin diese Weltanschauung auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe, nämlich im achtzehnten Jahrhundert, zum Ausdruck kam", und was den französischen Materialismus anbetrifft, so verwechselte er ihn „mit der verflachten, vulgarisirten Gestalt, worin der Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts heute in den Köpfen von Naturforschern und Aerzten fortexistirt und in den fünfziger Jahren von Büchner, Vogt und Moleschott gereisepredigt wurde". Ich gehe noch weiter und behaupte: Feuerbach wußte nicht, daß er im neunzehnten Jahrhundert der wahre Erneuerer des Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts war, und daß er diesen Materialismus vertritt mit all seinen Vorzügen und Fehlern, mit dem edlen, stolzen, revolutionären Hasse gegen jede „Theologie" und der Hinneigung zum Idealismus, da wo es sich darum handelt, soziale Erscheinungen und Vorgänge zu erklären.

---

[1] Werke, 10. Band, S. 128.

[2] Die Spiritualisten wissen das sehr gut. Der Verfasser von La Mettries Biographie in „Biographie Universelle ancienne et moderne" behandelt das Werk „L'Homme machine" als ein „infames Werk, in dem die trostlose Lehre des Materialismus ohne jeden Umschweif entwickelt ist". Aber worin besteht diese Lehre? Oh, sie ist sehr einfach, und sie ist schon in La Mettries Erstlingswerk entwickelt worden. „Da er während der Dauer seiner Krankheit die Beobachtung gemacht hatte, daß eine Schwächung seiner geistigen Kräfte der Schwächung seiner Organe gefolgt war, so schloß er daraus, daß das Denken nur ein Produkt des körperlichen Organismus ist, und er hatte die Kühnheit, seine Ansicht zu veröffentlichen."

[3] Werke, 10. Band, S. 128/29.

Feuerbach war der Ansicht — wie Genosse Stern gegenwärtig der Ansicht ist —, daß die französischen Materialisten alle Kräfte der Materie auf die Bewegung zurückführten. Wir haben gezeigt, daß diese Ansicht durchaus nicht zutreffend ist, und daß in dieser Beziehung die französischen Materialisten nicht „materialistischer" waren als Feuerbach selbst. Aber seine Abneigung gegen den französischen Materialismus verdient in hohem Maße die Aufmerksamkeit, weil sie seine eigene Weltanschauung ebenso scharf charakterisirt wie die von Marx-Engels.

Nach Feuerbach ist die Erkenntnißquelle der Psychologie eine ganz andere als die der Physiologie. Aber der Unterschied betrifft nur die Art und Weise der Erkenntniß. „Was für mich oder subjektiv ein rein geistiger Akt, ist an sich oder objektiv ein materieller, sinnlicher."[1] Das ist genau, was Genosse Stern sagt: „Der Hunger z. B. ist materiell betrachtet Mangel an gewissen Körpersäften, psychisch betrachtet ein Unlustgefühl; die Sättigung materiell die Ergänzung des Defizits im Organismus, psychisch ein Lustgefühl." Aber Genosse Stern ist Spinozist. Ergo ... ergo ist Feuerbach ebenfalls Spinozist.

Gewiß, Feuerbach war Spinozist, wie Diderot Spinozist war. Es genügt, seine Werke mit ein wenig Aufmerksamkeit gelesen zu haben, es genügt, einen einigermaßen klaren Begriff von der Entwicklung der modernen Philosophie von Spinoza bis auf Hegel zu besitzen, um auch nicht einen Augenblick daran zu zweifeln. „Spinoza ist der eigentliche Urheber der modernen spekulativen Philosophie, Schelling ist ihr Wiederhersteller, Hegel ihr Vollender", sagt er in seinen „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie". „Das Geheimniß", der wahre Sinn des Spinozismus ist nach ihm die Natur. „Was ist denn, bei Lichte besehen, das, was Spinoza logisch oder metaphysisch: Substanz, theologisch: Gott nennt? Nichts anderes als die Natur."[2] Das ist die starke Seite Spinozas, „seine historische Bedeutung und Würde." (Die Natur ist auch das Geheimniß Feuerbachs.) Aber Spinoza hat mit der Theologie nicht brechen können. „Die Natur ist ihm nicht als Natur, das sinnliche, antitheologische Wesen der Natur ist ihm nur als abgezogenes, metaphysisches, theologisches Wesen — als Gott Gegenstand. Spinoza hebt in der Natur Gott auf, aber er hebt auch wieder umgekehrt die Natur in Gott auf."[3] Und darin besteht sein „Grundmangel". Feuerbach korrigirt diesen Grundmangel des Spinozismus, indem er aut—aut an die Stelle von sive setzt. „Nicht Deus sive Natura, sondern aut Deus, aut Natura ist die Parole der Wahrheit; wo Gott mit der Natur oder umgekehrt die Natur mit Gott identifizirt oder konfundirt wird, da ist weder Gott noch Natur, sondern ein mystisches, amphybolisches Zwitterding."[4] Das war auch Diderots Auffassung.

Genosse Stern wendet vielleicht ein, daß der erhobene Vorwurf von Spinoza nicht verdient worden ist. Aber zur vorliegenden Frage geht das uns nichts an. Worauf es gegenwärtig ankommt, das ist die Antwort auf die Frage, in welchem Verhältniß die Philosophie Feuerbachs zu derjenigen des Spinoza steht. Und was diese Antwort anbelangt, so kann sie nur folgendermaßen lauten:

Die materialistische Philosophie Feuerbachs war wie diejenige Diderots eine Art Spinozismus.

Und nun zu Marx-Engels.

---

[1] Anmerkung für jene Marxisten, die „zurück auf Kant" gehen: Das An-sich Feuerbachs hat nichts gemein mit dem An-sich des Verfassers der „Kritik der reinen Vernunft".

[2] Werke, II. Band, S. 244; IV. Band, S. 380.

[3] Werke, IV. Band, S. 391.

[4] Werke, IV. Band, S. 392.

Die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus waren eine Zeit lang begeisterte Anhänger Feuerbachs. „Die Begeisterung war allgemein, wir waren alle momentan Feuerbachianer“, sagt Engels. „Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflußt wurde, kann man in der ‚Heiligen Familie‘ lesen.“ [1]

Jedoch bereits im Frühjahr 1845 erkannte Marx mit dem Scharfblick des Genies „den Hauptmangel“ des Feuerbachschen Materialismus. Dieser Hauptmangel besteht darin, daß „der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als menschliche sinnliche Thätigkeit, Praxis, nicht subjektiv“. Diese Kritik wird zum Ausgangspunkt einer neuen Entwicklungsphase des Materialismus, die zur materialistischen Geschichtsauffassung führt. Das Vorwort der Schrift: „Zur Kritik der politischen Oekonomie“ enthält das, was man bezeichnen könnte als „Prolegomena zu einer jeden künftigen Soziologie, die als Wissenschaft wird auftreten können“. Aber bemerkenswerther Umstand: die Kritik von Marx-Engels gilt nicht dem Ausgangspunkt der Feuerbachschen Philosophie. Ganz im Gegentheil. Wenn Engels schreibt, daß Materialisten diejenigen sind, „die die Natur als das Ursprüngliche ansehen“,[2] so wiederholt er nur die Worte Feuerbachs: „Das wahre Verhältniß vom Denken zum Sein ist nur dieses: das Sein ist Subjekt, das Denken Prädikat. Das Denken ist aus dem Sein, aber nicht das Sein aus dem Denken.“ [3] Da nun Feuerbachs Standpunkt der eines Spinozisten war, so ist klar, daß auch der Standpunkt von Engels kein anderer sein konnte.

Ich gebe zu, daß der Satz: „Das Denken ist aus dem Sein, aber das Sein nicht aus dem Denken“, nicht spinozistisch klingt. Aber das Denken, um das es sich hier handelt, ist das menschliche Bewußtsein, d. h. die höhere Form des „Denkens“, und das Voraussetzen des Seins dieses Denkens schließt keineswegs das „Beseeltsein der Materie“ aus. Um sich davon zu überzeugen, braucht man blos Seite 263 des zweiten Bandes der Werke von Feuerbach zu lesen und die Seiten 21 und 22 von Engels' „Ludwig Feuerbach“ (Stuttgart 1888). Jedermann weiß, mit welcher Verachtung Engels von dem Materialismus Karl Vogts, Moleschotts und Anderer sprach. Es ist aber, wie ich gezeigt habe, nur dieser Materialismus, dem man mit einem gewissen Rechte vorwerfen könnte, daß er alle Kräfte der Materie auf die Bewegung zurückführen gewollt.

Ich bin überzeugt, daß die Veröffentlichung der Manuskripte, die sich unter dem Nachlaß von Marx und Engels befinden, neues Licht über diese Frage verbreiten wird. Bis dahin behaupte ich mit vollster Ueberzeugung, daß unsere Meister nie den Standpunkt des Spinozismus aufgegeben haben. Diese meine Ueberzeugung stützt sich übrigens auf das unmittelbare Zeugniß von Engels selbst.

1889, nach dem internationalen Sozialistenkongreß zu Paris, begab ich mich zusammen mit Paul Axelrod nach London, um den Mann persönlich kennen zu lernen, den ich schon seit Langem als einen der tiefsten und glänzendsten Vertreter des revolutionären Gedankens des neunzehnten Jahrhunderts bewunderte. Eines Tages kam unser Gespräch auf die Philosophie. Engels verurtheilte scharf das, was Genosse Stern in sehr ungenauer Weise den „naturphilosophischen Materialismus“ nennt. „Sie glauben also“, frug ich, „daß der alte Spinoza Recht hatte: der Gedanke und die Ausdehnung sind nichts als die beiden

[1] „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“, S. 13.

[2] Ebenda, S. 16—17.

[3] Feuerbachs Werke, II. Band, S. 263.

Attribute einer einzigen Substanz?" „Gewiß", antwortete Engels, „der alte Spinoza hat vollständig Recht gehabt."

Dafern meine Erinnerung nicht trügt, war der Chemiker Schorlemmer bei unserem Gespräch gegenwärtig. Daß Axelrod zugegen war, weiß ich gewiß. Er wird ohne Zweifel die Richtigkeit meiner Mittheilung durchaus bestätigen.

Noch einige Worte, ehe ich ende.

In seiner Vorrede zu „Ludwig Feuerbach" spricht Engels nebenbei von der „eklektischen Bettelsuppe", die an den deutschen Universitäten „ausgelöffelt wird unter dem Namen Philosophie". Bei seinen Lebzeiten war diese treffliche Suppe den deutschen Arbeitern noch nicht ausgetheilt worden. Gegenwärtig ist Genosse K. Schmidt daran, sie ihnen auszutheilen. Es ist das die Suppe, deren Genuß den Genossen Bernstein so glücklich „angeregt" hat. Genosse Konrad Schmidt macht Schule. Es ist deshalb nicht überflüssig, seine eklektische Suppe mittels des wirksamen Reagens der Marx-Engelsschen Philosophie zu analysiren. Ich will das in einem besonderen Artikel versuchen: „Friedrich Engels und Konrad Schmidt."

Die konträre Sexualempfindung und der § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs.

Von W. Herzen.

„Der Abgeordnete Bebel ist neulich zuerst auf den § 175 des Strafgesetzbuchs gekommen. Ich gestehe, daß ich durch seine Mittheilungen geradezu erschreckt, in gewissem Sinne kann ich sagen konsternirt und aufs Tiefste deprimirt worden bin. Ich habe auch die von Herrn Bebel angezogene Petition bekommen, die eine Aufhebung dieses Paragraphen verlangt und ja von Männern mit berühmten Namen aus allen Berufsschichten unterschrieben ist, und ich habe wie vor einem Räthsel gestanden."

Das sind Worte, die der Reichstagsabgeordnete Pastor Schall in der Sitzung vom 18. Januar 1898 äußerte. Sie geben treffend die Skala der Empfindungen wieder, die alle diejenigen überkommen, welche zum ersten Male in die durch die erwähnte Petition wieder in Fluß gerathene Frage einen Einblick erhalten. Bei den Berathungen über die lex Heinze ist wieder einmal das Interesse weiterer Kreise auf die homosexuelle Frage gelenkt worden. Mit ihr beschäftigt sich die Oeffentlichkeit nur von Zeit zu Zeit, von Fall zu Fall: aus Anlaß irgend eines Sensationsprozesses, wie z. B. zum letzten Male (auch in diesen Blättern) bei Gelegenheit des Prozesses Wilde. Alles, was in geschlechtlichen Dingen der landläufigen Moral zuwiderläuft, wird nur dann öffentlich diskutirt, wenn es nicht mehr möglich ist, es zu vertuschen. Als Hauptsache in diesen Fragen gilt heute entsprechend der sich überall breit machenden Heuchelei, durch irgend eine gesetzliche Reglementirung zu verhindern, daß diese Dinge an die Oberfläche gelangen. Dann ist der honette Bürger beruhigt, und alles geht seinen gewohnten Gang. Gerade bei der Betrachtung des § 175 drängen sich derartige Erwägungen unabweisbar auf. Denn wir haben es hier mit einem Gesetzesparagraphen zu thun, der sich als ein Unding erweist, von welchem Punkte auch man ihn immer betrachten mag. Medizinisch, juristisch, ethisch genommen — allemal stellt sich heraus, daß er einer mehr als oberflächlichen Betrachtung nicht Stand halten kann.

Der § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs, soweit er hier in Betracht kommt, lautet: „Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen

Geschlechtes ....[1] begangen wird, ist mit Gefängniß zu bestrafen. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Dieser Paragraph ist unter dem Einflusse v. Mühlers aus dem preußischen Strafgesetzbuche (§ 143) unverändert in das deutsche Reichsstrafgesetzbuch aufgenommen worden. Er betrifft die homosexuelle Liebe unter Männern (homosexuelle im Gegensatz zur heterosexuellen, der normalen Liebe einer Person des einen Geschlechtes zu einer des anderen).

Erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts hat sich die medizinische Forschung der homosexuellen Frage bemächtigt. Bis dahin galt die Anschauungsweise, die in den Gesetzen der verschiedenen Länder ziemlich gleichartig niedergelegt war, als die wissenschaftliche. Diese Gesetze stempelten den Urning (Homosexualen) zum Verbrecher. Die Medizin aber hat ihn in die Reihe der Geisteskranken gestellt. Der Hauptvertreter dieser medizinischen Schule, Krafft-Ebing (Wien), theilt die Homosexualen ein[2] in Individuen, bei denen „die perverse Sexualität mit sich entwickelndem Geschlechtsleben spontan, ohne äußere Anlässe als individuelle Erscheinungsform einer abnormen Art der Vita sexualis zu Tage tritt und dann als angeborene Erscheinung imponirt oder bei denen sie sich erst im Verlaufe einer anfangs normale Bahnen eingeschlagen habenden Sexualität auf Grund ganz bestimmter schädlicher Einflüsse entwickelt und damit als eine gewordene erworbene erscheint."

Diese Unterscheidung zerfließt bei genauerer Betrachtung in Nichts, indem man sich von einer reinen Erwerbung der konträren Sexualempfindung keine rechte Vorstellung machen kann. Viel näher liegt die Erklärung, daß sich diese abnorme Art des Geschlechtslebens eben erst auf einer weiter liegenden Stufe der Entwicklung einstellt, der schädigende Einfluß nur das Moment bildet, welche den in der Anlage seit Bestehen des Organismus vorhandenen perversen Geschlechtstrieb auslöst. „Das Erwerben ist lediglich ein Erwachen des Triebes, ein Manifestwerden, eine Urzeugung giebt es auf seelischem Gebiet so wenig wie auf physischem."[3]

Indessen wenn man auch der Eintheilung Krafft-Ebings beistimmen und sich seine Anschauungsweise zu eigen machen will, findet man beim Durchgehen der einschlägigen Literatur, daß eine beträchtliche Anzahl der dort aufgeführten Fälle übrig bleibt, die sich mit dieser der Pathologie entnommenen Anschauung nicht recht decken. Ich greife Einiges aus dem Material heraus.

Vor Allem das ungeheuer häufige Vorkommen der homosexuellen Liebe. Ueber ihre Verbreitung unter dem weiblichen Geschlechte sind nur wenig sichere Anhaltspunkte vorhanden, indessen wird von Sachkennern, wie ich meinerseits auch bestätigen kann, versichert, daß sie dort nicht minder verbreitet ist, als unter dem männlichen Geschlechte. Was dieses betrifft, so ist es bis jetzt wegen der durch das Strafgesetzbuch bedingten Unzugänglichkeit des Materials nicht möglich, die Verbreitung bei ihm mit absoluter Sicherheit festzustellen. Ulrichs,[4] ein um

---

[1] „.... und von Menschen mit Thieren ...." bezieht sich auf Sodomie.

[2] Dr. R. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie. Stuttgart 1894, Ferdinand Enke. S. 195.

[3] Dr. med. M. Hirschfeld, Der § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs. Die homosexuelle Frage im Urtheile der Zeitgenossen. Leipzig 1898, Max Spohr. S. 57.

In dieser Schrift sind die Antwortschreiben zusammengestellt, die dem Verfasser der Petition, Dr. Hirschfeld, auf die Aufforderung zu ihrer Unterstützung einliefen. Es werden da die Einwände der Gegner, soweit sie aus diesen Antworten ersichtlich sind, widerlegt, so daß also die Broschüre als die Begründung der Petition angesehen werden kann.

[4] Ulrichs hat unter dem Schriftstellernamen „Numa Numantius" eine Menge von Publikationen herausgegeben, welche alle die Gleichstellung der homosexualen und normalen Liebe verlangen. Von ihm stammt der Ausdruck Urning für Homosexuelle.

die betreffende Frage hochverdienter Schriftsteller, schätzt auf 200 erwachsene, normal liebende Männer einen Homosexuellen. Für Deutschland schätzt er 50—60000 Urninge. Der Prozentsatz unter den Magyaren und Südslaven soll noch größer sein. Bei Krafft-Ebing heißt es S. 243: „Ein Individuum aus meiner Kasuistik kennt in seinem Heimathsorte (13000 Einwohner) 14 Urninge persönlich. Er versicherte, in einer Stadt von 60000 Einwohnern deren wenigstens 80 zu kennen."

Ferner fällt einem das Vorkommen der homosexualen Liebe „unter allen Rassen, unter allen Nationen der Erde, völlig unabhängig von der Höhe ihrer Zivilisation, in den allerhöchsten wie niedersten Bevölkerungsschichten, in Stadt und Land, unter den gebildetsten und ungebildetsten, unter rechtschaffenen und minderwerthigen Charakteren auf" (Hirschfeld, § 175, S. 43). Männer und Frauen, die von hervorragender Bedeutung für das Kulturleben waren, sind homosexuell gewesen. Auf dieser Liste stehen Namen wie: Sophokles, Phidias, Sokrates, Alexander der Große, Julius Cäsar, Vergil, Michelangelo, Shakespeare, Molière, Prinz Eugen von Savoyen, Karl XII., Christine von Schweden, Friedrich der Große, Ludwig II. von Bayern, Joh. Joach. Winckelmann, Graf Platen, Grillparzer u. a. m.

Vergleicht man weiter den Charakter der heterosexuellen mit dem der homosexuellen Liebe, so kommt man zu dem Ergebniß, das Edward Carpenter mit den Worten zusammenfaßt: „In der ungeheuren Mehrzahl der Fälle trägt die Liebe zu Personen des eigenen Geschlechtes den Charakter der Normalität und Gesundheit." Krafft-Ebing theilt die Individuen mit angeborener konträrer Sexualempfindung ein in: 1. Psychische Hermaphroditen, 2. Homosexuale oder Urninge, 3. Effeminirte, 4. Androgyne, und zählt unter diesen Rubriken Individuen auf, die sich nur in der Triebstärke von einander unterscheiden und in ihrer Abstufung eine vollkommene Analogie bilden zu Individuen, die normal lieben.

Wenn man diese Beobachtungsreihe allein schon ins Auge faßt, dann wird man nicht umhin können dem Ausspruche Schopenhauers beizupflichten: Die allgemein örtliche und zeitliche Ausbreitung der Liebe zu Personen eigenen Geschlechtes beweist, daß sie der menschlichen Natur entspringen muß.

Wo aber findet man die Erklärung dieser Erscheinung, über die uns die Psychopathologie keine Klarheit verschaffen kann? — Meines Erachtens in der Embryologie (in Verbindung mit der Phylogenie und Anthropologie).

Frank Lydston und Kiernan und nach ihnen namentlich der Franzose Chevalier waren die Ersten, welche die Ursache der konträren Sexualempfindung in Entwicklungsverhältnissen sahen. Bei uns in Deutschland beginnt diese Lehre erst jetzt allmälig durchzusickern. Sie ist in deutscher Sprache weiteren Kreisen verständlich von Dr. med. Th. Ramien (Pseudonym)[1] dargestellt worden. Wir wollen einen Augenblick bei ihr verweilen.

Diese Forscher gehen davon aus, daß die menschliche Frucht bis zum Ende des dritten Monats vollkommen zweigeschlechtlich (bisexuell) ist. Man kann bis dahin das Geschlecht des Embryo nicht bestimmen, da in der Uranlage die Geschlechtsorgane beider Geschlechter (Wolffscher Körper, Keimdrüse, Müllerscher Gang, und die Uranlage der äußeren Genitalien) vorhanden sind. Entsprechend der Bisexualität der Geschlechtsorgane müssen auch die übrigen Theile des Sexualapparats, die spinalen und zerebralen Zentren, im embryonalen Stadium der

[1] Dr. med. Th. Ramien, Sappho und Sokrates oder wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechtes? Leipzig 1896, Max Spohr.

Entwicklung bisexuell sein. Die weitere Entwicklung der Geschlechtsorgane hat man sich derart vorzustellen, daß durch das Wachsthum gewisser Zellmassen und durch die Verkümmerung anderer die geschlechtliche Differenzirung allmälig eine vollkommene wird. Die genaue Darstellung davon gehört nicht hierher. Diese Differenzirung ergreift aber auch nach dem empirischen Gesetz der homologen sexuellen Entwicklung die Zentren des Sexualapparates. „Die Regel ist, daß mit der Entwicklung der Außentheile in männlicher Richtung das Triebzentrum zum Weibe erstarkt, während mit Bildung der weiblichen Geschlechtscharaktere die Neigungsfasern zum Manne sich entwickeln“ (Ramien, S. 10/11).

Reste der bisexuellen Uranlage des Sexualapparats existiren beim erwachsenen Manne noch wie beim Weibe. Sie weisen gerade wie andere Rudimente (z. B. der Wurmfortsatz und die Ohrmuskeln) auf eine frühere Organisationsstufe, in diesem Falle auf die ursprünglich vorhanden gewesene Bisexualität hin. Diese Residuen sind: Beim Manne der Uterus masculinus, eine verkümmerte Gebärmutter (Reste des Müllerschen Ganges), die Brustwarzen; beim Weibe das Paroophoron, der verkümmerte Samenstrang des Mannes (Ueberbleibsel des Urnierentheiles des Wolffschen Körpers), und das Epoophoron, die verkümmerten Nebenhoden des Mannes (Rest der Wolffschen Gänge). Von der ursprünglich bisexuellen Anlage der primären Geschlechtscharaktere bleiben jedoch häufig und zwar so häufig wie in keiner anderen Körpersphäre Mißbildungen, Hemmungsbildungen zurück (z. B. Spaltbildungen der Harnröhre, Epispadie, Uterus bicornis, bipartitus). Was liegt da näher als der Schluß, daß auch in den Geschlechtszentren solche Hemmungsbildungen auftreten? Bei der Homosexualität haben wir es mit einer solchen zu thun. Hier ist im Zentrum, den tertiären Geschlechtscharakteren, der Trieb zum eigenen Geschlecht zur Entwicklung gelangt, der Trieb zum anderen aber verkümmert. Darnach also ist die Homosexualität kein „Pathos“, sondern nur eine „Anomalia“.

Zu dieser Kette von Schlüssen kommt noch eine Anzahl Material, das der Anthropologie und Zoologie entnommen wird.

Aber der ganze Beweisstoff stellt sich heraus als eine Reihe von Folgerungen aus der Analogie und daher ist die Richtigkeit der eben geschilderten Auffassung, naturwissenschaftlich genommen, nur bis zu einem ziemlich hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erwiesen. Es giebt meiner Ansicht nach nur eins, was diese hohe Wahrscheinlichkeit annäherungsweise bis zur Gewißheit eines vollgiltigen Beweises steigern könnte, und das wäre eine systematisch durchgeführte Untersuchung über die *sekundären* Geschlechtscharaktere der Homosexuellen. Wenn sich die tertiären Geschlechtscharaktere, die Zentren, bei den Homosexuellen denen des anderen Geschlechts genähert haben, so ist anzunehmen, daß in den meisten Fällen dementsprechend die sekundären Geschlechtscharaktere diese Annäherung ebenfalls vollzogen haben. Während sich also der homosexuelle Mann in seinem sekundären Geschlechtscharakter mehr dem weiblichen Typus nähert, wird es beim homosexuellen Weibe umgekehrt sein müssen. Es finden sich in der einschlägigen Literatur Stellen, wo diese Verhältnisse gestreift werden, aber immer nur als etwas Nebensächliches. So z. B. bei Krafft-Ebing S. 259, wo er die Bekenntnisse eines homosexuellen Arztes wiedergiebt. „Abnorme Bildung der Genitalien will jener Arzt nie an seinen sechshundert Urningen, mit denen er sexuell verkehrt hat, gefunden haben, wohl aber häufig Annäherung an weibliche Körperformen, sowie schwache Behaarung, zarteren Teint, höhere Stimme. Nicht selten kam Mannesentwicklung.“ In vereinzelten Fällen trat sogar Milchabsonderung auf. S. 281 führt Krafft-Ebing an, daß Dr. Flatau bei Untersuchung des

Larynx von dreiundzwanzig homosexualen Weibern bei einigen den Kehlkopf von entschieden männlicher Form vorfand.

Die Durchführung einer derartigen medizinisch-statistischen Untersuchung, von der ich mir eine reiche Ausbeute verspreche, scheitert heute, soweit sie Männer betrifft, an dem Bestehen des § 175, der das Auffinden des betreffenden Materials in beweiskräftiger Menge fast zur Unmöglichkeit werden läßt. Erst seine Aufhebung machte die Bahn für eine weitere Forschung frei.

Betrachten wir uns den Paragraphen nach diesem Streifzug in die Medizin, so brauche ich kein Wort über seine Ungerechtigkeit und Zwecklosigkeit zu verlieren.

Aber auch juristisch ist der Paragraph ein Nonsens. Der Ausdruck „widernatürlich" ist gänzlich verfehlt und schief. Ich verweise auf die diesbezüglichen Ausführungen Bernsteins in dieser Zeitschrift,[1] der auch durchaus treffend nachweist, aus welchen Gründen die homosexuelle Liebe in den meisten Ländern nur bei Männern, nicht auch bei Weibern bestraft wird (mit Ausnahme Oesterreichs übrigens).

Bei dieser unklaren Fassung des Paragraphen ist der juristischen Interpretationskünstelei Thür und Thor geöffnet, wie er denn auch thatsächlich zu verschiedener Zeit verschieden ausgelegt worden ist.

Doch sehen wir davon ab und lassen wir selbst einen Moment die Ergebnisse der medizinischen Forschungen aus dem Auge, so bleibt immer noch eine Reihe von Gründen für seine Beseitigung übrig. Das Gesetz verhängt hier eine Strafe, wo Niemandes Recht verletzt wird. Es wird somit ein Grundsatz verletzt, der eine der Grundlagen des heute bestehenden Rechtes bildet. Der heutige Staat hat nicht die Aufgabe, individuelle Moral zu verbreiten, Zwangskeuschheit zu dekretiren. Von diesen Gesichtspunkten aus wurde in der That die Bestrafung der homosexuellen Liebe abgelehnt in Frankreich (schon 1791), Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Bayern, Württemberg, Hannover. Bestrafung tritt ein in Oesterreich, Rußland, England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland.

In Preußen holte man im Jahre 1869 ein Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen (am 24. März) ein, das sich unbedingt für die Abschaffung des damaligen § 143 des preußischen Strafgesetzbuches aussprach. Er schließt mit den Worten: „Hiernach sind wir nicht in der Lage, irgend welche Gründe dafür beizubringen, daß, während andere Arten der Unzucht vom Strafgesetz unberücksichtigt gelassen werden, gerade die Unzucht mit Thieren oder zwischen Personen männlichen Geschlechts mit Strafe bedroht werden sollte." Zu demselben Resultat kommen die gutachtlichen Aeußerungen des k. k. obersten Sanitätsraths zum sogenannten Sodomieparagraphen (§ 186) des österreichischen Strafgesetzentwurfs, unter einer ähnlichen Motivirung. In beiden Fällen war der Erfolg gleich Null. In Preußen glaubte man dem Volksbewußtsein Rechnung tragen zu müssen und behielt den Paragraphen bei. Als ob dieses der Gradmesser für die Berechtigung einer Sache wäre. Ich brauche gar nicht auf die Hexenprozesse hinzuweisen, deren Abschaffung von vorgeschrittenen Köpfen (z. B. 1515 schon vom Arzte Wier) gefordert wurde lange bevor in Wirklichkeit die letzte dieser Unglücklichen ihren Tod auf dem Scheiterhaufen fand. Die Begriffe Volksbewußtsein, Aberglaube, Volksvorurtheil haben alle gleichen Inhalt. Wenn heute noch, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, am Freitag keine Hochzeitsfeier abgehalten wird, so ist das ja auch nur ein Ausfluß des Volksbewußtseins. Hübsche Proben von dem, wie sich das Bewußtsein des gebildeten

[1] „Neue Zeit", XIII, 2, S. 233. Ich versage es mir unten, auf einen historischen Rückblick der homosexuellen Liebe einzugehen, verweise vielmehr in dieser Hinsicht auf diesen Aufsatz.

Volkes zur homosexuellen Frage stellt, erhalten wir in der Broschüre „Der § 175". Einer unter dieser Elite von Gebildeten — denn nur an solche wurde die Petition verschickt — will für die Homosexuellen die Prügelstrafe eingeführt wissen, ein anderer empfiehlt ihnen den Selbstmord.

Vollends die Wirkung des Gesetzes ist gänzlich illusorisch, d. h. die eigentliche Absicht des Gesetzgebers nicht erreicht. Wenn man im Auge behält, daß die homosexuelle Liebe die Bethätigung eines mächtigen Naturtriebs ist, so ist von vornherein, wie ich schon oben gesagt habe, die Unmöglichkeit einer Besserung durch eine Gefängnißstrafe klar. Den einen Zweck, den jede gesetzliche Bestrafung haben soll, die Besserung des Bestraften, erfüllt also der Paragraph nicht, er ist nutzlos.

Ein zweiter Zweck eines Gesetzes, die Abschreckung, ist ebenso wenig erreicht. Das Gesetz hat die Verbreitung der Homosexualität nicht gedämmt, seine Aufhebung ihr keinen Vorschub geleistet. Die Urninge Berlins, Hamburgs, Londons sind durchaus nicht minder zahlreich als die von Paris oder Brüssel. Auch wir haben Orte, wo die Urninge ihre Zusammenkünfte abhalten, Badeanstalten, in denen sie verkehren, Lokale, in denen sie ihre Bälle feiern, Straßen, in denen sich die männlichen Prostituirten den Urningen anbieten. Auch die Homosexuellen haben in Berlin ihr Café National. Ein deutscher Aristokrat kehrte im Sommer 1897 nach Berlin zurück, nachdem er mehrere Jahrzehnte im Ausland gelebt hatte, „um dem Urningsparagraphen aus dem Wege zu gehen". „Nein, diese Thorheit", heißt es in einem Briefe von ihm wörtlich, „treibe mich da nahezu vierzig Jahre im Exil herum, um am Ende meiner Tage zu sehen, daß in der Hauptstadt des Vaterlandes, das ich so schwer vermißte, das urnische Leben unter dem § 175 ausgedehnter, ungenirter, ungezwungener ist wie nur je an einem Orte im Orient oder Occident" (Hirschfeld, S. 67/68).

Und das alles übrigens unter den Augen der Polizei, die den ungeheuren Umfang des Urningthums wohl kennt, Listen über die Urninge führt, die sie sich dann nur herausholt, wenn sie öffentliches Aergerniß erregen. Durch die Erfahrung belehrt, hat sich die Polizei zu der eine ungewöhnliche Milde dokumentirenden Anschauung bekehrt, die die Wissenschaft erst durch mühselige Forschung gewonnen hat. Sie sah, wie ungeheuer weit und tief sich die Verbreitung des Urningthums erstreckt. Es ist bis in die höchsten Kreise hinein zu finden: Fürsten, hohe Beamte, hohe Militärs, Politiker aller Parteischattirungen werden in den Listen der Polizei geführt. Ich glaube, den durchschlagendsten Erfolg erzielte die Petition, wenn die Eingeweihten sich entschließen könnten, mit Namen aus allen diesen Kreisen der Oeffentlichkeit aufzuwarten. „Es gäbe einen Skandal", so erklärte der Abgeordnete Bebel in der Reichstagssitzung vom 13. Januar 1898, „wie noch niemals ein Skandal in der Welt gewesen ist, einen Skandal, gegen den der Panamaskandal, der Dreyfusskandal, der Tausch- und Lützowskandal das reine Kinderspiel wären."

Der § 175 hat eine Erscheinung ins Leben gerufen, die mit zu dem Widerwärtigsten gehört, was es giebt: die Chantage, das Erpresserthum. Die Bestrafung der homosexuellen Liebe der Männer giebt Gelegenheit zu den weitgehendsten, unverschämtesten Erpressungen. Die Chanteurs, die Erpresser sind nicht nur in einzelnen Städten und national organisirt, sondern haben auch ihre internationalen Verbindungen. Es vergeht fast kein Jahr, wo nicht der Staatsanwalt gegen das unheilvolle, verbrecherische Treiben dieser Subjekte einschreiten muß. Dem würde die Aufhebung des § 175 mit einem Schlage ein Ende machen.

Meint man, daß durch die Aufhebung des § 175 Minderjährige schutzlos daständen, so genügte einfach die Ausdehnung des § 176, 1 auf Personen über-

haupt (der jetzige Paragraph ahndet nur an Frauenspersonen mit Gewalt und Drohung erzwungene unzüchtige Handlungen).

Im Allgemeinen sollte die homosexuelle der heterosexuellen Liebe auch vor dem Strafgesetz völlig gleichgestellt werden. In dieser Forderung gipfelt auch die Petition. Es war ein verdienstliches und auch muthvolles Unternehmen, was der Verfasser und die ersten Unterzeichner der Petition (Bebel, Wildenbruch, Krafft-Ebing und Franz v. Liszt) ins Werk gesetzt haben. Sie haben und werden noch viel Widerspruch finden, viele Anfeindungen erfahren. Aber wo wäre das je ausgeblieben im Kampfe gegen das Alteingewurzelte?

Ausdrücklich muß ich noch bemerken, daß ich mit meinen Ausführungen die Homosexualität nicht etwa als ein unvermeidliches Uebel hingestellt wissen will. Die homosexuelle Liebe ist ein angeborener Trieb, und wie jeder Trieb läßt sie sich beeinflussen und eindämmen durch vernunftgemäße körperliche und geistige Erziehung, freilich nur wenn sie durch mehrere Generationen hindurch geübt worden ist, nie aber durch Gesetzesparagraphen.

Für die Homosexuellen weder das Gefängniß, noch das Irrenhaus, sondern die Hygiene im weitesten Sinne des Wortes.

Eine Umwälzung der Lyrik?

Von **H. Ströbel.**

Paul Ernst, dessen beiden jüngst erschienenen Einakter kürzlich in der „Neuen Zeit" besprochen worden sind, hat inzwischen auch einen Band Lyrik publizirt, der den Anspruch erhebt, die bewußte und konsequente Anwendung einer neuen Technik darzustellen. Daß diesem Bande Lyrik eine von der herkömmlichen abweichende Technik zu Grunde liegt, hat der Verfasser schon dadurch markant hervorgehoben, daß er ihm den Titel „Polymeter" gab. „Polymeter" ist eine von Jean Paul geprägte Bezeichnung, die einer Gattung von „Gedichten" galt, von denen man sich nicht recht klar war, ob man sie der Prosa oder der Poesie zuzählen sollte. Paul Ernst giebt uns in einer „Selbstanzeige", die er in der „Zukunft" veröffentlichte, in wünschenswerthester Weise selbst Aufschluß darüber, weshalb er seine Poeme „Polymeter" nannte und welches seine dichterischen Intentionen bei Abfassung derselben waren.

„Mir selbst", schreibt er, „scheint das Wesen des Polymeters zu sein: lyrische Vorstellungen, Gefühle und Gedanken von lyrischem Werthe, in knappstem Ausdruck, ohne Beihilfe von Reim, Rhythmus und sogenannte ‚gehobene Sprache' mitzutheilen." Diese Form scheine ihm einem sehr modernen ästhetischen Bedürfniß zu entsprechen, das schon Sainte-Beuve einmal derart definirt habe, daß früher, in der sogenannten klassischen Epoche, der als Dichter am höchsten geschätzt gewesen sei, dessen Werke am leichtesten verständlich, am ansprechendsten zum Lesen gewesen seien, während man heute den größten Dichter den nenne, der die Einbildungskraft des Lesers am meisten anrege, ihn selbst zum Nachdenken, zum Dichten auffordere. „Reim, Rhythmus und breiter Ausdruck", fährt Paul Ernst dann fort, „suggeriren dem Leser vielleicht oft zu viel und lassen ihn nicht oft genug selbst zum Dichten und Träumen kommen. Wie moderne Maler vor Allem die Probleme von Luft und Licht behandeln, ihre Bilder verschwimmend machen und sie physisch wie psychisch in eine größere Distanz vom Zuschauer rücken, so kommt vielleicht auch der Lyriker einem modernen Bedürfniß entgegen, der eben nur die lyrische

Vorstellung anklingen läßt, ohne eine kunstreiche Form dafür zu suchen, wie er sie dem Bewußtsein des Lesers fest einfüge." Solch eine Lyrik sei freilich nur für diejenigen, deren Phantasie, deren Psyche schon auf die leisesten Berührungen reagire, der Leser müsse seine Sehnsucht und seine Erinnerungen in dem Gedicht wiederfinden. „Ich möchte mit einem Ausdruck, der nicht mißverstanden werden dürfte, sagen, daß sie an die Stelle der äußeren eine innere Form setzt: nicht mehr der sprachliche Ausdruck ist das wichtigste künstlerische Mittel, sondern die Vorstellung; das Gewicht, das man sonst auf jenen legte, mußte man hier auf diese legen." Und zum Schlusse macht uns der Verfasser dann die Mittheilung, daß es ihm gelungen sei, die Gesetze dieser neuen Technik aufzufinden, die den metrischen Gesetzen analog seien, doch werde er dieselben erst in einem später erscheinenden wissenschaftlichen Werke darzustellen suchen.

Die Priorität dieser Entdeckung dürfte Paul Ernst vermuthlich bestritten werden, hat doch der bekannte Lyriker Arno Holz die von Paul Ernst angewandte „Technik" nicht allein bereits früher ebenfalls angewandt, sondern, und zwar ebenfalls in der „Zukunft", behauptet, daß seine Anwendung dieser neuen Technik das Resultat langjährigen Experimentirens und Nachdenkens sei. Nun wäre es ja immerhin möglich, daß Beide unabhängig voneinander dieselbe „Entdeckung" gemacht haben könnten, allein das Wahrscheinlichere ist doch, daß sie durch gegenseitigen Ideenaustausch zu derselben gelangt sind. Wobei es dann wieder die nächstliegende Annahme ist, daß die erste Anregung von Holz ausgegangen ist, beweisen doch auch die beiden schon erwähnten Einakter, daß Paul Ernst im Banne jener dramatischen Theorie gestanden hat, die Holz und Schlaf zwar wiederum nicht ganz neu „entdeckt", aber doch konsequent ausgebaut haben. Paul Ernst gesteht das übrigens auch ganz offen ein (in Nr. 32 der „Zukunft"); der Unterschied ist nur der, daß Ernst dieser dramatischen Theorie mit einer gewissen Skepsis gegenübersteht, während er von der Bedeutung der lyrischen Theorie fest durchdrungen zu sein und gleich Holz anzunehmen scheint, daß von hier ab eine neue „moderne" Lyrik datiren werde. Denn Holz ist allen Ernstes davon überzeugt, daß seine „Entdeckung" der Polymeter nichts Geringeres als den Anfang einer völligen Revolution der Lyrik darstelle. Was Holz mit dem ganzen Pathos des Selbstbewußtseins eines Vollblutpoeten verkündet, das drückt der beweglichere, skeptischere Halbpoet Paul Ernst viel vorsichtiger, bescheidener aus, da er im Innersten doch wohl noch nicht ganz von dem beweiskräftigen Gelingen seines Experiments überzeugt sein mag.

Eine Dichtung soll für sich selbst sprechen, weshalb es keinen besseren Prüfstein für die neue lyrische Gattung der Holz und Paul Ernst geben kann als den Eindruck, den dieselbe bei dem naiven Leser hervorbringt. Wir wollen daher den Lesern Gelegenheit geben, an einer Anzahl der Polymeter selbst die Wirkung auf sich zu erproben. Vorher jedoch sei mir gestattet, die Grundlinien der neuen Theorie ein wenig zu untersuchen.

Paul Ernst — seine Ausführungen decken sich im Wesentlichen mit dem, was Holz zu sagen hat — ist der Ansicht, daß die bisherige Lyrik der Phantasie, dem Denken der Leser einen zu geringen Spielraum gelassen habe, da sie mit ihren besten Ausdrucksmitteln den Lesern zu viel suggerirt habe. Der moderne Leser wenigstens fühle das Bedürfniß, selbst zu dichten und zu träumen, an der Arbeit des Dichters theilzunehmen. Deshalb dürfte wohl die Lyrik dem Empfinden des modernen Lesers am meisten entsprechen, die sich mit leichten Andeutungen begnüge. Die moderne Lyrik müsse also Stimmungslyrik im eminentesten Sinne sein.

Demgegenüber wären zunächst zwei Fragen aufzuwerfen: „Stellte die bisherige Lyrik wirklich so geringe Ansprüche an die poetische Mitarbeit des Lesers?" und „Sind die Polymeter faktisch darnach beschaffen, Stimmungen auszulösen und die Phantasie zu beflügeln?"

Unseres Erachtens befindet sich Paul Ernst durchaus im Irrthum, wenn er annimmt, die bisherige, sich des Reimes und Rhythmus bedienende Lyrik suggerire dem Leser die Stimmung derart, daß auch der für lyrische Stimmungen Unempfänglichere sich förmlich in lyrische Zwangsvorstellungen versetzt fühle. Ernst spricht von „breitem Ausdruck" und „gehobener Sprache" als von primitiven, veralteten, unmodernen Hilfsmitteln, deren jetzt der Poet entrathen könne. Aber wo findet sich denn in unserer eigentlichen Lyrik dieser „breite Ausdruck" und diese „gehobene", d. h. im gewöhnlichen Sinne hohl pathetische Sprache?! Finden wir sie in den besten rein lyrischen Gedichten Bürgers, Goethes, Eichendorffs, Heines, Lenaus, Storms, Liliencrons? An Schillers „Kampf mit dem Drachen" u. s. w., an Uhlands, Bürgers, Goethes Balladen mit ihrer theilweise wirklich prosaischen deskriptiven Breite dürfen wir doch nicht denken, wenn wir die eigentliche Stimmungslyrik im Auge haben. Wir müssen uns vielmehr an die im Ausdruck überaus knappen, oft nur in einem Duft, einem Hauch bestehenden Gedichte der Heine, Lenau, Eichendorff, Storm u. s. w. halten. So Bedeutendes die besten unserer modernen Lyriker auch hervorgebracht haben: wir glauben nicht, daß ihre Gedichte eine tiefere Stimmung auszulösen vermöchten als die knappen, konzisen Strophen der genannten älteren Dichter. Nichts unrichtiger, als daß diese Poeten nicht mit dem Nach- und Mitempfinden des Lesers zu rechnen hätten! Wie viel Deutsche giebt es denn, die den Stimmungszauber eines Eichendorff in seiner vollen Tiefe auszukosten vermöchten? Und woran liegt das? Daß diese Meisten nur Worte hören, bei denen sie sich nichts denken können, daß sie farbenblind sind gegenüber den koloristischen Reizen und taub gegenüber dem Rhythmus und dem Melos der Verse. Oder wären etwa gerade unsere stimmungsgewaltigsten Lyriker populär? Lenau ist zu „langweilig", Eichendorff (mit Ausnahme der in den Schullesebüchern stehenden oder von Schubert und Schumann in Musik gesetzten Gedichte) so gut wie unbekannt, und wie wenig selbst die Literaturbeflissenen unter der Suggestion der Heineschen Stimmungslyrik stehen, das beweist die blöde, stumpfnüstrige Herunterreißerei Heines, die jetzt Mode geworden ist. Wir behaupten also, daß die bisherige Stimmungslyrik gerade ein sehr **hohes Maß von lyrischer Empfänglichkeit**, von Lust und Fähigkeit am Mitdichten und Mitträumen voraussetzt. Von „breitem Ausdruck" kann hier auch nicht die Rede sein, vielmehr von der kondensirtesten Knappheit. In einem Lichtblitz, um uns des Holzschen Bildes zu bedienen, sind tausend Farben aufgesogen, aber diese tausend Farben beginnen nur für den wieder zu leuchten, der dafür ein ganz besonderes Organ hat.

Ebenso wenig kann in dieser Stimmungslyrik die Rede von „gehobener Sprache" im Sinne von geschwollenem Pathos sein. Nichts zerstört eine Stimmung gründlicher und plötzlicher als eine Phrase. Der Dichter muß daher mit ängstlichster Sorgfalt darauf achten, daß ihm ja keine Phrase unterläuft. Nur dann hat er den Schlüssel zum Gefühl, zur Phantasie des Lesers gefunden, wenn es ihm geglückt ist, für seine Stimmung den adäquaten Ausdruck in Wort, Bild, Farbe und Klang gefunden zu haben. Diesen Schlüssel zu finden, ist verteufelt schwer, weshalb sich neben dem lyrischen Kroppzeug, das zahlreich ist wie der Sand am Meere, nur sehr wenig wirkliche Poeten finden. Theodor Storm, selbst einer dieser Wenigen, sagt einmal:

„Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner Kenntniß unserer Literatur die Kunst, ‚zu sagen, was ich leide‘, nur Wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Nicht allein daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfang schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die systematische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcher Weise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser — man gestatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder mindestens eine Genugthuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsere Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.“

Wir glauben, eine bessere Definition des Wesens der Lyrik läßt sich nicht leicht geben.

Nach Storm ist Rhythmus und Klangfarbe des Verses ein Mittel, die Stimmung zu reproduziren, ihr einen präzisen, adäquaten Ausdruck zu verleihen. Nur dann, wenn ich die Stimmung, aus der ein Poem geboren wird, in die genau entsprechende Form gieße, vermag ich auch eine meiner Stimmung ähnliche, resp. gleiche Stimmung bei dem Leser hervorzurufen.

Paul Ernst glaubt nun der Hilfsmittel des Verses, des Rhythmus und der Melodie, entbehren zu können. Er will sich mit Andeutungen begnügen, statt des Akkords schlägt er einen einzelnen Ton an, statt der Melodie bedient er sich des Rezitativs, statt der Farbensymphonie giebt er ein paar Farbenklexe. Auch mit diesen kärglichen Mitteln mag es ihm glücken, Stimmung zu erzeugen, aber ob er die gewollte oder eine so tiefe Stimmung erzeugt, das ist sehr die Frage.

Daß man überhaupt auf den Gedanken kommen kann, auf Reim und Rhythmus und das kunstvoll geprägte Wort zu verzichten, erklärt sich aus der Sucht nach Befreiung von der Schablone und der Konvention, nach echter, reiner, individueller Stimmungspoesie. Wenn man dabei nur das Kind nicht mit dem Bade ausschütten wollte!

Es ist ja unverkennbar, der Reim und der Rhythmus werden von dem Poeten oft als unbequeme Fesseln empfunden. Manch Einer klagt, daß der Gedanke, das Bild sich oft nach dem Reime richte, statt umgekehrt der Reim nach dem Gedanken. Und doch liegt in dem Goetheschen Worte, daß sich gerade in der Beschränkung der Meister zeige, eine tiefe Wahrheit. Reim und Rhythmus bewahren vor zerfließender Breite, sie zwingen zur Konzentration und erhöhen dadurch die Wirkung des Wortes. Und wenn man darüber klagt, daß Reim und Rhythmus die „natürliche“ Wortfolge und Satzkonstruktion veränderten, so vergißt man, daß auch schon der Affekt dieselbe Wirkung hat. Poetische und pathetische Prosa wird unwillkürlich und ganz „natürlich“ rhythmisch, wodurch doch hinlänglich bewiesen ist, daß der Rhythmus nichts Gekünsteltes und willkürlich Erfundenes ist, sondern lediglich der Ausfluß des Bemühens, einer Stimmung, sei es Träumerei, Vision oder Leidenschaft, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Daß es rhythmische Formen giebt, die nur der einen Sprache entsprechen und die deshalb, auf eine andere Sprache übertragen, dieser Gewalt anthun, ist ganz selbstverständlich. In der Feindschaft gegen Vers und Reim liegt deshalb ein gesunder Kern, die Reaktion gegen pedantischen Formenzwang und ästhetische Schulfuchserei.

Auch die Abneigung gegen die „gehobene“ Sprache der Poesie ist unschwer zu erklären, hat die deutsche Dichtung doch lange genug unter dem blutlosen, papierenen Deutsch gelitten, das im Gegensatz zu der pulswarmen natürlichen Sprache vernünftiger Menschen als einzig literaturfähig galt. Das ist jetzt anders: das Natürliche ist uns das Poetische. Aber auch der Volksmund prägt besonders bezeichnende, drastische und packende Ausdrücke, so daß für die Poesie auch nicht der geringste Grund vorliegt, ihrerseits darauf zu verzichten. Ein echter Dichter wird es natürlich möglichst vermeiden, den Sprach- und Vorstellungsschatz seiner Vorgänger allzu sehr zu plündern; das individuelle Empfinden in ihm wird stark und eigenartig genug sein, um ihn eigene Bezeichnungen finden zu lassen.

Wir sagten das bereits einmal an einer anderen Stelle in dieser Zeitschrift, daß das Kennzeichen des echten Lyrikers die Originalität ist. Die Originalitäts*hascherei* ist deshalb aber noch lange kein lyrischer Befähigungsnachweis. Das sollten auch Paul Ernst und Holz bedenken, bevor sie sich anschicken, die Revolution der Lyrik zu vollziehen. Denn wenn sie auf Reim, Rhythmus und das bezeichnende Wort verzichten, was bleibt dann von ihrer neuen Lyrik noch übrig, als die *nackte, triviale Prosa*?!

Nicht die poetische Form, nicht der „sprachliche Ausdruck“ ist ja nach Paul Ernst das wichtigste künstlerische Mittel, sondern die Vorstellung, die *Vorstellung des Lesers*! Das heißt doch den Leser *zum Dichter machen* und den *Dichter zum Stimmer der Gefühlsklaviatur des Lesers erniedrigen*! Der Dichter soll aber nicht nur die Saiten stümpernd und tastend anschlagen, sondern sie *virtuos spielen*! Die neue Lyrik Paul Ernsts ist nicht eine Lyrik für moderne, differenzirte, poetisch veranlagte Geister, sondern für Leute, die zu faul und zu *unfähig* sind, sich Kunstgeschmack und Kunstverständniß anzueignen, die kaum dumpfe und dunkle Empfindungen haben und sich damit begnügen, die wenigen Saiten ihrer Gemüthsskala dann und wann einmal in Schwingung versetzen zu lassen. Der Wilde reagirt schon auf das kunstlose Geräusch primitivster Saiteninstrumente, während eine Beethovensche Symphonie und ein Bachsches Oratorium *nicht trotz, sondern gerade wegen ihrer kunstvollen Form* Gefühl und *Phantasie* des *musikverständigen* Hörers entfesseln und beflügeln.

Wir behaupten also: Die kunstlose Lyrik Paul Ernsts regt *nicht mehr*, sondern im Gegentheil *weniger* zu poetischer Mitarbeit an, sie ist *nicht reicher*, sondern *ärmer* an Stimmungen und Motiven, sie *erweitert* nicht das Stimmungs- und Stoffgebiet der Lyrik, sondern *verengert* es. Außerdem aber behaupten wir, daß Paul Ernst trotz all seiner Konsequenz dennoch wiederholt in die „veraltete“ Tonart der alten Lyrik zurückfällt, ein Beweis, daß sich der Natur auf die Dauer kein Zwang anthun läßt.

Man urtheile selbst.

Auf einem Pferdchen reitet das graue Elend,
Vorbei an einem Rokkokoschlößchen.
Ein kleines Mädchen lacht ihm nach und ruft:
Auf einem Pferdchen reitet das graue Elend.

Hier finden wir einen unverkennbaren Anklang an die als unmodern verpönte Rhythmik und Metrik. Die Wiederkehr der ersten Zeile als vierte Zeile verleiht dem Poem die Form einer Strophe. Eine Konzession nach dem Rhythmischen hin liegt in der „poetischen“ Darstellung. In dürrer Prosa müßte es heißen:

„Das graue Elend reitet auf einem Pferdchen
An einem Rokkokoschlößchen vorbei“ u. s. w.

Wo bleibt also die konsequente Neuerung?

Hier ein zweites Beispiel für dieselbe Thatsache:

Sonnenschein,
Gaukelt mein Glück mit Schmetterlingsflügeln.
Sonnenschein,
Aehrenfeld, schwere Aehren,
Sonnenschein,
Gaukelt mein Glück mit Schmetterlingsflügeln.

Beiläufig: Ob diese „Polymeter" mehr Stimmungsgehalt besitzen und mehr die Phantasie anregen, wie etwa folgende Stormsche Strophe?

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Oder ob das Räthselaufgeben (in Folge weggelassener Worte) der dichterischen Phantasie so besondere und würdige Aufgaben stellen soll?

Wenn Paul Ernst aber ein deutliches Bild giebt, so kommt auch wieder die Phantasie zu kurz. Zum Beispiel in folgendem „Gedicht":

Ich liege lang auf dem Hügel.
Zwischen den Steinchen Brockenmoos
Und dünne Gräserchen, die überhängen.
Eins hat oben ein leuchtendes Pünktchen.
Hinter dem Gewirr, gegen den Himmel,
Die Blätter einer kleinen Klatschrose,
Sonnendurchschienen.

Hier, wo der Verfasser wirklich Reim, Rhythmus und den sprachlichen Ausdruck verschmäht hat, ist er „Dichter" nur von des Setzers Gnaden. Denn wenn die einzelnen Zeilen wie Prosa gesetzt worden wären, so würde diese Prosa kein Mensch für ein Gedicht halten, nicht einmal für besonders poetische Prosa! Da kommt uns gerade eine Stelle aus einer Prosaskizze Johannes Schlafs in den Sinn. Wir wollen sie hier wiedergeben:

„Halme, dünn, schlank, mit grünlichen Dolden.

„Wenn ich den Kopf in das kleine krause Rasengewirr lege und die Augen etwas zusammenkneife, wanken sie wie sturmbewegte hohe Baumkronen gegen den stahlblauen Himmel hin und her. Wie ein Wald von wunderlichen Fabelbäumen.

„Und die Hummeln mit dem schwarzsammtenen Leib und der braunsammtenen Verbrämung, eifrig von einem Kelch zum andern. Und dann in die Luft hinein, in den sonnigen Morgen, hinunter in das Thal, taumelnd im zackigen Flug, in der Luft schwebend wie riesige Ungeheuer.

„Vor mir eine Feldnelke. Wie ich sie betrachte, ragt sie hoch, hoch über eine einsame Feldscheune weit draußen am hüglichen Horizont und taucht mit ihrer gluthrothen Krone in den Himmel."

Diese in natürlichem Gefühlsausdruck leicht rhythmisirte Prosa ist viel poetischer als das poetisch sein sollende Gegenstück von Paul Ernst.

Unter der Rubrik „Ulkhafter Stumpfsinn" haben wir uns eine Anzahl Ernstscher Gedichte notirt. Drei davon seien als Stichprobe wiedergegeben:

Ueber eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Reitet ein ernsthafter junger Lieutenant
Mit einem breiten, rothen Kragen.

Und im stillen Wasser unten,
Zwischen den schwimmenden Blättern einer Seerose,
Spiegelt sich der ruhige Himmel
Und eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Und ein Lieutenant auf seinem Pferd,
Mit einem breiten, rothen Kragen.

* * *

Der Wind heult draußen,
Und ich sitze friedlich faul
Vor der Lampe,
Bücher auf dem Tisch,
Kritzle,
Allerhand:
Mädchengesichter,
Häuser,
Einen Namenszug.

* * *

Jetzt will ich sie mal uzen.
„Du, bist du aber bummlig,
Du läufst den ganzen Tag schon mit'n Loch im Aermel."
Sie dreht sich um und sucht: „Wo is es denn?"
„Na, wo die Hand rausguckt!"
„Ach geh'! Wart man, ich sag' denn auch mal was!"

Riesig stimmungsvoll und phantasieanregend, was?!
Rubrik: Trivialität. Geben wir auch ein paar Proben.

Ein Gärtchen mit Eisengitter
Vor einer Miethskaserne Berlin W.
Mit gelbblühenden Sträuchern.

Am Fenster sitzt der Portier,
Schustert,
Die Brille auf der Nase,
Und eine große Kaffeetasse auf dem Fensterbrett.

* * *

Wie hübsch sie aussieht, wenn sie vor dem Eßschrank steht
Und von dem großen, runden Zehnpfundbrot abschneidet!
Sie hat eine knittrige Latzschürze vor
Und macht ein böses Gesicht.
Der Kater streckt sich schnurrend an ihrem Fuß.

* * *

Heut Abend giebt's Gänsegrieben mit Pellkartoffeln.
Dann schält sie mir die Kartoffeln
Und sagt: „Ei ja, gegessen ist schneller wie geschält."
Und ich pflege dann zu antworten:
„Du bist ein richtiger Hausdrache!"

Und nun noch ein paar Sachen, bei denen man wirklich etwas denken und empfinden kann:

Wer sieht das nicht ein?
Eine lange Pfeife und selbstgepfropfte Rosen,
Das ist das Vernünftigste.
Aber du wolltest hinaus unter die Menschen.

Und jetzt, nach Jahren, merkst du plötzlich:
Die Menschen sprechen, als wenn sie hohl wären,
Und wenn du selber sprichst oder lachst,
So ist es, als ob das ein Anderer wäre.

* * *

Der Schnitter auf dem Feld
Mäht das Korn in Schwaden.

Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
Kratzt sich den Kopf,
Und sieht zum Himmel,
Ob das Wetter beständig bleibt.

Als sein Hintermann,
Der Tod
Mäht das Korn in Schwaden.

Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
Kratzt sich den Kopf,
Und sieht zum Himmel,
Ob das Wetter beständig bleibt.

* * *

Eine breite leere Straße,
In der deine Tritte hallen.

Hohe glatte Häuser,
Blitzende Fenster,
Weiße Gardinen.

In jeder der weißgescheuerten Stuben
Sitzt ein einsames blasses Menschenseelchen,
Frierend in Lebensangst.

Ob aber selbst diese besten „Gedichte“ an Gedanken- und Stimmungsgehalt mit verwandten Poemen der alten Art vergleichbar sind, das ist eine Frage, die schwerlich zu Gunsten Paul Ernsts beantwortet werden dürfte.

Als was stellt sich denn diese neue Lyrik im Grunde dar? Als eine Verballhornung der schon seit Hölderlin und Goethe gebrauchten „Freien Rhythmen“ und „Gedichte in Prosa“, als eine zerhackte Prosa, die, wenn sie überhaupt einen poetischen Gehalt besitzt, denselben nur den verpönten Mitteln der alten Vers- und Reimpoesie zu danken hat! Und das nennt sich dann eine Umwälzung der Lyrik!

Sehr möglich freilich, daß diese „neue Lyrik“ zahlreiche Anhänger findet. Wer Verse und Reime drechseln wollte, der mußte doch immerhin Sinn für Rhythmus und einen relativ reichen Wortschatz besitzen; das ist jetzt ein „überwundener Standpunkt“! Je weniger Worte, je mehr Gedankenstriche, desto „moderner“ ist diese Poesie, die das unbequeme Geschäft des Dichtens völlig auf den Leser abwälzt. Bürger feilte und bastelte an seiner „Lenore“ acht Monate lang; einen Band „Polymeter“ kann man leichtlich in acht Tagen machen! Das Wort Scheffels:

„Seinen Hausbedarf an Liedern
Macht sich heute Jeder selber“

wird nun faktisch zur Wahrheit werden, denn das wird sich schließlich doch noch Jeder zutrauen, eine Portion von Ungereimtheiten verbrechen zu können, denen leicht der Anstrich polymeterhafter Poesie gegeben werden kann.

Ein so kluger Kopf wie Paul Ernst wird vermuthlich bald selbst über seinen schrullenhaften Einfall lächeln — vielleicht war es ja auch nur die „pure blanke Gottessatire“ — aber die unheilvolle Erfindung selbst wird trotzdem noch manches Opfer kosten.

Schade ist es freilich nur um Einen, um Arno Holz, der es nicht nöthig gehabt hätte, die Lyrik „umzuwälzen“, um als Poet — „von Gottes Gnaden“ heißt es in den Literaturleitfaden — die allgemeinste Anerkennung zu erringen.

Arbeitslöhne, Branntwein und Volksgesundheit.

Von H. Vogel.

Ein beliebtes Argument, mit welchem die Schlot- wie die Krautjunker den Bestrebungen der Arbeiter nach Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung entgegentreten und mit welchem sie diese Bestrebungen als unberechtigt zurückweisen, ist, daß die Arbeiter dieses erstrebte Mehr an Lohn und an freier Zeit doch nur dazu benutzen, noch länger in den Schänken zu liegen und ihr Geld in Branntwein zu vertrinken, und zwar nicht nur den Mehrverdienst, sondern überhaupt den größten Theil desselben. Die Thatsachen schlagen indeß diesem Argument ins Gesicht. Die Arbeitszeit hat in den letzten Jahren in verschiedenen Produktionszweigen theils freiwillig, theils in Folge von Arbeitseinstellungen Verkürzungen erfahren; in anderen Zweigen ist dieselbe allerdings zeitweise wegen lebhaftem Gange des Geschäfts durch Ueberstunden verlängert worden. Aber die Arbeitslöhne sind in den letzten Jahren ziemlich allgemein gestiegen. Selbst auf den Stummschen Werken in Neunkirchen erhielt im Jahre 1897 jeder über achtzehn Jahre alte Arbeiter monatlich 5 Mark Zulage. Nach dem „Württembergischen statistischen Handbuch" betrugen die Arbeitslöhne in Württemberg pro Kopf:

1891	1892	1893	1894	1895
566,3 Mark	578,0 Mark	592,5 Mark	616,3 Mark	621,1 Mark

Nach den Berichten der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten betrugen die Jahreslöhne im

	1894/95	1895/96
Aufsichtsbezirk Dortmund . . .	1060—1172 Mark	1065,8—1221,4 Mark
Aufsichtsbezirk Bochum	1089—1095 "	1115,0—1124,0 "

Nach den Angaben des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands waren in dieser Branche die Durchschnittstagelöhne, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet:

1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
260	274	275	290	293	295	298	302 Pfennig

Ebenso stiegen in derselben Zeit die Löhne in den Kesselschmieden, Eisengießereien, Maschinenfabriken und Schiffswerften und in den meisten anderen Industriezweigen. Nur in der Textilindustrie kamen neben einigen Lohnerhöhungen auch Herabsetzungen vor. Nach den Berichten des Aufsichtsbeamten betrugen in und bei München-Gladbach die Löhne in:

	1890	1891	1892	1893
8 Baumwollspinnereien	548,80	568,00	558,80	573,84 Mark
18 gemischten Webereien	658,46	672,76	662,51	660,89 "
11 Stückfärbereien	797,59	805,28	805,79	808,92 "
10 Baumwollspinnereien und Webereien	596,33	596,06	582,41	587,03 "
1 Zwirnerei	487,81	474,25	457,00	483,81 "

Freilich hat diese theilweise günstige Gestaltung des Arbeitsmarkts und der Lohnverhältnisse, wie auch der bayerische Jahresbericht für 1897 in der Einleitung hervorhebt, keine wesentliche Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse zur Folge gehabt, indem die an sich schon hohen Lebensmittelpreise in den letzten Jahren an vielen Orten eine weitere Steigerung erfuhren. Immerhin müßte, wenn die Ansichten der Herren um Stumm und v. Plötz richtig wären, daß die Arbeiter einen Mehrverdienst nur in Branntwein umsetzen, auch der Branntweinkonsum während der letzten Jahre gestiegen sein. Aber das Gegentheil ist eingetreten. Nach den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamts betrug der Konsum an Trinkbranntwein im deutschen Zollgebiet pro Kopf der Bevölkerung im Jahre, auf reinen Alkohol berechnet (vom 1. Oktober bis 31. September):

1889/90	1890/91	1891/92	1892/93	1893/94	1894/95	1895/96	1896/97
4,60	4,33	4,31	4,37	4,34	4,21	4,28	4,22 Liter

Andererseits betrug nach der Statistik des Deutschen Reiches der Bierkonsum im deutschen Zollgebiet pro Kopf:

1889/90	1890/91	1891/92	1892/93	1893/94	1894/95	1895/96	1896/97
106,3	105,9	105,5	107,8	108,5	106,8	115,8	116,0 Liter

Während also in diesen sieben Jahren der Branntweinkonsum um etwa 10 Prozent abgenommen hat, stieg der Bierkonsum um etwa ebenso viel. Dies bedeutet vom hygienischen Standpunkt aus eine wesentliche Verbesserung, und Niemand wird bestreiten, daß diese Abnahme und Zunahme wesentlich durch den Konsum der Arbeiterklasse bewirkt sind. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß starker Biergenuß für die Gesundheit des Konsumenten und die Volksgesittung im Allgemeinen keine schlimmen Folgen habe, so ist dies doch unbestreitbar in weit geringerem Grade als bei starkem Branntweingenuß der Fall, der, wie der Leipziger Kliniker Professor Strümpell erklärte, eine ebenso gefährliche Krankheitsursache ist, wie die Tuberkulose und die Syphilis.

Die Lohnverhältnisse hatten natürlich nicht nur in Deutschland in den letzten Jahren steigende Tendenz, sondern auch mehr oder weniger in den anderen Industrieländern, und überall in diesen Ländern, wo wir den Konsum von Trinkbranntwein pro Kopf feststellen konnten, finden wir eine Abnahme desselben. In der Schweiz kamen nach dem Bericht des Bundesraths auf den Kopf der Bevölkerung an 50 Prozent Alkohol:

1891	1892	1893	1894	1895
6,32	6,39	6,37	5,81	5,71 Liter

Für Frankreich konnten wir nur den Branntweinkonsum pro Kopf vom Jahre 1894 und 1895 aus der „Zeitschrift für Spiritusindustrie" ermitteln, durch die eine Abnahme des Branntweinkonsums in der Mehrzahl der größeren Orte konstatirt wird. Darnach betrug der Branntweinkonsum im Durchschnitt der Gesammtbevölkerung im Jahre 1894 4,04 Liter und im Jahre 1895 3,90 Liter pro Kopf. Am stärksten ist in Frankreich der Branntweinkonsum in den Arrondissements an der atlantischen Küste und im Norden, am geringsten ist er in den südlichen Arrondissements. So waren es

	1894	1895			1894	1895	
in Rouen . . .	19,88	15,42	Liter	in Nancy	7,09	5,33	Liter
„ Le Havre . .	15,84	15,42	„	„ Lyon	5,68	5,35	„
„ Dunkerque . .	11,48	8,51	„	„ Orleans . . .	5,63	5,53	„
„ Amiens . . .	11,75	11,74	„	„ Nizza	4,82	4,77	„
„ Calais . . .	9,47	9,15	„	„ Limoges . . .	4,45	3,78	„
„ Lille	7,20	7,05	„	„ Nimes	3,83	3,80	„
„ Paris . . .	7,54	7,37	„	„ Béziers . . .	1,75	1,61	„

Allerdings kommt hierzu in den nördlichen Arrondissements ein nicht unbeträchtlicher Konsum an Bier und in den südlichen an Wein und Cider. Für ganz Frankreich betrug der Konsum von Wein pro Kopf 1894 86 Liter und an Cider 17 Liter; in Paris betrug 1894 der Konsum von Wein 199 Liter, von Cider 9,1 Liter und von Bier 12 Liter pro Kopf.

In Schweden ist der Konsum von Branntwein pro Kopf der Bevölkerung nicht genau festgestellt; aber die Produktion sank in Folge der eifrigen Mäßigkeitsbewegung von 36178918 Liter im Jahre 1893/94 auf 34886800 Liter im folgenden Betriebsjahr.

In Amerika hatte eine mächtige Mäßigkeitsbewegung, unterstützt durch Lohnverbesserungen, vielfach eine Einschränkung der Branntweinproduktion zur Folge. So produzirten die Brennereien in Chicago:

1892	1893	1894
6858249	4112794	2678756 Gallonen à 3786 Liter.

Sind das auch nur einzelne Zahlen, so genügen sie doch vollauf, die Unrichtigkeit der Redensart vollständig zu widerlegen, daß die Arbeiter, wenn sie höhere Löhne bekommen, dieselben nur in Fusel vertrinken.

Aber wie kommt es, daß die Arbeiter bei höheren Löhnen weniger Branntwein konsumiren, wo sie sich daran etwas mehr zu Gute thun könnten? Das kommt daher, daß auch für den Arbeiter der Branntwein nicht der höchste Genuß ist, sondern nur ein erbärmlicher Lückenbüßer. Höher als diesen lernen sie bald eine angenehme Häuslichkeit schätzen, die Erwerbung von Kenntnissen und die Pflege der Gesundheit, der eigenen wie der ihrer Familienangehörigen, namentlich wenn diese Erkenntniß durch eine besonnene Mäßigkeitsbestrebung unterstützt wird. Vor dem Interesse an Kenntnissen und an den Wissenschaften verschwindet bald das Vergnügen am Trunk. Auch der bayerische Fabrikinspektorenbericht vom Jahre 1897 sagt S. 36 der Einleitung: „Die Bestrebungen zur Hebung der allgemeinen Bildung sind bei der Arbeiterklasse unverkennbar in erfolgreichem Vorwärtsschreiten begriffen."

Während eine Vermehrung des Branntweinkonsums und des Wirthshausbesuchs den Sinn für die Annehmlichkeiten der Häuslichkeit vermindert und die Pflege der Familie vernachläſſigt, wodurch Krankheiten Thür und Thor geöffnet und die Sterblichkeit vermehrt wird, und zwar am meisten die Sterblichkeit derer, die am wenigsten Vernachlässigung der Pflege ertragen können, nämlich die der Kinder, so fördert die Verminderung des Branntweinkonsums und des Wirthshausbesuchs das Familienleben, die Sorgfalt für die Angehörigen und vermindert daher die Erkrankungen und die Sterblichkeit derselben und namentlich die der Kinder. So hat in den letzten Jahren im Allgemeinen mit der Besserung der Löhne die Sterblichkeit in den europäischen Kulturstaaten abgenommen. Diese allgemeine Abnahme der Sterblichkeit im letzten Jahrzehnt ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung von Dr. W. Kruse in der „Zeitschrift für Hygiene", 1897, 25. Heft. Die Sterblichkeit war exklusive Todtgeburten im Jahresdurchschnitt auf 1000 Lebende:

	1875—1884	1885—1894
In Ungarn	35,8	33,4
„ Italien	28,2	26,7
„ Deutschland	26,2	24,2
„ Frankreich	22,4	22,1
„ der Schweiz	22,9	20,5
„ Belgien	21,7	20,5
„ Holland	22,7	20,3
„ England und Schottland	20,4	18,9
„ Irland	18,4	18,2

Die Sterblichkeit hat also seit 1884 überall, aber in der Schweiz und in Holland verhältnißmäßig mehr abgenommen als in Deutschland. Diese Abnahme erstreckt sich in Preußen namentlich auf die mittleren Altersklassen beider Geschlechter in Stadt und Land, besonders in Folge des Zurückgehens der meisten Infektionskrankheiten. In Preußen betrug sie pro Jahr circa 70000 Seelen. In den meisten Ländern (in Italien nicht) war dieselbe von einer Verminderung der Geburtshäufigkeit begleitet. Allerdings ist diese allgemeine Abnahme der Sterblichkeit auch durch die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege gefördert worden; aber diese hätten wohl kein wesentliches Resultat gezeitigt, wären sie nicht durch die günstigen Wirkungen der Lohnverbesserungen unterstützt worden. Beigetragen haben dazu gewiß auch die Erfolge in den Bestrebungen der Mäßigkeitsfreunde. Denn gerade in den Ländern, wo durch ihre Bemühungen die bedeutendste Abnahme des Branntweingenusses stattgefunden hat und wo dieselbe mit einem wirklichen Arbeiterschutz Hand in Hand geht: in Schweden, Dänemark, der Schweiz, England und Holland, ist auch die Kindersterblichkeit am geringsten. Denn es starben nach dem „Bulletin de l'institut international de statistique" in den letzten Jahren von 1000 Kindern im Alter bis zu fünf Jahren in Schweden 39,1, in Dänemark 49,0, in der Schweiz 52,5, in England 57,7, in Holland 61,4, in Belgien 62,3, in Frankreich 63,1, in Preußen 79,8, in Italien 91,3, in Oesterreich 100,3, in Bayern 101,7, in Sachsen 105,7 und in Ungarn 118,0. Auch in dieser Zusammenstellung nehmen die deutschen Länder eine ziemlich tiefe Stelle ein, ein Beweis, daß sie alle Veranlassung haben, in der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht stille zu stehen.

Ohne das Thema erschöpft zu haben, glauben wir doch durch vorstehende Auseinandersetzung dargethan zu haben, daß mit der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter, der Höhe ihrer Löhne und der Länge ihrer Arbeitszeit die Volksgesundheit und die Volkskultur sich senkt und hebt, und daß jeder wahre Volksfreund letzteres zu fördern suchen muß, unbeirrt durch das Geschrei industrieller und agrarischer Ausbeuter.

Literarische Rundschau.

G. Sorel, „**L'Avenir Socialiste des Syndicats**". Paris 1898, Librairie de l'Art Social. 32 S. gr. 8°.

Der Verfasser sieht die sozialistische Zukunft der Gewerkschaften mehr in der Ausbildung dessen, was man heute in England den „alten Unionismus" nennt, als in der Beschränkung der gewerkschaftlichen Leistungen auf den Widerstand gegen das Kapital. Nicht daß er diesen Widerstand selbst für eine untergeordnete Sache hielte. Ganz im Gegentheil. Er ist aber überzeugt, daß die Gewerkschaft, die zugleich Unterstützungsverein ist und die besten, vorsorglichsten Mitglieder des Gewerbes an sich zieht, auf die Dauer auch im Widerstandskampf am meisten leistet. Sie ist zugleich auch das beste Mittel, die Arbeiter von der Beherrschung und Ausbeutung durch die Politiker zu befreien.

Herr Sorel hat jenen tiefen Haß gegen die Politik und die Politiker, den nur derjenige begreift, der lange in Ländern eingewurzelten parlamentarischen Regiments gelebt hat. Es wäre sehr voreilig, diesen Haß schlechtweg als kleinbürgerlich oder spießbürgerlich-reaktionär abzuthun. Wenn er einseitig ist, so liegen ihm doch gewichtigere Erklärungen zu Grunde, als kleinbürgerliche Bornirtheit oder spießbürgerliche Angst vor politischen Umwälzungen. Der politische Kampf entartet leicht zu Kämpfen rivalisirender Berufspolitiker, welche die Aufmerksamkeit der Massen von wichtigen Aufgaben ablenken, um sie auf sehr untergeordnete Dinge zu konzentriren. Und selbst was bei diesen Kämpfen für die Massen abfällt, sind nicht selten Danaergeschenke, mehr geeignet, die für ihre wirkliche Emanzipation erforderten Eigenschaften zu schwächen, als diese Emanzipation zu fördern.

Herr Sorel schüttet indeß das Kind mit dem Bade aus. „Unser Jahrhundert", schreibt er, „ist an politischen Erfahrungen fruchtbar gewesen; fast stets aber sind die Voraussetzungen der Reformer Lügen gestraft worden. Alle Bemühungen, eine von den Parteiinteressen unabhängige Verwaltung herzustellen, sind vergeblich gewesen; in Frankreich hören die Verwaltungen nicht auf, in dem Maße als die Politik demokratischer wird, immer mehr der Korruption zu verfallen. Möglich, daß dies nur ein zufälliges Zusammentreffen ist, aber immerhin bedarf es einer Erklärung für diese fortschreitende Korruption" (S. 12). Vergleicht man die verhältnißmäßig unbedeutenden Skandale unter dem Bürgerkönigthum mit den Schwindeleien unter dem zweiten Kaiserreich, und diese mit dem Panamaskandal und dem noch größeren Skandal der Panamajustiz, so wird man sehr geneigt sein, den Satz von der Steigerung der Korruption mit der fortschreitenden Demokratie zu unterschreiben. Thatsächlich ist es indeß nicht so ausgemacht, ob wir wirklich mit einer fortschreitenden Korruption zu thun haben. Vieles, was heute als Korruption erscheint, galt früher als legitim, oder, wenn wir das Wort „erscheinen" in einem anderen Sinne nehmen: Vieles, was heute als Korruption ans Licht des Tages gezerrt wird, blieb früher verborgen. Andererseits schafft allerdings die Demokratie neue Quellen oder Möglichkeiten der Korruption. Aber dies legt blos die Frage nahe, ob wirklich das begleitende Uebel größer ist als die Vorzüge demokratischer Einrichtungen und ob jene Begleiterscheinungen unvermeidlich und dauernd sind. Speziell in Frankreich ist die Demokratie in der Hauptsache nur erst formell durchgeführt; im Allgemeinen dominirt in der Verwaltung noch stark der zentralistische Bureaukratismus, und wo dieser dem Einfluß der Parteiherrschaft dienstbar gemacht wird, da giebt es in der That „keinen guten Klang". Nur in dem Maße als sie der Parteiherrschaft ein Ende

macht, kann die Demokratie hoffen, mit der Korruption fertig zu werden. Solange und wo es Parteiherrschaft giebt, ist die Gefahr da, daß mit der numerischen Größe der zur Herrschaft gelangenden Parteien die Korruption immer mehr in die Breite geht.

Parteiherrschaft nun, ausgeübt mehr für bestimmte Klassen als von diesen, und Revolten anderer Parteien oder Klassen gegen die jeweilig herrschende Partei mit dem Resultat neuer Parteiherrschaft — das war bisher der fehlerhafte Zirkel der politischen Entwicklung Frankreichs, aus dem es auch jetzt noch nicht endgiltig heraus zu sein scheint. Wenigstens spukt das, was man mit Recht oder Unrecht den jakobinischen Geist nennt, noch stark in den Köpfen vieler Politiker, und daher auch die starke Abneigung vieler, sehr aufgeklärter und frei denkender Leute gegen die Politik, daher ihr Bestreben, die Arbeiterbewegung außerhalb aller Politik zu stellen. Sie sind deshalb noch nicht schlechtweg Anarchisten — Sorel bezeichnet die Vorstellung von dem Verschwinden aller politischen Organisation für einen Traum — sie sind auch nicht dagegen, daß die Arbeiter die Gesetzgebung für die Erkämpfung bestimmter Rechte oder Reformen in Anspruch nehmen, aber sie wollen in einem viel strengeren Sinne, als man den Satz gewöhnlich auffaßt, die politische Aktion der ökonomischen Bethätigung der Arbeiter untergeordnet wissen.

In diesem Geiste ist die vorliegende Arbeit gehalten. Sie enthält sehr viel treffende Bemerkungen über die Hinfälligkeit der Auffassung, die von apokalyptischen Katastrophen die sozialistische Emanzipation der Arbeiter erwartet, aber auch sehr viele Sätze, die keinenfalls in der bedingungslosen Form, die der Verfasser ihnen giebt, richtig, und auch sonst oft recht anfechtbar sind. Nicht überall treten die Tendenzen, die er bekämpft, mit der gleichen Schärfe auf, und nicht überall ist die politische Aktion in dem Grade entbehrlich wie in Frankreich. Und auch in Frankreich kann man nur von einer relativen Entbehrlichkeit der politischen Bewegung sprechen. Wer dies berücksichtigt und namentlich nicht vergißt, daß, wenn auch Frankreich in ökonomischer Entwicklung vielfach hinter Deutschland zurückgeblieben ist, es ihm in seiner politischen Entwicklung bedeutend voraus ist, der wird in dem Schriftchen des Herrn Sorel viel anregende Kritik finden.

Wir schließen, indem wir eine Stelle folgen lassen, die uns für den Gedankengang des Verfassers sowohl mit Bezug auf das spezielle Thema seiner Arbeit, als auch hinsichtlich seiner Auffassung der sozialistischen Theorie besonders charakteristisch erscheint:

„Die prinzipielle Frage", schreibt er auf S. 11, „scheint mir nicht zweifelhaft zu sein. Die Gewerkschaften zu bloßen Widerstands-(Strike-)Vereinen machen, heißt der Entwicklung des Proletariats eine gewaltige Schranke entgegensetzen, heißt dasselbe dem überwiegenden Einfluß von Bourgeoisdemagogen überliefern; heißt es verhindern, seinen Lebensverhältnissen entsprechende neue Rechtsgrundsätze auszuarbeiten, heißt, mit einem Worte, ihm die Möglichkeit nehmen, Klasse für sich selbst zu werden. Die von den Gewerkschaften gegründeten Hilfskassen arbeiten nicht nach denselben Prinzipien wie die bürgerlichen Kassen. Statt sich von dem Gedanken der Assoziation der Kapitale zu erfüllen, bewahren sie einen proletarischen Charakterzug.

„Je mehr in der unorganisirten und wirren Welt der Arbeiter bestimmte Beziehungen erstehen, um so sicherer arbeiten sich neue Elemente sozialer Neuorganisation heraus. Man spricht viel von der Organisation des Proletariats; Organisation heißt aber nicht Automaten auf Kästen aufstellen! Die Organisation ist der Uebergang von der mechanischen, blinden, von außen aufgedrängten Ordnung zur organischen, bewußten und voll acceptirten Differenzirung. Sie ist, mit einem Worte, eine moralische Entwicklung. Man gelangt nur durch eine lange Praxis und eine im Leben gewonnene Erfahrung zu ihr. Alle Institutionen sind in dieser Weise ausgebildet worden. Sie sind weder das Resultat der Beschlüsse großer Staatsmänner, noch das Produkt der Berechnungen der Gelehrten. Sie erstehen aus der Erfassung und Zusammenfassung aller Elemente des Lebens. Aus welchem Grunde sollte das Proletariat der Nothwendigkeit entgehen, sich auf demselben Wege selbst zu etwas zu machen?"

E. B.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.")

Von R. Masson-Forestier. Autorisirte Uebersetzung von Alfred Götze.

(Fortsetzung.)

V.

Seit der Abfahrt des „Gladiateur" von Rouen sind bereits vierzehn Tage vergangen, ohne daß im Heimathshafen Nantes irgend eine Nachricht über das Schiff eingetroffen wäre. Man wußte nur, daß der Dreimaster bei seiner Einfahrt in den Ozean von einer von Falmouth nach La Rochelle segelnden Brigg auf der Höhe von Ouessant gesehen wurde. Er schien hart an der englischen Küste entlang zu fahren. Vermuthlich hatten ihn widrige Winde gehindert, seinen Kurs einzuhalten.

Seither hatte man nichts weiter über das Schicksal des Schiffes erfahren. Und wenn auch die Aequinoktialstürme diesmal nicht so heftig auftraten wie sonst, so hegte man doch immerhin gerade in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche ganz besonders den Wunsch, Gewißheit darüber zu erhalten, daß die auf dem Schiffe Befindlichen der Gefahr glücklich entgangen wären. Allerdings mußte man auch dem Umstand Rechnung tragen, daß man über die Segelschiffe seltener Nachricht erhält wie über die Dampfer. Letztere haben ihren festen, regelmäßigen Kurs und folgen jahraus jahrein derselben Fahrstraße, während die Segelschiffe darauf angewiesen sind, günstigen Wind zu suchen, wobei es oft genug passirt, daß sie vom Wege abkommen und in die abgelegensten Regionen des Atlantischen Ozeans gerathen, in denen sie so gut wie keine Aussicht haben, ein Schiff zu treffen.

Frau de la Ferté hatte ihre armseligen Möbel aus dem Nest im Sarthe-Departement kommen lassen, um sich in Nantes häuslich einzurichten. Sie hat eine sehr bescheidene Wohnung im vierten Stocke eines am Ende einer Sackgasse des Quartier Chantenay belegenen Hauses bezogen. Alle zwei Tage begiebt sie sich in das Geschäftslokal des Rheders, um sich bei dem Buchhalter in aller Bescheidenheit zu erkundigen, ob eine Nachricht über den Dreimaster eingetroffen ist. Auf das verneinende Kopfschütteln des jungen Mannes verläßt sie das Bureau wieder, ohne sich jemals die Freiheit zu nehmen, Herrn Le Hertel persönlich zu stören, obwohl sie für ihr Leben gern dem Rheder ihre Aufwartung machen würde, da er ja in Nantes der einzige Mensch ist, mit dem sie über ihren Mann sprechen kann.

Seit Herr Le Hertel aus Rouen zurückgekehrt ist, zeigt er sich fleißig in der Oeffentlichkeit. Man trifft ihn so ziemlich überall. Er liebt es, in der Stadt herumzuschlendern. Schon von ferne bemerkt man den jovialen Herrn, wie er mit freundlich lächelndem Gesicht und keck zur Seite geschobenem Zylinder gemächlich einherstolzirt, bald sieht man ihn an irgend einer Straßenecke stehen, bald auf der Börse im eifrigen Gespräch mit dem einen oder anderen seiner Geschäftsfreunde. Er sieht die Zukunft des Hafens in rosigstem Lichte, spricht von den vortheilhaften Aussichten, die die Transporte der Panamagesellschaft dem Schiffsverkehr eröffnen und ergeht sich in begeisterten Lobhymnen auf den Panamakanal, „dieses Werk, das . . . dieses Werk, von dem . . . kurz das Werk, das im eminentesten Sinne des Wortes ein nationales Unternehmen ist. . . . Frankreich darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Kulturarbeit der Menschheit ein tüchtiges Stück gefördert zu haben."

O, er ist ein gar schwungvoller Redner, der brave Herr Le Hertel.

Eines Morgens, just als er sich anschickte, in seinen Klub zu gehen, um dort das Frühstück einzunehmen, erhielt er einen mit der wohlbekannten blauen Siegelmarke des Syndikats der Seeversicherungsgesellschaft verschlossenen Brief, der nur die kurze Mittheilung enthielt:

„Ich werde um zwei Uhr in Ihrem Bureau vorsprechen und bitte, mich nicht warten zu lassen. gez. Mazelin.“

„Was kann denn der von mir wollen?“ dachte Herr Hertel.

Das Frühstück wollte ihm heute gar nicht schmecken. Er aß zerstreut und mechanisch, ohne recht zu wissen, was er aß. Dieser Besuch, der sich so förmlich wie eine Sache von wichtigster Dringlichkeit im Voraus ansagte, macht ihm nicht wenig zu schaffen. Mit diesem kleinen Mazelin, dem Syndikatsleiter der Versicherungsgesellschaft, ist ohnehin nicht gut Kirschen essen. Boshaft und nörgelig wie alle Mißgestalteten, hat der Knirps obendrein einen kaustischen Witz im Leibe, der bis an die Grenze der Unverschämtheit geht. Er weiß nur zu gut, daß er sich in Rücksicht auf seine körperliche Gebrechlichkeit Manches herausnehmen darf, was einem Anderen theuer zu stehen käme. Dazu kommt, daß er in allen Versicherungsangelegenheiten ein gerissener Praktikus ist, den so leicht Keiner hinters Licht führt.

Le Hertel ist in hochgradigster Aufregung. Er sieht in Gedanken den kleinen Mann schon vor sich stehen und hört seinen Vortrag, der mit höflichen Redensarten beginnt und mit spitzen, anzüglichen Worten schließt, deren jedes wie ein scharfer Hieb sitzt. Es ist ja überdies zur Genüge bekannt, daß dieser Mazelin noch keine Schadenrechnung beglichen hat, ohne sich mit Händen und Füßen zu wehren. Wie einfach der Fall auch liegt, um welche Firma es sich auch immer handeln mag, er feilscht um jeden Sou und klagt stets über Uebervortheilung und Gott weiß über was noch alles.

Gewiß, Le Hertel war sich im Klaren darüber, daß er sich eines Tages mit der Versicherungsgesellschaft auseinanderzusetzen haben würde; aber das war die Kehrseite der Medaille, die er um so weniger heute schon zu sehen verlangte, als er ja noch reichlich Zeit vor sich zu haben glaubte. Und nun kam ihm dieser Mazelin plötzlich auf den Hals! Was er nur von ihm wollte? In Nantes hatte man doch bis zur Stunde nichts über das Schiff gehört, wenn eine Nachricht eingegangen wäre, hätte doch Le Hertel selbstverständlich zuerst Kenntniß gehabt.

Teufel, sollte Mazelin am Ende von irgend etwas Wind bekommen haben?

„Guten Tag, Le Hertel! Wie geht's?“

„Ausgezeichnet, mein lieber Mazelin! Und Ihnen? Ein schöner Tag heute, was?“

„Prächtig! Aber ich bin eigentlich nicht zu Ihnen gekommen, um über das schöne Wetter zu plaudern. Hören Sie, wir haben ein ernstes Wort miteinander zu sprechen. Sie haben den ‚Gladiateur‘ bei uns mit viermalhundertachtzigtausend Francs gegen Seegefahr versichert. Wollen Sie sich ein- für allemal, ganz gleich, ob das Schiff einen Unfall erleidet oder nicht, mit einer runden Summe begnügen? Mit anderen Worten, wir machen Ihnen den Vorschlag, den Versicherungsvertrag zurückzukaufen; gegen baar selbstverständlich, ich habe zu diesem Zwecke mein Checkbuch gleich mitgebracht. Wir bieten Ihnen statt der Versicherungssumme von viermalhundertundachtzigtausend Francs zweimalhundertundfünfzigtausend Francs.“

„Ich soll mich mit zweimalhundertfünfzigtausend begnügen?“ schreit Le Hertel, der trotz seiner Selbstbeherrschung ein ganz verblüfftes Gesicht macht. „Herr, Sie träumen wohl? Das kann doch Ihr Ernst nicht sein!“ Die nach

oben gerichteten Augen scheinen den Himmel zum Zeugen dieser kaum glaublichen, ungeheuerlichen Zumuthung anzurufen. „Was soll denn das eigentlich heißen? Ein Vertrag ist doch ein Vertrag! Seit wann erlaubt man sich denn derartige... Genug der Kinderei! Meine Polize lautet auf viermalhundertundachtzigtausend Francs, die ich unverkürzt zu erheben gedenke. Weshalb in aller Welt sollte ich denn freiwillig auf zweimalhundertdreißigtausend Francs verzichten?"

Herr Le Hertel kann sich über den schnurrigen Vorschlag, der ihm da gemacht wird, augenscheinlich vor Staunen gar nicht lassen.

„Weshalb?" erwidert Mazelin im liebenswürdigsten Tone, „weshalb? Ja, mein Gott, sehr einfach, um sich das Schwurgericht zu ersparen."

Le Hertel ist kreidebleich geworden. Er antwortet kein Wort, aber der Schreck ist ihm derart in die Glieder gefahren, daß er sich kaum länger auf den Füßen halten kann. Er setzt sich, dreht seinem Besucher den Rücken, schlägt die Beine übereinander und guckt durch das Fenster so angelegentlich ins Freie, als wenn er für nichts als das Landschaftsbild dort draußen Interesse hätte. Er hat genug gehört, um zu wissen, was die Glocke geschlagen hat. Das alles ist ja nur die schüchterne Einleitung, das dicke Ende kommt noch nach. Na, das kann ja recht nett werden!

Le Hertel gehört zu denen, die da glauben, daß man stets der Gefahr entgeht, wenn man sein kaltes Blut und seine Geistesgegenwart behält: und wenn die Anklage noch so ungeheuerlicher Natur ist, wenn man selbst eines schweren Verbrechens beschuldigt wird, man darf immer sicher sein, Eindruck zu machen, wenn man sich aus seiner ruhigen Gleichgiltigkeit nicht herausbringen läßt. Er giebt sich nach dieser Richtung vielleicht einer Täuschung hin, vielleicht aber spielt er auch seine Rolle nicht gut genug! Bei Mazelin hatte er mit dieser Taktik jedenfalls kein Glück. Er mochte sich wohl in Gedanken seinen Operationsplan zurechtlegen oder wollte warten bis ihm Le Hertel wieder das Gesicht zuwenden würde; in keinem Falle mochte sich Mazelin entschließen, den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen. So blieb denn dem Rheder nichts weiter übrig, als wieder zum Angriff vorzugehen.

„Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, sich etwas ausführlicher zur Sache zu äußern, Verehrtester?" beginnt Le Hertel aufs Neue. „Sie treiben's, weiß Gott, etwas gar zu bunt! Ich sehe zu meinem Bedauern, daß Sie noch immer das gleiche Einschüchterungsverfahren anzuwenden belieben. Nur wäre es wünschenswerth, daß Sie sich etwas klarer und präziser ausdrückten!"

„Soll geschehen, mein Lieber! So hören Sie denn! Als Sie Ihren Versicherungsantrag unserer Direktion in Paris einreichten, haben Sie uns ordnungsmäßig auch den Kaufvertrag des Schiffes eingereicht. Die Direktion hat Ihnen seiner Zeit kein Hehl daraus gemacht, daß ihr der Kaufpreis von viermalhundertachtzigtausend Francs etwas hoch bemessen erschien. Es waren in Wahrheit sechzigtausend Francs mehr als die verkaufende englische Gesellschaft zwei Jahre vorher für dasselbe Schiff gegeben hatte. Nun, man hat daraus weiter keine Kabinetsfrage gemacht, sondern hat sich begnügt, Ihnen einen höheren Prämiensatz zu berechnen, den Sie auch anstandslos bezahlt haben. Soweit hat sich das Geschäft durchaus korrekt und in aller Form abgewickelt, aber neben dem offiziellen Hergang, den Jeder kennt, spielte noch insgeheim eine fein eingefädelte Nebenkomödie, von der wir erst vierundzwanzig Stunden nach Abgang Ihres Schiffes von Rouen Kenntniß erhielten. Das war leider zu spät. Sie sind eben ein überaus umsichtiger und gewandter Regisseur!..." (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 45. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Die Organisationen der russischen Arbeiter.

Von Nicolai Kolossow.

Eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten der ökonomischen Entwicklung Rußlands ist ohne Zweifel das außerordentlich rasche Wachsthum der großkapitalistischen Produktionsweise neben völliger Unentwickeltheit kapitalistischer Verhältnisse in den Gewerben, welche für den lokalen Markt arbeiten.

Mit Ausnahme der nord- und südwestlichen Provinzen,[1] sowie der beiden Hauptstädte, finden wir noch überall in den Städten Rußlands den selbständigen kleinen Handwerker. Schuhmacher, Schneider, Schlosser, Tischler u. s. w., sie alle sind selbständige Handwerker, welche im besten Falle noch einen oder zwei Lehrlinge und Gesellen beschäftigen, die ihrerseits hoffen, sich in einigen Jahren auch zu selbständigen Meistern emporzuarbeiten. Der Kapitalismus ist in das städtische Handwerk noch nicht eingedrungen, während er in den Industriezweigen, die nicht für den lokalen, sondern für den internationalen Markt produziren, sich sehr rasch entwickelt. Eine lange Zeit hat Rußland als Absatzgebiet für die westeuropäische Industrie gedient. Die Nachfrage nach Industrieprodukten überstieg bedeutend ihre Produktion in Rußland selbst und das Fehlende wurde vom Ausland bezogen. So hat denn der westeuropäische Kapitalismus einen umfangreichen Industriemarkt in Rußland geschaffen. Die Entwicklung des Schutzzollsystems bewirkte, daß allmälig der russische Bedarf nicht mehr durch die kapitalistischen Unternehmungen im Ausland, sondern durch solche neu entstandene Unternehmungen in Rußland selbst gedeckt wurde. Nachdem der westeuropäische Kapitalismus zuerst einen umfangreichen Markt für Industrieprodukte geschaffen hatte, begann er die russische Industrie selbst mit den vervollkommnetsten Produktionsmitteln zu versehen. In Folge einer solchen „Verpflanzung" der Großindustrie nach Rußland, welche in Folge des verspäteten Betretens des Weges der kapitalistischen Entwicklung durch dieses Land natürlich und nothwendig war, besteht und gedeiht fast überall neben Riesenfabriken, welche Zehntausende von Lohnarbeitern beschäftigen, auch noch der kleine Handwerker.

[1] Polen, die Ostseeprovinzen und Finnland berühren wir in Folgendem nicht.

Selbstverständlich ist in unseren bisherigen Ausführungen nur eine, wenn auch sehr wichtige Seite der ökonomischen Entwicklung Rußlands angedeutet, allein in Folge des speziellen Charakters unseres Themas können wir uns auf diese allgemeinen Bemerkungen beschränken. Fast für das gesammte Rußland ist die Entwicklung großkapitalistischer Unternehmungen neben handwerksmäßigen, vorkapitalistischen Betriebsarten in den Städten charakteristisch. Eine Ausnahme bildet nur Westrußland an dem rechten Ufer des Dnjepr, wo — außer der Stadt Belostok und dem Gouvernement Kiew — der kapitalistische Großbetrieb relativ wenig entwickelt, der Kapitalismus aber bereits in die handwerksmäßigen Betriebe eingedrungen ist. Während in Tambow oder Rostow der alleinstehende selbständige Handwerker vorherrscht, kann in Wilna oder in Minsk ein Unternehmer, welcher nicht eine gewisse Anzahl von Lohnarbeitern kapitalistisch ausbeutet, überhaupt nicht mehr bestehen. Diese Unterschiede in der industriellen Entwicklung der verschiedenen Theile Rußlands haben eine Rückwirkung auf den Charakter der Arbeiterbewegung in denselben ausgeübt. Während in Petersburg, sowie in Zentral- und Südrußland die Arbeiterbewegung vornehmlich die Fabrikarbeiter erfaßt hat, betheiligen sich an derselben in Westrußland hauptsächlich die in den handwerksmäßigen Betrieben beschäftigten Lohnarbeiter, welche noch vor kurzer Zeit selbständige Handwerker waren. In der russischen Arbeiterbewegung sind demnach zwei Hauptströmungen zu unterscheiden, die Bewegung unter den Handwerksarbeitern in Westrußland und diejenige unter den Fabrikarbeitern in den anderen Theilen dieses Landes. Die Eigenthümlichkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse einer jeden von diesen beiden Arbeitergruppen hat der Bewegung unter jeder von ihnen ihren besonderen Stempel aufgedrückt. Wir werden daher eine jede von ihnen einzeln betrachten müssen.

Die Eigenthümlichkeit der ökonomischen Entwicklung Rußlands wirkt auf den Charakter der Arbeiterbewegung dieses Landes nicht nur direkt, sondern auch indirekt. Da in den meisten Städten noch der kleine Handwerker vorherrscht, fehlt in Rußland fast vollständig eine industrielle Bourgeoisie. Eine ausschließlich Handel treibende Bourgeoisie ist hingegen verhältnißmäßig stark entwickelt, andererseits wächst die Zahl der Fabrikanten mit in die Millionen steigenden Vermögen immer mehr an, während die mittlere industrielle Bourgeoisie noch sehr schwach entwickelt bleibt. Dies ist der Grund, aus welchem die russische Bourgeoisie bis jetzt noch nicht eine starke liberale Partei gebildet hat. Kleine Handwerker einer- und Millionäre andererseits können allein nicht eine liberale Partei bilden. Aus diesem Grunde ist Rußland bis jetzt ein in politischer Hinsicht so rückständiges Land geblieben. Diese Rückständigkeit gelangt unter Anderem auch in einer völligen politischen Rechtlosigkeit des Proletariats zum Ausdruck. Wie groß diese Rechtlosigkeit ist, ersehen wir aus dem Folgenden.

Eine Rede- und Preßfreiheit, ein Vereinsrecht giebt es nicht. Gesetzwidrig ist es, wenn die Arbeiter miteinander ihre Lage berathen; gesetzwidrig sind die Massenversammlungen, welche von den Arbeitern außerhalb der Städte im Walde abgehalten werden; im Verborgenen muß die sozialdemokratische Literatur gelesen werden, welche in Tausenden von Exemplaren nach Rußland eingeschmuggelt wird. Verletzungen des Arbeitsvertrags werden mit Gefängnißstrafe geahndet. Die russische Regierung ist sich, wie aus dem Bericht des Ministers des Innern vom 14. Mai 1885 zu ersehen ist, ganz klar darüber, daß Vertragsverhältnisse in das Bereich des Zivilrechts gehören, folglich für dieselben nur eine zivilrechtliche Verantwortung zulässig sein sollte. Die kriminelle Verantwortlichkeit wird aber mit dem Interesse der öffentlichen „Ordnung und Ruhe" begründet. Eine Ver-

letzung des Arbeitsvertrags, welcher eine darauf bezügliche Vereinbarung der Arbeiter vorangeht, wird mit Gefängniß von zwei bis acht Monaten bestraft. Nach dem Wortlaut des Gesetzes sind Strikes, welche nicht von einer Verletzung des Arbeitsvertrags begleitet sind, nicht strafbar. Man könnte demnach meinen, daß die russischen Arbeiter das Koalitionsrecht besitzen. In Wirklichkeit ist dies aber nicht der Fall in Folge der ungeheuren Macht der russischen politischen Polizei. Wie weit diese reicht, zeigt der Erlaß des Ministers des Innern vom 12. August 1897. In diesem Erlaß wird gesagt: „Alle Aufwiegler und Anstifter (zu Strikes) sollen unabhängig davon, ob sie gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden, in Haft behalten werden auf Grund der Bestimmungen über den Sicherheitszustand, und das Aktenmaterial über die Verhafteten soll der Gendarmerieverwaltung übergeben werden, zwecks Einleitung einer Untersuchung auf Grund der Bestimmungen über den Sicherheitszustand, und zwar soll dies geschehen aus dem Grunde, weil eine gerichtliche Verfolgung nicht immer möglich ist in Folge des sehr häufigen Fehlens sämmtlicher Merkmale des Verbrechens, welches von dem § 1358[1] und den folgenden Paragraphen des Strafgesetzbuchs vorgesehen ist, sowie aus dem Grunde, weil der genannte Paragraph, welcher über die Schuldigen eine Strafe verhängt, die nicht mit einer Entziehung oder Beschränkung der Rechte verknüpft ist, dem Untersuchungsrichter nicht die Pflicht auferlegt, den Angeklagten in Haft zu behalten, namentlich nach Schluß der Voruntersuchung, während zur Zeit einer Gährung unter der Arbeiterbevölkerung des betreffenden Ortes die Haftentlassung der entschlossensten Führer schädlich ist und oft eine Erneuerung der Unruhen nach sich zieht.“[2] Somit steht der russische Arbeiter zu gleicher Zeit unter zwei Rechtsordnungen: unter den Gesetzen des russischen Reiches und unter den Bestimmungen über den Sicherheitszustand. Ist es ihm gelungen, der Scylla der Gesetze, welche für Verletzungen des Arbeitsvertrags Gefängnißstrafe verhängen, zu entgehen, so verfällt er der Charybdis der Gendarmerie und der politischen Polizei. Bei solchen Zuständen wird jeder Versuch der Arbeiter, ihre wirthschaftlichen Interessen zu vertheidigen, zu einem politischen Verbrechen, der Kampf gegen die Unternehmer wird zu einem Kampfe gegen die Regierung. Dadurch, daß der Kampf der Arbeiter um ihre wirthschaftlichen Interessen von zahllosen Verhaftungen, Gefängnißstrafen und Verbannungen begleitet ist, wird sein erfolgreicher Ausgang sehr erschwert. Die Entwicklung der Arbeiterbewegung wird ohne Zweifel in starkem Maße gehemmt durch die Rechtlosigkeit der russischen Arbeiter, aber andererseits macht diese Rechtlosigkeit die Arbeiterbewegung sehr „gefährlich für die Staatsordnung und die öffentliche Ruhe“, wie der Minister des Innern sich im oben besprochenen Erlaß ausdrückt.

Als ein Beispiel der Einmischung der Regierungsorgane in die Kämpfe der Arbeiter wollen wir noch erwähnen, daß der Finanzminister Witte während

---

[1] Auf Grund dieses Paragraphen wird ein Strike, welcher von einer Verletzung des Arbeitsvertrags begleitet ist, mit Gefängniß bestraft.

[2] Wie es scheint, wird dieser Erlaß von den Behörden dahin gedeutet, daß gegen Strikende überhaupt keine gerichtliche Untersuchung mehr eingeleitet werden soll, sondern daß sie statt dessen in allen Fällen auf administrativem Wege bestraft werden. Dieser Erlaß erhält übrigens auch eine andere Deutung. Er überläßt den Verwaltungsbehörden das Recht, beim Ausbruch eines Strikes die Arbeiter nach ihren Heimathsorten auszuweisen. In Iwanowo-Wosnessensk haben nun einige Fabrikanten unter Hinweis auf den Erlaß sich an die Behörden mit der Bitte gewendet, Arbeiter, welche sich bei ihnen unliebsam gemacht haben und ihnen gefährlich erscheinen, auszuweisen, selbst ohne daß ein Strike ausgebrochen war.

des Massenstrikes der Weber und Spinner im Sommer 1896 den Fabrikanten verboten hatte, den Arbeitern Konzessionen zu machen. In einem Aufruf an die Arbeiter erklärte er, daß selbst ihre gesetzlichen Forderungen unberücksichtigt bleiben werden, so lange sie zu ungesetzlichen Mitteln greifen, wobei er unter ungesetzlichen Mitteln Strikes meinte.

Aber nicht nur in Petersburg greift die Regierung derart in den Kampf der Arbeiter gegen die Unternehmer ein: mit Hilfe ihrer Organe, der Gouverneure, Fabrikinspektoren, Chefs der Gendarmerieverwaltung verfährt sie überall in ähnlicher Weise. Und was ist die Folge davon? Der Arbeiter hat angefangen mit der Wahrung seiner wirthschaftlichen Interessen, das Verhalten der Regierungsorgane hat ihn aber sehr bald vor die Frage gestellt, ob er überhaupt das Recht hat, seine wirthschaftlichen Interessen zu vertheidigen. Es stellt sich heraus, daß er ein solches Recht nicht hat. Er sieht sich die russischen Gesetze genauer an, um zu erfahren, welche politischen und persönlichen Rechte er denn überhaupt hat und nun sieht er, daß er überhaupt fast gar keine Rechte hat. Das Fehlen der politischen Grundrechte, des Versammlungs- und Koalitionsrechts, der Rede- und Preßfreiheit, der Möglichkeit, durch gewählte Vertreter auf die Gestaltung der Gesetzgebung Einfluß zu üben, und der Unantastbarkeit der Person hindern ihn an den Versuchen, seine wirthschaftliche Lage zu heben und so liegt für ihn die Schlußfolgerung auf der Hand, daß diese Grundrechte von ihm erobert werden müssen. Der Arbeiter sieht aber auch, daß selbst die kümmerlichen Rechte, welche er besitzt, von den Regierungsbeamten auf Grund der Bestimmungen über den Sicherheitszustand verletzt werden, und er gelangt zu der Einsicht, daß er auch die Verletzung des Gesetzes durch die Regierung bekämpfen muß.

So wirkt der wirthschaftliche Kampf auf die russischen Arbeiter auch in politischer Hinsicht erzieherisch. Die politischen Zustände verhindern, daß die geheimen Organisationen, welche von den russischen Arbeitern gegründet werden, einen rein wirthschaftlichen Charakter annehmen. Alle Organisationen der russischen Arbeiter, zu deren Schilderung wir jetzt übergehen, haben zugleich einen ökonomischen und politischen Charakter.[1]

Soweit aus den Publikationen der russischen Sozialdemokratie ersichtlich, ist in den letzten zwei Jahren eine Arbeiterbewegung vorhanden unter dem Fabrikproletariat der folgenden Orte: Petersburg, Narwa, Kostroma, Nawolski und Witschuga (Gouvernement Kostroma); Twer, Jaroslaw, Moskau und Orechowo-Sujewo (Gouvernement Moskau); Iwanowo-Wosnessensk, Schuja, Kowrowo und Sudogda (Gouvernement Wladimir); Tula, Orel, Kiew, Lawin (Gouvernement Tschernigow); Rostow am Don, Jekaterinoslaw, Odessa, Tscheljabinsk, Belostok und Krynki (Gouvernement Grodno); Smorgon und Oschmjany (Gouvernement Wilna). Zwei Züge sind für die Strikebewegung, welche in allen diesen Orten stattfindet, charakteristisch: erstens treten an Stelle von Fabrikunruhen immer mehr ruhige und planmäßig verlaufende Strikes, zweitens treten neben Forde-

[1] Eine Ausnahme bilden die Genossenschaften der Berg- und Hüttenarbeiter, welche im Uralgebirge auf Grund des Gesetzes vom 8. März 1861 bestehen. Diese Genossenschaften haben zur Aufgabe: 1. Unterstützung der kranken und der invaliden Arbeiter, 2. Unterstützung der Waisen und der Witwen der Genossenschaftsmitglieder, 3. Schlichtung von Differenzen, welche zwischen der Bergwerks- und Hüttenverwaltung und den Arbeitern ausbrechen. Es ist dies die einzige Organisation in ganz Rußland, welche der Wahrung der Interessen der Arbeiter gegenüber den Unternehmern auf gesetzlichem Boden einen wenn auch natürlich sehr geringen Spielraum läßt. Die Besprechung der Thätigkeit dieser Genossenschaften liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels.

rungen bezüglich der Höhe der Löhne immer mehr solche bezüglich der Verkürzung der Arbeitszeit auf. Diese zwei Züge zeigen, wie reif bereits das russische Fabrikproletariat für eine moderne Arbeiterbewegung ist. Unter den aufgezählten Zentren der Arbeiterbewegung nimmt natürlich Petersburg die erste Stelle ein. Ueber die Petersburger Arbeiterbewegung steht uns auch ein vollständigeres Material zur Verfügung, wir werden uns daher hauptsächlich bei ihr aufhalten.

Ende der achtziger und Anfangs der neunziger Jahre waren unter den Arbeitern der Maschinenfabriken in Petersburg geheime Bildungsvereine sehr verbreitet. Allen diesen Vereinen war das gemeinsame Bestreben eigen, den Arbeitern möglichst solide Kenntnisse zu geben. Sie erinnern sehr an die Bildungsvereine, welche in Deutschland in den Jahren 1844—48 verbreitet waren. In vielen dieser Bildungsvereine wurde den Arbeitern hauptsächlich die Kenntniß der Naturwissenschaften vermittelt. In Folge der politischen Zustände Rußlands muß selbst ein solcher Unterricht den Arbeitern heimlich ertheilt werden. Nach den Naturwissenschaften folgte gewöhnlich die Geschichte der Kultur und die politische Geschichte; erst später, nachdem der Arbeiter einen gewissen Bildungsgrad erreicht hatte, wurden mit ihm die Tagesfragen einer Betrachtung unterzogen. Diese Vereine wurden von Sozialdemokraten wie auch von Anhängern der „Narodnaja Wolja“ geleitet; die Letzteren überwogen in der ersten Zeit und wurden erst nach dem Hungerjahr 1891/92 von den Sozialdemokraten in den Hintergrund gedrängt. Die Leiter dieser Vereine hatten sich je nach den verschiedenen politischen Richtungen, denen sie angehörten, verschiedene Ziele gesteckt. Die Anhänger der „Narodnaja Wolja“ waren, indem sie den Wissensdrang der Arbeiter befriedigten, bestrebt, eine unmittelbar gegen die Regierung gerichtete Propaganda unter sie zu tragen: sobald sie zur Besprechung von Tagesfragen übergingen, nahm die Politik den ersten Rang ein. Die Sozialdemokraten hingegen waren bestrebt, Männer heranzubilden, welche in der Arbeiterbewegung nöthig sind; für diese hielten sie eine gute Vorbereitung in ökonomischen Fragen erforderlich, dabei wurde auch großer Werth darauf gelegt, die Arbeiter über die Prinzipien und die Ziele des Sozialismus aufzuklären. Trotz des Gegensatzes, welcher zwischen den beiden politischen Richtungen bestanden hatte, von deren Vertretern die Bildungsvereine geleitet wurden — der sozialdemokratischen und derjenigen der „Narodnaja Wolja“ — haben die in den Vereinen der beiden Richtungen ausgebildeten Arbeiter eine gemeinsame „Vereinigte Kasse der Arbeiter von Petersburg“ gegründet, welche die Unterstützung der Verbannten und der Verhafteten zum Zwecke hatte.

So ging es bis 1895. In dieser Zeit war, wie die aus den Bildungsvereinen hervorgegangenen Arbeiter sich ausdrückten, ihre „Kraft genügend angewachsen, um eine Massenbewegung mitzumachen“. Anlaß zu einer Aenderung gaben die erfolgreichen Strikes, welche vor Weihnachten 1894 in der Fabrik von Semjanikow und im Frühjahr 1895 in der Neuen Admiralität sowie in der Baumwollspinnerei von Woronin stattgefunden haben. Die Erfolge dieser Strikes haben den Arbeitern gezeigt, daß auch unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Rußlands eine Hebung ihrer materiellen Lage nicht unmöglich ist. Die Ansicht brach sich Bahn, daß es Aufgabe der zur besseren Erkenntniß emporgedrungenen Arbeiter sei, ihre Kollegen im Kampfe gegen die Kapitalisten zu unterstützen.

Im Herbst 1895 wurde in Petersburg der geheime „Verein für den Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klasse“ gegründet. Solche Vereine

sind auch in Moskau, Kiew und Jekaterinoslaw entstanden. Diese Organisationen unterscheiden sich sehr von den englischen Trade Unions, und zwar erstens dadurch, daß sie nicht die Masse der Arbeiter, sondern nur ihre Vertrauensmänner umfassen; zweitens betheiligen sich an diesen Vereinen Arbeiter verschiedener Berufsarten, diese Vereine haben den Charakter nicht von Berufs-, sondern von Klassenorganisationen; drittens verfolgen diese Organisationen die folgenden drei Zwecke: 1. gegenseitige Unterstützung, 2. Leitung des Kampfes gegen die Kapitalisten, 3. Leitung der Vertheidigung gegen die Angriffe der Regierung und des Kampfes gegen dieselbe. So nähern sich diese Organisationen ihrem Charakter nach den lokalen Organisationen in Deutschland, jedoch mit dem Unterschied, daß sie nicht wie diese letzteren den Charakter von Berufsorganisationen haben. Wir haben nicht genaue Kenntniß über die Zahl der Mitglieder dieser Vereine in Petersburg, Moskau,[1] Kiew und Jekaterinoslaw, aber ohne uns eine Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen, können wir sagen, daß der Petersburger Verein einige hundert Mitglieder zählt. Die Zahl der Arbeiter, welche, ohne Mitglieder dieser Vereine zu sein, in enger Fühlung mit ihnen stehen, ist bedeutend, wohl um zehn- bis zwanzigmal größer als die verhältnißmäßig geringe Zahl der Mitglieder.

Eigentliche gewerkschaftliche Berufsorganisationen giebt es unter dem russischen Fabrikproletariat nicht.

Die Verbreitung, die unter dem russischen Fabrikproletariat geheime Vereine in der Art des Petersburger „Vereins für den Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klasse“ finden, ist durch die politischen Verhältnisse Rußlands bedingt. Für eine erfolgreiche Arbeiterbewegung sind erforderlich Zusammenkünfte der Arbeiter, um über die Mittel und Wege zur Wahrung ihrer Interessen gemeinsam zu berathen, das Lesen von Zeitungen und Broschüren, in welchen die Arbeitersache verfochten wird, Verbreitung von Flugblättern unter den Arbeitern, materielle Unterstützung derselben bei ihren Kämpfen gegen die Kapitalisten, Organisation der Arbeiter in mehr oder weniger geschlossenen Vereinen. Das alles ist aber den Arbeitern in Rußland verboten; in Folge dessen führen sie die ersten Schritte, welche sie im Kampfe um die Besserung ihrer Lage machen, zu einem Zusammenstoß mit der Regierung. Daher wird zu einer der ersten Aufgaben der Arbeiter die Gründung einer Organisation, welche sie vor den Verfolgungen der politischen Polizei beschützt. Diese Aufgabe wird erfüllt von dem geheimen „Verein für den Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klasse“, welcher aus den in der Konspiration (d. h. in der Kunst, geheime politische Thätigkeit zu entfalten) erfahrensten Arbeitern, sowie aus einigen „Intelligenten“ besteht. Von einem solchen geheimen Verein wird die offen zu Tage tretende Arbeiterbewegung geleitet. Seine Aufgaben sind Sammlung und Vertheilung des Geldes für Unterstützungszwecke, Verbreitung der verbotenen Literatur, Leitung der Propaganda und in den Fällen, wenn die Erbitterung unter den Arbeitern einen solchen Grad erreicht hat, daß ein Kampf gegen die Unternehmer möglich ist, Agitation zu Gunsten der von den Vertretern der interessirten Arbeiter ausgearbeiteten Forderungen. Sehr viel Energie muß verwendet werden auf die Verbreitung der von der Regierung verbotenen Arbeiterliteratur. Diese wird entweder in geheimen Druckereien in Rußland selbst hergestellt oder vom Ausland eingeschmuggelt.

---

[1] Die Adresse, welche von den Moskauer Arbeitern an die französischen aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Gedenktags der Pariser Kommune gerichtet wurde, war von 605 Arbeitern, welche in 28 Fabriken beschäftigt sind, unterzeichnet.

Sobald ein derartiger „Verein für den Kampf" sich an die Spitze der Arbeiterbewegung stellt, treten die Bildungsvereine in den Hintergrund und erhalten einen anderen Charakter: sie dienen nur zur Heranbildung der künftigen Mitglieder des „Vereins für den Kampf", der sogenannten „Agitatoren". Die Propaganda wird jetzt entweder mittels der Literatur — Zeitungen, Broschüren und Flugblätter — oder, wo es möglich ist, solche zu veranstalten, unmittelbar in geheimen Massenzusammenkünften betrieben. In der letzten Zeit werden für die Fabrikarbeiter zwei Zeitungen herausgegeben, die „Arbeiterzeitung" und das „Petersburger Arbeiterblatt".

Vom Herbst 1895 bis zum Frühling 1897 hat eine ganze Reihe von Strikes in den Webereien und Spinnereien stattgefunden. Das Hauptergebniß dieser zahlreichen Strikes war das Gesetz vom 2. Juni 1897 über den elfeinhalbstündigen Maximalarbeitstag. Die eigenthümlichen politischen Zustände Rußlands haben natürlich auch diesem Gesetz ihren Stempel aufgedrückt. In Westeuropa hat die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit vor der Erkämpfung eines verkürzten Arbeitstags durch gewerkschaftliche Arbeiterkämpfe den Vorzug, daß die Verkürzung des Arbeitstags in den Gewerben, auf welche sich das Gesetz bezieht, aufhört, von dem Machtverhältniß der Arbeiter und der Unternehmer abzuhängen. Das Gesetz vom 2. Juni 1897 gewährt den Arbeitern diesen Vorzug nicht. Der Wortlaut des Gesetzes selbst beschränkt zwar die Arbeitszeit in sämmtlichen Fabriken auf elfeinhalb Stunden. Aber nachträglich sind „Erläuterungen" zu demselben seitens des Finanzministers erschienen, durch welche das Gesetz thatsächlich wieder abgeschafft worden ist. In den Erläuterungen wird gesagt, daß Ueberstunden in unbeschränkter Zahl zulässig seien in den Fällen von Saison- und überhaupt dringender Arbeit. Dadurch ist das Gesetz vom 2. Juni 1897 zu einem Kautschukgesetz geworden, es hängt nunmehr von dem Unternehmer ab, ob er seine Arbeiter elfeinhalb Stunden oder vierzehn bis sechzehn Stunden arbeiten lassen will, denn „dringende" Arbeit wird sich ja immer finden. Und wenn auch in Petersburg und in den anderen Zentren, wo die Arbeiterbewegung entwickelt ist, die Fabrikanten von den Arbeitern genöthigt werden, den elfeinhalbstündigen Maximalarbeitstag innezuhalten, so müssen doch im übrigen Rußland, wo die Arbeiterbewegung noch nicht entwickelt ist, die Arbeiter fortfahren, vierzehn bis sechzehn Stunden zu arbeiten. Die Arbeitszeit wird also auch trotz des Gesetzes über den Normalarbeitstag ganz und gar von der Energie abhängen, mit welcher die Arbeiter ihr Interesse im direkten wirthschaftlichen Kampfe gegen die Unternehmer wahren werden.

In Westrußland (auf dem rechten Ufer des Dnjepr) hat die Arbeiterbewegung hauptsächlich die jüdischen Arbeiter erfaßt, als das Element, welches das Gros der städtischen Handwerkerklasse dieses Theiles von Rußland bildet. Wo Russen, Polen und Litthauer als Arbeiter vorhanden sind, betheiligen sich diese auch an der Bewegung. Im Gegensatz zum übrigen Rußland, wo an der Bewegung hauptsächlich Fabrikarbeiter theilnehmen, sind es im Westen Rußlands fast ausschließlich jene Arbeiter, welche vor kurzer Zeit noch selbständige Handwerker waren, jetzt aber Lohnarbeiter bei kapitalistischen Unternehmern geworden sind. Soweit aus den Publikationen der russischen Sozialdemokratie zu ersehen ist, haben Strikes und Verhaftungen von Arbeitern stattgefunden in den folgenden Orten Westrußlands: Warschau, Kowno, Ponewesch (Gouvernement Kowno), Wilkowischki (Gouvernement Suwalki), Slonim, Belostok, Krynki und Brest (Gouvernement Grodno), Wilna, Lida und Smorgon (Gouvernement Wilna), Minsk und Pinsk (Gouvernement Minsk), Witebsk, Kiew und Berditschew

(Gouvernement Kiew), Krementschug (Gouvernement Pultawa), Jekaterinoslaw und Odessa. In der folgenden Darstellung befassen wir uns hauptsächlich mit der Bewegung unter den jüdischen Arbeitern.

Die jüdische Arbeiterbewegung begann Mitte der achtziger Jahre und zwar in der Form von Bildungsvereinen desselben Charakters wie die, welche Ende der achtziger und Anfangs der neunziger Jahre in Petersburg verbreitet waren. Bald begannen neben diesen auch Unterstützungsvereine und Produktivgenossenschaften zu entstehen; die Zahl der einen wie der anderen war übrigens nie bedeutend. Bei den russischen Juden bestehen schon seit langer Zeit Organisationen, welchen die Meister sowie die Gesellen eines Berufs angehören. Diese zünftigen Berufsorganisationen haben einen religiösen Charakter, welcher sich unter Anderem darin äußert, daß jede Organisation ihre besondere Synagoge hat. Außerdem leiten diese Organisationen die Schulangelegenheiten, auch betheiligen sie sich an der öffentlichen Wohlthätigkeit. Unter Anderem hat es die jüdische Geistlichkeit diesen Organisationen zu verdanken, daß sie einen so großen Einfluß auf die jüdische Bevölkerung ausüben konnte. Jetzt, nachdem in dieser ein Klassenkampf zum Ausbruch gekommen ist, hat es natürlich die jüdische Geistlichkeit nicht versäumt, sich auf die Seite der Kapitalisten zu stellen. In ihrer Unternehmerfreundlichkeit gehen die Magiden (die jüdischen Prediger) so weit, daß sie in den Synagogen Predigten gegen die „Krawallmacher" halten, in welchen sie diese mit Fluch beladen und mit Strafen im Jenseits bedrohen. Natürlich trägt ein solches Auftreten der Geistlichkeit sehr viel zur Emanzipirung der Arbeiter von geistlichem Einfluß bei.

Diese zünftigen Berufsorganisationen der jüdischen Handwerker haben die Entwicklung einer Gewerkschaftsbewegung unter den Gesellen in starkem Maße gefördert. Die Arbeiter, welche durch ihre Zünfte gewöhnt wurden, ihre Interessen und Angelegenheiten gemeinsam zu besprechen und zu regeln, brachten diese Gewohnheit in die neuentstandene Arbeiterbewegung mit. Das Erste, worin sich das Gefühl der Interessengemeinschaft der zu einem Beruf gehörenden Arbeiter äußerte, war die Gründung von Unterstützungsvereinen. In diesen Vereinen wurde den nothleidenden Mitgliedern Unterstützung gewährt auf Grund von Beschlüssen der von den Mitgliedern gewählten Vertreter über ein jedes Gesuch. Allgemeine Bestimmungen über Fälle, in welchen eine Unterstützung gewährt werden sollte, bestanden nicht, die Ertheilung derselben hing ab von der Eigenthümlichkeit eines jeden Einzelfalls und von dem Beschluß der gewählten Vertreter. Der Wochenbeitrag der Vereinsmitglieder betrug 3, 5 und 10 Kopeken. Im Jahre 1890 entstehen die ersten zwei Gewerkschaften nach Art der englischen Trade Unions. Diese beiden ersten Gewerkschaften wie auch fast alle später entstandenen haben einen rein lokalen Charakter und erstrecken sich nicht über die Grenze einer Stadt. Die Produktivgenossenschaften der Arbeiter waren bald ganz verschwunden, da sie die Konkurrenz mit den Einzelunternehmern nicht aushalten konnten in Folge einer mangelhaften Geschäftsleitung, sowie beständiger Differenzen unter den Theilnehmern. Diese wurden insbesondere durch die Regelung der Löhne hervorgerufen: die einen wünschten Tagelöhne, während die anderen, die fleißigeren und geschickteren, Akkordlöhne verlangten.

Mit dem Entstehen der Gewerkschaften treten die Bildungs- und Unterstützungsvereine in den Hintergrund und dienen nur als Ergänzung für die Gewerkschaften, welche sich stetig entwickeln. Jetzt sind die Gewerkschaften die Grundorganisationen der Arbeiter von Westrußland. In den Jahren 1891/92 wurden vier weitere Gewerkschaften gegründet, vom Jahre 1893 an kommen die Gewerk-

schaften nicht mehr vereinzelt vor, ihre Zahl ist vielmehr in stetigem Wachsthum begriffen. In Folge der gegenwärtigen politischen Zustände Rußlands sind natürlich vollkommene statistische Daten über die Arbeiterbewegung nicht vorhanden. Jedoch wurden zur Orientirung der russischen Delegation zum Internationalen Sozialistenkongreß in London von zwei Städten in Westrußland, die zu denen gehören, in welchen die Arbeiterbewegung am stärksten entwickelt ist, zwei Berichte über die Bewegung in diesen Städten verfaßt, welche reich an historischem und statistischem Material sind. Wir benutzen diese Berichte für unsere weitere Darstellung; die Thatsachen, welche wir ihnen entnehmen, treffen für das Jahr 1896 zu.

In einer von diesen Städten waren im Jahre 1896 organisirt die Arbeiter der folgenden Berufe: die Schneider, Näherinnen, Buchbinder, Bürstenbinder, Riemer, Schuhmacher, Schlosser, Tapezirer, Klempner, Tischler, Hutmacher, Bäcker, Seiler, Zigarettenarbeiter, sowie Arbeiter in Konfektfabriken — insgesammt waren vorhanden 21 Gewerkschaften[1] mit 912 Mitgliedern. In der anderen Stadt waren organisirt die Graveure, Lithographen, Schuhmacher, Möbelarbeiter, Briefkouvertarbeiterinnen, Buchbinder, Handschuhmacher, Schachtelmacherinnen, Gerber, Kupferschmiede, Posamentirer, Tischler, Schneider, Schlosser, Drechsler, Buchdrucker, Juweliere, Strumpfwirkerinnen, Schornsteinfeger, Bürstenbinder, Klempner, Zigarettenarbeiter, insgesammt waren dort 32 Gewerkschaften mit 962 Mitgliedern. Aus der Aufzählung der Berufe, in welchen die Arbeiter organisirt sind, ist zu ersehen, daß wir es hier hauptsächlich mit Kleinbetrieben zu thun haben.

Das tritt noch klarer zu Tage bei Betrachtung der Strikestatistik. In einer von diesen Städten haben im Jahre 1895/96 56 Strikes stattgefunden, an welchen sich 535 Arbeiter betheiligt haben, auf einen Strike kamen also durchschnittlich 9,6 Betheiligte. Der Bericht der anderen Stadt enthält Mittheilungen über die letzten 54 Strikes, welche dort stattgefunden haben. An jedem dieser Strikes waren durchschnittlich 9 Personen betheiligt. Die Dauer der Strikes ist auch eine sehr kurze: in einer Stadt war die Durchschnittsdauer eines Ausstands 12,5 Tage, in der anderen — wenn wir von zwei größeren Strikes absehen, welche 6 und 12 Wochen gedauert haben — 5 Tage.

In den Gewerkschaften sind, wie wir sehen, nicht ausschließlich Handwerksgesellen organisirt: Bürstenbinder, Arbeiter der Zigaretten-, sowie der Konfektfabriken und Gerber arbeiten nicht nur für den lokalen Markt, jedoch üben sie keinen Einfluß aus auf den Charakter der Arbeiterbewegung, da sie in Folge ihrer geringen Anzahl in der Masse der Handwerksgesellen verschwinden.

Die meisten Strikes in Westrußland bezwecken Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit. Indem sie sich auf ein verschollen gewesenes Gesetz vom Jahre 1789 berufen, welches den Arbeitstag für das Handwerk regelt, verlangen die Arbeiter die Durchführung des zehnstündigen Arbeitstags. Vordem wurde gewöhnlich zwölf bis vierzehn Stunden täglich gearbeitet. In die Gewerkschaftskasse bezahlen die Männer gewöhnlich 5 Kopeken in der Woche, die Frauen 10 Kopeken monatlich. Das Eintrittsgeld beträgt 25 Kopeken bis 1 Rubel, je nach dem Stande der Kasse. Während der Dauer eines Strikes erhalten die Gewerkschaftsmitglieder eine Unterstützung in der Höhe von 10 bis 25 Kopeken im Tage. Die verheiratheten Mitglieder erhalten mehr als die ledigen. Es

[1] Die Zahl der Gewerkschaften ist größer als die Zahl der organisirten Berufe aus dem Grunde, weil die Arbeiter einiger Berufe in mehr als einer Strikekasse organisirt sind.

wird auch gemeinsamer unentgeltlicher Mittagstisch für die Strikenden veranstaltet. Diese Gewerkschaften befassen sich auch mit Arbeitsnachweis für ihre arbeitslos gewordenen Mitglieder.

Es sind bereits praktische Erfolge der Arbeiterbewegung zu verzeichnen. In vielen Werkstätten ist der zehnstündige Arbeitstag durchgeführt, in den anderen die Arbeitszeit auf elf Stunden reduzirt worden. Auch sind die Löhne bedeutend erhöht worden, nach der Mittheilung des einen Berichts um 20 bis 40 Prozent.

Alle diese Gewerkschaften sind, wie gesagt, lokale Organisationen. Nur in einem Beruf haben sich die Gewerkschaften der verschiedenen Städte und Ortschaften in einem Verband vereinigt. Alljährlich kommen die Vertreter der Gewerkschaften dieses Berufes zu einer Konferenz zusammen. Die organisirten Arbeiter der anderen Berufe treten nur zur Zeit eines Strikes in Beziehungen zu den Arbeitern der anderen Städte.

Wir haben schon gesagt, daß mit der Entwicklung der Gewerkschaften die Bildungs- und Unterstützungsvereine in den Hintergrund getreten sind. Die Bildungsvereine haben zudem ihren Charakter vollkommen verändert: von Naturwissenschaften ist in ihnen jetzt keine Rede mehr, vielmehr werden in diesen Vereinen den hervorragendsten Arbeitern die Kenntnisse übermittelt, welche sie als tüchtige Kämpfer für die Interessen der Arbeiter nöthig haben. Auch hier ist es Aufgabe dieser Vereine geworden, Leiter der Arbeiterbewegung heranzubilden. Zugleich werden Bibliotheken eingerichtet aus Büchern, welche die Zensur passirt haben — zur Benützung für alle Gewerkschaftsmitglieder; das Bedürfniß nach allgemeiner Bildung wird jetzt nicht mehr durch Bildungsvereine, sondern durch diese Bibliotheken befriedigt. Sie werden eingerichtet und unterhalten aus den Mitteln der Gewerkschaftsmitglieder, von welchen zu diesem Zwecke ein monatlicher Beitrag in der Höhe von 10 Kopeken erhoben wird.

Die Unterstützungskassen sind in ihrer ursprünglichen Form auch fast gänzlich verschwunden. Statt dieser besteht jetzt in einer der Städte, deren Arbeiterorganisationen von uns näher besprochen werden, eine für alle Berufe allgemeine Krankenkasse. An dieser kann sich ein jedes Mitglied einer Gewerkschaft betheiligen. Gegenwärtig zählt diese Kasse gegen 500 Mitglieder, ungefähr die Hälfte der in den Gewerkschaften organisirten Arbeiter. Das erkrankte Mitglied erhält Geld für den Arzt, für Arznei und für den Lebensunterhalt während der Dauer der Krankheit. Die Krankenkasse ist im Besitz von einigen Arzneien, von Thermometern, Verbandstoffen und anderen für die Krankenpflege erforderlichen Gegenständen. Im Nothfall sorgt die Krankenkasse dafür, daß der Erkrankte bei Tag und Nacht abwechselnd von Jemand gepflegt wird. Der monatliche Beitrag der Mitglieder der Krankenkasse beträgt 10 bis 25 Kopeken.

Es bleibt uns noch übrig, ein paar Worte zu sagen über den „Bund", welcher gegenwärtig an der Spitze der gesammten Bewegung der jüdischen Arbeiter steht. Im Herbste des vorigen Jahres wurde der „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund Rußlands und Polens" gegründet. Seinem Charakter nach entspricht er vollkommen dem Petersburger „Verein für den Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klasse". Er giebt zwei Zeitungen im jüdischen Dialekt heraus, den „Jüdischen Arbeiter" und die „Arbeiterstimme", außerdem Broschüren und Flugblätter in demselben Dialekt, welche unter der jüdischen Arbeiterschaft Verbreitung finden.

Regressive Evolution.[1]

Von H. Thurow.

Der Titel des Buches giebt in der Hauptsache seinen Inhalt an. Durch die Verfolgung der hauptsächlichsten Analogien in der Entwicklung organischen und sozialen Lebens soll das rückschrittliche Moment jeder Entwicklung, sowohl in seiner rein biologischen Bedeutung, wie auch als nothwendige Begleiterscheinung des wirklichen kulturellen Fortschritts dargelegt werden. Die diesen Untersuchungen vorausgehende Berührung der Frage, ob und wieweit sozialphilosophische Hypothesen sich durch Entwicklungsanalogien universalen Charakters stützen lassen, führt die Verfasser zu Erörterungen, die allerdings über den durch obigen Titel angezeigten Rahmen hinausgehen.

Bei der Vielseitigkeit des Gegenstandes war eine Arbeitstheilung geboten. Nicht ohne Grund führen die Autoren die verhältnißmäßige Stagnation der biosoziologischen Forschung, die in der oft sehr willkürlichen Verquickung organischer und sozialer Erscheinungen ihren Ausdruck findet, auf den Umstand zurück, daß den über Soziologie schreibenden Biologen meist die genügenden soziologischen Kenntnisse, und umgekehrt den Soziologen oft die erforderlichen biologischen Kenntnisse fehlen. Um dem Vorwurf einer derartigen, ohne genügende Spezialvorstudien unternommenen und der Beweisführung entbehrenden Behandlung des vorliegenden Stoffes zu begegnen, haben die drei Verfasser sich derartig in ihre Aufgabe getheilt, daß Demoor und Massart vorwiegend den biologischen Theil und Vandervelde den soziologischen Theil des Buches bearbeitete.

Entsprechend dieser Arbeitstheilung sind die Untersuchungsmethoden verschieden, zu denen die Autoren ihre Zuflucht nehmen mußten.

In der Biologie spielt die direkte Beobachtung im Sinne der geschichtlichen Forschung eine nebensächliche Rolle, da sie uns über den Ursprung der Organismen und die Umgestaltungen, denen sie unterworfen waren, keinen sicheren Schluß gestattet.

Dagegen gelangt auf diesem Gebiet die vergleichende Methode zur Geltung und zwar in ihren folgenden Verzweigungen:

A. Der Morphologie, die die Aufgabe hat, die organische Aufeinanderfolge von Organismen durch Vergleichung der Organe solcher Wesen nachzuweisen, die derselben Gruppe angehören.

B. Der Paläontologie, die sich mit der Sammlung der Ueberreste jener Formen befaßt, welche den vorhandenen Formen voraufgingen.

C. Der Embryologie, deren Aufgabe darin besteht, die Entwicklung der Organe bei bestimmten Individuen zu verfolgen.

D. Der Täratologie, die die normalen Formen mit den anormalen vergleicht.

In der Soziologie spielen diese Vergleichungsmethoden, angesichts der unendlichen Mannigfaltigkeit sozialer Formen und ihres relativ schnellen Wechsels, eine untergeordnete Rolle, während die geschichtliche Methode von vorherrschender Bedeutung wird.

Trotzdem giebt es zwischen den auf biologischem und sozialem Gebiet angewandten Forschungsmethoden Verbindungspunkte und die Verfasser heben sie hervor.

[1] „Regressive Evolution", von Demoor, Massart und Vandervelde. Internationale wissenschaftliche Bibliothek; in Deutschland bei Brockhaus, Leipzig.

Die **Archäologie** oder Alterthumskunde, welche — namentlich auf dem Gebiet der Baukunst — uns die Spuren menschlicher Thätigkeit aus früheren Geschichtsepochen vor Augen führt, entspricht der Paläontologie, die uns an Hand ihrer biologischen Funde über einstige Lebewelten Aufschluß giebt.

Die Morphologie schlechthin wird auf soziologischem Felde bis zu einem gewissen Grade durch die **soziale Morphologie** ersetzt, die mit ihrer Vergleichung der Institutionen einen Ersatz bietet für das Fehlen direkter Beobachtungen dieser Institutionen.

Indem man die Gebräuche und Einrichtungen der modernen Wilden studirt, erklären die Autoren mit Bagehot, sucht man die todte Vorgeschichte durch die lebende Vorgeschichte zu erhellen. Findet man bei ihnen eine in voller Blüthe stehende (funktionelle) Institution, die bei fortgeschrittenen Völkerschaften nur noch in verkümmerter Form vorhanden ist, so kann man daraus schließen, daß diese letzteren sie dereinst ebenfalls vollständig besessen haben. Nicht unerwähnt darf dabei gelassen werden, daß allerdings in manchen Fällen vorhandene Gebräuche, wie der Ritus der Beschneidung z. B.[1] durch einfache Nachahmung späteren Geschlechtern erhalten werden.

Schließlich gehören zum Besitzstand der soziologischen Forschung noch die eine — wenn auch sekundäre — Rolle spielende soziale Täratologie und Embryologie.

So ist der Fall nicht selten, daß gewisse in Verbrecherkreisen geübte Gebräuche sich als eine Fortsetzung oder Neuauflage solcher Gebräuche darstellen, die in primitiven Gesellschaften Gemeingut der Gesammtheit waren. Andererseits begegnen wir häufig der Thatsache, daß die individuelle Entwicklung einer Institution oder einer sozialen Gruppe die abgekürzte Wiederholung jener Entwicklung ist, die in früheren Zeiten und an anderen Orten gewisse Institutionen oder verwandte soziale Gruppen aufgewiesen haben.

Ein Beispiel dafür liefert uns Rußland, wo noch heute die Schöpfung von Ackerbaugemeinschaften keine Seltenheit ist. Bekanntlich haben diese die periodische Eintheilung des Grund und Bodens zur Voraussetzung und ihre erste Entstehung und hauptsächliche Entwicklung fällt im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zusammen mit der Auflösung der alten Familial-Organisationen. Indem man die Entwicklung dieser neuen Gemeinschaften verfolgt, kann man bis zu einem gewissen Grade sich Rechenschaft geben über die Umgestaltungen, denen die Formen des Eigenthums in anderen Ländern und zu anderen Zeiten, über die wir wenig oder keine zuverlässigen Angaben besitzen, unterworfen waren. Es ist jedoch selbstverständlich, daß die Ergebnisse speziell dieser Untersuchungsmethode so lange wesentlich hypothetischer Natur bleiben werden, als sie nicht durch eine objektive Geschichtsforschung gestützt werden.

* * *

Die These nun, die die Verfasser des vorliegenden Buches mit Hilfe dieser verschiedenen wissenschaftlichen Materialien zu vertheidigen suchen, ist im Grunde eine dreifache, die man, wenn man sich nicht allzueng an die chronologische Gliederung des Textes hält, folgendermaßen formuliren kann:

A. Es giebt in der organischen und sozialen Welt eine Reihe von Analogien, in denen die Universalität gewisser Entwicklungstendenzen sich kundgiebt.

---

[1] Siehe Th. Reinach: De quelques faits relatifs à l'histoire de la circoncision chez les peuples de la Syrie. (L'Anthropologie, 1893, t. IV pp. 28 et suiv.)

B. Diese Analogien vereinigen sich in dem Punkte und in der Thatsache, daß jegliche Transformation biologischer und soziologischer Natur zugleich progressiv und regressiv in ihren Wirkungen ist.

C. Das Vorhandensein dieser Analogien berechtigt nicht zu einem naturwissenschaftlichen Prognostikon sozial-politischer Theorien.

Im Mittelpunkt der Kollektivuntersuchung steht die Begründung der These B. Durch zahlreiche Belege, Vergleiche und geschichtliche Exkurse suchen die Verfasser darzuthun, daß sowohl auf dem Gebiet des organischen wie des sozialen Werdens Rück- und Fortbildung (Regression und Progression) zwei Seiten einer Erscheinung, die zweifache Form derselben Bewegung bilden. Evolution bedeutet an sich weder Fortschritt noch Rückschritt. Das Wort bezeichnet alle Umgestaltungen, denen ein Organismus oder eine Gesellschaft unterliegt, ohne Rücksicht auf die Natur dieser Umgestaltungen. Die Evolution äußert sich aber zugleich in progressiver und regressiver Weise. Sie zeigt ihren progressiven Charakter durch die Entwicklung eines Organs oder die Bildung eines neuen Organs und äußert sich in regressiver Weise durch die Verkrüppelung oder das Schwinden eines Organs. In Summa also ist jede Evolution — auch auf die gesellschaftlichen Organe, wie man die sozialen Institutionen benannt hat, findet diese Definition ihre Anwendung — von Rückbildungen begleitet, auch dann, wenn der fortschrittliche Charakter fast ausschließlich in die Erscheinung tritt.

Welches sind nun die Faktoren dieser Evolution und wie läßt sich das Vorhandensein jener Analogien, in denen ihre Universalität sich manifestirt, theoretisch erklären?

Was zunächst den zweiten Theil der Frage anbetrifft, so behaupten die Verfasser mit Darwin, daß in der Biologie die Aehnlichkeit zwischen den einem gleichen Stamm angehörenden Organismen aus der Vererbung resultirt; die individuellen Variationen ermöglichen die Anpassung. In der Soziologie, fahren sie dann fort, läßt sich ebenfalls eine Aufeinanderfolge der sozialen Strukturen in der Ordnung nachweisen, daß die werdenden Formen früheren Formen nachgebildet sind. Hier ist es die Nachahmung, welche die Aehnlichkeit zur Folge hat, während die Anpassung das Resultat der Erfindung, d. h. „jeder Vervollkommnung, jeder Neuerung ist, durch welche eine Differenzirung der neuen Gesellschaft gegenüber den vorhergehenden Gesellschaften geschaffen wird".

Die bestimmenden Momente der Analogien sind demnach die Aehnlichkeit und die Anpassung. Aber Aehnlichkeit und Anpassung sind auf biologischem und soziologischem Felde durch wesentlich verschiedene Faktoren bedingt. Wie schon angedeutet, spielt in der Biologie die Vererbung und natürliche Zuchtwahl eine weit größere Rolle als innerhalb der Gesellschaften. Hier wird die künstliche Zuchtwahl von vorwiegender Bedeutung. Während in der Thier- und Pflanzenwelt die durch Nichtgebrauch der Verkümmerung anheimgefallenen Organe fortgeerbt werden, geht die Ausscheidung unnütz gewordener gesellschaftlicher Organe (Institutionen) verhältnißmäßig leicht von Statten. Die letzteren werden meist durch die künstliche Abänderung sozialer Gebilde beseitigt, noch ehe das regressive Moment der Evolution völlig erschöpft war. Als letzte Kunde von der Existenz solcher Einrichtungen gelten uns veraltete Sitten und Gebräuche, die sich durch Nachahmung erhalten und ganz allmälig die ursprüngliche Bedeutung verlieren.

Diese Auffassung der Autoren in Bezug auf die ursächliche Verschiedenheit der Entwicklungsfaktoren und die Gleichwerthigkeit ihrer Wirkungen ist nicht absolut neu; ebensowenig wie es der von ihnen vertretene Gedanke ist, daß regressive

Erscheinungen nicht als eine Rückkehr zu primitiven Entwicklungsstadien aufzufassen sind. Neu ist nur die Fülle der Thatsachen, durch die sie ihre Anschauungen erhärten. Dabei legen sie besonderes Gewicht auf die Widerlegung der Annahme, als ob die Regression stets innerhalb bestimmter Grenzen und in bestimmter Reihenfolge in einer dem evolutiven Fortschreiten entgegengesetzten Richtung sich bewege. Sie bildet ein passives Moment der Evolutionen, das nicht selbstthätig (dynamisch) existirt.

Führen wir, indem wir uns auf das soziologische Gebiet beschränken, einige der von den Verfassern zitirten Beispiele an, durch die sie das Wesen der Regression charakterisiren.

Alle sozialen Organisationen sind und waren während ihrer Entwicklung von Rückbildungen begleitet. Die Umgestaltungen, denen sie unterlagen, involviren für sie stets den Verlust eines Theiles ihrer ehemaligen Struktur, d. h. den Verlust wirthschaftlicher, politischer oder religiöser Einrichtungen. Die Geschichte bringt hierfür so zahlreiche Belege, daß ihre Aufzählung weder nöthig noch möglich ist.

Jede gesellschaftliche Organisation enthält Ueberbleibsel früherer Organisationen. Beispiele:

Die moderne Familie ist das Produkt einer Reihe von wirthschaftlichen Umwälzungen. Die wesentlichen früheren Formen der Familie: Matriarchat (Mutterherrschaft) und Patriarchat (Vaterherrschaft) finden sich aber als Ueberbleibsel in den Sitten und Gebräuchen der meisten europäischen Völker wieder. Nicht nur das. Die moderne Gesetzgebung galvanisirt sie förmlich, indem sie beispielsweise an vielen Orten ganz im Sinne der alten patriarchalischen Familie zu Gunsten der Familienmitglieder das Testirungsrecht beschränkt.

Die Form des Ehebündnisses im Besonderen hat nicht weniger Umgestaltungen erfahren, als die Familie im Allgemeinen. Seit der ursprünglichen Paarungsehe bis zur modernen Form der Ehe begegnet man bei den europäischen Völkern der Heirath durch Raub, Kauf und schließlich durch Einwilligung des Weibes, welch letztere Phase in der Entwicklung der Ehegebräuche wiederum die drei Stadien der einfachen gegenseitigen Einwilligung, des religiösen Bündnisses und schließlich der Zivilheirath aufweist.

Alle dieser Zivilheirath voraufgehenden Formen der Eheschließung haben in Sitten und Gesetzen ihre Spuren zurückgelassen. So besteht der Raub der Braut noch heute in zahlreichen Orten Bulgariens.[1] Ihr Ankauf ist eine stehende Einrichtung bei den Osseten und in gewissen Dörfern Großrußlands. Die Heirath durch einfache Einwilligung beider Kontrahenten endlich, die im christlichen Europa bis zum Konzil von Trient allgemeine Giltigkeit hatte, hat sich bis heute in Schottland erhalten.[2] Weniger direkte Ueberbleibsel der alten Ehebundsformen sind uns in den Sitten und Gebräuchen aller Länder gegenwärtig geblieben.

Daß auch neben der heutigen Form des Eigenthums die früheren Formen desselben vielfach forteristiren, ist eine zu bekannte Thatsache, als wir nöthig hätten, sie eingehend zu dokumentiren. Gewisse Gemeinrechte an Grund und Boden erinnern an die Zeit des urwüchsigen Agrarkommunismus, wie der Staatsbesitz an Ländern, sowie die meisten modernen Finanzsysteme die Zeit der Feudalherrschaft in Erinnerung rufen.

---

[1] Th. Valvok, Rites et usages nuptiaux de l'Ukraine. (L'Anthropologie, 1891, S. 169.)

[2] Violet, Histoire du droit civil français, S. 428.

Ueberall also bestehen neben den neuen sozialen Formen frühere Formen weiter. Doch haben sie sich überlebt; sie sind verkümmert; die Entwicklung der sozialen Organisation bedingte ihre Rückbildung.

Es ist klar, daß hier von einem Atavismus der Institutionen, wenn man sich so ausdrücken will, keine Rede sein kann. Aber auch wo die gegenwärtige Entwicklung sozialer Einrichtungen sich unter Formen vollzieht, die an frühere soziale Entwicklungsphasen erinnern, sind wir weit entfernt von einer Rückkehr zu diesen letzteren. Die corsi und ricorsi der Evolution sucht man in der Wirklichkeit vergebens.

So wenig wie der Ausgangspunkt der feudalen Entwicklung der gleiche ist wie derjenige der Entwicklung des kapitalistischen Eigenthums, so wenig kann die Entwicklung einer modernen Institution zur Bildung gewesener Institutionen zurückführen. Die moderne Gewerkschaftsbewegung zum Beispiel weist manche Aehnlichkeit auf mit der Bildung der zünftigen Verbände des Mittelalters. Ist aber diese Aehnlichkeit etwas Anderes als eine Aehnlichkeit der Form? Die Verschiedenheit der Ziele und Prinzipien springt dem Unbefangensten in die Augen. Selbst die neuerdings gegründeten christlichen Arbeitervereine nähern sich in ihrer wirklichen positiven Thätigkeit weit mehr den sozialistischen Gewerkschaften als den christlichen Bruderschaften oder den Gesellenvereinigungen, deren Ende durch den Ausbruch der bürgerlichen Revolution besiegelt wurde.

Sucht man nach weiteren Beispielen, dann vergleiche man den modernen Kollektivismus mit dem sogenannten Urkommunismus. Nicht nur bezeichnet der erstere keine Rückkehr zum letzteren, sondern ein derartiger Vergleich zeigt, wie die Entwicklung neuer sozialer Organisationen oft die völlige Beseitigung der Ueberbleibsel früherer Organisationen zur Voraussetzung hat.

* * *

In welcher Ordnung manifestirt sich das regressive Moment der Evolution? Aeußert es sich stets in einer dem progressiven Fortschreiten entgegengesetzten Richtung?

Anerkannte Vertreter des Transformismus wie Degreef und Lamerre, Physiologen wie Ribot und Heger beantworten die Frage mit Ja. Nach ihrer Ueberzeugung sind es stets die höheren, komplizirteren, spezielleren Organe der Individuen und die ihnen entsprechenden Funktionen, welche zuerst der Verkümmerung anheimfallen. Ihre auf biologischem Gebiet ausschlaggebende Auffassung ist nach und nach auch in die sozialen Wissenschaften eingedrungen.

Die Verfasser treten ihr entgegen. Das Ergebniß ihrer Untersuchung geht dahin, daß weder die komplizirtesten, noch die jüngsten biologischen und sozialen Formationen der Regression stets zuerst anheimfallen. Erwiesen ist nur, daß es die schwächsten Organe einer biologischen oder sozialen Struktur sind, welche zuerst verkümmern, wobei aber keineswegs erwiesen ist, daß die jüngsten und deshalb in der Regel komplizirtesten Organe zugleich die schwächsten sind. Wo aber selbst der Fall einer Regression der jüngsten Theile eines Ganzen eintritt, ist noch nicht gesagt, daß diese Regression in entgegengesetzter Richtung die verschiedenen Phasen der progressiven Evolution reproduzire.

Auf sozialem Felde ist in vielen Fällen die Frage nach der Ordnung der regressiven Evolution überflüssig. Wenn eine komplexe gesellschaftliche Institution — eine Handelsgesellschaft oder eine administrative Organisation beispielsweise — unnütz wird, wird sie meistens durch freiwillige Auflösung oder gesetzgeberische Maßnahmen beseitigt. Hier kann von einer bestimmten Ordnung in der Re-

gression nicht die Rede sein, weil alle Theile plötzlich verschwinden. Anders ist es, wo eine gleiche Ursache gleichzeitig auf die verschiedenen Theile einer Organisation dergestalt einwirkt, daß die durch sie bedingte Regression mehrere Stadien der Evolution hindurch sich ungehindert manifestiren kann.

In diesen Fällen zeigt es sich, daß es bald neue, bald alte Einrichtungen sind, die von der Regression ausgeschieden werden. In Bezug auf die — von den Gegnern bestrittene — Möglichkeit einer Regression älterer Institutionen bei gleichzeitigem Fortbestand jüngerer Institutionen erinnern die Autoren an folgende Thatsache: Aenderungen oder Wechsel in der Gesetzgebung, der Rechtsprechung oder religiösen Gebräuche, soweit sie von vornherein lebensfähig sind, folgen in ziemlich weitem Abstand — ohne sie je zu überholen — den Umgestaltungen wirthschaftlicher, familialer oder moralischer Ordnung.

Institutionen, die der Gesetzgebung, der Rechtsprechung oder religiösen Gebräuchen dienen, sind demnach jüngeren Datums als diese tiefergehenden Aenderungen wirthschaftlicher, familialer oder moralischer Ordnung, denen sie entsprechen sollen. Indessen sind nicht sie es, die durch die Regression zuerst betroffen werden.

Die Adelstitel überleben den Adel als wirthschaftlich von den übrigen Ständen unterschiedene Kaste. — Lange Zeit nach der Desorganisirung der Nomadenstämme bleibt die juristische Auffassung Gesetz, nach welcher die Zelte und Häuser unter den Begriff Mobilien fallen.[1] Die Verwandtschaftssysteme überdauern die Veränderungen der Familie.

„Die Familie“, sagt Morgan, „ist das aktive Element; sie bleibt niemals stationär, sondern erhebt sich von niederer zu höherer Form, im selben Maße, in welchem sich die Gesellschaft von tieferer zu höherer Stufe entwickelt. Dagegen bleiben die Verwandtschaftssysteme passiv; nur nach langen Zwischenräumen registriren sie die durch die Familie im Laufe der Zeiten gemachten Fortschritte; sie erleiden keinerlei radikale Veränderung, bis daß die Familie selbst sich vollständig umgestaltet hat.“

* * *

Es bleibt noch eine wichtige Frage zu untersuchen: die nach der Grenze der Analogien, die den allgemeinen Gang des Werdens charakterisiren. Sie ist um so berechtigter und um so mehr am Platze, als sie bis in die neueste Zeit hinein zu den am wenigsten abgeklärten Fragen gehört.

Auf die Verwirrung, die diejenigen angerichtet haben, welche nach Art der Häckel und Konsorten aus biologischen, im Thier- und Pflanzenreich souverän wirkenden Gesetzen den Gang der sozialen Entwicklung zu bestimmen suchen, ist schon oft hingewiesen worden. Wie einstmals die hegelianische Dialektik dazu herhalten mußte, alle möglichen — anarchistischen, manchesterlichen, liberalistischen und nicht zum wenigsten royalistischen — Thesen zu stützen, so hat man jetzt (und mit einem wie viel größeren Anschein von Berechtigung) die Ergebnisse des thierischen und pflanzlichen Transformismus zum Werthmaß sozialpolitischer Theorien erhoben. Wenn diese letzteren Anspruch auf Anerkennung seitens der Wissenschaft schlechthin erheben, dann müssen sie sich durch bestimmte biologische Erscheinungen rechtfertigen lassen, müssen auf der Wissenschaft der Biologie basirt sein.

---

[1] Wenn im materiellen Sinne des Wortes die Häuser viele Jahrhunderte lang „Mobilien“ bleiben, so im juristischen Sinne noch viel länger; denn das ist das Eigenthümliche der juristischen Begriffe, daß sie nur schwerfällig und mühsam der wirthschaftlichen Bewegung nachhinken (Viollet, „Histoire du droit civil français“, S. 617).

Der Form nach dreht sich der Streit im Lager der Biologen und Soziologen meist um die Frage: Sind die Gesellschaften als Organismen und die Organismen als Gesellschaften von Zellen zu betrachten? Wenn ja, dann würde ein gleiches Prognostikon der sozialen und biologischen Entwicklung allerdings zulässig erscheinen.

Aber die Begriffe gesellschaftliche Organismen, zelluläre Gesellschaften u. s. w. sind durchaus konventioneller Natur, und nur in diesem Sinne werden sie von unseren Autoren gebraucht. Schon weiter oben haben wir an der Hand ihres Buches auf die Thatsache hingewiesen, daß die Evolution des thierischen und pflanzlichen Lebens als Ergebniß der natürlichen Zuchtwahl aufzufassen ist, die auf dem Felde der Soziologie eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Dieser Grundverschiedenheit gegenüber können die vorhandenen Analogien nicht über den zwieschlächtigen Charakter der biologisch-sozialen Evolution hinwegtäuschen: die Entwicklung der Individuen vollzieht sich unter der Form physiologischer Aufeinanderfolge, während die Bewegung sozialer Organismen durchaus psychischer Art ist.

Die Verschiedenheit zwischen der Gesellschaft und dem Individuum besteht in der Verschiedenheit der Bande, durch welche ihre Elemente miteinander verknüpft sind. Die Struktur eines Thieres oder einer Pflanze hängt ab von der materiellen Disposition der Theile, von ihrem physiologischen Zusammenhang. Die Struktur einer Gesellschaft wird bedingt durch die kontraktuellen Beziehungen ihrer Glieder zu einander. Dieser in seinen Konsequenzen wichtige Unterschied ist zwar nicht in allen Stadien der Entwicklung der Gesellschaften gleich erkenntlich. Bei den Ameisen und den Bienen, sowie innerhalb der blutsverwandtschaftlichen sozialen Gruppen tritt der kontraktuelle Charakter weniger in die Erscheinung. Die Natur solcher Gemeinschaften nähert sich der Natur der organischen Assoziation. In dem Maße jedoch, wie man sich von jenen primitiven Gesellschaften entfernt, verschärft sich der Gegensatz zwischen den sozialen Gruppen und den Organismen, und je höher die Form der gesellschaftlichen Entwicklung wird, d. h. je deutlicher der kontraktuelle Charakter der Gesellschaften sich manifestirt, um so deutlicher treten auch die Konsequenzen dieser Verschiedenheit der Charaktere in die Erscheinung.

Mit diesen Konsequenzen, die namentlich in politischer Hinsicht von größter Tragweite sind, befassen sich die Autoren nicht; ihr Werk ist weder sozialistisch, noch will es sozialistisch sein. Es stellt sich dar als eine sorgfältige Herausarbeitung der Analogien, die das Wesen biologischen und sozialen Lebens charakterisiren. Dadurch ist es zugleich eine Umgrenzung dieser Analogien. Die Formation politisch-wirthschaftlicher Gesellschaftsorganisationen, so könnte man den für uns wichtigen Theil seines Inhalts kurz resumiren, ist nicht den Gesetzen der biologischen Entwicklung unterworfen. Somit ist auch der Sozialismus nicht durch die Naturwissenschaft zu widerlegen.

Anton v. Werner und die Berliner Sezession.

Von **Johannes Gaulke.**

Die heiß ersehnte Scheidung der Geister scheint sich vollzogen zu haben. Ein geringfügiger Anlaß hat den Stein ins Rollen gebracht. Man sagt, daß die Jury der diesjährigen Berliner Kunstausstellung mit äußerster Rigorosität ihres Amtes gewaltet habe — über 1500 Bilder sollen kurzer Hand zurückgewiesen worden sein.

Nach den Erfahrungen der Vorjahre, wo auf der Großen Berliner Kunstausstellung der Durchschnitt keck erhobenen Hauptes einherstolzirte, war eine sorgfältige

Auslese der eingelieferten Kunstwerke zweifellos geboten. Dies ist nunmehr geschehen. Aber sehen wir von den zahlreichen Arbeiten älteren Datums ab, so hat sich das Gesammtbild der Ausstellung im Wesentlichen nicht verändert, der Durchschnitt dominirt nach wie vor. Indessen ist dieser Durchschnitt ein anderer geworden, als er es in den Vorjahren war. Die Stürmer und Dränger sind so gut wie verschwunden — mystisch-symbolistische Probleme sind dem Publikum diesmal nicht zur Lösung aufgegeben —, dafür hat aber eine oft unter dem Durchschnitt stehende Atelierkunst eine ungebührliche Berücksichtigung erfahren. Namen, wie Plockhorst, Thumann, Sichel, deren Träger man schon lange für überwunden hielt, sind plötzlich wieder aus der Versenkung aufgetaucht. Von einer Jury, in der die alte Richtung den Ausschlag gab, dürfte wohl auch Niemand eine andere Auswahl erwartet haben. Denn auch der gescheidteste Kunstrichter wird sich stets mehr oder weniger von seinem subjektiven Empfinden leiten lassen; jede Abweichung von seiner Anschauung wird er als eine bedauerliche Verirrung des Menschengeistes hinzustellen suchen. Unter Berücksichtigung dieses Moments wird man auch die diesjährige Aufnahmekommission nicht ohne Weiteres der kleinlichen Parteinahme zeihen können. Man kann von Künstlern so doktrinärer Anschauung, wie Werner, Schaper, Thumann u. s. w., unmöglich verlangen, daß sie plötzlich in Liebe erglühen für ein dem modernen Empfinden entsprossenes Kunstwerk.

Die gemeinsamen künstlerischen Interessen der alten und der neuen Schule sind seit Jahren fortgesetzt im Schwinden begriffen, daher hat sich in allen Kunstzentren die Spaltung der Künstlerschaft als ein Lebensbedürfniß erwiesen. München machte damit den Anfang, Düsseldorf und Dresden folgten, und nunmehr ist auch in Berlin eine Sezession in der Konstituirung begriffen. Der Grund, daß die jüngere Künstlerschaft der Reichshauptstadt sich nicht schon früher der Bevormundung der Alten entzogen hat, ist in den eigenthümlichen Berliner Verhältnissen zu suchen. Die Berliner Kunst ist wie kaum eine andere von ihrem Publikum abhängig, der Kunstmarkt ist im Verhältniß zu anderen Städten unbedeutend; den Hauptabsatz finden die Kunstprodukte am Orte selbst, im Thiergartenviertel. Dann gefallen sich auch noch die Staats- und Kommunalbehörden zeitweilig in der Rolle des Mäcens. Beiden Gruppen läßt sich aber beim besten Willen kein wirkliches Kunstverständniß vindiziren. Der jungen Berliner Großbourgeoisie fehlt wie der Plutokratie Amerikas die Tradition und damit auch die gereifte Urtheilskraft und das feiner differenzirte ästhetische Empfinden. Von einem künstlerischen Bedürfniß des Staates oder der Kommune zu sprechen, wäre absurd, eine Behörde wird sich stets in allen ihren Entschlüssen von Zweckmäßigkeitsgründen leiten lassen, sie wird daher auch dem Künstler das Leitmotiv geben und die Grenzen seiner Wirksamkeit von vornherein festsetzen. Beweis: alle Staatsdenkmäler.

Ein Berliner Künstler, der reussiren will, muß der einen oder der anderen Gruppe die weitgehendsten Konzessionen einräumen. So entstand eine glatt geleckte Salonkunst, über die sich wohl ein ehrlicher Kunstfreund entrüsten konnte, die aber, was die Hauptsache war, bei einem kaufkräftigen Publikum nie Anstoß erregen konnte. Der Gattung gehören an: harmlose Konversationsstücke, novellistisch ausgesponnene Liebesidyllen, lustige Schwänke, wenig aufregende Landschaftsbilder und — last not least — „Ideal"köpfe à la Sichel. Ein Künstler, dem diese Beschäftigung nicht zusagte, der vielleicht auch „Karriere" machen wollte, fand seine Rechnung im Staatsdienst. Galt es doch nach dem deutsch-französischen Kriege die Siege der deutschen Armee, das Herrscherhaus und die Heerführer zu verherrlichen. Die Kunstrichtung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Kriegsereignisse der Nachwelt zu konserviren, deckt sich ungefähr mit dem Namen Anton v. Werners, des berühmten A. v. W.

Wenige Künstler können auf eine an äußerlichen Erfolgen gleich reiche Laufbahn zurückblicken wie Anton v. Werner, wenige können sich aber auch einer so innigen Feindschaft unter den Kollegen und dem Publikum rühmen. Bekundet sich hierin nur die Mißgunst der großen Masse, die immer noch die Besten gesteinigt

hat, oder der Neid mehr oder weniger verkannter Genies? Oder hat Herr v. Werner selbst den Zeitgenossen die Veranlassung zu dieser feindseligen Stimmung gegeben? — Böcklin und Menzel haben auch ihre enragirten Gegner gefunden, aber die Persönlichkeit dieser auserlesenen Meister hat alle kleinen Nörgler zum Schweigen gebracht. Anders Herr v. Werner. Er hat manchen seiner Gegner durch das Wort widerlegt, das sei unumwunden anerkannt, nie aber durch eine künstlerische That. Neue Anhänger hat er sich jedoch auf diesem Wege nicht erwerben können, und sollte er sich nicht bald zur wohlverdienten Ruhe setzen, so wird er seinen künstlerischen Ruhm vollends verwirken.

Um Werner zu verstehen, muß man auf seine ersten Arbeiten zurückgreifen und auch einen Blick auf die Zeitverhältnisse werfen, die ihn haben sich entwickeln und heranreifen lassen. Der Krieg 1870/71 hatte alle Fibern des deutschen Volkes in die heftigste Erregung gebracht, die lang ersehnte Einheit war geschaffen, und selbst die erträumte deutsche Kaiserherrlichkeit schien sich glänzend erfüllt zu haben, eitel Lust und Freude bemächtigte sich der Gemüther — was lag da näher, als daß man auch der Nachwelt ein Andenken an diese große Zeit zukommen ließ! Das Volk ist zu vergeßlich, am wenigsten lassen sich aber die Söhne die Thaten ihrer Väter angelegen sein, daher muß schon durch künstlerische Denkmäler, Jubiläumsfeste und andere ostentative Kundgebungen das verlotterte Volksgewissen von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Die beschauliche Vergangenheit bedurfte dieser Stimulantia nicht, und doch fand damals die Zeitstimmung einen viel kräftigeren und weniger gemachten Wiederhall in der Kunst. Anders in der nervösen Gegenwart: die Ereignisse auf allen Gebieten überstürzen sich, zwei- bis dreimal am Tage fabrizirt jede auf der Höhe der Zeit stehende Presse die öffentliche Meinung; was gestern geschehen ist, ist heute daher lange nicht mehr „aktuell". Diese schmerzliche Wahrheit mußte auch Herr v. Werner am eigenen Leibe erfahren: seine großen Historienbilder büßten nur zu schnell ihre „Aktualität" ein; ununterbrochen mußte er seine großen künstlerischen Expektorationen einander folgen lassen, wollte er nicht dieser entsetzlichen Vergessenheit anheimfallen. Das Loos des Sisyphus ist das häßlichste, das einem Menschen beschieden sein kann!

So lebt Anton v. Werner schon seit Jahren das Leben eines Scheintodten, der nur noch mechanische Aeußerungen von sich giebt, Reflexe einer besseren Zeit. Aber warum denn ist Werner nicht „aktuell" geblieben? Böcklin und Menzel sind es immer noch und werden es, solange es eine kunstverständige Menschheit giebt, bleiben, ebenso wie Rubens und Rembrandt und vor ihnen noch viele andere Meister bis zurück zur Antike. Daß die Wernersche Muse schon heute zur Mumie erstarrt ist, diese Erscheinung dürfte sich daher nur auf ihre schwindsüchtige Uranlage zurückführen lassen. — „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren", hat einmal Goethe gesagt. Werners Panorama der Schlacht bei Sedan hatte wie selten ein künstlerisches Werk die Masse begeistert. Es gab eine Zeit, wo es jeder Provinziale für eine patriotische Ehrenpflicht hielt, nach dem Kunsttempel hinter dem Bahnhof Alexanderplatz zu wallfahrten. In Berlin gewesen zu sein und das Panorama nicht gesehen zu haben, galt als die größte Sünde wider den heiligen Geist. Tempora mutantur. Heute ist wieder Castan bei unserem Provinzialpublikum in seine alten Rechte getreten. Man staunt mit derselben Ehrfurcht die Wachsfiguren ob ihrer „Natürlichkeit" an, wie seiner Zeit das Rundbild am Alexanderplatz, das so ungemein „natürlich" gemalt war, daß man kaum im Stande war, den gemalten Hintergrund von dem plastischen Vordergrund zu unterscheiden.

Sind die Zeiten resp. die Zeitideale inzwischen andere geworden oder die Menschen? Ich glaube, die große Masse bleibt sich ewig gleich, wohl aber vollzieht sich stetig ein allgemeiner Wechsel der Anschauung. Der Krieg und die Kriegsgeschichten haben ihren faszinirenden Einfluß auf die Menge eingebüßt, sonst hätte der letzte Feldzug eine wirkliche Kunst und Literatur hervorrufen müssen. Damit sei aber keineswegs gesagt, daß der Vorwurf den Zeitereignissen unmittelbar ent-

nommen werden müsse. Gerade an diesem Uebel krankt die Kunst Werners am schwersten: er entwickelt nicht das große Zeitdrama aus einzelnen mächtigen Charakteren heraus, sondern macht den Hintergrund der Handlung zur Hauptsache. Der brutale Kampf der Massen hat in jeder Form etwas Abstoßendes, große Künstler und Dichter werden ihn daher nie auf offener Szene abspielen lassen. Das wäre eine Verherrlichung der Räuberkomödie in optima forma. Der Schlacht bei Sedan kann hiernach nur der Charakter des Sensationsstückes zugesprochen werden.

Um so mehr muß diese Leistung aber bei einem Künstler überraschen, der sehr gut weiß, worauf es bei einem Kunstwerk ankommt. Werner hat in dem Diorama: Abschluß der Kapitulation von Sedan, das dramatische Moment trefflich zu fixiren verstanden. Dies Gemälde wird immer das Interesse des Beschauers wach zu halten vermögen, weil hier Charaktere geschildert sind, aus deren Bewegung und Mienenspiel die Handlung sich klar ergiebt. In diesem Gemälde hatte der Historienmaler Werner seinen künstlerischen Höhepunkt erreicht, wenn wir von einigen lustigen Kriegsszenen und einer auch sehr stimmungsvollen Episode: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Abel Douay, an dieser Stelle absehen. Seine Farben verblassen immer mehr und mehr, die Zeichnung bleibt jedoch, wenn auch langweilig, bestimmt und richtig. Es folgen die höfischen Repräsentationsbilder: die Kaiserproklamation, die Krönung Friedrichs I., die Eröffnung des Reichstags 1888 und andere. Dieser Vorwurf ist ja schon an sich ein so unkünstlerischer, daß nur ein so eminent begabter Künstler, wie Menzel, der über alle koloristischen und zeichnerischen Mittel verfügt, an ihn herantreten darf. Der koloristische Sinn, die Voraussetzung für einen derartigen Vorwurf, ist aber bei Werner fast gar nicht entwickelt und droht, wie an den letzten beiden Ausstellungsbildern ersichtlich, einer gänzlichen Farbenblindheit zu weichen. Wilhelm I. auf dem Sterbelager hat als Kunstwerk überhaupt keine Existenzberechtigung mehr. Die Auffassung ist eine geradezu triviale zu nennen, die elementarste künstlerische Bedingung, die Komposition, ist unerfüllt geblieben, jegliche Bewegung der Figur sorgfältig vermieden, und von einer psychologischen Vertiefung des Vorgangs kann überhaupt nicht die Rede sein. Und das bei einem Vorgang, wo überhaupt alles nur auf die Wiedergabe einer seelischen Stimmung ankommt. Künstlerisch noch unbedeutender ist das kleine Bild: Wilhelm I. und die Lichterfelder Kadetten. Für die Niedergangsperiode Werners ist kaum ein anderes Gemälde von so typischer Bedeutung. Die spontane Kundgebung der jungen Marssöhne, die Werner schildern will, ist schon in der Anlage verfehlt, da die Figuren, wie mir scheint, nach — Gipsmodellen gezeichnet sind. Und was die koloristische Seite anbelangt, so bestätigt sich hier die oft wiederholte Behauptung, Werner könne nicht malen, in ihrem ganzen Umfang. Für das Grün der Bäume, das Blau des Himmels und das Grau der Wolken hält er je eine Farbe für ausreichend, Zwischentöne kennt er überhaupt nicht, Luftstimmungen und Beleuchtungseffekte weist er als eine arrogante impressionistische Forderung zurück; ferner weiß man nie recht, um welche Tageszeit sich der Vorgang abspielt. Werner hat eine Durchschnittsstimmung erfunden, die er für alle Tageszeiten, ob Morgen, Mittag oder Abend, anzuwenden beliebt.

Im Grunde genommen haben die beiden letzten Werke Werners auch nicht einmal eine *abfällige* Kritik verdient, da sie als Kunstwerke nicht mehr in Betracht kommen. Leider ist aber ein Hinweis darauf unvermeidlich geworden, da Werner sich keine Gelegenheit entgehen läßt, die neuen künstlerischen Bestrebungen, die er nicht versteht, zu verunglimpfen. Verschiedentlich hat er die Plein air-Malerei als eine Sudelei hinzustellen versucht, aber trotz alledem hat der mächtigste Herr im Reiche der Berliner Kunst die moderne Bewegung nicht zu unterdrücken vermocht. Sein Einfluß war aber immerhin so bedeutend, daß die Modernen nie recht gewagt haben, ihm in corpore den Krieg zu erklären. Nach den letzten Vorgängen ist jedoch der Bruch unvermeidlich geworden: die Berliner Sezession hat sich konstituirt. Das ist ein gutes Recht der Modernen, ebenso wie es ein gutes Recht der Werner und Genossen ist, sich bis zum letzten Blutstropfen ihrer Haut zu wehren. Ein Zu-

sammenwirken der Alten und Neuen ist unmöglich geworden, da die Parteien nicht auf demselben Rechtsboden stehen. In der verknöcherten Berliner Akademie und dem unter dem Einflusse Werners stehenden Verein Berliner Künstler, den Unternehmern der Großen Kunstausstellung, überwiegt das reaktionäre Element, daher werden die Modernen in der Jury nie in der ihnen zukommenden Stärke vertreten sein. — Daß nun die Majorität der Juroren nur aus Haß gegen jede Neuerung sich den Werken der Jüngeren gegenüber ablehnend verhalten haben, diese Annahme ist durchaus nicht zu rechtfertigen. Ich betonte bereits am Anfang die Subjektivität des Urtheils und nehme daher an, daß auch in diesem Fall die Kunstrichter nicht wider bessere Erkenntniß geurtheilt haben. Im Grunde genommen giebt es auch kein allgemein anerkanntes objektives Urtheil in künstlerischen und ästhetischen Fragen, sonst hätte sich für die Begriffe schön und häßlich, gut und schlecht schon lange eine bestimmte Definition herausbilden müssen. Daher kann Herr v. Werner seine Werke mit demselben Recht als die höchsten Aeußerungen der Kunst preisen, wie die Impressionisten die ihrigen. Selbstkritik ist ja selten das Loos der Künstler gewesen und außerdem eine zu schöne Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte! Auch die Modernen schießen übers Ziel, wenn sie die Anhänger der alten Kunstrichtung der künstlerischen Impotenz zeihen. Die eine Kunstrichtung ist an sich ebenso berechtigt wie die andere, daher darf dem Künstler weder in der Wahl seines Vorwurfs noch in seiner Technik eine Vorschrift gemacht werden. Nur unter striktester Beobachtung dieses Grundsatzes wird die in der Bildung begriffene Berliner Sezession ihre Aufgabe ehrenvoll lösen, wenn nicht — was wir nicht hoffen wollen, in Berlin aber nicht ausgeschlossen wäre — die Neuerer vor dem allmächtigen Werner und seiner Klique wieder die Segel streichen werden.

Nochmals mißbrauchte Frauenkraft.[1]

Von Ria Claaßen.

Wer's immer noch nicht geglaubt hat, daß die Frauenbewegung ein lebens- und entwicklungsfähiges Ding sei, dem hat sie's jetzt bewiesen, seit sie in das erste Stadium beginnender Reife getreten ist und die erste Gegenbewegung aus sich selbst heraus erzeugt hat. Freilich folgt auch sie nur einem sehr verbreiteten Zuge der Zeit, wenn sie, den Backfischzopf abstrakt-unpersönlicher Gleichheits- und Gerechtigkeitsduselei beschneidend, sich auf sich selbst besinnt. Alles besinnt sich ja jetzt auf seinen noch im Innersten steckenden Fond an traditioneller und volksthümlicher und sonstiger individueller Gebundenheit. So die Fortgeschritteneren innerhalb der Frauenbewegung auf den ihrer geschlechtlichen. Und in diesem Sinne ist auch das Buch der bekannten schwedischen Schriftstellerin Ellen Key über „Mißbrauchte Frauenkraft" geschrieben worden, das kürzlich, als der Extrakt zweier längerer Arbeiten von ihr über dasselbe Thema, in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Man kann das wohl als die erste beachtenswerthe Reaktionserscheinung auf diesem Gebiet ansehen, denn die, welche wir in den gar zu affektirt-prätentiösen Büchern der Frau Laura Marholm so sattsam kennen lernen konnten, zielte so weit daneben, daß sie, außer in ihrem Erfolg bei der Männerwelt, schwer ernst zu nehmen ist. Aus dem Buche E. Keys spricht die langsam errungene Resignation einer tief denkenden und edlen Frau, und man folgt ihrer klaren, vornehmen und milden Art auch da noch gern, wo man mit ihren Schlußfolgerungen nicht mehr übereinstimmen kann.

---

[1] Ellen Key: „Mißbrauchte Frauenkraft". München 1898, Verlag von A. Langen. Wir haben eine Besprechung der Schrift schon in Nr. 43 gebracht. Das Thema scheint uns aber wichtig genug, es noch von einem etwas anderen Standpunkt aus beleuchten zu lassen. Der vorliegende Artikel wurde geschrieben, ehe der von A. Schapire verfaßte veröffentlicht worden war. Die Redaktion.

E. Key tritt der heutigen Frauenbewegung, dieser „geistigen Nüchternheitsbewegung“, wie sie sie nennt, und ihren nivellirenden Prinzipien scharf entgegen, und zwar hauptsächlich um all der jungen weiblichen Wesen willen, deren Glück sie reicher und tiefer haben möchte, als es bei diesen Prinzipien je der Fall sein könne. Sie erkennt gerechterweise die ganze Nothwendigkeit der bisherigen Gestaltung dieser Bewegung an. Aber sie meint, daß es jetzt an der Zeit sei, nicht mehr die Befreiung der Frau auf Grund ihrer menschlichen Gleichheit mit dem Manne, sondern auf Grund ihrer Ungleichheit von ihm zu erstreben. In dem starken Betonen der besonderen weiblichen Eigenart und ihrer Bedeutung für die Kultur liegt meiner Meinung nach nun der Werth des vorliegenden Buches. Denn es kann zu den ersten würdigen Hilfsmitteln zählen, auch den Frauen endlich den Muth ihrer selbst zu geben und sie die besondere Art ihres Denkens und Fühlens hochschätzen zu lehren gegenüber der, welche der Mann bisher als die einzig korrekte proklamirt hat, und welche doch in ihrer einseitigen Gradlinigkeit so sehr dazu angethan ist, dem allseitigen Reichthum des Lebens Gewalt anzuthun. E. Key hebt diese Eigenart, an sich und in ihrem kulturellen Werth, aufs Schärfste hervor, während Frau Marholm, auf Grund der sonst nur männlicherseits so plump mißdeuteten Selbsthingabe in der Art der weiblichen Liebe, gerade auf ungezählten Seiten zu beweisen bemüht gewesen ist, daß die Eigenart der Frau darin bestehe, keine zu haben.

E. Key schätzt, wie gesagt, den Einsatz, den die Frau bisher, durch die Humanisirung des Gefühls, in die Kulturarbeit gegeben hat, sehr hoch, vielleicht zu hoch; und sie schlägt diesen Kultureinsatz, sehr mit Recht, noch höher für die Zukunft an, da man, wie sie selbst sagt, ja jetzt erst anfange, die Kraft der weiblichen Eigenart zu entdecken und bewußt in den Dienst der Menschheit zu stellen. Sie fordert dazu für jede Frau die volle individuelle Entwicklungsmöglichkeit und den ungehinderten Zutritt zum männlichen Kulturbesitz. Aber sie beschränkt zugleich den Kreis, innerhalb dessen die weibliche Eigenart sich nutzbringend bethätigen könnte, in überraschender Weise, denn sie schließt jede geistige Produktion im weitesten Sinne davon aus. Und warum? „Mit dem Einsatz ihrer ganzen individuellen produktiven Kraft, ihres Herzbluts und ihrer Nerven, mit dem Einsatz der Mühen und Qualen ihrer Tage und Nächte, giebt und erzieht die Frau der Menschheit neues Leben“, sagt sie, und es müsse die geistige Produktion bei ihr deshalb das Sekundäre bleiben, sie könne hier nichts wirklich Originelles und Hervorragendes schaffen, weil sie für dieses zweite große Lebensgebiet nicht auch noch die nothwendige gleiche Intensität aufzuwenden haben könne. Dagegen ist aber denn doch einzuwenden, daß die Mutterschaft faktisch gar nicht eine derartige ausfüllende Rolle im Leben der Frau gespielt hat. Und wenn man selbst annimmt, daß sie, hintangehalten durch die oft bis zur Verstumpfung niederdrückende Mühsal der Einzelwirthschaft und durch mangelnde Einsicht, bei größerer äußerer Freiheit und innerer Vertiefung der Frau bedeutungsvoller hervortreten würde, so doch wohl nie bis zu dem oben angegebenen Grade. Und auch dann immer nur für einen bestimmten Lebensabschnitt, der durchaus nicht die ganze oder auch nur die beste Zeit geistiger Schaffensmöglichkeit zu erfüllen braucht.

Da drängt sich freilich die Frage auf, worin denn sonst die merkwürdige Unproduktivität der Frau auf geistigem Gebiet begründet sein könnte? E. Key widerlegt hier die gewöhnlich von Seiten der Vertreterinnen der Frauenbewegung angeführten Gründe, indem sie sagt, daß ja trotz mangelnder intellektueller Kultur und mangelnder Bildungsanstalten Männer, aus den niedersten Volksschichten, sich oft genug auf die geistigen Höhen ihrer Zeit geschwungen, und daß begünstigte Frauen dagegen, auch auf ihnen offen stehenden Gebieten, nie das Höchste geleistet hätten, selbst da nicht, wo sie, wie in den Klöstern, aus dem Bann der Familie gelöst waren. Hierbei denkt E. Key aber eben nur an jene besonderen und feinsten Gebiete geistiger Produktion, wie das der wissenschaftlichen Forschung im höchsten Sinne, oder das des künstlerischen Schaffens. Und hierin scheint mir der weibliche Mangel

an Produktionskraft allerdings von keiner Ungunst äußerer Verhältnisse, aber auch ebenso wenig von den zu großen Anforderungen durch die Mutterschaft abzuhängen, sondern einzig von der, in ihrer tiefsten Wesenheit begründeten, ungeheuren Rezeptivität der Frau, die den Stachel, welcher zum Schaffen aus sich heraus treibt, abbricht. Darauf einzugehen kann hier nicht der Ort sein. Soweit aber die gewöhnliche Berufsarbeit in Betracht kommt, welche E. Key ebenfalls für die Frau, als ihrem Wesen nicht gemäß und als nutzlos für das Ganze, ausgeschlossen haben will, so liegt die Sache doch wesentlich anders. Hier spielen die total veränderten und sich täglich mehr verändernden äußeren Verhältnisse allerdings die einzig maßgebende Rolle. Und was den fraglichen Nutzen für das Ganze anbelangt, worauf nachdrücklich hingewiesen zu haben auch ein Verdienst dieses Buches ist, so liegt der Fehler, der hier thatsächlich begangen wird, doch nicht in dem „kritiklosen" Hinausweisen der Frau „auf jedes männliche Arbeitsgebiet", sondern nur in der sklavisch nachahmenden Art, wie die Bebauung dieser Gebiete seitens der Frau bisher meist in Angriff genommen worden ist. Wenn freilich die Frau die Zahl der männlichen Arbeiter einfach zu vermehren kommt, so wäre damit wenig genützt, außer natürlich für ihr eigenes Thätigkeitsbedürfniß, das in der bisherigen Thätigkeitssphäre nicht mehr zu seinem Rechte kommt. Aber es giebt wohl kaum ein Gebiet, auf dem die Frau, sobald sie nur den Muth zu ihrer eigenen Art fände, nicht mehr als eine zweite Auflage der männlichen Arbeit, nach welcher Niemand Verlangen trüge, liefern könnte. So würde sie überall eigene, neue Werthe schaffen, wie nur sie als Frau sie zu geben im Stande ist, und wie sie für einen gedeihlichen Gesammtfortschritt fortan unerläßlich sind.

E. Key bezweifelt vielleicht die Möglichkeit gar nicht, daß die Frau hier über den „traurigen Dilettantismus", von dem sie spricht, hinauszukommen im Stande sei. Aber sie meint doch eben, daß darunter in jedem Falle ihre wichtigste Aufgabe leiden müßte. Aber würde denn, da die Mutterschaft doch so wie so niemals das einzige war, was die Arbeitskraft der Frau in Anspruch genommen hat, die Berufsarbeit wirklich so sehr viel schädlicher für die geistige Frische sein, welche die Mutter ihren Kindern schuldet, als es die monotone, nie endende, kleinlich-verstimmende tägliche Hausarbeit war? Mir scheint eher das Gegentheil der Fall zu sein. Und auch, wenn E. Key meint, daß die Frau der Berufsarbeit ein zu oberflächliches Interesse entgegenbringe, weil sie ihre produktive Energie nur für das Private, das Persönlich-Menschliche einsetzen könne, so möchte ich ihr darauf erwidern, daß der Beruf einer Aerztin z. B., oder einer Advokatin, oder einer Fabrikinspektorin u. a. m. sie mir in keiner Weise zu hindern scheint, dies persönliche Moment in ihrem Empfinden zur Geltung zu bringen, abgesehen davon, daß man auch in Bezug auf dies persönliche Moment nicht ganz und gar ihrer Meinung zu sein braucht. Doch auch dieser Ansicht näher zu treten, würde hier zu weit führen.

Auch ist diese nicht nach der humanen, aus der Mütterlichkeit wachsenden Empfindung liegende Seite im Gefühl der Frau wohl die einzige, die E. Key in ihrer sonst so vorzüglichen Analyse des weiblichen Wesens unberücksichtigt läßt. Jedenfalls muß es ihr hohes Verdienst bleiben, dieses Wesen in seiner Tiefe und Originalität allerhand verflachenden Anschauungen gegenüber wieder einmal festgestellt und, nicht minder, darauf hingewiesen zu haben, wie sehr es in erster Linie dazu angethan ist, die noch starren und todten Werthe in unserer Kultur zu wirklich nutzbringendem Leben erwecken zu helfen. Ob dies, wie sie meint, mehr in indirekt, statt in direkt befruchtender Weise zu geschehen habe, ist für das Resultat der Entwicklung schließlich nicht so wesentlich. Und wer möchte nicht ihrer Meinung darin sein, daß diese, wie sie meint, „eine immer reichere Assimilirung von Seiten beider Geschlechter in Bezug auf den Kulturfond des anderen" aufweisen werde, „ohne dadurch eine immer reichere Differenzirung dessen, was auf beiden Seiten hervorgebracht wird, auszuschließen!"

Kleine Briefe.

Am französischen Nationalfest des 14. Juli ward auch des großen Historikers Michelet gedacht. Schwärmerisch, naiv war seine Auffassung; sie hält heute nicht mehr Stand. Er bietet viel Legende. Und doch holt man sich aus ihm Erquickung. Während man bei Thiers das eitle Literatenfederchen über die vom Chauvinismus vorgelegten Blätter hintänzeln sieht, arbeitet Michelet voll freudigen Glaubens an die Demokratie, es weht aus seinen Werken ein freier Odem. „Wie hast du lang gezögert, großer Tag!“ ruft er, zur Revolution gelangend; sie ist ihm ein verheißend Morgenroth. Was seine Darstellung so fesselnd macht, das hat er zutreffend selbst gesagt: „Thierrys Geschichte war Erzählung, diejenige Guizots ist Analyse, die meine ist Auferstehung.“ In Wahrheit: Von machtvoll blühender Imagination unterstützt, belebte er neu die Stätte, welche er durchschritt. Er weckte die Todten in ihren Gräbern; sie standen auf und traten vor ihn hin.

Die heute in Frankreich herrschende Klasse hält's mit Gustav Freytags Schmock: „Ich habe geschrieben links und wieder rechts, ich kann schreiben nach jeder Richtung.“ Achtzehn Jahre sind es nun schon ziemlich her, seitdem der Astronom Flammarion seinen freisinnigen Mitbürgern ins Gesicht erklärte, der klerikale Geist beherrsche sie noch durch und durch; er meistere die Verwaltung, sei zu Hause in der Akademie wie in allen höheren Unterrichtsanstalten, in der Armee wie im Richterstand, er wohne auch in den Familien der radikalsten Deputirten: „Ja wohl, meine Herren, Eure Weiber, Eure Töchter, Eure Söhne, Eure Vettern, Eure Basen, sie trinken dieselbe Milch in den Schulen, in Messe und Predigt und Beichtstuhl, allenthalben. Und Ihr selber führt sie hin.“ Wie ist es jetzt damit? Michelet wurde geehrt, aber am gleichen 14. Juli wurde auch vielfach im Lande herum bemerkt, wie angelegentlich tief die oberen Offiziere sich vor dem Klerus verbeugten, der zur Parade kam. Das gemüthvolle Spiel zwischen Wurst und Durst ist frisch im Gange. Die Kaserne erklärt sich für die Dreieinigkeit, die Kirche für den Generalstab. So kommt man vorwärts wie in Spanien. Gewissen Schichten geht's nicht schnell genug. Der Dominikanerpater Didon hat letzte Woche in Gegenwart goldener Epauletten eine Rede steigen lassen, die eine förmliche Gier nach Staatsstreich verräth. „Viel eher kann Frankreich ohne Kunst und Literatur, selbst ohne Wissenschaft und Philosophie sein, als ohne jene Gewalt, die in der Armee sich verkörpert“; so fing er an, um alsdann weiter auszumalen, daß alles seine Grenze habe, auch die Toleranz. „Ist mit Güte nichts auszurichten, dann muß man terrorisiren, zuschlagen mit dem Schwerte und treffen; das ist nicht Brutalität, das ist eine heilige Energie. Die echte Regierungskunst besteht darin, die Stunde wahrzunehmen, da Duldsamkeit zur Mitschuld wird. . . . Frankreich hegt und pflegt sein Heer als Kleinod und schrecklich wird es mit denen abrechnen, welche dasselbe anzutasten wagen. . . .“ Die Soldaten sind ihm „militärische Mönche“ und von ihnen hofft er, daß sie die „Trottoirs säubern“, wenn der „Zivilismus“ sich nicht fügt. . . .

Der so gurgelnde Pfaffe ist kein anderer als jener Pater Didon, der gleichfalls schon vor achtzehn Jahren als Pariser Fastenprediger sich hervorthat, gegen die von Naquet befürwortete Ehescheidung wetterte und die vornehme Geilheit seines Damenpublikums abwechselnd strafte und kitzelte, bis der Erzbischof Schluß gebot. Drauf fing der Pater an, über Glauben und Wissen zu jodeln,

pries die Rückkehr zur Kirche als einziges Mittel gegen Leibes- und Seelenwunden, um zuguterletzt anzudeuten, unter der weißen legitimistischen Fahne bleibe man einfach zurück, man müsse bei der Republik sich einquartieren, bei ihr allein sei was zu holen. Der Gottesmann hatte Nase, hatte Witterung. In Rom, wohin er sich begab, hatte man beides auch. Lange verlautete wenig von ihm. Doch es war einmal angesäet und im Garten der Republik wuchs neben dem Kriegsbudget und dem Zarenkultus nichts so üppig wie die Schaar der Ralliirten. „Man" versteht sich. Es fehlt nur noch der Prätendent, der Altar ist erzbereit zum Segnen. Mich dünkt, es nahen ernste Zeiten. Die Dreyfus-Affaire verknäuelt sich zu einer Wolke, hinter der ein Konflikt sich verbirgt, ein tiefgehender, klaffender Riß. Der erste Akt ist aus, die anderen werden folgen und vom französischen Sozialismus eine Kraftprobe fordern.

Auch die preußische „Kreuzzeitung" hatte kürzlich ihr Jubiläum. Im Jahre 1848 gegründet, war sie das Organ der Leute, welche wußten, was sie wollten, die einem König selbst Strammheit einpaukten, welche nie einem hochherzigen Drange erlagen und mit jenem Hasse, welcher die Spezialität des Junkerthums ist — nicht umsonst war Bismarck damals Mitarbeiter! — erbarmungslos auf alles stachen, was von dem christlich-germanischen Wesen des Vormärz auch nur um eines Fingers Breite abwich. Wenn Herr v. Gerlach sich mühte, „die Sehnsucht nach dem verloren gegangenen edelsten Gute des Volkes, nach der Unterthanenseligkeit" anzublasen, war er hinwieder keck genug zu betonen, der pommersche Adel sei auch „von Gottes Gnaden" und „älter im Lande als die Hohenzollern". Die „Kreuzzeitung" war der Ambos, auf welchem das Rüstzeug der Reaktion fertiggeschmiedet wurde. „Die Freisprechung politischer Angeklagter muß dahin führen, die Untersuchungshaft so lange auszudehnen, bis das Verbrechen abgebüßt ist", verkündete sie, und unbefriedigt von dem doch brandigen Eifer der Pastoren verlangte sie 1853 die Beseitigung des allgemeinen preußischen Landrechts, weil es „die Kirche leugne", „die Ehe breche", „die Unzucht privilegire". Selber die Richter, welche nach den Paragraphen dieses Rechtes urtheilten, wurden denunzirt. Längst sind sie unter dem Boden, die einst dies garstige Lied gesungen, doch im Kreise ihrer Söhne sind Text und Melodie noch geschätzt. Und der Liberalismus? — nun, wir werden ja sehen, nach welcher Richtung er wuselt, sobald man sich noch ein Bischen näher rückt. Im Reichstag schickte sich Lasker einmal an, den gewesenen ersten Chefredakteur der „Kreuzzeitung", Wagener, der Gründerei wegen zu schinden. Er kam nicht weit im Geschäft. Es ging ein Zittern über zahlreiche delikate Häute. „Anton, steck' den Degen ein", ward ihm zugeflüstert von links und rechts, und Anton Lasker ließ sich erbitten. ?

Literarische Rundschau.

Dr. George M. Fisk, **Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika.** Eine historisch-statistische Studie. Münchener Volkswirthschaftliche Studien, XX. Stück. Stuttgart 1897, Cottas Verlag. 254 S. 8°.

Der Verfasser, der — soviel wir wissen — nunmehr zur diplomatischen Karriere übergegangen ist, war längere Zeit Publizist. Damit sind zugleich die guten wie die schlechten Eigenschaften der Schrift von vornherein gekennzeichnet. Besonders werthvoll ist der historische Theil, der uns mit manchen bisher wenig bekannten Aktenstücken vertraut macht. Der statistisch-methodologische Theil läßt dagegen, wie wir

bald sehen werden, außerordentlich viel zu wünschen übrig. Das Letztere erscheint um so befremdlicher, als der Verfasser in dieser Hinsicht keine so berechtigten Entschuldigungen wie in Bezug auf den historischen Theil seiner Forschungen vorbringen kann. Bei Sammlung der diplomatischen und sonstigen Aktenstücke sind ihm nämlich viele Schwierigkeiten hinsichtlich der Erlangung des nöthigen Quellenmaterials begegnet; denn die deutschen Behörden gewährten ihm keine Einsicht in ihre Aktenstücke.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen des Verfassers über das Verhalten der europäischen Höfe und speziell des preußischen Hofes der Unabhängigkeitserklärung der Unionsstaaten gegenüber. Der Verfasser enthüllt dabei auf Grund von Aktenstücken zahlreiche Hofintriguen. Nebenbei wird auch trefflich die Wortbrüchigkeit des großen Fritz gekennzeichnet. Vom handelspolitischen Standpunkt aus verdienen größere Aufmerksamkeit die Schilderungen der gegenwärtigen Vertragsbeziehungen zwischen Deutschland und der Union. Sie sind bekanntlich so ungenau und unbestimmt, daß es darüber bereits öfters zu Konflikten gekommen ist. Dies wird leicht begreiflich, wenn man die Entstehungsgeschichte der heutzutage geltenden Bestimmungen kennen lernt. Seit der Unabhängigkeitserklärung hat nämlich die Union 33 Uebereinkommen, welche den Namen Vertrag oder Konvention erhalten haben, mit den verschiedenen deutschen Staaten abgeschlossen. Mit dem Deutschen Reiche sind ferner eine Konvention, dann Verträge und verschiedene Abmachungen, welche keinen speziellen Vertragsabschluß erforderten, vereinbart worden. Durch alle diese Abmachungen ist es gekommen, daß den Vertragsbeziehungen zwischen den beiden Ländern wenig Einheitlichkeit, ja sogar große Komplizirtheit in Bezug auf die Kontrahenten und die Reihenfolge und Dauer der Verträge innewohnt; denn unter diesen Verträgen haben einige, wie die beiden ersten Verträge mit Preußen, durch Ablauf der Vertragsdauer, andere, wie die Abmachungen mit Hannover, Hessen-Kassel und Nassau, durch die 1866 erfolgte Vernichtung der Existenz der kontrahirenden deutschen Staaten zu bestehen aufgehört, während andere wiederum, wie die Handelsverträge von 1827 und 1828 mit der Hansa und Preußen, die Auslieferungsverträge von 1853/54 und Verträge von 1868 auch heutzutage noch von größerer Wichtigkeit sind. Als der wichtigste Theil der vor Gründung des Deutschen Reiches abgeschlossenen Verträge müssen die das Meistbegünstigungsrecht sichernden Artikel genannt werden. Die Frage der Giltigkeit des diesbezüglich im Jahre 1828 abgeschlossenen Abkommens und folglich der Meistbegünstigungsklausel für das gegenwärtige Deutsche Reich ist nämlich oft erörtert und von beiden Ländern, je nachdem es das augenblickliche Interesse als wünschenswerth erscheinen ließ, bejaht oder in Abrede gestellt worden.

Daß diese Unklarheiten keineswegs fördernd auf die Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten einwirken konnten, wird von dem Verfasser auf Grund zahlreicher Beispiele treffend nachgewiesen. Trotz der bei einem ehemaligen Publizisten leicht begreiflichen Parteilichkeit zu Gunsten seines Vaterlandes läßt die Schrift Fisks doch eins erkennen: Würden nämlich bei der Handelspolitik beider Staaten die Vernunft und das tiefere Verständniß für eigene Interessen den Ausschlag gegeben haben, so hätten die oben genannten Thatsachen gewiß dahin führen müssen, daß beide Staaten — ohne Preisgabe eines mäßigen Schutzes ihrer eigenen Erzeugnisse — sich gegenseitig große Konzessionen machten. Es braucht hier nicht besonders nachgewiesen zu werden, daß Vernunft und tiefes Verständniß der wirthschaftlichen Interessen des Landes während der letzten fünfzehn Jahre der bismärckischen Herrschaft nur selten den Ausschlag gaben. Von den Junkern, denen er ihre Dienste für die Unterstützung seiner inneren Politik mit klingender Münze bezahlen mußte, getrieben, hat Bismarck zahllose Konflikte mit den Vereinigten Staaten heraufbeschworen, an deren Folgen der deutsch-amerikanische Handelsverkehr auch heutzutage noch erheblich leiden muß.

Soviel über den historischen und den handelspolitischen Theil der Fiskschen Schrift, auf die wir in einer größeren für diese Zeitschrift bestimmten Arbeit über die Aufgaben unserer Partei auf dem Gebiet der Handelspolitik noch eingehend zu

sprechen kommen werden. Bei dieser Gelegenheit werden wir dann auch einige Fehler resp. zweifelhafte Schlußfolgerungen des Verfassers richtig stellen. Hier dagegen sei nur noch kurz der statistischen Mängel der Schrift gedacht. In erster Linie ist dabei zu beanstanden, daß gerade die den neuen Handelsverträgen folgende Zeit (nach 1891) mit zum Vergleich herangezogen wurde. So werden z. B. S. 180 die Zeiträume 1821—30 mit 1890—94 verglichen und S. 182 Prozentberechnungen angeführt, denen zufolge die amerikanische Ausfuhr nach Frankreich um 621 Prozent, die Ausfuhr nach Deutschland um 3424 Prozent, die Gesammtausfuhr nach Europa um 15565 Prozent 2c. 2c. gestiegen ist. Bei Berücksichtigung des Umstands, daß das Inkrafttreten neuer Handelsverträge fast immer eine vorübergehende rapide Steigerung des Verkehrs zur Folge hat, erscheinen die diesbezüglichen Schlußfolgerungen des Verfassers zu weitgehend. Auch dürfte es sich angesichts dieser Umstände sowie der Thatsache, daß die Ausfuhr nach den einzelnen Ländern sich statistisch nicht immer genau feststellen läßt, empfehlen, die Prozentberechnungen abzurunden. Das Gleiche ist bei der Tabelle auf S. 188 zu beanstanden. Hier vergleicht der Verfasser den Zeitabschnitt 1880—82, die Zeit, in welcher das Hochschutzzollsystem inaugurirt wurde, mit der Zeitperiode 1891—93, welche die Jahre der Wendung zum freieren Handelsverkehr mit einschließt. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß die aus solchen Vergleichen gezogenen Schlußfolgerungen keineswegs immer Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben können. Wir werden auf diesen Gegenstand in der angedeuteten Abhandlung näher zu sprechen kommen und begnügen uns hier mit dem Hinweis, daß in Folge der Nichtberücksichtigung der genannten Momente der größte Theil der Berechnungen des Verfassers auf S. 189—234 nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist.

—is.

Feuilleton.

Versicherungsschwindel.

(„Baraterie.")

Von R. Masson-Forestier. Autorisirte Uebersetzung von Alfred Götze.

(Schluß.)

Mazelin läßt hier als Mann, der es gar nicht eilig hat, eine Pause eintreten. Er spielt mit einem kleinen silbernen Zahnstocher und scheint mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein. Er ist ein viel zu kluger Lebensbeobachter, um den gewaltigen seelischen Eindruck nicht zu kennen, den ein plötzliches Schweigen auf Leute zu machen pflegt, die man eben recht ins Bockshorn gejagt hat. Das macht sie nervös und treibt oft auch den bewährtesten Meister der Verstellungskunst dazu, aus der Rolle zu fallen und eine Ungeschicklichkeit zu begehen. Und deshalb läßt Mazelin sein Opfer auch mit gutem Bedacht ein Weilchen zappeln, um es gehörig mürbe zu machen; aber bei Herrn Le Hertel verfängt das bewährte Mittel gar nicht: der Biedermann hat nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Er ist noch immer in die Betrachtung der Gegend vertieft und scheint der in Rede stehenden Angelegenheit nur mäßige Theilnahme entgegen zu bringen.

Mazelin, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, unterbricht endlich das Schweigen.

„Sie haben mit der ‚West India Co.' ein ebenso merkwürdiges wie ungewöhnliches Abkommen getroffen, ein Abkommen, wie es eben nur bei einem

Volke möglich ist, das die Sportsleidenschaft gewöhnt hat, all und jede Zufälligkeit als willkommenes Spekulationsobjekt zu benützen. Durch den regen Verkehr, den Sie, wie man sagt, mit englischen Jockeys unterhalten, haben Sie sich augenscheinlich die intime Kenntniß des britischen Volkscharakters erworben, die Ihnen den Muth gab, der ‚West India Co.‘ folgenden Vorschlag zu machen: ‚Wenn das Schiff, das ich, Le Hertel, kaufe, auf einer seiner drei ersten Ausreisen verloren geht, soll der Kaufpreis dreimalhundertsechzigtausend Francs betragen, während mir im anderen Falle viermalhundertvierzigtausend Francs dafür in Rechnung zu stellen sind. Außer dieser Sonderabmachung schließen wir noch einen zweiten offiziellen Vertrag ab, der lediglich dazu dienen soll, der Versicherungsgesellschaft vorgelegt zu werden, und der den Kaufpreis ohne Einschränkung auf viermalhundertachtzigtausend Francs festsetzt.‘

„Was Teufel konnte die Engländer bestimmen, auf ein Abkommen einzugehen, das Ihnen logischerweise den Wunsch nahelegen mußte, Ihr Möglichstes aufzubieten, daß das Schiff unterwegs zu Grunde ginge?“

Herr Le Hertel sieht sich nicht bemüßigt, die Frage zu beantworten.

„Sie mochten allerdings wohl annehmen, es würde Ihnen bei allem guten Willen nicht möglich sein, die löbliche Absicht auch auszuführen, denn es ist heutzutage in der That ein schwieriges Beginnen, als gewerbsmäßiger Veranstalter von Schiffsunfällen auf einen grünen Zweig zu kommen. Vor zwanzig Jahren war das anders. Man nennt in England eine ganze Anzahl großer Handelshäuser, die den Grund zu ihrem Reichthum durch etliche wackere Unternehmungen dieser Art gelegt haben. Das ging so lange, bis die Versicherungsgesellschaften der Brandschatzung müde wurden und im Parlament einen bezüglichen Gesetzesantrag einbrachten, der als Bill Plimsoll zur Annahme gelangte. Und jetzt ist es so gut wie unmöglich geworden, einen netten kleinen Schiffbruch vorzubereiten; nicht nur, daß die Versicherungsgesellschaften den Spezialisten scharf auf die Finger sehen, auch die Kapitäne, die ja vor Allem ein Interesse daran haben, daß ihr Schiff nicht mit Mann und Maus untergeht, sind mißtrauisch geworden und halten die Augen offen.

„Kurz und gut, die Engländer verließen sich darauf, daß der Staat, die Versicherungsgesellschaft und der Kapitän des Schiffes Sie schon gehörig überwachen würden.

„Die staatliche Aufsichtsbehörde! Es lohnt kaum, davon zu sprechen! Das Rouener Hafenamt hat es Ihnen aufs Wort geglaubt, daß Sie in Beaumont reichlich Bausteine als Ballast geladen hätten, während Sie sich in Wahrheit darauf beschränkt haben, wenige Schiebkarren davon in den Kielraum zu werfen. Und was den Kapitän betrifft, so haben Sie es aus gutem Grunde einzurichten gewußt, daß er erst an Bord kam, nachdem das Ladungsgeschäft beendigt und die Ladeluken geschlossen waren. Er hat also beim besten Willen nichts sehen können. Wie sich der Mann trotzdem dazu entschließen konnte, in See zu gehen, ist mir unbegreiflich. Es wird wohl irgend ein verkommener Saufbold gewesen sein, den Sie kurz vor der Abfahrt betrunken gemacht haben werden. Der Hafenoffizier behauptet übrigens, daß Ihr Kapitän ihm gegenüber die Absicht ausgesprochen hat, den ersten besten Hafen anzulaufen, um dort den fehlenden Ballast einzunehmen, die heftigen Südwinde, die seither ununterbrochen wehten, werden indessen die Ausführung seines Planes vereitelt haben.

„Sie dürfen sich rühmen, die Sache so klug und geschickt wie möglich angefaßt zu haben; Ihre ganz unvergleichliche Meisterschaft bethätigte sich indessen in erstaunlichstem Maße bei der Wahl der Ladung. Ihrem Spürsinn gelang

es, eine gefährliche Fracht ausfindig zu machen, die noch den Vortheil hatte, daß man sie laden und stauen konnte, ohne daß ein Unberufener seine Nase hineinzustecken brauchte.

„Es war in der That ein äußerst glücklicher Gedanke, mein lieber Herr Le Hertel, sich wegen der Befrachtung des Schiffes an die Panamagesellschaft zu wenden, die ein ungeheures Maschinenmaterial nach der Landenge zu befördern hat. Bei dem Umfang dieser Transporte geht es nicht wohl an, für jede einzelne Schiffsladung eine Sonderpolice auszustellen, die Versicherungsgesellschaft sieht in Berücksichtigung dieser Schwierigkeit deshalb von der sonst üblichen vorherigen Benachrichtigung ab und begnügt sich mit der summarischen, bei Abgang des Schiffes erfolgenden Anzeige, daß an Bord der „Adèle“, des „Demosthène“, des „Saint-Laurent“, des „Gladiateur“ Güter im Versicherungswerth von drei- oder viermalhunderttausend Francs verschifft wurden. Und da die Panamagesellschaft über den Verdacht erhaben ist, die mit ihrem Material befrachteten Schiffe absichtlich einer Gefahr auszusetzen, so nehmen die Versicherer stillschweigend an, daß die Agenten der Panamagesellschaft schon dafür sorgen werden, daß die Ladung vorschriftsmäßig und sicher gestaut wird.

„Nun, in diesem Punkte geben sie sich eben einer großen Täuschung hin: die Panamagesellschaft scheert sich nicht einen Pfifferling um diese Dinge.

„Le Hertel, Sie sind wirklich ein ungemein geschickter Herr! Mit dieser Geschicklichkeit kommt man zum Reichthum oder — ins Zuchthaus.

„Wie kamen Sie aber, nebenbei gesagt, nur darauf, das Schiff, das Sie zum Opfer ausersahen, gerade ‚Gladiateur‘ zu nennen? Darüber zerbreche ich mir vergeblich den Kopf. War das prahlerischer Großmannsdünkel? War's Zynismus?“

„Was? Wie meinen Sie das?“ stotterte Le Hertel. „Das hat mit meiner Person nicht das Geringste zu thun.... ‚Gladiateur‘ ist der Name eines berühmten Rennpferdes.... Ich beschäftige mich angelegentlich mit Sportsangelegenheiten....“

„Es ist auch der Name der Zirkuskämpfer, Jener, die dem Tode geweiht waren.“

Der Andere zuckt geringschätzig die Achseln: Mazelin muß wohl mit seinem Latein so ziemlich zu Ende sein, wenn er schon zu solchen Wortklaubereien seine Zuflucht nimmt.

„Hören Sie einmal, Mazelin, machen Sie doch dem grausamen Spiele endlich ein Ende. Mir wird die Geschichte auf die Dauer geradezu unerträglich! Worauf zielen Sie denn eigentlich ab? Ich habe wirklich auch keine Zeit....“

„Ich auch nicht, Verehrtester. Sie glauben gar nicht, wie lebhaft Sie mich interessiren.... Halt, sehen Sie einmal! Was ist denn das da unten für ein Dampfer, der gerade in den Hafen einfährt? Ja richtig, der Postdampfer von Saint-Nazaire.... Ein schmuckes Schiff, das ein schneidiges Fahrtempo einhält.... Und wie geht's denn Freund Voisinat? Immer auf dem Posten, was? ... Ja, wenn Sie mich keiner Antwort würdigen, muß ich wohl oder übel meine kleine Geschichte weiter erzählen.... Sie begaben sich also nach Rouen, um dort, wo Sie Niemand kannte, Ihr Schiff zu befrachten, was unter Ihrer persönlichen Aufsicht geschehen ist.

„Die Ladung wurde einzig und allein im Zwischendeck untergebracht, so daß also der Schwerpunkt des Schiffes nicht unter, sondern über der Wasserlinie lag. Bei diesem Mißverhältniß bedurfte es nur eines starken Windstoßes, um den Dreimaster zum Kentern zu bringen.

„Die Falle war aufgestellt, und zwar sorgsamst aufgestellt, das muß man sagen!“

„Es wäre an der Zeit“, schreit Le Hertel, den seine Selbstbeherrschung zu verlassen droht, „es wäre an der Zeit, daß Sie mit diesen lächerlichen Drohungen, mit all diesen in der Luft schwebenden Anschuldigungen aufhörten. Zwischen uns Beiden besteht ein Vertrag, der Ihnen die Verpflichtung auferlegt, mir viermalhundertachtzigtausend Francs zu bezahlen, wenn der ‚Glad—‘, wenn mein Schiff auf See Schaden erleidet. So lange es sich nur darum handelte, die Prämien einzuziehen, war ich für Sie immer der liebe Herr Le Hertel, heute aber, wo über das Schicksal des Schiffes kein Zweifel mehr besteht ... Aber Verehrtester“, wehrt er Mazelins Einspruch ab, „Sie ständen doch wahrhaftig nicht hier, wenn Sie mein Schiff nicht als verloren ansehen würden. Ja und heute versuchen Sie, wie gesagt, mich zu übertölpeln, meine Forderung nach Thunlichkeit zu beschneiden, und mir, der alten, in Ihrem Beruf üblichen Gepflogenheit getreu, einen gelinden Schreck einzujagen. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, ich habe gar keine Angst!“

„Und ich sage Ihnen“, erwidert Mazelin kühl, „Sie haben ganz gewaltig Angst. Ich habe alle Beweisstücke in der Hand und werde sie dem Gericht nicht vorenthalten. In einer halben Stunde bin ich beim Staatsanwalt, wenn Sie nicht ...“

Die beiden Männer stehen einander Auge in Auge gegenüber.

„Sie bieten mir, wenn ich recht gehört, zweimalhundertfünfzigtausend Francs?“ sagte Le Hertel, der seinen hochfahrenden Ton bedeutend herabgestimmt hat.

So ist es, nicht einen Sou mehr!“

„Nein, ich lehne es ab!“

Der gute Herr Le Hertel ist augenscheinlich ganz aus dem Häuschen: seine Rose, die Rose, die stets und immer das oberste Knopfloch seines Rockes ziert, ist zu Boden gefallen, ohne daß er es auch nur bemerkt hätte.

„An Ihrer Stelle, Le Hertel, würde ich mir die Sache doch wohlweislich überlegen“, bemerkte Mazelin mit wohlwollender Miene. „Die tröstliche Gewißheit, dem Zuchthaus zu entgehen, ist wohl ein Opfer werth. Die Verpflegung in diesen Anstalten soll über die Maßen schlecht, die Beköstigung geradezu jammervoll sein!“

„Schon gut.... Ach — bitte lassen Sie doch diese blutigen Scherze. Hören Sie, wir wollen uns auf halbem Wege entgegenkommen: geben Sie dreimalhundertundachtzigtausend Francs und ich gehe auf den Handel ein!“

„Nein, nicht einen Sou mehr!“

„Ach, gehen Sie doch“, knurrte Le Hertel, mit den Zähnen knirschend, „wenn Sie wüßten, daß ich sicher verurtheilt werde, würden Sie mir überhaupt kein Gebot machen.“

„Da geben Sie sich einem gewaltigen Irrthum hin. Wenn Sie meine Erklärungen gehört haben, werden Sie zugeben, daß wir gar nicht praktischer und kaufmännischer handeln können. Sehen Sie, wenn Sie erst einmal verurtheilt sind, brauchen wir allerdings keine Zahlung zu leisten, aber für unsere zukünftigen Geschäfte kann das nur von schädlichem Einfluß sein. Es ist immer vom Uebel, wenn man einem geschäftlichen Unternehmen nachsagt, daß es der Kundschaft Daumschrauben anlegt. Und dann kann es uns auch kaum angenehm sein, unseren Aktionären eingestehen zu müssen, daß wir einen Schnitzer gemacht haben. In solchen Fällen streben wir stets eine gütliche Einigung an. Nun, wir sind unsererseits bereit, ein Opfer zu bringen, Sie weigern sich, ein Gleiches

zu thun und wollen es lieber darauf ankommen lassen. Schön, wie Sie wollen! Aber ich kann nicht umhin, Ihnen meine Verwunderung auszudrücken. Sie sollten sich doch klar darüber sein, daß, sobald der Strafantrag gestellt ist, Sie außer der Gendarmerie die Engländer und Ihre Gläubiger auf den Hals bekommen, das ist eine vielköpfige Gesellschaft, die Ihnen die Hölle gehörig heiß machen dürfte, während mein Check Ihnen baares Geld in die Hand giebt. . . ." Und mit vergnüglichem Schmunzeln setzte er hinzu: „Verspüren Sie gar keine Lust, sich auf dem nächstabgehenden Dampfer nach New Orleans einzuschiffen?"

„Ich bin's zufrieden!" murmelte Le Hertel endlich düster.

„Potz Wetter, das will ich meinen! Hier ist der Check, ich habe ihn gleich fertig ausgefüllt mitgebracht!"

Der Rheder schob den Check hastig in die Schublade seines Schreibtisches und fuhr sich, erleichtert aufathmend, über die feuchte Stirn.

„Und nun, Herr Mazelin ... Aber, lieber Freund, Sie wollen mich doch nicht etwa schon verlassen? Nein, daraus wird nichts! Zum mindesten müssen Sie mir sagen, was Sie über das Schiff wissen, denn nach alledem ..."

Mazelin entnahm seiner Ueberziehertasche ein zusammengefaltetes Papier: „Hier habe ich das Telegramm, das uns gestern aus San Juan de Puerto-Rico zuging. Die Depesche, die wir bis zur Stunde geheim gehalten haben, hat folgenden Wortlaut: ‚Auf Meldung der Signalstation, daß vom Leuchtthurm Taccira zahlreiche treibende Schiffstrümmer gesichtet wurden, gingen zwei Barken in See und erkannten Trümmerstücke als vom französischen Dreimaster ‚Gladiateur' herrührend. Schiffsbesatzung zweifellos zu Grunde gegangen.' Nachdem ich die Sache mit Ihnen ins Reine gebracht habe, brauche ich die Hiobspost nicht länger geheim zu halten. Ich werde die Depesche unverzüglich an der Börse an die Tafel der Schiffsunfälle anschlagen lassen.... Haben Sie nichts gehört? ... Mir war's doch, als ob ich die Thürglocke läuten hörte! Ja, Sie scheinen Besuch zu bekommen. Es ist nicht gerade wünschenswerth, daß ein Dritter unserem Geheimniß auf die Spur kommt, und deshalb will ich mich lieber verabschieden."

Le Hertel macht einen schüchternen Versuch, ihm zum Abschied die Hand zu reichen.

„Was? Ich soll Ihnen die Hand geben? Nein, Freund, ein andermal ... wenn Sie dann noch in Nantes weilen. Heute nicht. Sie werden doch hoffentlich für die Seelenruhe der achtzehn Mann der Besatzung ein paar schlichte Messen lesen lassen? Die kleine Aufmerksamkeit sind Sie den Leuten schon schuldig. Es waren doch achtzehn? Nicht? . . ."

Herr Le Hertel hört gar nicht mehr darauf. Er ist in tiefes Nachdenken verloren. Wahrscheinlich grübelt er darüber nach, welchen Weg er einschlagen soll. Wen soll er begaunern? Voisinat, seine Gläubiger oder die Engländer? Na, in jedem Falle darf er sich glücklich schätzen, noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Aber merkwürdig ist's und bleibt's, wie es die Versicherungsgesellschaften anstellen, sich so eingehende Auskunft zu verschaffen. Das Geschäft wird Einem heutzutage wirklich immer mehr erschwert!

Mazelin hat vergebens auf Antwort gewartet, er wendet sich zum Gehen und verläßt das Bureau. Er hat sich vorhin nicht getäuscht: draußen im Vorzimmer wartet eine Dame. Mazelin lüftet im Vorübergehen den Hut und bemerkt zuvorkommend: „Sie können eintreten, gnädige Frau, Herr Le Hertel ist jetzt zu sprechen."

Es ist die Frau des Kapitäns, die sich endlich ein Herz gefaßt hat, sich bei dem Rheder persönlich zu erkundigen, ob noch immer keine Nachrichten eingegangen sind.

„Nein! ... Nein ... das heißt ... Nein, gewiß nicht ... es liegt nichts vor!“ Herr Le Hertel scheint sehr aufgeregt zu sein. „Hm! Ich ... ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau, aber ich habe momentan gar keine Zeit ... ein unaufschiebbarer Gang ...“

Die junge Frau hat in scheuer Hast Kehrt gemacht und murmelt, die Hand auf der Thürklinke, leise: „Ach, dann will ich lieber wiederkommen, wenn Sie nicht so beschäftigt sind.“

„Nein ... nein ... das hat keinen Zweck.... Ich ... ich muß nämlich verreisen ... auf einige Zeit ... ein Geschäft ... ich ... ich muß nach ... Paris ...“

Mein Gott, wie sonderbar Herr Le Hertel heute ist!

Aus den großen Augen der Frau, die sich mit fragendem Ausdruck auf den Mann heften, spricht die Theilnahme des leidgewohnten Geschöpfs, das in der Schule des Lebens gelernt hat, den Schmerz der Anderen mitzufühlen. Sollte der arme Herr am Ende auch seinen Kummer haben? Nun, das wäre ja gerade ein Grund mehr, ihm das, was sie zu sagen hat, gleich jetzt vorzutragen. ...

„O, Herr Le Hertel, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Da ich mich zur Stunde über meinen Zustand“ — sie senkt verschämt die Augen — „einer Täuschung nicht mehr hingeben kann, so wollte ich nur die Bitte an Sie richten, uns, Robert und mir, die Ehre zu erweisen, bei ... bei ...“

„Nun?“

„Bei unserem Kinde Pathenstelle zu vertreten.“

„Was? Ich?“ Herr Le Hertel ist erregt aufgesprungen, als wenn der Stuhl unter ihm rothglühend geworden wäre.

„Aber ... ja freilich!“ stottert die junge Frau ganz bestürzt und verlegen. Barmherziger Gott! Sollte sie am Ende etwas Unpassendes gesagt haben?

Sie erhebt die Hände zu einer linkischen, bittenden Geberde. ...

Gewiß, sie wird ein Wort zu viel gesagt oder irgend eine Ungeschicklichkeit begangen haben.

„Verzeihen Sie gütigst, mein Herr, aber man versicherte mir überall, es wäre allgemein üblicher Brauch, daß der Rheder bei den Kindern seiner Kapitäne ... sonst würde ich mir niemals erlaubt haben ...“

„Nun, schön! Ich bin damit einverstanden“, stammelt Le Hertel.

„O, vielen, vielen Dank! Es war gewiß unrecht von mir, Ihnen eine Bitte vorzutragen, die bei Ihnen vermuthlich irgend eine peinliche Erinnerung wachgerufen hat. So ein Kind ... Aber ich bin Ihnen darum nur um so erkenntlicher, und Robert gewiß auch.... Nochmals besten Dank, Herr Le Hertel!“

Briefkasten.

A. N. in W., G. D. in U. Ihre Einsendungen sind für unsere Zeitschrift nicht verwendbar.

W. S. in S. Die „Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie“ liegt komplet vor und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßle in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 46. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Aus Spanien.

Von Juan José Morato.

Madrid, den 22. Juli 1898.

1. Die Anfänge des Krieges.

Ein genaues Bild der gegenwärtigen Lage in Spanien läßt sich schwer geben, da zur Entstehung der jetzigen traurigen Situation eine Reihe verschiedener Faktoren beigetragen hat.

Als im April in den Vereinigten Staaten die Idee einer Intervention in Kuba immer größeren Anklang fand und Mac Kinley seine Botschaft an den Kongreß in Washington richtete, hatte gerade einige Tage vorher die spanische Regierung den kubanischen Insurgenten einen Waffenstillstand gewährt. Die Sozialisten und die unter Leitung von Pi y Margall stehenden Föderalisten spendeten diesem Entgegenkommen Beifall und forderten von der Regierung, da sie darin ein Mittel sahen, der Insurrektion auf Kuba ein Ende zu setzen und den drohenden Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, daß man Kuba die Autonomie zugestehe oder, falls dies nicht mehr genüge, um den Frieden zu erhalten, die völlige Unabhängigkeit der Insel anerkenne. Die Regierung war getheilt. Ein Theil ihrer Mitglieder war für den Krieg, doch nicht mit großem Nachdruck, da man recht wohl wußte, in welcher Situation sich Spanien befand und mit welchen Elementen man in einem Kampfe gegen einen so mächtigen Gegner, wie die Vereinigten Staaten, zu rechnen hatte.

Die Karlisten, die Republikaner und der Theil des Restes der seit Canovas' Tode zersplitterten konservativen Partei, welcher der Führung Romero Robledos folgt, protestirten gegen die Gewährung eines Waffenstillstandes durch stürmische Manifestationen. Lärmend verlangten sie den Krieg gegen die Vereinigten Staaten unter dem Rufe: „Viva Espana con honra!" Mit diesen Elementen sympathisirte und sympathisirt noch heute der General Weyler, von dessen Degen alle diese Parteien ihre Macht erhoffen, obgleich er sich bisher nicht bewogen gefühlt hat, einer von ihnen beizutreten. Die Karlisten drohten in einem von den Behörden aufgegriffenen Manifest ihres „Königs" mit einer Waffenerhebung, wenn die Regierung nicht den Nordamerikanern den Krieg erkläre, ebenso drohten auch die

Republikaner mit Konflikten und die Romero Robledo und Weyler endlich erklärten, das monarchistische Lager verlassen zu wollen und zu denen überzugehen, welche die nationale Ehre zu vertheidigen wissen würden.

Allen voran stand die bürgerliche Presse, welche am meisten die öffentliche Meinung zu Gunsten eines Krieges bearbeitete. Sie sparte weder Lügen über den Stand der amerikanischen See- und Landmacht, die zur Kriegführung gar nicht geeignet seien, noch klangvolle Phrasen über die Tapferkeit und den Heroismus der Spanier, der sich so oft in ihren Kriegen bewährt habe, und dank der allgemeinen Unbildung in unserem Lande erreichten sie, daß sowohl in der Aristokratie, als im Kleinbürgerthum und den sogenannten gelehrten Berufen eine dem Kriege durchaus geneigte Stimmung die Oberhand gewann. In allen Landestheilen fanden Manifestationen statt, die sich für den Krieg erklärten. Das eigentliche arbeitende Volk nahm daran nicht Theil.

Die Regierung gerieth in Angst. Sie sah, daß leicht das Nachgeben gegen die Vereinigten Staaten und die Anerkennung der Unabhängigkeit Kubas den Fall der Monarchie nach sich ziehen könnte, und sie zog vor, Spanien lieber dem Ruin zueilen zu lassen. Anstatt offen dem Lande die Wahrheit über den Stand der Marine, Häfen und aller Kriegsvorbereitungen zu sagen und die pekuniären Hilfsmittel anzugeben, die erforderlich seien, um einer so mächtigen Nation, wie der nordamerikanischen, die Stirne zu bieten, zog sie es vor, den amerikanischen Gesandten abzuweisen, bevor er noch das Ultimatum gestellt hatte und obgleich es noch möglich war, den Vereinigten Staaten ein Schiedsgericht zur Schlichtung der Differenzen vorzuschlagen. Die Regierung war allerdings gewissermaßen in einer Zwangslage. Von den Bruchtheilen der alten Canovasschen Partei war keiner in der Lage, ihr Erbe anzutreten, und überdies hätte schwerlich die kürzlich erwählte liberale Majorität in der Kammer sich dazu verstanden, ein anderes Regiment als das Sagastas zu stützen. Die Regierung schickte sich also in die Situation und entschied sich wider Willen für den Krieg.

Die Parteien, welche zum Kriege drängten, verfolgten keinen anderen Zweck, als im Lande innere Konflikte hervorzurufen und dem General Weyler gefällig zu sein, dem besonders die Republikaner in gemeiner Weise schmeicheln, da sie hoffen, durch ihn zur Macht zu gelangen. Keinen Augenblick vermochten sie ihr Eigeninteresse zurückzustellen und ihre Vaterlandsliebe zu beweisen.

So ging Spanien in den Krieg, entgegen der Meinung einer großen Masse seiner Bevölkerung; ein Theil davon gleichgiltig für die erbärmlichen Kämpfe der verschiedenen bürgerlichen Fraktionen unter sich, ein anderer Theil in Uebereinstimmung mit den von den Sozialisten verfochtenen Ideen, aber zu schwach, um sich in entschiedener Weise dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten widersetzen zu können.

Für den Krieg war nichts vorbereitet. Die Häfen waren unvertheidigt, wie bald genug die Leichtigkeit bewies, mit der Dewey in die Bai von Manila eindrang. Meist waren sie ausgerüstet mit alten, zum Theil schon über hundert Jahre alten Kanonen; nur wenige hatten Geschütze modernen Systems. Erst als das amerikanische Geschwader sich zeigte, begann man die Fortifikationen zu ergänzen und zu modernisiren. Die Schiffe der philippinischen Flotte waren beinahe sämmtlich aus Holz und hatten keine Kanonen von größerer Tragweite. Zwei der Schiffe konnten überhaupt nicht auslaufen, weil ihre Kessel durchlöchert waren. Das Cerverasche Geschwader hatte zwar Munition genug, aber es fehlte an Kanonen, und unter denen, welche es hatte, befanden sich solche, die bei den öffentlichen Prüfungen zurückgewiesen worden waren. Nicht besser stand es mit

den Besatzungstruppen auf Kuba. Seit sechs, sieben, ja seit neun Monaten hatten die Mannschaften keine Löhnung mehr erhalten, und General Toral telegraphirte aus Santiago, als es von den Yankees eingeschlossen wurde, daß seine Truppen schon seit mehr als einem Monat nur von Reis, Salz, Zucker und Kaffee gelebt hätten.

An dem Tage der Kriegserklärung konstituirte sich das Parlament. Es fehlte darin eine Vertretung derjenigen Parteien — der Sozialisten und Föderalisten —, welche für die Unabhängigkeit Kubas eintraten, als Mittel, zum Frieden zu gelangen. So war keiner da, der den Frieden forderte. Die ganze Arbeit des Parlaments hat sich darauf beschränkt, neue Steuern zur Unterhaltung des Krieges zu bewilligen und die schon bestehenden Abgaben zu erhöhen, einzelne um zwanzig Prozent. Der übrige Rest seiner Thätigkeit bestand darin, daß sich die politischen Parteien gegenseitig die Schuld an dem Unglück Spaniens zuschoben. Die Republikaner beschuldigten die Monarchie, durch ihre Tyrannei auf Kuba die Insurrektion veranlaßt zu haben: die Karlisten dagegen behaupteten, erst durch die den Kubanern gewährten Freiheiten seien diese zum Aufstand bewogen worden; und die Monarchisten wieder warfen beiden vor, sie hätten durch ihr Verhalten ein ruhiges Regiment ganz unmöglich gemacht. Nicht eine einzige Stimme erhob sich, die den Mangel an Einsicht der Regierung kennzeichnete; keine hat von den Mitteln und Wegen gesprochen, welche eingeschlagen werden müssen, um unser Land wieder aufzurichten und es auf jene Stufe der Prosperität zu erheben, welche seine großen natürlichen, seit Jahrhunderten unausgenutzt gebliebenen Reichthümer zulassen. Keine auch, welche eine Lösung des Problems der Gegenwart und des drohenden der Zukunft wußte.

Das war die Thätigkeit des Parlaments, obgleich sich gar bald die Wirkungen des Krieges im Lande geltend machten. Der Kredit Spaniens erlitt eine vollständige Erschütterung, die öffentlichen Werthe gingen enorm herunter, die ausländische Valuta stieg im Kurse, der Francs bis auf 2,12 Pesetas. Der überseeische Handel wurde völlig lahm gelegt. Und dann kam jene Vertheuerung des Getreides, welche in Italien die blutigen Tumulte hervorrief. Die spanischen Groß-Getreidehändler fanden in der Weizenexportation ein prächtiges Geschäft. Außer an den außerordentlich hohen Weizenpreisen verdienten sie an der enormen Kursdifferenz zwischen der fremden und der einheimischen Währung. Die Folge war, daß auch in Spanien der Weizen rapide zu steigen begann. Dem Getreide folgten die Kartoffeln und verschiedene andere Nahrungsmittel. Eine allgemeine Theuerung entstand, die Lebensmittel stiegen, das Kilogramm Kartoffeln auf das Doppelte seines früheren Preises; und Weizen und Kartoffeln sind die Hauptnahrungsmittel unseres Proletariats. Im ganzen Lande hatten wir kleine Meutereien, von denen manche mit Blutvergießen endigten. Die Behörden und privaten Vereinigungen stifteten Fonds zum Ankauf von Mehl, man führte Brottaxen ein und die Cortes verboten die Ausfuhr von Getreide, Kartoffeln und einigen anderen Artikeln, darunter auch Steinkohlen.

So ernst gestaltete sich die ökonomische Lage Spaniens, daß einige große Unternehmungen sogar freiwillig den Lohn ihrer Arbeiter erhöhten, so z. B. die Exploitateure der Minen von Vizcaya. Allerdings erhalten diese Unternehmungen ihre Mineralien, die sie meist nach England exportiren, in Pfund Sterling bezahlt und konnten sich deshalb leicht großmüthig zeigen, denn die wenigen Centimos, die sie mehr ausgaben, kommen kaum in Betracht gegenüber dem ungeheuren Extraprofit, der ihnen durch die Kursdifferenz zwischen dem englischen Goldgeld und der spanischen Peseta zufiel.

2. Die gegenwärtige Lage.

Das Unglück der spanischen Waffen und die unaufhörliche Propaganda der Sozialisten haben bewirkt, daß beinahe das ganze Land den Frieden will, selbst die, welche noch immer glauben, die „Yankees“ besiegen zu können. Unbedingte Anhänger der Fortsetzung des Krieges sind allein Weyler, die Karlisten und gewisse Republikaner; die übrigen Elemente, welche für den Krieg waren, wünschen eine Gelegenheit herbei, um Frieden zu schließen. Das Militär — mit dessen Meinung man in Spanien sehr zu rechnen hat — sowie die chauvinistische Presse glauben nur, daß man wegen „der Ehre der spanischen Waffen“ nicht eher den Frieden fordern dürfe, als bis ein militärischer Sieg über die nordamerikanischen Truppen errungen sei.

Die Regierung nähert sich immer mehr der Friedensforderung, und um nach Gutdünken verfahren zu können, hat sie die „konstitutionellen Garantien“ suspendirt, d. h. jene Artikel der Verfassung aufgehoben, welche die Unantastbarkeit des Domizils und die freie Ausübung der freiheitlichen Rechte garantiren. Heute steht Jeder unter der Botmäßigkeit der Militärbehörden. Sie können Verhaftungen verfügen, Blätter suspendiren, Vereine — auch unpolitische — auflösen ꝛc. In Wirklichkeit die reine Diktatur.

Zuerst forderten den Friedensschluß die Sozialisten und die Föderalisten unter Pi y Margall, darauf ungefähr fünfzig Organisationen von Barcelona (darunter mehrere Arbeitervereine), dann der Bischof, sowie verschiedene Zeitungen jener Stadt,[1] hierauf die Handelskammern verschiedener Seehäfen, und heute ist, wie schon gesagt, das Verlangen nach Frieden allgemein. Sogar die Restheile der alten konservativen Partei, die sich zur „konservativen Union“ zusammengeschlossen haben und von Silvela geführt werden, möchten Frieden schließen. Ueberhaupt bereiten sich im politischen Lager große Veränderungen bezüglich der Konstitution der Parteien vor, aber diese Veränderungen werden kaum eintreten, bevor der Frieden abgeschlossen ist oder sich der Kurs der Regierung klar erkennen läßt.

Die gegenwärtige ökonomische Situation ist geradezu schrecklich. Die Industrie liegt darnieder, die Abgaben sind außerordentlich gestiegen, überall mangelt es an Arbeit, und dazu halten sich die Lebensmittelpreise auf unglaublicher Höhe. Ein Beispiel mag genügen, um zu zeigen, wie gräßlich das Elend ist. Jede Woche werden in Madrid an die, welche darum nachsuchen, kleine Quantitäten von Bohnen, Speck, Kabliau und Brot vertheilt. Zu diesen Vertheilungen nun sammeln sich stets acht- bis elftausend Personen an, die stundenlang warten, um nur die wenigen Eßwaaren zu erhalten.

Katalonien ist die industriellste Region Spaniens, die hauptsächlich ihren Markt auf den Antillen und Philippinen hatte. Heute hat sie ihn fast vollständig verloren und wird ihn vielleicht nie wieder zurückgewinnen. In Barcelona allein giebt es bei einer Gesammtbevölkerung von ungefähr einer halben Million Seelen mehr als dreißigtausend Arbeiter, die ohne Arbeit sind.

Die Balearen, welche einen lebhaften Handel in Schuhwerk mit den Antillen getrieben haben, sehen ihre Hauptindustrie völlig lahm gelegt, und die

[1] Barcelona treibt bedeutenden Handel mit den Antillen und Philippinen, und die kleineren katalonischen Fabrikstädte fabriziren meist für diese Absatzmärkte, daher die Stärke der Friedensbewegung in Katalonien. Allerdings wirkt der hohe Stand der ausländischen Valuta auf die Industrie gleichsam wie eine Ausfuhrprämie, aber da die katalonischen Fabriken zum großen Theile fremde Rohstoffe, z. B. Baumwolle, verarbeiten, wird das Agio beim Export durch die enorme Steigerung der Rohstoffpreise ziemlich aufgewogen. Der Uebers.

große Zahl der Arbeiter, die einst darin Beschäftigung fand, ist arbeitslos. Auch die Hafenstädte, wo die transatlantischen Dampfer einliefen, sehen heute öde aus. Die meisten dort sonst beschäftigten Arbeiter feiern. Dazu gewinnt die Krisis noch immer an Ausdehnung. Die Höhe des Kurses der fremden Währungen hat zwar auf die Industrie dieselbe Wirkung wie eine hohe Ausfuhrprämie, zugleich aber trägt dies künstliche Erhaltungsmittel gewisser Industriezweige zur Theuerung im Lande bei, indem es die Preise der nothwendigsten Unterhaltsmittel immer höher hinauftreibt. Allerdings erhält andererseits auch der Krieg gewisse Industrien, und manchen Arbeitern hat er Arbeitsgelegenheit gebracht. Bei der Befestigung der Häfen, in den Artilleriewerkstätten, Waffenfabriken, Munitionsfabriken, Arsenalen 2c. haben viele Arbeiter Beschäftigung gefunden; aber lange wird auch diese Arbeit nicht mehr anhalten. Ueberdies werden bald die Steuern noch mehr steigen. Bisher schon hat der Krieg Ausgaben von mehr als 3000 Millionen Pesetas gebracht, und Spaniens Produktion in normalen Zeiten beläuft sich nur auf 2000 Millionen jährlich.

3. Wie wird sich die Zukunft gestalten?

Es ist gewagt, voraussagen zu wollen, wie sich die Lage Spaniens in nächster Zeit gestalten wird, denn die Einsichtslosigkeit seiner Regierenden und Politiker kann selbst die beste Berechnung dementiren; ich vermag nur zu sagen, was das nach allen Anzeichen Wahrscheinlichere ist.

Sicher werden die Friedensbedingungen harte sein, und ebenso sicher wird die öffentliche Meinung die Regierung dafür verantwortlich machen; und wenn auch die Regierung Vorsorge getroffen hat, Manifestationen gegen ihre Beschlüsse zu unterdrücken, so wird sie doch dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgeben müssen, d. h. sie wird fallen. An ihre Stelle wird eine durchaus reaktionäre Regierung treten, vielleicht die des Don Silvela, sonst ein Militärregiment; keinenfalls eine Herrschaft der Republikaner, wenigstens nicht der Republikaner, die heute diesen Namen führen. Und diese Regierung wird sich nicht nur darauf beschränken, den Gesetzen einen ihr passenden Sinn zu unterlegen und die Suspension der konstitutionellen Garantien aufrecht zu erhalten, sondern sie wird auch gewisse Rechte aufheben, vor Allem das allgemeine Stimmrecht. Silvela hat damit schon in den Cortes gedroht. Die schlechte Organisation der Republikaner, ihr Mangel an Einsicht und ihr Bruch mit der öffentlichen Meinung, sowie die nur schwachen Kräfte der Sozialisten machen jede solche Verstümmelung der politischen Rechte möglich. Andererseits werden die Karlisten nicht zögern, den dritten Bürgerkrieg zu provoziren. Unter dem Vorgeben, daß sie die befleckte Ehre Spaniens rächen wollen, werden sie Freischaaren ausheben und weitere Verwüstungen und Katastrophen heraufbeschwören. Zwar werden sie sicher geschlagen werden, aber nicht ohne vorher neues namenloses Unglück über unser Land gebracht zu haben.

Das ist, was am politischen Horizont sichtbar wird, und nicht minder schwere Konflikte ziehen am ökonomischen Horizont herauf. Von einer vorausblickenden, energischen Regierung wären sie vielleicht nicht schwer zu bannen; aber wenn ihnen nicht vorgebeugt wird und später die Verhältnisse ihre unverzügliche Lösung gebieterisch erzwingen, werden sie viel Sorge machen.

Die Zurückführung und Entlassung von mehr als zweimalhunderttausend Mann Kolonialtruppen, sowie die Auflösung der einberufenen einheimischen Reserven werden diese Konflikte herbeiführen. Hinausgeschleudert auf den Arbeitsmarkt, wird diese enorme Masse versuchen müssen, um jeden Preis sich die Mittel zum

Leben zu erarbeiten. Sie wird das ohnehin schon übergroße Arbeitsangebot noch mehr verstärken. Unter diesen Umständen die Produktion in normale Geleise zurückzuleiten, das wird nicht leicht sein. Der Konflikt kann sehr ernst werden und wird vielleicht blutig verlaufen.

4. Die Haltung der Sozialisten.

Die Sozialisten haben während des Krieges ihre Pflicht gethan. Als die kubanische Insurrektion begann, waren allein sie und die Föderalisten es, die forderten, daß man Kuba die Selbstverwaltung und, falls diese nicht genüge, um den Frieden wiederherzustellen, die völlige Unabhängigkeit bewillige. Von der patriotischen Presse und der von dieser beeinflußten öffentlichen Meinung wurden sie dafür „Flibustier" geschimpft. Dann kam der Krieg auf Kuba. Die Sozialisten hörten keinen Augenblick auf, für die Lösung der Frage im ebengenannten Sinne einzutreten, und im Herbst vorigen Jahres begannen sie, ohne die Propaganda für ihre Ideen hintanzusetzen, eine nachdrückliche Kampagne im Lande für die Beendigung des Krieges.

In Spanien kann man sich noch durch Geld vom Militärdienst loskaufen. Wer dem Staate 1500 oder 2000 Pesetas zahlt, braucht auf unserer Halbinsel oder in den überseeischen Gebieten keinen Waffendienst zu leisten. Deshalb sind es bei uns nur die ärmeren Schichten, deren Söhne zur Fahne eintreten und in den Krieg hinausgeschickt werden. Da die Sozialisten der Ansicht waren, daß, wenn auch die Bourgeoissöhnchen in den Krieg ziehen müßten, die Bourgeoisie ihren Einfluß auf die Regierung für Beendigung des Krieges geltend machen würde, so unternahmen sie einen Agitationsfeldzug gegen dieses Privilegium unter der Devise: „Alle oder Keiner", d. h. entweder geht Keiner mehr nach Kuba, um dort zu kämpfen, oder auch die Söhne der Reichen gehen mit. Der Zweck der Sozialisten bei diesem Vorgehen war, das Land gründlich aufzurütteln und im Volke die Ansicht zu wecken, daß es durchaus nöthig sei, die allgemeine Militärdienstpflicht einzuführen und Kuba sich selbst zu überlassen. Die Kampagne schloß mit dem formellen Versprechen der Regierung, die allgemeine Militärdienstpflicht einzuführen, und thatsächlich haben die Cortes im Prinzip der Durchführung zugestimmt.[1]

Die Sozialisten hörten deshalb nicht auf, für den Friedensschluß einzutreten, obgleich sie dafür täglich von denselben „patriotischen" Leuten, welche sich durch Geld vom Militärdienst losgekauft hatten, beschuldigt wurden, sich an die Yankees verkauft zu haben, Flibustier und Landesverräther zu sein. In Versammlungen, in ihrer Presse und in Flugblättern setzten sie unermüdlich ihren Feldzug fort und fanden in dem ehrenhaften Theile der Bevölkerung viele Sympathien. Der beste Beweis, daß wir unsere Pflicht gethan haben, ist, daß man uns ebenso, wie den amerikanischen Arbeitern, welche dieselbe Haltung einnahmen, allen Patriotismus abspricht.

In den letzten Tagen standen wir im Begriff, wieder überall in Spanien Versammlungen zu Gunsten der Friedensbewegung einzuberufen, aber die Sus-

---

[1] Für die Aufhebung dieses Privilegiums waren übrigens nicht nur die Sozialisten, sondern auch viele Republikaner und ein Theil der Generalschaft — aus militärischen Gründen —, indeß hat die sozialistische Partei sich das entschiedene Verdienst erworben, die Bewegung in Fluß gebracht zu haben. Eine praktische Bedeutung für den Augenblick hat der Beschluß der Cortes nicht, da der Minister erklärte, daß es zur Durchführung der Reform „administrativer Vorarbeiten" bedürfe, d. h. die Regierung wird erst nach Beendigung des Krieges eine diesbezügliche Vorlage einbringen. Der Uebers.

pension der konstitutionellen Garantien hat eine sehr schwierige Lage geschaffen, die es unmöglich macht, so zu handeln und zu sprechen, wie wir möchten.

Die Früchte unseres Kampfes werden nicht ausbleiben. Das Volk hat gesehen, daß die Sozialisten die einzigen gewesen sind, welche von vornherein die Sachlage richtig beurtheilt haben und unentwegt für das Allgemeininteresse eingetreten sind, und manche, deren Sympathie wir erobert haben, werden später an unserer Seite stehen.

Wir haben große Hoffnungen. Die Sozialisten haben sich als die einzige zuverlässige Partei bewiesen, und das erkennt jener intelligentere Theil des Volkes, den wir dazu gebracht haben, sich für unsere Bestrebungen zu interessiren, immer mehr an. Außerdem sind wir auch die Einzigen, die aus den gegenwärtigen korrupten Verhältnissen einen Ausweg wissen. Dazu kommt, daß die politischen Gegensätze sich mehr und mehr vereinfachen. Die bürgerlichen Parteien werden neue Richtungen einschlagen und sich auf anderen Grundlagen rekonstituiren müssen; der unzuverlässige, zweideutige Republikanismus wird verschwinden und die große Masse der Arbeiter wird zu uns kommen. Ueberdies werden bei uns in nächster Zeit die ökonomischen Fragen eine ganz andere Bedeutung erlangen und dabei kann im Ganzen unsere Partei nur gewinnen.

Sozialphilosophische Irrgänge.

Von Heinrich Cunow.

2. Professor Stein.

Ein anderes Verfahren als Stammler schlägt Professor Dr. Ludwig Stein in seinem Versuch einer „philosophischen Behandlung der sozialen Frage" ein.[1] Im Gegensatz zu dem Genannten unternimmt er es, dem Problem durch vergleichend-geschichtliche Studien beizukommen. Nicht aus unterlegten Begriffsdefinitionen, sondern aus den Tendenzen der bisherigen sozialen Entwicklung sucht er Aufschluß über unsere heutigen sozialen Lebensfragen und die weitere Richtung unseres Werdens zu gewinnen. Jedes Problem, so führt er aus, biete der philosophischen Beleuchtung drei verschiedene Seiten dar: seinen Ursprung, seinen geschichtlichen Werdegang, seinen augenblicklichen Stand (S. 29). Auf das soziologische Problem angewendet, das sich hinter dem Stichwort „soziale Frage" verbirgt, d. h. auf das soziale Zusammenleben bezogen, lauteten diese drei Momente: 1. Ursprung alles menschlichen Gemeinschaftslebens, 2. geschichtlicher Werdegang der sozialen Organismen, 3. augenblicklicher Stand der sozialen Probleme. Demnach bestehe die Aufgabe der philosophischen Betrachtung darin, zunächst die Urformen des menschlichen Zusammenlebens in ihrer Entwicklung nach den Forschungen der Anthropologie, Ethnographie, der vergleichenden Sprach-, Rechts- und Wirthschaftsgeschichte darzulegen, dann die dieses geschichtliche Wachsthum reflektirenden sozialphilosophischen Ideen von ihrem ersten Auftauchen bei den Griechen bis zur Gegenwart kritisch zu verfolgen und schließlich vermittelst eines Querschnitts durch die heutigen Formen des gesellschaftlichen Lebens die Möglichkeit zu eröffnen, „der voraussichtlichen Gestaltung dieser Formen in einer absehbaren Zukunft das Horoskop zu stellen" (S. 30). Zu einer solchen philosophischen Betrachtung der

[1] Dr. Ludwig Stein, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Bern, „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie", Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte. Stuttgart 1897, Ferd. Enke. XX und 791 S. 8°.

sozialen Probleme vindizirt Stein der Philosophie nicht nur ein historisches Anrecht, sondern sogar eine förmliche Verpflichtung. Ehe es noch eine eigentliche ökonomische Wissenschaft gegeben, sagt er, hätten schon vor mehr als zweitausend Jahren die Zyniker, Platon und Aristoteles die soziale Frage als philosophisches Problem erkannt, und ferner wären alle anerkannten Väter des Sozialismus, wie Morelly, Mably, Rousseau, Saint Simon, Proudhon, Lassalle, Marx ꝛc. Philosophen gewesen. Zudem sei doch der Sozialismus keine bloße Magenfrage, sondern zugleich eine ethische Frage.

Professor Stein sieht also die Aufgabe der Philosophie nur darin, die von den einzelnen Disziplinen gewonnenen Resultate kritisch gegeneinander abzuwägen und unter allgemeinen Gesichtspunkten — sub aeternitatis specie — zusammenzufassen. Nach seiner Auffassung soll die Philosophie keine andere Tendenz haben, „als die Ermittlung jenes Ausmaßes von objektiver Wahrheit, welches der jeweilig erklommenen Höhe einer Generation angepaßt ist". Bei der heutigen Verwirrung auf dem Gebiet der Soziologie und der ihr verwandten Wissenschaften kann man den von Stein unternommenen Versuch, nach erkenntnißkritischen Grundsätzen eine Orientirung über den Entwicklungsgang und jetzigen Stand der soziologischen Fragen und Räthsel zu bieten, nur mit Freude begrüßen. Mehr als je geht zwar heute die Forderung an jede einzelne Wissenschaft, sich ihrer Stellung als Glied im Zusammenhang des Ganzen bewußt zu werden und stets die Beziehungen ihrer speziellen Lehren zu den Forschungen anderer Wissensgebiete zu berücksichtigen, wodurch dann von selbst die der Philosophie zugeschriebene Stellung einer Wissenschaftswissenschaft in Fortfall kommt; aber so lange diese Forderung noch so wenig Geltung gefunden wie bis jetzt, läßt sich die Berechtigung zusammenfassender erkenntnißkritischer Darstellungen nicht bestreiten. Alles kommt auf das Wie, auf die Ausführung an, und in diesem Punkte sind allerdings die meisten der bisherigen ähnlichen Versuche recht wenig befriedigend ausgefallen. Zum Theile liegt das an dem Bilde eines bunten Gemengsels von sich gegenseitig widersprechenden Beobachtungen, Hypothesen und Kombinationen, das uns die Sozialwissenschaft, speziell aber die Ethnologie darbietet: Widersprüche, die meist der Verschiedenheit der von den einzelnen Forschern benutzten Materialien zugeschrieben werden, weit mehr aber der Verschiedenheit der Methode und des Ausgangspunkts geschuldet sind. Diese relative Bedingtheit der Untersuchungsergebnisse durch die angewandte Methode kommt aber dem philosophischen Bearbeiter, der ohne nähere Kenntniß der methodologischen Unterströmungen und des Zustandegekommenseins der von ihm vorgefundenen sogenannten Resultate an eine Auswahl unter den widersprechenden Angaben herantritt, kaum zum Verständniß. Oft ist überhaupt das subjektive Element, das in den verschiedenen Auffassungen steckt, erst durch sorgfältige Nachprüfung des benutzten Quellenmaterials zu erkennen. Gar zu leicht entscheidet sich unter diesen Umständen, wie die Erfahrung lehrt, der richtende Bearbeiter einfach für jene Folgerungen und Hypothesen, die am besten in seine philosophischen Begriffsbestimmungen hineinpassen. Dazu kommt, daß die Neigung zu Konstruktionen allgemeiner Prinzipien den Philosophen oft dazu verleitet, bei der Verfolgung der Entwicklungsgänge verschiedenartige Tendenzen unter „einem höheren Gesichtspunkt" zusammenzufassen, d. h. zu schematisiren, wenn nicht gar zur höheren Ehre irgend welcher teleologischen Grundvorstellungen dort eine kontinuirlich in gleicher Richtung auf bestimmte Zielpunkte fortschreitende Ideenentwicklung herauszufinden, wo der ohne solche Zweckvorstellungen Arbeitende nur eine Kette bunt wechselnder Anschauungen sieht.

Von solchen Gefahren einer über den Fachwissenschaften stehenden philosophischen Betrachtungsweise hat sich auch Stein nicht freizuhalten vermocht, so sehr ihn auch das Bestreben beseelt, objektiv zu urtheilen. Wo er vermeidet, auf das Gewirr von Hypothesen einzugehen, da kommt er vielfach zu nichtssagenden Gemeinplätzen, und wo er sie unter philosophische Gesichtspunkte bringt, zu Schematisirungen. Für den erstgenannten dieser Fehler liefert gleich der zweite seiner Vorträge über die Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens, in welchem er sich mit der Urfamilie beschäftigt, einen sprechenden Beweis. Aus den ganzen heutigen Forschungen über den Entwicklungsgang der Familie weiß er nämlich nur den einen Schluß zu ziehen, „daß die Einehe keine zufällige, aus rein geschichtlicher Tradition hervorgeflossene Institution, vielmehr eine aus den zu immer höheren Daseinsformen drängenden Entwicklungsgesetzen der Menschennatur selbst hervorgegangene Einrichtung ist".

Wenn dies wirklich das einzige für die Soziologie verwerthbare Resultat ist, das die ethnologischen und rechtshistorischen Forschungen der letzten Jahrzehnte haben, dann ist es entschieden besser, alle Herren, die sich bisher mit derartigen Forschungen befaßt haben, verwenden künftig ihre Zeit auf nützlichere Dinge. Denn daß die Monogamie nicht zufällig entstanden, sondern mit Nothwendigkeit aus unserer Entwicklung hervorgegangen und heute zu einer wesentlichen Bedingung unseres Gesellschaftslebens geworden ist, das war allgemein schon vor jenen Untersuchungen bekannt und ist nie ernstlich bestritten worden. Stein schließt allerdings aus der Bemerkung Bebels, daß der intime Verkehr zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts deren alleinige persönliche Angelegenheit sei („Die Frau und der Sozialismus", 25. Aufl., S. 428), daß Bebel sich für eine Rückkehr in überwundene, „weil zweckwidrige", Formen ausspricht; aber diese Unterstellung beruht lediglich auf einer verkehrten Auffassung seinerseits. Auch Bebel will keinen Rückfall in sogenannte promiskuöse Zustände. Wofür er plaidirt, ist: freie Wahl der Ehegefährten, Aufbau der Ehe auf gegenseitige Neigung und das beiden Kontrahenten zustehende Recht einer jederzeitigen Auflösung der Ehe, sobald einem Theile die Grundlage für ein eheliches Verhältniß nicht mehr vorhanden zu sein scheint. Von einer Rückkehr zu urzeitlichen Eheformen kann um so weniger die Rede sein, als mit dem sozialen Fortschritt nicht nur das Eheverhältniß, sondern auch das Wesen der Liebe selbst sich verändert hat. Auf den unteren Stufen kann von einer Liebe im heutigen Sinne kaum gesprochen werden. Die Liebe des Naturmenschen ist nichts als Begattungstrieb; eine individuelle, seelische Neigung, die den Liebenden in dem Ehegefährten nicht nur ein Mittel zur bloßen Befriedigung des Geschlechtstriebs sehen läßt, sondern darüber hinaus nach Ergänzung des eigenen Wesens, nach gegenseitigem Sichausleben verlangt, ist ihm vollkommen fremd. Bebel aber setzt für die Zukunft freie, ohne Rücksicht auf wirthschaftliche Einflüsse wählende Menschen voraus, und derartige freie Charaktere können nicht in einem häufig wechselnden, aller feineren psychischen Reize entbehrenden, rein animalischen Geschlechtsverkehr ihre Befriedigung finden.

Das eigentliche Ziel der heutigen Bewegung ist die gleichberechtigte Stellung der Frau in der Ehe, die freie Eheschließung und -Lösung. Gegen diese Tendenzen aber wird Stein schwerlich irgend welche Gegengründe aus dem bisherigen Entwicklungsgang der Ehe-Institutionen beizubringen vermögen. Die Entwicklung der vormonogamischen, wie auch der späteren eigentlichen monogamischen Eheformen bietet keineswegs, wie Stein annimmt, das Bild einer in gerader Linie auf ein bestimmtes Ziel lossteuernden, einheitlichen Fortbewegung. Die Stellung der Ehegatten zu einander, die Leichtigkeit der Eheschließung und -Auf-

lösung haben im Laufe der Zeiten vielfach gewechselt. Gehen wir auf die Eheformen der niedrigststehenden Völkerschaften zurück, bei denen die Frau geraubt, eingetauscht oder gegen Geschenke erkauft wird, so finden wir dort überhaupt keinen Willen der Frau bei der Eheschließung und kein ihr zustehendes Lösungsrecht; sie wird durch den Raub oder Kauf völliges Eigenthumsobjekt ihres Mannes. Gewinnt dann später mit dem wirthschaftlichen Fortschritt das Weib für den Haushalt und die ökonomische Existenz des Mannes eine immer größere Bedeutung, und bleibt sie mit den Ihrigen in stetem Verkehr, so erlangt sie auch nach und nach ihrem Gatten gegenüber eine selbständigere Stellung. Sie kann nun in gewissen Fällen und unter bestimmten Bedingungen ihren Mann verlassen und zu ihrer Familie zurückkehren. Dieses Recht der Frau steigert sich noch, wenn, durch wirthschaftliche Beweggründe bewirkt, die Sitte entsteht, daß nicht das Weib zu ihrem Manne, sondern umgekehrt der Mann zu der Familie seiner Frau übersiedelt und aus diesem Verhältniß sich die Herrschaft der Mutter in der Familie entwickelt, wie wir das z. B. bei einem Theile der Malaien und in mehreren amerikanischen Indianerstämmen finden. Das Weib erlangt nun nicht nur eine gleichberechtigte, sondern vielfach sogar eine bevorrechtete Stellung in der Ehe. Erfüllt der Mann nicht die Anforderungen, die sie an ihn glaubt stellen zu dürfen, so weist sie ihn einfach aus dem Hause. In der auf den Besitz des Mannes an Land und Herden und seine Stellung als Erwerber des gesammten Lebensunterhalts beruhenden patriarchalischen Familie, wie wir sie z. B. bei den Chinesen, den alten Indiern, Juden, Griechen, Römern finden, sinkt das Weib wieder zur Dienerin des Mannes herab. Sie hat sich seinen Anordnungen in jeder Hinsicht unterzuordnen und kann entweder gar nicht oder nur in ganz besonderen schweren Fällen sich von ihrem Manne lösen. Ein Ehebruch ihrerseits wird nicht selten mit dem Tode bestraft, während das Gesetz einen Ehebruch des Mannes gegenüber seinem Weibe überhaupt nicht kennt. Mit dem Verfall der bäuerlichen Großfamilien und dem Untergang des Ritterthums im Mittelalter, der zunehmenden Ausdehnung des kleinbürgerlich-städtischen Lebens gewinnt dann auch die Ehe immer mehr einen kleinbürgerlichen Charakter. Die Enge und Beschränktheit der Wirthschafts- und der gesammten Lebensverhältnisse finden ihren Ausdruck in der bescheidenen Selbstgenügsamkeit des Ehelebens und der Häuslichkeit. Die kleinlichen Erwerbsformen, die Einförmigkeit des Lebens bringen ein alltägliches Aufeinanderangewiesensein der Ehegatten, ein Sichzurückziehen des Mannes auf das Haus mit sich: die Ehe wird ein „Bund fürs Leben“ zur Begründung einer ruhigen Häuslichkeit. Eine Ehescheidung gilt als sittlicher Makel für Mann und Weib. Erlaubt sich einer der Beiden außereheliche Liebesfreuden, nun, dann ist es immerhin noch anständiger, ein Auge zuzudrücken, als den lieben Nachbarn das Aergerniß einer Auflösung der „heiligen“ Ehebande zu geben. In Folge der seit einem Jahrhundert sich vollziehenden wirthschaftlichen Umgestaltung und der durch sie veränderten Lebensverhältnisse geht nun aber auch diese Entwicklungsphase langsam ihrem Ende entgegen. Das Eindringen der Frau ins öffentliche Leben, ihre Theilnahme am Erwerb, ihre zunehmende wirthschaftliche Selbständigkeit nehmen ihr mehr und mehr den Hausmuttertypus der vorigen Jahrhunderte und lassen sie die Forderung nach erweitertem Selbstbestimmungsrecht in allen Fragen des geschlechtlichen Lebens stellen.

So hat bisher mit den Sozialverhältnissen stets sich auch der Charakter der ehelichen Beziehungen geändert, woraus sich die soziologische Folgerung ergiebt, daß wenn unsere jetzigen Wirthschaftsverhältnisse einer Umgestaltung entgegengehen, auch das Eheleben sich wieder ändern wird: eine Folgerung, die eine

ganz andere Bedeutung beansprucht als jene, die Stein aus dem bisherigen Entwicklungsgang der Familie ableitet. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß alle jene Forderungen, die heute in der sozialwissenschaftlichen und belletristischen Literatur auftauchen und zum Theil in einen mystischen Kultus der „Frauenseele" auszuarten drohen, ihre Verwirklichung finden müssen. Es ist eine alte Erfahrung, daß jede Aktion gegen überlebte Zustände anfänglich übers Ziel hinausschießt. Damit das verwirklicht werden kann, was die Zeitverhältnisse verlangen, müssen stets die Forderungen überspannt werden.

Im Gegensatz zu dem Vortrag über die Familienformen, in dem Stein sich auf Allbekanntes beschränkt, läßt er in seinen Ausführungen über die Entwicklung der Eigenthumsordnung (siebenter und achter Vortrag) seiner philosophischen Interpretationslust haltlos die Zügel schießen. So schließt er z. B. aus der von Letourneau gemachten Angabe, daß noch heute manche Stämme unter den Australnegern, Feuerländern ꝛc. keine Zeit- und Zahlbegriffe hätten, kurzweg, die Menschheit hätte auf den niederen Entwicklungsstufen „keinerlei Besitzform" gekannt, denn der Besitz setze die Vorstellung eines kommenden Tages voraus. Nun ist sicherlich ein Zustand denkbar, in welchem es dem Menschen noch an jeglichem Besitz, an allen Waffen, Werkzeugen ꝛc. fehlte; aber dieser Zustand scheidet, da er nirgends mehr nachweisbar ist, aus einer induktiv-ethnologischen Betrachtung aus. Was die als Beispiel genannten Australneger anbelangt, so fehlt ihnen nur unsere Zeiteintheilung in Jahre, Monate, Wochen u. s. w., nicht aber der Zeitbegriff selbst. Die überall unter den Australnegern vorhandene Altersstufeneintheilung, die damit zusammenhängenden Pubertätsweihen, die lange vor ihrer Abhaltung festgesetzt und zu denen unter den benachbarten befreundeten Horden eingeladen wird, ferner die ewigen Wanderzüge der Horden, auf welchen sich häufig der Trupp in mehrere kleine Theile spaltet, die für sich allein ihres Weges ziehen, um nach bestimmter Zeit auf verabredeten Plätzen wieder zusammenzutreffen, wären ganz undenkbar, wenn die Australier keinen Zeitbegriff hätten. Und ebenso steht es mit dem Zahlbegriff. Es giebt zwar einige australische Stämme, die nur für 1 und 2 Zahlenbenennungen haben; daraus folgt jedoch keineswegs, daß diese Stämme nicht höher zu zählen vermögen. Die Zahl 5 wird z. B. bei ihnen durch 2, 2 und 1, die Zahl 6 durch 2, 2 und 2 ausgedrückt, wobei eventuell die Fingersprache nachhilft.

Das Gegentheil der von Stein aufgestellten Behauptung ist richtig. Es giebt heutzutage keine Völkerschaft, die nicht schon Privat- und Kollektivbesitz kennt. Die Waffen und die primitiven Werkzeuge sind überall Privateigenthum, das Land Kollektivbesitz.

Wie entsteht nun aber aus dem unterstellten eigenthumslosen Zustand heraus die Vorstellung des Besitzes und der Besitzwille? Die Antwort, die Stein darauf giebt, ist für die Art seines Vorgehens charakteristisch. Bei günstigen Fortpflanzungsbedingungen, so nimmt er an, vermehre sich die Bevölkerung rasch in steigender Progression, die Lebensnothdurft zwinge also die Menschen weiter und weiter nach den kälteren Regionen vorzurücken. Hier aber könne der Mensch nur existiren, wenn er durch Aufspeicherung von Nahrungsmitteln dem drohenden Hungertod in den langandauernden Wintern vorbeuge, und so entstehe mit dem Ansammeln von Vorräthen für die Zukunft zugleich die Vorstellung einer kommenden Zeit (S. 85 ff.). Mit der Domestikation der Thiere, der Staatenbildung und der „Evolution des Rechtes" — wie diese Evolution des Rechtes beschaffen ist, bleibt unerörtert — vollzieht sich dann eine weitere Revolution in den Besitzverhältnissen: „die Umbildung der Besitzesform in eine Eigenthumsform". Darnach zu urtheilen, hält Stein alle Jäger- und Fischervölker für eigenthumslos.

Hier taucht nun die Frage auf: Wie stellt sich das auf Grund philosophischer Erwägungen von Stein konstruirte Ureigenthum zu der historisch ermittelten Entwicklung der Eigenthumsformen? Nach der gewöhnlichen Annahme, der sich auch Stein anschließt, ist die Urform des Besitzes und Eigenthums eine kommunistische gewesen; erst nach und nach hat das Privateigenthum als „oberste Stufe der Evolution" sie verdrängt. War nun etwa die Aufspeicherung von Wintervorräthen oder die spätere Domestikation der Thiere eine kommunistische Maßregel, waren anfangs die Vorräthe und Herden Gemeinbesitz? Auch Stein stellt die Forderung, daß die philosophischen Hypothesen sich „im Lichte der geschichtlichen Thatsächlichkeit" zu bewähren hätten; irgend einen Versuch, seine spekulativen Resultate mit den historischen Forschungsergebnissen zu vereinen, unternimmt er jedoch weder hier, noch anderswo. Er setzt vielmehr seine geschichtliche Betrachtung sofort mit einem Hinweis auf das Gemeindeeigenthum bei den alten Indern, Mexikanern, Peruanern, Germanen &c. ein und führt dann aus, wie durch den Privatbesitz an Geräthschaften, durch Züchtung der Thiere, mit welcher zuerst der Prozeß der Kapitalbildung begonnen, und durch Einführung der Sklaverei sich in den Klans mehr und mehr ein Zustand der Vermögensungleichheit herausgebildet habe. Je größer aber der Bestand der einzelnen Gemeinwesen an Reichthümern: an Herden, Triften, Vorräthen gewesen sei, um so mehr hätte ihr Reichthum den Neid der anwohnenden Stämme und Klans herausgefordert. Ein andauernder Kriegszustand wäre die Folge gewesen, in dem „selbst die kümmerlichste Logik den Gedanken an einen Häuptling zeitigen" mußte (S. 98). Solche Häuptlinge hätten dann bei der Vertheilung der Beute sich den Löwenantheil gesichert, und damit sei der Anlaß zu weiterer Differenzirung des Eigenthums und zur Ständeschichtung vorhanden gewesen, da natürlich die Häuptlinge ihr erbeutetes Eigenthum auf ihre Leibeserben übertragen hätten.

Wie man sieht, bietet Stein nur mit ethnologischen Reminiszenzen dekorirte deduktive Konstruktionen. Schon seine Auffassung des altgermanischen und altrömischen Grundeigenthums als der frühesten Form des Kollektivbesitzes ist eine Absurdität. Liefert denn wirklich der von den Germanen und Alt-Römern unter Anwendung von Thierkräften betriebene ausgedehnte Feldbau das früheste Bild des Uebergangs zum Ackerbau? Repräsentiren die Alt-Mexikaner und Alt-Peruaner die niedrigste Stufe unter den landbautreibenden Indianerstämmen Amerikas? Wenn das aber nicht der Fall ist, wenn die übrigen Stämme Nord- und Südamerikas, wenn ferner die Papuas, Melanesier, Polynesier das Beispiel weit tieferer Entwicklungsstufen des Ackerbaus darbieten, nun, dann muß doch wohl auch bei diesen die Untersuchung der primitiven Grundbesitzformen einsetzen. Die Anfänge des Kollektivbesitzes bei den alten Indern, Germanen, Römern zu suchen, das ist ebenso naiv, wie die Urform der Ehe bei den Griechen des perikleischen Zeitalters studiren zu wollen. Uebrigens hätte bei näherem Eingehen auf die genannten Beispiele Professor Stein sich selbst sagen müssen, daß seine Darstellung eher alles Andere, als eine induktive Entwicklungsgeschichte des Eigenthums ist. Zum Beispiel läßt er erst nach dem kollektiven Grundbesitz die Viehzucht entstehen; während doch bekanntlich bei den alten Indern, Germanen, Slaven die Viehzucht, also auch die mit dieser nach Steins Versicherung beginnende Kapitalbildung, weit früher vorhanden war, als ihre uns bekannt gewordenen Grundeigenthumsverhältnisse. So leitet er ferner die Sklaverei aus dem Bedarf der herdenbesitzenden Geschlechter nach Viehhütern ab, obgleich fast in ganz Melanesien und Polynesien sich die Sklaverei als eine alte Institution vorfindet, die ganze Viehzucht in jenen Gegenden sich aber auf das Halten von einigen Hühnern und Schweinen

beschränkt. Ja, selbst bei reinen Fischervölkern, wie z. B. den Tlinkiten und Haidas an der nordamerikanischen Westküste, war früher die Sklaverei allgemein verbreitet.

Die Konsequenzen, die Stein aus seiner Darstellung der Entwicklung des Eigenthums zieht, liegen übrigens in anderer Richtung, als man erwartet. Hat Stein aus dem Entwicklungsgang der Ehe-Institutionen eine immer schärfere Zuspitzung der Monogamie gefolgert, so müßte er aus seiner Darlegung der Eigenthumsentwicklung eigentlich auf eine immer schärfere Herausprägung des Privateigenthums schließen. Eine solche Folgerung aber widerstreitet seinen volkswirthschaftlichen und ethischen Bedenken, und so zieht er denn aus seinem Abriß der Eigenthumsentwicklung, indem er auf den Wechsel der Eigenthumsverhältnisse im römischen Reiche hinweist, nur den Schluß, daß „der Eigenthumsbegriff jeweilig diejenige Form annimmt, die dem sozialen Bedürfniß am meisten entspricht“ (S. 102). Ganz darf allerdings, meint Stein, das Privateigenthum nicht aufgehoben werden, da es die oberste Stufe der Entwicklung und zugleich eine vortreffliche Schule zur Hebung der sittlichen Begriffe sei (S. 105); andererseits aber fordere die Gerechtigkeit eine Neuordnung der Eigenthumsvertheilung; das Ziel sei also „ein durch den kommunistischen Zug in den Staatseinrichtungen gemilderter Individualismus“.

Die völlige Werthlosigkeit derartiger Schlußfolgerungen für die Soziologie darzuthun, ist überflüssig. Wenn es erlaubt sein soll, bei der Ableitung der Entwicklungstendenzen heutige, mehr oder minder subjektive Gerechtigkeits- oder Sittlichkeitsideen mit in Ansatz zu bringen, so läßt sich beweisen, was man will. Entweder geht die Richtung der Entwicklung, wie Stein will, in gerader Linie auf Vernichtung der Kollektiv- und Herausprägung der Individualformen des Eigenthums, dann kann diese Tendenz nicht durch Gerechtigkeitsideen plötzlich abgelenkt werden. Oder aber es haben seit jeher kollektive und individuelle Eigenthumsformen nebeneinander existirt und nur in verschiedenen Zeiten in ihrem Verhältniß zueinander gewechselt, dann kann nicht von einer sich gleich bleibenden, durch immanente Gesetze der Teleologie bestimmten Tendenz die Rede sein.

An den Abschnitt über die Reformen des Gesellschaftslebens, in welchem Stein außerdem noch den Ursprung der Staatenbildung, der Sprache, des Rechts und der Religion erörtert, schließt sich eine kurze Geschichte der Sozialphilosophie von den Griechen bis auf die heutigen kathedersozialistischen und anarchistischen Theorien. Hier ist Stein mehr in seinem Element, und speziell seine Vorlesungen über die altgriechischen Sozialtheorien enthalten manche treffende Bemerkung; nur bietet er auch in diesem Theile seines Werkes nicht, was er verspricht: eine Geschichte des sozialen Werdegangs „in jenem reflektirten Zustand, in welchem der in der aufkeimenden Philosophie zum Selbstbewußtsein erwachende menschliche Geist das menschliche Gemeinschaftsleben dem unbewußten Zusammenhang entrücken will, um es bewußt umzuformen“ (S. 30). Der Zusammenhang der Ideenwelt seiner Theoretiker mit der Entwicklung des sozialen Lebens kommt meist nur in kurzen, ganz allgemeinen Andeutungen zum Ausdruck; und in den wenigen Fällen, wo Stein eine nähere Charakteristik der Sozialverhältnisse als Grundlage gewisser philosophischer Anschauungen versucht, verliert er den Boden unter den Füßen. Zur Kennzeichnung des Ausgangspunktes der französischen sozialistischen Utopisten (Saint-Simon, Bazard, Fourier) entwirft er beispielsweise eine kräftige Schilderung des heutigen Kapitalismus, der uns Eisenbahnkönige, Petroleumherzöge, Kohlenfürsten rc. gebracht habe und zu Ring- und Trustbildungen führe. Diese Entwicklung stelle nun, so fährt er fort, die Menschheit vor die Alternative: Kommunismus oder Individualismus, und solcher Alternative sei der Sozialismus

entsprungen. Um nämlich die Kluft zwischen Kollektivismus und Individualismus zu überbrücken und den inneren Widerspruch von Freiheit und Gleichheit aufzuheben, hätten die Utopisten zwischen beiden einen Kompromiß versucht und dieser Kompromiß sei der Sozialismus (S. 332). Da nun aber verschiedene Kompromisse möglich seien, so erkläre sich daraus die Verschiedenheit der sozialistischen Systeme. Demnach haben also die Folgen unserer heutigen finanziellen und großindustriellen Entwicklung schon lange vor ihrem Hervortreten in Frankreich die Saint-Simon und Fourier zu ihren sozialistischen Systemen verleitet.

Einen breiten Raum nehmen in der philosophiegeschichtlichen Darstellung Steins die Marxschen Theorien ein. Der Verfasser widmet ihnen allein zwei seiner Vorträge und kommt auch an anderen Stellen verschiedentlich auf Marx' Auffassungen zurück. Von einseitigen gehässigen Unterschiebungen, wie man sie sonst oft bei Kritikern des sogenannten Marxismus findet, hält er sich frei, ohne im Uebrigen über die allgemeine Auffassung des Marxschen „Materialismus" hinauszugelangen. Wie Schitlowsky sucht auch er in der materialistischen Geschichtsauffassung nicht eine aus der Beobachtung der thatsächlichen Entwicklungsvorgänge abgeleitete, später nur unter Anlehnung an Hegel philosophisch konzeptionirte Kausaltheorie, sondern findet sie direkt aus der Hegelschen Widerspruchslogik konstruirt. Im Gegensatz zu anderen hervorragenden Geistern, wie Kopernikus, Kant, Darwin, die ihren „kopernikanischen Standpunkt" durch mathematische Analysen oder empirische Beobachtungen gewonnen haben, hat Marx nach Steins Meinung seinen soziologischen Standpunkt lediglich durch Intuition erlangt (S. 399). „Wie Hegel einst in der ‚Phänomenologie des Geistes' gegen Schelling den Vorwurf erhob, sein ‚Ich' sei wie aus der Pistole geschossen, was ihn aber nicht hinderte, sein ‚Absolutes' aus der Pistole der Widerspruchslogik hervorzuknallen, so ist auch bei Marx, trotz seines grausamen Spottes gegen alle apriorische Metaphysik und ungeachtet seines Liebäugelns mit positivistischen Philosophemen und dem exakten Thatsachenkultus, sein ‚kopernikanischer Standpunkt' — die soziale Wirthschaft — jäh und unvermittelt, wie aus der Pistole geschossen, da — gleichsam ein soziologisches ‚Absolutes'".

Inwiefern übrigens Marx in den Produktionsbedingungen die Grundlage der politischen, rechtlichen, moralischen Anschauungen einer Zeit sieht, scheint Stein gar nicht verstanden zu haben; denn in der einleitenden Vorlesung zu seinem Umriß einer Geschichte der Sozialphilosophie (S. 175 ff.) erklärt er, daß er den Marxschen ökonomischen Gesichtspunkt nur für den Zustand der Wildheit und Barbarei gelten lassen kann, da mit beginnender Kultur die geistigen ideologischen Momente immer mehr in die Wagschale fallen, „bis sie mit den ökonomischen balanziren" und schließlich diese fast ganz zurückdrängen. „War also", sagt er, „die ökonomische Geschichtsbetrachtung bei Wilden und Barbaren vollkommen am Platze, wenngleich auch hier die geistigen Fortschritte in Sprache und Sitte, in Religion und Kunst nicht ganz übersehen werden sollten, so müssen wir deren ausschließliche Geltung bei einem verhältnißmäßig so hohen Kulturgebilde, wie der Staat es repräsentirt, als einseitig und darum unzulänglich abweisen" (S. 179). Und als Beweis dafür, daß auch „geistige Schwungräder" in Betracht kommen, verweist der Autor nun auf den Einfluß der griechischen Philosophie auf das politische Leben der Griechen. Stein identifizirt also nicht blos den Begriff des ökonomischen Bedingtseins mit dem der ökonomischen Motivation, sondern er unterstellt auch diese Motivation als direkt die Handlung auslösende Ursache. Das ist aber bekanntlich keineswegs die Auffassung von Marx. Es fällt der materialistischen Geschichtsauffassung gar nicht ein, die Wirkung moralischer, religiöser,

philosophischer Ideen leugnen zu wollen; sie faßt nur diese Ideen nicht als selbstherrlich aus dem reinen Denken hervorgegangen auf, sondern als Reflexe, als ideelle Niederschläge der durch die Wirthschaftsform bestimmten Sozialverhältnisse.

Nach den mitgetheilten Inhaltsproben wird es verständlich, daß im dritten Abschnitt, in welchem Stein nach seinem eigenen Ausspruch der nächsten Zukunft das Horoskop stellen will, die eigentlichen historischen Gesichtspunkte oft ganz zurücktreten und durch allerlei Moral- und Rechtserwägungen abgelöst werden. Das zeigt sich gleich auf den ersten Seiten in Steins Auffassung vom Wesen des Staates. Anstatt nach seinem geschichtlichen Entwicklungsgang, beurtheilt er den Staat nach unterschobenen Zweckgedanken. Aus der apriorischen Behauptung, daß der tiefste Sinn der sozialen Evolution die Harmonisirung der Individual- und Gattungsinteressen sei, folgert er, daß das Strebensziel der Gesellschaft in der Begründung der Wohlfahrt Aller besteht und deshalb der Staat die Aufgabe hat, „vermittelst des Rechts die allgemeine Wohlfahrt zu gewährleisten".

Im Wesentlichen decken sich die Aufgaben, die Stein seinem Zukunftsstaat zuweist, mit den kathedersozialistischen Forderungen. Sie bestehen hauptsächlich in Verhinderung der großkapitalistischen Akkumulation und der Trustbildungen, Uebernahme aller Verkehrseinrichtungen, des Bergbaus, der Salinen und der gesundheitsschädlichen Industrien in Staatsbetrieb, Erweiterung der Staatsdomänen und -Forsten, Verstaatlichung des stark verschuldeten Grundbesitzes und des Versicherungswesens 2c.; ferner „Spezialisirung" des Rechts und der Religion, d. h. rechtliche Unterordnung des Einzelinteresses unter das Gesammtinteresse und Förderung des Altruismus und des Solidaritätsgefühls. Die ersten „stammelnden Ausdrucksformen, gleichsam das erste Kinderlallen" der Solidaritätsbewegung erblickt Stein in der internationalen Agrarkonferenz zu Budapest, der internationalen Bimetallistenliga und dem solidarischen Verhalten des Proletariats (S. 663).

In seiner methodologischen Grundlegung bedeutet Steins Werk einen entschiedenen Fortschritt; aber das Ziel, das der Verfasser sich gesteckt hat, hat er nirgends erreicht, da er immer wieder rein philosophisch-deduktive Konstruktionen in seine Diskussion der Entwicklungsvorgänge einschiebt. Eine gewisse Popularität wird deshalb vielleicht das Werk doch erlangen; denn es ist weit anregender und gemeinverständlicher geschrieben, wie die meisten ähnlichen Versuche und bringt überdies jeder Geschmacksrichtung etwas. Der Biologe findet allerlei darwinistisch-evolutionistische Theoretik à la Kidd, der Ethnologe ein öfteres Zurückgreifen auf die vergleichende Völkerkunde, der Sozialist eine Verurtheilung der heutigen Wirthschafts- und Rechtsordnung, der Nicht-Sozialist mancherlei Ausfälle gegen die Intoleranz der sozialistischen Parteipäpste und gegen die geistige Unfruchtbarkeit der Marxisten, besonders der Paraphrasten Kautsky, Mehring und Bernstein. So kann Jeder wählen nach seinem Geschmack.

Quer durch die Berliner Kunstausstellung.

Von Erich Schlaikjer.

I.

Jean Paul spricht in seiner zu Unrecht vergessenen Aesthetik von einem zweifachen Wege zum ästhetischen Nichts. Mit diesen beiden Wegen, die heute längst zu Chausseen breitgetreten sind, meint er einmal das öde Hin- und Hervergleichen der einzelnen Künste untereinander, und zum anderen die Kritik durch Worte, die so allgemein sind, daß sie alles enthalten und folglich nichts besagen. Wer

beispielsweise den Mund aufthut, um von Böcklin zu sagen, daß er ein „Dichter in Farben" sei, hätte ihn besser zu halten, denn er hat nichts gesagt. Wenn er mir nicht sagt, wie Böcklin in Farben „dichtet", giebt er mir ein huschendes Schattenbild, und wiederum, wenn er mir es sagt, kann er sich den Vergleich vom „Dichter in Farben" sparen, wenn er ihn nicht etwa als beiläufige Anmerkung, die erst durch seine übrigen Ausführungen Leben und Farbe gewinnt, verwenden will. Ebenso schlecht würde ich bedient, wenn ein anderer gelehrter Mann den Züricher Meister einen „Naturphantasten" oder etwas Aehnliches nennen würde. Da ich nämlich die Natur sowohl mit idyllischen, als mit gewaltigen und fieberkranken Phantasien erfüllen kann, ist die Vorstellung, die ich besten Falls mit dem „Naturphantasten" verbinden kann, von so immenser Weite, daß in ihr die verschiedensten Weltanschauungen wie Globen im unendlichen Raume schwimmen können. Und doch sind unter zehn Arbeiten, die überhaupt veröffentlicht werden, immer neun, die sich in Vergleichen, wie „Dichter in Farben" und ähnlichen mehr oder weniger geistreichen Kapriolen ergehen. Woher kommt das? Zunächst natürlich von der „verdammten Bedürfnißlosigkeit" des Philisters, die im Geistigen noch ausschweifender vorhanden ist als im Materiellen, sintemalen der Bauch nun einmal eine deutlichere Sprache redet als der Geist, und zwar nicht nur beim Philister, sondern auch beim Genie. Dann aber besonders von dem Umstand, daß man nirgends leichter als in der Aesthetik den Schein einer kritischen Leistung wahren und dabei nichts, rein gar nichts sagen kann. Die Methoden, die Jean Paul erwähnt, sind nun zwar von einem Dutzend und mehr, und nicht einmal die leichtesten. Man braucht ja nur (wie es in den Tageszeitungen fast ohne Ausnahme gethan wird) eine Reihe von Bildern zu beschreiben oder, um noch gründlicher auf die Anstrengung des Denkens zu verzichten, aus einer Reihe von Bildern einiges abzuschreiben und es entsteht, wenn man leidlich routinirt ist, ein glatter Mist, den der Philister mit Zungenschnalzen als ästhetische Kritik konsumirt. Dazu kommt noch, daß die Kunst auf jeden empfindenden Menschen wirkt und mithin in jedem solchen Menschen leicht die Illusion hervorruft, daß er zum Schreiben berufen sei. Schließlich ist ja die Wirkung auch wirklich bereits eine subjektive Kritik der Arbeit, von der sie ausgeht. Daß man nun daran geht, eine solche Kritik niederzuschreiben und ihr damit einen objektiv-wissenschaftlichen Werth beimißt, ist freilich ein verhängnißvoller, aber psychologisch immerhin begreiflicher Irrthum.

Wir sprachen vom kritischen Nichts und wollen in diesem Zusammenhang auch vom künstlerischen sprechen, um so mehr, als das künstlerische Nichts für den Kritiker ja immer noch ein tieftrauriges Etwas ist. Auch in der Kunst führen ungezählte Wege ins Nichts, aber einen giebt es, der besonders breit und schön ist, und ihrer sind Viele, die darauf wandeln. Wir meinen die Landschaft. Herr Anton von Werner wird mir vielleicht einwenden, daß man auch im Figurenbild nichts sagen kann und ich will ihm nicht bestreiten, was er selbst so bündig bewiesen hat. Die Landschaft aber hat den unschätzbaren Vorzug, daß sie bis zu einem gewissen Grade unkontrollirbar ist und daher so bitterwenig Geschick von denen verlangt, die ihre leere Seele in ihr offenbaren wollen. Die dargestellte Partie ist dem Beschauer in den meisten Fällen nicht bekannt, während er für die menschliche Figur einen unverlierbaren Maßstab (sich selber nämlich) besitzt. Ein gar zu stümperhaft gemaltes Gesicht fordert auch den Widerspruch des Ungebildeten heraus; eine Partie aus den Alpen oder den norwegischen Bergen nimmt man gläubiger hin, weil man eben mit der Natur nicht so genau bekannt ist, wie mit dem eigenen Gesicht. Die Kunst der Figur ist streng; ihr

Vorwurf ist ein Organismus, dessen innere Gesetze sich nicht ungestraft mißhandeln lassen; sie fordern Gehorsam und nehmen den Maler in eine harte Zucht. Die Freiheit der Landschaft aber ist unbegrenzt, wie die Natur unendlich. Es ist kaum möglich, eine Partie zu malen, die man sich nicht mit einigem guten Willen in der Schöpfung vorhanden denken kann, und darum bilden die Landschaften die seligen Gefilde der Männchen und Weibchen, die nur ihre Eitelkeit oder ihren Geschäftssinn mit Pinsel und Palette befriedigen. Hier athmen sie auf; hier wird ihr Menschenthum frei; hier ergehen sich lustwandelnd ihre „schönen" Gefühle, denn hier können sie auf unendlichen bunten Flächen nichts sagen, ohne sich zu blamiren. Es ist selbstverständlich, daß nicht alle Landschaften ihren erhabenen Zwecken gleich dienstbar sind. Mit besonderem Entzücken verlieren sie sich in die sogenannten „schönen" Gegenden, eben weil hier die Natur bereits ohne ihr Zuthun einen Stimmungswerth enthält. Eine Schweizerlandschaft, auch wenn sie in der süßlichsten und leersten Manier gemalt ist, bietet immer noch dem Auge einige Abwechslung in den Linien und dem Aufbau der Massen. Eine einfache Haidestrecke dagegen bringt leicht zum Gähnen, und so kommt es, daß die elenden Buntheiten, die für billiges Geld beim Möbelhändler zu haben sind und die Wände der landläufigen „guten Stuben" zieren, fast ausnahmslos Gebirgspartien sind. Ein einfaches Motiv darf von vornherein ein günstiges Vorurtheil erwecken, eben weil hier die Seele des Künstlers belebend wirken muß, wenn überhaupt etwas herauskommen soll. Die belebende Seele des Künstlers macht erst die Landschaft zum Kunstwerk. Die „objektive" Natur interessirt uns nicht. Einmal angenommen, daß es möglich wäre, sie wiederzugeben, könnte eine solche Wiedergabe nicht Zweck der Kunst sein, da sie eben völlige Zwecklosigkeit bedeuten würde. Wenn man einen Mops naturgetreu malt, hat man zwar zwei Möpse, aber immer noch kein Kunstwerk. So oder ähnlich hat Goethe einmal gesagt und das Wort gehört zu den wenigen, die nach menschlichem Ermessen ewig wahr bleiben werden. Die Natur, um zu unseren Landschaften zurückzukehren, muß neu erschaffen werden, wenn sie in uns etwas erschaffen will; sie muß in Schwermuth oder in Ehrfurcht vor dem Erhabenen oder in einer anderen menschlichen Stimmung untertauchen, um, gereinigt von den Schlacken des Zufälligen und Kleinen, wieder als Kunstwerk, d. i. als ein Werk der menschlichen Seele ans Licht kommen zu können. Daher wirken die großen Landschaften der Kunst wie ein Klang; daher ergreifen sie die Seele mit einem Schlage; daher entwickeln sie sich vor dem Auge wie eine Anschauung, weil sie aus einer beherrschenden Stimmung heraus geboren wurden. Die Stimmung ist das geistige Band, das die Flüsse, Bäume und Wege zu einem Ganzen, zu einem Bilde verbindet; sie ist das große „Werde!", das aus dem Chaos die Welt schafft. Ohne Stimmung entsteht keine Landschaft, aber wo sie lebt und webt, da wird auch die Unendlichkeit der Natur, die den Dilettanten unerwünschte Dienste leistete, zu einer unerschöpflichen Quelle des Reichthums für den Künstler. In der Landschaft sind seinem Innern alle Stimmen gelöst. So mächtig und gebietend, so düster und romantisch, so heiter und jauchzend, so phantastisch und seltsam ist keine seiner Empfindungen, daß die unendliche Natur sie nicht durch irgend eine Anschauung zum kraftvollen Ausdruck bringen könnte. Und ihr Ton wird zudem reiner und stärker sein, als in irgend einem anderen Genre. Während der Maler sonst „Bismarck" oder „Die Kreuzigung Christi" oder etwas Anderes sagt, sagt er in der Landschaft „Ich". Weder ein Vorgang noch sonst etwas Fremdes tritt zwischen ihn und uns. Seine Seele hält unmittelbar Zwiesprach mit der Natur und wir hören ihr Kommen und Flüstern.

Der „schönen Gegend“ bedarf es nicht mehr. Auch das traurige Moor und die endlose Ebene geben dem Geiste starke und weitspannende Schwingen. Denn die Natur hat, um noch einmal Jean Paul zu zitiren, in der That das Große, daß sie nirgends klein ist.

Indeß: wir müssen die Kunst verlassen und in die Kunstausstellung gehen. Sie hat uns insofern eine Ueberraschung bereitet, als sie, was kein sterblicher Mensch für möglich gehalten hätte, noch schlechter ist als die letzte. Die Jury muß unter den eingesandten Kunstwerken barbarisch gehaust haben. Alles, was einen etwas freien Geist verrieth und nicht durch einen berühmten Namen gedeckt wurde, scheint erbarmungslos gewürgt zu sein. Einen Augenblick schien es, als ob die Künstler gegen das schmähliche Treiben rebelliren wollten. Allerlei kriegerische Notizen schwirrten durch die Spalten der Zeitungen, und von bedeutenden Männern wie Skarbina wurde erzählt, daß sie zum aufständischen Haufen übergegangen seien. Das ist nun längst vorbei. Die Zeitungen berichten geschäftsmäßig über den Handel am Lehrter Bahnhof und im Uebrigen ist die Situation so still, daß man die Wackelköpfe der Jury in ihren bequemen Lehnstühlen förmlich schnarchen hören kann. Wir müssen also, scheint es, auf ein freundliches Erdbeben oder ein anderes Naturereigniß warten, um so etwas wie eine Bewegung in der Berliner Kunst zu erleben. Von den Künstlern wenigstens kann sie nicht kommen. Ihre Geduld, die die Pferdekur der letzten Ausstellung nur mit einigen schwachen Zuckungen beantwortet hat, bildet ein Kapital, von dem die Herren Werner, Schumann, Graf Harrach u. s. w. bequem und fröhlich bis an ihr seliges Ende leben können. Entwöhnen wir uns also der Hoffnung — wir kommen damit dann gleich in die Stimmung, die man braucht, um einen Rundgang durch die Bildersäle zu machen. Um mehr als einen Rundgang mit einem gelegentlichen Verweilen bei einer Arbeit, die durch ihre Fehler oder Vorzüge interessant ist, kann es sich leider nicht handeln. Wer es unternehmen wollte, die Ausstellung im Einzelnen zu würdigen, müßte Hunderten und Aberhunderten von todtgeborenen Bildern den kritischen Leichenschein ausstellen. Und das wäre eine ebenso saure als fragwürdige Arbeit.

Im ersten Saale der großen Mittelflucht hat Ludwig Dettmann ein Bild ausgehängt, das er „Feierabend“ nennt. Er wollte die von Schweiß und Ruhe satte Stimmung malen, die sich an einem Sommerabend in die bescheidenen Gassen der Arbeit senkt. Es sind nicht die Gassen der Großstadt, die in ihrer Monotonie eine so finstere Sprache von dem Zuchthaus des Gegenwartsstaats reden; es sind die letzten Ausläufer etwa eines kleinen Vororts, die bereits freundnachbarlich mit der freien Natur zusammenwohnen. Vor den kleinen Häuschen liegen bunte Vorgärten und über den Zaun grüßen sich die Frauen. Diese Gärten, die den linken Theil des Vordergrunds füllen, sind recht fein behandelt. Eine hübsche Abendstimmung wispert aus den Büschen und das Auge wird in dem kleinen Bereich durch malerische Worte erquickt, die diskret vorgetragen sind. Hiermit aber reißt auch der Faden des Lobes ab. Die Landstraße ist ein angestrichenes Etwas, das Niemandem etwas zu sagen hat. Sie enthält so wenig frische Naturstimmung, daß man nicht einmal den Stoff bestimmen kann, aus dem sie besteht. Wenigstens ich wüßte nicht zu sagen, auf welchem Terrain ich mich befinde, wenn nicht der freie Ausblick im Hintergrund, der eine etwas magere, sandige Landschaft in abendlicher Sonnenbeleuchtung zeigt, einigen Aufschluß gewährte. Tröstlich ist dieser Aufschluß, abgesehen davon, daß seine Nothwendigkeit an sich schon einen Mangel darstellt, mir aber auch nicht. Die Abendstimmung ist sehr spärlich und etwas gequält ausgefallen, was um so

betrübender wirkt, als der Maler hier grelle, laute, lärmende Mittel zur Anwendung gebracht hat. Das Schlimmste aber, wodurch das Bild als Ganzes leider ungenießbar wird, ist die schlecht gezeichnete und überaus elend plazirte Figur eines Arbeiters im Vordergrund. Hier springt der Eindruck des Stümperhaften Einem geradezu vor die Brust. Man fühlt in jeder Linie die fatale Unsicherheit, mit der das Ganze gemacht ist. Der Mann lehnt sich an den Zaun und wagt sich doch nicht *fest* anzulehnen. Die Energie der Empfindung fehlte, als es gemalt wurde, und so kam ein unsicheres, muthverlassenes Wesen heraus, dessen ganze Erscheinung sich wie ein verlegenes „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich hier bin" ausnimmt. Der Mann hat mit dem Bilde und das Bild mit dem Manne nichts zu thun. Da hat der Belgier *Carpentier* seinen Hirtenbuben schon ganz anders breitbeinig und sicher in den fruchtbaren Sommerabend hineingestellt, wenn auch hier das Landschaftliche das Beste bleibt. Der wackere Junge, der hier voll Muth und Drang einen Rivalen vom benachbarten Felde zum Kampfe herbeiruft, ist ohne Zögern und Zaudern gemalt, was allerdings nicht zu ändern vermag, daß er trotzdem nicht ganz befriedigt. Der kleine Kerl ist mehr in den Vordergrund gerückt, als seine malerische Bedeutung verträgt. Er vermag nicht das weite, gesegnete Feld, das sich hinter ihm dehnte, zu überschatten, und bringt so ein Mißverhältniß in das Bild, das den Genuß zwar nicht aufhebt, aber zum Mindesten doch auch nicht befördert. Es ist mit den Figuren in einer Landschaft eben eine eigene Sache. Die Dilettanten meinen, es sei genug, wenn sie überhaupt vorhanden sind. Leute wie *Dettmann*, die mehr sind als Dilettanten und weniger als Künstler, wissen das zwar besser, haben aber nicht den inneren Fonds an Empfindung, der ihr theoretisches Wissen lebendig machen könnte. Wir haben, eben weil die diesjährige Ausstellung, soweit sie gut ist, im Zeichen der Landschaft steht, einiges Allgemeine über dieses Genre vorausgeschickt, um den skizzenhaften Einzelurtheilen einen Hintergrund zu geben. Wir dürfen jetzt darauf zurückgreifen, indem wir sagen, daß die Figur in den *einen* Klang der Landschaft energisch mit hineinklingen muß. Ihre Anwesenheit, ihre Stärke, ihre Stimmung muß eine kompositionelle Nothwendigkeit sein, die man nicht aufheben kann, ohne die gesammte Wirkung zu zerstören. Das Wort Nothwendigkeit mag Manchem hart und finster klingen; aber auch Heiterkeit und Grazie, wie leichtsinnig sie immer scheinen mögen, entfalten ihren Segen nur unter bestimmten Bedingungen, wie auch die Rose warten muß, bis ein junger Morgen sie wachküßt. Willkürliche Finger können sie nicht öffnen, ohne den Wuchs ihrer Schönheit zu morden. Wir haben uns am Ende im ersten Saale länger aufgehalten, als die Zeit gestattet. Wir wollen daher nur im Vorübergehen erwähnen, daß Herr *Anton v. Werner* im selben Raume zwei spottschlechte, gar nicht genug zu verachtende Bilder hängen hat. Daß dieser leere Barbar in dem Kunstleben Berlins eine gewisse Rolle spielen kann und konnte, ist eine der traurigsten Episoden unserer auch sonst an traurigen Episoden nicht armen Zeit. Uebrigens ist hier, wo wir von den ganz traurigen Krafterscheinungen sprechen, gleich der Ort, die „*Madonna*" zu erwähnen, mit der Herr *Schumann* lobesam die Ausstellung beglückt hat. Sie ist so geschniegelt und süß und widerlich bunt, daß die christlichen Prediger rebelliren müßten, wenn sie mehr Kunstverständniß hätten, als sie im Allgemeinen leider haben. Da ist *Gebhard*, der auch ein biblisches Bild geschickt hat, doch noch ein anderer Kerl, ein Mann im Vergleich zu einem pomadisirten Zierbengel. Aber eben weil er das ist, müssen wir heute mit seinem Namen schließen, um unsere nächste Wanderung in größerer Muße mit seinem Bilde beginnen zu können.

Zur neuen Militärvorlage.

Von Simon Katzenstein.

Was unverbesserliche Nörgler vor der Wahl vorausgesagt haben und wovon die ganze Sippe der Regierungsparteien und die Nationalen aller Sorte im ganzen Wahlkampf so merkwürdig schweigsam gewesen sind: die neue Militärvorlage, selbstverständlich eine neue gewaltige Ausdehnung des heiligen Militarismus und seiner Kostenlast, steht vor der Thüre. Die ersten offiziösen Andeutungen sprachen nur von der Formirung einiger neuen Armeekorps aus vorhandenen Truppentheilen und einigen Umgestaltungen im Artilleriewesen, heute hören wir schon von der Ergänzung der dreiundvierzig aus den seligen Halbbataillonen gebildeten Infanterieregimentern von zwei Bataillonen zu Vollregimentern und der Vermehrung der Eisenbahn- und Telegraphentruppen, und so beiläufig wird auch von einer „Nutzbarmachung des Bevölkerungszuwachses für die Zwecke der Landesvertheidigung" gesprochen. Was das bedeutet, werden die nächsten Monate zeigen: eine gewaltige Steigerung der Gut- und Blutsteuer, die heute schon so unerträglich schwer auf des Volkes Schultern lastet, eine mächtige Ausdehnung des militaristischen Systems, dessen Unverträglichkeit mit den Forderungen der Volksfreiheit und des Kulturfortschritts in immer weiteren Volkskreisen deutlich empfunden wird.

Welche Zukunft der neuen Vorlage bevorsteht, läßt sich ohne sonderliche Prophetengabe voraussagen. Das Zentrum ist ja in die Reihe der nationalen Parteien eingetreten. Und hat man dicht vor den Wahlen es gewagt, dem deutschen Volke die Marinemilliarde mit ihrer Aussicht auf Weltabenteuerpolitik und internationale Verwicklungen aller Art aufzuerlegen, so werden die wackeren Volksvertreter der neuen Parlamentsmehrheit, nun sie noch fünf lange Jahre des Vergessens bis zur nächsten Abrechnung vor sich haben, sicher kein Bedenken tragen, dem heutigen System, mit dem sie politisch und wirthschaftlich so eng verknüpft sind, auch den kleinen Liebesdienst der neuen Heeresbewilligungen zu erweisen. Und wenn die Regierung recht entgegenkommend sein will gegen die Rücksichtnahme der Parteien auf ihre Wählermassen und gegen die „oppositionellen" Gelüste einiger unentwegten Volksmänner vom Zentrum und der bürgerlichen Linken, dann wird sie als „Gegenleistung" einige Ornamente zufügen, die sie nichts kosten, wie die gesetzliche Festlegung der ohnehin nicht mehr rückgängig zu machenden zweijährigen Dienstzeit und anderes, wird vielleicht auch von vornherein etwas mehr verlangen, als sie selber haben will, um besagten Volksmännern das erhebende Bewußtsein, etwas weniger bewilligt zu haben, als die Regierung gefordert hat, unverkürzt zu gönnen. Eine kleine Klausel von der Deckung der Kosten durch Heranziehung der tragkräftigen Schultern oder was sonst schön aussieht, wird die Reichstagsmehrheit nicht minder hinzufügen: und eine neue ungeheure Belastung der Volksmassen ist fertig.

Was ist dagegen zu thun? Das Zentrum wird im neuen Reichstag noch mehr Regierungspartei und noch bewilligungsfreudiger sein, als es im alten gewesen ist. Dafür spricht die Wiederwahl des anläßlich der Caprivischen Militärvorlage bei Seite gelegten Grafen Ballestrem, der nun als Vertreter des reaktionärsten Zentrumsflügels neben dem glatten Hofprofessor und — lang, lang ist's her — ehemaligen Sozialreformer v. Hertling als Anwärter auf das Präsidium des Reichstags erscheint. Nicht minder leuchtet es hervor aus der Haltung des „demokratischen" Zentrumsmannes Schmidt-Mainz, der sich gar nachträglich noch zur Flottenpolitik bekehrt und in Militärfragen, wenn er „zweifelhaft" ist, den „Fachleuten" zu folgen versprochen hat, wie aus dem Stichwahlbündniß mit

den nationalen Parteien des alten Kartells hervorgeht. Und wenn es noch weiterer Stimmen bedürfte, so vergehen ja die liberalen Mannen der Rickertschen Kouleur vor brennender Sehnsucht, ihr nationales Herz durch Bewilligungseifer zu bekunden und so vielleicht doch noch einmal von den Landräthen in Hinterpommern als königstreue Partei angesehen zu werden. Kurz, über das parlamentarische Schicksal der neuen Vorlage wird leider ein Zweifel kaum möglich sein. Mindestens wird es unserer Partei nicht möglich sein, einen entscheidenden Einfluß gegen ihr Zustandekommen geltend zu machen.

Was darum thun? Sollen unsere Abgeordneten sich begnügen, im Plenum und in der Kommission die Unnöthigkeit und Unerträglichkeit der neuen Forderungen darzuthun — von dem Falle einer Verpflichtung zum Stillschweigen wegen „Staatsgeheimnisses“ darf hier wohl abgesehen werden —, immer aufs Neue zu beweisen, wie viel Tausend Millionen seit 1871 in Molochs Rachen gewandert sind, schließlich, wenn das alles angehört ist, die Bewilligung ruhig hinzunehmen und zum bleibenden Andenken an das Ereigniß eine Broschüre mit einer oder mehrerer Reichstagsreden zu verbreiten? Sie sollen es nicht.

Auf die militärische Aktion der herrschenden Klique muß die Gegenaktion des klassenbewußten Proletariats folgen. Der grenzenlosen Anmaßung des Militarismus halte man unsere alte, oft betonte und nie in Form eines praktisch brauchbaren Vorschlags zur Geltung gebrachte Forderung der Volkswehr entgegen.

Ich schlage daher vor, daß sofort nach der Einbringung der neuen Vorlage die sozialdemokratische Fraktion einen Gesetzentwurf einbringe mit der Forderung: Uebergang zur Volkswehr. Allmäliger Uebergang und als erste Maßregeln etwa diese: 1. Verkürzung der Dienstzeit auf ein Jahr. 2. Rekrutirung der Offiziere nach der Befähigung, ohne Rücksicht auf Rang, Vermögen, Konfession, „Standesehre“ und mit Berücksichtigung des Unteroffizierstandes. 3. Rückkehr zum alten Landwehrsystem für die ausgebildeten Mannschaften mit Wahl der Offiziere durch die Mannschaft. 4. Verpflichtung der Soldaten, einschließlich der Vorgesetzten bis zu den höchsten Spitzen, auf die Verfassung und die verfassungsmäßigen Volksrechte. 5. Völlige Fernhaltung der politischen und religiösen Parteifragen von der Armee als solcher, Beseitigung des Kirchenzwangs und der Militärverbote. 6. Eingreifende Reformen im militärischen Beschwerdewesen, Strafrecht und Strafprozeß. Anerkennung des Rechts der Nothwehr gegen Mißhandlungen durch Vorgesetzte. Beseitigung des besonderen Gerichtsstands für bürgerliche Vergehen. 7. Ersparnisse durch Beseitigung aller Prunk- und Luxusausgaben, Sinekuren, „standesgemäßen“ Aufwendungen und dergleichen. Die Forderung zu 1. schlösse die Beseitigung des Einjährigfreiwilligensystems, des Paradedrills, des Mißbrauchs der Soldaten zu Bedientenzwecken und dergleichen bereits in sich. Eventuell könnte dies besonders betont werden.

Daß unsere Militärs und ihre Offiziösen in der Presse diesen Vorschlägen, die mit den Erfahrungen der Gegenwart — Krieg um Kuba! — ebenso treffend zu begründen sind, wie mit zahllosen Lehren der Geschichte, mit einem forcirten Hohngelächter und theils ehrlicher, theils geheuchelter moralischer Entrüstung entgegentreten würden, versteht sich von selbst. Für sie bedeuten sie die Vernichtung ihres ganzen privilegirten, gesellschaftlich überflüssigen und volksschädlichen Daseins. Bedeuten sie doch die Umwandlung der Armee aus einem Werkzeug, das die herrschenden Klassen durch die Hand des Monarchen lenken und gelegentlich über die Leichen von Vater und Mutter hinwegtanzen lassen — Mailand! — in ein wirkliches Volksheer, brauchbar zur Landesvertheidigung und zu nichts weiter. Nicht zu Angriffskriegen, von denen das Volk nichts wissen

will. Nicht zur Niederhaltung eines „inneren Feindes", der nichts ist, als dieses Volk selbst in seinen kräftig nach vorwärts strebenden Elementen. Und nicht zur Anerziehung eines besonderen „militärischen Geistes" der blinden, charakterlosen Dressur, die durch das Mittel des Reserveoffizierthums und der Kriegervereine das ganze Leben in eine Wachtstube verwandelt.

Die allmälige Weiterbildung zur Volkswehr mit ihrer Ergänzung durch die Volksbewaffnung dürfte der Zeit und der Logik der Ereignisse überlassen werden. Ein bewaffnetes Volk wäre ein lebendes Bollwerk der Verfassungsrechte, die lebendige statt der papierenen Verfassung, der jeder grüne Junker heute die gelegentliche Beseitigung androht. Daß die Forderungen im heutigen Reichstag Aussicht auf Annahme oder gar demnächst auf Vollzug durch den „höchsten Kriegsherrn" hätten, ist natürlich ausgeschlossen. Es handelt sich um eine Demonstration zu agitatorischen Zwecken. Aber eine einfach ablehnende Haltung ohne Gegenaktion ist ja nach Lage der Verhältnisse nicht minder erfolglos. Und eine volksbewegende, erschütternde und erhebende Wirkung würde es nimmermehr ausüben, wollte die Sozialdemokratie sich begnügen, die rostige Klinge der bürgerlichen Militärkritikasterei, die der Freisinn auf dem Kampfplatz verloren hat, wieder aufzunehmen und gegen einen übermächtigen Gegner zu führen. Das herrschende System bekämpfen wir am besten, wenn wir den Schauplatz dorthin verlegen, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind: mitten ins arbeitende Volk. Und man täusche sich nicht. Derartige Forderungen, die, von einem neuen Geiste erfüllt, neue Grundlagen aufstellen, und die doch alle an das Bestehende anknüpfen, alle sofort durchführbar sind, wenn der gute Wille vorhanden ist, deren Erfüllung durch ihre Folgen der Nothwendigkeit einer guten körperlichen und geistigen Vorbildung, der Beseitigung der Standesvorrechte und des brutalen militärischen Dünkels für unser ganzes Kulturleben segensreich sein müßte: sie würden mächtig agitatorisch wirken, nicht blos in unseren Kreisen. Weite Schichten der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung, zumal in Süddeutschland mit dem Beispiel der Schweiz vor Augen, würden begeistert einer derartigen Aktion zustimmen. Und wie keine andere würde sie die Geister scheiden, würde Alle, die auch Volksfreunde, Freiheitsmänner, Sozialreformer und was immer sind, deutlich und klar hinwegscheuchen dorthin, wohin sie gehören: ins Lager der militärisch-absolutistischen Reaktion.

Unsere französischen Genossen sind uns mit ihrem Antrag in der Kammer auf allmälige Einführung der Volkswehr vorangegangen. Die militaristische Völkergeißel ist nur international zu beseitigen. Und zum gemeinsamen Vorantritt in diesem Kampfe sind die beiden stärksten Parteien der internationalen Sozialdemokratie, zugleich die der militaristisch am meisten verseuchten Länder, vor allen berufen, die deutsche und die französische.

Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Die Sozialdemokratie, die Mandatarin von Millionen des arbeitenden Volkes, der viele andere Hunderttausende, die nicht den Muth oder das Recht der Abstimmung haben, sehnsüchtig entgegenblicken, ist berufen, den offenen Kampf gegen den Militarismus, diese stärkste Vormauer des Kapitalismus, mit aller Schärfe und rücksichtsloser Entschiedenheit aufzunehmen und durchzuführen. Zeigen wir dem Volke unzweideutig und handgreiflich klar, was wir wollen und was der Feind will. Wir werden es durch die That der praktischen Forderungen weit besser aufklären und begeistern, als durch Millionen von Worten. Heute ist's noch agitatorisch — am Volke selbst liegt es, zu bestimmen, wann es Gesetz werden soll.

Heute demonstriren wir — morgen dekretiren wir! (Züricher Maifestspruch.)

Nochmals die Frage des Dirnenkaufs.

Auf die „M. M.“ gezeichneten Bemerkungen antworte ich Folgendes:

Selbst Mediziner, habe ich aus dem Munde verschiedener medizinischen Autoritäten gehört, daß gerade in Bezug auf geschlechtliche Befriedigung die Menschen grundverschieden geartet sind. Während die Einen monatelang den geschlechtlichen Verkehr entbehren können, ohne gesundheitlich irgendwie Schaden zu nehmen, fühlen sich Andere, wenn sie eine Enthaltung auch nur wochenlang fortsetzen, physisch und psychisch unwohl. Außerdem verweise ich nochmals auf den Artikel Platters in der „Neuen deutschen Rundschau“.

Ferner ist die Ansicht, daß nächtliche Pollutionen äquivalent einem geregelten Geschlechtsverkehr seien, sehr irrig. Erstens treten diese nicht regelmäßig auf und zweitens ist das etwa dieselbe Hilfe des Organismus, wie wenn er beim Darmverschluß die Speisen durch Erbrechen von sich giebt. Es ist die Pollutio nocturna höchstens eine ultima ratio, der noch außerdem die psychische Befriedigung fehlt.

In Bezug auf Masturbation halte ich M. M. für einen Optimisten. Ich kenne große Mediziner, die behaupten, jeder Mensch hat einmal in seinem Leben masturbirt und wer das nicht zugiebt, sagt die Unwahrheit. So weit gehe ich nicht; aber die Masturbation nur als Laster der vornehmen Stände hinzustellen, ist weit falscher. Allerdings masturbirt der Mann aus dem Volke meist nicht so lange, aber er hat auch eher und angenehmer mit seinesgleichen einen Geschlechtsverkehr möglich. Die öffentliche Prostitution, die aber sehr oft nur mit physischem Ekel aufgesucht wird, können sich die reicheren Stände gestatten. Als Schutz für Gymnasiasten und andere Jugend habe ich die Prostitution nicht empfohlen, aber eine hygienische Einrichtung ist sie doch. Nun schreibt M. M. wörtlich: „Wenn wir in der Kultur nicht weiter gekommen sind, als daß die geschlechtsreifen Personen auch alle Geschlechtsverkehr haben müssen, wenn unsere Beherrschung noch so mangelhaft ist, dann stehen wir ja noch ganz auf thierischer Stufe.“ Ich möchte gerade das Gegentheil behaupten. So müssen unsere sozialen Zustände werden, daß jeder geschlechtsreife Mensch, der irgend es wünscht — und das werden dann recht viele sein — in der Ehe anständig seine Geschlechtsbedürfnisse befriedigen kann. Denn dies Verlangen ist ein physiologisches Bedürfniß, genau so wie der Hunger, der Durst, nur oft noch stärker, und man könnte ebenso gut verlangen, daß ein Mensch hungere. Ja, noch weiter. Während Hunger und Durst den Menschen abspannen, regt ein unbefriedigter Geschlechtstrieb ihn immer auf, so daß er unter Umständen, wie das schon, wenn auch selten, beobachtet wurde, psychisch große Störungen erleiden kann. Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaften, und da soll man diesen so viel als möglich Rechnung tragen!

M. M. schrecken die Zahlen der geschlechtlichen Erkrankungen. Diese sind allerdings hoch. Aber nicht durch die Prostitution werden diese bedingt, sondern durch die noch viel zu mangelhafte Untersuchung und auch dadurch, daß notorisch kranke Männer doch mit Prostituirten verkehren und so die Ansteckungsquelle für viele Andere werden. Dies müßte als Körperverletzung bestraft werden.

Die Prostitution aufzuheben ist unter jetzigen Verhältnissen ein Nonsens, der Wunsch von Utopisten; die Ansteckungen würden sich dann aber sicherlich mehren (cfr. Tarnowsky, Prostitution und Abolitionismus).

In Bezug auf Angebot und Nachfrage macht M. M. ein falsches Rechenexempel. Nicht die Zahl der Prostituirten und der sie benützenden Männer kann man vergleichen, sondern höchstens die Zahl der Männer und wie oft sich die Dirnen prostituiren.

Außerdem hat M. M. die nichtkonzessionirten Dirnen, als da sind Verhältnisse, „Unter der Blume“ 2c, ganz außer Acht gelassen, und wie unrecht er darin that, möge nur Berlin beweisen:

Konzessionirte Dirnen	4000
Nichtkonzessionirte	20—30000

Angebot und Nachfrage halten sich wohl das Gleichgewicht. H. B.

Literarische Rundschau.

Dr. E. Heitz, **Neue Grundsätze der Volkswirthschaftslehre.** Für Gebildete aller Stände. Stuttgart 1897. Druck und Verlag von W. Kohlhammer. 340 S. 8°.

„Die regelmäßig wiederkehrenden Vorlesungen zwingen den Dozenten zur Fortarbeit in den Grundfragen seiner Wissenschaft", erzählt uns der Verfasser, der — soviel wir wissen — als Dozent an der landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim thätig ist. „Und dennoch", fährt er fort, „würde er bald nachlassen, wenn ihn nicht gelegentlich fremde Forschungen, sei es in einzelnen Punkten, sei es in der Gesammtanschauung, irre machten." Beim Dr. Heitz trifft das Letztere in hohem Maße zu, und dementsprechend haben wir nur selten Gelegenheit gehabt, ein naiveres Zeug zu lesen als das, was der Verfasser in seinen für Gebildete aller Stände bestimmten Grundzügen gesammelt hat.

Schon in den einleitenden Worten über die Gründe wechselnder wirthschaftlicher Verhältnisse belehrt uns Dr. Heitz darüber, daß zwischen jenen Veränderungen und der längst nachgewiesenen Thatsache der sich ewig gleich bleibenden Natur des Menschen ein Widerspruch liegt. „Unverrückbar gleiche Gesetze haben unser Denken bestimmt, Liebe und Haß, Noth und Verlangen, sie bilden seit der grauen Vorzeit die Haupttriebfedern des menschlichen Handelns, und unverändert gilt es, den stets in gleicher Art und Menge wiederkehrenden Bedürfnissen Genüge zu leisten." Und auf S. 10 lesen wir folgende Offenbarungen: „So hoch indessen die Oikenwirthschaft in manchen Dingen über der Stammwirthschaft steht, sie ist nie von Dauer, weil es ihr an sittlicher Kraft fehlt. Statt zu versöhnen, spaltet sie die Bevölkerung. Um dem Einen ein reines, von der schnöden Welt der Realitäten ungestörtes Kulturleben und Streben zu verschaffen, schlägt sie den Anderen in Ketten, verurtheilt ihn zu einem freudlosen Dasein."

Wir lassen die Richtigkeit der Auffassung, daß der Mangel an sittlicher Kraft die Ursache des Verfalls der Oikenwirthschaft war, dahingestellt, möchten aber den Verfasser bei dieser Gelegenheit fragen, ob er denn gar nicht bemerkt, daß seine Begründung ebenso gut auf die kapitalistische Weltordnung, die er sonst so warm vertheidigt, angewandt werden kann? Ebenso kindisch wie die obigen Ausführungen sind die Betrachtungen des Verfassers über den Gegensatz zwischen Qualitäts- und Quantitätsvorstellung. „Nicht darum handelt es sich, ob wir den Diamanten essen oder zur Deckung unserer Blöße verwenden können, sonst wäre ja auch die Sprossenleiter und das Geld werthlos. Es giebt gottlob noch andere Dinge, wofür die Wirthschaft aufzukommen hat, nützliche und thörichte, ewige und vergängliche. Wer den ‚inneren Werth' beim Diamanten verneint, vergißt das Moment der Dauerhaftigkeit und Anderes mehr" (S. 36).

Auf Grund ebenso klarer und beweiskräftiger Beispiele sucht er dann auf S. 44 darzuthun, daß von einem Weltganzen und folglich auch von einer Weltwirthschaft im Sinne einer höher qualifizirten Wirthschaftsform nicht ernsthaft gesprochen werden kann. Auf S. 54 legt er uns endlich klar, daß der eine Umstand neu sei, „daß Keiner mehr seiner Klasse dauernd angehört, daß es vielmehr von ihm abhängt, wohin ihn das Schicksal treibt".

In einem ähnlich kindlichen Plauderton ist das ganze Buch gehalten. Um die Leser nicht zu ermüden, wollen wir daher zum Schlusse nur noch einige Worte über die vom Verfasser beantragten Reformvorschläge (daher der Name neue Grundzüge!!) hinzufügen. Auf S. 23 will der Verfasser statt des Begriffs „Gut" der Werthlehre die Vorstellung „Kraft" zur Unterlage geben. Auf S. 55 schreibt er: „Und nun brauchen wir nur eine kleine Korrektur vorzunehmen, wir sagen Selbstverantwortlichkeit statt Egoismus, und die Lehre von Adam Smith erscheint als eine wahre Prophetie einer neuen Wirthschaftsordnung" u. s. w. u. s. w.

Diese Zitate reichen aus, um die Frage zu beantworten, ob der Verfasser überhaupt ernst genommen werden kann. Wem dies nicht genügt, den möchten wir

auf folgende Ausführungen Heitz' hinweisen: „Auf der einen Seite eine maßlose Ueberschätzung des eigenen Könnens, wenn nicht gar des bloßen Besitzes, auf der anderen Seite, und zwar durch Sozialdemokraten mächtig verbreitet, der Herdengeist der unteren Klassen, der muthlose Verzicht auf die eigene Kraft, weil der Prozeß in der Besserung der Lage und Leistung nicht so rasch vor sich geht, als sie gehofft. Wer erkennt nicht, daß uns gerade von dieser Seite eine Gefahr droht, wer fühlte nicht, daß unsere ganze Kultur in Frage gestellt ist? . . . Fragt man aber nach den Institutionen, in welchen dieses organisirende Element am reinsten und deutlichsten enthalten ist, so treten uns vor Allem Eigenthum, Kredit und Geld entgegen. Von den geneigten Lesern sind vielleicht manche darüber erstaunt, diese Institutionen, über die selten mehr als bittere Klage laut wird, als die eigentlichen Pfeiler und Träger einer höheren Wirthschaft bezeichnet zu hören. Allein es dürfte den Zweiflern der Umstand auffallen, daß die Sozialisten — wohl mehr aus Instinkt als in klarer Erkenntniß der Dinge — gerade hier ihre Angriffspunkte gewählt haben. Sie haben materiellen Erfolg nicht gehabt, bis auf Spaltung in der Grundvorstellung: Entweder die herrschende Ordnung mitsammt jenen vielfach bedenklichen Einrichtungen, oder den Sozialstaat, dem es vergönnt sein soll, ohne derartige Fundirungen das ganze Gebäude gleichsam in freier Schwebe zu erhalten. — Es ist sehr bezeichnend, daß die Behauptung von der Existenzfähigkeit eines Staates, der keine Rechtsschranken kennt, so viele Gläubige finden konnte." Wäre das Heitzsche Buch einige Monate früher erschienen, so hätte sich Dr. Bosse die mit der Berufung des Herrn Reinhold zugezogene Blamage ersparen können. —is.

Notizen.

Das Proletariat in Deutschland. Den Angaben des „Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich"[1] zufolge wurden im Deutschen Reiche bei der Berufszählung vom 14. Juni 1895 circa 51770000 Personen ermittelt, darunter circa 27517000 Familienangehörige ohne Hauptberuf. Von den übrig bleibenden 24253000 Erwerbsthätigen entfielen auf die drei Haupterwerbsgruppen:

Berufsstellung	Landwirthschaft einschl. Gärtnerei, Fischerei und Thierzucht	Industrie einschl. Bergbau, Hütten- und Bauwesen	Handel und Verkehr
Selbständige Erwerbsthätige, leitende Beamte, Pächter, Erbpächter 2c. . . .	2 569 000	2 062 000	844 000
Wissenschaftlich, technisch od. kaufmännisch gebildetes Personal	96 000	264 000	262 000
Sonstige Gehilfen, Lehrlinge, Fabrik-, Lohn- und Tagearbeiter einschl. der Dienstboten für häusliche Zwecke[2] . .	6 003 000	6 276 000	1 517 000

Schon ein flüchtiger Blick in diese Uebersicht gestattet die interessante Schlußfolgerung, daß von circa 19893000 Personen, die sich als in der Landwirthschaft, Industrie, im Handel und Verkehr erwerbsthätig meldeten, nicht weniger als 13796000, d. h. circa 69 Prozent, der Gehilfen-, Fabrikarbeiter- und Dienstbotenklasse angehörten. Das Proletariat bildet also zwei Drittel der erwerbsthätigen

[1] „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich", Jahrgang 1897. Berlin 1897, Verlag von Puttkamer & Mühlbrecht.

[2] Nicht inbegriffen sind darunter circa 434000 Personen, die zwar häusliche Dienste oder Lohnarbeit wechselnder Art verrichteten, sich dabei aber nicht als zu einer bestimmten Erwerbsgruppe gehörend meldeten.

Bevölkerung. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, welch große Dimensionen dieser Differenzirungsprozeß in zahlreichen bedeutenden Gewerben bereits erreicht hat, mögen folgende Zahlenreihen angeführt werden. Von den in den links aufgeführten Berufsarten am 14. Juni 1895 erwerbsthätigen Personen gehörten an:

Berufsart	Den sogen. Selbständigen einschl. Geschäftsleitern 2c.	Dem wissenschaftlich, technisch 2c. gebildeten Personal	Der Gehilfen- und Lohnarbeiterklasse[1]
Erzgewinnung	558	3 170	70 745
Hüttenbetrieb	730	9 083	139 550
Braun- und Steinkohlenbergbau	656	10 789	314 602
Marmor-, Stein- und Schieferbrüche	4 230	1 592	65 104
Ziegelei- und Thonröhrenfabrikation	7 679	2 667	173 365
Fayence- und Porzellanfabrikation	1 761	1 402	41 166
Glashütten	558	1 604	32 830
Eisengießerei und Emaillirung	1 111	3 187	70 278
Schlosserei	24 668	2 530	268 502
Maschinen-, Werkzeug- 2c. Fabrikation	8 765	22 115	115 780
Spinnerei, Zwirnerei 2c.	7 161	6 997	157 295
Tuchmacherei	3 628	3 125	58 895
Bleicherei, Druckerei 2c.	3 000	1 766	41 717
Papier- und Pappefabrikation	2 243	4 624	64 162
Hoch-, Eisenbahn-, Weg- 2c. Bau	22 133	35 358	330 116
Buchdruckerei	5 686	3 589	66 219
Gewinnung von Kies und Sand	1 985	1 489	34 938
Schiffsbau	1 068	1 537	20 126
Chemische, pharmazeutische 2c. Präparate	2 341	4 625	29 462
	99 961	121 249	2 094 852

Bei der Auswahl der oben aufgeführten Berufsarten ließen wir uns von zwei Gesichtspunkten leiten. Zunächst wurden alle Berufe gewählt, in welchen mehr als 20000 Gehilfen und Arbeiter beschäftigt waren. Von diesen wurden dann wiederum solche ausgewählt, in welchen auf jeden sogenannten „Selbständigen" mindestens 10 Gehilfen und Arbeiter kamen.[1] Das Gesammtergebniß dieser Untersuchung läßt sich dahin zusammenfassen, daß von circa 5955000 Personen,[1] die sich bei der letzten Berufszählung als industrielle Gehilfen, Arbeiter 2c. meldeten, circa 2095000 Personen oder circa 35 Prozent in den genannten 19 Berufsarten beschäftigt waren. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Betriebe dieser Berufsarten, in welchen, wie aus den angeführten Zahlen leicht ersichtlich ist, der Großbetrieb überaus stark vertreten war, sehr oft mit zahlreichen anderen zu einem *einzigen* Betrieb verbunden werden. Dadurch würde natürlich die Zahl der auf einen „Selbständigen" entfallenden Arbeiter, besonders nach Ausscheidung der den Selbständigen zugezählten Geschäftsleiter, noch erheblich vergrößert werden. Z.

Wir werden ersucht, folgende **Anfrage an Leiter von Arbeiterbibliotheken** zu veröffentlichen. Der Unterzeichner dieser Anfrage ist uns persönlich unbekannt, er erklärt auf dem linken Flügel der Nationalsozialen zu stehen und keine Partei- oder Tendenzarbeit, sondern eine rein wissenschaftliche Feststellung des Thatbestandes im Auge zu haben. Die Anfrage lautet:

Für eine in wissenschaftlichem Interesse unternommene Untersuchung über die Entwicklung des Bildungsstandes und Bildungsinteresses der deutschen Industrie-

[1] Ohne Dienstboten.

arbeiter ist es von Wichtigkeit, an möglichst vielen vorwiegend oder ausschließlich von Arbeitern benutzten Bibliotheken festzustellen, wie sich das Interesse der Arbeiter auf die verschiedenen Wissenszweige vertheilt und welche Werke aus den verschiedenen Rubriken sich besonderer Beliebtheit erfreuen.

Da eine solche nach verschiedenen Seiten hin wichtige Untersuchung nur durch eine möglichst umfassende Enquete erfolgreich durchgeführt werden kann, ersuche ich alle Leiter von Arbeitervereins- und Gewerkschaftsbibliotheken, die bereit sind, einen ihnen zugehenden Fragebogen auszufüllen, mir gütigst ihre Adresse zukommen zu lassen. Ebenso sind mir sonstige die Sache betreffenden Hinweise und Mittheilungen sehr erwünscht. In der Hauptsache kommt es mir auf Beantwortung folgender Fragen an:[1]

1. Wie vertheilt sich die Zahl der vorhandenen Werke auf a) religiöse, antireligiöse, philosophische, naturwissenschaftliche, b) politische und volkswirthschaftliche, c) belletristische, d) geschichtliche und geographische Schriften, e) gewerbliche Fachliteratur?

2. Wie vertheilen sich die Entleihungen auf diese Rubriken?

3. Welches sind die am häufigsten entliehenen Werke aus den einzelnen Fächern? Wie oft wurden dieselben jährlich ausgegeben?

Gartz a. Oder, Juli 1898. Dr. ph. Pfannkuche.

Feuilleton.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Eine naturwissenschaftliche Umschau von Dr. Friedrich Knauer.

I.

Eine neuentdeckte Kraft. — Telegraphirtes Schauen. — Vom sechsten Sinn. — Die Bergkrankheit in neuer Deutung. — Merkwürdige Ringgänge.

Das Jahrhundert der größten Erfindungen, überreich an gewaltigen Leistungen der Naturwissenschaften, die die sozialen Verhältnisse gründlich geändert haben, geht zur Neige. An seinem Ausgang scheint es sich noch überbieten zu wollen. Eine interessante, folgewichtige Entdeckung drängt die andere, immer neue, überraschende Geistesfunken zucken in der Werkstätte des Physikers, des Chemikers auf, neue Perspektiven eröffnend, neue Arbeitsgebiete erschließend. Nur schwer ist es möglich, solch reichem Schaffen gegenüber den Ueberblick zu bewahren. Vieles davon hat Anspruch auf allgemeinstes Interesse und Verständniß. Deshalb dürfte die nachfolgende Rundschau, die aus der Reihe jüngster Forschungen mehr und minder Wichtiges herausgreift, den Lesern dieser Revue erwünscht kommen.

Beginnen wir mit zwei überraschenden Nachrichten, die ganz kürzlich die Runde machten und trotz des Unfertigen, Lückenhaften und Fraglichen, das ihnen anhaftet, tiefgehendes Interesse erregten.

In Lemberg will Rychnowski, ein praktischer Elektrotechniker, der sich schon seit Langem mit verschiedensten neuen Problemen der Physik beschäftigt, nach langen Untersuchungen eine neue Kraft entdeckt haben, die er „Elektroid" oder „elektrisches Fluidum" nennt und deren Wirkungen vielseitiger Art sein sollen. Das Fluidum läßt sich auf beliebige Objekte in die Ferne leiten; es bewirkt Lichterscheinungen; es bringt photochemische Wirkungen hervor; bringt man

[1] Cf. „Neue Zeit", 1894/95 I, S. 153, II, S. 814; 1895/96 I, S. 631.

z. B. eine Geißlersche Röhre in seine Nähe, so leuchtet diese in fluoreszirendem Lichte auf. Richtet man das Fluidum durch einen Kautschukschlauch auf einen Globus oder auf eine drehbare Glaskugel, so beginnen sie zu rotiren. Läßt man das Fluidum auf Sand strömen, so wird dieser wie ein Springbrunnen in die Höhe geschleudert. Wird Wasser in einem Trichter oben vom Fluidum bestrahlt, so entsteht im Wasser ein Wirbel, der dasselbe nach unten drängt. Fäulniß-erregende Bakterien werden durch das Fluidum vernichtet; Fleisch, vom Fluidum bestrahlt, trocknet ein und wird geruchlos. Die Magnetnadel wird bei Annäherung der mit dem Fluidum geladenen Glasbirne abgelenkt. Metalle und Glas werden durch das Fluidum elektrisch geladen. Bei der Annäherung des Fluidums entsteht ein säuselndes Geräusch und macht sich scharfer Ozongeruch bemerkbar. Wir haben es da mit einem Seitenstück zu den Röntgenschen Strahlen zu thun und sind neugierig auf die endgiltige Lösung dieses Geheimnisses.

* * *

Noch größeres Interesse erregte die Kunde von der Erfindung des Telektroskops, und wieder ist es ein Pole, Jan Szczepanik, dem diese Erfindung zu danken ist. In Zukunft soll man in der Lage sein, nicht nur in die Ferne zu schreiben — mit dem Telegraph, in die Ferne zu sprechen und zu hören — mit dem Telephon, sondern auch in die Ferne zu sehen — mit dem Telektroskop. Was bis heute über diese Erfindung in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, ist wohl nicht genügend, um über die Einrichtung und Anlage dieses Apparats klare Vorstellungen zu gewinnen. Aus begreiflichen Gründen hält der Erfinder mit den Details seiner Erfindung noch zurück. Wie das Telephon besteht auch das Telektroskop aus einem Aufgabe- und einem Abgabeapparat. In der Aufgabestation, die gewissermaßen das Bild in weiteste Fernen telegraphiren soll, wird das Bild gegen ein System von schmalen Spiegelstreifen reflektirt und durch diese in einzelne Lichtpunkte zerlegt. Hinter einer Oeffnung des Telektroskops befindet sich ein Glasprisma, in welchem die von den vibrirenden Spiegelstreifen allmälig reflektirten Lichtstrahlen zerlegt werden. Diese zerlegten und zerstreuten Strahlen werden auf einen rotirenden Ring aus Selen, dem von Berzelius 1817 entdeckten Metall, geleitet, durch den ein elektrischer Strom geführt ist. Ungleich starkes und ungleichfarbiges Licht ändern im Selen den Widerstand gegen den elektrischen Strom und so gelangen je nach der Farbe und Intensität der vom Glasprisma der Aufgabestation auf den Selenring ausgesandten Strahlen Ströme wechselnder Energie in die Ferne zu dem Abgabeapparat. Hier wird ein ebensolches Glasprisma wie in der Aufgabestation durch einen Elektromagnet in Schwingungen versetzt. Die Abgabestation zeigt alle die Einrichtungen des Aufgabeapparats in umgekehrter Reihenfolge. Intervallen einer Zehntelsekunde entsprechend treffen dieselben Strahlen, wie sie vom Prisma der Aufgabestation ausgegangen sind, das Prisma der Abgabestation; blitzschnell empfängt das vor der Oeffnung des Abgabeapparats befindliche Auge des Empfängers nacheinander die einzelnen Bilderpunkte und setzt sie zum Gesammtbild zusammen. Es ist klar, daß ein solcher Fernseher nicht blos dazu dienen kann, dem Publikum eines Theaters Bilder aus fernen Gegenden vor Augen zu führen, in Verbindung mit Phonographen entfernte Personen sprechend und handelnd auftreten zu lassen. Man wird an einem Orte geschriebene Briefe sofort an einem weit entfernten anderen Orte lesen können, man wird jederzeit die Identität einer Person feststellen können, man wird im Kriege die feindlichen Positionen in die Ferne sichtbar machen können. Unser ganzes heutiges Telegraphenwesen wird vom Grunde aus reformirt werden.

* * *

Es ist jetzt viel von einem sechsten Sinne die Rede. Die stereotype „Fünfzahl" der Sinne ist also in Frage gestellt. Eigentlich ist sie schon vor dreißig Jahren durch Leydigs Untersuchungen zu Falle gebracht worden, welche für die Fische die „Seitenlinien" als neuen Sinn nachwiesen. Es ist ja überhaupt fraglich, ob sich alle unsere sinnlichen Wahrnehmungen unter die Funktion der bekannten fünf Sinne subsummiren lassen. Wir bezeichnen als Sinnesorgane die von den Nervenzentren zu den Nervenendigungen in der Peripherie verlaufenden Gebilde, welche uns wie getreue Kundschafter und Berichterstatter die chemischen und physikalischen Veränderungen in unserer Umgebung kundthun. Mit den Geruchs- und Geschmacksorganen erkennen wir den Zustand gewisser flüssiger und gasförmiger Körper; durch das Gesicht werden uns gewisse Aetherschwingungen, die wir Licht nennen, zur Wahrnehmung gebracht; mit dem Gefühl erfahren wir von der Anwesenheit anderer Körper, der Beschaffenheit ihrer Oberfläche, ihrer Gestalt, ihrer Schwere, ihrem Umfang, ihrer Wärme; das Gehör vermittelt uns die Schwingungen der Körper, die wir Schall heißen. Aber kommen uns von der Außenwelt nicht noch viele andere Eindrücke, die in uns ganz spezifische Empfindungen wachrufen, die sich mit den eben angeführten nicht decken? Könnte man nicht von Sinnen des Durstes, des Hungers, des Ekels, des Wohlgefühls, des Schmerzes u. s. w. sprechen? Um einen solchen neuen, den statischen Sinn, der uns die Empfindungen der Drehung und der Beschleunigung vermittelt, handelt es sich nun, und es ist interessant zu hören, welche Organe diesem Sinne dienen und wie man auf deren Funktion gekommen ist.

Wir wollen zunächst an einigen Beispielen näher erklären, was man denn unter dem statischen Sinne zu verstehen habe. Wer hätte nicht oft schon die Gehversuche der Kinder beobachtend verfolgt? Nach wie viel Fehlversuchen lernt es das Kind erst, die Balance zu halten! Welche Uebung kostet es, auf dem glatten Tanzboden, auf der blanken Eisbahn sich sicher fortzubewegen, beim Schwimmen, Reiten, Turnen, Radfahren das richtige Gleichgewicht halten zu lernen! Wie rasch verliert der Schlafende, der Ohnmächtige, der Trunkene das Gleichgewicht!

Bei eingehender Betrachtung dieser Thatsachen tritt nun die Wahrnehmung zu Tage, daß sich sehr viele Taubstumme gegenüber den Stabilitätsgesetzen so ganz anders verhalten wie andere Menschen. Wir sind im Stande, uns im Dunkeln, bei geschlossenen Augen ganz gut zu orientiren. Unter Wasser tauchend werden wir immer wissen, in welcher Lage wir uns befinden. Viele Taubstumme sind aber selbst bei offenen Augen nicht im Stande, in einer geraden Linie durch das Zimmer zu gehen, sie werden im Dunkeln ängstlich, sie verlieren unter Wasser das Orientirungsgefühl, glauben in tiefstem Wasser zu stehen, während sie in ganz seichtem sich befinden. Und während uns normale Menschen, wenn wir von einem Thurme in die Tiefe blicken oder wenn wir uns auf einem schwankenden Schiffe befinden oder wenn wir uns rasch um unsere eigene Achse drehen, ja oft schon beim bloßen Rückwärtsfahren heftiger Schwindel, starkes Angstgefühl überkommt, scheinen sehr viele Taubstumme gegen jedes Schwindelgefühl gefeit. Dreht sich ein normaler Mensch auf den Fersen rasch um seine Achse und hält dann plötzlich inne, dann machen sich bei ihm ruckweise Augenbewegungen bemerkbar. Das kennen sehr viele Taubstumme nicht. Fahren wir im Eisenbahnwagen rasch dahin oder benützen wir ein Lift, so glauben wir beim Anhalten noch weiter zu fahren und zwar in der entgegengesetzten Richtung. Auch dieses Gefühl ist vielen Taubstummen fremd.

Nun haben die Sektionen verstorbener Taubstummer, die schon in früher Jugend durch Erkrankungen des inneren Ohres taubstumm geworden sind, gezeigt,

daß deren Bogengänge und Ohrsteine defekt waren. Das mußte zur Frage führen, ob denn wirklich alle die als Theile des Gehörorgans aufgefaßten Organe (Steigbügel, Hammer, Ambos, Schnecke, Vorhof, Bogengänge, Ohrsteine) dem Hören dienen. Und da ergaben denn die neuesten Forschungen des Physiologen Goltz, des Physikers Mach, des Chemikers Crum-Brown und Anderer, daß wohl die Hörnervenendigungen in der Schnecke im Dienste des Hörens stehen, daß aber die Bogengänge und die Ohrsteine oder Otolithen dem statischen Sinne dienen. Viele Versuche mit Thieren haben ergeben, daß diese der Bogengänge und Ohrsteine bedürfen, um sich im Gleichgewicht zu halten, um sich zu orientiren. Tauben, denen die Gehörgänge fehlen, vermögen nicht aufzufliegen, taumeln im Kreise. Fische, die, auf den Rücken gelegt, sich sofort umwenden und nie auf dem Rücken schwimmen, bleiben, wenn man ihnen die Otolithen nimmt, auf dem Rücken liegen. Nicht anders erklärt sich die mangelnde statische Sicherheit und das Fehlen des Orientirungsvermögens wie die Unempfindlichkeit gegen Schwindel bei vielen Taubstummen, deren Bogengänge und Ohrsteine stark verletzt sind.

Betrachten wir den Bau des inneren Ohres, so sehen wir das Ohrlabyrinth in seinem Vorhof nach hinten mit den Bogengängen, nach vorne mit der Schnecke in Verbindung. Die Bogengänge erscheinen als halbkreisförmige, nach den drei Dimensionen des Raumes gelagerte Kanäle; sie sind an ihren Ursprungsstellen in Ampullen erweitert und von einer flüssigen Endolymphe erfüllt, in welche feine, biegsame Härchen, die auf vielnervigen Zellen sitzen, hineinragen. Kommt nun der Körper ins Drehen, so geräth je nach der Richtung die Flüssigkeit des betreffenden Bogengangs in Bewegung, aber in Folge des Beharrungsgesetzes anfänglich hinter der Bewegung des Körpers zurückbleibend; dabei drückt sie auf die Härchen und biegt sie um. Im Labyrinthhofe wieder befinden sich bei den Säugethieren zwei, bei den anderen Wirbelthieren drei von einer Flüssigkeit erfüllte Säckchen, in welchen die gleichfalls nach den Dimensionen des Raumes angeordneten Gehörsteine schweben. Bei einer beschleunigten Bewegung üben diese Ohrsteine in Folge ihrer Schwere einen seitlichen Druck oder Zug aus, wodurch uns die Lage zur Senkrechten zum Bewußtsein gebracht wird. Kommt noch eine andere beschleunigte Bewegung, z. B. die der Flugkraft, hinzu, so veranlaßt dies eine Täuschung in Bezug auf die Richtung der Senkrechten. Hört die Bewegung des Körpers auf, so bleibt die Flüssigkeit der Bogengänge wieder in Folge des Trägheitsgesetzes noch eine Weile in Bewegung, die Härchen werden nach der anderen Seite verbogen und uns ersteht dadurch das Nachbild der Drehungsempfindung, der Drehschwindel.

* * *

Wie einerseits der Aufenthalt im Gebirge durch seinen Einfluß auf den ganzen Stoffwechsel von wohlthätiger Wirkung auf den Organismus begleitet ist, ergeben sich aber andererseits bei Aufenthalt in großen Höhen pathologische Erscheinungen, die man als Bergkrankheit zusammengefaßt hat. Man stand diesen Erscheinungen anfangs ziemlich rathlos gegenüber. Eine Zeit lang glaubte man die wesentliche Ursache derselben in der Verdünnung der Luft und damit Hand in Hand gehenden Sauerstoffspannung suchen zu sollen, mußte diese Annahme aber als irrig wieder fallen lassen und nach anderen ursächlichen Momenten suchen. Neueste Forschungen in dieser Richtung lassen die ganze Frage in neuem Lichte erscheinen. Piero Giacosa hat den Einfluß großer Höhen auf den Stoffwechsel an Hunden und Hühnern untersucht. Er brachte einen großen, langhaarigen Neufoundländer, der für Stoffwechselversuche gut abgerichtet war und dessen Nahrung aus 300 Gramm gewöhnlichem Brei von Fleischbrühe mit

20 Gramm trockenem Gekröse, mit etwas Salz in 2 Liter Wasser gekocht, bestand, auf den 2450 Meter hohen Lavez und vorübergehend auf die Grifettihütte (3600 Meter) und die Signalkuppe (4632 Meter). Es zeigte sich, daß der Aufenthalt in der Höhe die Aufspeicherung stickstoffhaltiger Stoffe begünstigte, indem er die Prozesse, welche diese Stoffe unter Bildung von Harnstoff zersetzen, verminderte. Ganz entgegengesetzt war das Ergebniß bei drei jungen Hähnen, die täglich ein Gemisch aus Reis, Getreide und Mais erhielten und in dieselbe Gebirgshöhe, vorübergehend auf den Monte Rosa, gebracht wurden. Bei diesen nahm die Menge des ausgeschiedenen Stickstoffs schnell zu, die des angesetzten ab, woran gewiß nicht die Aenderung im Luftdruck, sondern der Wärmemangel bei den empfindlicheren Hühnern Schuld trug.

H. Kronecker und A. Marti haben dann, gleichfalls an Thieren, festzustellen gesucht, welche Rolle die Reizung der Haut durch die scharfe, kalte Luft und die stärkere Belichtung in den Höhen spielt. Sie fanden, daß schwache Hautreize die Bildung von Blutkörperchen befördern, ohne in gleicher Weise die Bildung von Hämoglobin zu beeinflussen, daß intensive Hautreize die Zahl der rothen Blutkörperchen und in geringem Grade den Hämoglobingehalt des Blutes vermindern und daß die Dunkelheit die Zahl der rothen Blutkörperchen vermindert, dagegen dauernde, intensive Bestrahlung durch Sonnen- oder elektrisches Licht die Bildung rother Blutkörperchen und in geringem Grade auch die des Hämoglobins anregt.

Das sind Ergebnisse, die dazu angethan sind, die Frage des Einflusses der großen Höhen auf Menschen und Thiere und die Konsequenzen der Bergkrankheit richtiger zu beurtheilen, wobei jedoch zu erwägen ist, daß die Bergkrankheit ein stark individuelles Phänomen ist.

* * *

Einer anderen Frage, warum Menschen und Thiere zuweilen unbewußt im Kreise sich bewegen, hat man in jüngster Zeit eingehende Betrachtungen zu Theil werden lassen. Ueber dieses „Sichimkreisebewegen“ liegen zahlreiche Beobachtungen vor. Das Jagd- und Sportleben bietet deren am meisten und wohl Jeder, der einmal in fremder Gegend vom richtigen Wege abirrte, weiß davon zu erzählen. Der Tourist, den plötzlich Nebelwetter überrascht, der Skiläufer, der in einen Schneesturm geräth, der Ruderer, den die Dunkelheit ereilt, ehe er sein Ziel erreicht hat, sie bewegen sich sehr oft, geradeaus zu kommen vermeinend, statt vorwärts, im Kreise wieder zum Ausgangspunkt zurück. Von ihrer Herde verschlagene Thiere gelangen, mechanisch im Bogen gehend, wieder zur Herde zurück. Stößt der Jäger im Walde plötzlich auf eine ihre Jungen führende Auer- oder Birkhenne, da sucht die um ihre Küchlein besorgte Alte den Jäger von den Jungen abzubringen; unbeholfen und scheinbar leicht erreichbar flattert sie in gerader Richtung ab, während die Jungen nach allen Seiten zerstieben. Scheint dann die Gefahr vorbei, so kommt die Alte, die sich den Platz wohl gemerkt hat, direkt oder auf Umwegen wieder angeflogen; die Jungen aber kehren unbewußt im Bogen zurückeilend wieder zur Mutter. Jungvieh auf der Alm, durch ein Unwetter von der Herde versprengt, Pferde, auf einer weiten Schneefläche sich selbst überlassen, wandern, wie die Spuren zeigen, immer im Kreise herum. Hunde, die in fremder Gegend ihren Herrn verloren haben und nicht zu ihm zurückfinden, eilen im weiten Bogen wieder an die Stelle zurück, wo sie von ihrem Herrn abgekommen sind, und warten hier.

Je eiliger diese Bewegungen, je weniger äußere Wegmarken die Richtung beeinflussen, je weniger man seiner Sinne mächtig, desto deutlicher und reiner wird diese Kreisbewegung. Das blinde junge Hündchen, das man seiner Mutter

wegnimmt und dann in einiger Entfernung niederlegt, eilt nicht geraden Weges zur Mutter zurück, sondern dreht sich eine Weile im Kreise, ehe es zur Mutter zurückfindet. Hunde, die man unversehens ins Wasser wirft, bewegen sich eine Weile im Wirbel, ehe sie wieder ans Land schwimmen. Der Blinde, der rasch geradeaus gehen will, bewegt sich schon nach wenigen Schritten im Bogen und geht in so engerem Kreise, je rascher er geht. In tollem Laufe jagt der Fuchs, dem die Hunde auf der Ferse sind, der gehetzte Bär, der aufgescheuchte Hase dahin, ihren Verfolgern zu entkommen, und schlagen doch, ohne es zu wissen, den Kreisbogen ein, der sie wieder an die Ausgangsstelle zurückführt. Auf weiter, markenloser Ebene, auf der keine Wegspuren die Richtung geben, eilt der Radfahrer dahin; er glaubt, die gerade Richtung einzuhalten und kehrt doch unbewußt im großen Bogen zur Ausfahrtstelle zurück. Mit beiden Armen, wie er glaubt, ganz gleichmäßig rudernd, will der Rückwärtsrudernde geradeaus kommen und fährt doch im Bogen dahin. Im großen Kreise wohl eilt das Bienchen, das kilometerweit von seinem Heime abgeflogen ist, wieder nach Hause zurück. Und so sehr sich der Führer einer größeren Fußtruppe bemüht, die Schaar im geraden Marsche zu erhalten, sie schwenkt unbewußt nach der Seite ab. So schwärmt des Abends das leichtbeflügelte Volk der Motten und Schwärmer in tollem Reigen um das Licht unserer Studirlampe, so stürmt der Zugvogel, vom Grelllicht der Signallampen geblendet, im jähen Kreise um den Leuchtthurm, so umtanzt die Schaar der Wasserthiere die Glühlampe des Tauchers.

Diese und noch viele, viele andere Beispiele thun zur Genüge dar, wie mechanisch und unbewußt Menschen und Thiere im Moment flüchtiger Hast, blinder Furcht die Ringbahn einschlagen und, statt vorwärts zu kommen, in wirklichen Kreisen oder unregelmäßigen Bögen wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren. Wie erklärt sich nun dieser biologische Ring? Nicht anders als durch die Asymmetrie des Körpers und seiner Organe. Wohl heißt es, daß der Mensch, das Wirbelthier symmetrisch gebaute Wesen sind, deren rechte und linke Leibeshälfte ganz gleich seien. Das ist aber nicht wörtlich zu nehmen. Schon das Gewicht der Leber macht die rechte Körperhälfte gewichtiger. Die ungleiche Anwendung der einzelnen Körpertheile in den verschiedenen Berufszweigen, die ungleichmäßige Leibesübung machen einzelne Körpertheile der einen Körperseite durch Muskelhypertrophie muskulöser, massiger als die korrespondirenden Theile der anderen Seite. Auch die korrespondirenden Knochen beider Körperseiten, wie von G. Guldenberg an verschiedenen Säugethieren und Vögeln vorgenommene Messungen ergaben, zeigen Längendifferenzen bis zu mehreren Millimetern. Und auch das Nervensystem, die Sinnesorgane beider Seiten zeigen solche Asymmetrie. Van Biervliet hat an 110 Personen Untersuchungen über die Sensibilität beider Körperhälften angestellt und gefunden, daß von 100 Personen 78 Rechts-, 22 Linkshänder sind, 78 mit dem rechten Ohre besser hören, mit dem rechten Auge besser sehen als mit den entsprechenden Organen links, daß überhaupt die rechte Körperseite empfindlicher ist als die linke. Diese Asymmetrie des Leibes und der Sinnesorgane läßt es begreiflich erscheinen, daß Mensch und Thier, wenn sie dauernd oder vorübergehend die volle Herrschaft über ihre Sinne verlieren, mechanisch dem Uebergewicht der einen Körperhälfte folgen, wie ein von einem Ruderer zur Rechten und einem zur Linken geführtes Boot nach jener Richtung abschwenken wird, die von dem kräftigeren Ruderer beeinflußt erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 47. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Bismarck und das historische Urtheil.

✗ Berlin, 10. August 1898.

In den zehn Tagen, die seit Bismarcks Tode verflossen sind, haben unzählige Aufsätze sich historisch mit dem todten Manne abzufinden gesucht. Die meisten davon und geradezu alle, die in der bürgerlichen Presse das Licht der Welt erblickt haben, waren mehr oder minder kritiklose Ueberschwänglichkeiten, die der Tag verschlungen hat, wie sie der Tag gebar. Anders steht es mit dem Urtheil der sozialdemokratischen Presse, die sich redlich abgemüht hat, festzustellen, worin die historische Bedeutung Bismarcks bestanden habe. Dabei ist dann eine mannigfach schattirte Auffassung herausgekommen, von dem drastischen mortuum flagellave des „Hamburger Echo“ bis zu einer gewissen Annäherung an die bürgerlichen Ueberschwänglichkeiten, unter Berufung auf das sine ira et studio des Tazitus, dessen eigenthümliche Bedeutung als Geschichtschreiber beiläufig darin besteht, daß er niemals ohne, sondern immer mit Eifer und Zorn geurtheilt hat.

Zum Theile beruht diese Verschiedenheit der Auffassung auf Unterschieden des Temperaments, über die sich nicht rechten läßt. Wenn wir es mit dem mortuum flagellave des Hamburger Parteiblatts halten, wenn wir nicht wissen, wo wir gefühlvolle Anwandlungen beziehen sollen am Grabe eines Mannes, der sich bis in die Schatten des Todes hinein an der wollüstigen Henkersphantasie berauschte, das klassenbewußte Proletariat niederzukartätschen, so mag das an einem beklagenswerthen Mangel menschlichen Edelmuths liegen, der uns mehr veranlassen sollte, im stillen Kämmerlein zu trauern, als über feinere und weichere Naturen abzusprechen. Insoweit darf dem persönlichen Temperament aller mögliche Spielraum eingeräumt werden. Aber eine gewisse Grenze muß hier doch auch innegehalten werden: das persönliche Temperament läßt sich nicht einfach mit dem historischen Urtheil verwechseln. Und es fordert unseres Erachtens entschiedenen Protest heraus, wenn dies Parteiblatt den todten Bismarck einen „revolutionären Geist“ nennt oder jenes Parteiblatt meint, erst nach Jahrzehnten werde ein historisches Urtheil über Bismarck möglich sein, bis dahin schwanke sein Charakter in der Geschichte, von der Parteien Gunst und Haß ver-

wirrt, wobei denn auch noch die materialistische Geschichtsauffassung in jener mißverständlich verwaschenen Anwendung herhalten muß, die den Einzelnen von jeder historischen Verantwortung auf Kosten der allgemeinen Zustände entlasten möchte.

In seinen bestimmenden Grundzügen steht das historische Urtheil über Bismarck heute so fest, wie es nach hundert oder fünfhundert Jahren nur immer feststehen mag, wenigstens für denjenigen, der sich auf dem Boden wissenschaftlicher, die historische Entwicklung nach dem immanenten Spiel ihrer Kräfte beurtheilenden Auffassung bewegt. Wer freilich noch an das Märchen der großen Männer glaubt, die aus den Wolken schneien, um bald fördernd, bald hemmend in die menschliche Entwicklung einzugreifen, mag nicht wissen, was es mit dem historischen Bismarck auf sich hat, aber der würde es, falls er so lange leben könnte, nach hundert oder fünfhundert Jahren auch noch nicht wissen. Die historische Rolle, die Bismarck gespielt hat, war durch die Klassenkämpfe bestimmt, in denen er lebte und wirkte, und die Klassenkämpfe in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegen so durchsichtig und klar vor, daß wirklich nicht abzusehen ist, auf welche Offenbarungen noch gewartet werden soll, um das historische Urtheil über Bismarck zu finden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert waren Fürsten- und Junkerthum die herrschenden Klassen in Deutschland. Das Bürgerthum entwickelte sich unendlich viel langsamer als in England und Frankreich, und sobald es kräftig genug war, um den Tanz mit seinen Unterdrückern zu beginnen, saß ihm schon sein historischer Erbe, das Proletariat, im Nacken. Lieber wollte es mit den Fürsten und Junkern kompromittiren, als mit den Arbeitern gemeinsam die absolutistisch-feudale Wirthschaft stürzen. Aber die Fürsten und Junker fürchteten die Bourgeoisie nicht weniger, als die Bourgeoisie das Proletariat fürchtete; ihnen begreiflich zu machen, daß sie immer noch am klügsten daran thäten, mit der Bourgeoisie auf Kosten des Proletariats zu paktiren, war Bismarcks historischer Beruf. Hätte die deutsche Bourgeoisie im Jahre 1848 ihre historische Aufgabe so gründlich erfüllt, wie die französische Bourgeoisie im Jahre 1789 und die englische Bourgeoisie noch hundert Jahre früher, so wäre Bismarck sein Lebtag nicht über die Rolle des barock-geistreichen Spaßmachers hinausgekommen, die er auf dem Vereinigten Landtag von 1847 spielte.

Er war damals ein halb bankerotter Junker mit sehr gutem und sehr hungrigem Magen, mit vielem Talente für Geschäfte, energisch, rücksichtslos, aber noch feudal vom Scheitel bis zur Sohle, wie männiglich sich aus seinen damaligen Briefen und Reden unterrichten kann, eine überragende Erscheinung höchstens in dem engen Kreise des märkischen Junkerthums. Er nahm willig den anrüchigen Posten des preußischen Gesandten am wiederhergestellten Bundestage an; erst in dem reichen Schachermarkte Frankfurt schmarutzte er seine Lehrjahre durch, lernte er, daß gute Geschäfte nur mit der Bourgeoisie zu machen seien; die würdevolle Grazie, womit heute die Frankfurter Börsendemokratie vor seinem Sarge „grüßend den Degen senkt“, hat bei aller unwiderstehlichen Komik doch ihren triftigen Sinn. Auch war Frankfurt eine gute Warte, um zu studiren, *wie* sich gute Geschäfte mit der Bourgeoisie machen ließen. Bismarck wandte sich von der bankerotten Staatskunst der Habsburger ab und dem Wundermanne an der Seine zu, der die politischen Ansprüche der Bourgeoisie niederzuhalten und doch ihre materiellen Produktivkräfte zu entfalten verstand. Der preußische Junker wurde ein Schüler Bonapartes und ist es all sein Lebtag geblieben, plumper und geistloser noch, aber eben deshalb auch erfolgreicher als sein Lehrer. Bonaparte war viel zu tief in den Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und

Proletariat eingeweiht, um nicht bei all seinen Schwarzkünsteleien von des Gedankens Blässe angekränkelt zu werden; Bismarck war altmärkisch-junkerlicher Naturbursche genug, um sich einzubilden, daß er leicht die Bourgeoisie prellen könne und noch leichter das Proletariat. Deshalb ging er entschlossener und thatkräftiger vor, als sein Vorbild, natürlich nur so lange es überhaupt ging.

Vorläufig fand er mit seinem fröhlichen Selbstvertrauen weder bei den Fürsten und Junkern, noch bei der Bourgeoisie wohlwollendes Gehör. Erst als sich die streitenden Theile in dem preußischen Verfassungskonflikte so verheddert hatten, daß Keiner von Beiden mehr ein noch aus wußte, als weder der König einen Staatsstreich noch die Fortschrittspartei eine Revolution wagen wollte, schlug Bismarcks Stunde. Die neun Jahre von 1862 bis 1871 sind seine eigentlich historische Zeit. Damals hat er viel geleistet, nicht als schöpferischer Geist, der über den Dingen waltete, nicht als Staatsmann, der die historischen Triebkräfte zu erkennen und dadurch zu beherrschen verstand, aber als geschickter Diplomat, der die längst zur historischen Nothwendigkeit gewordene Einheit soweit zurechtflickte, wie sie den Interessen der herrschenden Klassen entsprach. Daß er dabei mit den althergebrachten Mitteln der Diplomatie arbeiten mußte, verstand sich am Rande; es ist ebenso ungerecht, ihm aus der Fälschung der Emser Depesche und dergleichen mehr ein persönliches Verbrechen zu machen, wie es ungerecht ist, zu sagen, daß er in revolutionärem Entschlusse den nationalen Drang nach Einheit befriedigt habe. Das hat er nicht gethan und auch niemals thun wollen. Was er leisten konnte und was er nicht leisten konnte, spiegelt sich vielleicht am treffendsten in dem Worte, das er den liberal-demokratischen Einheitspolitikern so oft zugerufen hat: Ihr wollt ja dasselbe wie ich, aber ihr wollt es immer so, wie es nicht geht. Der bürgerlich-moderne Kulturstaat, wie er in England und Frankreich besteht, lag so ganz außerhalb seines Gesichtskreises, daß er ihn einfach für unmöglich erklärte. Und freilich war es sein historisches Glück, daß es der Unfähigkeit der deutschen Bourgeoisie unmöglich war, ihren Beruf zu erfüllen und einen solchen Staat herzustellen.

Sein historisches Unglück aber war, für die selbstischen Herrschaftszwecke der unterdrückenden Klassen Geister wachgerufen zu haben, die er nicht bändigen konnte. Die Dinge wuchsen ihm über den Kopf, als er der historischen Entwicklung, die er selbst in gewissem Sinne und bis zu einer gewissen Grenze gefördert hatte, ein gebieterisches Halt zurufen wollte. Seit dem Frühjahr 1871 hat er wesentlich nur Unfug getrieben, ganz ähnlich wie die beiden anderen Nationalhelden des deutschen Philisters, wie Luther und der alte Fritz, in ihren letzten Jahrzehnten. In dem erstarkenden Klassenbewußtsein des Proletariats stieß dann Bismarck auf eine für ihn unüberwindliche Macht; je heftiger er dagegen anrannte, um so mehr zerbrach er sich den Kopf, bis ihm die Sozialdemokratie triumphirend den Fuß in den Nacken setzte. Ein „revolutionärer Geist“ ist er nie gewesen; will man ihn einen Revolutionär nennen, so war er ein Revolutionär wider Willen, der durch seine ungewöhnlich beschränkte und verblendete Arbeiterpolitik die revolutionäre Arbeiterbewegung mächtig gefördert hat. Und nun gar den Mann, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu sagen pflegte, das klassenbewußte Proletariat trachte nach dem Schlüssel des Geldschranks und müsse mit Kartätschen zusammengeschmissen werden, einen „Staatsmann“ nennen, heißt den denkbar gröbsten Mißbrauch mit diesem viel mißbrauchten Worte treiben.

Da Bismarck ein Diplomat der alten Schule war, die am liebsten hinter den Koulissen machenschaftete, so ist es nicht nur möglich oder wahrscheinlich, sondern sogar gewiß, daß noch viele Enthüllungen über seine einzelnen Hand-

lungen ans Tageslicht kommen werden, wie solche Enthüllungen namentlich seit seiner Entlassung schon vielfach aufgetaucht sind. Und selbstverständlich kann dadurch das historische Urtheil über ihn im Einzelnen modifizirt werden. Aber vollständig unmöglich ist ein Umsturz dieses Urtheils in seinen bestimmenden Grundzügen. Es mag durch neue Enthüllungen festgestellt werden, daß Bismarck bei dieser oder jener Gelegenheit etwas geschickter oder moralischer gehandelt hat, als bisher angenommen wurde, obgleich bei den bisherigen Enthüllungen seine Geschicklichkeit und Moralität gewöhnlich tiefer als vordem in die Brüche gekommen sind. Jedoch schlechterdings durch keine Enthüllung mehr wird die Thatsache aus der Welt geschafft werden, daß Bismarck ein Diplomat der alten Schule war, dem die Rückständigkeit der deutschen Zustände vor mehr als einem Menschenalter einen tiefgreifenden Einfluß auf die deutsche Entwicklung gestattete, aber dem seit zwanzig Jahren die Sozialdemokratie in einem opferreichen Kriege sein eigensüchtiges und die Interessen der deutschen Nation schwer schädigendes Handwerk immer gründlicher und nachdrücklicher gelegt hat.

Wir verstehen recht gut, wenn die herrschenden Klassen um ihren „Heros" jammern, dessengleichen sie nimmer wieder sehen werden; weniger verständlich ist, daß in einzelnen Arbeiterblättern, sei es auch gewiß ohne böse Absicht, ein durchaus klarer und für die Arbeiterklasse überaus ehrenvoller Thatbestand durch die triviale Redewendung verdunkelt wird, ein historisches Urtheil über Bismarck lasse sich erst in ferner Zukunft fällen.

Die unehelichen Kinder in der Schule.

Von Gust. Schönfeldt.

Als allgemein bekannt darf wohl die physische Verwahrlosung und damit im Zusammenhang stehend die hohe Kindersterblichkeit der unehelich Geborenen vorausgesetzt werden. Nur kurz werden daher folgende Zahlen zur Bestätigung mitgetheilt:

Von je 100 überhaupt geborenen unehelichen (bezw. ehelichen) Kindern starben bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres im Durchschnitt der Jahre 1875 bis 1882

in Königsberg	55,32 (bezw. 27,41)	in Magdeburg	47,80 (bezw. 28,29)
" Berlin	50,26 (bezw. 29,67)	" Frankfurt a. M.	36,97 (bezw. 20,04)
" Breslau	48,91 (bezw. 31,06)	" Köln	32,85 (bezw. 26,24)[1]

1890 starben von allen Geborenen in:

	Eheliche	Uneheliche		Eheliche	Uneheliche
Leipzig (Stadt)	23,85 Proz.	32,73 Proz.	Köln	25,98 Proz.	41,10 Proz.
Dresden	24,15 "	24,55 "	Königsberg	29,79 "	49,41 "
München	31,77 "	34,70 "	Magdeburg	23,73 "	40,80 "
Halle	23,88 "	25,29 "	Berlin	25,32 "	44,82 "
Hannover	20,00 "	22,68 "	Frankfurt a. M.	16,62 "	34,08 "
Breslau	27,77 "	42,31 "			

(Eine Zusammenstellung bei H. Neumann in „Conrads Jahrbücher", Jahrgang 1894, S. 530.)

In Berlin starben innerhalb des ersten Lebensjahres von 1000 überhaupt lebend geborenen

[1] Nach v. Fircks, „Zeit der Geburten und Sterblichkeit der Kinder" („Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus", Jahrgang 1885).

	Ehelichen	Unehelichen		Ehelichen	Unehelichen
in den Jahren 1816—20	206	365	in den Jahren 1851—60	204	355
" " " 1821—30	198	376	" " " 1861—70	251	435
" " " 1831—40	201	362	" " " 1871—80	280	487
" " " 1841—50	197	344	" " " 1881—90	299	523 [1]

In Hamburg starben im Durchschnitt des Jahrzehnts 1880 bis 1889 von je 1000 das betreffende Alter erreichenden Kindern:

	Eheliche	Uneheliche
Bis zum ersten Lebensjahr	220,61	461,70
Vom ersten bis zweiten Lebensjahr . .	79,82	104,88 [2]

Auch unter einer großen sittlichen Verwahrlosung scheinen die unehelich Geborenen generell zu leiden. Leider ermöglicht die deutsche Kriminalstatistik eine Vergleichung der Kriminalität Ehelicher und Unehelicher nicht; auch ist meines Wissens nur wenig Material für die Zwangserziehungsanstalten vorhanden, das eine Vergleichung ermöglichte. Um so dankenswerther sind die Untersuchungen, welche der Privatdozent Dr. H. Neumann-Berlin über die Verwahrlosung und Kriminalität der jungen Berliner unehelicher Abkunft in Erziehungsanstalten Berlins und auf Grund der militärischen Aushebungslisten angestellt hat;[3] seine Untersuchungen ergeben die große Wahrscheinlichkeit einer allgemein ungünstigen ethischen Entwicklung der Unehelichen.

Nach seinen Mittheilungen waren im Jahre 1882 unter 150 an die Stadt Berlin zur Zwangserziehung überwiesenen Knaben 25 Prozent unehelich gewesen. Während der Jahre 1888 bis 1893 waren in dem städtischen Erziehungshaus für verwahrloste Knaben unter den 590 Neuaufgenommenen 17,6 Prozent unehelich. In einer anderen Anstalt befanden sich Ende 1893 unter 147 Kindern 40 uneheliche, und in der Erziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen waren in den Jahren 1890 bis 1893 von 56 Mädchen 18 uneheliche. Diese Zahlen erhalten die rechte Beleuchtung, wenn wir die Geburtsjahre der erzogenen Kinder auf ihre relative Häufigkeit der ehelichen und unehelichen Geburten hin ansehen.

1870 bis 1879 betrug der Prozentsatz der unehelichen Geburten in Berlin 13,54, 1880 14,94. Dazu kommt, daß sich die Verhältnißzahl der Geburten durch Tod, Fortzug und Legitimirung der unehelichen Kinder noch um ein Erhebliches reduzirt. Nach Boeckhs Berechnung[4] vermindert sich die Zahl der unehelich geborenen Kinder nach fünf Jahren um mehr als vier Fünftel.

Die militärischen Listen weisen Neumann ein noch traurigeres Bild sittlicher Verkommenheit Unehelicher. Es wurden hiernach von 1444 im Alter von

---

[1] H. Neumann, „Die unehelichen Kinder in Berlin und ihr Schutz" („Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik", herausgegeben von Dr. J. Conrad. 1894. S. 549).

[2] „Statistisches Handbuch des Hamburgischen Staates." Hamburg 1891.

Ferner seien hier die Zahlen wiederholt, welche Dr. Rosenfeld in seiner Arbeit: „Wie steht es um die Kinder der Armen?" („Neue Zeit", Jahrgang 1896/97, Nr. 19, S. 584) giebt. Im ersten Lebensjahr starben in

	Knaben		Mädchen	
	Eheliche	Uneheliche	Eheliche	Uneheliche
Oesterreich	25,8	31,4	21,7	28,8
Italien	19,6	26,4	17,6	26,2
Frankreich	16,8	30,3	14,0	26,7
Schweden	10,0	16,9	8,5	13,3

[3] „Conrads Jahrbücher", LXII, S. 513 ff.; LXIII, S. 536 ff.

[4] „Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin", Jahrgang 1891, S. 45.

12 bis 22 Jahren stehenden Ehelichen 200, von 850 gleichalterigen Unehelichen 199 bestraft und zwar

Wegen Vergehen und Verbrechen:	Eheliche . . .	138	=	9,60	Prozent
	Uneheliche . .	166	=	19,50	"
Wegen Uebertretung:	Eheliche . . .	62	=	4,29	"
	Uneheliche . .	33	=	3,90	"

Die Unehelichen hatten ein viel längeres Strafregister; sie waren 521 mal bestraft, also jeder Bestrafte durchschnittlich 2,62 mal, während die Ehelichen 354 mal verurtheilt waren, also im Durchschnitt 1,77 mal. Schon mit Beginn der Strafmündigkeit befanden sich verhältnißmäßig mehr Uneheliche als Eheliche vor den Gerichtsschranken, im Alter von 12 bis 14 Jahren waren von den Unehelichen 2,4 Prozent, von den Ehelichen nur 1 Prozent verurtheilt.

Wie es um die erwachsenen unehelichen Mädchen steht, ersieht man u. A., wenn bei den Prostituirten Nachfrage gehalten wird. Aus der Prostitutionsliteratur ist bekannt, daß die Unehelichen unverhältnißmäßig stark unter ihnen vertreten sind. So theilt Lippert 1848 für Hamburg mit:[1] „Die Mehrzahl unserer (öffentlichen) Mädchen besteht aus unehelichen Kindern, also aus Geschöpfen, die — das Produkt ungeregelter Sinnlichkeit — in dem sie erzeugenden Element verharren." Für Berlin fand Huppé 1870, daß, während das Verhältniß der Ehelichen zu den Unehelichgeborenen im Allgemeinen wie 5 : 1 war, eine unter den Prostituirten vorhandene Uneheliche im Allgemeinen auf sieben Eheliche kam. H. Schwabe[2] berechnet für 1872/73, daß, wenn in Berlin unter 100 Geburten 14,31 uneheliche seien, unter 100 Prostituirten sich 15,7 uneheliche befänden. Berücksichtigt man die schnelle Abnahme der Unehelichen mit zunehmendem Alter, so ist hieraus wohl zu folgern, daß die Unehelichen unverhältnißmäßig häufig der Prostitution verfallen. Auch eine bedeutende Kriminalität der weiblichen Unehelichen ist zu vermuthen. Nach der preußischen Zuchthausstatistik verhalten sie sich ihrer Zahl nach zu den ehelichen wie 1 : 9 (Randbemerkung Neumanns, Band LXIII, S. 549).

Ueber die Verwahrlosung der unehelich Geborenen mögen schließlich noch einige Zahlen reden. Sie betreffen das Großherzogthum Baden[3] und thun, worauf es hier nur ankommt, ebenfalls eine erheblich stärkere Vertretung der Unehelichen als der Ehelichen unter den verwahrlosten Kindern dar. In Prozent der Gesammtzahl waren Uneheliche der Zwangserziehung überwiesen:

1887	18,0	1891	15,3
1888	16,7	1892	15,2
1889	16,6	1893	14,0
1890	15,6		

Angesichts der beiden Umstände: der feststehenden Thatsache einer generellen physischen Verwahrlosung der unehelich Geborenen — feststehend wenigstens insofern, als es sich um das früheste Lebensalter handelt — und der mitgetheilten Fälle sittlicher Verkommenheit unehelicher Jugendlicher, werfen sich die nicht nur den Pädagogen interessirenden Fragen auf: Wie steht es um die unehelichen Kinder in der Schule? Bietet ihr Verhalten Stützpunkte für die Annahme, daß die vorhin über Zwangserziehung mitgetheilten Zahlen Zeugen eines kon-

[1] Lippert, „Die Prostitution in Hamburg", S. 78.

[2] H. Schwabe, „Einblicke in das innere und äußere Leben der Berliner Prostituirten" („Berliner städtisches Jahrbuch", 1. Jahrgang, Berlin 1874).

[3] „Statistische Mittheilungen über das Großherzogthum Baden", Jahrgang 1893.

stanten Verhältnisses seien? Zeigen sich bei den Unehelichen auch Schäden der intellektuellen Entwicklung?

An eine befriedigende Beantwortung dieser Fragen kann zur Zeit nicht gedacht werden. Zu einer solchen sind umfassende Erhebungen in den verschiedenen Erziehungs- und Bildungsanstalten der verschiedensten Gegenden und Orte Vorbedingung: Niedere und höhere Schulen, Anstalten für Schwachbefähigte und Idioten, Zwangserziehungshäuser und Waisenanstalten 2c. in Dorf und Stadt, Industriegebieten und Handelszentren 2c. müssen nach den unehelichen Elementen durchforscht werden. Meines Wissens ist in dieser Sache bislang so gut wie gar nichts geschehen. Wenn daher nachstehend die Resultate einer in einer hamburgischen Volksschule angestellten Untersuchung veröffentlicht werden, so kann der Hauptzweck der Publizirung nur der sein, die Methode darzulegen und der Kritik zu unterstellen, welche nach Verfassers Meinung bei derartigen psychologischen Untersuchungen anzuwenden wäre, und Anregungen zu engeren und weiteren Erhebungen seitens Lehrer, Schulbehörden und Anstaltsverwaltungen zu geben.

* * *

Die Untersuchung der Frage, ob und inwieweit sich während des Schulbesuchs ein Unterschied im allgemeinen Verhalten, in den Leistungen und in der Rangordnung zwischen ehelich und unehelich Geborenen bemerklich mache, wurde bei den Schülerinnen einer Volksschule der inneren Stadt Hamburg angestellt. Die vorläufige Beschränkung der Untersuchung auf die eine Schule erfolgte in der praktischen Rücksicht, daß nur für diese Anstalt dem Verfasser unanfechtbares Material zur Verfügung stand, ferner jedoch auch in der Erwägung, daß die Maßstäbe, welche in den Schulzeugnissen zu Tage treten, innerhalb eines und desselben Schulkörpers einheitlicher und stabiler sind, als bei verschiedenen. Insonderheit von dieser Anstalt war dem Verfasser bekannt, daß Vereinbarungen über die Grundsätze, nach denen bei der Zensirung zu verfahren sei, in den Konferenzen des Lehrpersonals getroffen und daß ferner in dem Lehrköper seit Jahren nur geringe Personalveränderungen eingetreten waren. Beide Umstände sind nun aber für eine genaue Untersuchung unserer Frage von hervorragender Bedeutung.

Die Ermittlung der ehelichen resp. unehelichen Geburt geschah an der Hand des Aufnahmeprotokolls der betreffenden Schule, welches in fast allen Fällen zuverlässige Angaben darüber enthält. In zweifelhaften Fällen wurden die Aufnahmebögen, welche für jede Schülerin die speziellen Daten geben, zu Hilfe genommen. Das Protokoll betrifft die Zeit von April 1888 bis dahin 1894.

Hinsichtlich der Untersuchungsmethode war maßgebend, daß es sich nicht um eine einseitige Feststellung der Zustände bei den Unehelichen handeln konnte, daß vielmehr auch die entsprechenden Verhältnisse der ehelich geborenen Mitschüler fixirt werden mußten, um eine Vergleichung beider Kategorien innerhalb der Klassen und weiterhin in der Anstalt zu ermöglichen, welche allein brauchbare Resultate gewährleistet. Aus diesem Grunde wurde die Untersuchung klassenweise vorgenommen und nur auf diejenigen Klassen erstreckt, über deren sämmtliche Besucher keinerlei Zweifel hinsichtlich ihrer Geburt bestand. Es erwiesen sich folgende Anzahl von Klassen für unsere Zwecke geeignet: 13 VII. Klassen, 11 VI., 11 V., 8 III., 6 II., 3 I., insgesammt 63 Klassen.

Als Urmaterial dienten besonders die Zusammenstellungen der Quartalszeugnisse, welche für jede Klasse vorhanden sind.

Die der statistischen Bearbeitung zu Grunde liegenden Zahlen sind in der Weise gefunden, daß für jedes Quartal der Schülerbestand der Klassen, seine

I. Vertheilung

	Anzahl der Kinder			Allgemeines Verhalten[1]									
				1.		2.		3.		4.		5.	
		Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche
	In 13 VII. Klassen:												
Absolut	2360	2167	193	455	34	1125	101	488	46	91	12	8	—
Verhältniß		100	100	21,00	17,62	51,92	52,33	22,52	23,83	4,20	6,22	0,36	—
	In 11 VI. Klassen:												
Absolut	2011	1841	170	280	30	999	80	465	57	95	3	2	—
Verhältniß		100	100	15,21	17,65	54,26	47,06	25,26	33,53	5,16	1,76	0,11	—
	In 11 V. Klassen:												
Absolut	2003	1844	159	257	18	825	76	623	57	135	8	4	—
Verhältniß		100	100	13,94	11,32	44,74	47,80	33,78	35,85	7,32	5,08	0,22	—
	In 11 IV. Klassen:												
Absolut	2021	1884	137	206	19	817	53	659	47	194	15	8	3
Verhältniß		100	100	10,93	13,87	43,37	38,68	34,98	34,31	10,30	10,95	0,42	2,19
	In 8 III. Klassen:												
Absolut	1458	1354	104	190	17	542	34	460	35	144	18	18	—
Verhältniß		100	100	14,03	16,35	40,03	32,69	33,97	33,65	10,64	17,31	1,33	—
	In 6 II. Klassen:												
Absolut	950	882	68	141	4	275	23	308	21	144	18	14	2
Verhältniß		100	100	15,99	5,88	31,18	33,83	34,92	30,88	16,32	26,47	1,59	2,94
	In 3 I. Klassen:												
Absolut	499	487	12	148	4	197	2	128	4	14	2	—	—
Verhältniß		100	100	30,39	33,33	40,45	16,67	26,28	33,33	2,88	16,67	—	—
Summa	11 302	10 459	843										

II. Totale

Total	11 302	10 459	843	1677	126	4780	369	3131	267	817	76	54	5
Verhältniß		100	100	16,03	14,95	45,70	43,77	29,94	31,67	7,81	9,02	0,52	0,59

Scheidung in Eheliche und Uneheliche, gerechnet wurde. Zu diesem Verfahren zwangen die Thatsachen, daß bei einer ganzen Anzahl von Klassen der Schülerbestand keine stetige Größe war, sondern innerhalb eines Jahres wechselte, daß nicht selten gerade die Unehelichen das fluktuirende Element bildeten. Bei solchen Klassen wäre also durch das entgegengesetzte Verfahren, welches von Durchschnittspräsenzziffern ausgeht, eine schiefe Vergleichung der beiden Gruppen unvermeidlich gewesen, und zwar müßte die Trübung des Bildes bei der verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl der Unehelichen fast immer diejenigen betreffen, deren Zustände ja gerade erforscht werden sollen. Dürfte das Verfahren dennoch bei denjenigen Klassen, wo der Bestand ein wechselnder ist, gerechtfertigt erscheinen, so kann es aber auch, auf Klassen mit stabilem Bestand angewandt, kaum Bedenken erregen. Hier betrifft ja die Vervielfachung in gleicher Weise beide Gruppen, so daß eine Verschiebung des Verhältnisses beider nicht eintritt. Eher könnte dieser Weg als ein besserer bezeichnet werden: Man betrachtet die Verhältnisse gewissermaßen durch ein Vergrößerungsglas, es zeigten sich dem Auge deutlichere und genauere Bilder.

Es ist bei der Würdigung der Schülerzahlen zu beachten, daß es sich bei den VII. Klassen um 50 Quartale, bei den VI. um 42, bei den V. um 42,

[1] Die Ziffern 1 bis 5 sind die Zensur-, bezw. Platzrangziffern.

nach Klassen.

Leistungen										Platzrang									
1.		2.		3.		4.		5.		1.		2.		3.		4.		5.	
Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche
205	24	810	55	740	77	318	27	94	10	428	43	435	38	455	36	445	29	404	47
9,46	12,44	37,38	28,50	34,15	39,89	14,67	13,99	4,34	5,18	19,76	22,28	20,07	19,69	21,00	18,65	20,53	15,03	18,64	24,35
155	16	772	75	676	63	214	14	24	2	355	35	382	33	380	37	371	31	353	34
8,42	9,41	41,93	44,12	36,72	37,06	11,63	8,23	1,30	1,18	19,28	20,59	20,75	19,41	20,66	21,76	20,15	18,24	19,17	20,00
133	14	636	73	812	61	261	11	2	—	361	28	375	36	381	38	364	34	363	23
7,21	8,81	34,49	45,91	44,04	38,36	14,15	6,92	0,11	—	19,58	17,61	20,34	22,64	20,66	23,90	19,74	21,38	19,68	14,47
123	18	564	43	894	53	288	22	15	1	362	32	388	28	401	22	379	21	354	34
6,53	13,14	29,94	31,39	47,45	38,68	15,29	16,06	0,79	0,73	19,21	23,35	20,59	20,44	21,29	16,06	20,12	15,33	18,79	24,82
73	15	372	29	653	46	233	12	23	2	259	24	279	20	287	20	275	17	254	23
5,39	14,42	27,47	27,89	48,22	44,23	17,22	11,54	1,70	1,92	19,13	23,08	20,60	19,23	21,19	19,23	20,32	16,35	18,76	22,11
33	1	222	20	406	32	204	13	17	2	174	8	186	10	184	17	174	16	164	17
3,14	1,47	25,17	29,41	46,03	47,06	23,13	19,12	1,93	2,94	19,73	11,77	21,09	14,70	20,86	25,00	19,73	23,53	18,59	25,00
73	4	204	6	182	2	27	—	1	—	93	5	102	—	100	4	99	2	93	1
14,99	33,33	41,89	50,00	37,37	16,67	5,55	—	0,20	—	19,09	41,67	20,95	—	20,54	33,33	20,33	16,67	19,09	8,33
Zusammenstellung.																			
7,95	92	3580	301	4363	334	1545	99	176	17	2022	175	2157	165	2188	174	2107	150	1985	179
7,60	10,92	34,28	35,70	41,72	39,62	14,77	11,74	1,68	2,02	19,33	20,76	20,62	19,57	20,92	20,64	20,15	17,79	18,98	21,24

bei den IV. um 42, bei den III. um 31, bei den II. um 23, bei den I. um 12, insgesammt um 242 Quartale handelt.

Es wurden 11302 Einzelfälle untersucht; von diesen betrafen 10459 ehelich Geborene und 843 Uneheliche, in Verhältnißzahlen: 92,54 Prozent und 7,46 Prozent. Diese vertheilten sich folgendermaßen auf die einzelnen Klassen:

Klasse	Eheliche	Uneheliche	Insgesammt
VII	2167	193	2360
VI	1841	170	2011
V	1844	159	2003
IV	1884	137	2021
III	1354	104	1458
II	882	68	950
I	487	12	499
	10459	843	11302

Die Spezifizirung weist nach oben hin eine bedeutende Zahlenverminderung auf. Es ist vorhin gesagt, welche Erwägungen bei der Sichtung der Klassen leitend waren. Diese mußte vorzugsweise die oberen Klassen treffen, da das Aufnahmeprotokoll nur über die Einschulungen seit 1888 Aufschluß gab. Die so entstandenen Lücken im Zahlenmaterial sind als ein bedeutender Mangel dieser Arbeit zu bezeichnen; gerade für diejenigen Jahre, wo der Uebergang ins offene

Leben bevorsteht, sind so wenig Zahlen vorhanden, daß nicht mehr denn eine ganz bescheidene Anregung gegeben werden kann, anderseitig diese Schuljahre besonders zu durchforschen.

Die Gesichtspunkte, nach denen zunächst das Verhalten der Kinder in der Schule untersucht wurde, waren durch die Zeugnißeintheilung und die übliche Fünfstufung der Zensuren gegeben. Es wurden die Zeugnisse über allgemeines Verhalten — Betragen, Ordnung, Schulfleiß, Hausfleiß — und über die Leistungen in den einzelnen Unterrichtsfächern — jedoch mit Ausschluß der technischen — auf je eine Durchschnittszensur reduzirt und durch die entsprechenden Ziffern: 1 — sehr gut, 2 — gut, 3 — genügend, 4 — mangelhaft und 5 — ungenügend, schlecht, ausgedrückt. Ebenfalls wurden die Plätze nach Anzahl in fünf Ränge eingetheilt und die Kinder nach Maßgabe ihrer Klassenplätze den Platzrängen zugeordnet.

Auf diese Weise entstand die Tabelle auf S. 648/49, welche angiebt, wie viel eheliche und uneheliche Kinder absolut und relativ — die Anzahl auf 100 derselben Kategorie bezogen — die einzelnen Zensuren bezw. Platzränge sich erwarben. Tabelle I ist eine klassenweise Zusammenstellung, Tabelle II eine totale.

Wenn wir die Abtheilung „Allgemeines Verhalten“ ins Auge fassen und die einzelnen Verhältnißreihen zu einander in Beziehung bringen, so zeigt sich das numerische Uebergewicht der einen oder der anderen Gruppe in folgender Weise vertheilt:

Zensur: Sehr gut.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+ 3,68	—
VI.	—	+2,44
V.	+ 2,62	—
IV.	—	+2,94
III.	—	+2,32
II.	+10,11	—
I.	—	+2,94
Total	+ 1,08	—

Zensur: Gut.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+0,41
VI.	+ 7,20	—
V.	—	+3,06
IV.	+ 4,69	—
III.	+ 7,34	—
II.	—	+2,65
I.	+23,78	—
Total	+ 1,93	—

Zensur: Genügend.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+1,31
VI.	—	+8,27
V.	—	+2,07
IV.	+0,67	—
III.	+0,32	—
II.	+4,04	—
I.	—	+7,05
Total	—	+1,37

Zensur: Mangelhaft.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+ 2,02
VI.	+3,40	—
V.	+2,29	—
IV.	—	+ 0,65
III.	—	+ 6,67
II.	—	+10,15
I.	—	+13,79
Total	—	+ 1,21

Zensur: Schlecht.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+0,36	—
VI.	+0,11	—
V.	+0,22	—
IV.	—	+1,77
III.	+1,33	—
II.	—	+1,35
I.	—	—
Total	—	+0,07

Es ergiebt sich aus diesen Zusammenstellungen, daß von den beobachteten Kindern die ehelich geborenen sich in verhältnißmäßig größeren Mengen die Zensuren „sehr gut“ und „gut“ erwarben, die unehelichen hingegen mehr unter den mit „genügend“, „mangelhaft“ und „schlecht“ Zensirten sich befanden. Der Unterschied zeigt sich bei der Ordnung nach Klassen theilweise als ein erheblicher, reduzirt sich jedoch überall bei der totalen Berücksichtigung.

Behandeln wir in gleicher Weise den Titel „Leistungen“, so bekommen wir folgende Kolumnen:

Zensur: Sehr gut.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+ 2,98
VI.	—	+ 0,99
V.	—	+ 1,60
IV.	—	+ 6,61
III.	—	+ 9,03
II.	+1,67	—
I.	—	+18,34
Total	—	+ 3,32

Zensur: Gut.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+8,88	—
VI.	—	+ 2,19
V.	—	+11,42
IV.	—	+ 1,45
III.	—	+ 0,42
II.	—	+ 4,24
I.	—	+ 8,11
Total	—	+ 1,47

Zensur: Genügend.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+5,74
VI.	—	+0,34
V.	+ 5,68	—
IV.	+ 8,77	—
III.	+ 3,99	—
II.	—	+1,03
I.	+20,70	—
Total	+ 2,10	—

Zensur: Mangelhaft.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+0,68	—
VI.	+3,40	—
V.	+7,23	—
IV.	—	+0,77
III.	+5,68	—
II.	+4,01	—
I.	+5,55	—
Total	+3,03	—

Zensur: Ungenügend.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+0,84
VI.	+0,12	—
V.	+0,11	—
IV.	+0,06	—
III.	—	+0,22
II.	—	+1,01
I.	+0,20	—
Total	—	+0,34

Die Kolumnen zeigen die Leistungen der Unehelichen durchweg in einem günstigen Lichte. Fast in allen Klassen überragen sie in ihren Kenntnissen die Ehelichen; sie befinden sich unter den sehr tüchtigen und tüchtigen Schülern in größerer Anzahl, während sie aus den Reihen der untüchtigen mehr verschwinden. Bei der letzten Gruppe ist allerdings ein ganz kleines Ueberwiegen des unehelichen Elements zu konstatiren, was jedoch angesichts der fast stetigen Steigerung der Zahl der Unehelichen in der ersten Gruppe kaum ins Gewicht fällt. Auch die Totalitätsziffern bestätigen das Bild: Vorherrschen der Unehelichen bei den Kenntnißreichen, der Ehelichen bei den Mittelmäßigen und Schlechteren.

Unterziehen wir nunmehr die Vertheilung der Ehelichen und Unehelichen auf die einzelnen Platzränge einer näheren Betrachtung.

Platzrang I.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+ 2,52
VI.	—	+ 1,31
V.	+1,97	—
IV.	—	+ 4,14
III.	—	+ 3,95
II.	+7,96	—
I.	—	+22,58
Total	—	+ 1,43

Platzrang II.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+ 0,38	—
VI.	+ 1,34	—
V.	—	+2,30
IV.	+ 0,15	—
III.	+ 1,37	—
II.	+ 6,39	—
I.	+20,95	—
Total	+ 1,05	—

Platzrang III.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+2,35	—
VI.	—	+ 1,11
V.	—	+ 3,24
IV.	+5,23	—
III.	+1,96	—
II.	—	+ 4,14
I.	—	+12,79
Total	+0,28	—

Platzrang IV.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	+5,50	—
VI.	+1,91	—
V.	—	+1,64
IV.	+4,79	—
III.	+3,97	—
II.	—	+3,80
I.	+3,66	—
Total	+2,36	—

Platzrang V.

Klasse	Eheliche Prozent	Uneheliche Prozent
VII.	—	+5,71
VI.	—	+0,83
V.	+ 5,21	—
IV.	—	+6,03
III.	—	+3,35
II.	—	+6,41
I.	+10,76	—
Total	—	+2,26

Der Platzrang spielt bei der Gesammtbeurtheilung eines Schülers die wichtigste Rolle; in der Zuweisung des Platzes ist die Berücksichtigung und Abwägung aller für das Schulleben in Betracht kommenden Momente auf einen Ausdruck gebracht. Hinsichtlich der Unehelichen wird in vorstehenden Reihen dargethan, daß sie auf 5 Stufen im I., auf 1 im II., auf 4 im III., auf 2 im IV. und wieder auf 5 Stufen im V. Platzrang in größerer Anzahl denn die ehelichen Schüler saßen. Nehmen wir von den hohen Verhältnißzahlen der I. Klassen wegen der ihnen zu Grunde liegenden kleinen absoluten Ziffern der Unehelichen Abstand, so bleibt auch dann die Thatsache bestehen, daß von dem untersuchten Schülermaterial die Unehelichen im I. Platzrang vorwiegend waren, allerdings ebenfalls im V. Das gleiche Verhältniß erhellt aus den Totalreihen.

Der bisherige Gang der Untersuchung zeigt, daß sich Unterschiede zwischen ehelich und unehelich Geborenen zeigten, daß diese sich hinsichtlich des Allgemeinverhaltens zu Ungunsten der Unehelichen bemerklich machten. Diese Wahrnehmung wird bestätigt durch einen Blick in die sogenannten Strafprotokolle des betreffenden Schulbezirks, in welchem die schwereren Vergehen der Schüler und hartnäckige Schulversäumniß verzeichnet stehen. Für die Zeit von April 1888 bis ultimo 1895 betrafen die Schule 48 Fälle, darunter 7 Fälle Uneheliche. Hinsichtlich der Begabung und Kenntnisse traten sie jedoch noch mehr zu Gunsten der unehelich Geborenen hervor. Zu demselben Resultat gelangt man, wenn die Beobachtungsverhältnisse konzentrirt werden, um ein schärfer umrissenes Gesammtbild zu erhalten.

Nehmen wir statt der bisher beachteten Fünfstufung der Zeugnisse und Platzränge die Dreitheilung: mittel, gut (oben), schlecht (unten), so treten die Verhältnisse beider Schülergruppen in den Zahlen nachstehender Tabelle in Erscheinung.

Von je 100 Ehelichen bezw. Unehelichen erhielten:[1]

Zensuren: Gut, oben.

Klasse	Platzrang			Allgemeines Verhalten		Leistungen	
	Normaler Prozentsatz	Eheliche	Uneheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche
VII	40,90	39,83 (— 1,07)	**41,97** (+ 1,07)	72,92	69,95	46,84	40,94
VI	40,015	40,03 (+ 0,015)	40,00 (— 0,015)	69,47	64,71	50,35	**53,53**
V	40,085	39,92 (— 0,165)	**40,25** (+ 0,165)	58,68	**59,12**	41,70	**54,72**
IV	41,795	39,80 (— 1,995)	**43,79** (+ 1,995)	54,30	52,55	36,47	**44,53**
III	41,02	39,73 (— 1,29)	**42,31** (+ 1,29)	54,06	49,04	32,86	**42,31**
II	33,645	40,82 (+ 7,175)	26,47 (— 7,175)	47,17	39,71	28,31	**30,88**
I	40,855	40,04 (— 0,815)	**41,67** (+ 0,815)	70,84	50,00	56,88	**83,33**
Total	40,14	39,95 (— 0,19)	**40,33** (+ 0,19)	61,73	58,72	41,83	**46,62**

[1] Die fettgedruckten Zahlen bedeuten eine günstigere Stellung der Unehelichen.

Zensuren: Schlecht, unten.

Klasse	Platzrang			Allgemeines Verhalten		Leistungen	
	Normaler Prozentsatz	Eheliche	Uneheliche	Eheliche	Un-eheliche	Eheliche	Un-eheliche
VII	39,225	39,17 (— 0,55)	39,38 (+ 0,55)	4,56	6,22	19,01	19,17
VI	38,78	39,32 (+ 0,54)	38,24 (— 0,54)	5,27	1,76	12,93	9,41
V	37,635	39,42 (+ 1,785)	35,85 (— 1,785)	7,54	5,03	14,26	6 92
IV	39,53	38,91 (— 0,62)	40,15 (+ 0,62)	10,72	13,14	16,08	16,79
III	38,77	39,08 (+ 0,31)	38,46 (— 0,31)	11,97	17,31	18,92	13,46
II	43,425	38,32 (— 5,105)	48,53 (+ 5,105)	17,91	29,41	25,06	22,06
I	32,21	39,42 (+ 7,21)	25,00 (— 7,21)	2,88	16,67	5,75	00,00
Total	39,08	39,13 (+ 0,05)	39,03 (— 0,05)	8,33	9,61	16,45	13,76

Die Tabelle zeigt uns von der siebenten bis zur zweiten Klasse eine fast stetige Abnahme des Prozentsatzes beider Gruppen unter der Zensur „gut“ bei „Verhalten“ und „Leistungen“, dementsprechend eine Steigerung unter der Zensur „schlecht“. Wenn hierbei auch gewiß zufällige, individuelle Ursachen, wie daß z. B. der eine Lehrer einen strengeren Maßstab anlegt denn der andere, mit in Ansatz gebracht werden müssen, so genügen dieselben doch nicht zur Erklärung dieser Erscheinung. Der stete Abstieg bezw. Aufgang macht sich besonders in den Klassen IV bis II bemerkbar. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man eine wichtige Ursache in der gewerblichen Nebenbeschäftigung der Kinder sucht, die nach Ausweis einer für diese Schule gemachten — allerdings eine spätere Zeit (1895 bis 1897) betreffenden — Aufnahme von der IV. Klasse bezw. vom zehnten Lebensjahr stark einsetzt. Da die Unehelichen unter den Nebenbeschäftigten verhältnißmäßig häufiger vertreten waren — etwa 10 Prozent waren unehelich —, erklärt es sich vermuthlich aus der gleichen Ursache, daß in der Tabelle die Reihen der Unehelichen größere Differenzen aufweisen, denn die der Ehelichen. Die Verhältnisse der I. Klassen werden allein füglich aus dem schon öfter erwähnten Grunde nicht untersucht.

Im Uebrigen stellt sich das nach Maßgabe der Tabelle zu fällende Urtheil noch um ein Geringes günstiger für die Unehelichen, denn das vorhin ausgesprochene, indem es sie nicht mehr als vorherrschend auf den unteren Platzrängen betrachten darf.

Als Ergebniß der allgemeinen Untersuchung ist auszusprechen:

1. Eheliche und Uneheliche saßen in nahezu gleichem Verhältniß bezw. auf den oberen, mittleren und unteren Klassenplätzen: die Unehelichen standen etwas günstiger.

2. Die Unehelichen bewiesen im Allgemeinen in geringerem Maße ein gesittetes, ordentliches und fleißiges Verhalten.

3. Die Unehelichen thaten sich durchweg als das begabtere und kenntnißreichere Element hervor.

Außer den bis zuletzt unterlegten Objekten wurden auch einige verstreute uneheliche Fälle untersucht, die nicht geschlossen bearbeitet werden konnten, da über die Natur der ergänzenden Fälle nicht Gewißheit bestand. Diese Fälle vertheilen sich auf Klassen und nach Stufung in Verhalten, Leistungen und Platzrang, wie folgt:

	Allgemeines Verhalten					Leistungen					Platzrang				
	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5
Klasse VII	1	3	—	—	—	2	2	—	—	—	4	—	—	—	—
„ VI	—	—	2	3	—	—	—	—	5	—	—	—	—	1	4
„ V	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ IV	—	2	2	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	1	3
„ III	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ II	—	4	1	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—
						Fehlen Mittheilungen über 7.					Fehlen Mittheilungen über 8.				
Klasse I	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Selekta	8	9	1	—	—	3	9	2	—	—	6	1	4	3	—
						Fehlen Mittheilungen über 4.					Fehlen Mittheilungen über 4.				
Total	9	18	6	6	—	5	12	6	5	—	10	1	4	5	7

Insgesammt 39 „lose“ Fälle.

Gruppiren wir die Fälle nach der Dreistufung, so ergiebt sich, daß 40,74 Prozent die oberen, 14,82 die mittleren und 44,44 Prozent die unteren Platzränge innehatten. 69,24 Prozent erwarben sich wegen ihres Allgemeinverhaltens die Zensuren „sehr gut“ und „gut“, 15,53 das Zeugniß „befriedigend“ und 15,53 die Nummer 4. In ihren Leistungen ragten 60,72 Prozent über „mittel“ hervor, 21,42 Prozent standen auf „mittel“ und 17,86 Prozent leisteten weniger als „genügend“.

Ueberall erhöhen sich gegenüber der vorigen Tabelle die Verhältnißzahlen nach oben und unten: das Erstere wird durch die Aufnahme des Materials aus der Selekta erklärt.

Inwieweit die bei den verstreuten Elementen gemachten Beobachtungen eine Aenderung des vorhin ausgesprochenen Ergebnisses zu vollziehen vermögen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind sie nicht von entscheidendem Werthe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehefrage in der neuesten französischen Literatur.

Von Dr. Felicie Ewart-Prochnik.

Vor einigen Wochen beschäftigte sich „Tout-Paris“, wie sich die bürgerliche Gesellschaft hier gerne nennt, mit der Scheidungsangelegenheit der bekannten Schauspielerin des Vaudeville-Theaters, Réjane, und ihres Mannes Porel, Direktor zweier Pariser Theater. Die Reporter hielten Umschau hinter den Koulissen und horchten aus, was sich als redselig erwies, man interviewte Mann und Frau, man griff mit frech zudringlicher Hand in die tiefsten Falten ihrer Seele und machte aus dem Erhorchten und Erforschten Leitartikel. Ja, man ging noch weiter; man ertheilte dem Ehepaar Rathschläge und beschwor die Künstler, dem

in zweifacher Bedeutung des Wortes klatschlustigen Publikum einmal ein Lustspiel eigener Erfindung, betitelt „Versöhnung", vorzuführen. Und sie ließen sich erbitten, feierten Versöhnung, mit dem Vorbehalt jedoch, nächstens wieder auf die Scheidungsidee zurückzukommen, denn, wie die geistreiche Réjane sich ausdrückte: „Der Tag, der uns ehelich verband, war auch derselbe, der die Fackel der Zwietracht zwischen uns warf." Zartgestimmte Seelen empörten sich gegen die rücksichtslose Indiskretion der Presse und es fanden sich auch solche, die ihr den Vorwurf machten, sie hätte gegen Personen aus der „Gesellschaft" die Unzartheiten nicht begangen, die sie sich Schauspielern gegenüber erlauben zu können glaubte. Darin aber that man der Presse Unrecht, denn die bürgerlichen Organe und ihre Leser würden mit dem gleichen an Zudringlichkeit streifenden Interesse jedwede Scheidungsangelegenheit verfolgen, wenn ihnen nur, wie in diesem Falle, die Einzelheiten so leicht erforschbar wären.

Die Ehekonflikte haben, wie die Krankheitsfälle während einer Epidemie, außer einer privaten noch eine allgemeine Bedeutung; es sind Symptome der Verbreitung und Verschlimmerung eines gefürchteten Uebels. Die bürgerliche Gesellschaft sieht eine der Hauptstützen der bestehenden Ordnung, die Ehe und, was damit zusammenhängt, die Familie in herkömmlichem Sinne morsch zusammenbrechen und sie fühlt den Boden unter ihren Füßen wanken. Mit aller Kraft wehrt sie sich gegen diese Erkenntniß, aber mit jedem Jahre werden die Proteste kleinlauter und das Mißverhältniß zwischen der Größe der Gefahr und der Nichtigkeit der angerathenen Heilmittel wird immer auffallender.

Wirft man einen Blick auf die neuesten französischen Literaturerzeugnisse, so staunt man darüber, wie viele in den Reihen der Bourgeoisie selber schon laut und mit Absicht auf den nahen Verfall der heutigen Ehe hinweisen, ohne jedoch die Ursachen und Folgen klar ins Auge zu fassen. Bei anderen, die ohne jede soziale Tendenz nur eine Schilderung der aktuellen Sitten geben, kommt mit überraschender Klarheit dasselbe Resultat zum Vorschein, und endlich wird auch schon hier und da das Problem als Ganzes angefaßt, auf sozialwissenschaftlicher Basis erforscht und einer die bestehende Ehe umwälzenden Lösung entgegengeführt.[1] Da sind zuerst die gelegentlichen Zeitungsartikel, die entweder unmittelbar einem Eheskandal ihre Entstehung verdanken oder die beängstigenden Gedanken, mit denen die Luft geschwängert ist, zu sozialen und philosophischen Reflexionen zusammenfassen. So z. B. gab der erwähnte Fall Réjane zu erstaunlichen Aeußerungen Veranlassung. Ein Leitartikel des „Figaro" bespricht die Künstlerehen im Allgemeinen und singt ein warmes Lob der freien Verbindung, in der die Liebe nicht erst auf die Formel des Standesbeamten wartet, um sich zu bethätigen. Ein anderes, ebenso bürgerliches Blatt, das „Echo de Paris", nimmt den Gedanken auf, geht aber noch viel weiter. Es macht der Künstlerin in scharfem Tone einen Vorwurf daraus, daß sie, die doch dank ihrem Beruf von den beengenden gesellschaftlichen Vorurtheilen frei sein konnte, sich eigenwillig in das Joch der bürgerlichen Ehe begab, anstatt in freier Verbindung zu leben. Der Autor weist mit Bedauern darauf hin, daß Heuchelei und schnödes Interesse sich auch schon in die Künstlerkreise eingeschlichen, denn die Ehe Réjane-Porel sei nichts Besseres als eine Konvenienzheirath gewesen.[2] Was sind diese Auslassungen

[1] Es ist selbstverständlich, daß ich hier von rein wissenschaftlichen Werken absehe, die ja alle über Klasseninteressen erhaben sein müssen und darum nicht als bürgerliche Literatur bezeichnet werden können.

[2] Porel, der aufstrebende Direktor, wollte sich durchaus mit einer großen Künstlerin verbinden; er machte seinen Antrag Sarah Bernhard und noch einer berühmten Pariser

Anderes, als im ersten Falle eine indirekte, im zweiten eine offen auftretende Propaganda für die freie Verbindung gegen die bürgerliche Ehe? Würde man jedoch beiden Blättern ein öffentliches Glaubensbekenntniß abfordern, sie würden hoch und heilig für die Unantastbarkeit der Ehe eintreten.

Die Artikel, welche die Ehe im Allgemeinen behandeln, führen noch nicht diese freie Sprache, doch ist auch hier der Fortschritt unverkennbar. Eines der größeren Blätter veröffentlichte mehrere Artikel unter dem Titel: „Die Ehe in Gefahr.“ Der bekannte Autor Arvède Barine (eine Frau) sieht mit Schrecken, daß die Frauen in Frankreich und in anderen Ländern Europas ernstlich und in gutem Glauben nach einem neuen Gesetz suchen, welches das Verhältniß zwischen den Geschlechtern in einer Weise regeln würde, die, aufrichtiger und moralischer als die gegenwärtige Ehe, der Frau und dem Manne größeres Glück brächte. Er stößt einen Allarmschrei aus und fühlt sich verpflichtet, die Institution, die er für den Angelpunkt der bestehenden Ordnung hält, zu vertheidigen. Aber wie armselig sind seine Mittel! Er gesteht wohl ein, daß die Ehe, wie sie heute praktizirt wird, die Frau meist zur Sklavin eines Mannes macht, der brutal, geizig, trunksüchtig oder infam sein kann, er will aber dennoch die Frau glauben machen, daß die römisch-katholische Ehe zum Schutze der Frau gegen den Mann eingesetzt wurde und ihre wahre und einzige Festung sei; es wäre unpraktisch und unklug, dieselbe zu verlassen, um sich auf den unsicheren Boden der Selbständigkeit zu begeben und den Mann freiwillig der Pflicht zu entbinden, für Frau und Kind zu sorgen. Dabei begeht aber Barine selber die Unklugheit, die englische Theorie der „neuen Frau“ und die Hauptansichten der Mona Caird, einer der energischsten Gegnerinnen der Eheinstition in England, so verlockend und ausführlich klarzulegen, daß ihre eigenen Argumente qualitativ und quantitativ fast verschwinden und der Eindruck des Artikels der Absicht gerade entgegengesetzt ist. In einem anderen Blatte finden wir eine Auseinandersetzung darüber, daß die Ehe ihre mystische und sakramentale Größe, die ihr von der Kirche verliehen worden, bereits verloren habe; sie sei nichts mehr als ein sozialer Vertrag und als solcher der Diskussion preisgegeben. Das Argument, das am stärksten bei der jetzigen Gesellschaft für die Beibehaltung der Ehe plaidirt, bleibe immer uneingestanden: es sei die Sorge um das Erbe. Alles dies sind für sozial entwickelte oder sozialistisch geschulte Leute durchaus bekannte Ideen, für das Publikum dieser Blätter aber sind sie vollständig neu, da es ja Bücher oder Blätter, wo sie sonst zum Vortrag gelangen, nie vor Augen bekommt. Die Thatsache aber, daß man sie auf der ersten Seite und mit großen Lettern in Blättern gedruckt sieht, deren übrige Spalten von retrograden Ansichten strotzen, beweist einestheils die Ueberzeugungslosigkeit dieser Blätter, andererseits aber die Macht, mit welcher diese Frage auf eine fortschrittliche Behandlung hindrängt.

Zum Theile systematischer und durchwegs anschaulicher kommt der Verfall des Ehe- und Familienlebens und die beginnende Agonie der Eheinstitution in den neuesten dramatischen Werken zum Ausdruck. „La Vassale“ von Jules Case schildert in scharfen, vielleicht etwas allzu tendenziös zugeschnittenen Zügen die Sklaverei der Frau in einer unglücklichen Ehe und personifizirt in seiner Heldin den Typus der gegenwärtigen intelligenten Frau, die auf jener Stufe der Erkenntniß angelangt ist, die sie unabwendbar dahin drängt, das Joch abzuschütteln. Brieux zeichnet in seinen „Trois filles de M. Dupont“ das

---

Schauspielerin, bevor er um Réjane freite, und diese wollte einen Direktor zum Manne haben, um ihre Rollen nach Herzenslust wählen zu können.

Schicksal der Frau als Kokotte, als alte Jungfer und als unglückliche Ehegattin in so wahrheitsgetreuen und darum grauenerregenden Farben, daß Zuschauer und Kritiker unwillkürlich veranlaßt werden, um nicht in schwärzesten Pessimismus zu versinken, den drei Töchtern des Herrn Dupont noch eine vierte entgegenzustellen, welcher ihre ökonomische Unabhängigkeit das Glück der freien Liebe zugänglich macht. „Le mariage bourgeois“ von Alfred Capus ist ein groß angelegtes Familiendrama, das die unselige Rolle des Geldes im Familienleben zum Hauptvorwurf hat. Insofern wäre es weder originell, noch interessant, wenn es nicht mit Aphorismen und Bonmots des geistreichen Satirikers Capus gespickt wäre und durch eine Episode an der Zerbröckelung der Eheinstitution mithelfen würde. Von den ersteren nur wenige Proben. Die Umänderung des Ehrbegriffs in der Finanzwelt bezeichnet ein praktischer Philosoph mit den Worten: „Der Revolver des bankerotten Bankiers ist heute die Eisenbahn.“ „Mit meiner Dekoration ist es nun aus“ — sagt ein Finanzmann, der große Verluste erlitten, „man dekorirt nicht einen Mann, der soeben 300000 Francs verlor.“ „Die Zahl der Deklassirten wird so groß, daß sie beginnen, eine Klasse zu bilden.“ Eine köstliche Schilderung des jungen Mädchens der Zukunft giebt Capus in der episodischen Gestalt der Susanne. Diese „irrégulière“, eine Waise, die, von einem reichen jungen Manne verführt, diesen großmüthig freigiebt, als er sich reich verheirathen will, findet so viel naive, ungetrübte Freude an ihrem Kinde und an ihrem Leben, als ob es keine Vorurtheile gegen die „fille-mère“ und das illegitime Kind in der Welt gäbe.

Nirgends jedoch wurde der faulende Zustand der heutigen Bourgeois-Ehe so drastisch vor Augen geführt, wie in dem Lustspiel „Nouveau jeu“ von Henry Lavedan, welches den glänzendsten Erfolg der zu Ende gehenden Theatersaison bildete. Und doch hat dieses Stück gewiß keine umstürzlerische, ja nicht einmal eine sittenverbessernde Tendenz: es hat den einzigen Zweck, das Publikum zu amüsiren, erfüllt diesen Zweck vorzüglich und wird vom Bourgeois im guten Glauben genossen, während es zugleich den noch jungen Autor im raschen Fluge der ehrwürdigen Schaar der vierzig Unsterblichen zuführt. Um so stärker wirkt die unwillkürliche Satire, die fast in jeder Szene hervortritt und die ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Stückes rechtfertigt.

Paul Costard ist ein Ausschweifender neuen Stils (nouveau jeu). Alle seine Handlungen sind auf verblüffenden Effekt berechnet. Seine Maitresse Babette hat ihn schon 400000 Francs gekostet, er hält sie jedoch, weil sie Chic hat. Nach einer Vorstellung in den Folies-Bergères wird in Pauls Junggesellenwohnung ein Souper in Gesellschaft eines zweiten Paares verzehrt, des Malers Durand, der sein Modell Nikiki zu der Würde einer Maitresse erhoben hat. Babette macht Paul Vorwürfe, weil er ein junges Mädchen in einer Loge zu viel fixirte. „Willst Du wetten, daß ich sie heirathe?“ fragt Paul. „Das möchte ich sehen!“ droht Babette. „Morgen werde ich um ihre Hand anhalten, das wird nouveau jeu sein!“ Man läutet. „Das kann nur meine Mama sein“, meint Paul. Die Gäste ziehen sich zurück und hereingerauscht kommt Madame Costard in jugendlicher Balltoilette. Auch sie ist nouveau jeu. Um ein Uhr Nachts, zwischen zwei Unterhaltungen, kommt sie ihren Sohn zu umarmen. Lachend erzählen sie einander ihre frivolen Abenteuer, lachend theilt ihr Paul sein plötzlich gefaßtes Heirathsprojekt mit. „Du bittest mich um meine Einwilligung?“ — „Nein, ich lade Dich nur zur Hochzeit ein, die in drei Wochen stattfinden wird.“ Lachend rauscht die Mama wieder davon. Hat man uns so im ersten Akte den veredelnden Einfluß des Familienlebens bei den Costards vor

Augen gebracht, so führt uns der zweite Akt zu den Labosses, wo die Blume der Unschuld wächst, die Paul sich pflücken will. Wieder eine Familie nouveau jeu. Hier ist es der Papa, der seine Nächte bei Trinkgelagen und in Gesellschaft von Kokotten zubringt und am frühen Morgen, wankenden Schrittes zu Hause angelangt, seinem alten Diener und Vertrauten klagt, daß er sich unglücklich fühle, weil er die Frauen nicht mehr so lieben könne wie früher. Die Tochter dieses Vaters ist eine demi-vierge. Dieser Name wird nach einem bekannten gleichnamigen Roman allgemein für einen sehr verbreiteten Typus von jungen Mädchen gebraucht, die durch und durch verdorben und frivol, doch aus Furcht vor den Folgen und aus Rücksicht auf ihre Verheirathung in ihren Liebeleien die gefährliche Grenze nicht überschreiten. Den Uebergang von der theoretischen zur praktischen Ausschweifung wollen sie erst vollziehen, wenn ihnen der Name des Mannes einen genügenden Deckmantel nach außen hin gewähren wird. Der Heirathsantrag Pauls wird von Papa Labosse, der in dem jungen Manne einen Genossen aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, erkennt, freudig aufgenommen, und den jungen Leuten, die sich nie vordem gesprochen, genügen einige Minuten, um den Keim zu einer neuen Ehe zu legen, die nicht nur für ihr Schicksal entscheidend sein, sondern auch, wie die Moralisten vieux jeu behaupten, mit zum Stützen der Gesellschaft und ihrer Moral beitragen soll. Paul Gostard und Fräulein Labosse verlangen voneinander nur die Zusicherung beiderseitiger Freiheit. Um dem nouveau jeu-Gebahren die Krone aufzusetzen, schickt Paul in derselben Stunde, in der er mit seiner Braut vor dem Altar kniet, eine Depesche an seine Maitresse: „In treuer Liebe — Dein Paul." Im dritten Akte findet man Paul verheirathet und bei Babette glücklich wieder installirt. Denn er liebt das Familienleben — jedoch bei seiner Maitresse. Hier erfährt er von Babette, die es von Rikiki hat, daß seine Frau ihn mit dem Maler Durand betrüge. Es ist ein durchaus treffender Zug des Stückes, daß in diesem Augenblick der Ehemann nouveau jeu ganz plötzlich in den alten Stil zurückfällt. Denn diese Herren mögen noch so sehr über Vorurtheile spotten und noch so viel Freiheiten für sich in Anspruch nehmen, sie können doch nie und nimmermehr die Einbildung los werden, daß die Frau, die ihren Namen trägt, auch ihr Eigenthum ist. Dieses Eigenthum fordert nun Paul mit Hilfe eines Polizeikommissärs zurück. Nach der widerlichen Szene, in der ein Liebespaar in flagranti ertappt wird, das sich eigentlich gar nicht liebt, sondern nur, wie die junge Gattin sich ausdrückt, die allgemeine Mode mitmacht, folgt eine äußerst amüsante Szene im Schlafzimmer der Babette. Charakteristisch und wahrheitsgetreu nachgezeichnet ist auch der äußere Anblick der beiden unmittelbar einander ablösenden Szenen. Die Ehefrauen ehebrechen in kalten, kahlen, unsauberen Hotelzimmern vierten Ranges, die Ehegatten aber in fürstlich eingerichteten Schlafgemächern der Kokotten. Die ganze Szene spielt sich übrigens im großen Doppelbett Babettes ab, ein Umstand, der wohl mehr als alles Uebrige den ungeheuren Erfolg des Stückes erklärt. Paul erzählt Babette den Vorgang im Hotelzimmer, und als er zu der Stelle kommt, da der Polizeikommissär dreimal an die Thüre klopfte, da — — — tok, tok, tok — wird auch an Babettes Thüre dreimal angeklopft. Es ist die Revanche, die Frau Gostard an ihrem Manne nimmt, indem sie ihn durch denselben Kommissär in flagranti erwischen läßt. Der vierte Akt enthält nur die Liquidation. Das Ehepaar reicht den Antrag auf Scheidung ein, Babette geht in andere Hände über. Es ist vielleicht das gelungenste Moment der unwillkürlichen Satire (oder sollte Lavedan wirklich so pfiffig sein?), daß die einzige Person im Stücke, die mit warmer Begeisterung von der Heiligkeit der Ehe

und der Familie spricht, Babette ist. Für diese „Horizontale" sind Ehe und Familie eben unerreichbar und daher Ideal.

In der belletristischen Literatur macht sich seit einiger Zeit die Neigung bemerkbar, die Ehre der „irregulären", „illegitimen" Frau zu verfechten (ähnlich wie seiner Zeit von Dumas und Anderen die moralische Ehrenrettung der Prostituirten unternommen wurde). Da ich nur das Neueste hier berücksichtige, so erwähne ich als das vornehmste Werk in dieser Richtung Ristemakers „L'Illégitime". Es ist dies eher ein Kunstwerk als ein dogmatisches Buch. Wir finden hier die psychologische Schilderung einer verheiratheten Frau, einer zweiten, die sich als solche ausgiebt, und endlich einer Frau, die in ihrer ersten Lebenshälfte gegen ihren Willen auf die Bahn der außergesetzlichen Verhältnisse gedrängt, später sogar mit dem Manne, den sie liebt, den legitimen Weg nicht betreten will, weil sie diesen für schmutzig und erniedrigend hält. Da ihr aber ohne den geliebten Mann das Leben werthlos erscheint, so wählt sie freiwillig den Tod. Und diese Frau ist von den drei im Buche geschilderten die beste, reinste und edelste.

Ich komme nun zu dem neuesten und wichtigsten Werke, das die Ehefrage zum ausschließlichen Gegenstand hat, dem jüngst (bei Ollendorf) erschienenen Buche Armand Charpentiers: „L'Évangile du Bonheur". Der Autor ist durch einige früher erschienene Werke bekannt, unter denen „Le bonheur à trois", „Le roman d'un singe", „L'Initiateur" seine Ideen über die Ehe und die freie Liebe in Romanform behandeln. Sie hatten jedoch ihrer großen Seltsamkeit wegen keinen agitatorischen Erfolg. Um die Aufmerksamkeit zu fesseln, griff Charpentier zu dem falschen Mittel, durch Paradoxe zu verblüffen, und es geschah, was in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, daß das Kind mit dem Bade ausgegossen wurde. Mit den Paradoxen wurden auch die gesunden Ideen abgelehnt. Er beschloß nun, die soziale These, die ihm am Herzen lag, „mit Klugheit und Ruhe" zu behandeln und wählte dazu die ernste, wissenschaftliche Form. Nun ist freilich die Wissenschaftlichkeit in diesem Buche nicht von großem Werthe; die Grundlagen, auf welche es sich stützt, sind zum Theile entlehnt, zum Theile willkürlich konstruirt; auch verräth der Autor eine merkwürdige Unkenntniß der schon lange vorher in anderen Literaturen geschriebenen Werke dieser Richtung und kommt daher in die Lage, Amerika zum zweiten Male zu entdecken. Doch läßt sich an dem Buche neben der klaren Ausdrucksweise der Muth und die Aufrichtigkeit loben, mit denen es ohne Umschweife und ohne Rücksichten direkt auf sein Ziel lossteuert. Und dieses Ziel ist die Abschaffung der Ehe in ihrer Doppelgestalt und Doppelgewalt, als religiöses Sakrament und als soziale Institution. Paradoxe scheinen aber Charpentiers Passion zu sein, denn wenn er sich auch im Buche selbst ihrer enthält, so bietet doch die Vorrede ein seltsames Paradoxon. Sie ist an den Papst gerichtet, dem der Autor auch sein Buch widmet, er, der sich für durchaus ungläubig erklärt, ein Buch, von dem er sagt, daß ein wahrhaft Gläubiger es nicht öffnen darf. Vom Papste aber verlangt Charpentier nichts mehr und nichts weniger, als — wenn, wie sein voltairianisches Lächeln besagt, der Zweifel sich in seinen Geist eingeschlichen — daß er das Dogma breche und die Menschen frei gebe. Die Behandlung der Frage, deren Lösung für Individuum, Gattung und Gesellschaft gleich wichtig ist, beginnt Charpentier damit, daß er tabula rasa mit der Vergangenheit macht und den Zeitpunkt zum Ausgang nimmt, da die Menschheit allen himmlischen Theorien zum Trotze ihr Recht auf irdisches Glück proklamirte. Glück ist aber nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Menschen, denn der Glückliche ist ein

förderndes Mitglied der sozialen Ordnung, der Unglückliche dagegen kann dieser Ordnung schädlich werden. Unter den vielen Hindernissen nun, die sich dem Glücke der Menschen entgegenstellen, nennt Charpentier als eines der wichtigsten die Ehe, wie sie heute aufgefaßt und geübt wird. Die Ehe ist eine Institution, welche von der Theokratie dem Zivilgesetz aufgezwungen wurde und welche im direkten Widerspruch mit dem Naturgesetz steht, das durch Jahrhunderte langen Zwang nicht unterdrückt werden konnte. Denn allen Religionen und menschlichen Gesetzen zum Trotz war und bleibt das menschliche Wesen in seiner Grundnatur polygam. Mann und Frau, die sich noch unberührt erkoren und auch später niemals ein anderes Begehren gekannt hätten, als das ihres gegenseitigen Besitzes, seien physiologisch betrachtet „Ungeheuer“ (monstres), d. h. Wesen, welche eine Anomalie gegen das Naturgesetz bilden. Diese Behauptung begründet der Autor durch eine, mit einem wissenschaftlichen Anstrich ausgestattete Hypothese über das Wesen der Liebe. Die Liebe, das große Begehren, das die Menschheit beseeligt und peinigt, ist ein Fluidum, das nach Art der positiven und negativen Elektrizität der beiden Pole, in Wesen verschiedenen Geschlechts latent enthalten, bei Annäherung derselben eine gegenseitige Anziehungskraft erlangt. Für den Namen Liebesfluidum beansprucht Charpentier dasselbe Recht, mit dem die Naturforscher sich der Bezeichnung Aether bedienen. Er stellt nun folgendes Theorem auf: Zwei Wesen verschiedenen Geschlechts empfinden bei ihrer Annäherung eine gegenseitige Anziehung, deren Intensivität und Dauer in direktem Verhältniß zu dem Liebesfluidum steht, das sich durch ihre Vereinigung aus dem latenten Zustand frei macht. Nimmer aber kann diese Anziehung ewig dauern, denn es ist eine weitere Eigenschaft dieses Fluidums, daß es bei häufig fortgesetzter Annäherung und Verbindung seine Anziehungskraft demselben Individuum gegenüber nach und nach verliert oder zurück in latenten Zustand übergeht, aus dem es aber durch die Annäherung mit einem anderen Individuum mit Leichtigkeit wieder herausgebracht werden kann. Charpentier schätzt die Durchschnittsdauer der Liebe zwischen zwei Menschen auf nicht mehr als drei Jahre. Das Fluidum entwickelt sich in stärkerem Grade und wirkt daher länger und intensiver, wenn zu dem physiologischen auch das geistige Gefallen hinzutritt, daher eine Korrelativität zwischen der sinnlichen und der sentimentalen Liebe. Mit dem so beschaffenen Gesetz steht die Eheinstitution, die auf dem verbrecherischen Kirchensatz basirt: „Du wirst nicht fleischliche Lust empfinden außer der Ehe“, in direktem Widerspruch. Durch Verlängerung der Ehe über die Dauer der Liebe, wie durch Bewahrung der Jungfräulichkeit bis zur Ehe, wird das Liebeskapital immobilisirt und dadurch verliert sich die Liebeskraft, deren die Gattung bedarf, und verliert sich auch die mit der Ausübung dieser Kraft in Verbindung stehende höhere intellektuelle Expansivität, deren die Gesellschaft bedarf. So hat denn auch die Gesellschaft, sogar in jenen Zeiten, als die religiöse Idee am stärksten war, zwischen dem Grundsatz und der praktischen Ausführung vermittelnde Auswege eingeschlagen. Diese Auswege heißen Ehebruch und Prostitution. Ein großer Theil des Buches ist einer ausführlichen und beredten Schilderung der Leiden gewidmet, die ein Ehepaar, das sich aus Liebe geheirathet, durchmacht, bevor die Frau zum Ehebruch gelangt und der Mann zur Prostitution zurückgreift. Charpentier verwirft die beiden Auswege und verlangt im Namen des Rechts auf Glück, im Interesse der Gattung, der Gesellschaft, der Moral, die Freiheit der Liebe.

Zwei wichtige Fragen erheben sich hier: Wie wird sich das Schicksal der Frau, wie dasjenige des Kindes gestalten? Den ersten Punkt erledigt Char-

pentier damit, daß er, auf Grund der großen Fortschritte der Frauenemanzipation in naher Zukunft eine soziale Revolution voraussieht, welche der Frau, durch vollständige Umänderung ihrer Erziehung, die ökonomische Unabhängigkeit durch Arbeit sichern wird. Wie die meisten der sogenannten fortschrittlichen und freidenkenden Bourgeois, übersieht Charpentier, daß Millionen von Frauen diesen Weg der Unabhängigkeit nothgedrungen bereits betreten haben, und daß nur die noch nicht vollendete Emanzipation des ganzen Proletariats sie hindert, die volle Unabhängigkeit vom Manne zu erlangen, da auf Frauenarbeit ein niedrigerer Lohnsatz als auf Männerarbeit steht. Seine Frauenfrage bezieht sich nur auf die paar Tausend Bourgeoisfrauen, und er glaubt an ihre Lösung außerhalb des Rahmens der allgemeinen sozialen Frage, die ja für ihn überhaupt nicht existirt. Diese glückliche Unkenntniß, die Charpentier sich durch fortgesetzte Anwendung der Straußpolitik bewahrt haben muß, kommt auch bei Behandlung der zweiten, das Schicksal des Kindes betreffenden Frage zum Vorschein. Er glaubt, daß der freien Liebe geschichtlich noch die freie Verbindung vorangehen wird. Da diese immerhin noch staatlich eingetragen werden wird, so könnte ein Zivilkontrakt dabei das Interesse der Kinder sichern. Er hält es auch für vollständig begreiflich, daß das Lösen des fiktiven Bandes zwischen zwei Gatten, die sich nicht mehr lieben, durchaus nicht ein Lösen des wirklichen Bandes, das zwischen Eltern und Kindern besteht, nach sich ziehen muß. Da es keine legitime Ehe geben wird, so wird es auch keine illegitimen Kinder geben, und das Verschwinden dieses Vorurtheils wird den Kindern nur zu Gute kommen. Nur die Erziehung der nicht unter gemeinschaftlichem elterlichen Dache aufwachsenden Kinder schafft ihm einiges Kopfzerbrechen; er spricht von einer Reform der Kollegien und ignorirt gänzlich, daß die Forderungen, die er aufstellt, schon längst vor ihm, und viel vollständiger von der sozialistischen Theorie ausgearbeitet wurden.

Die freie Liebe ist nach Charpentier die Endform, die in Zukunft das Verhältniß zwischen den Geschlechtern annehmen wird. Fragt man ihn aber, — von seinen Auseinandersetzungen überzeugt — wie man gegenwärtig sein Vorgehen zu regeln habe, so antwortet Charpentier: „Ich bin kein Sektirer und kein Revolutionär, mir widerstreben brutale Konflikte, und darum begnüge ich mich für den Augenblick mit der Untergrabung des Glaubens an die Ewigkeit der Ehebündnisse und der Verallgemeinerung der Ehescheidung. Heirathet Jünglinge, wenn es Euer Glück erfordert, aber heirathet ohne Illusion und seid jederzeit zur Lösung der Ehe bereit. Macht aus der Frau eine Gleichgestellte ... jede Eurer Handlungen wird in der Zukunft einen Widerhall finden und Eure Enkel werden das Emanzipationswerk vollenden." Mit dem Rufe: Heil den Generationen der Zukunft! läßt der Autor sein Evangelium des Glückes ausklingen.

Produktion und Konsum im Sozialstaat.[1]

Eine Selbstanzeige von **Atlanticus.**

Ein scheinbar gar nicht mehr zeitgemäßes, antiquirtes Problem ist es, das die unter diesem Titel im Dietzschen Verlag erschienene Broschüre wieder aufs Tapet bringt — die Frage nach dem Sozial- oder Zukunftsstaat. Bisher wurde diese Frage nur in den Utopien und Zukunftsmärchen behandelt, der wissenschaftliche Sozialismus hat ein näheres Eingehen auf dieselbe abgelehnt. Die Frage

[1] Atlanticus, „Produktion und Konsum im Sozialstaat." XXIV u. 104 S. 1,50 Mk.

nach dem Endziel des Sozialismus schien gerade in der letzten Zeit nach den Ausführungen namentlich in den Aufsätzen von Bernstein, dann auch von Konrad Schmidt, Calwer u. v. A. zwar nicht ad calendas graecas vertagt, wie es die bürgerliche Presse vielfach glauben machen wollte, aber doch auf eine fernere Zukunft verschoben; es wurde die Wichtigkeit der Tagesfragen für die Entwicklung der proletarischen Bewegung mehr in den Vordergrund gerückt. So sehr nun auch die Berücksichtigung der Gegenwartsprobleme, der aktuellen Fragen von Bedeutung ist, so ist es doch andererseits erst das Endziel selbst, welches mit das höchste theoretische Interesse beansprucht, welches sowohl den von Sorgen und Mühen gedrückten Arbeiter, als den Menschenfreund und Idealisten das Unbefriedigende einer wenig erfreulichen Gegenwart ertragen läßt, ihm die Anstrengungen und Opfer, die er für seine Ueberzeugung zu bringen hat, als für die Erreichung großer Ziele, einer schöneren, herrlicheren Zukunft dargebracht erscheinen läßt. Es hat dies Letztere auch Kautsky in der recht ausführlichen Vorrede zu der angeführten Arbeit hervorgehoben und als das hauptsächlichste Moment bezeichnet, weshalb er, der Herausgeber der „Neuen Zeit“, und der Dietzsche Verlag sich für die Drucklegung derselben interessirten, trotzdem der Verfasser vielfach vom Marxismus abweichende Ansichten ausgesprochen hat. Das Gemeinsame lag darin, daß auch der Verfasser von der Durchführbarkeit des Sozialismus überzeugt ist und die Wahrscheinlichkeit des Eintritts desselben in keine sehr ferne Zukunft verlegen zu müssen glaubt. Und was die Differenzpunkte anlangt, so betreffen dieselben in der Hauptsache taktische Fragen in Bezug auf die Methode und Mittel, welche ergriffen werden sollten, um die wirthschaftliche Entwicklung zu beschleunigen, sowie Fragen nach der Organisation der zukünftigen Gesellschaft. Die von dem Verfasser hierin gemachten Vorschläge können selbstredend nur als diskutable Thesen aufgefaßt werden, die den Zeitumständen und der besseren Einsicht entsprechend vielfach werden umgeformt werden müssen. Worauf es ankam, das war ja nicht die Zukunft zu schauen, in die einen klaren Einblick zu gewinnen „keinem Sterblichen“ vergönnt ist, wohl aber an der Hand der technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse der Gegenwart zu untersuchen, ob bereits heute eine ganz bedeutende Hebung der Produktion, etwa um das Zwei- bis Dreifache, bei verkürzter Arbeitszeit möglich wäre. In dieser Frage muß Klarheit geschaffen werden. Es kann Niemand vom Sozialismus verlangen, er soll ein genaues Bild der Zukunft entwerfen, dazu müßte man erst die Fortschritte kennen, die Wissenschaft und Technik gemacht haben werden, bevor die Sozialisirung der Gesellschaft eintritt, die Entwicklung des menschlichen Geistes, den Werdegang künftiger moralischer, politischer, religiöser Lehrmeinungen und Anschauungen antizipiren. Um so wichtiger ist es, wenn auch nur annäherungsweise, zu wissen, was uns bereits die Mittel der Gegenwart bei sofortigem Eintritt des Sozialismus bieten können. Woher soll denn der Arbeiter den Muth und die Ausdauer nehmen, über die Vexationen der Gegenwart hinwegzukommen, wenn ihm auch nicht annäherungsweise gesagt werden kann, wie groß der materielle und geistige Fortschritt bei sofortiger Sozialisirung der Gesellschaft sein könnte, wenn er tagtäglich die pessimistische Lehre hört, daß das Elend bestehen werde, solange die Welt besteht, daß die Millionen arbeiten, sich mühen und schuften müssen, damit wenigen Tausenden ein besseres Dasein beschieden sei. Es ist andererseits in der letzten Zeit auch innerhalb der Sozialdemokratie vielfach zugegeben, daß die wirthschaftliche Entwicklung zum Großbetrieb durchaus nicht so schnell erfolgt, wie man sich das früher vorstellte, in der Landwirthschaft namentlich ist diese Tendenz überhaupt fraglich. Da gewinnt denn gerade um

so mehr Bedeutung die Frage nach der Zweckmäßigkeit der einen oder anderen Wirthschaftsform, es ist um so wichtiger festzustellen, **welches das produktivere Wirthschaftssystem ist** (Werner Sombart). Weiter ist die Zahl der Besitzenden noch eine so große, daß an eine „Expropriirung der Expropriateurs“, sofern darunter eine einfache Konfiskation der Produktionsmittel oder selbst eine zinslose Ablösung verstanden ist, gar nicht zu denken ist. Es bleibt absolut nichts übrig, als zu untersuchen, ob das sozialistische Wirthschaftssystem schon unter der Bedingung, daß eine durchaus liberale Entschädigung für die Besitzer der Produktionsmittel und auch noch ihre Nachkommen statuirt wird, so große innere Vorzüge besitzt, daß dennoch allgemeiner Wohlstand eintreten kann.

Die größere Produktivität der sozialistischen Wirthschaftsform ist zwar auch früher schon von fast allen Theoretikern des Sozialismus behauptet worden, namentlich mit dem Hinweis darauf, daß der noch vielerorts vorhandene Kleinbetrieb, sowie die Zersplitterung und Planlosigkeit der heutigen Betriebsform mit einer ungeheuren Kraft- und Arbeitsverschwendung verbunden sei. Genaue Berechnungen sind jedoch nicht vorgenommen, und als der Schreiber dieser Zeilen sich vor einigen Jahren an das Studium dieser Frage machte, mußte er bald bemerken, daß in Anbetracht der Dürftigkeit und Unvollständigkeit der vorhandenen Hinweise eine vollständige Neubearbeitung des Stoffes wünschenswerth sei. Leider ist nun der Umfang des zu bewältigenden Materials ein derartiger, daß zu einer erschöpfenden Darstellung eines jeden einzelnen Betriebszweigs ein ganzer Apparat von Spezialforschern hätte aufgeboten werden müssen. Andererseits ist der Gegenstand wichtig genug, um wenigstens vorläufig eine etwas summarische Behandlung zu riskiren und zu suchen, annäherungsweise festzustellen, ob bei vervollkommneter Technik (wie sie heute erst in einigen wenigen Betrieben statthat), sowie besserer Organisation der Produktion bedeutende Mehrleistungen möglich sind. Es erschien dabei geboten, den Umfang der Arbeit möglichst zu beschränken, um nicht die Masse der Leser von vornherein vom näheren Eingehen auf ein derartiges trockenes Zahlenmaterial abzuschrecken. Der Verfasser mußte sich also dazu bequemen, einen bedeutenden Theil des gesammelten Materials vorläufig beiseite zu lassen und möglichst kurz und präzis ein Gesammtbild einer sozialistischen Wirthschaftsorganisation und -Leistung darzustellen. Blos auf die Landwirthschaft, als den weitaus wichtigsten Berufszweig, ist näher eingegangen, indem ein idealer Musterbetrieb genauer gezeichnet ist. Für alle sonstigen Berufszweige wurde der Arbeitsbedarf und die Arbeitsleistung festzustellen gesucht, indem die relative Produktion in einer Anzahl der besseren Betriebe der Berechnung zu Grunde gelegt wurde, soweit darüber statistische Daten in der vorhandenen nationalökonomischen und technischen Literatur aufzutreiben waren. Eine jede sachliche Kritik wird dem Verfasser hochwillkommen sein, namentlich sofern eine solche dazu beitragen kann, das Bild vom Sozialstaat mehr zu klären. Es wäre geradezu außerordentlich zu wünschen, wenn seitens einer Anzahl von Sozialisten eingehendere Untersuchungen über einzelne Betriebszweige angestellt würden, etwa in ähnlicher Art, wie die Untersuchungen über das Handwerk in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, nur mit dem Zwecke, auch die Möglichkeiten, Kosten und den Arbeitsbedarf bei einer eventuellen Verstaatlichung festzustellen. Allerdings sind ja in der vorliegenden Arbeit die einzelnen Ansätze recht vorsichtig gemacht und der Verfasser hat die feste Ueberzeugung, daß eine genauere Berechnung für jeden einzelnen Berufszweig noch größere Ersparnisse im Arbeitsbedarf möglich zeigen wird, als er angenommen hat, namentlich da ja die Technik weitere Fortschritte macht und auch die in der Zukunft gesteigerte Lebenshaltung

intensivere Arbeit nach sich ziehen dürfte. Es muß natürlich ausdrücklich betont werden, daß es sich hier nicht um dogmatische Zukunftskonstruktionen handelt. Die vorliegenden Berechnungen kommen nur als Bild und Beispiel in Betracht, an dem die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der sozialistischen Ordnung schon bei dem heutigen Stande der wirthschaftlichen und technischen Entwicklung rechnerisch erprobt werden soll. Das ist es doch, worauf es in erster Linie ankommt, dabei verschlägt es weiter nichts, wenn die thatsächliche Entwicklung in der Zukunft nicht nach dem hier gezeichneten Plane erfolgt, oder doch wenigstens starke Abänderungen vorzunehmen sind. Es ist nicht möglich zu zeigen, wie der Zukunftsstaat in der Zukunft wirklich aussehen wird, aber es muß Klarheit darüber geschafft werden, welche Mittel und Möglichkeiten uns die Gegenwart bietet, die Produktivität der Wirthschaft in bedeutendem Maße zu steigern.

Die Resultate, zu denen der Verfasser gekommen ist, sind in Kürze die folgenden: Es kann die heutige Produktion in Deutschland um mehr als das Doppelte gesteigert werden und das bei einer auf die Hälfte bis zwei Fünftel gekürzten Arbeitszeit. Es ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Staat nicht alles, sondern nur die nothwendigsten Lebensmittel herstellt und da können denn 8,6 Millionen in Staatsbetrieben beschäftigte Arbeiter Waaren im heutigen Werthe von 33 Milliarden Mark produziren. Von diesen 33 Milliarden sind 4550 Millionen Mark als jährliche Zinsquote für die circa 130 Milliarden Mark betragenden Kosten der Ablösung der Produktionsmittel gerechnet, während weitere 4300 Millionen als Entschädigung für die höheren Spezialberufe (Lehrer, Techniker, Wirthschaftsdirigenten, Aerzte 2c.) in Betracht kommen. Auf die physisch arbeitende Bevölkerung entfallen dann noch 23815 Millionen Mark resp. circa 2768 Mark pro Arbeiter und Jahr. Der heutige durchschnittliche Jahresverdienst eines Industriearbeiters in Deutschland beträgt nach den Ausweisen der Statistik der Unfallversicherung nur circa 680 Mark, es ist also trotz liberalster Entschädigung der Besitzenden eine Steigerung des mittleren Arbeitseinkommens um das Vierfache möglich. Allerdings ist in der Berechnung angenommen, daß dieser Verdienst den Arbeitern nicht sofort ausbezahlt, sondern aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zwei Drittel davon als Pensionsfonds einbehalten wird, da es sich ja eben nur um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse handelt, deren Beschaffung den Arbeiter im späteren Leben vor der Noth schützen soll. Demgemäß wurde angenommen, daß bei einer Bevölkerung von 60 Millionen Seelen (die Deutschland voraussichtlich bereits in zehn Jahren haben wird), auf die die Lebensmittelerzeugung zugeschnitten worden ist, die männlichen Arbeiter mit dem vollendeten 17., die weiblichen mit dem vollendeten 15. Lebensjahr in die staatlichen Betriebe eintreten und in zehn- resp. siebenjähriger Arbeitszeit die ganze staatliche Waarenproduktion besorgen. Während dieser aktiven Arbeitszeit erhalten dieselben neben freier Wohnung nur eine Remuneration von 800 und 700 Mark jährlich; nach Ablauf derselben erhalten die männlichen Arbeiter eine lebenslängliche Pension von 800 Mark; die weiblichen (entsprechend der kürzeren Arbeitszeit und geringeren Arbeitsleistung) eine solche von 450 Mark. Das erscheint auf den ersten Blick dürftig; thatsächlich ist aber eine bedeutend höhere Lebenshaltung dabei angenommen, der Konsum der werthvolleren Nahrungsmittel, als Fleisch, Zucker, Bier 2c. mehr als um das Zweieinhalbfache gestiegen gedacht. Nicht berücksichtigt sind bei den staatlichen Betrieben die Herstellung von Wohnhäusern, Möbeln, Luxusgegenständen, polygraphische Gewerbe 2c.; es ist aber gezeigt, daß eine Additionalarbeitszeit von vier Jahren den Arbeitern bereits eine weitere durchschnittliche Pension von 500 Mark einbringen könnte (1300 resp. 950 Mark) und auch später, nach

dem 31. bis 32. Lebensjahr beim Manne, dem 26. bis 27. bei der Frau, weitere Thätigkeit in Luxusindustrien erhöhtes Einkommen ermöglicht. Für die Angehörigen der Spezialberufe sind Remunerationen angesetzt, die den heutigen entsprechen oder darüber hinausgehen, der Bedarf an solchen intelligenten Erwerbsthätigen bedeutend erhöht gedacht. Ueberhaupt ist als Grundprinzip für den Uebergang zur sozialistischen Betriebsform angenommen, daß die Interessen möglichst Weniger geschädigt, die möglichst Vieler gefördert werden sollen. Von einer eigentlichen Schädigung der Interessen der heutigen Besitzenden kann auch nur insofern die Rede sein, als die Möglichkeit, nach der Ablösung der Produktionsmittel noch weitere Kapitalien zinstragend anzulegen, abgeschnitten werden soll, so daß die Besitzenden ihre Zinsen verzehren oder zinslos aufhäufen müssen. Der Hauptvortheil der Sozialisirung für die heutigen handarbeitenden Klassen soll eben darin bestehen, daß neben der durch bessere Organisation und bei anwachsender Bevölkerung ermöglichten Mehrproduktion die Abzüge an Kapitalzins absolut die gleichen bleiben, relativ bedeutend sinken. Daß auch dieser Modus den meisten heutigen Großkapitalisten nicht behagen wird, ist sicher, es wurde dabei eben der Gier der Kapitalanhäufung in infinitum nicht Rechnung getragen. Weitaus die Mehrzahl dagegen der heutigen Besitzenden, namentlich der kleineren Kapitalisten, würden sich sicher zufrieden geben, wenn ihnen nur das gegenwärtige Einkommen auch für die Zukunft garantirt ist.

Der Sozialstaat ist als geschlossener Staat gezeichnet, Deutschland inklusive der heute schon vorhandenen Tropenkolonien. Es ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß Deutschland in der Sozialisirung der Gesellschaft den anderen Ländern vorausgeht und alsdann keine Tauschgegenstände von fremden Staaten erhält, sämmtliche Bedürfnisse auf eigenem Grund und Boden erzeugen müßte. Es war dieser Fall deshalb in Betracht zu ziehen, weil eine der gewöhnlichsten Einwendungen gegen die Durchführbarkeit des Sozialismus die ist, der Sozialismus wäre nur denkbar unter der Voraussetzung einer Weltrepublik, deren Eintritt bei dem so ungleichen Bildungsniveau der verschiedenen Völker erst in einer sehr späten Zukunft (nach fünfhundert oder mehr Jahren) möglich wäre. Es ist dabei für die Produktion der Erzeugnisse der Tropen Arbeitszwang für die Neger ins Auge gefaßt, allerdings unter der Voraussetzung gleicher Entschädigung für gleiche Arbeitsleistungen wie in Europa selbst. Dagegen hat nun freilich bereits in der Vorrede Kautsky den Einwand erhoben, daß die ethischen Anschauungen des heutigen Proletariats jede Sklaverei verwerfen, gleichviel unter welcher Form. Man könne ja indessen den Kolonien die Selbständigkeit geben und sich Kolonialwaaren im Austausch gegen nordische Produkte aus solchen Gebieten liefern lassen, in denen die Produktionskosten am geringsten sind. Diese Differenzen erledigen sich in der Hauptsache dahin, daß ich eben die nächste, Kautsky die etwas fernere Zukunft, in der die sozialpolitische Erziehung der Völker vollendet sein wird, ins Auge gefaßt hat. Heute wäre es sicher recht bedenklich, wenn man ohne Weiteres den Kolonien die Freiheit geben wollte. Wenn sich z. B. die Engländer aus Ostindien, die Holländer aus Insulinde zurückziehen wollten, so hätte dies blos die Wirkung, daß hinfort an Stelle fremder einheimische Ausbeuter und Tyrannen treten würden, die das Volk in viel roherer und grausamerer Weise ausbeuten würden. Die Aufgabe der Europäer auch in den Tropen dürfte vielmehr dahin aufzufassen sein, die Erziehung der zurückgebliebenen Naturvölker in die Hand zu nehmen, indem man die Letzteren an Arbeit gewöhnt und ihnen zugleich mehr Bildung beibringt. Heute dagegen erziehen einerseits die englischen Missionen in Afrika einen kleinen Theil der Neger

zur Faulheit, während andererseits rücksichtslose Ausbeutung des ungebildeten, weitaus überwiegenden Theiles der Eingeborenen herrscht. Von selbst werden dagegen die Eingeborenen der Tropen unter den heutigen Verhältnissen bei ihrer Genügsamkeit so wenig als möglich produziren. Ihre Unbekanntschaft mit dem verfeinerten Lebensgenuß würde dazu führen, daß die Produktion von Kolonialwaaren wenn nicht ganz aufhörte, so doch auf ein Minimum reduzirt würde. Ein klassisches Beispiel haben wir in Haiti. Haiti führte zu Anfang der französischen Revolution für circa 140 Millionen Francs Kolonialwaaren aus, nach der Befreiung der Neger hörte die Ausfuhr so gut wie völlig auf. Die Neger produzirten nur noch so viel, um den dürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen, an den sie zur Zeit der Sklaverei gewöhnt waren. Hätte man den ganzen Reinprofit ihrer Herren ihnen selbst zukommen lassen, sie auf diese Art an eine höhere Lebenshaltung und an Luxusbedürfnisse gewöhnt und ihnen mehr Bildung beigebracht, so würden sie sicher auch nach der Befreiung fortgefahren haben, für den Export zu produziren, um eben die zur Gewohnheit gewordene Lebenshaltung beibehalten zu können. Das ist nun die Aufgabe, die die Europäer künftig in den Tropen zu erfüllen hätten: Zwangserziehung der Eingeborenen, aber gleichzeitig gerechte Entschädigung und spätere Emanzipation.

Ob die Durchführung des Sozialismus auf friedlichem Wege, ohne schlimme Erschütterungen für den ganzen Volksorganismus stattfindet, das wird natürlich in der Hauptsache von dem Verhalten der heutigen machthabenden Kreise abhängen. Es ist zweifellos eine friedliche Evolution möglich, für die Wahrscheinlichkeit einer solchen friedlichen Entwicklung sind allerdings zur Zeit die Aussichten recht trübe. Es kommt darauf an, wie weit bessere Einsicht und Vernunft die Oberhand behalten, wie weit eine sorgfältige, leidenschaftslose Prüfung der Durchführbarkeit des sozialistischen Wirthschaftssystems stattfindet, bei Zeiten die nothwendigen Untersuchungen und Experimente vorgenommen werden.

Notizen.

Die Zuckerproduktion der Welt in den letzten zehn Jahren. Ueber die Gewinnung von Zucker, Rüben- wie Rohrzucker, in den letzten zehn Jahren giebt folgende Tabelle interessante Aufschlüsse. Es wurde produzirt (in Tonnen zu 1000 Kilogramm):

	Zucker aus Rüben	Zucker aus Rohr	Zusammen
1887/88	2407000	2541000	4948000
1888/89	2708000	2359000	5067000
1889/90	3563000	2138000	5701000
1890/91	3640000	2597000	6237000
1891/92	3445000	2785000	6230000
1892/93	3344000	2769000	6113000
1893/94	3786000	3260000	7046000
1894/95	4691000	3137000	7828000
1895/96	4232000	2556000	6788000
1896/97	4772000	2432000	7204000

Während vor zehn Jahren der Zucker aus Rüben mit 48,6 Prozent der Gesammtproduktion dem Rohrzucker gegenüber mit 51,4 Prozent noch im Nachtheil war, überwiegt der erstere 1896/97 mit 66,2 Prozent der Gesammtproduktion, die um 45,6 Prozent gestiegen ist, den Rohrzucker um 33,8 Prozent. Zwar ist der Rückgang in der Rohrzuckergewinnung in den letzten Jahren zum größten Theil eine Folge der politischen Ereignisse auf Kuba, welche daselbst einen enormen Rückgang

der Produktion von Zucker nach sich gezogen haben; aber aus diesem Rückgang einen allgemeinen Rückgang der Rohrzuckerindustrie, die in den anderen Ländern einen weiteren Fortschritt zu verzeichnen hat, herzuleiten, dürfte verfehlt sein. Dagegen hat die Rübenzuckerindustrie gigantische Fortschritte gemacht. Deutschland und Oesterreich-Ungarn z. B. haben in dem Zeitraume von zehn Jahren ihre Produktion von 1359000 Tonnen auf 2765000 Tonnen erhöht, also mehr als verdoppelt. Und neben Argentinien, welches lange Zeit Zucker einführen mußte, und das plötzlich zu einem Exportlande in diesem Artikel geworden ist, treten die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer festen Fuß fassenden Rübenzuckerindustrie, die zunächst allerdings dem Lande selbst zu Gute kommen soll, auf den Weltmarkt. -ew.

Die Telegraphen- und Fernsprechleitungen der Erde. In einer Uebersicht über die Entwicklung des elektrischen Nachrichtenwesens im Jahre 1897 giebt das „Journal Télégraphique" folgende Zahlen für die gegenwärtige Ausdehnung der Telegraphen- und Fernsprechnetze der Erde. Allerdings handelt es sich dabei zum Theil nur um Schätzungen, die jedoch annähernd der Wirklichkeit entsprechen. Es bestanden Inlands-Telegraphenleitungen:

in Europa	2841326	Kilometer
„ Asien	500203	„
„ Afrika	160065	„
„ Australien	350141	„
„ Amerika	4051642	„
Zusammen	7903377	Kilometer
Dazu kommen:		
Kabelleitungen	301930	Kilometer
Fernsprechleitungen:		
Europa	1000000	Kilometer
Amerika	1800000	„
Die übrigen drei Welttheile	200000	„
Zusammen	3000000	Kilometer
Eisenbahntelegraphen	2000000	Kilometer
Im Ganzen	13205307	Kilometer

Diese Leitungslänge würde rund 330mal um die Erde oder etwa 35mal von der Erde bis zum Monde reichen. —y.

Die Stahlproduktion der ganzen Erde belief sich im Jahre 1896 auf annähernd 19 Millionen Tonnen. Die Vereinigten Staaten stehen unter den Stahl produzirenden Ländern an erster Stelle, Deutschland an zweiter. Auf die einzelnen Länder vertheilen sich die erzeugten Mengen Stahl wie folgt:

	1881		1896	
Vereinigte Staaten	1 613 000	Tonnen	5 600 000	Tonnen
Deutschland	897 000	„	4 900 000	„
England	1 809 000	„	4 200 000	„
Frankreich	422 000	„	1 128 000	„
Rußland	285 000	„	900 000	„
Oesterreich-Ungarn	130 000	„	869 000	„
Belgien	125 000	„	598 000	„
Schweden	50 000	„	250 000	„
Spanien	?	„	105 000	„
Italien	?	„	60 000	„
Kanada	?	„	40 000	„

Außerdem wurden im Jahre 1896 noch 250000 Tonnen Tiegelgußstahl erzeugt, wovon auf England 100000 Tonnen und auf die Vereinigten Staaten 70000 Tonnen entfallen. Der Rest vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf die übrigen Länder. —g.

Feuilleton.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Eine naturwissenschaftliche Umschau von Dr. Friedrich Knauer.

II.

Warum wandert der Zugvogel und wie findet er den Weg? — Phylloxera, die zweite. — Fossile Fährten des Urmenschen. — Der entthronte Urvogel.

Jedes neue Jahr bringt uns Frühjahr und Herbst und in jedem Frühjahr und Herbst kommen und gehen die Wandervögel. So sahen es die Alten, so sehen wir's noch heute. Und wie unsere Altvorderen über den Vogelzug und seine Ursachen grübelten, so thun wir's heute, ohne daß wir darüber viel mehr wüßten als jene.

Man hat die Kälte des Winters mit ihren Härten verantwortlich machen wollen für den jährlichen Abzug unserer Wandervögel! Dem Nahrungsmangel, den der Winter im Gefolge hat, sollten sie entfliehen wollen. Wie reimt sich aber damit die Thatsache, daß uns so viele Zugvögel lange, ehe es kalt ist, verlassen, daß Kuckucke, Mauersegler, Pirole schon Anfangs August von uns fortziehen, zu welcher Zeit doch von Kälte und Nahrungsmangel noch lange keine Rede sein kann? Warum finden sich denn so viele in neuerer Zeit zu uns importirte exotische Vögel, Kinder heißer Zonen, in unser Klima und schreiten selbst zur Winterszeit zum Brüten? Und wenn's im fernen Süden gar so behaglich ist, warum bleiben sie dann nicht dort, die Heimathsflüchtigen? Ist es aber wirklich die angeborene Liebe zur Heimath, die uns die jährlichen Ausreißer wieder zurückführt, warum beeilen sie sich denn gar so sehr, lange vor Eintritt des Winters die Geburtsstätte zu verlassen, und warum zögern sie ebenso sehr, im nächsten Frühjahr wieder heimwärts zu wandern?

Und sehen wir vielleicht klarer in der Frage, was den in die weite Ferne wandernden Zugvogel führt und leitet? Was ist da nicht alles ins Treffen geführt worden. Magnetische Kräfte sollten es sein, die den Wandervogel polwärts ziehen, weil man sah, daß die Mehrzahl der sibirischen Brutvögel die Richtung nach der Taimor-Halbinsel einhält, auf der ja der magnetische Nordpol liegt. Aber schon die Zugvögel Nordamerikas kümmern sich durchaus nicht um den magnetischen Nordpol. An bestimmte Wegmarken halte sich, meinten Andere, der Zugvogel, der von seiner Vogelperspektive aus die Welt unter sich in großem Umriß in sich aufnehme und die großen Gebirgszüge und Wasserläufe als scharfe Richtungsmarken im Gedächtniß behalte. Damit würde ja stimmen, daß in der That die Wandervögel ganz bestimmte Wege einhalten und man die verschiedenen Arten beim Hin- und Rückzug bestimmte Vogelstraßen ziehen sieht. Was nützen aber solche Wegmarken all den Zugvögeln, die in dunkler Nacht, die im Nebel dahinziehen? Bei manchen Arten ziehen die Jungen allein voraus; wer zeigt diesen, die die Wanderfahrt zum ersten Male antreten, den Weg und seine Marken? Viele Zugvögel, wie uns der beste Vogelzugkundige, Gättke auf Helgoland, belehrt, ziehen in einer Höhe von 5000 Meter und noch höher und mit so rapider Schnelligkeit und ohne Rast dahin, daß z. B. das Tundrablaukehlchen von Helgoland bis nach Aegypten nur neun Stunden braucht. Ist es da wohl anzunehmen, daß die eiligen Wanderer aus solcher Höhe sich nach Wegmarken richten werden? Den über weite Meeresstrecken dahinwandernden Zugvögeln soll die Wellenrichtung zur Richtschnur dienen. Das mag ja wohl gelten, wo die

Woge regelmäßige Bahnen ziehen. Wo aber in sturmgepeitschter See der Orkan nach allen Richtungen Wellen schlägt, fehlte dem Wanderer wohl jede Wegweisung.

Einen besseren Fingerzeig scheinen uns in dieser ungelösten Vogelzugfrage neuere Forschungen geben zu sollen. Man hat beobachtet, daß von kleinsten Lebewesen eines Wassertropfens, Bakterien, Infusorien, wenn man durch das Wasser einen schwachen galvanischen Strom leitet, gewisse Arten nur am positiven, andere nur am negativen Pole sich ansammeln, so daß man von positiv- und negativ-galvanotaktischen Thieren sprechen kann. Und so giebt es wärmewendige und wärmeflüchtige, lichtwendige und lichtflüchtige Thiere. Der Regenwurm, der Maulwurf, die Nachtaffen, viele katzenartige Raubthiere flüchten vor dem Lichte; die Kreuzotter und Viper zieht es magisch ans Licht heran; Nachtfalter, Fliegen und anderes geflügelte Kleinvolk drängt es zum Helllicht der Lampe. So sind auch die Vögel lichtwendige Thiere. Wäre es da nicht möglich, daß der eilig dahinwandernde Zugvogel durch die Stellung der Sonne, durch auffallende Sternbilder, den großen Bären, den Polarstern, die Cassiopeja und, wenn ihm diese beim Auftauchen des Südhimmels untergegangen sind, durch das herrliche südliche Kreuz sich leiten lasse, daß es also solche taktische Einflüsse, Richtungsreize verschiedener Art seien, die den jährlichen Aufbruch des Zugvogels bestimmen, ihn auf seiner Wanderfahrt führend leiten und auch wieder zur Rückkehr nach der fernen Heimath veranlassen?

* * *

Man weiß, welchen Lärm die „Reblaus“ oder „Phylloxera“ in Europa erregte und wie die Verödung Tausender und Tausender herrlicher Weingefilde sich an diesen Namen knüpft. Jüngst hat nun eine andere Laus, die San José-Schildlaus (Aspidiotes perniciosus) viel von sich reden gemacht. Wie uns die verderbliche Phylloxera, der berüchtigte Colorado-Kartoffelkäfer, die gefährliche Peronospora-Krankheit von Amerika beschert wurden, scheint auch dieser neue Schädling über Amerika zu uns kommen zu sollen. Wenn man hört, daß die Vermehrung dieser Schildlaus eine so massenhafte ist, daß ein einziges Weibchen während eines Sommers Hunderte Millionen Nachkommen zu erzeugen vermag, daß es kaum einen Gartenbaum giebt, den sie verschont, und sie auf Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten, Mandeln, Pfirsichen, Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren ebenso vorkommt wie auf Linden, Akazien, Ulmen, Weiden, Rosen, Spierstauden, daß sie auf den Bäumchen der Baumschulen sich ebenso findet wie auf den Früchten, und daß nach England allein jährlich für mehrere Millionen Dollars Obst aus Kalifornien eingeführt wird, so erscheint die Furcht vor der Invasion dieses Obstfeindes und der Ruf nach rechtzeitiger Abwehr nur zu gerechtfertigt.

Im Frühjahr erscheinen zuerst die Männchen, mit zwei Flügeln ausgestattete, etwas über einen Millimeter große, schwachgelbliche Thierchen. Bald darauf kommen die doppeltgroßen ungeflügelten Weibchen, deren Saugrüssel allein die Länge der Männchen um das Dreifache übertrifft. Die Weibchen stechen die Rinde an, saugen sich fest und rühren sich nicht mehr von der Stelle, bis der Winter eintritt, den sie in halberwachsenem Zustand zu verbringen scheinen. Die Weibchen bringen lebende Junge zur Welt und legen Eier. Das zur Welt gekommene Junge kriecht auf den Aesten herum, bis es sich an passender Stelle festsaugen kann und hier dann vermittelst einer Absonderung sein Schild bildet und zwei Häutungen durchmacht. Das Schild der weiblichen Schildlaus ist etwa stecknadelkopfgroß, sehr flach und in seinem Aeußeren der Rinde so angepaßt, daß man es sehr leicht übersieht. Reihen sich die Schilder einer großen Zahl solcher Läuse enge nebeneinander an, so erscheint das Ganze als graue rauhe Schorfe; erst mittels

des Mikroskops kann man die einzelnen Schilder unterscheiden. Auf den Früchten verräth sich die Anwesenheit der Schildlaus durch eine kleine Vertiefung und meist auch durch einen das Schild umgebenden, scharf abgegrenzten purpurrothen Ring.

Die von der Schildlaus befallenen Bäume hören auf zu treiben und Obst zu tragen und sterben, wenn nicht ein kalter Winter die Schildläuse tödtet, endlich ab. Das befallene Obst wird in seiner Entwicklung gehemmt oder fällt ab. Bei der Flügellosigkeit der Weibchen und ihrer festsitzenden Lebensweise kann eine Verbreitung auf natürlichem Wege nur sehr langsam erfolgen und in diesem Falle nur auf die wenige Stunden dauernde Phase des beweglichen Larvenstadiums beschränkt bleiben; diese Art der Verbreitung wird am ehesten in den Baumschulen stattfinden, wo die jungen Bäumchen enge nebeneinander stehen. Viel rascher aber erfolgt die Verbreitung der Larven durch Vögel und Insekten, auf die sie kriechen, um sich von ihnen weiter tragen zu lassen.

Was nun die Abwehr dieses Schädlings betrifft, so wird man in erster Linie dem Handel mit jungen Bäumchen aus Baumschulen sein Augenmerk zuzuwenden haben, durch welche die Verbreitung in die Ferne am leichtesten erfolgen kann. Man wird an den Eingangsstellen der Grenze alle solche Pflanzensendungen und die amerikanischen Obstsendungen auf ihre Reinheit sorgfältig prüfen müssen. Ist irgendwo eine Einschleppung schon erfolgt, dann wird man am besten im Winter, um welche Zeit die Bäume vollständig zu übersehen sind, verschiedene Vertilgungsmethoden in Anwendung bringen: sorgfältiges Abbürsten der Bäume, Bestreichen mit Schmierseife, Harzlösungen, Petroleumemulsionen.

Hoffentlich gelingt es, den Feind abzuwehren und kommen die Allarmrufe nicht zu spät. Wie bitter jede Saumseligkeit sich da rächt, hat man ja an der Reblaus erlebt.

* * *

Von zwei Seiten kommt die Kunde von hochinteressanten Funden aus der Zeit der Urmenschen. Beide betreffen Amerika, der eine Nicaragua, das von vulkanischer Thätigkeit zerrissene Land Zentralamerikas, der andere Nevada.

Von jeher und heute noch ist Zentralamerika und ganz besonders Nicaragua ein Gebiet lebhafter vulkanischer Thätigkeit. Das vielfach aufgeworfene und zerrissene Erdreich mit den ausgedehnten festgewordenen Lavamassen und den zahlreichen erloschenen Kratern spricht von der einstigen vulkanischen Arbeit; die wiederholten Erschütterungen, die noch thätigen Vulkane, die noch in jüngster Zeit Lava auswarfen, zeigen, daß es mit dieser unterirdischen Thätigkeit noch lange nicht zu Ende ist. Trotz alledem haben sich die Menschen nicht abhalten lassen, sich hier anzusiedeln, und daß diese Gebiete schon lange vor der Eroberung des Landes durch die Spanier bewohnt waren, beweisen die heute noch zu sehenden sonderbaren Abbildungen an den Felswänden zwischen dem Managua- und Nicaraguasee, von denen schon die damaligen Bewohner den Spaniern nicht sagen konnten, wer sie hergestellt und was sie bedeuten. Zu den erloschenen Vulkanen dieses Gebiets gehört auch der Tiziapa, zwischen dessen einzelnen Ausbrüchen so lange Zwischenpausen waren, daß sich auf der erstarrten und verwitterten Lava und dem entstandenen Tuffstein eine reiche Vegetation bilden konnte. So fanden die Spanier hier einen undurchdringlichen Wald vor. Hier nun in der Nähe der Stadt Managua, etwa dreihundert Schritte vom See entfernt, fand man in einer kalkigen Schichte, 21 Fuß unter dem heutigen Niveau, Fährten des Menschen, der dieses Gebiet bewohnte und wohl auch die merkwürdigen Felsenbilder geschaffen hat. Bei genauer Untersuchung der Schichtenbildung dieses Fundortes fand man zunächst eine dicke Schichte Humus, die sich im Verlauf der Zeit aus den Abfällen des Waldes gebildet hatte; unter dieser Humusschichte

zeigten sich vier feste, durch dünne Sandschichten voneinander getrennte Tuffsteinschichten, deren letzte in eine kalkartige Erde sich umgewandelt hat, wie sie von den heutigen Bewohnern beim Häuserbau verwendet wird. Diese letzte Schicht liegt auf einem 14 Zoll tiefen Aschenboden, der aus einer Zeit der stärksten vulkanischen Thätigkeit herrührt und in gleicher Mächtigkeit noch an anderen Stellen des Landes aufgefunden wird. Unter dem Thonbett finden sich neue Schichten eines Gemenges von Bimsstein, Erde, Sand, vulkanischen Steintrümmern. In der obersten Schichte der letzten dieser Ablagerungen, kalkigem Tuffstein von über 40 Zoll Stärke, fand man die Abdrücke menschlicher Füße, während man sonst noch in diesem Eruptionsgebiet fossile Pflanzen, Knochen des Mastodons, kleine Muscheln aus der Mammuthszeit auffand.

Diese Fährten des Urmenschen sind in großer Zahl vorhanden und kreuzen sich wiederholt; sie rühren von Gängen her, die der in der Nähe des Sees angesiedelte Mensch häufig unternahm, um Wasser zu holen. Einige der Spuren sind seicht und undeutlich, andere fest und tief. Die große Zehe zeigt sich breit und hervorstehend, die zweite Zehe bedeutend überragend, was nach der Ansicht eines bedeutenden Anthropologen besagen würde, daß dieser Urmensch nicht auf niedriger Stufe gestanden ist. Von einem kräftigen, energischen Auftreten spräche die Thatsache, daß der vordere Theil des Fußes deutlicher und tiefer ausgeprägt ist. Diese und an anderen Orten Nicaraguas aufgefundenen Spuren beweisen, daß der Mensch schon in einer von der heutigen weit entfernten Epoche hier wohnte.

Eine andere nicht minder interessante Fundstätte menschlicher Fährten aus der Diluvialzeit fand man bei Carson-City im Staate Nevada. An die aus verschiedenem Eruptionsgestein bestehenden Berge des Pine-Nut-Gebirges lehnt sich nach Norden hin eine circa 50 bis 60 Fuß hohe Terrasse, die aus einem eigenthümlichen Sandstein besteht. Die Bildung dieser Terrasse läßt sich auf die Thätigkeit einer am Fuße der Terrasse entspringenden heißen Quelle zurückführen, welche viel Kalk gelöst enthält und wie andere tuffbildende Quellen ihren Weg vielfach ändert. Aus dem Sandstein dieser Terrasse sind fast alle öffentlichen Gebäude der Stadt errichtet, so auch das Staatsgefängniß, dessen Hof einer dieser Steinbrüche derart bildet, daß die 15 bis 20 Fuß hohen Steinbruchwände drei Seiten bilden, das Gebäude die vierte Seite. In diesem Gefängnißhof nun hat man zwei dünne Thonschichten, die durch eine Sandsteinbank getrennt werden, aufgedeckt, welche die ganze Oberfläche des Hofes einnehmen und Tausende von Fußspuren zeigen. Man sieht da überwiegend Vogelfährten, von denen Tausende in Form und Größe mit der des amerikanischen Kranichs übereinstimmen, andere auf die einer Gans hindeuten. Dann sieht man Pferdespuren, die gigantischen Fährten des Mammuth; von beiden Thierarten findet man überdies im Sandstein gut erhaltene Mahl- und Stoßzähne. Weiter sind ersichtlich Fährten eines hundeartigen Raubthieres vorhanden. Von größtem Interesse sind aber etwa 120 Fußstapfen, die als Menschenfährten zu erkennen sind. Da jede Doppelspur fehlt, können sie nicht von einem Vierfüßler herrühren, der unmöglich auf schlammigem Rutschboden die Spuren der Vorder- und Hinterfüße so genau zu decken vermocht hätte. Die sehr stark ausgesprochene konkave Biegung der inneren Fußumrisse deutet auf eine sehr schiefe Fußform. Auch daß absolut keine Spur von Zehen vorhanden ist, widerspricht der Annahme von Thierfährten, denn gerade die Zehenspuren erhalten sich im Thone gut. Dies Fehlen der Zehen und die weit über das menschliche Maß hinausgreifende Größe dieser Fährten läßt annehmen, daß die Spuren von Füßen, die in Mocassins gehüllt waren, herrühren, wofür auch der Umstand spricht, daß die Spuren nach unten mit einer

Rundung schließen. Die auffallende Größe und der Abstand der Spuren, aus dem man auf einen sehr gespreizten Gang schließen möchte, finden in der schlammigen Art des Bodens ihre Erklärung. Auch diese Fährten rühren, wie außer den Mammuthfunden das Vorhandensein verschiedener Muscheln und Schnecken des Diluviums bezeugt, aus der Diluvialzeit.

* * *

Noch einer anderen paläontologischen Thatsache müssen wir hier gedenken. Selbst in Laienkreise drang seiner Zeit die Aufregung über einen hochinteressanten Fund, der im lithographischen Schiefer von Solenhofen, dieser ergiebigen Fundstätte für Fossilien, gemacht worden war. Man hatte ein Skelett des langgesuchten Bindegliedes zwischen Vögeln und Reptilien gefunden. Dieser fossile Archaeopteryx ging um theures Geld ans Londoner Museum. Da glückte es vor etwa zehn Jahren, ein zweites besser erhaltenes Skelett ebenfalls im Solenhofener Schiefer aufzufinden, das um den Preis von 20000 Mark an das Berliner Museum gelangte.

Das Berliner Exemplar liegt auf einer Solenhofener Platte von 460 Millimeter Länge und 380 Millimeter Breite und ist etwa um ein Zehntel kleiner als das Londoner, aber es besitzt vor Allem auch den Kopf. Dieser interessante Fund ist seiner Zeit von W. Dames sehr eingehend untersucht und beschrieben worden. Aber anfänglich ließen sich an dem Fossil Brustbein, Schulter und Beckengürtel nicht genügend erkennen. Nun hat man die einzelnen Theile sorgfältig aus dem Gestein herausgearbeitet und jetzt erst ist es möglich geworden, das Skelett richtig zu beurtheilen.

Ist es richtig, daß die Vögel von Reptilien, von flugunfähigen Thieren abstammen, so muß die nachträgliche Erwerbung der Flugfähigkeit zunächst in der zum Flugorgan umgebildeten vorderen Extremität zum Ausdruck gekommen sein und gleichzeitig auch eine Modifikation der Hintergliedmaßen eingetreten sein, die ja nun als Gleichgewichtsstütze für den ganzen Körper funktionirten. Eine diesbezügliche eingehende Untersuchung des Extremitätengürtels bestärkt nun Dames in seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß wir in Archaeopteryx durchaus nicht die vermeintliche Uebergangsform zwischen Vögeln und Reptilien zu sehen haben, daß Archaeopteryx vielmehr ein echter Vogel ist, der schon weit von der Stelle, wo die Vögel von den Reptilien abzweigten, absteht, aber noch eine ganze Reihe von Kriechthiermerkmalen bewahrt hat. Der Archaeopteryx sei auch nicht ein mißglückter Versuch der Natur, ein der Vervollkommnung unfähiger Vogel, sondern eben ein buntes Gemisch verschiedener Ausbildungsphasen der einzelnen Körpertheile, das nicht im Vergleich mit Kriechthieren, sondern mit verschiedenen Entwicklungsstadien jetzt lebender Vögel erklärbar sei. Die Bezahnung des Archaeopteryx war den Vögeln der Tertiärzeit eigen. Der lange sichelförmige Knochen, der der Rückenseite des Brustkorbes aufliegt (die Skapula), das Rabenbein und die Hintergliedmaßen entsprechen den gleichen Knochen erwachsener Vögel, Brustbein und Becken gleichen denen junger Vögel, Hand und Schwanz wiederholen sich in der Embryonalanlage der Jetztvögel. Ob ein wichtiges Merkmal des echten Vogels, der kielförmige Kamm des Brustbeins, zum Ansatz der Flugmuskeln bei Archaeopteryx vorhanden war, läßt sich nicht entschieden sagen; es scheint diese Carina zu fehlen; aber jedenfalls besaß Archaeopteryx an dieser Stelle eine Verdickung des Brustbeines, also eine Andeutung der Carina.

Den Urvogel, der den Uebergang von den Kriechthieren zu den Vögeln bildete und diese beiden heute so tief getrennten Thierklassen verbindet, haben wir also noch zu finden. Der Archaeopteryx ist es nicht. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 48. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Zu den preußischen Landtagswahlen.

✓ Berlin, 17. August 1898.

Wie bekannt, faßte der Hamburger Parteitag im Oktober vorigen Jahres folgenden Beschluß: „Die Betheiligung an den nächsten preußischen Landtagswahlen ist überall geboten, wo die Verhältnisse eine solche den Parteigenossen ermöglichen. Inwieweit eine Wahlbetheiligung in den einzelnen Wahlkreisen möglich ist, entscheiden die Parteigenossen der einzelnen Wahlkreise nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse. Kompromisse und Bündnisse mit anderen Parteien dürfen nicht abgeschlossen werden.“ Ueber die Bedeutung dieses Beschlusses entspann sich, kaum daß der Parteitag auseinander gegangen war, eine lebhafte Debatte in den Zeitungen der Partei und in ihren Versammlungen; nicht zuletzt in den Spalten der „Neuen Zeit“ wurde dieser Streit ausgefochten, ohne hier oder anderswo zu einer klaren und unzweideutigen Entscheidung zu gelangen. Daß seitdem diese Entscheidung nicht vom Himmel geschneit ist, was natürlich auch in keiner Weise zu erwarten war, zeigt ein Blick auf die Parteipresse, deren Ansichten jetzt, wo die Frage praktisch zu werden beginnt, nach den verschiedensten Richtungen auseinandergehen. Mit Recht sagt das „Hamburger Echo“, es erscheine als ausgeschlossen, daß die preußischen Parteigenossen bei der Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen eine einheitliche Taktik befolgen werden.

Wenn der Hamburger Beschluß somit seinen Zweck verfehlt hat, eine praktische Richtschnur zu geben, die überall ihre Anwendung findet, so ist er deshalb noch kein „Nonsens“, wie in dem Streite über seine Bedeutung behauptet worden ist. Was er meint und will, ist an und für sich vollkommen klar und entspricht allen Ueberlieferungen der Partei; die Schwierigkeit liegt nicht in seinem Sinne und Wortlaut, sondern in den Dingen selbst, die sich nicht in einen einfachen Sinn und einen klaren Wortlaut auflösen lassen. Die Partei will sich an den preußischen Landtagswahlen betheiligen, aber als selbständige und unabhängige Partei: das ist der Sinn des Hamburger Beschlusses, und das wirkliche Dilemma besteht nicht darin, daß seine Absicht unklar ausgedrückt, sondern vielmehr darin, ob sie praktisch ausführbar ist.

Diese Frage ist von der Partei dreißig Jahre lang verneint worden, zuletzt noch 1893 auf dem Kölner Parteitag. Eine Umwandlung der Ansichten trat bei einem großen Theile der Partei erst mit der lex Recke ein. Der empörende Streich lenkte die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf die Gefahren, die ihren spärlichen Rechten von dem preußischen Abgeordnetenhaus drohen, und überall in ihren Reihen regte sich das Verlangen, diese Körperschaft nicht ganz in die Hände der Junker und ihrer Verbündeten fallen zu lassen. Die Berechtigung des Wunsches wurde innerhalb der Partei überall anerkannt und ebenso die prinzipielle Zulässigkeit einer Betheiligung an Zensuswahlen; der Streit, der über die Sache entbrannte, war immer auf den Punkt beschränkt, ob die etwaigen Vortheile, die von einer Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen zu erwarten seien, nicht überwogen würden durch die Nachtheile, die daraus entstehen müßten, daß die Partei in diesem bestimmten Falle den alten Grundsatz der absoluten Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihrer politischen Aktionen preisgab.

Es war höchst bezeichnend, daß bei völliger Uebereinstimmung der Partei über den Zweck einer etwaigen Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen doch dasjenige Mittel, das dem Zwecke genau entsprach, sehr geringen Anklang bei den Parteigenossen fand. Offenbar: wenn der Zweck war, und bei der Natur der Dreiklassenwahl auch nur sein konnte, die bürgerliche Opposition des Landtags gegenüber den Parteien der Rechten zu stärken, so war der einfachste und gewissermaßen von selbst gegebene Weg zu diesem Ziele eben die Taktik, daß die sozialdemokratischen Wähler von vornherein für die bürgerliche Opposition stimmten. Freilich ergab sich dabei das Mißverhältniß, die stärkste Partei im stummen Gefolge der schwächsten Partei zu sehen, aber wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen, und auf diesem Wege war die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Partei doch immer insofern gewahrt, als sie aus eigenstem und freiestem Entschluß, im Dienste des Allgemeinwohls und des Parteiinteresses, dem Freisinn die Kastanien aus dem Feuer geholt hätte. Wir glauben auch, daß die Freunde der Wahlbetheiligung klug daran gethan hätten, ihre Aktion auf diesen Punkt von vornherein zu konzentriren. So hart und unschmackhaft der Bissen war, so hätte er sich politisch geschulten Massen doch wohl mit Gründen der Logik mundgerecht machen lassen; jedenfalls war auf diesem Wege mehr zu erreichen als auf dem Wege, den die Freunde der Wahlbetheiligung wirklich einschlugen. Uneingedenk der alten Erfahrung, daß man in der Politik nur Mittel wählen soll, die von der Natur des Zweckes ganz und gar durchdrungen sind, bepackten sie die Frage der Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen mit allerlei herrlichen Aussichten über das, was angeblich durch Bündnisse und Kompromisse mit den bürgerlichen Oppositionsparteien zu erzielen war, und erreichten mit dieser utopistischen Taktik nichts, als daß der Hamburger Parteitag zwar die Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen für geboten erachtete, aber alle Kompromisse und Bündnisse verbot und obendrein diesen Beschluß dahin erläuterte, daß die sozialdemokratischen Wähler nicht von vornherein für die bürgerlichen Oppositionsparteien stimmen dürften.

Vergegenwärtigt man sich den ganzen Hergang der Dinge, so wird man den Hamburger Parteitag nicht länger im Verdacht haben, bei seinem Beschlusse das Opfer einer Ungeschicklichkeit oder Ueberrumpelung gewesen zu sein. Er sagte: Einen Versuch ist die Sache schon werth, aber was sie nicht werth ist, das ist ein noch so geringer Verzicht auf die unbedingte Selbständigkeit aller Parteiaktionen. Wenn auf dem Parteitage gesagt wurde, es hätte keine Besiegten

und keine Sieger gegeben, so wäre dieser Gedanke der wirklichen Sachlage noch näher gekommen, wenn er in die Worte gekleidet worden wäre: Formell haben die Freunde, aber materiell die Gegner der Wahlbetheiligung gesiegt. Denn um es noch einmal zu wiederholen: Der Streit drehte sich nie darum, ob eine Schmälerung der Junkerherrschaft im preußischen Landtage durch die Arbeiterklasse nothwendig oder wünschenswerth, sondern nur darum, ob sie möglich, ob sie durchführbar sei, ohne daß der dadurch zu erringende Vortheil durch schwerere Nachtheile für das Proletariat überwogen würde. So weit wie der Hamburger Beschluß ging, konnten auch die Gegner der Wahlbetheiligung gut und gerne gehen, und demgemäß erklärten sie sich mit dem Beschlusse sofort einverstanden, während die Freunde der Wahlbetheiligung ihn scharf kritisirten, bis zu dem harten Vorwurfe, daß er ein „Nonsens" sei.

Ein „Nonsens" ist er nicht, und wenn er keine erschöpfende Wahlparole ist, so liegt das nicht an ihm, sondern an den Dingen, an der Natur der Dreiklassenwahl. Der Hamburger Parteitag hat die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Parteiaktion gesichert, und unseres Erachtens hat er das mit vollem Bewußtsein dessen gethan, was er beschloß; wir glauben nicht, daß ein außerordentlicher Parteitag, der nochmals die Frage zu entscheiden hätte, im Wesen der Sache anders beschließen würde; die freisinnigen Leistungen bei den letzten Reichstagswahlen haben „Bündnisse und Kompromisse mit anderen Parteien" vollends in Mißkredit gebracht. Aber wenn der Hamburger Beschluß die Klarheit und Reinheit der Aktion gesichert hat, so hat er freilich auch das Aktionsfeld außerordentlich eingeengt und mehr noch, die Aktion selbst viel schwieriger gemacht. Wo sich die sozialdemokratischen Wähler an den preußischen Landtagswahlen betheiligen, müssen sie alle Mühen der Wahlagitation und Wahlorganisation auf ihre Schultern nehmen, ohne daß ihnen auch nur ein einziges Mandat zufallen soll, denn ohne Verständigung mit bürgerlichen Parteien können sie auf kein Mandat rechnen; sie müssen obendrein mit äußerster Umsicht und Vorsicht operiren, wenn sie nicht ihren eigentlichen Zweck verfehlen und sein gerades Gegentheil erreichen, wenn sie die Junkerherrschaft im preußischen Landtage nicht stärken, sondern schwächen wollen.

Gewiß übertreiben die freisinnigen Blätter mit der Behauptung, daß die Aufstellung sozialdemokratischer Wahlmänner zur Stimmenzersplitterung führen und nur den Junkern zum Siege helfen würde. Der wackere Freisinn möchte die sozialdemokratische Wählerschaft als Stimmvieh sans phrase in seine Ställe sperren und malt deshalb die Folgen ihres selbständigen Vorgehens schwarz in schwarz. Auf der anderen Seite scheinen uns aber auch manche Parteiblätter diese Seite der Sache etwas auf die leichte Achsel zu nehmen, wenn sie sagen, daß bei dem Dutzend Wahlkreise, die der Freisinn überhaupt noch besitze, die befürchtete Gefahr nicht groß sei, und übrigens die freisinnigen Wähler von vornherein für die sozialdemokratischen Wahlmänner stimmen könnten, um jede Zersplitterung der Stimmen zu vermeiden. Es handelt sich ja nicht oder nicht blos um das Dutzend Wahlkreise, das der Freisinn noch besitzt, sondern um die paar Dutzend Wahlkreise, die ihm möglichst mit sozialdemokratischer Hilfe erobert werden sollen, und die Zumuthung, daß die freisinnigen Urwähler für die sozialdemokratischen Wahlmänner stimmen sollen, ließe sich logischer Weise doch erst da stellen, wo es sicher wäre, daß die Sozialdemokratie eine größere Zahl Urwähler aufzubringen weiß, als der Freisinn. Ob dies aber irgendwo der Fall sein wird, das ist noch sehr die Frage; für die preußischen Landtagswahlen eine proletarische Massenbewegung zu erwarten, wie wir sie bei den Reichstagswahlen zu

sehen gewohnt sind, das gehört zu jenen phantastischen Ueberschwänglichkeiten, die in dieser an und für sich schon schwierigen Frage seit Jahr und Tag manche Verwirrung gestiftet haben. An vielen Orten wird es sehr sorgsam erwogen werden müssen, ob ein selbständiges Vorgehen der Arbeiter nicht die Wahlaussichten der bürgerlichen Opposition gefährdet: soviel ist unbestreitbar, mag diese Möglichkeit von der freisinnigen Presse auch noch so sehr übertrieben werden.

Inzwischen mehrt sich von Tag zu Tag die Zahl der Wahlkreise, deren Proletariat trotz alledem entschlossen ist, die Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen zu versuchen, und das ist die erfreuliche Seite der Sache. Der unverwüstliche Thatendrang der Arbeiter ist immer eine sichere Bürgschaft dafür, daß sie so leicht nichts anfassen, was sie nicht auch durchzuführen vermögen; sie haben manches Mal schon vieles möglich gemacht, was allem Spintisiren unmöglich erschien. So wie sich die Dinge in Deutschland entwickelt haben, mußte einmal die Probe auf dies Exempel gemacht werden. Gelingt sie, so ist dem klassenbewußten Proletariat eine Bahn neuer Erfolge eröffnet, mißlingt sie, so ist die deutsche Arbeiterbewegung um eine Illusion ärmer und um eine Erfahrung reicher. In keinem Falle setzt sie mehr aufs Spiel, als sie riskiren darf, ohne ihren hohen und unvergänglichen Zielen etwas zu vergeben.

Die unehelichen Kinder in der Schule.

Von Gust. Schönfeldt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn wir nunmehr zur Betrachtung der Familien- und sozialen Verhältnisse, in denen die unehelichen Kinder aufwuchsen, übergehen, so geschieht das in der Ueberzeugung, daß die allgemeinen Ursachen der wahrgenommenen Scheidung der Unehelichen in gute und schlechte Schüler in ihrer gesammten sozialen Lage zu suchen sind. Die Wohlhabenheits- und Gesittungsverhältnisse der Eltern und Pfleger müssen, wie für die physische Entwicklung der Kinder, so auch für deren sittliche und intellektuelle Pflege und Ernährung als von wesentlichem Belang erachtet werden. Der Familienstand, die Einkommensverhältnisse, die Sicherheit des Einkommensbezugs, die ganze Lebensweise, die Heimath u. s. w. dürfen daher bei der Erforschung nicht außer Acht gelassen werden.

Zunächst die Familienverhältnisse.

Nach Ausweis des Aufnahmeprotokolls lebten in 129 Fällen die Kinder bei der ledigen Mutter, in 488 hatte die verheirathete Mutter das Kind bei sich, in 47 waren die Kinder bei nahen Verwandten in Pflege und in 179 Fällen waren sie bei Kosteltern untergebracht; die entsprechenden Verhältnißzahlen, auf 100 gerechnet, sind: 15,30, 57,89, 5,58, 21,23.

Von je 100 Unehelichen, die in den oberen Platzrängen saßen, lebten bei der ledigen Mutter 14,42, bei der verheiratheten Mutter 60,29, bei nahen Verwandten 5,00, bei Kosteltern 20,29.

Von je 100 Unehelichen, die mit 1 und 2 hinsichtlich ihres Allgemeinverhaltens ausgezeichnet waren, lebten bei der ledigen Mutter 14,34, bei der verheiratheten Mutter 60,61, bei Verwandten 5,86, bei Kosteltern 19,39.

Von je 100 Unehelichen, die sehr gute und gute Kenntnisse hatten, lebten bei der ledigen Mutter 17,31, bei der verheiratheten Mutter 59,03, bei Verwandten 4,07, bei Kosteltern 19,59.

Die entgegengeſetzten Zahlen, die der Schlechteren und Schlechten, ſind:

	Platzrang	Verhalten	Leiſtungen
Mutter ledig	12,16	20,99	12,07
„ verheirathet .	57,14	56,79	64,65
Verwandte	4,86	7,41	3,45
Koſteltern	25,84	14,81	19,83
	100,00	100,00	100,00

Bringen wir die oben angegebenen Verhältnißzahlen der ledigen und verheiratheten Mütter, der Verwandten und Koſteltern in Beziehung zu den für das gute und ſchlechte Schülermaterial ſoeben mitgetheilten, ſo erhalten wir folgende Reſultate:

Unter den beſſeren unehelichen Schülern waren auf den oberen Plätzen diejenigen relativ am meiſten vertreten, welche bei der verheiratheten Mutter lebten; die Uebrigen waren in folgender Reihe vorhanden: bei Verwandten, bei ledigen Müttern, bei Koſteltern lebende.

Dieſelbe Reihenfolge zeigt ſich, wenn man das Allgemeinverhalten der guten unehelichen Schüler ins Auge faßt. Unter den Kenntnißreichen fanden wir relativ am häufigſten die bei den ledigen Müttern lebenden; dann folgten die bei der verheiratheten Mutter, bei Verwandten und zuletzt die bei Koſteltern.

Gehen wir zu den ſchlechten Schülern über, ſo fanden ſich im Verhältniß am meiſten die bei Koſteltern Untergebrachten in den unteren Platzrängen; dann kamen nach Verhältnißzahl die bei Verwandten und verheiratheten Müttern verpflegten; im kleinſten Verhältniß waren die Kinder lediger Mütter vorhanden.

Hinſichtlich des Verhaltens überwog die Verhältnißzahl derer, die bei den ledigen Müttern und bei Verwandten wohnten; an günſtigſter Stelle ſtanden hier die Koſtkinder.

Was endlich mangelhaftes Wiſſen und Können anbetrifft, ſo zeigte ſich dies relativ am häufigſten bei den vorehelichen Kindern der verheiratheten Mütter und bei den Koſtkindern; die geringſte Relativzahl gaben die Kinder der ledigen Mütter.

Dieſe Beobachtungen werden in folgenden Zahlenreihen zum kurzen Ausdruck gebracht, welche die für Platzrang, Verhalten und Kenntniſſe gefundenen Relativzahlen der guten und ſchlechten Schüler im Allgemeinen in Vergleich ſtellen zu den Verhältnißziffern der bei ledigen Müttern, bei verheiratheten, Verwandten und Koſteltern lebenden Unehelichen.

I. Die guten Schüler betreffend:				II. Die ſchlechten Schüler betreffend:			
	Platzrang	Verhalten	Leiſtung		Platzrang	Verhalten	Leiſtung
Mutter ledig . .	— 0,88	— 0,96	+ 2,01	Mutter ledig . .	— 3,14	+ 5,69	— 3,23
„ verheirathet	+ 2,40	+ 2,72	+ 1,14	„ verheirathet	— 0,75	— 1,10	+ 6,76
Verwandte . .	— 0,58	+ 0,28	— 1,51	Verwandte . .	— 0,72	+ 1,83	— 2,13
Koſteltern . . .	— 0,94	— 1,84	— 1,64	Koſteltern . . .	+ 4,61	— 6,42	— 1,40

Einen weiteren Aufſchluß über das ſoziale Milieu der unehelichen Kinder erhalten wir, wenn wir die verſchiedenen Gruppen ihrer Pfleger in Berufseinheiten auflöſen und die ſo gewonnenen Zahlen wie oben behandeln.

In den 129 Fällen, wo die Unehelichen in Wartung lediger Mütter waren, beſchäftigte ſich 36 Mal die Mutter mit Nähen, Plätten und Waſchen, 15 Mal war ſie Haushälterin und 58 Mal Arbeiterin; in 20 Fällen fehlte die Angabe eines Berufes; Verhältniß: 27,91, 11,63, 44,96, 15,50.

Die Schüler vertheilten sich nach diesem Gesichtspunkt betrachtet:

Beruf der Mutter	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Platzrang	Verhalten	Leistung	Platzrang	Verhalten	Leistung
Bekleidung und Reinigung . . .	8	9	11	19	11	10
Häusliche Dienste	9	11	12	1	—	—
Arbeiterin	16	34	29	20	6	4
Ohne Berufsangabe	16	17	16	—	—	—
Summa	49	71	68	40	17	14

Beziehen wir die einzelnen Ziffern auf je 100 Uneheliche, die zu den Guten bezw. Schlechten gehörten, so resultiren nachstehende Tabellen:

Beruf der Mutter	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Platzrang	Verhalten	Leistung	Platzrang	Verhalten	Leistung
Bekleidung und Reinigung . .	16,33	12,68	16,18	47,50	64,71	71,43
Häusliche Dienste	18,37	15,49	17,65	2,50	—	—
Arbeiterin	32,65	47,89	42,64	50,00	35,29	28,57
Ohne Beruf	32,65	23,94	23,53	—	—	—
Summa	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00

Bei der Beachtung der relativen Häufigkeit der Berufe der Mütter zeigen vorstehende Verhältnißzahlen nun ein Ueberschreiten oder Zurückbleiben gegenüber den Berufsverhältnißgrößen in folgendem Maße:

Beruf der Mutter	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Platzrang	Verhalten	Leistung	Platzrang	Verhalten	Leistung
Bekleidung und Reinigung	—11,58	—15,23	—11,73	+19,59	+36,80	+43,52
Häusliche Dienste . . .	— 6,74	+ 3,86	— 6,02	— 9,13	—	—
Arbeiterin	— 8,31	+ 2,93	— 2,32	+ 5,04	— 9,67	— 16,39
Ohne Beruf	+17,15	+ 8,44	+ 8,03	—	—	—

Scheiben wir diejenigen Fälle, wo die Berufsangabe fehlt, Mangels jeglicher Anhaltspunkte für eine Beurtheilung aus, so wird durch vorstehende Tabelle zur Evidenz erwiesen, daß die in der Bekleidung und Reinigung beschäftigten ledigen Mütter in jeder Beziehung von der nachtheiligsten Einwirkung auf die Kinder sind; am bemerklichsten macht es sich bei dem allgemeinen Verhalten. Am vortheilhaftesten erweist sich die Beeinflussung dort, wo die Mutter Haushälterin war.

Behandeln wir nun die Gruppe: „Mutter verheirathet", so tritt uns dort zunächst die wichtige Scheidung der Mütter in solche, welche alleinstehend — meistens verwitwet — waren, und in die eigentlich Verheiratheten entgegen. Von 488 in diese Gruppe gehörenden Gesammtfälle betrafen 95 Fälle alleinstehende und 393 verheirathete Mütter; Verhältniß 19,47 : 80,53.

Wir lassen die betreffenden Tabellen in oben beachteter Reihe folgen; sie dürften ohne weitere Erläuterung verständlich sein.

	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Platzrang	Verhalten	Leistung	Platzrang	Verhalten	Leistung
A. Absolut:						
Mutter alleinstehend . .	52	76	54	26	5	6
„ verheirathet . .	153	224	178	162	41	69
Summa	205	300	232	188	46	75
B. Verhältniß:						
Mutter alleinstehend . .	25,37	25,33	23,28	13,83	10,87	8,00
„ verheirathet . .	74,63	74,67	76,72	86,17	89,13	92,00
Summa	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00
C. Vergleich. d. Relativzahlen:						
Mutter alleinstehend . .	+5,90	+ 5,86	+3,81	—5,64	—8,60	—11,47
„ verheirathet . .	—5,90	—5,86	—3,81	+5,64	+8,60	+11,47

Hieraus ergiebt sich die interessante Thatsache, daß das Alleinstehen der Mutter nicht nur ohne Nachtheil für die Kinder war, sondern daß ihre Kinder sich in jeder Hinsicht als vorzügliches Material erwiesen. Bemerkt soll jedoch noch werden, daß in keinem Falle ein nacheheliches Kind vorhanden war. Die Männer der verheiratheten Mütter waren im Handel beschäftigt (51), Handwerker (147) und Arbeiter (195); von je 100 gehörten also 12,98 dem Handelsstand an, 37,40 waren Handwerker und 49,62 Arbeiter.

Wie stand es nun bei den Verheiratheten um die Kinder, nach Berufsgruppen der Eltern geschieden? Darüber geben uns folgende Aufstellungen Aufschluß.

	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Oberer Platzrang	Gutes Verhalten	Gute Leistung	Unterer Platzrang	Schlechtes Verhalten	Schlechte Leistung
A. Absolut:						
Handel	41	39	40	7	5	6
Handwerker	53	81	65	63	12	28
Arbeiter	59	104	73	92	24	35
Summa	153	224	178	162	41	69
B. Verhältnißzahlen:						
Handel	26,80	17,41	22,47	4,32	12,19	8,69
Handwerker	34,64	36,16	36,52	38,89	29,27	40,58
Arbeiter	38,56	46,43	41,01	56,79	58,54	50,73
Summa	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00
C. Vergleich. d. Relativzahlen:						
Handel	+13,82	+4,43	+9,49	—8,66	—0,79	—4,29
Handwerker	— 2,76	—1,24	—0,88	+1,49	—8,13	+3,18
Arbeiter	—11,06	—3,19	—8,61	+7,17	+8,92	+1,11

Wir ersehen daraus, daß die guten Elemente unter den Kindern der Handeltreibenden, die schlechten unter denen der Arbeiter sich befanden. Bei der Gruppe „Handel" ist dies Resultat ein um so auffälligeres, als in den meisten Fällen Brot- und Milchhändler vertreten waren, wo die Heranziehung der Kinder zu gewerblicher Ausnützung erfahrungsmäßig am häufigsten vorkommt.

Auf traurige und schädigende Zustände bei den Arbeitern lassen auch die Tabellen erkennen, welche wir für die bei Verwandten untergebrachten Kinder und besonders für die Kostkinder aufstellten. Wir geben hier die betreffenden Vergleichungen der Relativzahlen.

Kinder bei Verwandten. Relative Häufigkeit der Berufe: Hausirhandel 25,53, Schankwirthe 2,13, Arbeiter 8,51, ohne Angabe des Berufs 63,83.

	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Oberer Platzrang	Gutes Verhalten	Gute Leistung	Unterer Platzrang	Schlechtes Verhalten	Schlechte Leistung
Hausirhandel	−19,65	−21,96	−19,28	+24,47	+57,80	+49,47
Schankwirthe	—	+ 1,44	—	+ 4,12	—	—
Arbeiter	—	—	—	+16,49	+ 8,16	+16,49
Ohne Berufsangabe . .	+20,29	+29,03	+29,92	−45,08	—	—

Die Vergleichungstabelle für die bei Verwandten in Pflege Befindlichen aufgestellt, hat wenig Werth für unsere Untersuchung. In den meisten Fällen fehlte für die Pfleger die Angabe eines Berufs; in diese Gruppe fallen die guten Kinder. Die schlechten kommen „Hausirhandel" und „Arbeiter" zur Last; die zu Grunde liegenden absoluten Zahlen 12 und 4 sind jedoch zu gering, um Schlüsse daraus ziehen zu können.

Kinder bei Kosteltern. Relative Häufigkeit der Berufe: Handel 5,03, Schiffer 5,59, Handwerker 29,05, Arbeiter 22,34, ohne Angabe 37,99. Wir wollen nur die Gruppen Handwerker und Arbeiter berücksichtigen:

	I. Gute Schüler			II. Schlechte Schüler		
	Platzrang	Verhalten	Leistung	Platzrang	Verhalten	Leistung
Handwerker	+12,98	+14,70	+12,51	−14,93	—	−20,36
Arbeiter	−16,54	−10,88	−13,25	+16,48	+10,99	− 0,60

Wir sehen wiederum, daß die bei Arbeitern in Kost gegebenen Kinder sich als die Schlechteren erwiesen.

Einen klaren Einblick in die Erwerbsverhältnisse der Eltern und Pfleger gewährt eine Trennung der unehelichen Schüler in schulgeldzahlende und schulgeldfreie.

Nach den für die Schulgeldzahlung geltenden Bestimmungen sind diejenigen Kinder völlig schulgeldfrei, deren Eltern bezw. Pfleger dauernd von der Armenanstalt unterstützt werden. Wer unter 700 Mark Einkommen hat, ist ebenfalls schulgeldfrei, hat jedoch eventuell nach Ermessen des Schulvorstandes für die seitens des Staates erfolgende Verabreichung von Schulbüchern und -Utensilien eine vierteljährliche Vergütung von 1,50 Mark zu zahlen. Die ein Einkommen von 700 bis 900 Mark versteuern, zahlen vierteljährlich 3 Mark Schulgeld; wer 900 bis 1200 Mark Einkommen hat, zahlt außerdem vierteljährlich eine

Vergütung für Bücher und Schulutensilien von 1,50 Mark. Bei 1200 bis 1500 Mark ist der Schulgeldsatz auf vierteljährlich 6 Mark und Vergütung festgesetzt, bei einem versteuerbaren Einkommen über 2400 Mark beträgt das vierteljährliche Schulgeld 12 Mark nebst Vergütung für Bücher 2c.

Von 843 unehelichen Schülern zahlten nun:

320 . . . . 3 Mark bezw. 4,50 Mark vierteljährlich
60 . . . . 6 „ „ 4,50 „ „
20 . . . . 12 „ „ 4,50 „ „

Bei 8,18 Prozent war es fraglich, ob und wie viel sie zahlten; es fehlte eine diesbezügliche Bemerkung in dem Aufnahmeprotokoll; die übrigen 44,37 Prozent waren frei oder zahlten nur Büchergeld.

Von den ledigen Müttern zahlten kein Schulgeld oder nur Büchergeld 85,72 Prozent, Schulgeld 7,14 Prozent, bei 7,14 Prozent war es fraglich.

Für uneheliche Kinder verheiratheter Mütter wurde bezahlt: kein Schulgeld oder nur Büchergeld 33,33 Prozent, davon betrafen alleinstehende Mütter 15,55 Prozent, Kinder von Arbeitern 15,55 Prozent, Kinder von Handwerkern 2,23 Prozent. Schulgeld: 60 Prozent; fraglich 6,67 Prozent.

Von den Verwandten waren 40 Prozent frei, 40 Prozent zahlten, bei 20 Prozent war es fraglich.

Kosteltern: frei 50 Prozent, Zahlende 44,44 Prozent, fraglich 5,56 Prozent.

Auf Verhalten, Leistungen und Platz der Kinder erwiesen sich die Umstände der Schulgeldzahlung und -Befreiung nun in folgender Weise von Einfluß. Von je 100 Zahlenden bezw. schulgeldfreien Unehelichen erwarben sich die Zensuren: gut (oben), mittel, schlecht (unten):

	Allgemeines Verhalten			Leistungen			Platzrang		
	Gut	Mittel	Schlecht	Gut	Mittel	Schlecht	Oben	Mittel	Unten
Zahlende . . .	63,50	28,25	8,25	57,00	31,25	11,75	50,00	20,50	29,50
Schulgeldfreie .	56,69	35,56	7,75	36,09	48,13	15,78	29,68	20,86	49,46

Zum Schlusse der statistischen Untersuchung möge eine Zusammenstellung der unehelichen Kinder nach dem Geburtsort folgen. Von den 843 Fällen betrafen 512 solche Kinder, die in Hamburg, 331, die auswärts geboren waren.

Von je 100 Hamburgern bezw. Auswärtigen, welche die Klassen besuchten, gehörten zu den guten Schülern nach Platzrang, Verhalten und Leistungen:

Klasse	Platzrang		Verhalten		Leistung	
	Hamburg	Auswärtig	Hamburg	Auswärtig	Hamburg	Auswärtig
VII	47,71	34,52	75,23	63,10	44,04	36,91
VI	46,15	30,30	69,23	57,58	54,81	51,12
V	40,60	39,66	63,37	51,73	54,46	55,18
IV	40,74	48,21	49,38	57,14	41,98	48,21
III	34,25	61,28	42,46	64,51	32,88	64,52
II	12,50	46,43	35,00	46,43	10,00	60,72
I	—	62,50	—	75,00	50,00	100,00
Total	39,84	41,10	59,18	58,01	43,75	51,06

Die schlechten Schüler vertheilten sich nach relativer Häufigkeit:

Klasse	Platzrang		Verhalten		Leistung	
	Hamburg	Auswärtig	Hamburg	Auswärtig	Hamburg	Auswärtig
VII	32,11	48,81	4,59	8,33	13,76	26,19
VI	39,42	36,37	1,92	1,52	7,69	12,12
V	39,60	29,31	6,93	1,72	10,89	—
IV	40,74	39,29	11,11	16,07	13,58	21,43
III	42,47	29,02	16,44	19,36	13,70	12,90
II	57,50	35,72	32,50	25,00	15,00	32,14
I	75,00	—	50,00	—	—	—
Total	40,24	37,17	9,77	9,36	11,91	16,61

Bemerkung: In obigen Verhältnißzahlen sind die einzelnen absoluten Zahlen in Verhältniß gebracht zu der Gesammtzahl der Angehörigen der betreffenden Gruppe.

Die auswärts Geborenen erwiesen sich also in den Klassen durchweg als das bessere Material, sie waren relativ häufiger auf den oberen und seltener auf den unteren Plätzen zu finden. Dieses hatten sie besonders ihrem besseren Verhalten zu verdanken. Wenn sie bei den Tüchtigen ebenfalls überwiegen, so doch auch auf vier Stufen bei den Minderwerthigen. Betrachten wir die Totalitäten, so waren die Auswärtigen auch dann nach Maßgabe des Platzranges als die besseren Schüler anzusehen.

Fassen wir nun die Resultate zusammen. Die unehelichen Schüler unterschieden sich von ihren ehelichen Mitschülern. Soweit ein genereller Unterschied zu konstatiren war, neigte sich die Schale zu Gunsten der Ehelichen bei der Abwägung des Allgemeinverhaltens, auf Seite der Unehelichen bei der Beurtheilung der Kenntnisse. Was die Familienverhältnisse, in denen die Unehelichen aufwuchsen, betraf, so lebte über die Hälfte bei der verheiratheten oder verwitweten Mutter, etwa ein Fünftel waren Kostkinder, $15\frac{1}{2}$ Prozent lebten bei der ledigen Mutter und $5\frac{1}{2}$ Prozent befanden sich bei nahen Verwandten in Pflege. Am vortheilhaftesten thaten sich diejenigen Kinder hervor, welche bei der verheiratheten Mutter lebten, am minderwerthigsten waren die Kostkinder und zwar in jeder Hinsicht. Die bei ledigen Müttern lebenden Kinder zeichneten sich durch gute Begabung aus, machten sich jedoch eines weniger guten Verhaltens schuldig; nach dieser Hinsicht wirkten besonders diejenigen Mütter nachtheilig auf sie ein, welche sich mit Waschen, Plätten und Nähen beschäftigten. Bei den vorehelichen Kindern Verheiratheter waren für die Erziehung ungünstige soziale Momente besonders dort zu vermuthen, wo der Vater dem Arbeiterstand angehörte. Dasselbe war der Fall bei den Kindern, die sich bei Verwandten und Kosteltern in Pflege befanden. Ein großer Prozentsatz der Unehelichen war auswärts geboren; diese zeigten sich durchweg als das bessere Schülermaterial. Von einwirkendster Wichtigkeit erwiesen sich die Vermögensverhältnisse der Eltern bezw. Pfleger. In nicht zu mißdeutender Sprache bewiesen die bezüglichen Zahlen, daß dort, wo die materielle Noth zu Hause, die Gefahr moralischer und intellektueller Verwahrlosung für die Unehelichen am meisten vorhanden ist.

* * *

Versuchen wir eine ausführliche Erklärung der Resultate zu geben, besonders insofern, als sie geistige und sittliche Defekte der Unehelichen konstatiren. Zwei Faktoren können dabei in Betracht kommen: eine angeborene Minderwerthigkeit und widrige soziale Umstände.

Es wäre thöricht, eine krankhafte geistige Veranlagung schlechthin zu leugnen; die Wissenschaft hat sowohl das Vorhandensein einer solchen, wie auch deren nachtheilige Einwirkung auf das Verhalten nachgewiesen. Unser bescheidenes Material zwingt jedoch nicht dazu, mit einer angeborenen Minderwerthigkeit zu rechnen. Es giebt kaum einen Anlaß dazu, es sei denn, daß man das Verhältniß der auswärts Geborenen zu den Hamburgern hiefür heranziehen dürfte.

Soweit es sich bei den Auswärtigen um Kinder aus ländlichen und kleinstädtischen Bezirken handelt — woher sie zum weitaus größten Theile stammen —, könnte man vielleicht auf die Umstände Gewicht legen, daß sie weit mehr als die in der Großstadt erzeugten Unehelichen „Kinder der Liebe“ und die Nachkommen körperlich und sittlich robuster Eltern seien. Sie sind wohl meistens die Frucht eines vorehelichen Verkehrs, der besonders in den niederen Volksklassen sozusagen „Sitte“ ist; in den meisten Fällen heirathet später der Vater des Kindes die Mutter.[1] Anders liegt es in der Großstadt. Hier sind die Unehelichen weit häufiger das Produkt eines mehr oder weniger prostituirten Geschlechtsumgangs, auch machen sich hier weit mehr die ungünstigen Einwirkungen der Syphilis und des Alkoholismus auf das Kind bemerklich. Besonders die letzten Umstände dürfen nicht gering bei der angeborenen Minderwerthigkeit angeschlagen werden. Tarnowsky, welcher seit mehr als einem Menschenalter Direktor der syphilidologischen Klinik in Petersburg ist und daher gewiß als eine Autorität auf dem Gebiet der Syphilidologie anzusehen ist, sagt hierzu: „Syphilis der Eltern hat eine ungeheure Bedeutung als wesentliches ätiologisches Moment für das Auftreten aller möglichen degenerativen Typen von primär Verrückten angefangen und allmälig zu Kretinen, Idioten, Schwachsinnigen, von Geburt an lasterhaft veranlagten Menschen aufsteigend.“[2] Und wie es um die Kinder der Alkoholisten bestellt ist, weiß Jeder, der einmal mit ihnen zu thun gehabt hat. G. Schmoller sagt hierzu treffend: „Der Trinker verödet das Gemüth, bringt die besseren Gefühle zum Schweigen, schwächt in hohem Grade die menschliche Willenskraft und legt die glänzendsten Gaben, die hoffnungsvollsten Kräfte lahm; der Alkoholismus schädigt nach diesen Seiten heillos auch die Nachkommenschaft der ihm fröhnenden Menschen.“[3]

Doch, wie gesagt, ich wage nicht, bei den beobachteten Objekten ein entscheidendes Gewicht auf eine krankhafte Prädisposition zu legen. Es ist dieses auch um so weniger erforderlich, als nirgends die erbliche Belastung als der ausschlaggebende Faktor zu betrachten ist, da es erst die sozialen Verhältnisse sind, welche eine solche zur Entwicklung und Bethätigung bringen, sie es auch sind, welche umgekehrt sie schwächen, ja beseitigen.

Bei der Erforschung der erziehungswidrigen sozialen Umstände wollen wir zunächst die Verhältnisse der unehelichen Kinder im engeren Sinne (die bei der ledigen Mutter, bei Verwandten und Kosteltern), sodann der vorehelichen ins Auge fassen. Bei den Ersteren macht sich in gleicher Weise — mit Ausnahme der bei Verwandten — jedenfalls der Mangel eines Familienlebens bezw. des Familienanschlusses nachtheilig geltend. Die Kinder lediger Mütter haben aber noch außerdem unter einer ganzen Reihe verhängnißvoller Umstände zu leiden. Da ist die große Jugend vieler Mütter zu nennen, welche, selbst bei

---

[1] Siehe die Schrift des Pastors C. Wagner: „Die Sittlichkeit auf dem Lande“ Berlin 1895.

[2] Tarnowsky, „Prostitution und Abolitionismus“, S. 160.

[3] Schmollers Jahrbücher, Band 7, S. 1350.

Ausschluß sonstiger nachtheilig wirkender Faktoren, die Kinder wie physisch, so auch geistig schädigt: Unwissenheit und Unerfahrenheit richten vielen Schaden an. Von 10000 ledigen Frauen, die in dem Jahrzehnt 1880 bis 1889 in Hamburg gebaren, waren 1614 unter 20 Jahre alt, 64 hatten das 16. Lebensjahr noch nicht erfüllt.[1] Sodann ist in manchen Fällen auch wohl eine ungenügende Beaufsichtigung der Kinder während der schulfreien Zeit schuld an der ungünstigen Entwicklung; dieses ist namentlich dort anzunehmen, wo die Mutter mit dem Kinde eine Schlafstelle inne hat und tagsüber auswärtig beschäftigt ist. Doch als ungünstigstes Moment ist gewiß das schlechte Beispiel der Mütter zu erachten. Die materielle Lage unserer Arbeiterinnen in den Großstädten ist ja im Allgemeinen derart, daß „ein sehr großer Theil Löhne erhält, welche nicht hinreichen, die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen und die Arbeiterinnen sich aus diesem Grunde in der Zwangslage befinden, entweder einen ergänzenden Erwerbszweig in der Prostitution zu suchen oder in unabwendbare Folgen körperlicher und geistiger Zerrüttung zu verfallen.“[2] Die Prostitutionsliteratur bestätigt diese Auslassung und bezeichnet besonders Näherinnen, Wäscherinnen und Plätterinnen als solche, welche sich häufig der geheimen Prostitution ergeben; weniger betrifft diese Behauptung die „Arbeiterinnen“. Bei den Letzteren darf man vielleicht annehmen, wie es Neumann für Berlin thut, daß sie häufiger mit Arbeitern in wilder Ehe leben; sie ziehen dieser Annahme nach eine Art Familienleben dem prostituirten Geschlechtsverkehr vor. Ist diese Meinung berechtigt, so würde sich das durchweg bessere Verhalten der unehelichen Kinder von Arbeiterinnen gegenüber den unehelichen der Näherinnen 2c. daraus erklären lassen. Die große materielle Noth der ledigen Mütter, welche für unser Material in Frage kommen, erhellt einmal direkt aus den oben mitgetheilten Zahlen über Schulgeldbefreiung: von 100 ledigen Müttern waren 85,72 frei. Aber auch indirekte Bestätigung findet sie, wenn wir die für Hamburger Verhältnisse betreffenden statistischen Zahlen uns vorführen. Da ist einmal der hohe Preis der für ledige Frauen mit Kindern geeigneten Wohnungen lehrreich. Der durchschnittliche jährliche Miethepreis eines heizbaren Zimmers beträgt:

im Keller befindlich	181,52 Mark	im 2. Stock befindlich	207,90 Mark	
„ Erdgeschoß „	202,37 „	„ 3. „ „	199,56 „	
„ Zwischenstock „	228,54 „	„ 4. „ „	169,89 „	
„ 1. Stock „	218,67 „	„ 5. „ „	146,43 „	[3]

Ueber die weiblichen Arbeitslöhne in Hamburg ist mir kein Material zur Hand; aber das bedarf wohl kaum des Beweises, daß es nur ein ganz winziger Theil der Arbeiterinnen sein kann, für die solche Miethsaufwendungen den normalen Theil des Arbeitseinkommens bedeuten. Die übrigen müssen also entweder „zu verdienen“ suchen, in ihrer übrigen Lebenshaltung kümmern und darben oder sich mit bloßer Schlafstelle begnügen. In jedem Falle ist die Einwirkung auf das Kind von größtem Nachtheil. Noch düsterer gestaltet sich das Bild, wenn wir die Ergebnisse der Arbeitslosenstatistiken vom 14. Juni und 2. Dezember 1895 betrachten.[4]

Hiernach waren arbeitslose weibliche Personen in Hamburg überhaupt: 4194 bezw. 3406. Davon entfielen auf den Stadttheil Neustadt-Nordertheil,

[1] „Statistisches Handbuch des Hamburgischen Staates“, 1891, Tabelle 49, ebenfalls S. 50.

[2] Kuno Frankenstein, „Die Lage der Arbeiterinnen in deutschen Großstädten“ (Schmollers Jahrbücher, Nr. 12.)

[3] „Statistik des Hamburgischen Staates“, Heft XVI, S. 66.

[4] „Statistik des Hamburgischen Staates“, Heft XVIII, VI. Abtheilung.

in dem ſich die unterſuchte Schule befindet, 363 bezw. 330. Von den Totalitäts-ziffern bezogen ſich auf:

		davon ledig
Scheuerfrau	455 bezw. 261	106 bezw. 44
Arbeiterin ohne nähere Angabe . . .	143 „ 522	51 „ 197
Fabrikarbeiterin ohne nähere Angabe . .	13 „ 67	8 „ 47
Wäſcherin ꝛc.	240 „ 231	146 „ 140
Näherin, Schneiderin	563 „ 559	450 „ 338
Herſtellung fertiger Kleider und Wäſche .	45 „ 17	41 „ 16

Von dieſen Arbeitsloſen waren Einlogirer und Schläfer 323 bezw. 344. Es waren arbeitslos länger als:

1 Woche	4 Wochen	1/4 Jahr	1/2 Jahr
457 bezw. 750	240 bezw. 299	76 bezw. 69	74 bezw. 104.

Unter der Arbeitsloſigkeit dieſer Berufsgruppen hatten 547 bezw. 713 Kinder unter 14 Jahren zu leiden.

Wie dieſe Zahlen uns einen Blick thun laſſen in die materielle und ſittliche Noth der weiblichen Arbeiterinnen und ihrer Kinder überhaupt, ſo auch insbeſondere in das körperliche und moraliſche Elend der unehelichen Kinder und ihrer Mütter. Nach allem bietet uns das minderwerthige Verhalten der unehelichen Kinder lediger Mütter keine Räthſel mehr.

Ueber die einer geſunden Entwicklung förderlichen und hinderlichen Verhältniſſe, welche bei den zu Verwandten gethanen Kindern wirkten, iſt wenig zu ſagen. Soweit es die Erſteren betrifft, fehlte die Angabe des Berufes der Pfleger. Die Letzteren zeigten ſich in allen anderen Fällen, nämlich wo die Verwandten Arbeiter waren, Schankwirthſchaft oder Hauſirhandel betrieben. Dieſe Berufsfälle treffen ſo ziemlich mit den ſchulgeldfreien = 40 Prozent zuſammen. Im Zuſammenhang deuten ſie auf Zuſtände hin, die wie von äußerer Noth, ſo auch von ſittlichen Schäden des Familienlebens nicht frei geweſen ſein werden.

Was die Koſtkinder angeht, die in jeder Hinſicht ſich als das minderwerthigſte Element erwieſen, ſo liegen die nachtheiligen Faktoren ja offen zu Tage. Recht oft liegen hier die Verhältniſſe ſo, daß die Kinder um rein materieller Vortheile willen in Pflege genommen werden. Und da nur in wenigen Fällen ein erhebliches Koſtgeld gezahlt werden kann, ſo ſuchen die Koſteltern durch ſtarke Heranziehung der Kinder zur Erwerbsarbeit einen Nutzen zu erzielen. Wohl nicht ſelten ſtehen die „Pflege"kinder außerhalb des Familienlebens, werden hart und lieblos behandelt, mit häuslichen Dienſten und erwerblicher Beſchäftigung bis zum Uebermaß belaſtet. So wachſen dieſe Elendeſten der Unehelichen in der ungeſundeſten Atmoſphäre auf. Ihre Bildung wird vernachläſſigt, ihr Gemüth von früheſter Jugend an verbittert und verhärtet, der Wille in gefährliche Bahnen geleitet. Verſchlagenheit, hinterliſtige Bosheit, Verlogenheit und Heuchelei ſind die Waffen, welche die Noth den zaghafteren und ſchwächeren Naturen ihren Unterdrückern und Ausbeutern gegenüber in die Hand giebt; Verſtocktheit, Trotz, ein tiefer Haß, der ſtets auf eine Erfolg verſprechende Gelegenheit zum Ausbruch wartet, das ſind beſonders diejenigen Eigenſchaften, welche ſich bei den Ehrlicheren und Energiſchen von ihnen entwickeln und ſich gar bald nicht mehr allein gegen die „Pfleger" richten. In jedem Sinne thut ſomit eine ſolche „Erziehung" das Möglichſte, um der Geſellſchaft feindliche und gefährliche Individuen, Verbrecher zu züchten. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß die Koſtkinderpflege in faſt gleicher Häufigkeit auch freundliche und erhebende Bilder zeigte. Es war in einer ganzen Reihe von Fällen eine ſorgfältige Erziehung und das Ueberwinden widriger

Verhältnisse durch sittlich-starke Kindescharaktere zu erkennen. Von 179 Gesammtfällen, die Kostkinder betrafen, war in 77 Fällen tüchtige Kenntnisse, in 96 ein gutes Verhalten zu konstatiren; 69 Mal saßen Kostkinder auf den oberen Plätzen.

Die Lage der vorehelichen Kinder unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen der ehelichen. Bei beiden hat die soziale Eigenthümlichkeit des Standes der Eltern wohl einen nahezu gleichen Antheil an der Bildung geistiger und sittlicher Verschiedenheiten, auf beide erstreckt die soziale Eigenart in fast gleicher Weise ihre erhebende oder erniedrigende Wirksamkeit. Ungünstige Einwirkungen der besonderen Lage der Vorehelichen sind nur dort anzunehmen, wo die Mutter in Erinnerung an früher erlittene Unbill und Schmach die Frucht ihres Fehltritts lieblos behandelt und die nachgeborenen Kinder bevorzugt, wo das Kind dem Manne ein unangenehmes Zeugniß vorehelichen Geschlechtsumgangs seiner Frau ist, wo es — besonders dann, wenn die Mutter nicht den Erzeuger des Kindes geheirathet hat — als eine unbequeme Last für den jungen Haushalt empfunden wird. Wenngleich mit solchen Fällen bei unserer Untersuchung gerechnet werden muß, so möchte ich ihre Häufigkeit dennoch nicht annehmen. Es ist eine durch die Ehestatistik bekannte Thatsache, daß besonders bei dem sogenannten vierten Stande, um den es sich hier ja eigentlich handelt, eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl von Eheschließungen stattfindet, welche uneheliche Kinder der Mutter zur Voraussetzung haben (Rubin und Westergaard zählen 16 Prozent) [1] und man kann doch wirklich nicht schlechtweg behaupten, daß lieblose Behandlung der Kinder in Arbeiterfamilien eine so alltägliche Sache sei.

Im Uebrigen ist alles das als Fessel, die der Kinder Geist und Gemüth belastet, erkenntlich, was die unteren Volksklassen überhaupt bedrückt. Mangelhafte Bildung der Eltern, daher fehlerhafte Erziehung der Kinder; karger Verdienst des Vaters, darum Gewerbsthätigkeit der Mutter, Unterernährung, übermäßige Heranziehung der Kinder zum Miterwerb, Schulversäumniß, Mangel an Zeit zur Anfertigung der Schularbeiten; ausgedehnte Arbeitszeit, welche eine Fortbildung der Eltern, eine Pflege des Familienlebens und sorgsame Bewachung und Leitung der Kinder erschwert, unter Umständen ganz unmöglich macht; Arbeitsstockung, Depression der Gemüths- und sittlichen Atmosphäre, in der das Kind aufwächst; Wohnungsnoth, Bevölkerungsdichtigkeit, das Schlafleute- und Einlogirwesen, Zerrüttung des Familienlebens u. s. w.: kurz alles, was wir als „soziale Frage" zusammenzufassen gewohnt sind, wirkt, wie auf die Kinder der Armen überhaupt, so auf die vorehelichen Kinder des vierten Standes insbesondere in verhängnißvollster Weise ein.

Statistisches Material möge die betreffenden Verhältnisse desjenigen Stadttheils, wo die Schule sich befindet, näher darlegen.

Es ist erinnerlich, daß diejenigen vorehelichen Kinder eine ungünstige Entwicklung zeigten, welche dem Arbeiterstand angehörten. Für den Stadttheil, in dem die untersuchte Schule liegt (Neustadt), kommen besonders die Hafenarbeiter und Lohnarbeiter wechselnder Beschäftigung in Betracht. Verdienst, Arbeitszeit, Arbeitslosigkeit, Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Hafenarbeiter sind gelegentlich des großen Hafenarbeiterstrikes weiten Kreisen bekannt geworden. Von den vielen diesbezüglichen Darstellungen verbreitet besonders die verdienstvolle Arbeit des Professors Ferdinand Tönnies [2] helles Licht über die Lage der Hafenarbeiter.

---

[1] Statistik der Ehen. Jena 1890. S. 38. Vergl. ferner den Artikel Dr. Schneiders „Ueber voreheliche Schwängerung" in „Conrads Jahrbüchern", LXV, S. 558 und 560.

[2] „Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg vor dem Strike 1896/97" (Brauns „Archiv für Soziale Gesetzgebung 2c.", X. Band, 2. Heft). — Vergl. für die nachfolgende

Er weist nach, daß namentlich bei den Hilfsarbeitern die Arbeitslosigkeit chronisch und Unregelmäßigkeit der Beschäftigung die Regel ist. Nach den Ergebnissen der Arbeitslosenstatistiken vom 14. Juli und 2. Dezember 1895 waren 1121 bezw. 792 Hafenarbeiter arbeitslos, darunter 636 bezw. 516 Familienväter, die für 1007 bezw. 790 Kinder unter 14 Jahren zu sorgen hatten. Von den Gelegenheitsarbeitern, um das gleich mit anzuführen, waren 1190 bezw. 2716 beschäftigungslos, davon waren 589 bezw. 1424 verheirathet, sie hatten 827 bezw. 2269 Kinder unter 14 Jahren. Wie sich besonders in der Neustadt die Arbeitslosigkeit zeigte, mögen folgende Zahlen mittheilen: es waren 2296 bezw. 2521 Männer ohne Arbeit.

Der durchschnittliche Jahresverdienst der breitesten Masse der Hafenarbeiter bleibt nach Tönnies unter 1000 Mark, bei einer großen Anzahl beträgt er nur 600 bis 800 Mark.

Von seinem Verdienst muß der Arbeiter ein Fünftel bis ein Viertel für eine in Höfen und Gängen gelegene, enge und durchweg ungenügende Wohnung zahlen. Um sich die Aufwendungen für Miethe zu erleichtern, werden Schlafleute und Einlogirer aufgenommen, oder mehrere Familien beziehen eine gemeinschaftliche Wohnung. Die Folge ist eine unheilvolle Bevölkerungsdichtigkeit in den Arbeitervierteln. 1890 betrug die durchschnittliche Jahresmiethe eines Wohngelasses in Neustadt-Nordertheil: im Keller: 265 Mark, im Unterhause: 348 Mark, im Zwischenstock: 631 Mark, im ersten Stock: 423 Mark, im zweiten: 431 Mark, im dritten: 475 Mark, im vierten: 432 Mark, im fünften und höher: 256 Mark, überhaupt: 501 Mark. In Folge der hohen Miethe hatten viele Familien Einlogirer und Schläfer angenommen. 1885 waren es in Neustadt-Nord 3371 Haushaltungen = 29,97 Prozent aller dort befindlichen; ungefähr 10 Prozent der gesammten Haushaltungen hatten Einlogirer und Schläfer beiderlei Geschlechts. Was die Haushaltungen mit vier und mehr Einlogirern betrifft, so hatte 1885 dieser Stadttheil 2,50 Prozent derselben; er wurde nur von Altstadt-Nord übertroffen, welche 2,57 Prozent aufwies. 1890 finden wir die Neustadt-Nord an der Spitze: 3829 Haushaltungen = 33,63 Prozent aller hatten Einlogirer, der Haushaltungen mit vier und mehr waren 420 vorhanden = 3,69 Prozent. „Uebervölkerte"[1] Wohngelasse waren in dem Stadttheil 1890: 863 mit 6526 Bewohnern = 7,47 Prozent der Gelasse, 12,09 Prozent der Bewohner; 1885 betrugen die bezüglichen Verhältnißzahlen 7,76 Prozent bezw. 12,60 Prozent.

Andere suchten die Mietheaufwendungen dadurch zu verringern, daß sie mit anderen Familien gemeinsam ein Gelaß bewohnten.

569	Gelasse	beherbergten	2	Haushaltungen,
64	„	„	3	„
12	„	„	4	„
3	„	„	5	„

1885 wurde in Neustadt-Nord eine Wohnung gefunden, welche mit 27 Personen und 5 Haushaltungen belegt war, indem der Wohnungsinhaber außer an 11 Einlogirer noch an 4 Haushaltungen möblirte Zimmer vermiethet hatte.

Darlegung außerdem: Dr. Koch, „Ueber die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsklassen Hamburgs ꝛc." („Schriften des Vereins für Sozialpolitik", XXX); M. Neefe, „Hauptergebnisse der Wohnungsstatistiken deutscher Großstädte" (ebenda), „Statistisches Handbuch des Hamburgischen Staates", Hamburg 1891, Tabelle 26, „Statistik des Hamburger Staates", Heft XXV, S. 68, 70, 71, 75 ff.; Heft VI, S. 55, 60, 66, 90, 92 ff., 150 ff., 160; Heft XV, 56, 66, 76, 87, 96; Heft XVIII, VI. Abtheilung.

[1] Als „übervölkert" gelten Wohnungen, in denen mehr als fünf Bewohner auf ein oder mehr als neun auf zwei heizbare Zimmer kommen.

Von den 1890 ermittelten übervölkerten Gelassen hatten nur ein heizbares Zimmer allein: 31, ein heizbares Zimmer und nichtheizbaren Nebenraum: 75, zwei heizbare Zimmer ohne Zubehör: 85, mit nichtheizbarem Nebenraum: 183. In den Wohnungen mit 2 und mehr Haushaltungen lebten 337 männliche und 99 weibliche Einlogirer und Schläfer.

Die Zahl der Wohngelasse überhaupt, die nur ein heizbares Zimmer ohne Nebenraum haben, wo also der eine Raum als Wohn- und Schlafzimmer wie auch als Küche dienen muß, betrug 1890 in Neustadt-Nord 534, welche mit 1305 Bewohnern belegt war. 607 Gelasse bestanden aus einem heizbaren Zimmer mit nichtheizbarem Nebenraum (2078 Bewohner). 145 bewohnte Gelasse = 1,27 Prozent der Gelasse waren ohne heizbare Zimmer; 1468 = 12,71 Prozent der bewohnten Gelasse hatten keine besondere Kücheneinrichtung. Die folgende Uebersicht läßt die Art der Uebervölkerung deutlich erkennen:

I. Anzahl der übervölkerten bewohnten Gelasse mit einem heizbaren Zimmer und

ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	mit	mit
nicht heizbaren Zimmern und mit der folgenden Anzahl von Bewohnern													
6 Bew.		7 Bew.		8 Bew.		9 Bew.		10 Bew.		11 Bew.		12 B.	über 12 B.
55	195	30	144	11	83	8	29	3	4	1	4	4	1

II. Anzahl der übervölkerten Wohngelasse mit zwei heizbaren Zimmern und

ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	mit	mit	mit
nicht heizbaren Zimmern und mit der folgenden Anzahl von Bewohnern										
10 Bew.		11 Bew.		12 Bew.		13 Bew.		14 Bew.	15 Bew.	über 15 B.
9	25	4	17	2	7	—	5	—	2	1

Es waren also am 1. Dezember 1890 572 Wohngelasse, aus einem heizbaren und einem nichtheizbaren Zimmer bestehend, und 72 Wohngelasse, aus zwei heizbaren Zimmern und nichtheizbarem Nebenraum bestehend, zusammen 644 Wohngelasse in der Neustadt-Nord mit ungewöhnlich großer Bewohnerzahl; 4780 Personen wohnten in solchen Gelassen.

Diese Zahlen beweisen für unseren Stadttheil ganz entsetzliche Wohnungszustände und eine unheilvolle Zusammenwürfelung der verschiedenartigsten Elemente innerhalb eines Familienhaushalts und eines Wohngelasses. Die Folge davon ist in Bezug auf das Familienleben eine größere Oeffentlichkeit, nicht selten eine völlige Zerrüttung desselben. Die öffentliche Sittlichkeit muß in diesem Stadttheil entsetzlich leiden, um so mehr, als noch vor Jahresfrist eine ganze Reihe verrufener Straßen sich hier befanden. Der sittliche Tiefstand dieses Bezirks geht denn auch aus den Nachweisen über uneheliche Geburten eklatant hervor.

Der Prozentsatz der unehelichen Geburten in Neustadt-Nord betrug:

1887: 13,0 Prozent, für das gesammte Stadtgebiet: 11,29 Prozent
1888: 13,8 " " " " " 11,55 "
1889: 15,7 " " " " " 11,77 "
1890: 15,8 " " " " " 11,35 "
1891: 16,6 " " " " " 11,44 "

Mit Ausnahme des Jahres 1887, wo der Prozentsatz der unehelichen Geburten in der Altstadt-Nord 13,1 betrug, marschirte Neustadt-Nordertheil in dieser Beziehung immer an der Spitze.

Angesichts dieser traurigen Verhältnisse der Neustadt-Nord und ihrer Bevölkerung, insbesondere der Arbeiterbevölkerung, ist es erklärlich, daß alle Bemühungen der Schule und Erziehung sich so oft als vergeblich erweisen. Das entsetzliche Milieu, in dem die Kinder der Armen aufwachsen, erklärt auch insbesondere für unser Thema, daß es die vorehelichen Kinder der Arbeiter sind, welche verhältnißmäßig häufig geistige und sittliche Defekte aufweisen. Um so mehr müssen wir die sittliche Höhe derjenigen Arbeiterkreise bewundern, aus denen trotz aller dieser Miseren geistig und sittlich tüchtige Kinder hervorgehen: von je 100 auf den oberen Plätzen befindlichen Unehelichen gehörten 38,56 dem Arbeiterstand an, 46,43 Prozent bezw. 41,01 Prozent der Vorehelichen thaten sich durch gutes Verhalten und tüchtige Kenntnisse hervor.

Wenn ich mich nun anschicke, das Resultat meiner Darlegungen zusammenzufassen, so weiß ich keine bessere Fassung zu finden, als folgende Worte Neumanns:[1] „Das elende Dasein der Unehelichen ist nicht durch natürliche, sondern durch soziale Verhältnisse bedingt, und diese lassen sich ändern. Die moralische Minderwerthigkeit kommt, wo sie in angeerbten Neigungen begründet ist, ebenso wie andere krankhafte Anlagen besonders unter dem Einfluß ungünstiger äußerer Verhältnisse zum Ausbruch; wo keine angeborene Anlage besteht, sind allein die äußeren Verhältnisse zu beschuldigen. Fällt die Ungunst der sozialen Verhältnisse fort, so kann der Staat in annähernd gleichem Maße die Kräfte der Unehelichen wie der Ehelichen zum Nutzen des Gemeinwesens verwerthen, während er jetzt durch die Unehelichen in ökonomischer und ethischer Beziehung eine bedeutende Einbuße erleidet."

Quer durch die Berliner Kunstausstellung.

Von Erich Schlaikjer.

II.

Das Bild, das Gebhard gesandt hat, zeigt Elias, dem ein Engel hilfreich erscheint. Die Gestalt des ruhenden Propheten ist recht langweilig, wogegen der Kopf des Engels mit der magischen Gewalt der gelungenen Malerei das Auge anzieht und festhält. Es ist ein männlicher, fester, tüchtig gemalter Kopf; ein Kopf, in den menschliche Erlebnisse menschliche Züge gegraben haben und der dadurch zu jenen schmachtenden Engelsgesichtern, die einem die ewige Seligkeit als eine allzu süße Sache verleiden können, in einen erfreulichen Gegensatz kommt. Trotzdem lobe ich den Kopf nicht gern, weil man das Bild nicht härter tadeln kann, als eben durch solches Lob. In einer Situation, in der uns ein Starker des Menschengeschlechts und eine Offenbarung des donnernden Jehovah zugemuthet werden, darf wirklich kein Athem übrig bleiben, um von der Feinheit eines Details zu reden, geschweige denn, daß dieses Detail (wie es hier der Fall ist) den Zuschauer fast ganz an sich reißen und fesseln darf. Die Weihe der Stunde ist nicht in Gebhards Bild. Die Schauer des Wunderbaren wehen nicht um seinen Engel, und sein Prophet ist ein guter alter Mann, der von allerlei Sorgen und Lasten übel geplagt ist und dem hier nun von oben eine kleine Erquickung

---

[1] „Conrads Jahrbuch", LXII, S. 551.

verabreicht wird, die ihm redlich zu gönnen ist. Die Größe fehlt. Das Motiv ist seiner ursprünglichen Gewalt beraubt und zu einem Bilde geworden, das viele Vorzüge hat, nur nicht den, die Seelen zu bannen. Ich muß bei solchen Bildern immer an Platen denken. In den „Abassiden“ hat er ein sozusagen klassisches Beispiel dafür geliefert, wie man ein schreckliches Motiv in Anmuth und Seichtigkeit ersäufen kann. Man weiß, wie im ersten Gesang ein Mohr dem Kalifen Harun einen Rappen anbietet, mit dem man die Lüfte durchfliegen kann. Amin, der Sohn des Kalifen, schwingt sich in jugendlichem Unbedacht auf das Zauberpferd,

„Flog empor und schien ein Punkt im Luftmeer.“

Entsetzt aber wirft sich der Mohr zu den Füßen des Kalifen. Dein Sohn, stöhnt er, ist ohne meine Schuld dem Verderben geweiht. Er ist davongeeilt, ohne die kleine Schraube zu kennen, mit der man das wunderbare Thier wieder zur Erde herablenkt. Findet er sie nicht

„ . . . so fliegt es
Ewig weiter durch den Raum der Sterne,
Bis zuletzt ihn Müdigkeit und Hunger
Jeder Kraft entledigen, bis zuletzt ihn
Jäher Todessturz am Fels zerschmettert,
Oder tief in die tiefe See hinabtaucht.“

Die Poesie dieser Zeilen ist ziemlich matt. Das philiströse und umständliche „entledigen“ ist von einer wahrhaft niederdrückenden Nüchternheit, aber trotzdem schrickt man bei der Perspektive zusammen, die das angeschlagene Motiv eröffnet. Ewig durch den Raum zu fliegen! Der Gedanke ist so furchtbar, daß man den Gang des Gedichts beflügeln möchte, um zu den Blättern zu kommen, aus denen das Grauen dieses einsamen todtbringenden Fluges uns anwehen soll. Wenn man dann endlich so weit ist und in Erwartung den Athem anhält, erfährt man etwa, daß Amin von Todesangst ergriffen wurde, in Schweiß gerieth und sich schließlich matt in sein Schicksal ergab, kurz, lauter Dinge, die einem wenig kouragirten Menschen auch auf einer leidlich stürmischen Seefahrt passiren können. Nun steht zwar Gebhards Bild weit über dieser schlechten Stelle der „Abassiden“. So süß verniedlicht, so ganz zur matten Spielerei erniedrigt hat er sein Motiv lange nicht. Aber immerhin ist er weit genug hinter der Größe seines Vorwurfs zurückgeblieben, um die Erinnerung an Platen zu wecken. Uebrigens hat Louis Feldmann, wie hier gleich erwähnt werden mag, ein biblisches Bild ausgestellt, das einem Gebhard zum Verwechseln ähnlich sieht. Möglich, daß er darauf stolz ist; die Kritik kann in diesem engen Anschluß an eine fremde Persönlichkeit keinen besonderen Ruhm erblicken.

Von bekannten Malern, über deren Bedeutung und Eigenart die Akten geschlossen sind, hat Liebermann einen sonnigen, satten „Sonntagsnachmittag in Laren“ und Skarbina ein Bild gesandt, auf dem ein Schnitter arbeitsmüde durch die helle Sommerabenddämmerung einer kleinen Ackerbürgerstadt zuschreitet. Es ist ein feines Bild, wenn auch zugegeben werden muß, daß Skarbina schon feinere gemalt hat. Das Schlimmste ist am Ende, daß es durch Erinnerungen an bessere, im Motiv ähnliche Bilder von Kalkreuth und Anderen leidet. Wie dem aber auch sei: das Bild ist auf dieser Ausstellung eine Wohlthat, wie sein Meister auf jeder Ausstellung eine anziehende Erscheinung ist. Wir nennen nun einige gute Bilder von Koldewey (Dordrecht), den interessanten „Blumenmarkt in Rotterdam“ von Herrmann (Berlin), eine „Flandrische Landschaft“ von Eugen Kampf, und gehen dann zu Brachts „Haide in den Ardennen“

über. Der Abend oder Spätnachmittag strahlt über einem öden Abhang; aber die Natur hat nichts von dem kühlen Frieden und dem sanften Verscheiden, womit sonst diese Stunde des Tages gesegnet ist. Das Licht der Sonne thut dem Auge nicht wohl; es hat etwas Schwüles, Stechendes, Giftiges, als wenn Fieberdünste die Luft schwängerten, und ein Karrenfuhrwerk, das durch den Sand knarrt, scheint unter dieser drückenden Stimmung zu ächzen. Vorne, in den Abgrund eingebettet, stinkt ein trübes Moorwasser mit schimmernden breitblätterigen Sumpfpflanzen von ungesundem Grün. Das Bild ist von erstrebter und doch wirkungsvoller Einfachheit und Größe. Die eintönige Farbe früherer Leistungen ist glücklich überwunden, ohne daß die Stimmung weniger voll und zusammengehalten wäre. Großartiger noch ist der „Abend in den Dünen von Rantum auf Sylt“, das von der Hand desselben Meisters stammt. In weiter unendlicher Ferne dämmern Meer und Himmel zusammen, eine Wolke, wie aus Nebel und Wasserdunst zusammengebraut, ist mit drohender Majestät in den Himmel emporgestiegen und füllt fast etwas zu schwer den Vordergrund. Unten am Strande aber schläft stumm und tief die sandige Düne inmitten der gewaltigen, einsamen Unendlichkeit.

Weit weg von Meergeruch und Natur und Unendlichkeit führt uns Schmutzlers „Italienische Schauspieler des achtzehnten Jahrhunderts“. Das Bild athmet Theaterstimmung, eine Stimmung, die aus buntem Flitter, Schminke, hellen Lampen und Leichtsinn zusammengesetzt ist. Eine pikante Schwüle schlägt dem Beschauer entgegen, wenn er den Pierrot betrachtet, der ihm entgegenlacht, während ihm an jedem Arme eine leichtblütige Kollegin hängt. Das Bild ist in der Farbe delikat und hat etwas von dem sprühenden, lockenden Koulissenleben, das junge Sinne wie mit einem bunten Rausch umfängt. Und doch riecht man deutlich Schminke und Puder und ahnt, daß die Helden und Heldinnen dieser schimmernden Herrlichkeit bald vergessen werden und dann trübselig mißachtet sind wie ein Bonmot vom vorigen Tage, wie eine Ballblume — am anderen Morgen. Ein bildender Künstler, der neben mir stand, vermißte in den Gesichtern der beiden Komödiantinnen den individualisirenden Zug, und es ist wahr, daß beide fast dasselbe lustig-leere Soubrettenlachen zeigen. Es ist jetzt beim Schreiben nicht mehr möglich, die Gesichter auseinanderzuhalten; sie fließen ineinander wie die Charaktere. Das Parfüm der beiden Schönheiten ist weder im Sinnlichen noch im Geistigen verschieden und das ist zweifellos ein Fehler. Immerhin aber ist es ein Fehler, der mit den Vorzügen des Bildes organisch zusammenhängt. Im Streben nach dem prickelnden Moussé des Champagners, nach einer dekolletirten Balletleichtigkeit der Wirkung konnte wohl der individualisirende Zug verloren gehen, eben weil schwere Accente der Charakteristik Moussé und Leichtigkeit niedergeschlagen hätten. Freilich: den graziösen Vortrag des Bildes hätte wohl ein persönlicher Duft überflimmern können, aber das Bild enthält genug Talent, um auch ohne ihn zu interessiren, wenn es selbstverständlich auch immer bedauerlich bleibt, daß einer bunten Blüthe der Duft fehlt.

Um mich einmal in Gegensätzen zu bewegen, will ich vom fahrenden Volke zu dem mit der ernsten Scholle verwachsenen gehen, von der geschminkten Lust zu den gefurchten Gesichtern der Sorge, von karessirenden Soubrettenhändchen zu harten Arbeitsfäusten, von Gauklern, die es mit den Geboten des Katechismus nicht sonderlich genau nehmen und das sechste überhaupt gestrichen haben, zu Menschen, die an der Tradition ihres Standes wie an einer schweren Bürde schleppen, von den fahrenden Komödianten zu niederdeutschen Kleinbauern. Fritz Mackensen, der zu der lebendigen, tapferen Worpsweder-Gruppe gehört, hat eine „trauernde Familie“ gemalt. Mann, Frau und Kinder drängen sich

um einen Sarg zusammen, in dem ein kleines, todtes Mädchen liegt. Es ist eine wehmüthige Freude, das Bild zu betrachten, und das weil Mackensen ein so menschlich einfaches und wahres Verhältniß zu seinen Bauern gefunden hat. In der deutschen Literatur und Kunst grassirte einmal eine schreckliche Verlogenheit über die abseits wohnenden Menschen, die der Natur näher stehen als wir. Das Leben auf dem Dorfe wurde zu einem Idyll umgedichtet, durch das ewig ein stiller Zug von unentweihtem Frieden ging. Die ländlichen Schönen fühlten nur sinnige und keusche Triebe und die Bauern wurden so ziemlich mit dem ganzen Hausrath von Tugenden belehnt, den das deutsche Volk besitzt. Sie waren treu und schlicht, mäßig und fromm, gastfrei und ach, so unendlich bieder. Die Großstädte waren ein häßlicher Aussatz der Erde, waren stinkende Höllenpfuhle, in denen es Kneipen und Bordelle und anderen Teufelskram gab. Draußen aber wehte reine Luft und durch die ländlichen Fluren schritt sinnend die Unschuld. Eines Tages aber nahm die bäuerliche Herrlichkeit ein jähes Ende. Es wuchs eine junge Generation auf, die auch aufs Land hinaussuchte und dort allerlei ganz reglementswidrige Beobachtungen machte. Diese durch exakte Wissenschaften und andere Dinge verpesteten Individuen wagten die Behauptung, daß eine Kuhmagd kein Engel sei, sondern ein robustes Frauenzimmer, das mitunter nach Mist röche und gelegentlich auch ein uneheliches Kind in die Welt setzte. Selbst die Bauern verloren viel von ihrem Glanze. Man beschuldigte sie, beim Pferdehandel in haarsträubender Weise zu mogeln, und nannte sie habsüchtig, grausam und eigensinnig-beschränkt. Das kleinbürgerliche Idyll schlug kurz und gut in den naturalistischen Pessimismus um, und waren früher Feld und Flur von engelgleichen, naiven Seelen bewohnt worden, so hausten jetzt dort grobe und gierige Ackerbestien. Unser Maler steht diesen beiden Extremen der Bauernschilderung glücklich fern. Er kennt seine Leute und liebt sie doch. Die Bauern auf seinem Bilde sind keine Theaterbauern, sondern Menschen, die hart und treu arbeiten und sich hier an der Leiche in stillem, wortkargem Schmerze zusammenfinden. Ein Schimmer von Gemüth liegt über der trauernden Gruppe. Mackensen sieht nicht wie ein unwirscher, kalter Künstler, der seine Menschen nicht mag. Er tritt in die Hütte des Kleinbauern, übersieht nichts von all dem Engen und Beschränkten und Gedrückten, aber wird doch tief ergriffen von dem ganzen Ensemble, in dem so unendlich viel menschliche Entsagung und Treue steckt.

Auch in dem Bilde, mit dem ich heute die Wanderung beschließen will, waltet der Tod. Ernst **Hardt** hat einen herbstlichen Park gemalt, in dem die Natur in Feuchtigkeit und Nebel gleichsam ihren eigenen Untergang beweint. Gelbbraunes Laub modert in den nassen Wegen und vereinsamt und verlassen liegt das schloßartige Herrenhaus inmitten des grauen Welkens und Vergehens. Die Stimmung ist groß und einfach erfaßt. Das Bild gehört zu denen, von denen wir in der einleitenden Betrachtung sagten, daß sie breit und ergreifend wie **eine** Anschauung im Bewußtsein bleiben. In den entlaubten Bäumen der Gänge flüstern menschliche Stimmen und fast ist mir, als hörte ich darunter diejenige Lenaus:

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Kleine Briefe.[1]

Bismarck ist todt. Die Ruhe, welche er Anderen geraubt, reicht hin zu einem langen Schlafe. Er hielt auf Religion, bekannte laut seinen Glauben, erließ sich die Ausübung des höchsten Gebots, verzieh niemals und theilte die Bedenken des Evangeliums gegen den Reichthum keineswegs. Genau was die Pastoren verlangen und wie sie's machen; Christenthum, das nicht genirt. Als die deutschen Bauern sich erhoben, schrie Luther, man möge sie hauen, stechen und würgen ohn' Erbarmen. Bismarck hätte den armen Mann des neunzehnten Jahrhunderts nach gleichem Rezept behandelt, wenn dieser aufgestanden wäre. Er haßte die Proletarier eigenen Willens mit jener Härte, welche das köstliche Erbgut des ärmsten preußischen Junkers ist. Nach einer lustigen Version hat Friedrich II. eines Tages zu seinen Grenadieren gesagt: „Kinder, morgen ziehen wir in den siebenjährigen Krieg!" Die Patrioten, echte wie imitirte, behaupten auch ernst, Bismarck habe von früh auf schon heimlich unter dem Rocke die Axt herumgetragen, mit welcher er nachmals die Einheit, das Reich gezimmert. Abdorren wird diese Legende auch. Es war die gewaltige Woge der Zeit, der sich der gewaltige Steuermann anvertraute. Die Nation bot ihre Kraft, er bot sein Genie, sie kam durch ihn zur ersehnten Form, er kam durch sie zur erstrebten Macht. Eine historische Idee ward von ihm zum Ausdruck gebracht. Was darüber hinausging, — der greise Thürmer begriff es nicht; er wehrte ingrimmig ab mit seinem Schlüsselbund. Die deutsche Bundestagsstube war morsch; er wußte es und demolirte sie. Die Habsburger Monarchie war faul; er wußte es und schmiß sie über den Zaun. Das französische Empire hatte den Wurm im Gebälk; er wußte es und schmetterte dasselbe nieder. Aber die Sozialdemokratie war eine junge und sprossende Welt, — das wußte er nicht und elend zog er den Kürzeren.

Folgerichtig war Bismarck auch in seinem Wesen — bis zur Grabschrift, die er sich bestimmte; sie war ein Epigramm, ein letzter Pfeil. Ob er noch las, wie die Mailänder Militärjustizhorde wüthete? Dann hat er sicherlich die Pfeife mit doppelter Lust geraucht. Ganz wie zu Versailles im rothen Quartal von 1871 ward geurtheilt. Eine „Verneinung der Gottheit" nannte Gladstone einst die Bourbonenwirthschaft im Süden. Andere Vögel, andere Lieder. Durch ganz Europa flog jenes Wort, ein hallendes Echo erweckend, und König Bomba ward verflucht. Was heute im Norden Italiens geschieht, ist's denn nicht ungleich schändlicher? Der Liberalismus schweigt und geht an die Börse, der Dreibund mäßigt die Gefühle und schlechte Gewissen verstehen sich. Nur mit Betrübniß mag jetzt die „Kreuzzeitung" der Flüche sich erinnern, die sie 1860 gegen die räuberische Dynastie Savoyens ausstieß. Sie wird ihr nunmehr gratuliren, noch geht ja der Krug recht munter zum Brunnen.... Was wohl Turati sprach, als sie ihm sein Quantum Zuchthaus verordneten? Ich dachte bei dieser schauerlichen Kunde an Settembrini, der 1850 in Neapel vor den Schranken stand. Er hatte Zeugen und hatte Dokumente für seine Unschuld; man lehnte sie ab. Da richtete er sich stolz in die Höhe, verzichtete auf die Vertheidigung und erklärte die Richter für infam....

Die Politik weilt in der Sommerfrische, die magersten Schreiber nur kleben an den Pulten. Gleichwohl nehmen die amtlichen Gemeinheiten ihren ungestörten

---

[1] In Folge eines Mißverständnisses verspätet. Die Red.

Fortgang. Die Maschine ist darauf eingeölt, sie bringt die Geschäfte zur Noth allein fertig. Das ist der Segen der Ordnung, „denn von der Schweiz bis zur Türkei ist überall gute Polizei“, heißt es in einem Gedichtchen von Hermann Kurz. In der Eidgenossenschaft waltet jetzt auch lieblicher Frieden, man „feiert“, was vors Rohr kommt. Auf dem nationalen Schützenfest in Neuenburg stiegen bei vollen Bechern viel ausgezeichnet leere Reden. Neuenburg war ehemals ein preußisches Fürstenthum; durch einen Putsch schüttelte es 1848 die schwarz-weiße Livrée ab, und es war ein feiner Einfall des Bundespräsidenten Rüffy, daß er in seinem Tribünenspruch dort vor revolutionären Elementen feurig warnte. Auf die Auslieferung der italienischen Arbeiter in Chiasso direkt zu toastiren, ging natürlich nicht an, doch angedeutet mußte werden, daß die Mächte auf den schweizerischen Bundesbüttel auch inskünftig rechnen dürfen. Herr Rüffy ist sehr radikal....

Die schweizerische Presse hat ihre Meinung gesagt über den Streich von Chiasso. Sie nannte ihn eine Niedertracht; er war es in der That. Nur habe ich einen Vergleich vermißt, der ihr doch nahe lag, als sie die Tradition erörterte. Im Jahre 1850 pilgerten die Delegirten der deutschen Gesellenvereine auf Schweizer Boden nach dem Städtchen Murten. Liebknecht sollte sie organisiren; im Neuen Weltkalender für 1899 erzählt er es. Sie wurden verrathen, verhaftet, mit ihnen etliche hundert Genossen über die Grenze spedirt. Die eidgenössischen Behörden hatten damals Angst; noch drohte Intervention. Um über diese Razzia mich zu informiren, schlug ich das Buch des St. Galler Landammanns Baumgartner über „Die Schweiz in ihren Kämpfen, ihren Umgestaltungen von 1830 bis 1850“ auf und las: „Die Ausweisung fand mit großer Schonung statt, damit die Betroffenen nicht der Polizei ihrer Heimathstaaten in die Hände fallen. Baden und Württemberg baten um Namensverzeichnisse; der Bundesrath lehnte ab. Genf und Neuenburg wiesen so wenig als möglich oder gar nicht aus.“

Es war einmal.... ?

Die Errichtung eines arbeitsstatistischen Amtes in Oesterreich.

In den ersten Tagen des Monats Juni legte der österreichische Handelsminister, Dr. Bärnreither, dem Abgeordnetenhause, das damals noch beisammen war, eine Regierungsvorlage über ein Gesetz, betreffend die Arbeitsstatistik, vor. Die Vorlage ordnete an, „daß für die Zwecke der wirthschaftlichen und sozialen Gesetzgebung arbeitsstatistische Daten systematisch zu erheben und zu verarbeiten, sowie periodisch zu veröffentlichen sind. Diese Daten werden sich auf die Lage der arbeitenden Klassen, insbesondere in der Industrie und im Gewerbe, im Bergbau und im land- und forstwirthschaftlichen Betrieb, im Handels- und Verkehrswesen, ferner auf die Wirksamkeit der Einrichtungen und Gesetze zur Förderung der Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, sowie auf den Umfang und Zustand der Produktion in den bezeichneten Zweigen zu beziehen haben (§ 1). Zu diesem Zwecke sollte im Handelsministerium eine gesonderte Abtheilung errichtet werden, die nach außen hin selbstständig zu fungiren hatte (§ 2). Es war in der Vorlage ferner bestimmt (§ 4): „Die Auskünfte und Angaben, welche aus Anlaß der arbeitsstatistischen Erhebungen auf Grund dieses Gesetzes abverlangt werden, sind seitens der hierzu Aufgeforderten ohne Verzug genau und wahrheitsgemäß zu liefern.“ Den Organen des Amtes wurde Zutritt in alle Betriebe und Arbeiterwohnräume und Einsichtnahme in Arbeiterverzeichnisse, Arbeits- und Dienstbücher, Lohnlisten u. s. w. zugesprochen.

„Zur Mitwirkung an den Arbeiten dieses Amtes sind die staatlichen und Gemeindebehörden, Handels- und Gewerbekammern, Gewerbegenossenschaften, Gewerbegerichte, genossenschaftlichen und anderen Schiedsgerichte, Arbeiter-Unfallversicherungsanstalten, -Krankenkassen und sonstigen Arbeiterhilfskassen in der nach Bedarf im Verordnungsweg zu regelnden Weise verpflichtet" (§ 5). Das arbeitsstatistische Amt hat dem Minister Gutachten über bestimmte Verhältnisse auf sein Verlangen abzugeben (§ 7). Die übrigen Paragraphen des Gesetzes regeln die Bestimmungen über die Uebertretungen desselben und über die Wahrung des Geschäfts- und Betriebsgeheimnisses seitens der Beamten. Zur Unterstützung des arbeitsstatistischen Amtes sollte ein Beirath, bestehend „aus dem Vorstand des Amtes, aus je einem Vertreter des Ministeriums des Innern, der Finanzen und des Ackerbaues, sowie des Eisenbahn- und des Handelsministeriums, aus dem Präsidenten der statistischen Zentralkommission und aus vierundzwanzig vom Handelsminister ernannten Mitgliedern", errichtet werden. „Die ernannten Mitglieder des Beiraths haben zu einem Drittel aus Unternehmern, zu einem Drittel aus Arbeitern und zu einem Drittel aus Personen zu bestehen, deren fachmännische Mitwirkung bei den Arbeiten des Beiraths wünschenswerth ist" (§ 6). Die „Begründung" der Vorlage schildert die Thätigkeit des zukünftigen Amtes. „ . . . Anstatt der schriftlichen Erhebungsmethode oder neben derselben zu ihrer Ergänzung wird der Weg unmittelbaren persönlichen Verkehrs mit den zur Ertheilung von Auskünften herangezogenen Personen zu betreten" sein. Denn „eine Sozialstatistik muß nicht blos wahr und unparteiisch sein, sondern auch den Stempel der Richtigkeit und Zuverlässigkeit an sich tragen, wenn sie den gebührenden Einfluß bei der Diskussion der sozialen Fragen besitzen soll." „Nicht Statistik im engen Sinne des Wortes ist demnach Aufgabe des Arbeitsamts, sondern die auf die Statistik gegründete Untersuchung gesellschaftlicher Zustände, demnach auch die Erforschung von Umständen, die sich in Ziffern nicht fassen lassen und die demnach für die Beurtheilung und Entscheidung sozialer Verhältnisse wichtig sind." Soweit die Regierungsvorlage. Man hat da eine auf modernen Anschauungen beruhende und den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Arbeit vor sich, wie sie sich vielleicht selten unter den österreichischen Regierungsvorlagen finden wird.

Bald nach Einbringung der Vorlage wurde jedoch in Folge der andauernd ungeklärten politischen Lage das Parlament vertagt und damit die Verwirklichung der Vorlage, für die ja schon früher so gut wie keine Aussicht war, unmöglich. Allein der österreichische Handelsminister vermag seinen sozialpolitischen Eifer nicht zu zügeln, er kann mit diesen Dingen nicht warten, bis das Parlament arbeitsfähig ist, sondern er beglückt die österreichische Arbeiterschaft lieber mit einer „kaiserlichen Entschließung", die thatsächlich am 25. Juli 1898 kundgemacht wurde. Das „Statut des arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium" präzisirt die Aufgaben desselben nach dem Wortlaut der Vorlage. Der übrige Inhalt der Verordnung weicht aber in solcher Weise von der ursprünglichen Vorlage ab, daß man sich wirklich nicht genug wundern kann, daß ein und derselbe Mann, der sich noch dazu einen sozialpolitisch erleuchteten Geist schimpfen läßt, dieselbe Sache in so verschiedener Weise erledigen, das Gute der Einrichtung so verschlechtern konnte. In der Verordnung heißt es nicht mehr, daß die verschiedenen Behörden und Institute „an den Arbeiten des Amtes mitzuwirken verpflichtet sind", sondern sie „können darum angegangen werden" und sind zur Mitwirkung nur „nach Maßgabe der sie betreffenden besonderen gesetzlichen Bestimmungen verpflichtet". Daß diese gesetzlichen Bestimmungen nirgends existiren, ist klar, weil es bis jetzt kein statistisches Amt gegeben hat. Die Erhebungsorgane des Amtes sind nicht mehr zum Eintritt in die Betriebe berechtigt, sondern die Behörden haben ihnen „zur Erfüllung ihrer Aufgaben den nöthigen Beistand mit allem Nachdruck zu gewähren". Wie lächerlich, die österreichischen Behörden sollen „Nachdruck" aufbringen bei sozialpolitischen Dingen! Der Handelsminister sollte nur die alljährlichen Berichte der Gewerbeinspektoren nachlesen, um zu sehen, wie der Nachdruck der Behörden zur Durchsetzung der Anordnungen der Aufsichtsbeamten beschaffen ist. Von einer „ge-

nauen und wahrheitsgemäßen" Lieferung der Auskünfte und Angaben seitens der Befragten ist keine Rede mehr und doch sagt die „Begründung" der Vorlage so schön, „daß es in vielen Fällen gänzlich ausgeschlossen wäre, statistische Erhebungen lediglich auf Grund freiwilliger Betheiligung durchzuführen".

Nur die Errichtung des Arbeitsbeiraths stimmt in der Verordnung mit der Regierungsvorlage überein.

Ein solch ministerieller Umfall in der Zeit von wenigen Wochen ist noch selten vorgekommen. Man wird vielleicht darauf verweisen, daß eine einfache „kaiserliche Entschließung" nicht den Unternehmern und den Behörden solche Verpflichtungen auferlegen kann, wie die Vorlage es bestimmte, allein man weiß ja sehr genau, daß die österreichische Regierung noch viel einschneidendere Dinge mit Hilfe des § 14 des Nothverordnungsrechts gethan hat. Hier handelt es sich eben um einen Eingriff in die Interessen der Unternehmer und zu diesem Zwecke ziehen sich die österreichischen Minister immer Handschuhe an.

Diese kaiserliche Entschließung über die Errichtung eines arbeitsstatistischen Amtes ist echt österreichische Bureaukratenarbeit. Es geschieht etwas, weil man meint, daß etwas geschehen müsse. Wie die Sache aussieht, wie sie sich praktisch wird verwenden lassen, ist gleichgiltig, wenn nur ein neuer Akt in die Registratur geschickt werden kann. Daß aber ein Mann, der eben erst bewiesen hat, daß er das Richtige kennt, der also nicht einmal die gewöhnliche Entschuldigung österreichischer Beamten für sich in Anspruch nehmen kann, das zeigt wohl deutlich, mit welcher Mühe ein Fortschritt in Oesterreich sich durchsetzt. Wahrlich, die österreichische Sozialpolitik hat alle Ursache, sich vor ihren Freunden mehr zu hüten als vor ihren Feinden. F. W.

Notizen.

Gründungen in Deutschland in 1897. Ein getreues Spiegelbild des im Jahre 1897 so bedeutend eingetretenen Aufschwungs in Handel und Industrie zeigen uns die Gründungen von Gesellschaften, die ähnlich wie die gesteigerte Emissionsthätigkeit weit sowohl an Zahl wie an Umfang über diejenigen des Jahres 1896 hinausgehen. Nach einer vom „Deutschen Oekonomist" bearbeiteten Aufstellung umfaßte die Gründungsthätigkeit in Deutschland in der zweiten Jahreshälfte 1897 135 mit einem Nominalkapital von 238,39 Millionen Mark gegen 119 mit 142,08 Millionen Mark im ersten, und gegen 87 mit 117,55 Millionen Mark im zweiten Halbjahr 1896. Für das ganze Jahr 1897 sind somit 254 Aktiengründungen mit 380,47 Millionen Mark Kapital zu verzeichnen, während in den Jahren vorher gegründet wurden: 1896 182 Gesellschaften mit einem Kapital von 268,58 Millionen Mark, 1895 161 mit 250,68 Millionen Mark, 1894 92 mit 88,26 Millionen Mark, 1893 95 mit 77,26 Millionen Mark, 1892 127 mit 79,82 Millionen Mark, 1891 160 mit 90,24 Millionen Mark, aber 1890 236 mit 271 Millionen Mark und 1889 360 mit 402,54 Millionen Mark. Den stärksten Kapitalaufwand erforderten in 1897 11 Elektrizitätsgesellschaften mit 96,31 Millionen Mark, davon nur 9,06 Millionen Mark im ersten, 87,26 Millionen Mark im zweiten Halbjahr (im letzten Zeitraum 35 Millionen Mark Siemens & Halske, 30 Millionen Mark Elektrische Licht- und Kraftanlagen-Gesellschaft Berlin, 16 Millionen Mark Aktiengesellschaft für Elektrizitätsanlagen, Köln); dann kommen 47 Metallverarbeitungs- und Maschinenbaugesellschaften mit 52,22 Millionen Mark (davon 27,30 Millionen Mark im ersten und 24,92 Millionen Mark im zweiten Halbjahr — ein Zeichen für die feine Witterung der Kühnemänner und Konsorten); 36 Nahrungsmittelgesellschaften mit 31,83 Millionen Mark, 15 Banken mit 29,6 Millionen Mark, 22 Gesellschaften der Textilindustrie mit 27,67 Millionen Mark, 26 Brauereien mit 24,95 Millionen Mark, 11 Eisenbahnen mit 24,20 Millionen Mark, 8 sonstige Transportanstalten mit 22,76 Millionen Mark, 23 Gesellschaften der Industrie der Steine und Erden mit 18,16 Millionen Mark, 14 Che-

mische Industrie, Heiz- und Leuchtstoff mit 17,56 Millionen Mark, 10 baugewerbliche Unternehmungen mit 13,47 Millionen Mark u. s. w. Von mehr geschichtlichem Interesse ist, daß das Jahr 1872, das bekannte Gründungsjahr, 479 Gesellschaften mit 1477 Millionen Mark, das Jahr 1873 242 Gesellschaften mit 544 Millionen Mark im Deutschen Reich entstehen sah.

e. w.

Eine Statistik der elektrischen Straßenbahnen Europas ist kürzlich von dem Züricher Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgestellt worden. Darnach steht Deutschland mit 713 Kilometer Schienenlänge weitaus in erster Reihe. Frankreich, das darauf folgt, besitzt nur 311 Kilometer elektrischer Bahnen. An dritter Stelle steht England mit 142 Kilometer, dann folgt Italien mit 128, die Schweiz mit 88, Spanien mit 53 und Belgien mit 39 Kilometer elektrischer Bahnen. Das große Rußland weist nur 16½ Kilometer auf, Serbien 10, Schweden-Norwegen 8, Bosnien 6, Rumänien und Portugal gar nur je 3¼ Kilometer. Sämmtliche elektrisch betriebenen Straßenbahnen von Europa haben eine Gesammtlänge von 1521½ Kilometer.

—y.

Männer-, Frauen- und Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Arbeitsamt von Washington hat in den Jahren 1895/96 eine Enquete über die Arbeitszeit und die Löhne der industriellen Arbeiter veranstaltet, deren Resultat in einem der letzten Hefte des „Bulletin of the Departement of Labor“ veröffentlicht wird. Die Erhebungen erstreckten sich auf 1067 Betriebe, den verschiedensten Industrien angehörend und in dreißig verschiedenen Staaten der Union gelegen. Die Enquete gewinnt besonderes Interesse dadurch, daß die „gegenwärtige Periode“ — eine bestimmte Woche der Jahre 1895 oder 1896, während welcher die Untersuchungen dauerten — mit der „vergangenen Periode“, d. h. mit der korrespondirenden Woche eines mindestens zehn Jahre zurückliegenden Jahrgangs in Vergleich gezogen wurde.

Ueber die Zahl der in den Betrieben, auf welche die Enquete sich erstreckte, beschäftigten Arbeiter möge folgende Tabelle Aufschluß geben:

	Zahl der Betriebe, die hierüber Auskunft ertheilten	Frühere Periode				Gegenwärtige Periode			
		Männlich		Weiblich		Männlich		Weiblich	
		18 Jahre und darüber	Unter 18 Jahre	18 Jahre und darüber	Unter 18 Jahre	18 Jahre und darüber	Unter 18 Jahre	18 Jahre und darüber	Unter 18 Jahre
Zahl der Arbeiter in den bezeichneten Etablissements . . .	931	26 479	4175	27 163	6743	43 195	7540	45 162	12 751
Die Vermehrung d. Zahl von einer Periode zur anderen betrug:									
a) absolut . . .	—	—	—	—	—	16 716	3365	17 999	6 008
b) in Prozenten .	—	—	—	—	—	63,1	80,6	66,3	89,1

Aus der Tabelle ist ersichtlich, daß die Frauenarbeit nicht nur prozentual, sondern auch absolut mehr zugenommen hat, als die der Männer. Aber obwohl die Enquete, wie oben angegeben, sich auf die verschiedensten Industriezweige in den verschiedensten Staaten der Union erstreckte, dürfte es doch gewagt sein, diese Resultate zu verallgemeinern und als für die ganze Industrie geltend hinstellen zu wollen. Möglich, daß hier eine Reihe Etablissements solcher Industriezweige den Ausschlag gegeben hat, in denen die Frauenarbeit vorherrschend ist.

Die Volkszählung von 1870 hatte bezüglich der beschäftigten Frauen in der Industrie, in Handel, Ackerbau, Bergbau u. s. w. ergeben, daß diese 14,4 Prozent

sämmtlicher beschäftigten Personen stellen; im Jahre 1880 war das Verhältniß 15,2 Prozent zu 84,8 Prozent (männlicher Arbeiter) und 1890 17,2 zu 82,8.

Die in der Industrie beschäftigten Kinder hatten 1870 betragen 13,19 Prozent sämmtlicher in den Vereinigten Staaten lebenden Kinder von 10 bis 15 Jahren; 1880 war der Prozentsatz auf 16,8 Prozent gestiegen, um 1890 zu fallen auf 8,6 Prozent. Dabei ist zu berücksichtigen, daß im letzteren Jahre nur die Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren gezählt wurden.

Feuilleton.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Eine naturwissenschaftliche Umschau von Dr. Friedrich Knauer.

III. (Schluß.)

Schach dem Indigobau. — China, Japan und der Kampfer. — Flugdrachen und Drachenballons. — Adepten der Neuzeit. — Gegen die Ameisenintelligenz.

Weit mehr als die territorialen Erwerbungen in Afrika und Asien seitens der Deutschen schreckt den Engländer die rapide Entwicklung der Industrie, die auf allen Linien mit der englischen in siegreichen Wettbewerb tritt. Zumal die deutschen Chemiker haben wiederholt Mittel und Wege gefunden, deutschen Erzeugnissen auf dem Weltmarkt durch ihre Güte einerseits, ihre Billigkeit andererseits das Uebergewicht zu verschaffen. Ein neuer solcher schwerer Schlag droht dem englischen Handel, dem indischen Indigobau durch die endlich geglückte Entdeckung der künstlichen Herstellung des Indigos. Bei all der Pracht der aus Theer hergestellten Farbstoffe ist heute der Indigo noch immer der wichtigste Farbkörper. Um zwanzig Millionen Mark jährlich beziehen die deutschen Färber Indigo aus dem Ausland, zumeist über London, dem Zentrum des Indigohandels. Die Leser werden sich vielleicht erinnern, gelesen zu haben, wie blühend einst der Waidbau in Europa war, wie reich und übermüthig die Waidbauern waren und wie rasch es dann mit der Gewinnung des Indigo aus der heimischen Pflanze und mit der ganzen Waidkultur zu Ende war, als man im englischen Ostindien die krautartige Indigofera tinctoria zu bauen begann und der Waidbau der Uebermacht der ausländischen Indigobauer erliegen mußte. Ein ähnlicher Zusammensturz dieser ausländischen Pflanzungen dürfte sich jetzt vorbereiten.

Erläutern wir diese Frage etwas näher. Genannte Indigopflanze wird in Ostindien jährlich aus Samen gezogen, vor dem Blühen abgeschnitten und dann frisch oder getrocknet unter Kalkzusatz in Wasser geweicht. Bei der in einiger Zeit eintretenden Gährung dieser Flüssigkeit spaltet sich das sogenannte Glykosid in Indigoweiß und Zucker, das Indigoweiß löst sich in der Flüssigkeit und aus der abgeschöpften Flüssigkeit scheidet sich unter Einwirkung des Sauerstoffs der Luft Indigo als feines blaues Pulver ab. Man läßt dasselbe sich setzen, gießt die überstehende Flüssigkeit ab, formt die feuchte Menge und trocknet sie. So in den Handel kommender Indigo enthält aber auch die anderen ähnlichen Farbstoffe der Indigopflanze, die Unreinigkeiten der früheren Flüssigkeit und wohl auch absichtliche Beimengungen. Diese unerwünschten Beimischungen verursachen dem Färber unerfreuliche Farbennuancen. Eine Prüfung des käuflichen Indigo auf seine Reinheit durch Analyse wäre zu umständlich und zeitraubend, eine Beurtheilung blos nach äußeren Merkmalen nicht leicht möglich und wenig ver-

läßlich, eine Raffinade zu kostspielig. Zu all diesen Sorgen des Färbers kommt die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Indigofärberei eigentlich keine Fortschritte gemacht hat und fast noch ganz so arbeitet wie vor Jahrtausenden.

Es ist also begreiflich, daß das Verlangen nach einem reinen Indigopräparat einerseits, und der lebhafte Wunsch, den willkürlichen Preisaufschlägen in London zu entgehen, andererseits die Chemiker der großen deutschen Farbfabriken, deren eifrigen Bestrebungen Wissenschaft und Praxis viele Fortschritte danken, mit allem Fleiß nach einem künstlichen Ersatz für den natürlichen Indigo suchen ließen. Schon 1881 hatte Professor Bayer in München Indigo künstlich dargestellt und bald nach ihm auf anderem Wege Haumann. Aber diese Methoden eigneten sich nicht zu einer Darstellung im Großen. Die daraufhin erzeugte Propionsäure der Badischen Anilin- und Sodafabrik und das Indigosalz der Firma Kalle & Comp. in Biebrich am Rhein waren, von manchen Mängeln abgesehen, viel zu theuer. Auch das verbesserte Indiphor der erstgenannten Fabrik eignete sich nur für den Kattundruck. Vor wenigen Monaten nun ist es den Chemikern dieser Fabrik doch gelungen, aus Steinkohlentheer, also einem in Menge vorhandenen Rohmaterial, Indigo im Großen zu billigem Preise herzustellen.

Gewiß werden auch dieser Erfindung noch Mängel anhaften. Aber diese werden behoben werden und der Tag ist wohl nicht mehr fern, da die deutschen Fabriken Indigo in genügender Menge erzeugen und das englische Indigomonopol zum Falle bringen werden. Was wird das für ein erbitterter Konkurrenzkampf werden zwischen natürlichem und künstlichem Indigo; wie werden in gegenseitiger Unterbietung die Preise fallen und welchen gewaltigen Einfluß wird diese Erfindung auf die Färberei in Deutschland haben!

* * *

Noch eine andere chemische Frage, durch jüngste geschichtliche Ereignisse aktueller gemacht, interessirt die Handelskreise. Jedermann kennt den schon im Mittelalter bekannt gewesenen **Kampfer**, den wir in der Medizin, in der Celluloidfabrikation, als Abwehrmittel schädlicher Insekten verwenden und den der Chemiker mit dem Terpentin in nähere Verbindung bringt und aus diesem künstlich durch Oxydation gewinnt. Der weitaus größte Theil des in den Handel kommenden Kampfers, der Japankampfer, wird aus dem ätherischen Oele des Kampferbaumes (Cinnamomum Camphora) gewonnen, welcher an der Küste Ostasiens, besonders aber im südlichen Japan, auf Formosa, Hainan und den Kiu-Kiu-Inseln in großen Wäldern wächst. Japan beherrschte schon in früherer Zeit den Kampferhandel; heute nach seinem Siege über China und im Besitze Formosas ist dies mehr als je der Fall. Heute begnügt es sich aber nicht mehr mit der Erzeugung des Rohprodukts, heute hat es auch die Raffinade desselben fast ganz in Händen und kann den Kampferpreis auf dem Weltmarkt bestimmen. Wie groß der Kampferexport aus Japan, beweist am besten die Thatsache, daß von dort selbst im Kriegsjahr 23 696 Zentner Kampfer ausgeführt wurden. Nun wird wohl auch China, das doch einige Lehren aus dem unglücklichen Kriege gezogen haben dürfte, daran gehen, seine ausgedehnten Kampferbaumwälder, von denen es bisher nur das geschätzte Holz verwendete, auszunützen und die Kampfergewinnung selbst, die es bisher in recht primitiver Weise betrieb, zu vervollkommnen. Gewiß wird diese Konkurrenz bewirken, die unverhältnißmäßig hohen Kampferpreise herabzudrücken. Aber auch hier ist mehr von der Aussicht zu erwarten, daß es den Chemikern bald gelingen werde, Kampfer künstlich zu erzeugen, eine

Aufgabe, deren Lösung sie schon seit 39 Jahren mit allem Fleiße obliegen. Heute schon kennt man Methoden, Kampfer künstlich darzustellen, so z. B. aus Pinen, einem den Hauptbestandtheil der Terpentinöle bildenden Kohlenwasserstoff. Aber dieser Methode liegt nicht die Konstitution des Kampfers zu Grunde, die man noch immer nicht kennt, der man aber schon sehr nahe gekommen ist. Ist sie gefunden, dann ersteht den Kampferwäldern Japans und Chinas in der Werkstatt des Chemikers dieselbe siegreiche Konkurrenz, wie sie seiner Zeit dem Krappbau durch das künstliche Alizarin erstanden ist.

* * *

Ist es eigentlich nicht wunderlich, daß das Jahrhundert so zahlreicher, so ingeniöser Erfindungen nicht auch das langersehnte lenkbare Luftschiff gebracht hat? Und doch hat man nicht vielen anderen Problemen ein so anhaltendes, vielseitiges Studium gewidmet. Es ist ja möglich, daß uns noch knapp am Ausgang des Jahrhunderts die Mechanik mit der Erfindung des Luftschiffes überrascht; heute aber trotz all der Kugel- und Drachenballons, Flugmaschinen, Flugdrachen wüßte Niemand sicher zu sagen, welche der heutigen Luftschifftypen zum Luftfahrzeug der Zukunft prädestinirt ist. Der ungeschlachte Kugelballon, der es bei seinem Massenumfang nicht vermag, gegen stärkeren Wind anzukämpfen, hat in dieser Richtung wohl keine Chancen. Der eigentliche Flugdrache mit seiner geringen Stabilität und in seiner Abhängigkeit vom Winde wohl auch nicht. Am ehesten möchte man glauben, hätte ein dem Rad- und Schraubendampfer nachgebildetes Schraubenradluftschiff von möglichst geringem Gewicht mit leistungsfähigem Motor und vollendet gut gebauten Luftschrauben ausgerüstet, Aussicht, das Luftschiff der Zukunft zu werden. Wird es der Mechanik gelingen, einen recht leichten und doch sehr leistungsfähigen Motor, der keines Wasser- und Kohlenvorraths bedarf, und feste Räder und Schrauben, die solcher Luftarbeit gewachsen sind, zu konstruiren?

Eigenthümlich ist es immerhin, daß man auf vier verschiedenen Wegen die Frage der Luftschiffahrt lösen will, die Einen durch den Luftballon, die Anderen mit dem Drachenflieger, der den fliegenden Drachen zum Vorbild nimmt, wieder Andere mit dem Schwingenflieger, der den fliegenden Vogel nachahmt, und noch Andere im Zeichen des Radfliegers, der die Lüfte durcheilen soll, wie der Schraubendampfer das Meer. Gehen aber diese Richtungen auch weit auseinander, so werden im schließlichen Luftschiff wohl die Erfahrungen aller vier Richtungen zur Geltung kommen.

Schon der allermodernste Luftballon, der Drachenballon, zeigt eine solche Verquickung zweier verschiedener Richtungen, indem man hier beim Ballon das Prinzip des fliegenden Drachens anwendet, dessen Steigkraft darauf beruht, daß der die schräge Fläche des Drachens treffende Wind auf die Fläche drückt und so den Drachen hebt. Diese den fliegenden Drachen unserer Jugend nachgebildeten Flugdrachen sind in der modifizirten Form der malayischen und der Zellendrachen einzeln oder zu Gruppen zusammengekoppelt in der Meteorologie für selbstregistrirende Apparate, in der Kriegstechnik für militärische Signalgebung, telephonische Verbindung entfernter Punkte, Beobachtung des Feindes, photographische Aufnahmen von der Höhe aus schon oft mit Erfolg verwendet worden. Beim Drachenballon ist die Konstruktion derart, daß der walzenförmige, an den Enden halbkugelige Ballon durch die Vertheilung des Gewichts und durch die Art der Fesselung schräg gestellt ist. Um Verbiegungen und Einbeulungen der Stirnfläche zu verhindern und den inneren Druck zu steigern, läßt man in ein sogenanntes Ballonet

mittels eines senkrecht zum Winde stehenden großen Windfanges Luft eintreten. Steuervorrichtungen mit Windfang und Ventil stellen die nöthige Stabilität her. Außerdem sorgt ein kleiner ringförmiger Hilfsballon, der bei Bewegungen mit großem Luftwiderstand mitgezogen wird, für die bessere Stabilität des Beobachtungskorbes. Mit solchen Drachenballons hat man auch bei stärkeren Winden, die eine Füllung und ein Auflassen von Kugelballons unmöglich machen, gelungene Ausflüge unternommen und sich derselben besonders an den Meeresküsten für Beobachtungszwecke mit Erfolg bedient. Ein lenkbares Luftschiff, bei jedem Wetter brauchbar, wird aber auch dieser Drachenballon nicht.

Während wir diese Zeilen niederschreiben, kommt die Kunde von neuerlichen gelungenen Versuchen des Ingenieurs Wilhelm Kreß in Wien, der seit achtzehn Jahren in der vordersten Reihe der Flugtechniker steht und dessen freifliegende Modelle von Schraubenfliegern, Ruderfliegern und Drachenfliegern Aufsehen erregen. Der Kreßsche Drachenflieger besteht aus einem langen, doppelkieligen Schlittenboot, das durch zwei elastische Segelschrauben in schnelle horizontale Geschwindigkeit gebracht wird; hat es eine gewisse Eigengeschwindigkeit erreicht, so wirken die gewölbten Drachenflächen über dem Boote hebend. Mit einem solchen Boote ist man auch im Stande, auf dem Wasser dahinzufahren, über Schneeflächen hinzugleiten, Schollen, Gruben, Spalten ungefährdet zu übersetzen. Das wäre ja das Fahrzeug des Polfahrers, das Schlitten, Boot und Luftschiff zugleich ist. Wie große Wasservögel erheben sich die Kreßschen Modelle vom Tische, gleiten fast horizontal durch die Luft, fliegen ruhig und sicher dahin, beginnen ihren Flug ohne alle Vorkehrungen und beschreiben den Weg, den ihnen der Experimentator angewiesen hat. Dieses Luftschiff ist nach Belieben lenkbar und kann in der Luft Halt machen. Wer diese Modelle von anderthalb Meter Flugweite arbeiten gesehen hat, kann sich nicht der Vorstellung erwehren, daß das Fliegen des Menschen nur mehr eine Frage der ganz nächsten Zeit ist.

* * *

Wohl eine der sensationellsten Nachrichten auf dem Gebiet naturwissenschaftlicher Entdeckungen, ein würdiges Seitenstück zur modernen Edelsteinfabrikation, war die aus Amerika kommende Kunde vom Argentaurum, von der Verwandlung von Silber in Gold. Daß die Entdeckung gerade in Amerika gelungen ist, schwächte wohl den Eindruck einigermaßen ab; man kommt allen über Amerika kommenden Mittheilungen über außerordentliche Vorkommnisse mit einigem Mißtrauen entgegen. Hier aber ist der Entdecker des Argentaurums, Dr. Stephan H. Emmens, einer der angesehensten Chemiker New Yorks und werden Namen von gutem Klange, wie Tesla, Carey-Lea, Edison in Verbindung mit dieser neuen Entdeckung genannt. Ueberdies haben sich in jüngster Zeit amerikanische Chemiker durch die Erfindung des Calciumcarbids, aus dem rasch und billig Acetylen, dies jüngste Leuchtmittel, hergestellt wird, des Carborundum, eines vortrefflichen Schleifmittels, durch die Befestigung des sogenannten periodischen Systems der Elemente und die Neubestimmung der Atomgewichte ganz bedeutende Verdienste erworben.

Carey Lea hatte vor Längerem Silber in eine im Wasser lösliche Modifikation umgestaltet. Dr. Emmens kam, als er bei der Untersuchung einer Nickelstahlprobe ein neues, dem Nickel und dem Kobalt nahestehendes Element entdeckte, auf den Einfall, zu untersuchen, ob nicht auch andere einander verwandte Grundstoffe, z. B. Silber und Gold, ein gemeinsames Urelement haben, setzte die Versuche Carey Leas fort und fand in weiterer Umgestaltung des Silbers sein Argent-

aurum, das weder Silber noch Gold war. Aus diesem erhielt er durch weitere Verdichtung Gold. Er ließ vier halbe Dollars im staatlichen Untersuchungsamt untersuchen und konstatiren, daß sie ganz aus Silber bestanden; dann wandelte er die zugehörigen vier Hälften in seinem Laboratorium in Gold um und dasselbe Amt konnte nach eingehender Prüfung nur bestätigen, daß die Dollars nun wirklich aus einem Metall bestanden, das dem Golde völlig gleich sei.

Zu dieser Umwandlung von Silber in Gold sind nicht etwa kostspielige Ingredienzien und Chemikalien nothwendig. Der ganze Umwandlungsprozeß ist vielmehr, soweit sich Emmens in die Karten blicken läßt, ein mechanischer Prozeß, der auf kombinirter Wirkung sehr niederer Temparatur und lange anhaltenden Druckes basirt. Energie in ihren verschiedenen Formen, Wärme, Elektrizität, Schwere, Magnetismus, Cohäsion, chemische Verwandtschaft, Röntgenstrahlen u. s. w. sind es, die nach Emmens' Geständniß der moderne Goldmacher in seinen Dienst nimmt.

In New York hat sich eine Argentaurum-Gesellschaft gebildet, der unter Anderen die oben genannten Koryphäen der Wissenschaft angehören. Der bekannte Physiker Crookes hat das Argentaurum spektralanalytisch untersucht. Da nach Emmens 28 Gramm Silber 22 Gramm Gold geben, so beträgt der Gewinn bei jeder Unze Silber drei Dollars. Wer wollte ausmalen, von welchen Konsequenzen für den Münzfuß und das Uebergewicht Amerikas die gewiß eine Zeit lang geheim zu haltende Kunst, Silber in Gold zu verwandeln, begleitet wäre!

* * *

Schließen wir unsere Rundschau mit einer Betrachtung über die vielbeobachteten, vielgedeuteten Ameisen. Dasselbe Jahrhundert, zu dessen Beginn Peter Huber seine interessanten Recherches sur les moeurs des fourmis indigenès (1810) geschrieben, die den Ameisen eine Schaar von Bewunderern erstehen ließen, von denen einige besonders exaltirte die Ameisen an Intelligenz den klügsten Säugethieren gleichstellten, ja über diese stellten, dasselbe Jahrhundert nimmt den Ameisen alle Intelligenz und sucht heute haarscharf zu beweisen, wie beschränkt, wie dumm eigentlich Ameisen seien.

Wie hat man das soziale Leben der Ameisen, den Ameisenstaat gepriesen! Das war ja der demokratische, republikanische, sozialistische Zukunftsstaat ohne König, ohne Regierung, ohne Beamtenthum, ohne Kommando, mit der höchsten Selbständigkeit des Individuums, der absoluten Freiheit des Einzelnen trotz absoluter Solidarität. Alles arbeitet und schafft auf das Zweckmäßigste für das Gesammtwohl der Kolonie und doch bleibt Jedem vielseitige Selbständigkeit des Handelns. Wie sich nicht nur alle die Hunderttausende eines Ameisenstaats als zusammengehörig erkennen, sondern auch im Moment der Gefahr sich zu verständigen, zusammenzurufen, zu unterstützen wissen! Welche überraschende Ueberlegung, Taktik, welchen Muth zeigen die Ameisen auf ihren Kriegszügen und Sklavenjagden! Sie schicken Vorposten, legen Hinterhalt, belagern und erstürmen, sind tollkühn, schließen Waffenstillstand und Bündnisse. Wie vielfach äußert sich ihre Baufertigkeit, wie verschiedenen Situationen angemessen bringen sie dieselbe zur Geltung! Wie wissen sie beim Nestbau, bei der Brutpflege, bei der Aufzucht verschiedensten Bedürfnissen Rechnung zu tragen! Welchen hohen Grad von Aufopferung für das Ganze äußern sie bei Erfüllung aller ihrer Arbeiten! Wie begeistert das alles den Naturforscher, daß er mit E. Dubois-Reymond ausruft: „Mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachte ich das mikroskopische Klümpchen Nervensubstanz, welches der Sitz der arbeitssamen, baulustigen, ordnungsliebenden, pflichttreuen, tapferen Ameisenseele ist!“

Und doch mystifiziren uns die Ameisen mit all dieser scheinbaren Intelligenzleistung, hinter der sich ein fast automatisches Handeln birgt. Nicht bewußte Intelligenzleistungen, sondern angeborene instinktive Fähigkeiten sind es, denen die Ameisen in ihrem Thun und Lassen folgen. Phantasie und Schwärmerei übereifriger Ameisenfreunde hat diesen Thierchen menschliches Fühlen und Erwägen, Schließen und Denken angedichtet und sie zu Vernunftwesen gemacht, die sie nicht sind. Nicht die Sympathie, nicht die Furcht, rückschrittlich zu erscheinen, darf da ausschlaggebend sein. Hier entscheidet das unzweideutige, nüchterne Experiment. In geschickt erdachten, überraschenden Experimenten haben Lubbock, Forel, Bethe und Andere Stück für Stück von der Gloriole, die das Ameisenleben umschwebt, genommen und uns die klugen, überlegenden, hilfsbereiten Ameisen als dumme, rathlose, egoistische Thiere entlarvt.

Wie hat es von jeher unser Erstaunen erregt, wenn wir sahen, daß die vielen Tausende einer Ameisensiedlung sich immer sofort erkennen, was wußte man uns da von einer Geheimsprache, der Austheilung von Losungsworten, der erstaunlichen Gedächtnißkraft der Ameisen zu erzählen. Und nun zeigen uns deutliche, jeden Zweifel ausschließende Versuche, daß die Ameisen sich nicht an ihrer Gestalt, ihrem Aeußeren oder in Folge eines Zusammengehörigkeitsgefühls erkennen, sondern einfach — riechen, daß die Bewohner eines und desselben Nestes einen angeborenen, ganz eigenthümlichen Nestgeruch haben, wie ihn keine andere Ameise eines anderen Nestes, auch wenn sie derselben Art angehört, äußert. Mit einem scharfen Geruchssinn ausgestattet, der am Ende der Fühler seinen Sitz hat, erkennen sich Freund und Feind. Aber gerade dieser Geruchssinn führt die unklugen Thiere oftmals irre. Eine ins Wasser gefallene Genossin, die wieder ins Nest zurückkommt, wird, weil sie bei dem Sturzbad vorübergehend den Geruch verloren hat, nicht erkannt und attackirt. Eine Nestgenossin, die im Blute fremder Ameisen gebadet wird und dann wieder zu den Ihren zurückkommt, wird als Feindin behandelt. Dagegen nehmen die kleinen Rasenameisen eine riesige Roßameise, die man mit dem Blute dieser Rasenameise bestrichen hat, freundlichst auf, obschon sie die Riesin doch an der Gestalt und bedeutenderen Größe als Fremde erkennen müßten.

Was wurde nicht alles an sinnreichen Geschichten zum Besten gegeben, die zeigen sollten, wie klar und überlegt Ameisen den richtigen Weg zu finden wissen. Wie leicht kann man sich aber überzeugen, wie schlecht sich die Ameisen zu orientiren vermögen, wie rasch sie sich durch die geringfügigsten Hindernisse irre machen lassen. Bringt man eine Ameise nur wenige Zentimeter von ihrer Straße weg, so kommt sie nur zufällig wieder zu derselben zurück; von einem Kennen der Umgebung des Nestes ist nicht die Rede. Alle die Ameisen einer Siedlung ziehen bestimmte Pfade und diese erkennen sie an chemischen Spuren. Man braucht nur die oberste Sandschichte solcher Wege zu beseitigen oder die Fährtenspur mit Alkohol zu überstreichen oder auch nur einen Papierstreifen über den Weg zu legen, so stockt der ganze Zug und alle suchen, statt einfach über das Hinderniß hinwegzuziehen, unter dem Streifen nach der Spur. Finden Ameisen auf einem Wege eine Nahrungsquelle, so kehren sie auf dem Wege zurück und bald gehen viele Genossinnen denselben Weg, während eine Straße, die zu keinem erwünschten Ziele führte, von keiner anderen Ameise betreten wird. Auch das Tragen von Lasten spielt mit und veranlaßt gewisse Reflexe. Eine Ameise ist mit einer Beute auf dem Wege zum Neste; man nimmt sie ihr; die Ameise kehrt wieder um. Stellt man neben eine Ameisensiedlung eine Uhrschale voll Wasser und in der Mitte des Wassers Ameisenpuppen auf, so werfen die Ameisen Erdstückchen

in das Wasser, bis der kleine Teich trocken gelegt ist, und holen sich die Puppen; sie thun dies aber auch, wenn in der Schale keine Puppen liegen. Es ist ihnen also nur darum zu thun, Feuchtigkeit in der Nähe ihres Baues zu beseitigen. Alle diese Handlungen unterlassen die Ameisen aber, wenn ihnen die Fühler fehlen; es vermischen sich dann die verschiedensten Ameisenarten, ohne sich etwa zu kennen, ja sie belecken einander und füttern sich; sie graben sich nicht ein, kümmern sich um ihre Larven nicht. Und auch das vielgerühmte Zusammengehörigkeitsgefühl, die Hilfsbereitschaft bewährt sich nicht immer. Man bringe chloroformirte Ameisen zu ihren Nestgenossinnen und man sieht, daß diese dieselben ruhig liegen lassen; Halbertrunkene werden von den Ihren nicht gerettet; in einem Glase, das nur durch ein leicht durchbeißbares Stück Flor abgesperrt ist, eingefangene Ameisen werden von den Ihren nicht befreit; wohl aber bringen außenstehende Ameisen sofort in das Glas ein, wenn sich Ameisen eines anderen Nestes darin befinden und fallen über diese her.

Der unsympathische Geruch erzeugt also einen stärkeren Reflex; der Haß ist größer als die Liebe.

Wenn wir die Amazonenameisen (Polyergus) sich Sklaven halten und von diesen allmälig so abhängig werden sehen, daß sie das Fressen verlernen und verhungern würden, wenn die Sklaven sie nicht fütterten, wenn die blutrothe Ameise, auch eine Sklavenhalterin, die Sklaven aus anderen Ameisenbauen raubt, auf diese Sklavenjagd aber in ganz kleinen Trupps auszieht und gar oft von der Uebermacht der Feinde zurückgeschlagen und aufgerieben wird, dadurch aber nicht vernünftiger wird und immer und überall mit ungenügender Streitmacht in den Kampf zieht, wenn in Folge von Nahrungsmangel oder Schmarotzerwirthschaft fremder Gäste ein Ameisenstaat degenerirt und krüppelhafte Formen auftreten, zur Arbeit und zur Fortpflanzung untauglich, der Gesellschaft zur Last, die Ameisen aber auch diese Krüppel mit aller Liebe und Sorgfalt großziehen, dann erscheint die Ameisenvernunft wohl in ganz eigenthümlichem Lichte. Die Einfalt und der Unverstand der Ameisen treten aber am grellsten zu Tage, wenn wir sie nicht nur fremde Schmarotzer an der Tafel mitessen lassen, sondern auch gefährlichsten Individuen Eintritt ins Ameisenhaus gewähren sehen, wenn sich Ameisen nicht nur für einige Zeit, sondern dauernd durch die falsche Maske täuschen und durch sympathischen Geruch und angenehme Absonderungen so gewinnen lassen, daß sie solchen Ameisengästen, die oft den ganz jungen Nachwuchs eines Ameisenhauses vernichten, eine geradezu verrückte Liebe entgegenbringen und deren Brut auf das Sorgsamste betreuen und aufziehen, wobei sie aber einen weiteren Beweis ihrer Beschränktheit liefern, indem sie die meisten dieser Jungen mit ihrem fortwährenden Ein- und Umbetten, das ja für die dickerhäutigen Ameisenpuppen von Nutzen sein mag, umbringen; sie lernen es eben nicht, diese vielgeliebten Wechselbälge auch entsprechend zu behandeln.

Druckfehlerberichtigung. In dem Artikel von E. Schlaikjer: „Quer durch die Berliner Kunstausstellung" in Nr. 46 haben sich mehrere sinnstörende Druckfehler eingeschlichen. Es muß heißen auf S. 624, Z. 22 von oben, „nur zwei" statt „nun zwar", S. 626, Z. 10 von unten, „malerische Werthe" statt „malerische Worte", S. 627, Z. 15 von unten ist vom „Duft", nicht vom „Wuchs" der Schönheit die Rede, Z. 8 von unten spricht der Verfasser von einer „Kunsterscheinung", nicht einer „Krafterscheinung", und diese Kunsterscheinung ist die Madonna des Herrn „Thumann", nicht „Schumann", wie auf Z. 7 von unten steht.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 49. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Immer die Alten.

✗ Berlin, 24. August 1898.

Kaum ist die bange Stunde der Wahlschlacht vorüber, als die herrschenden Klassen sich beeifern, aller Welt zu offenbaren, daß es im neuen Deutschen Reiche nach wie vor bleibt bei der altpreußischen Parole: Soldatwerden, Steuerzahlen, Maulhalten. Neue Militärforderungen, in ihrem Gefolge neue Steuern und heftige Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht, das dem verachteten Pöbel alle fünf Jahre einmal gestattet, einen Ton mitzureden: das ist die Bescherung, womit jetzt dieselben Leute ans Tageslicht rücken, die vor den Wahlen von lauter Liebe für die Volksmassen troffen.

Wer davon unangenehm überrascht ist, hat es sich allein zuzuschreiben. So ist es immer gegangen, so lange die preußisch-deutsche Herrlichkeit besteht, und anders wird es niemals gehen, so lange sie dauert. Das Einzige, was sich seit Jahr und Tag verändert hat, ist das gänzliche Verschwinden des „Zuges nach Links“, von dem wir träumten, daß er in den Reihen der bürgerlichen Opposition vorwärts dränge. Die paar Anzeichen, die davon vorhanden waren, haben gründlich getäuscht, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß ihre überzeugende Kraft weniger aus ihnen selbst floß, als aus dem guten Willen des Proletariats, etwaige Oppositionsgelüste der Bourgeoisie lieber zu hoch als zu niedrig zu taxiren. Die Arbeiter hüteten sich vor jedem rauhen Luftzug, der die hier und da aufflackernden Flämmchen hätte vorzeitig ausblasen können, aber ihre Vorsicht war umsonst: diese Flämmchen erloschen schon von selbst unter dem bald kosenden und bald scheltenden Hauche der Reaktion. Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn: nämlich der Zug nach Links.

Um so weniger darf man sich jetzt irgend welchen Einbildungen über das Schicksal der neuen Militärforderungen hingeben. Mögen die „Freisinnige Zeitung“ und die „Germania“ sie für unannehmbar erklären, mag schon mit dem Gedanken gespielt werden, daß im nächsten Frühjahr neue Wahlen zum Reichstag stattfinden können, so muß seine Glieder nicht lieb haben, wer auf diese aus Spinnweben gewobene Brücke tritt. Weder die freisinnige, noch die ultramontane Partei denkt daran, es auf Neuwahlen ankommen zu lassen. Die Freisinnigen sind froh, abermals für ihre schwächlichen Verhältnisse mit einem blauen Auge

davongekommen zu sein; sie werden, unentwegt wie immer, die neuen Militärforderungen bekämpfen, in dem beseligenden Bewußtsein, daß ihr Nein so gleichgiltig ist wie ihr Ja. Die Ultramontanen aber denken nicht daran, ihre Machtstellung als „regierende Partei" an die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um einige zehntausend Mann und die Erhöhung des Militäretats um einige Dutzend Millionen zu setzen. Sie werden sich vielleicht sperren und zieren, vielleicht auch diesen oder jenen kleinen Abstrich durchsetzen, aber den Kehraus tanzen werden sie den neuen Militärforderungen nicht; sie sind viel zu schlaue Geschäftsleute, um nicht zu wissen, daß wer in einem Militärstaat „regierende Partei" spielen will, vor Allem Molochs unersättlichen Appetit stillen muß.

Anders steht es mit den Treibereien der konservativen und nationalliberalen Blätter gegen das allgemeine Wahlrecht. Das ist vorläufig ein ebenso ohnmächtiges wie dummes Gebelfer. Die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts in seiner heutigen Form hat nicht einen, sondern verschiedene Haken. Bei der Frage, was an seine Stelle zu setzen sei, würden sich die bürgerlichen Parteien untereinander aufs Bitterste in die Haare gerathen; zudem giebt es einzelne bürgerliche Parteien, denen einstweilen an der Aufrechterhaltung des allgemeinen Wahlrechts sehr viel gelegen sein muß, so namentlich der „regierenden Partei" des Zentrums, und endlich wissen alle bürgerlichen Parteien sehr gut, daß eine Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, selbst in formell gesetzlichen Formen, doch nichts anderes als ein Staatsstreich wäre, der die Revolution legitimiren würde. Soweit sind sie aber noch nicht, um es leichten Herzens darauf ankommen zu lassen. Die ganze Salbaderei der konservativen und nationalliberalen Blätter über diese Frage ist nichts als eine herzerfrischende Thorheit; indem sie dem allgemeinen Wahlrecht den Krieg ansagen, trotz der Unmöglichkeit, ihm vorläufig an den Kragen zu können, verrathen sie nur ihren bösen Willen und enthüllen den arbeitenden Klassen in unwiderleglicher Weise, was sie von ihren „besten Freunden" zu erwarten haben.

Freilich ist dabei immer zu betonen, daß die Gegner des allgemeinen Wahlrechts ihm *vorläufig* nicht an den Kragen können. Sonst ist gewiß richtig, daß es keine bürgerliche Partei giebt, die dem allgemeinen Wahlrecht nicht lieber heute als morgen den Hals umdrehen würde, wenn sie es nur ohne sonstige Konsequenzen thun könnte, und auch daran ist kein Zweifel gestattet, daß einmal die Stunde schlagen wird, wo es dem allgemeinen Wahlrecht ordentlich an den Kragen geht. Es hieße, die historische Entwicklung Deutschlands gründlich mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß sich auf dem Wege des allgemeinen Wahlrechts so zu sagen in aller Gemüthlichkeit die kapitalistische in die sozialistische Gesellschaft umwälzen ließe. Eine solche Entwicklung wäre denkbar und möglich in Ländern mit einer hochentwickelten bürgerlichen Kultur; sie ist undenkbar und unmöglich in einem Lande mit den historisch-rückständigen Staatsformen des Deutschen Reichs. Kommt der Augenblick, wo das allgemeine Wahlrecht so weit ist, dem Militarismus die Temporalien zu sperren, so wird der Militarismus das allgemeine Wahlrecht niederschlagen und die unverschämte Herrschaft des Säbels etabliren. Wie weit er damit kommen wird, das ist natürlich eine andere Frage, aber daß dieser Augenblick einmal eintreten muß, ist sicher, vorausgesetzt, daß man nicht à la Freisinn die geschichtliche Aufgabe des allgemeinen Wahlrechts darin erblickt, dem Militarismus immer hübsch aus dem Wege zu gehen, wenn es einmal ernsthaft mit ihm zu karamboliren droht.

Es soll nun freilich noch eine andere Methode geben, den Bären zu waschen, ohne den Pelz naß zu machen, nämlich die Methode, Volksrechte gegen Kanonen

einzutauschen. Diese Methode hat unzweifelhaft auch einen gewissen Sinn, soweit es sich um die Kämpfe innerhalb der besitzenden und herrschenden Klassen handelt; die Bourgeoisie kann etwa zum Absolutismus und zum Junkerthum sagen: ich gebe euch nur Geld zu Kanonen, wenn ihr mir einen Antheil an der Macht gewährt. Diese Art, Geschäfte zu machen, hat die englische Bourgeoisie vortrefflich, und die deutsche Bourgeoisie sehr schlecht verstanden; eben dadurch hat sich der deutsche Militarismus zu einer unförmlichen Macht ausgewachsen, die gar nicht mehr daran denkt und auch gar nicht mehr daran zu denken braucht, mit der Bourgeoisie zu paktiren, sondern die ihr einfach die Kleinkalibrigen auf die Brust setzt, mit der liebenswürdigen Alternative: Friß, Vogel, oder stirb.

Ganz irrthümlich ist es aber, anzunehmen, daß die deutsche Arbeiterklasse nun einfach die Versäumnisse der deutschen Bourgeoisie gut machen könnte mit der Uebernahme des Programms, Volksrechte gegen Kanonen einzutauschen. Bei den „Volksrechten" der Bourgeoisie handelt es sich um einen Antheil an der Macht, welche die besitzenden Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft behaupten, bei den „Volksrechten" des Proletariats handelt es sich um die Hebel, die Macht der besitzenden Klassen überhaupt zu zerstören. Solche Volksrechte gegen Kanonen einzutauschen, hütet sich der Militarismus aber wohlweislich, und er wäre auf seinem Standpunkt ein Esel, wenn er es nicht thäte. Er wird die „Volksrechte" anerkennen, so lange sie dazu dienen, ihm neue Kanonen zu gewähren, aber er wird mit seinen Kanonen auf die „Volksrechte" schießen, wenn sie sich einfallen lassen, ihm einmal neue Kanonen zu verweigern.

Mit anderen Worten: die Bourgeoisie kann mit dem Militarismus paktiren, aber nun und nimmer das Proletariat. Die deutsche Sozialdemokratie hat deshalb von je und je eine prinzipiell ablehnende Stellung zum Militarismus eingenommen, und sie würde sich zum Dupe ihrer schlimmsten Gegner machen, wenn sie diesen Standpunkt jemals aufgeben wollte. Es wäre ja ganz gewiß sehr schön, die große Krankheit der Zeit mit Rosenwasser zu heilen, aber die Entscheidung darüber steht nicht bei den arbeitenden, sondern bei den besitzenden Klassen, und diese Klassen sind sehr weit entfernt von jeder gemüthlich-sentimentalen Auffassung ihrer Herrschaftsgelüste. Selbst diejenigen bürgerlichen Blätter, die das Gebelfer gegen das allgemeine Wahlrecht unter den augenblicklichen Verhältnissen als sinnlos erkennen und dagegen protestiren, sagen doch ganz offenherzig: wenn es einmal so weit kommen sollte, daß die Grundlage der Zivilisation durch das allgemeine Stimmrecht gefährdet würde, so ist es immer noch Zeit, und gerade dann ist die rechte Zeit, die salus publica über alle geschriebenen Gesetze und Rechte zu stellen, will sagen, den Staatsstreich zu proklamiren und das allgemeine Wahlrecht zu kassiren. Zu den Grundlagen der bürgerlichen „Zivilisation" gehört aber in erster Reihe der Militarismus.

Ueber den Zynismus dieser Anschauung mag man denken, wie man will: in jedem Falle besitzt sie den Vorzug der Aufrichtigkeit und spricht offen aus das, was ist. Die deutsche Arbeiterklasse kann daraus die Lehre entnehmen, wie durchaus verfehlt jede gemüthlich-sentimentale Auffassung ihres Klassenkampfes sein würde. Es ist vollständig in der Ordnung, wenn die sozialdemokratische Partei die Rechte, die das Proletariat heute schon besitzt, aufs Aeußerste vertheidigt und sie mit aller Kraft zu vermehren trachtet, aber es wäre das denkbar schlechteste Mittel der Vertheidigung, von der prinzipiell schroffen und stolzen Haltung, der die Partei alle ihre Erfolge verdankt, auch nur um Haaresbreite abzuweichen, ihren sozialrevolutionären Charakter auch nur einen Augenblick zu verleugnen. Käme der wunderliche Standpunkt, Volksrechte gegen Kanonen ein-

zutauschen, jemals in der Partei zur Geltung, es wäre der weitaus schlimmste Fehler, den ihre Geschichte zu verzeichnen hätte, der weitaus schwerste Nackenschlag, den die Partei sich jemals selbst zugefügt hätte.

Wie schwer sich alle Selbsttäuschungen am klassenbewußten Proletariat rächen, zeigen die mannigfachen taktischen Meinungsverschiedenheiten, welche die an und für sich gut gemeinte und verhältnißmäßig harmlose Ueberschätzung des bürgerlichen „Zuges nach Links“ in der Partei hervorgerufen hat. Diese Meinungsverschiedenheiten zu leugnen, wäre, wie ein sächsisches Parteiblatt mit Recht sagt, lächerliche und verderbliche Vogelstraußpolitik; am wenigsten werden sie durch leere und überhebende Redensarten aus der Welt geschafft. Fraglicher erscheint der Vorschlag jenes Parteiblatts, sie ex cathedra durch einen Beschluß des Parteitags zu entscheiden. Unseres Erachtens werden sie gründlicher ausgerottet durch die Vernichtung ihrer Wurzeln, durch die erschöpfende Aufklärung über das, was die Arbeiterklasse überhaupt nur von Kapitalismus und Militarismus zu erwarten hat. In diesem Sinne begrüßen wir es gern, daß wenige Wochen nach den Wahlen, in denen über zwei Millionen Arbeiter die kategorische Forderung eines menschenwürdigen Daseins gestellt haben, die herrschenden Klassen, immer die Alten, unbelehrt und unbelehrbar, wieder angezogen kommen mit dem kultur- und volksfeindlichen Programm des Soldatwerdens, Steuerzahlens und Maulhaltens.

Republikaner und Sozialisten in Italien.

Von Exul.

Keine sozialistische Partei hat — so dünkt mir — in ihren Anfängen mit mehr Energie und Erbitterung gegen eine politische Nachbarpartei kämpfen müssen, als die sozialistische Partei Italiens gegen die Republikaner. Zwischen den Sozialisten und Republikanern in Italien tobte ehemals der rücksichtsloseste Kampf. Die Republikaner verdächtigten die Sozialisten, Söldlinge der königlichen Präfekturen zu sein, den Auftrag erhalten zu haben, durch Aufreizung der Arbeitermassen gegen die bürgerlich Radikalen alle Oppositionskandidaturen gegen die monarchische Regierung zum Scheitern zu bringen. Die Sozialisten ihrerseits wiesen in bestgläubiger Einfalt und jugendlicher Naivetät jede Verständigung mit den Republikanern von der Hand. Sie begründeten ihre Haltung mit einer Argumentation, die ich mit eigenen Ohren auf dem sozialistischen Parteitag zu Reggio (1894) folgendermaßen entwickeln hörte: Die Republikaner wollen das Privateigenthum an den Produktionsmitteln aufrecht erhalten, ergo sind sie Bourgeois. Alle Bourgeois sind Ausbeuter, die Republikaner sind also Ausbeuter. Zwischen der Klasse der Ausbeuter und der Klasse der Ausgebeuteten kann nur Kampf herrschen, zwischen den Sozialisten und Republikanern ist folglich nur scharfer Kampf möglich.

Leider hat diese Argumentation einen Fehler: sie setzt voraus, daß alle Ausbeuter des Proletariats genau die nämlichen Interessen haben, und daß es unter ihnen keine gegensätzlichen Bestrebungen, keinen Antagonismus in wirthschaftlicher, politischer und moralischer Beziehung giebt.

In dem gegebenen Augenblick allerdings war der betreffende Irrthum vielleicht nützlich und sogar nothwendig. Er trug wesentlich dazu bei, daß die Sozialisten sich von der ungeschiedenen, unklaren Masse der bürgerlich-radikalen und republikanischen Demokratie loslösten und als selbständige Klassenpartei konstituirten.

Zur Verschärfung des Kampfes zwischen der jungen Partei und den Republikanern trug vielleicht der Umstand bei, daß die ersten Sozialisten aus der garibaldianischen Fraktion der italienischen Demokratie hervorgegangen sind. Diese Fraktion erschien zwar als der possibilistischste und versöhnlichste Flügel des bürgerlichen Radikalismus, weil sie in politischer wie in sozialer Hinsicht streng gefaßter, klipp und klarer Prinzipienformeln ermangelte. In Wirklichkeit aber war sie mehr als jede andere radikale Richtung von jenem großherzig humanitären und internationalen Geiste der Liebe und Gerechtigkeit durchdrungen, welcher dem Aufblühen der reinen sozialistischen Idee so ungemein förderlich ist. Garibaldi hatte mit jener prophetischen Intuition, die ihm eigenthümlich war, erklärt: „Der Sozialismus ist die Sonne der Zukunft.“ Er hatte die Marxsche Internationale gegen Mazzini und seine Anhänger vertheidigt, den Sturz der Kommune von Paris beweint. Mazzini und seine Getreuen hielten dagegen am wirthschaftlichen Individualismus und an einem einseitigen Nationalismus fest. In der Folge kam es zu zahlreichen Polemiken zwischen den garibaldianischen Demokraten und den mazzinistischen Republikanern. Inmitten dieser Auseinandersetzungen wurde die sozialistische Partei geboren, deren erste Anhänger: Cafiero, Cipriani, Costa, Bignami und Andere, alle Garibaldi auf seinen letzten kriegerischen Zügen von Mentana bis Dijon Gefolgschaft geleistet hatten.

Als die äußerste Linke der Garibaldianer sich zum Sozialismus bekehrte, hatten die Mazzinisten natürlich noch leichteres Spiel, die Sozialisten als verkappte Monarchisten zu verdächtigen, welche in guten Treuen oder mala fide den monarchischen Interessen dienten, den Einfluß der Republikaner neutralisirten und im Volke die Ueberzeugung wach und kräftig erhielten, daß die Monarchie fähig sei, durch entschiedene soziale Reformen die Lage der enterbten Schichten der Gesellschaft ernstlich zu verbessern.

Andererseits ließen sich auch manche Sozialisten in der Hitze des Kampfes mehr als einmal dazu hinreißen, zu übertreiben. Indem sie eine im Grunde richtige Idee einseitig zuspitzten, gelangten sie zu einer Auffassung der Dinge, welche sie schreiben und erklären ließ, daß für den Klassenkampf des Proletariats Monarchie und Republik gleichwerthig seien, da die eine wie die andere einen bourgeoisen Charakter trägt. Die politischen Freiheiten seien ohne jeden Werth für die Arbeiter, die Hungers sterben und in Folge ihrer wirthschaftlichen Abhängigkeit von den Kapitalisten auch bei dem Besitz politischer Rechte soziale Sklaven bleiben. Die republikanische Staatsform werde für die arbeitenden Massen erst an dem Tage Bedeutung erlangen, wo die Sozialisten alle Menschen von der kapitalistischen Tyrannei befreien, so daß alle auf Grund der wirthschaftlichen Freiheit sich auch in Wirklichkeit der formellen politischen Freiheit erfreuen können.

Allein allmälig schienen Republikaner und Sozialisten einander etwas näher zu kommen. Die Polemiken verloren an Schärfe und Bitterkeit. Auf den letzten Kongressen der sozialistischen Partei zeigten sich immer stärkere Strömungen, welche einer Verständigung mit den bürgerlich Radikalen während der Wahlen geneigt waren. Mehrere der angesehensten und einflußreichsten sozialistischen Führer, wie unser trefflicher, jetzt in so infamer Weise verurtheilter Filippo Turati, Leonida Bissolati und Andere noch, die früher betreffs der Frage der Taktik intransigente Gegner jedes Zusammengehens mit der bürgerlichen Demokratie gewesen waren, befürworteten nun die Gestattung der vorübergehenden Verständigung mit den Nachbarrichtungen, vorausgesetzt, daß dieselben als politische Kampfesparteien organisirt seien. Nur wenig fehlte, und auf dem letzten Parteitag der Sozialisten zu Bologna (September 1897) wären die Intran=

sigenten geschlagen worden, thatsächlich siegten sie nur mit einer Majorität von wenig Stimmen, die sie der Beredtsamkeit Enrico Ferris verdankten.

Wie erklärt sich nun die verhältnißmäßig schnelle Schwenkung innerhalb des sozialistischen Lagers? Das werde ich in den folgenden Ausführungen zu erklären versuchen.

Die erste selbständige Lebensäußerung der in die Welt tretenden sozialistischen Partei mußte sich naturnothwendiger Weise gegen die große Mutterpartei — wenn ich mich so ausdrücken darf — kehren, gegen die bürgerliche Demokratie. Das Kind mußte sich von dem Schoße der Mutter losreißen, wie viel Schmerzen und Blut dies auch kosten mochte. Der Lebensinstinkt zwang die junge Partei dazu, jede Abhängigkeit, jede Bevormundung abzuschütteln, eine völlig selbständige Existenz zu führen und alle Hindernisse niederzuwerfen, welche ihr von irgend einer Seite in den Weg gelegt wurden.

Allein sobald die sozialistische Partei einmal vor der breiten Oeffentlichkeit fest konstituirt war und ein selbständiges Leben führte, so daß Niemand im Zweifel sein konnte betreffs ihres Endziels — der Beseitigung der kapitalistischen Ordnung der Ausbeutung durch die Vergesellschaftung aller Produktionsmittel — und betreffs ihrer Taktik — dem Streben nach der Eroberung der politischen Macht durch das als Klassenpartei organisirte Proletariat — begriff sie eins. Es galt die allgemeine, internationale geschichtliche Mission der sozialistischen Parteien aller Länder den besonderen Umständen und Bedingungen des Milieus anzupassen, innerhalb dessen die italienischen Sozialisten ihre Aktion entfalten müssen. Das ist es ja gerade, was innerhalb des einheitlichen und solidarischen Charakters des kämpfenden und organisirten sozialistischen Weltproletariats der sozialistischen Partei jedes einzelnen Landes ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt: die Nothwendigkeit, die gemeinsame Idee den sozialen, wirthschaftlichen, politischen und moralischen Bedingungen des Milieus anzupassen, in welchem die sozialistische Idee wirken soll. Daher die Erscheinung, daß das Minimumprogramm der Sozialisten Veränderungen unterworfen ist und je nach dem Lande und dem Zeitabschnitt ein bestimmtes Sondergepräge trägt.

So kam es, daß der italienischen Sozialistenpartei sich mehr oder weniger klar und deutlich eine Reihe von Schlußfolgerungen aufdrängten. Sie begriff mehr und mehr, daß es ihr unmöglich war, die Aufgabe der wirthschaftlichen und politischen Organisirung des Proletariats ausreichend zu erfüllen, solange die Interessen der Monarchie sich nicht blos scharf und entschieden der Entwicklung eines wirthschaftlich und politisch organisirten Proletariats widersetzten, das sich zur Eroberung der politischen Macht anschickt, sondern sogar der Entwicklung einer wirklich modernen industriellen Bourgeoisie, der unerläßlichen Vorbedingung für die Entwicklung eines modernen klassenbewußten Proletariats. Die Einheit Italiens bot der Monarchie nur ein erweitertes Ausbeutungsfeld, auf dem Ehren und Zivillisten eingeheimst werden konnten. Instinktiv erfaßte sie, daß die industrielle Bourgeoisie von Norditalien von zweifelhafter Anhänglichkeit an die Monarchie war, und so basirte sie ihre Politik mit Rücksicht auf die Verhältnisse des landwirthschaftlichen und fast feudalen Südens. Das süditalienische Element gewinnt in der Regierung mehr und mehr entscheidenden Einfluß. Dieses Element ist den großen Grundbesitzern botmäßig, die prahlerisch, faul, ohne Unternehmungsgeist und unfähig sind, ihre Ländereien zu bewirthschaften und den besitzlosen ländlichen Massen Arbeit zu geben. Seiner Meinung nach war es ausgezeichnet, den Strom der Beschäftigungslosen nach den afrikanischen Sandwüsten jenseits jenes Mittelmeeres abzuleiten, dessen Geschichte so wunderbar geeignet ist, hochtönende

Schlagworte und Phrasen von der Seeherrschaft und dem Kolonialruhm Genuas, Venedigs, Amalfis ꝛc. zu verzapfen. Wer doch die Rolle beschreiben könnte, welche die schwungvolle Phrase in den schönen lateinischen Ländern spielt, die voll Erinnerungen an die Glanzzeit Griechenlands und Roms sind!

Noch eine zahlreiche Menge anderer Parasiten war vorhanden: Aktionäre von Schiffahrtsgesellschaften, Lieferanten, Unternehmer und Zwischenhändler für die militärischen Bedürfnisse ꝛc.; sie alle heischten prompte und reiche Bezahlung für ihre Anhänglichkeit an die Regierung und an die Monarchie. Außerdem schuldete die Regierung den südlichen Provinzen thatsächlich eine Art Entschädigung für die Verluste, die sie ihnen durch den Bruch des Handelsvertrags mit Frankreich zugefügt hatte, der unter dem Einfluß der Tripelallianz erfolgt war. Sie wähnte sich aus der in der Folge erwachsenen Verlegenheit dadurch zu ziehen, daß sie den Weinbauern Apuliens statt des verloren gegangenen französischen Marktes den afrikanischen Markt zur Ausbeutung erschloß. Schließlich wurde das Land durch die Tripelallianz veranlaßt, — die vom nationalen Standpunkt aus doch nur als ein Bund zum Schutze der Sonderinteressen der Dynastie erscheint — zwölf Armeekorps zu unterhalten. Die Offiziere starben vor Langeweile, ihren Sold friedlich in den Kasernen zu verzehren, sie forderten eine ruhmvolle Verwendung. So kam es zum afrikanischen Kolonialabenteuer, das Italien eine Milliarde kostete, dazu sechstausend Soldaten, die Demüthigung dem Ausland gegenüber, einen unerträglichen Fiskalismus im Innern, die wahnwitzig gesteigerte Anmaßung des Militarismus und schließlich die Knebelung und Vernichtung der politischen Freiheiten zu dem Zwecke, die Proteste der republikanischen und der sozialistischen Partei zu ersticken und den Bestand der Monarchie zu sichern.

Inmitten all des entfesselten Unheils sah das Volk auch nicht bei einer einzigen Gelegenheit, daß das Herrschergeschlecht in irgend einer Weise seinen Theil an den Opfern getragen hätte. Von Dogali bis Abba Garima hat nicht ein einziger Sprosse der savoyischen Dynastie die sengende Sonne Afrikas erblickt. Als ein Prinz den König um Erlaubniß bat, sich ins afrikanische Lager begeben zu dürfen, schlug der König sein Ansinnen rundweg ab. Und demselben Monarchen kam trotz der entsetzlichen Armuth des Landes auch nicht einmal der Gedanke, auf eine einzige der achtzehn Millionen zu verzichten, die ihm als Zivilliste alljährlich in Gold, unabhängig von den Schwankungen des Kurses, ausgezahlt werden.

Aber um zu verstehen, wie es kam, daß die sozialistische Partei Italiens allmälig mehr und mehr die Aufgaben einer wahrhaft demokratischen Partei auf sich nehmen und sich daher den bürgerlich Radikalen nähern mußte, muß noch ein Moment in scharfe Beleuchtung gerückt werden: die Finanzlage. Sie war die naturnothwendige Frucht der allgemeinen äußeren und inneren Politik der Monarchie. Die Hälfte des Budgets, 800 von 1600 Millionen Francs, wird allein von den Zinsen der Staatsschuld verschlungen, die wie bei den Großmächten durch die Riesenaufwendungen für Militärzwecke und für den Bau von Eisenbahnen ins Ungeheure gestiegen ist. Die andere Hälfte der Staatsausgaben vertheilt sich wie folgt: 370 Millionen für das Heer, der Rest für alle übrigen staatlichen Ausgaben, für Unterrichtswesen, öffentliche Arbeiten, Rechtspflege, Handel, Landwirthschaft ꝛc.

Um den ungeheuren Anforderungen des Etats zu genügen, wurde alles versteuert bis auf die Luft, die man athmet. Ganz besonders verhaßt ist der Eingangszoll auf Getreide, der lediglich zu Nutz und Frommen der süditalienischen Großgrundbesitzer eingeführt und sehr schnell erhöht wurde. Binnen vier Jahren stieg er von 1,50 Francs pro Zentner auf 7,50 Francs. Während man derart die wichtigsten und unentbehrlichsten Konsumartikel besteuerte und vertheuerte,

ließ man auch das industrielle Kapital keineswegs ungeschoren. Sobald auf italienischem Boden in den letzten Jahren irgend eine Industrie den Versuch machte, emporzusprossen und sich zu entfalten, so wurde sie von dem gierigen Fiskus erdrosselt, kaum daß sie sich schüchtern geregt hatte. Das hatte zur Folge, daß alle Kapitalien sich schließlich zu den Staatsanlagen drängten, als zu sicheren, überaus bequemen und sehr einträglichen Anlagen. Natürlich beglückwünschten alle Finanzminister, mitsammt den Dummköpfen, die ihr Gefolge bilden, das Königreich dazu, daß der Kurs der Staatspapiere stieg und fest blieb, und daß trotz der militärischen Niederlagen der Kredit des Landes nicht erschüttert war!

Unter diesen Umständen mußte die Aufgabe der italienischen Sozialistenpartei vor Allem darin bestehen, auf politischem Gebiet in schärfste Opposition zu der gesammten Regierungspolitik zu treten und eine innere und äußere Politik der Sparsamkeit und Bedachtsamkeit zu fordern, den Verzicht auf jede koloniale Ausdehnung und auf die Vermehrung des Heeres. Des Weiteren mußte die Partei eintreten für den Schutz der politischen Freiheiten, sie mußte sowohl das Proletariat wie auch die industrielle Bourgeoisie gegen den raubgierigen Fiskus vertheidigen, der steuersüchtig jede neue Industrie verfolgte und mit der Industrie das industrielle Proletariat gleichsam in seiner Wiege schädigte. Die politische Aktion der italienischen Sozialistenpartei mußte daher mehr einen demokratischen Charakter tragen. Die Sozialisten waren gezwungen, für die Entwicklung und Befestigung eines modernen liberalen industriellen Staatswesens zu kämpfen, für einen Bourgeoisstaat, wenn man will, aber jedenfalls für einen Staat, in dem die Vorbedingungen vorhanden sind für das Entstehen und die Entwicklung eines modernen, klassenbewußten industriellen Proletariats. Ein stärkerer Pulsschlag war dem sozialistischen Parteileben der großen norditalienischen Städte eigenthümlich, dem Parteileben von Mailand und Turin, d. h. der Zentren, wo eine Bourgeoisie vorhanden war, welche die eigentliche geschichtliche Rolle einer modernen Bourgeoisie spielen konnte. In Mailand hatte die Bourgeoisie sehr alte radikale und republikanische Traditionen, und in dem Kampfe gegen Crispi — es war dies Niemandes Fehler oder Verdienst, sondern lediglich die Folge des natürlichen Zusammenwirkens der Umstände — marschirten hier radikale Republikaner und Sozialisten Seite an Seite und gründeten die Liga zum Schutze der Freiheit.

Gleichzeitig zeigte sich offensichtlich, daß die Politik des Hofes in immer schärferen Gegensatz zu den Interessen des Volkes gerieth, daß sie ihrem ganzen Wesen nach unvereinbar mit denselben war. Die Sozialisten hatten bis dahin zwar kein Geheimniß aus ihrer theoretischen Vorliebe für die republikanische Staatsform gemacht, aber doch dabei in praxi eine gewisse kühle Reserve gegenüber den Republikanern beobachtet. Unter den Massen sollte auch nicht die geringste Verwirrung betreffs des sozialistischen Endziels einreißen. Nun wurden sie gezwungen, ihre antimonarchische Ueberzeugung mit großer Schärfe zu bekennen. Enrico Ferri erklärte klipp und klar eines schönen Tages in der Kammer, unter dem Wuthgeheul der monarchischen Rechten, daß die Sozialisten Republikaner seien. Keinem Sozialisten fiel es ein, gegen diese Erklärung zu protestiren.

Die Regierung trachtete jedoch darnach, das Zusammenwirken von bürgerlich radikalen Republikanern und Sozialisten, von Bourgeoisie und Proletariat in der Lombardei zu zerstören. Daher bedachte sie etliche lombardische Großindustrien mit wahrhaft skandalösen Schutzzöllen. Sie hatte mit ihrem Kniffe Erfolg. Es gelang ihr dadurch thatsächlich, eine zwar kleine, aber im gegebenen Augenblick ungemein mächtige Koterie oder richtiger eine Bande von hitzigen, ultrakonservativen Monarchisten zu „sammeln“, welche sich mit jenem Flügel der

Klerikalen vereinten, der eine Annäherung zwischen Kirche und Staat, zwischen Vatikan und Quirinal befürwortete. Die Führer dieses Klüngels oder richtiger dieser Bande sind: der ehemalige Minister Prinetti, ein Großindustrieller und der besondere Feind der Eisenbahner, die er in der Kammer beleidigte; der Professor Colombo, gleichfalls Exminister, ein vielleicht etwas weniger eingefleischter Reaktionär; der Senator De Angelis, ein schwerreicher Baumwollenbaron; der Senator und dilettantirende Philosoph Gaetano Negri, der in seinen Schriften und für seine Person ein Vollblut-Atheist ist, dagegen Klerikaler für das Volk, „dem die Religion erhalten bleiben muß". Ein noch wüthenderer Reaktionär als die Vorgenannten und die eigentliche Seele des Klüngels war der Senator Alessandro Rossi von Schio, ein Großfabrikant von wollenen und baumwollenen Tüchern, in dessen Betrieben Tausende und Abertausende von Arbeitern schaffen, die der eisernen Disziplin nicht des Kasernen-, sondern des Zuchthauslebens unterworfen sind. Rossi, ein Venetianer von Geburt, der italienische König Stumm, ist vor etlichen Monaten als unheilvoller Tyrann gestorben und nur wenig betrauert worden. Das Hauptquartier des reaktionären Klüngels ist die „Associazione Costituzionale" von Mailand; ihr bedeutendstes Organ ist die „Perseveranza", nach ihr der „Corriere della Sera". Es sind die in der Associazione Costituzionale organisirten liebenswürdigen Herren, welche die Regierung gegenwärtig „scharf machen", zu Repressivmaßregeln gegen die Presse, zu Attentaten gegen das Wahlrecht, gegen die Vereins- und Versammlungsfreiheit 2c. Sie sind es, die im Mailänder Gemeinderath ein Votum durchdrückten, welches dem General Bava Beccaris wegen seines „glänzenden" Vorgehens bei der Niederwerfung des Aufstandes Billigung und Belobung aussprach. Sie konnten das Votum durchdrücken, weil im Mailänder Gemeinderath kaum noch radikale und republikanische Opponenten sitzen, da so gut wie alle derselben im Gefängniß oder auf der Flucht sind. Die Reaktionäre hoffen, daß es Bava Beccaris, vor dem sie in widerlicher Weise bauchrutschen, gelingen wird, für immer das Unkraut des Sozialismus auszurotten und dafür zu sorgen, daß „ihre Arbeiter" nicht durch „Aufhetzer" verdorben werden.

Die Schreckensherrschaft der Reaktion trägt jedoch nur dazu bei, den Abgrund immer tiefer und unüberbrückbar zu machen, welcher heutzutage das Volk von der Monarchie und ihren Anhängern scheidet. Alle, die das Volk lieben — ohne Unterschied des sozialen Glaubensbekenntnisses —, lernen begreifen, daß in Italien alle Hoffnungen auf soziale Reformen, auf Hebung des wirthschaftlichen, politischen und moralischen Lebens der Masse eitel bleiben und sich nicht verwirklichen können, so lange nicht die Monarchie gestürzt und ihren Anhängern die Macht entzogen worden ist. Die Monarchie hat vollständig aufgehört, national zu sein oder auch nur zu scheinen. Sie ist offensichtlich die Sachwalterin der Sonderinteressen der schlimmsten Parasiten des Landes geworden, von Elementen, denen sogar die Ausbeutung der besitzlosen Masse in der Form der Lohnarbeit als zu wenig einträglich, zu anstrengend und zu mühereich erscheint. Die Monarchie ist mit einem Worte lediglich die Schutzpatronin der süditalienischen Latifundienbesitzer, welche nicht einmal geruhen, auf ihren Besitzungen zu leben, sondern vorziehen, das ganze Jahr hindurch ihre Orgien in Paris, London, Berlin und Nizza zu feiern; die Schutzpatronin der rückständigen Großindustriellen, die ihre Arbeitsmittel und Produktionsverfahren zu verbessern unfähig sind, und nur durch Hochschutzzölle der ausländischen Konkurrenz Stand halten wollen; die Schutzpatronin der Inhaber der zahlreichen städtischen Schuldverschreibungen und Pfandbriefe (die Kommunalanleihen richten die Gemeinden zu Grunde, wie die

Staatsschuld den Staat); der Aktionäre von Eisenbahn- und von Schiffahrtsgesellschaften, von Emissionsbanken 2c. Die Monarchie und ihre Parteigänger haben, um vom nimmersatten, gierigen Parasitismus jede produktive Anstrengung — sogar unter kapitalistischer Form — fernzuhalten und zu ersparen, dem Volke beständig die Armee entgegengesetzt und das Land mehr und mehr dem Militärmoloch ausgeliefert. Das heißt nichts anderes, als daß die Ausgaben stetig vermehrt wurden und noch vermehrt werden, während man gleichzeitig die Quellen der Einnahmen zum Versiegen brachte. Am Ende der ungeheuren Summe von Widersprüchen, zu denen die rächende Nemesis mit unerbittlicher Konsequenz treibt, droht der Abgrund.... Nichts kann das herrschende System vor ihm retten.

Auf keinen Fall wird es das Volk sein, das einen Finger zu einem Rettungswerk rührt. Haben die Herrschenden und Genießenden nicht den moralischen Sinn des Volkes lange Jahre durch die schmachvollsten Crispischen Orgien der schmutzigsten Korruption beleidigt? Haben sie nicht das Volk in Masse in das Gefängniß werfen, niedersäbeln und füsiliren lassen, wenn es sich in seinem Elend erhob, um Brot und Arbeit zu heischen? Waren sie es nicht, die das Volk mit dem Feuer und Schwert des Belagerungszustandes regierten, wie barbarische Eroberer die Einwohner eines besiegten Landes regieren? Die Riesenfluth von Haß, Thränen, Hunger und Blut, die sie entfesselt haben, steigt und steigt und wird sie eines Tages begraben, wie die Wellen des Busento die Gebeine Alarichs.

Objektiv geprüft erscheint die Situation in Italien wie folgt: um das Land zu retten und erträgliche, moderne Verhältnisse zu schaffen, welche es den politischen Parteien ermöglichen, sich auf der logischen Basis der wirthschaftlichen Interessengegensätze zu entwickeln, muß zunächst die Monarchie verschwinden. Der Sturz der Monarchie ist der nächste unerläßliche Schritt für jede weitere Entwicklung.

Und deshalb empfinden gegenwärtig italienische Republikaner und Sozialisten, die sich früher mit der größten Erbitterung bekämpften, das Bedürfniß, sich einander zu nähern, fast miteinander zu fraternisiren. Die Infamien der Füsilladen und der Kriegsgerichte haben nur das eine erreicht: alle anständigen Menschen zu vereinigen in dem Hasse gegen die Träger dieses fluchwürdigen Systems.

Die Krankenversicherung in Deutschland.

Von **Eduard Gräf.**

Wie man überstolz die Alters- und Invaliditätsversicherung die Krone der Sozialreform benannt hat, so muß man unbedingt die Krankenversicherung als die Grundmauer derselben bezeichnen. Von dem Trio der Versicherungsgesetze ist sie, trotz all ihrer Mängel, immer noch die wirksamste und auch einflußreichste auf das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde. Auch ihre Verwaltungsbestimmungen sind die demokratischsten, denn nach der Beitragsleistung ist die Vertretung der an der Kasse betheiligten Arbeitgeber und Kassenmitglieder geregelt. Die Kassenmitglieder zahlen zwei Drittel der Beiträge und haben zwei Drittel Vertretung in Generalversammlung und Vorstand, die Arbeitgeber für ihr Drittel Beitrag auch nur ein Drittel Vertretung. Es haben somit die Arbeiter die Majorität und können die Kassen, soweit gesetzlich eben zulässig, ausbauen zum Vortheil der Versicherten. Leider hat man dies in vielen Orten noch nicht gewürdigt und steht schmollend den Zwangskassen gegenüber. Ja, seit Gründung der allgemeinen Krankenversicherung überließ man ruhig unaufgeklärten oder uns gar politisch feindlichen Arbeitern die Vertretung in den Ortskrankenkassen, die wiederum servil oder unfähig dem Unternehmerthum die Leitung der Kassen übertrugen. Die Folge war, daß in dem ganzen Dezennium

des Bestehens der Kassen keinerlei Verbesserungen der Leistungen im Allgemeinen zu verzeichnen waren, obschon der Gesetzgeber eine Menge Punkte im Gesetz offen gelassen hat. Die politisch aufgeklärten Arbeiter hatten mit ihren freien Hilfskassen zu thun, den „sozialdemokratischen freien Hilfskassen", die aber mehr wegen der politischen Zugehörigkeit ihrer Mitglieder, als ihrer Prinzipien und Leistungen den Namen erhielten oder verdienten. Man hat die Zwangskassen im Allgemeinen nicht freudig begrüßt, ja als Vernichter der freien Hilfskassen bezeichnet, aber trotzdem geht die Auflösung der letzteren nur sehr langsam vor sich, auch die sogenannte „Verbesserungsnovelle" vom Jahre 1893 hat das Tempo nicht beschleunigt. Der vielumstrittene § 75, welcher allen Kassen die Gewährung freier ärztlicher Hilfe, Medikamente und Heilmittel auferlegte, hat eine Reihe von Hilfskassen in Zuschußkassen verwandelt, auch nur nach und nach, finanziell gut gestellte Kassen jedoch den Umwandlungsprozeß ruhig ertragen lassen. So sieht die Krankenversicherung, trotz ihres dreizehnjährigen Bestehens, sehr buntscheckig aus, und wer vielleicht mal eine einheitliche, geschlossene Versicherung zum Wohle Aller träumte, der kann von dem Chaos von Ortskrankenkassen, Gemeindeversicherungen, Betriebs-, Innungs-, Bau- und Knappschaftskassen, sowie den Ueberresten ehemaliger stolzer Hilfskassen gar nicht entzückt sein.

Die deutsche Reichsstatistik führt im Jahre 1897 nachstehende tabellarische Zusammenstellung der einzelnen Krankenkassen auf:

Zusammenstellung der Kassenarten.

Jahr	Kassen überhaupt	Gemeinde-versicherung	Ortskranken-kassen	Betriebs-krankenkassen	Innungs-kassen	Ein-geschriebene Hilfskassen	Landesrecht-liche Kranken-kassen
A. Anzahl der Kassen.							
1885	18942	7125	3700	5500	224	1818	474
1891	21498	8145	4219	6244	467	1841	450
1895	21992	8449	4475	6770	545	1388	263
Im Prozentverhältniß:							
1885	100	37,6	19,5	29,1	1,2	9,6	2,5
1891	100	37,9	19,6	29,0	2,2	8,6	2,1
1895	100	38,4	20,3	30,8	2,5	6,3	1,2
B. Vertheilung der Kassenarten auf die größeren Bundesstaaten im Prozentverhältniß.							
Preußen		17,6	31,9	38,9	3,5	7,1	0,5
Bayern		86,8	1,2	11,1	0,2	0,3	0,3
Sachsen		29,8	24,6	35,7	3,5	5,8	—
Württemberg . .		3,6	25,3	57,3	0,7	12,7	—
Baden		31,7	12,6	48,9	0,4	5,3	0,5
Hessen		70,6	8,5	8,7	0,4	10,4	1,1
Braunschweig . .		41,8	23,5	25,4	2,7	5,7	0,7
Elsaß-Lothringen .		—	9,9	58,2	—	3,9	27,6
C. Mitgliederzahl der einzelnen Kassenarten 1885 bis 1895.							
1885		586584	1534886	1261200	24879	730722	143785
1891		1056726	2685707	1707767	62896	832010	134944
1895		1222737	3287712	1929010	102857	671607	59880
In Prozent der Gesammtversicherten:							
1885		13,7	35,7	29,4	0,6	17,0	3,3
1891		16,7	41,1	26,6	1,0	12,7	2,1
1895		16,8	45,5	26,5	1,4	9,2	0,8

Es fehlt somit der Krankenversicherung die Hauptsache, die **Einheitlichkeit!** Jede einzelne Kasse jeder Kategorie hat ihre eigenen Vorschriften und Statuten, und es ist oft für den Kundigen schwer, sich in dem Wust von Widersprüchen und Vorschriften zurechtzufinden!

Es sind aber auch die Ansichten über den Werth der einzelnen Arten der Krankenversicherung, sogar unter den aufgeklärtesten Arbeitern, manchmal sehr verschieden. Man findet da zähe Anhänger der zentralisirten freien Hilfskassen, für die sie ihre ganze freie Zeit opfern, welche es heute noch nicht verschmerzen können, daß die große Konkurrenz in den Ortskrankenkassen geschaffen wurde. Aber auch neben den Kämpfen für Errichtung und Ausbau der Ortskrankenkasse findet man seltsamer Weise „aufgeklärt sein wollende" Arbeiter, die mit Feuer wieder die Betriebskassen vertheidigen. Wären nun laut Gesetz für alle Kassen die Vorschriften gleicher Art, alle auf eine Grundlage aufgebaut, dann bedeuteten die vorhandenen vielen Kategorien wohl eine Zersplitterung der Kräfte, gereichten aber durch edlen Wettkampf um die Palme der höchsten Leistungen für ihre Mitglieder der Allgemeinheit nur zum Vortheil. So ist aber das Gegentheil der Fall! Jede Kasse hat ihre eigene Unterlage, die Stärke der einen Art bildet wieder die Schwäche der anderen, so daß die Leistungen grundverschieden voneinander sind, bei dem heutigen Nomadenleben der Arbeiter, wodurch sie mit all den Arten der Versicherung in Berührung kommen, für dieselben höchst nachtheilig und lästig.

Freie Hilfskassen und Ortskrankenkassen.

Die Anhänger der freien Hilfskassen verweisen meist mit großem Behagen auf die historische Vergangenheit ihrer Kassen, die unter der Verfolgungsära Puttkamers noch die einzige „Sammlungsstelle" der Genossen bildeten, aber auch Großartiges geleistet hätten. Sogar unsere Fraktionsredner machten im deutschen Reichstag wiederholt bei den Berathungen des Krankenversicherungsgesetzes darauf aufmerksam und in der Kritik des Krankenkassenwesens bemerkt der Parteivorstand[1]: „Lange ehe Regierung und Reichstag daran dachten, eine Krankenversicherung einzuführen, hatten sich die Arbeiter freie Hilfskassen geschaffen und manche derselben in großartiger Weise ausgebaut" u. s. w. Man behauptet auch, daß die freien Hilfskassen schon deshalb vortheilhafter für die Arbeiter gewesen seien als die Ortskrankenkassen, weil sie „billiger" waren, weniger Beiträge für höhere Leistungen von ihren Mitgliedern verlangten. Wenn nun der „großartige Ausbau" derselben darin bestanden hat, so ist derselbe sehr zweifelhafter Güte gewesen, da er einseitig und auch ein Bischen sehr egoistisch vor sich ging. Man vergaß dabei das ganze Prinzip der Versicherung: „Einer für Alle und Alle für Einen!"

Wie sollte eine Versicherung gegen Krankheit aussehen, zumal wenn sie von Arbeitern selbst geschaffen und so mit Stolz vertheidigt wird!?

Meiner Ansicht nach sind die Krankenkassen dazu da, dem Erkrankten freie ärztliche Hilfe, Medikamente und Heilmittel zu gewähren, um die Krankheit schnell und dauernd zu heben. Nicht, daß die Armuth auf den theuren Arzt und die Produkte der Apotheke verzichten muß, oder nach der Genesung noch hohe Arzt- und Apothekerrechnungen zu zahlen sind, die den Rekonvaleszenten tief in Schulden stürzen können. Die Vereinigung, die Kasse, soll als geschlossenes Ganze diesbezügliche Verträge mit den Aerzten abschließen, darunter möglichst alle Spezialisten am Orte inbegriffen, die nicht allein für die Reichen praktiziren sollen, und als kapitalkräftiger Kontrahent den Apothekern eine Verbilligung der Medikamente 2c. abringen, wie sie der Einzelne eben nicht haben kann. Was hier die Kassen für ihre Mitglieder thun, ist ein Stück soziale Wohlthat, wie wir sie im Großen, laut Programm, vom Staate verlangen. Darin liegt ein „großartiger Ausbau" der Kassen, wie ihn aber die Menge freier Hilfskassen vor der Novelle von 1893 nicht kannte; führten es einige freiwillig ein, so waren es Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Neben freier ärztlicher Hilfe 2c. soll dem Erkrankten, wenn die Krankheit zur Er-

[1] „Die Thätigkeit des deutschen Reichstags v. 1890—1893", Verlag d. „Vorwärts", S. 93.

werbsunfähigkeit führt, als Ersatz für entgangenen Lohn ein Krankengeld gewährt werden, in möglichst gleicher Höhe, da die Pflege Erkrankter und Beschaffung richtiger Speisen ꝛc. oft noch theurer ist, als die Erhaltung Gesunder. Reicht die Hauspflege nicht aus, so soll der Kranke ins Spital eingewiesen werden, da Spitäler alle nöthigen Vorrichtungen haben, die bei Operationen ꝛc. unbedingt als nothwendig sich erweisen. Ist der Erkrankte Familienvater, so soll ihm während seines Aufenthalts eine Familienunterstützung garantirt sein, um ihm die bitterste Sorge um das Wohl der Seinen zu nehmen! Um dies eben leisten zu können, muß der Gesunde für den Erkrankten zahlen, ein vernünftiger Mensch, auch ohne zu murren, froh darüber, helfen zu können und sich seiner eigenen Gesundheit freuend.

Die Kassenbeiträge müssen hoch sein, wenn viel oder chronisch Kranke zu unterstützen sind oder genügend unterstützt werden sollen; billig sind eben nur jene Kassen, die es verstanden haben, möglichst wenig Kranke in ihren Listen zu führen. Nicht allein, daß die freien Hilfskassen jahrzehntelang nur Krankengeld gewährten, was für die Verwaltung einer Kasse sehr vortheilhaft ist, schützten sie sich auch vor größerer Inanspruchnahme ihres Säckels, indem sie, fast durch die Bank, ärztliche Gutachten über den Gesundheitszustand des sich Anmeldenden vor der Aufnahme in die Kasse forderten. Dieses ist für die Finanzen einer Kasse von großem Vortheil und das nützten die freien Hilfskassen ganz gehörig aus. Der prüfende Arzt, vom Vorstand der Kasse instruirt, attestirte einfach: chronisches Leiden, und die Mark für ärztliche Untersuchung bestätigte dem Unglücklichen, daß er zu „krank“ für die Krankenkasse war; er wurde zurückgewiesen und konnte im Nothfalle mit den „Alten“, die über 45 Jahre hinaus für diese Kasse auch zu alt, d. h. zu gefährlich waren, das Armenamt in Anspruch nehmen; wenn auch im Kassenvorstand am Orte Nebenkollegen, Gesinnungskameraden ꝛc. saßen. Egoistisch lehnte man auf manchen Generalversammlungen die Aufhebung dieses ärztlichen Attestes ab, welches heute noch vielfach verlangt wird, um ja nicht die Kassenbeiträge steigern zu müssen. Man konnte keine „Kranke“ brauchen, obschon gerade diese die Versicherung gegen Krankheit am allernöthigsten gehabt hätten. Die „Zwangsversicherung“ machte diesen Uebelständen nach 1884 ein Ende, denn die vielgeschmähten Ortskrankenkassen mußten alle aufnehmen, die seit Jahren erfolglos sich um Aufnahme bei den „freien Kassen“ bemüht hatten, oder Armenunterstützung bezogen hatten, wenn sie nur gegenwärtig in versicherungspflichtiger Beschäftigung standen. Kein ärztliches Attest, keine Altersgrenze hindert hier den Eintritt; welch' großer Fortschritt in dem Versicherungswesen!

Ueber den lästigen „Zwang“, einer Versicherung anzugehören, will ich hier nicht viel streiten, da meiner Ansicht nach dieser ebenso nöthig, als der Schulzwang, da man eben nicht derartige wichtige Fragen dem Ermessen des Einzelnen anheimstellen kann. Aus kurzsichtiger Sparsamkeit wären ohne Zwangsversicherung sicher heute noch Tausende nicht gegen Krankheit versichert. Die freien Hilfskassen kannten diese Elemente nicht, weder die Kranken, die ständig an der Kasse zehren, noch die Indifferenten, da der Beitritt zur Kasse freiwillig geschah, und schon ein Maß von Einsicht voraussetzte, was für die Verwaltung einer Kasse ebenfalls wesentlich von Vortheil ist. Die große Zahl der Indifferenten bei den Mitgliedern der Ortskrankenkassen erklärt auch die meist große Unthätigkeit in den Verwaltungen derselben bis jetzt, es fehlte das Interesse! Daß speziell einzelne freie Hilfskassen ihre Leistungen, wie rühmend anerkannt wurde, so „großartig ausbauen“ konnten, lag auch mit daran, daß fast alle derartigen Kassen nach Berufen organisirt waren. Nun giebt es gesunde und ungesunde, gefährliche und weniger gefährliche Betriebe und Berufe, wie auch oft in jedem Berufe die Erwerbsverhältnisse andere sind. So hatte z. B. sicher die Hilfskasse der Kaufleute nicht die Anzahl Kranke wie die der Tischler, Weber oder Steinmetzen, auch nicht die Krankheitsarten. Die Schwindsucht als Proletarierkrankheit ist in jenen Berufen am stärksten vertreten, die lange und schwere Arbeitszeit, ungenügende Löhne zu verzeichnen haben, während kürzere Arbeitszeit, leichtere Beschäftigungsart, wie genügendere Löhne, die zur Ernährung des Menschen ausreichend zu betrachten sind, den Menschen, wenn auch nicht immun, so

doch widerstandsfähiger gegen Krankheiten machen. In diesen ungünstig gestellten Berufen haben die Hilfskassen höhere Beiträge fordern müssen, um die Opfer ihres Berufes zu unterstützen!

Nicht genau mit der Zugehörigkeit zum Beruf nahmen es später diejenigen Kassen, welche finanziell schlechter standen, sie suchten sich frisches Blut aus anderen Branchen zu gewinnen, obwohl sie den Berufsnamen ruhig weiter führten.

Hat der Gesunde für den Kranken einzutreten, so sollte der gesündere Beruf für den ungesunden eintreten, um leistungsfähige Kassen zu erhalten, der Stärkere hat auch hier den Schwächeren zu schützen.

Leider hat das Zwangsversicherungsgesetz auch den Ortskrankenkassen diese Gliederung nach Berufen gestattet, so daß nicht blos eine gemeinsame Ortskasse am Orte, sondern deren mehrere errichtet werden können. Es giebt auch mehrere Großstädte, die diesen „Vortheil“ benützt, Berufsortskrankenkassen errichtet haben, so daß z. B. in Berlin, in Hamburg und Stuttgart je 20 bis 25 Ortskrankenkassen vorhanden sind. Es zeigt sich hier in kleinerem Maße, daß fast jede dieser Ortskrankenkassen am Orte sich in Leistungen und Beiträgen unterscheidet. Hat die eine ihre liebe Noth, die Mindestleistung nach dem Gesetz ihren Mitgliedern zu gewähren, so ist die andere Branchenortskasse wieder in der glücklichen Lage, für dieselbe Beitragshöhe 26 und 30 Wochen Krankengeld rc. zu gewähren und doch einen hohen Reservefonds zurückzulegen. Auch die Gründung eines losen Verbandes dieser Branchenkassen zur einheitlichen, zweckmäßigen und billigen Verwaltung hat keinen Einfluß auf die verschiedenartige Gestaltung der Leistungen und des Kassenvermögens, wie uns Stuttgart zeigt. An dieser Verschiedenartigkeit in Leistungen scheiterten auch bis jetzt alle Versuche, eine Verschmelzung aller Ortskrankenkassen am Orte vorzunehmen. Man sieht „sein schönes Geld“ in Gefahr und wirft den „Willigen“ Habsucht vor!

Je länger eine solche Dezentralisation andauert, desto verschiedenartiger werden sich die Berufskassen gestalten, eine Vereinigung immer schwieriger werden. In Frankfurt a. M. hatte man schlau auch zehn Kassen auf einmal gegründet, dieselben aber schnell wieder vereinigt, als sich eine Verschiebung der Leistungen fühlbar machte und die 180 Vorstandsmitglieder einen gar zu umständlichen Verwaltungsapparat abgaben. Schmerzlos konnte im Jahre 1886 geschehen, was heute nicht so leicht möglich wäre. Welche Wirkung eine Zentralisation und starke Ortskrankenkasse hat, zeigt die Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgebung, welche mit ihren 112000 Mitgliedern als „Musterkasse“ gilt, aber auch schon von der Errichtung ab von Genossen geleitet, d. h. gepflegt wurde.

Viele Arbeitgeber sehen es gerne, wenn ihre Arbeiter in freien Hilfskassen sich befinden und ihnen wohlwollend den Eindrittelbeitrag zur Zwangskasse ersparen. Der Arbeiter zahlt zur Hilfskasse den vollen Beitrag allein und erspart ferner seinem „Brotherrn“ den lästigen Verkehr mit der Krankenkasse. Trägt nach § 50 des Krankenversicherungsgesetzes der Arbeitgeber das volle Risiko der Anmeldung und Beitragszahlung für sein versichertes Personal, so übernimmt das Mitglied freiwillig dasselbe; läßt sich ausschließen aus der Kasse, wenn es seine Beiträge nicht gezahlt hat oder nicht zahlen konnte. Den Verlust der Mitgliedschaft hat das Mitglied einer Ortskrankenkasse z. B. nie zu fürchten, selbst wenn sein Arbeitgeber ihm keine Beiträge am Lohntag kürzt oder sie an die Kasse abzuführen „vergißt“, als unpfändbar von der Kasse eingeklagt wird. Der Arbeitgeber ist haftbar! Der Arbeiter selbst kommt mit der Ortskrankenkasse nur dann in Berührung, wenn er Ansprüche zu erheben hat, erkrankt! Selbst dann ist er Mitglied der Ortskrankenkasse, wenn er auch nicht angemeldet wurde, oder wenn er, wie es oft vorkommt, aus der Hilfskasse ausgeschlossen, seinem Arbeitgeber keinerlei Mittheilung davon macht, vielleicht gar um die Beiträge zu sparen.

Der § 75 des Krankenversicherungsgesetzes legt allen Kassen die Pflicht auf, ihren Mitgliedern freie ärztliche Hilfe und Rezepte zu gewähren, gleichmäßig ohne Rücksicht auf die Höhe des Beitrags, der mehr oder weniger nach der Lohnskala variirt. Die freien Hilfskassen haben nun den Vortheil, daß sie meist nur die ersten Lohnklassen stark zu verzeichnen haben, ferner besagt die Reichsstatistik, daß sie nur

8,2 Prozent weibliche Mitglieder zu verzeichnen haben, die schlechter gelohnt als männliche, weniger Beiträge zahlen, aber trotzdem denselben Anspruch auf Arzt und Medikamente haben wie die erste Lohnklasse, sie oft noch stärker in Anspruch nehmen müssen. Wie nachtheilig dies für Kassen ist, die viel Lehrlinge und Mädchen als Mitglieder führen, zeigt nachstehende Ausstellung der Frankfurter Ortskrankenkasse 1896, in welcher auch noch Hospitalverpflegung und Verwaltungskosten inbegriffen sind, die nicht vergessen werden dürfen. Erstere spielt sogar bei dem Wohnungselend der schlecht gelohnten Mitgliederklassen eine sehr große Rolle im Falle der Erkrankung.

Aufstellung der Aufwendungen für ärztliche Hilfe, Medikamente, Heilmittel, Hospitalpflege, Heilanstalten und Verwaltung pro 1896, nach Lohnklassen getrennt!

Prozentsatz der Mitglieder in jeder der Lohnklassen	Lohnklasse	Einnahme Mark	Ausgabe Mark	Die Ausgaben betrugen Prozent der Einnahmen
17 Prozent	1	251 201	55 967	22,2
9 „	2	126 981	33 924	26,7
18 „	3	196 912	69 977	35,5
12 „	4	121 460	55 201	45,4
16 „	5	115 939	77 511	66,9
13 „	6	60 730	47 431	78,1
15 „	7	46 928	42 303	90,1
Summa 100 Prozent		920 151	382 314	41,5

Rechnet man noch das Krankengeld hinzu, so ergiebt sich, daß die untersten Lohnklassen, die 66, 78 und 90 Prozent ihrer Beiträge schon für die angeführten Punkte verbrauchen, nicht im Stande wären, eine eigene Kasse mit entsprechenden Leistungen allein aufrecht zu erhalten. Die ersten Lohnklassen müssen eben für die untersten Lohnklassen eintreten!

Einen Vortheil haben aber entschieden die zentralisirten freien Hilfskassen vor den Ortskrankenkassen und allen sonstigen Zwangskassen, daß sie über ganz Deutschland verbreitet, überall ihre Filialen haben, zentralisirt sind. Es ist ein großer Mangel in der Zwangsversicherung, daß die Mitgliedschaft nur für den Ort gilt und man in jeder Stadt von Neuem wieder Mitglied der dortigen Kasse werden muß; oder sogar beim Wechsel des Arbeitsverhältnisses am Orte selbst seiner Mitgliedschaft verlustig geht, wenn im Betrieb eine Betriebskasse existirt oder der Meister Mitglied der Innungskasse ist. Dagegen können die Mitglieder der freien Hilfskassen sich ihre Mitgliedschaft dauernd erhalten, so lange sie ihre Beiträge zahlen können, der Anspruch an die Kasse ist an jedem Orte gleich, ohne Rücksicht auf die Löhne am Orte, nach welchen bekanntlich alle Zwangskassen sich richten. Er ist geschützt gegen den unfreiwilligen Eintritt zur Gemeindeversicherungs-, Betriebs- oder Innungskasse; daher erklärt sich auch zum Theil die Vorliebe mancher für die freien Hilfskassen und die nur langsam vor sich gehende Auflösung dieser Kassenart. (Schluß folgt.)

Die sibirischen Goldgrubenarbeiter.

Im russischen Bergbau nimmt die Goldproduktion eine hervorragende Stelle ein. Der Arbeiterzahl nach behauptete im Jahre 1892 die Eisenproduktion den ersten Platz mit 215250 Arbeitern. Der zweite Platz gebührt der Goldgrubenindustrie mit 136991 Arbeitern, von denen 44442 Mann auf Sibirien kommen.[1]

[1] „Die produktiven Kräfte Rußlands.“ Ausgabe des russischen Finanzministeriums 1896, VIII, S. 58. Semedsky, auf dessen Schriften ich mich noch öfters berufen werde,

Die Entwicklung der Goldgrubenindustrie Rußlands datirt erst aus diesem Jahrhundert. Zu Anfang war der Goldertrag nur ein minimaler. Im Jahre 1812 wurde einem Jeden, der Gold suchen wollte, die Erlaubniß hierzu ertheilt, und 1814 erst wurden die ersten Goldgruben im Uralgebirge (die Beresowschen Gruben) entdeckt. Seitdem schreitet die Entwicklung dieser Industrie rasch vorwärts. Ende der dreißiger Jahre wurden in den Privatbetrieben Sibiriens schon 12000 bis 13000 Arbeiter beschäftigt, in den sechziger Jahren bereits 29000, und jetzt ist ihre Zahl auf nicht weniger als 50000 bis 60000 gestiegen.

Sibirien ist noch lange nicht vollständig erforscht; seine natürlichen Reichthümer liegen unberührt, ebenso wenig erforscht sind seine Riesenvorräthe an Gold. Noch jetzt werden immer neue Gruben aufgefunden, aus denen man Gold zu Tage fördert, das mit anderen Gesteinsarten nur mechanisch verbunden ist. Die Gewinnung des Goldes auf chemischem Wege ist in Rußland bisher fast gänzlich unbekannt. Die dort bestehenden Gruben bringen den Unternehmern auch ohne die verhältnißmäßig theure chemische Bearbeitung große Ueberschüsse.

Gelegentlich eines Besuches des Generalgouverneurs von Irkutsk im Kreise von Olekminsk (östliches Sibirien) im Jahre 1890 gaben die dortigen Grubengesellschaften Berichte heraus, nach denen der jährliche Durchschnittsgewinn dreier Jahre folgende Zahlen ergiebt: Industriegesellschaft und Witimsche Kompagnie 23 Prozent, Basilewsche Kompagnie 32 Prozent, Lenagesellschaft 13 Prozent, Demidoff-Kompagnie 17 Prozent, während die Gruben des B. J. Basileff im Jenisseibezirk im Laufe von zehn Jahren (1877 bis 1887) einen jährlichen Reingewinn von 32 Prozent brachten u. s. w.

Die jetzt im Bau begriffene sibirische Eisenbahn wird eine gewaltige Hebung der Goldgrubenindustrie zur Folge haben, und man kann mit Sicherheit erwarten, daß dieselbe für lange Zeit den wichtigsten Zweig des russischen Bergbaues bilden wird.

Trotz aller dieser Erfolge der Goldgrubenindustrie ist die Lage der Minenarbeiter durchaus keine günstige, ja, sie ist sogar noch trauriger als zu Beginn, anfangs der sechziger Jahre,[1] weil der Zufluß von Arbeitern beständig wächst und mit ihm die Konkurrenz, was ein Fallen des Arbeitslohns zur Folge hat, während der Arbeitstag verlängert wird.

Gegen die Unternehmer und ihre Helfer, die Regierungsbeamten, anzukämpfen, haben die Arbeiter bis jetzt nicht vermocht.

Die Arbeitszeit ist in den Goldbergwerken nicht gleich, aber überall lang.

Außer einem Beispiel, welches der Ingenieur Zatschedsky anführt, giebt es keine verbürgte Nachricht, daß der Arbeitstag irgendwo 13 Stunden oder gar noch weniger ausmache, während alle anderen Berichte übereinstimmend den Arbeitstag auf 17 bis 18 Stunden schätzen.

In den Kontraktbüchern der Arbeiter findet sich meistentheils die Abmachung, daß die Arbeit *nicht später* als zu einer bestimmten Stunde beginnen und *nicht früher* als zu einer bestimmten Stunde endigen darf. Für Mittag und Frühstück wird *nicht mehr* als eine gewisse Zeit gewährt.

Diese unklare Fassung des Kontraktes überliefert den Arbeiter der vollständigen Willkür des Arbeitgebers, der selbstverständlich die Arbeitszeit nach Gutdünken verlängert, was man fast in allen Betrieben beobachten kann. Gearbeitet wird auch Sonntags und Festtags; allerdings giebt es manchmal im Sommer zwei freie Tage im Monat, vielfach nur einen Tag, während in anderen Betrieben auch den ganzen Sommer kein einziger Tag freigegeben wird.[2]

Die Arbeit ist überall in den Bergwerken eine bestimmt festgesetzte. Jeder Arbeiter ist verpflichtet, ein ihm angewiesenes Stück goldhaltigen Bodens zu be-

und der die dortigen Verhältnisse genau kennt, behauptet, daß die Arbeiterzahl mindestens 150000 Mann betragen muß, mithin die Angaben der Regierung falsch seien („Russkaja Mysl“, 94, V, S. 4).

[1] Nach dem Bericht des Kreisingenieurs von 1889.

[2] Semedsky, „Russkaja Mysl“ 94, V, S. 13.

arbeiten, und darf die Arbeit nicht eher niederlegen, als bis er mit der ihm ertheilten Aufgabe fertig ist.

Die Zuertheilung der Arbeit ist eine solche, daß sie nur ein kräftiger Mann bewältigen kann. In vielen Betrieben, früher in allen, sind die sogenannten Ueberstunden eingeführt, so daß der Arbeiter, nachdem er sein Pensum erledigt, noch weiterarbeiten darf. Dafür bekommt er einen erhöhten Lohn, der oft anderthalbmal und sogar doppelt so hoch bemessen ist, wie der gewöhnliche Arbeitslohn.

Die Art der Arbeitsbemessung bei einem so ausgedehnten Arbeitstag untergräbt die Gesundheit der Arbeiter, welche durch das System der Ueberstunden noch vollends zu Grunde gerichtet wird.

Die Arbeit in den Goldminen ist schon an und für sich ungeheuer schwierig; täglich müssen große Massen Erde herausgeschaufelt werden, wozu die primitivsten Werkzeuge verwandt werden, und Hilfsmittel sind nirgends zu haben.

Wenn auf der Erdoberfläche gearbeitet wird, so haben die Arbeiter viel unter der Witterungsunbill zu leiden: sie müssen Regen und Sonnenbrand ertragen und manchmal bis an die Brust im Wasser stehen. Besonders schwer gestalten sich die Verhältnisse im Herbst; die Arbeiten währen oft bis Mitte Oktober, und das Frostwetter stellt sich in jenen Gegenden schon Ende August ein. Oft wird auch unter der Erde gearbeitet, was noch viel schrecklicher ist. Meistentheils mangelt es in den Gruben an jeglicher Ventilation; das Herein- und Herausfahren in die Schachte geschieht durch Maschinen vorsintfluthlicher Konstruktion, wenn die Arbeiter nicht gar gezwungen sind, an Leitern hinabzuklettern. Daher die vielen Unglücks- und Todesfälle. Aerztliche Hilfe giebt es im Goldlande fast gar nicht.

Zu allen diesen Schwierigkeiten gesellt sich noch die weite Reise, welche die Arbeiter im Frühjahr und im Herbst bei schlechtem Wetter und unpassirbaren Wegen zurücklegen müssen. Oft kommen sie aus dem europäischen Rußland bis nach dem östlichen Sibirien, was eine Entfernung von einigen tausend Werst ausmacht.

Der Lohn wird den Arbeitern in Gold und Naturalien ausgezahlt, weil in den meisten Fällen die bevölkerten Ortschaften, in denen man die nothwendigsten Bedarfsartikel kaufen könnte, von den Minen weit entfernt liegen. In den Alexandrowschen Gruben bekommen die Arbeiter im Laufe des Winters (vom 1. Oktober bis 1. Mai) 8 bis 15 Rubel monatlich, im Sommer (vom 1. Mai bis 1. Oktober) 13,50 bis 24 Rubel monatlich, „je nach Verdienst und Bemühung";[1] außerdem monatlich 100 Pfund Mehl, $7^1/_2$ Pfund Grütze, $2^1/_2$ Pfund Schmalz, 1 Pfund Salz und täglich $1^1/_2$ Pfund Fleisch.[2] In dem nördlichen Jenisseigebiet haben die Arbeiter pro Kopf monatlich $37^1/_2$ bis 45 Pfund gesalzenes oder frisches Fleisch bekommen, außerdem 7 bis 9 Pfund Grütze, 3 Pfund Salz und $1^1/_2$ Pfund Fett oder Oel. Im südlichen Jenisseigebiet gab es 37 bis 50 Pfund Salzfleisch, 8 Pfund Grütze, $1^1/_2$ Pfund Fett oder Oel und Salz und Brot, so viel man braucht.[3] Das Uebel bei dieser Art der Verpflegung liegt nach der Meinung der Herren Inspektoren im Mangel an Abwechslung, da es weder Kartoffeln noch Kohl oder irgend ein anderes Gemüse giebt. Der Quantität nach würde das zugetheilte Essen schon genügen; aber was die Qualität desselben anbetrifft, so läßt es noch sehr viel zu wünschen übrig. So kommt es z. B. oft vor, daß die Arbeiter verfaulte Produkte erhalten (Semedsky, „Westnik Evropy" 96, V und VI). Major Gramotkin hat dem ostsibirischen Generalgouverneur Berichte erstattet, denen zufolge in den Betrieben der Witimschen Kompagnie Salzfleisch an die Arbeiter verabreicht wird, welches schon zwei bis drei Jahre in der Salzlake liegt und schlechte Ausdünstungen verbreitet. Von diesem Fleisch sollen noch 3000 Pud vorräthig sein (Semedsky, ebenda).

---

[1] Das Maß „des Verdienstes und der Bemühung" bestimmt die Betriebsdirektion.

[2] Nach dem Kontrakte. In Wirklichkeit bekommen die Arbeiter sehr selten ihren ganzen Lohn, weil sehr viel als Strafgeld abgezogen wird. Das Fleisch wird mit den Knochen berechnet, so daß das Reingewicht nicht mehr als 55 Solotnik ausmacht (Semedsky).

[3] Nach den Berichten der Inspektoren jener Gebiete.

Der Lohn im Felde wird nicht monatlich berechnet, sondern dem geleisteten Arbeitsmaß entsprechend, wobei auf jeden Arbeiter 20 bis 60 Kopeken pro Tag kommen, inklusive Ueberstunden bis zu 90 Kopeken.

Angesichts der schweren Arbeit in den Gruben erscheint der Gebrauch von Branntwein als natürliches Bedürfniß. In manchen Betrieben wird demgemäß den Arbeitern täglich Branntwein in Portionen von $^1/_{10}$ Stof verabreicht, in anderen nur dreimal wöchentlich; in den meisten Fällen jedoch wird gar kein Branntwein ausgetheilt, und das Mitbringen desselben ist gesetzlich verboten. Als natürliche Folge dieser Sachlage erscheint einerseits der Schmuggel, andererseits der gesetzwidrige Branntweinverkauf durch die Betriebsdirektion. Häufig werden Arbeiter, die sich bei der Verwaltung durch irgend etwas mißliebig gemacht haben, dadurch bestraft, daß ihnen die gewöhnliche Portion Branntwein entzogen wird. Alle übrigen Vorräthe, Bekleidung u. s. w. müssen in den allermeisten Fällen in den Betriebsmagazinen gekauft werden, wo die Preise immer sehr hoch sind. Manchmal jedoch geben die Unternehmer das Geld gar nicht erst aus den Händen, sondern die Arbeiter erhalten nur das Recht, auf Bücher aus den Läden zu entnehmen, was sie brauchen. Für besonders große Stücke Goldes wird der Lohn fast ausnahmslos in Branntwein gezahlt.

Die Wohnungen der Arbeiter beschreibt der Ingenieur Oransky als unter aller Kritik stehende, höchst ungesunde, von Schmutz starrende und von Ungeziefer wimmelnde Löcher.

Eine höchst wichtige Frage im Leben des verheiratheten Grubenarbeiters ist die, ob seine Frau ihn in die Gruben begleiten darf, wenn sie nicht gleichzeitig als Arbeiterin angestellt ist. Man findet gegenwärtig nur äußerst wenig arbeitende Frauen in den Betrieben: im Gouvernement Tomsk waren in der ersten Hälfte der achtziger Jahre 8 bis 10 Prozent, in dem Jenisseigouvernement 5 bis 10 Prozent; in dem Gebiete von Olekminsk waren von 1887 bis 1889 9 bis 10 Prozent, in dem Gebiete von Witimsk 9 bis 13 Prozent der gesammten Arbeiterschaft und nur in den ausgedehntesten Betrieben dieser letzteren beiden Gebiete waren 12 bis 19 Prozent zu finden. — Viele Minenbesitzer streben danach, die Zahl der arbeitenden Frauen bis auf 5 Prozent zu verringern, da ihnen deren Anwesenheit in den Betrieben lästig erscheint.

Die geringe Anzahl von Frauen in den Gebieten der Grubenindustrie übt gegenwärtig einen schädlichen Einfluß aus sowohl auf die Gesundheit als auch auf die Sittlichkeit der Arbeiter.

Gewöhnlich zahlen die Arbeiter der Direktion 4 bis 5 Rubel monatlich für die Verpflegung der Frauen, und diese sind dafür verpflichtet, alle häuslichen Arbeiten zu verrichten, die ihnen von der Obrigkeit aufgetragen werden. Dafür hat die Obrigkeit das Recht, jede Frau nach eigenem Ermessen und Wunsch aus dem Industriegebiet auszuweisen, auch wenn diese nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben.

Dieses sind nur die wichtigsten und durch ihre Erbärmlichkeit augenfälligsten Lebensbedingungen der Arbeiter in den sibirischen Goldbergwerken, und alle diese angeführten Thatsachen sind bestätigt von den Kreisinspektoren und anderen Beamten, oder aber sie sind entlehnt aus den Kontrakten der Arbeiter mit ihren Unternehmern.

Im Allgemeinen sind die Arbeiten in den Bergwerken so schwer, daß nur junge, kräftige Leute sie bewältigen können. Und nur solche werden auch von der Direktion angestellt; „aber der Grubenarbeiter", so sagt ein ärztlicher Beobachter, „ist bald abgenutzt. An die zehn Jahre arbeitet er bei höherem Lohne als Bergmann, dann kann er schon froh sein, wenn er als Fuhrmann angestellt wird, und nur den wenigsten Glücklichen gelingt es alsdann, noch eine Stellung als Wächter oder einen ähnlichen Posten zu erlangen. Die meisten jedoch gehen unter, Gott weiß, wo und wovon sie ihren alten, morschen Körper noch nähren, oder ob sie überhaupt noch am Leben sind, denn im sibirischen Urwald geht ein Jeder zu Grunde, an dem Zeichen körperlicher Schwäche bemerkbar werden." — An den Sitzen einiger wenigen Gesellschaften wird alten, ausgedienten Arbeitern eine kleine Pension gewährt;

häufiger jedoch werden bei Verstümmelungen oder Todesfällen nur einmalige Unterstützungen bis höchstens 1000 Rubel ausbezahlt (Olekminsker Kreis).

Fügt man zu all den schon erwähnten Thatsachen noch die Willkür der Betriebs- und der Polizeibehörden hinzu, eine Willkür, die durch nichts beschränkt ist, die selbst Peitschenhiebe nach Belieben verhängen kann, und bedenkt man noch, daß es den Arbeitern verboten ist, das Goldland zu verlassen, solange sie als Arbeiter angestellt sind, so wird man wohl zu der Einsicht kommen, daß es keine Uebertreibung ist, wenn man behauptet, die Arbeit in den sibirischen Goldbergwerken sei nur eine andere Form der russischen Zwangsarbeiten.

* * *

Diese Arbeitsbedingungen sind ungesetzlich sogar vom Standpunkte der russischen Gesetze, wie schlecht diese auch an und für sich sein mögen. Schon im Jahre 1838 suchte die russische Regierung die Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitern in den Bergwerken auf gesetzgeberischem Wege zu reguliren. Das war zur Zeit Nikolaus' I., eines krassen Reaktionärs und gewaltthätigen Menschen. Ein Paragraph der damals herausgegebenen Verordnung forderte, daß die Arbeit nicht später als bis zum 1. September dauern, der Arbeitstag nicht früher als um fünf Uhr Morgens beginnen und nicht später als um acht Uhr Abends endigen solle. — Folglich würde der ganze Arbeitstag eine Dauer von 15 Stunden haben, einschließlich Frühstücks- und Mittagszeit. Ein anderer Paragraph forderte, daß die Gegenstände, welche zum nothwendigen Lebensbedarf gehören, den Arbeitern zu einem Preise verkauft werden sollten, der nicht theurer sein dürfte, als 20 Prozent über dem thatsächlichen Werthe. Der Verkauf von Branntwein war gänzlich verboten; ihn jedoch in regulären Portionen zu $^1/_{10}$ Stof, nicht öfter als zweimal täglich, zu vertheilen, war gestattet. Von den Arbeitgebern verlangten diese Gesetze, daß sie den Arbeitern keine Beleidigungen zufügen, sie auch nicht bedrücken, sondern sich ihnen gegenüber menschenfreundlich verhalten sollten. — Willkürliche Strafen, hauptsächlich aber grausame und gesundheitsschädliche, sollten nicht mehr vorkommen. In den Verträgen sollten den neuen Gesetzen zufolge alle möglichen Bedingungen festgesetzt werden bezüglich Wohnung, Verpflegung, Lohn, Bekleidung, ärztlicher Hilfe u. s. w. Ebenso wurden an die Betriebsbesitzer Instruktionen erlassen zum Schutze der Arbeiter gegen Explosionen und andere Betriebsunfälle.

Dies sind natürlich nur schwache Andeutungen einer wirklichen Arbeiterschutzgesetzgebung. Aber selbst die Anwendung dieser Bruchstücke der Gesetze würde für die Arbeiter von bedeutendem Vortheil sein. Mit der Ausübung dieser Vorschriften betraute die Regierung ihre Beamten: Bergingenieure, Landräthe u. s. w. In welchem Maße diese Herren den ihnen auferlegten Pflichten gerecht werden, beweisen folgende Angaben.

In manchen Gebieten erreichen die „Subsidien", welche die Bergwerksbesitzer an die Kreisingenieure zahlen, 10000, 12000 und 18000 Rubel jährlich.[1] Alle Landräthe, sowie die ganze Beamtenwelt der Bergbauindustrie betrachten ihr vom Gesetze festgelegtes, aus dem Rentamte bezogenes Gehalt nur als geringe Zugabe zu dem Gehalt, welches ihnen von den Minenbesitzern ausgezahlt wird. Vom selben Standpunkte gehen auch die Besitzer aus. So z. B. wurde auf einem Kongreß der Goldminenbesitzer der Beschluß gefaßt, jedem Landrath 2 Rubel 20 Kopeken pro Kopf der Minenarbeiter zu zahlen; seinem Gehilfen je 80 Kopeken, dem Bergwerksrevisor je einen Rubel, dessen Gehilfen je 50 Kopeken. In einer anderen Versammlung wurde beschlossen, auch noch jedem Gensdarmerieoffizier einen Rubel pro Minenarbeiter zu zahlen.[2]

Diese Abgaben haben sich so eingebürgert in der Welt der Bergwerksindustrie, daß Niemand an ihrer gesetzlichen Berechtigung zweifelt. So konnte es geschehen, daß zwischen dem Landrath des nördlichen Jenisseigebiets und seinem Assistenten Streitigkeiten bei der Theilung „des Gehaltes" vom Minenbesitzer entstanden und

[1] Semedsky, „Russkaja Mysl" 94, V, „Westnik Evropy" 96, V—VI.

[2] Semedsky, „Russkaja Mysl" 94, V.

letzterer daraufhin eine offizielle Klage gegen seinen Vorgesetzten bei dem Kreisgericht anstrengte. Das Gericht nahm die Klage an, und eine Untersuchung wurde angeordnet.[1]

Auf diese Weise befinden sich die Regierungsbeamten, denen die spezielle Pflicht auferlegt ist, den Vermittler zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu spielen, vollständig im Dienste der Kapitalisten, von denen sie zehnmal so große Einnahmen haben als von der Regierung.

Daß die Regierungsbeamten thatsächlich nicht der Regierung, sondern den Industriellen dienen, zeigte sich ganz besonders grell bei der Revision im Jahre 1890, anläßlich eines Besuches des Generalgouverneurs von Irkutsk in den Gruben von Olekminsk. Es stellte sich heraus, daß entgegen den vom Minister des Innern bestätigten Instruktionsbestimmungen vom Jahre 1874 der Landrath, ohne sich um seine Pflicht zu kümmern, körperliche Strafen zuläßt, wobei eine Untersuchung der Schuld nicht angestellt wird, daß er sich vollständig indifferent in Bezug auf die Festsetzung der Taxe für Vorräthe und Waaren verhält, daß er absolute Theilnahmslosigkeit gegenüber vorkommenden Fällen von Verstümmelungen an den Tag legt u. s. w. u. s. w. Und ungeachtet der Revision des Generalgouverneurs dient der Landrath in derselben Weise weiter.

In manchen Betrieben gehen die Kreisinspektoren noch weiter. Sie verfassen eine sogenannte „schwarze Liste“, auf welche diejenigen Arbeiter kommen, „die künftighin nicht mehr engagirt werden sollen“ wegen Faulheit, schlechten Betragens, Theilnahme an Streiks u. s. w.

Das alles entrollt uns ein lehrreiches Bild über die Ohnmacht einer sonst despotischen Regierung, Reformen, selbst nur geringfügiger Natur, ins Leben zu rufen, wenn dieselben den Unternehmern keinen direkten Vortheil bringen. — Das wäre alles beinahe lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre, daß unter diesen Schändlichkeiten Hunderte, Tausende von Arbeitern leiden müssen! Auf diese Weise sind die Arbeiter der Willkür der Unternehmer und deren Mitverschworenen, der russischen Beamten, preisgegeben.

* * *

Aber sie haben sich nie in ihr schweres Geschick ergeben. Lange Zeit hindurch drückten sie den Protest gegen ihre hilflose Lage dadurch aus, daß sie einzeln oder in Massen die Arbeit einstellten und die Betriebe verließen. Solche Versuche endigten jedoch in den meisten Fällen sehr traurig. Die Flüchtlinge wurden gar bald eingefangen und durch schwere Schläge auf der Stelle bestraft, worauf sie gebunden nach den Betrieben geschafft wurden, wo ihrer erneute schwere Bestrafung harrte.

Manchmal mißhandelten, verstümmelten und erschlugen selbst die gereizten Arbeiter ihre Arbeitgeber und die Betriebsbeamten. Dann wurden sie gerichtet, verurtheilt und bestraft, und alles ging weiter nach der alten „Ordnung“. — So ging es lange Zeit. In der letzten Zeit nun hat die Bewegung unter den Arbeitern eine bestimmtere Gestalt angenommen.

Im Jahre 1871 wollten in dem Betriebe Balandin (nördliches Jenisseigebiet) die Arbeiter nicht länger als bis zum 1. September arbeiten und verließen den Betrieb. Dies geschah, als zum ersten Male der Kontrakt, der bis zum 1. Oktober lautete, Anwendung finden sollte, was bei den rauhen klimatischen Verhältnissen jener Gegend viel zu spät ist. Unterwegs jedoch gelang es dem Landrath mit Hilfe der Kosaken, sie zur Rückkehr zu bewegen.[2] Im Jahre 1882 fand in einem anderen Bergwerk ein Streik statt, an dem sämmtliche Arbeiter, ungefähr 100 an der Zahl, theilnahmen. Durch Drohungen wurden sie gezwungen, die Arbeit wieder aufzunehmen, und etwa acht Mann wurden dem Landrath zur Bestrafung überliefert.

Im südlichen Theil des Jenisseischen Kreises, im Borowschen Bergwerk, Alexander-Grube, welche von der Gesellschaft Basileff-Tscheremny und Ratkoff-Roshnow bearbeitet wird, sind nur 20 Feiertage im ganzen Jahre. Im Sommer

[1] Semedsky, „Russkaja Mysl“ 94, V.
[2] „Westnik Evropy“ 96, V.

kommt auf jeden Monat ein freier Tag. Die Arbeiter mußten dort schon um drei Uhr Morgens die Arbeit aufnehmen. In den Schachten fehlten gänzlich Einrichtungen zur Verhütung von Unglücksfällen. Die Arbeiter meldeten alle Schäden dem Verwalter Bostrikof und dem Bergrath Kube, jedoch erfolglos. In den früheren Kontrakten der Verwaltung mit den Arbeitern war davon die Rede, daß die Verwaltung in menschenfreundlicher Weise mit den Arbeitern umgehen und alle ihre gesetzlichen, gerechten Forderungen erfüllen solle; im letzten Kontrakte fehlten schon diese Bedingungen, und die Behandlung, die den Arbeitern widerfuhr, war nichts weniger als menschenfreundlich. Der Verwalter Bostrikof kümmerte sich ganz und gar nicht um die Lage der Beamten und Arbeiter, und sein Gehilfe, Peter Rjasanow, war „den Arbeitern gegenüber eine wahre Bestie", wie alle, die ihn kannten, einstimmig erklärten. Er schlug und folterte die Arbeiter, was zu großen Unruhen Veranlassung gab.

Am 9. März 1890 beaufsichtigte Rjasanow die Vertheilung des Branntweins, wobei er den Arbeiter Barinow überging und obendrein noch durch Schläge grausam zurichtete. Dies empörte die Arbeiter; sie begaben sich zum Verwalter und verlangten die Entfernung Rjasanows von seinem Posten. Da ihrem Verlangen kein Gehör geschenkt wurde, beschlossen sie, Rjasanow durchzuprügeln, was sie denn auch gehörig thaten. Dies alles geschah am Abend nach der Arbeit, und am nächsten Morgen ging die Arbeit wieder ungestört ihren Gang.

Am 10. März langte der Bergrath Kube an, und um der Sache besser auf den Grund zu kommen, wollte er die Arbeiter einzeln verhören. Diese jedoch weigerten sich, einzeln zum Verhör zu gehen, indem sie behaupteten, alle Rjasanow geschlagen zu haben, daher auch alle gleich schuldig zu sein. Das war in den Augen der Verwaltung schon direkt eine Verschwörung, und so wurde ein Untersuchungsrichter hinbestellt, der am 22. März eintraf. Das Erste, was er that, war, daß er zwei Arbeiter Namens Pascheny und den Arbeiter Merlin in Gegenwart Bostrikofs einem Verhör unterzog und sie ins Gefängniß warf. Dies reizte die Arbeiter. Am 23. versammelten sie sich in großen Haufen und forderten die Freilassung der Verhafteten, sowie Bostrikofs Entfernung während des Verhörs. Der Untersuchungsrichter war in nicht geringer Angst und beeilte sich, alle Wünsche der Arbeiter zu erfüllen, rief aber ein Militärkommando von 30 Mann zu Hilfe, die unter dem Befehl eines Offiziers und zweier Unteroffiziere anrückten. Von Seiten der Arbeiter waren mit Ausnahme dieses einen Falles keine Gewaltthätigkeiten vorgekommen; die „Verschwörung" endigte trotzdem mit der Verurtheilung von 31 Mann, von denen die Bauern Pascheny und der Bauer Lukaschewsky zur Entziehung aller persönlichen Rechte und Standesprivilegien, sowie zu drei Jahren drei Monaten Gefängniß verurtheilt wurden. Die Verbannten Rogatschewsky und Merlin wurden mit 42 Knutenhieben und vier Jahren sechs Monaten Zwangsarbeit bestraft. 13 Arbeiter kamen mit einer Strafe von je 25 Rubeln davon, während weitere 10 Mann zu je 50 Rutenschlägen verurtheilt wurden (darunter auch der von Rjasanow so übel zugerichtete Barinow). Ein verhältnißmäßig so mildes Urtheil war deswegen gefällt worden, weil „die Arbeit in den Gruben die ganze Zeit über ununterbrochen fortgesetzt wurde und keine thatsächlichen Beweise von Gewaltthätigkeiten gegen die von der Regierung eingesetzten Beamten zu erbringen waren". Solche Fälle kennzeichnen schon eine neue Bewegung unter den Arbeitern, als deren charakteristisches Merkmal das Gefühl der Solidarität und die Bethätigung nicht mehr Einzelner, sondern der ganzen Masse erscheint.

Aehnliche Unruhen fanden auch in dem Kusnezovschen Bergwerk in Troitzk im Winter 1889/90 statt. Doch würde es zu weit führen, sie hier zu beschreiben. Es genüge, auf einen Augenzeugen zu verweisen, der „die Unruhen" in den Gruben von Troitzk folgendermaßen beschreibt: „Während ich gerade von den ‚Unruhen' schreibe, klingt dies Wort eigenthümlich in meinen Ohren. Alle Demonstrationen der Arbeiter gingen mit geradezu bewundernswürdiger Ordnung, Disziplin und Zurückhaltung vor sich. Da gab es kein Lärmen, kein Streiten, kein Schimpfen,

keine Raufereien.... Vom Momente der Gefangennahme Kosmins an bis zur Ankunft der Soldaten waren die Arbeiter thatsächlich die herrschende Partei. Sie konnten thun und lassen, was sie wollten, ohne daß die eingeschüchterte Verwaltung ihnen hätte Widerstand leisten können. Sie konnten das Bergwerk demoliren und in Brand stecken, die Soldaten entwaffnen und gefangennehmen, und doch kam nichts Derartiges vor.... Trotzdem die Arbeiter sich zuweilen vom Bergwerk entfernten und sogar sehr weit, so war doch keiner geflohen.

„Damit noch nicht genug, verzichteten sie auch auf die üblichen Vergnügungen während der Woche vor den großen Fasten. Konnte man noch mehr Ordnung, Ruhe und Disziplin von ihnen verlangen? Man kann thatsächlich behaupten, daß die Arbeiter sich nie ordentlicher und ruhiger verhalten haben als während dieser Zeit der ‚Unruhen‘, die in den offiziösen Blättern mit dem sonderbaren Worte ‚Aufruhr‘ bezeichnet wird.

„All dies weist darauf hin, daß, wenn auch die Arbeiter sich nicht nur von dem Gefühle leiten ließen, ihren ungerecht behandelten Gefährten zu vertheidigen, sie doch diese Thatsache dazu benutzten, der Wiederholung eines solchen Falls vorzubeugen und dadurch ihre schwere Lage wenigstens etwas zu mildern. Augenscheinlich waren sie bemüht, ihr Ziel auf dem möglichst friedlichen Wege zu erreichen, und sie handelten ihrer Meinung nach vollständig gesetzlich“ (Semedsky, „W. E.“ 96, V).

In dem „Westnik Evropy“ (96, VI, S. 564) zählt Herr Semedsky 40 Beispiele solcher Unruhen während der letzten 25 Jahre auf. In 26 Fällen sind die Ursachen dieser Unruhen bekannt. Meistens gaben folgende Ereignisse Veranlassung zur Unzufriedenheit: 1. Nicht genügende Bezahlung der Ueberstunden, 2. schlechte Nahrung, 3. unregelmäßige Verabreichung der Portionen Branntwein, 4. niedrige Löhne und 5. rohe Behandlung von Seiten der Arbeitgeber und deren Angestellten. Seltener wurden Unruhen hervorgerufen durch 6. den Wunsch der Arbeiter, mehr freie Tage zu haben, 7. häufige und schwere Bestrafungen, 8. die Grobheit der Feldschere, 9. zu rohe Behandlung von Seiten der Polizeigewalt, z. B. der Landräthe, der Landgensdarmen und Kosaken. In einzelnen Fällen war der Grund: 10. Verkauf untauglicher Eßwaaren aus den Magazinen, 11. falsches Gewicht beim Verkauf, 12. Entziehung des Kredits, 13. Exploitation durch Verkauf von Spiritus, 14. der Wunsch der Arbeiter, nicht länger als bis zum 10. September zu arbeiten.

Auf diese Weise hat das Leben selbst die sibirischen Bergarbeiter gelehrt, für die Verbesserung ihrer Lage zu kämpfen; das Leben selbst hat ihnen gezeigt, daß ihre einzige Rettung in der Vereinigung aller ihrer Kräfte besteht, zum Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde. Allein theuer genug haben die Arbeiter diese Lehre bezahlen müssen.

Von der jetzigen Bewegung unter den sibirischen Arbeitern bis zum bewußten Klassenkampf ist nur noch ein Schritt. Die Verbindung des europäischen Rußland mit Sibirien durch eine Eisenbahn wird die Beziehungen zu letzterem wesentlich erleichtern, und vielleicht ist die Stunde gar nicht weit, wo die russische Sozialdemokratie, die auf das europäische Rußland beschränkt war, die Hand ihren Brüdern, den sibirischen Bergarbeitern, reicht. K.

Die Beherrschung der Wasserkräfte.

Von H. Vogel.

Es ist jetzt ein Jahr, daß eine furchtbare Ueberschwemmung die Fluren Schlesiens und der benachbarten Landestheile verwüstete, so daß Viele um ihre gesammte Habe kamen und Manchen nichts als das nackte Leben blieb. Damals regte sich sofort in ganz Deutschland und darüber hinaus das Mitgefühl des Volkes, um die armen Ueberschwemmten mit dem Nöthigsten zu versehen, auch die Sozialdemokraten sammelten über fünftausend Mark für dieselben. Doch sah man bald ein, daß hier Privatwohlthätigkeit unzureichend war, daß hier der Staat eingreifen müsse,

nicht nur, um den durch das Unwetter Geschädigten zu helfen, sondern auch, um ähnliche Verwüstungen für die Zukunft zu verhüten. Daß dies möglich sei, wurde von keiner Seite bestritten, und daß man kein Jahr sicher ist vor solchen Verwüstungen großer Landestheile, mußte man auch zugeben. Denn es war nicht das erste Mal, daß das Land von denselben betroffen wurde. Erst im Sommer 1888 war Schlesien durch ähnliche Ueberschwemmungen verwüstet worden. Damals war es im Landtag auf der Ministerbank ausgesprochen worden, daß eine systematische Regulirung der Flußläufe durch die Anlage von Sperrdämmen, Kanälen und Sammelbassins nothwendig sei, um der Wiederkehr solcher Kalamitäten vorzubeugen.

Die Wasserbautechniker erklärten, daß man dadurch sehr wohl der Ueberschwemmungsgefahr dauernd Herr werden könne. Minister von Lucius und seine Räthe versprachen, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, indem sie die Verpflichtung des Staates hierzu anerkannten. Geschehen ist aber blutwenig, in jedem Falle viel zu wenig. Denn es ist nicht zweifelhaft, daß die vorjährigen Ueberschwemmungen in erster Linie durch die Saumseligkeit der Regierung in dieser Sache verschuldet waren. Neun Jahre waren seit der letzten großen Ueberschwemmung vergangen, aber etwas Wirksames war in der ganzen Zeit nicht ausgeführt worden. Man hatte Konferenzen abgehalten, Pläne entworfen, verschiedene Verwaltungsordres gegeben, aber die verwendeten Mittel waren sehr kärglich. Und was ist nach der vorjährigen Ueberschwemmung seitens der Regierung geschehen? Kommissionen haben das Ueberschwemmungsgebiet bereist; auch der Kaiser hat, als er Ende September von einer Festlichkeit in Budapest nach seinem Jagdschloß in Rominten fuhr, unterwegs einen Theil des Ueberschwemmungsgebiets besucht und Hilfe versprochen, vielleicht auch dementsprechende Anordnungen erlassen.

Auch im Landtag hat man vieles hin und her gesprochen, und die Regierung hat wieder versprochen, die nöthigen Maßregeln zu treffen; denn diesmal waren nicht nur kleine Leute, sondern auch Großgrundbesitzer geschädigt worden, und diese wissen ihre Forderungen vernehmlich zu machen. Aber die Regierung denkt auch viel noch an andere Dinge. Da war nicht nur die Militärstrafgerichtsordnung, die erhöhten Dotirungen der Ansiedlungskommission und der Dampfersubvention, da war vor Allem die Marinevorlage, die die Aufmerksamkeit der Regierung zumeist absorbirten, und die man nicht aus dem Auge ließ. Die Schlesier mußten sich gedulden. Und wenn sich nächste Woche die Schleusen des Himmels wieder öffnen, wie im August vorigen Jahres — und kein Mensch kann uns verbürgen, daß das nicht geschehen wird —, so hat die Regierung wohl inzwischen die Annahme der Marinevorlage durchgesetzt; aber die Fluren Schlesiens sind dem Toben der Elemente noch ebenso schutzlos preisgegeben, wie voriges Jahr.

Deshalb muß die Regierung immer und immer wieder gemahnt werden, mit der Ausführung der Schutzbauten zu beginnen. Doch soll man sich dazu nur mit der Errichtung von Sperrdämmen, Stauwerken und Umfluthkanälen begnügen, die das von den Bergen stürzende Wasser so gefahrlos und so schnell als möglich dem Meere zuführen? Gelten nicht vom Wasser ebenso gut wie vom Feuer die Worte des Dichters:

„Wohlthätig ist desselben Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft, 2c."

Aufgabe der Landesbehörde ist es also, nicht nur die Verwüstungen der entfesselten Wasserkraft zu verhüten, sondern ebenso ihre Wohlthaten zu sichern. Denn das reichliche und möglichst gleichmäßige Vorhandensein von Wasser ist ein wichtiger Faktor für das Gedeihen der Landwirthschaft und Industrie. Klagen nicht Landwirthe, Mühlen und Schiffahrt oft über lang anhaltende Trockenheit und in Folge dessen über Mißwachs und Darniederliegen ihres Betriebs? Hier liegt also wohl

eine größere Kulturaufgabe, als die ganze Flottenherrlichkeit. Und nicht nur zur Befruchtung der Felder, für Mühlen und Schiffahrt dient die Schwerkraft des von den Bergen fallenden Wassers. Die neuere Technik hat es verstanden, diese Kraft in elektrische Kraft umzusetzen, in die Kraft, welche im zwanzigsten Jahrhundert die Rolle spielen wird, wie die Dampfkraft im neunzehnten. Schon gegenwärtig ist diese Zeit angebrochen. Die Amerikaner machen sich die gigantischen Kräfte des Niagarafalles, die etwa 500000 Pferdekräften entspricht, auf diese Weise dienstbar. Ein Gleiches thun Schweizer und Norweger mit ihren mächtigen Wasserfällen, deren Kräfte sie ebenfalls mehr und mehr in elektrische Kraft umwandeln, um sie für die mannigfachsten industriellen Zwecke zu verwenden, wie Heizung, Beleuchtung, Bewegung von Straßenbahnen und anderen Maschinen. Aber nicht alle Länder haben solche freiwillige Wasserkräfte; andere müssen sie sich schaffen. Die Franzosen errichten riesige Sammelbassins in Algier und in den Vogesen, wo ihnen die Wassermassen der Maas und der Mosel, statt ihre Felder zu verwüsten, das ganze Jahr gleichmäßig ihre Dienste leisten, die Aegypter errichten am oberen Nil ein großartiges Sammelbassin, mittels dessen sie dem Lande eine erhöhte Fruchtbarkeit geben können. Was Deutschland betrifft, so ist es zwar im Besitz sehr reicher Kohlenschätze, aber begrenzt ist auch dieser Reichthum, einmal muß er zu Ende gehen und seine Hebung wird immer kostspieliger. Dabei ist für Landwirthschaft und Binnenschiffahrt eine rationelle, gleichmäßige Bewässerung hier schon jetzt ebenso nothwendig, wie anderwärts. Unsere Gebirge, Eifel, Teutoburger Wald, Harz, Riesengebirge, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Odenwald, Westerwald, Spessart, Taunus, Rhön, Schwarzwald, Thüringer Wald, Bayerischer Wald, Allgäu u. s. w., die uns einerseits Jahr für Jahr mit furchtbaren Ueberschwemmungen bedrohen, bieten uns andererseits auch reichliches Material zu einer geregelten Bewässerung, die zugleich den sichersten Schutz vor diesen Ueberschwemmungen bildet. Dazu sind freilich Bassins von außerordentlicher Stärke, Mauerwerke von einer Dicke von zehn bis zwanzig und mehr Meter und von bestem Material nöthig, wenn sie absolute Sicherheit gegen Berstung bieten sollen, und die Kosten derselben belaufen sich auf Hunderte von Millionen. Aber wären diese Summen nicht mindestens ebenso zweckmäßig angelegt, wie die Hunderte von Millionen für die Kriegsflotte, wenn sie sich auch erst in künftigen Generationen verinteressiren? Freilich verwenden unsere Machthaber für viele unproduktive Zwecke, wenn sie nur ihrer Gewalt dienen, viel eher Hunderte von Millionen, als für die produktivsten und gemeinnützigsten Zwecke. Deshalb sagt wohl mancher Pessimist, mit der Ausführung solcher Aufgaben, so nothwendig sie auch sein mögen, muß man sich eben vertrösten, bis die Sozialdemokratie ans Ruder gelangt sein wird; die wird alle diese Kulturaufgaben schon ausführen. Aber sollen wir uns mit der Ausführung so dringender Dinge auf eine immerhin sehr unbestimmte Frist vertrösten?

Wir glauben, auch heute schon gilt es, die allgemeine Aufmerksamkeit immer wieder auf diese Aufgaben hinzulenken und die Nothwendigkeit ihrer baldigen Ausführung zu betonen, damit man auf Mittel und Wege bedacht ist, wenigstens die dringendsten derselben nicht zu verschieben.

Mein Schlußwort zur „Nachfrage beim Dirnenkauf“.

Von Ernst Gystrow.

Auf meinen Aufsatz „Die Nachfrage beim Dirnenkauf“ sind in der „Neuen Zeit“ mehrere Erwiderungen erschienen, zu denen ich kurz noch einmal das Wort nehmen möchte.

Die von H. B. gemachten Ausstellungen haben in der Entgegnung von M. M. ihre Erledigung gefunden, und soweit M. M. dabei übers Ziel hinausschoß und Thesen aufstellte, die ich selbst für bedenklich halte (wie z. B. die optimistische Anschauung über das sexualethische Niveau der niederen Bevölkerungsschichten), hat

wiederum H. B. die hinreichende Korrektur besorgt. Allerdings enthält auch H. B.'s letzte Entgegnung noch manches, das ich nicht unterschreiben kann; aber diese ganze „Unterdiskussion" zwischen H. B. und M. M. hat die Frage auf ein fast rein medizinisches Gebiet hinübergezogen, und ich sehe mich nicht veranlaßt, ihr dorthin zu folgen, da ich den medizinischen Erwägungen nicht eine solche Bedeutung für dieses Problem gerade beilege, wie viele Andere es thun. Nur einen Punkt muß ich herausgreifen: in H. B.'s erster Erwiderung spukte wieder einmal die Legende von der „Inaktivitätsatrophie". In Bezug auf diese, klinisch kaum einigermaßen durchforschte Spezialform der Dysorchie vertrete ich mit nicht wenigen anderen Neurologen den Standpunkt, daß es sich um eine Inaktivität, hervorgerufen durch (pathogenetisch dunkle) Atrophie des spermatoblastischen Epithels handle — nicht aber umgekehrt.

Die umfangreichere Entgegnung von S. trifft zwar nun auch nicht meine psychologischen Darlegungen, denen S. sogar theilweise eine Anerkennung zollt, die mich freudig überraschte — sondern zwei sexualethische Sätze, die ich gelegentlich jener anderen Ausführungen formulirt habe und deren einer wenigstens mir allerdings nicht nur als Axiom, wie S. sagt, sondern überhaupt als die Vorbedingung schlechthin erscheint, ohne die jede Sexualethik einfach unmöglich wird. Ich meine den Satz: „Widernatürlich ist jeder Geschlechtsakt, der nicht unter den Zweck der Erhaltung der Art fällt." Denn der andere: „Prostituirt wird im weitesten Sinne jedes Weib u. s. w." ist nur eine besondere Anwendung des ersten.

Gegen diesen Satz führt nun S. vier praktische Beispiele ins Feld: für die Thiere die Fortdauer der Brunst nach der Konzeption, für den Menschen das Recht, seine geistige Individualität zu entfalten, die Unmöglichkeit, die Kinder angemessen zu erziehen, und Krankheit des Weibes.

Der Versuch, mein sexualethisches „Axiom" durch diese Beispiele ad absurdum zu führen, gründet sich aber auf eine mißverständliche Auffassung des von mir ausgesprochenen Satzes, an der ich allerdings nicht schuldlos sein mag. Wenn ich „jeden Geschlechtsakt u. s. w." widernatürlich nenne, so meine ich damit nun nicht jeden Einzelakt, sondern jede Kategorie, jede Form geschlechtlicher Befriedigung. Trotz der vielleicht ungeschickten Wahl der Worte wundere ich mich doch, daß S. auf diese Deutung nicht verfallen ist, denn solchen Nonsens wie die Meinung, jede Begattung nach erfolgter Konzeption sei widernatürlich und prostituire das Weib, mir nur entfernt zuzutrauen, ist für mich wenig schmeichelhaft. S. wird mir nun wohl zugeben, daß unter die eben dargelegte Behauptung, die mein Axiom in Wahrheit enthält, das Thierbeispiel nicht fallen kann, denn eine ganze Kategorie von sexuellen Befriedigungen, bei denen der Zweck der Fortpflanzung ausgeschaltet ist, besitzt eben nur die Kulturmenschheit.

Nun meint aber S., meine Forderung, die ursprüngliche Verbindung persönlichen Genusses und sozialer Pflicht aufrecht zu erhalten, sei nicht zwingend, entbehre des logischen Fundaments, sei vage und dergleichen mehr. Sogar „Prüderie" soll durch den zweiten, mehr sozialethischen Theil meines Aufsatzes gehen. Sehen wir zu!

Im Thierreich entwickelt sich der Begattungsakt als eine durch den Daseinskampf geforderte komplizirtere Form der Erhaltung der Art im Gegensatz zu den einfacheren der Theilung, Sprossung und Verschmelzung, deren letztere die Vorstufe zur geschlechtlichen Zeugung darstellt. Die Einheit von Begattung und Zeugung bleibt dann bis zur Kulturmenschheit hinauf bestehen, und erleidet — abgesehen von pathologischen Zuständen — einzig durch den Fall einer bereits erfolgten Konzeption eine Ausnahme. Wenn der Kulturmensch Mittel ersinnt, diese Einheit zu zerreißen, die Begattung zu ermöglichen unter Aufhebung der Empfängniß, so muß er Gründe dafür angeben können; diese werden nun entweder hedonistischer oder sozialethischer Natur sein.

Es zeigt sich aber bald, daß die sozialethischen Motive nur im Falle einer zeitweiligen Prävention in Betracht kommen. Wo hingegen der Geschlechtsverkehr von vornherein den präventiven Charakter trägt und diesen bis zur Lösung des

Verhältnisses beibehält, können nur hedonistische Rücksichten maßgebend sein. An und für sich giebt es natürlich für hedonistische Akte keine Werthung, weder nach der positiven noch nach der negativen Seite hin; eine solche wird erst durch die Erwägung ermöglicht, ob die Entfaltung des hedonistischen Einzelakts zur sozialen Gewohnheit, zur Sitte, auf die soziale Aufwärtsentwicklung hemmend oder fördernd einzuwirken vermag oder ob sie indifferent ist.

Hier reden nun die Erscheinungen der Gegenwart eine sehr deutliche Sprache. Wir sehen, wie bei Einbürgerung eines nicht einmal völligen, sondern begrenzten Präventivverkehrs (Frankreich, Siebenbürgen) die Bevölkerungszunahme sich mit erschreckender Raschheit in eine Abnahme verwandelt, die im Verein mit den anderen Faktoren der Auslese (Krankheit, Unfruchtbarkeit 2c.) schnell zur Einschmelzung ganzer Volksgemeinschaften führen muß. Vor allen Dingen aber zeigt sich, daß der empfängnißfreie Geschlechtsgenuß, aus hedonistischen Gründen geübt, eine unaufhaltsame Entartung des sexualethischen Empfindens beim Weibe herbeiführt. Diese Entartung ist es, die ich Prostitution im weiteren Sinne nenne; sie ist keine Erfindung von mir, sondern eine Thatsache. Die Beobachtung der „Verhältnisse“ (man denke nur an den zynischen Studentenausdruck „puellae privatissimae“!), die meist bis zur Unmöglichkeit gesteigerte Schwierigkeit, selbst ganz junge Prostituirte unter Beseitigung ihrer ökonomischen Zwangslage zu retten, die regelmäßige Erscheinung, daß Mädchen nach dem einmaligen Geschlechtsgenuß den weiteren Aufforderungen äußerst leicht zugänglich sind und bald eine wahl- und zügellose Hingabe treiben — das alles giebt ein Bild von trauriger Lückenlosigkeit. Die Vertretung des hedonistischen Standpunkts führt zur sexualpsychologischen Degeneration des Weibes — und damit ist dieser Standpunkt gerichtet. Die Verurtheilung des präventiven Verkehrs ist also zunächst eine Forderung im generellen Interesse des Weibes. Der Mann seinerseits erleidet durch Präventivverkehr so gut wie keinen Schaden; natürlich: denn die Vaterschaft ist überhaupt nichts unmittelbar Physiologisches wie die Mutterschaft, und die Schädigung des sexuellen Empfindens, die man beim Manne beobachten kann, tritt fast nur beim Dirnenverkehr mit seiner bezahlten, neigungslosen Hingabe ein. Die Rücksicht auf die sexualpsychologische Intakterhaltung des Weibes ist also das einzige Zwingende auch für den Mann, den hedonistischen Standpunkt aufzugeben.

Wie steht es aber mit der Möglichkeit, daß präventiver Verkehr gerade durch sozialethische Rücksichten geboten sein kann? Sehr einfach. Krankheit des Weibes ist natürlich ein Grund, der nicht erst diskutirt zu werden braucht. Was die Einschränkung des Kindersegens aus ökonomischen Gründen angeht, so wird man sie ebenfalls gelten lassen müssen. In beiden Fällen handelt es sich ja um eine Prävention, die entweder nur zeitweilig in Kraft tritt oder doch nach mehrmaliger oder wenigstens einmaliger Mutterwerdung des Weibes. Freilich kann auch hier leicht Bequemlichkeit einreißen und die Gründe nach ihrer thatsächlichen Beseitigung als Vorwände aufrecht erhalten werden. Dagegen lehne ich den „Drang, sich als Individuum geistig auszuleben“, ab. Das klingt sehr schön, aber S. wird wohl selbst befürchten müssen, daß mit diesem Drange am meisten diejenigen operiren werden, die ihn nicht besitzen. Ich vertrete aber, weil ich dennoch diesen Drang für eine ganze Anzahl Menschen als berechtigt anerkenne, den Standpunkt einer allgemeinen Prävention, die auch rassenhygienisch geboten erscheint, von der Geburt des fünften Kindes an. Dieser Konzession müßte freilich durch die feste Einbürgerung der Anschauung das Gleichgewicht gehalten werden, daß vor dieser Grenze jeder nicht durch akuteste Gründe gebotene Präventivverkehr verwerflich ist. Ehe unser soziales Pflichtgefühl nicht soweit entwickelt ist, soll man auch jene Konzession nicht fordern.

Die Thatsachen, die ich eben anführte, sind nicht wohl zu bestreiten. Will man aber ihre zwingende Kraft, das Recht, Forderungen daraus herzuleiten, negiren, so muß man auf die Möglichkeit nicht nur einer Sexualethik, sondern überhaupt jeder Sozialethik verzichten. Denn die Sozialethik ist eben die Ethik, die ihre Forderungen nicht aus transzendentalen Wesenheiten, sondern aus den Thatsachen des sozialen und individuellen Lebens ableitet. So vage Gegengründe gegen die so

gewonnenen Forderungen, wie das „Sichauslebendürfen als Individualität“, kann keine Sozialethik berücksichtigen, ohne sich selber aufzugeben. Ich räume ein, daß es zwecklos ist, heute eine Sozialethik für die Zukunft konstruiren zu wollen. Aber falsch ist es, anzunehmen, diese Ethik werde sich dereinst aus den sozialen Verhältnissen folgerichtig ergeben. Niemals — wenn wir sie nicht vorbereitet haben, sei es auch nur durch unausgesetzte Kritik der heute maßgebenden sittlichen Anschauungen. Nichts scheint mir verhängnißvoller, als der auf die mißverstandene ökonomische Geschichtsauffassung sich stützende Quietismus gerade auch in den Fragen der ethischen Entwicklung.

Das Wort „widernatürlich“ wählte ich, weil in der Frage des Präventivverkehrs eben das Natürliche schlechthin mit dem Sittlichen zusammenfällt. Ich meinte also nicht etwa blos „anders als bei den Thieren“; ich zielte überhaupt viel weniger, als S. anzunehmen scheint, auf die äußeren Formen des Geschlechtsakts ab. Hier hat wohl das persönliche Empfinden zu entscheiden. Ich halte immer noch die Verhütungsmaßregeln für ekelhaft; daß sich meine sexualethischen Forderungen nicht auf diese Werthung gründen, wird wohl jetzt deutlich geworden sein. Das Widernatürliche des Präventivverkehrs liegt für mich eben in der Auseinanderreißung einer physiologischen Einheit, die beim Weibe die Grundlage des gesunden Geschlechtsempfindens ist.

Ich beende damit diese Debatte. Es wäre noch unendlich vieles, was ich meinen Gegnern zu erwidern hätte; aber ich würde damit den Gegenstand immer weiter aufrollen. Ich begnüge mich also damit, die wichtigsten Angriffe abgewehrt zu haben. Sollte es mir gelungen sein, einen oder den anderen Leser zur weiteren Vertiefung in die vorliegenden Probleme angeregt zu haben, so würde mir dies Lohn genug sein.

Notizen.

Welcher Berufsstand liefert die meisten Wehrpflichtigen in Bayern? Die auch in Bayern immer kecker werdende agrarische Agitation hat vor einiger Zeit durch eine vom königlich bayerischen Kriegsministerium veranstaltete Erhebung einen Dämpfer aufgesetzt erhalten. In der Hoffnung, ihre Stellung bedeutend zu stärken, haben nämlich die agrarischen Elemente im bayerischen Landtag dem Beschluß zugestimmt,

> „eine Statistik darüber zu veranlassen, welchen einzelnen Berufsständen der Bevölkerung die bei der alljährlichen Aushebung als militärdiensttauglich oder als untauglich Befundenen angehören.“

Die Ergebnisse der ersten auf Grund des genannten Beschlusses vom bayerischen Kriegsministerium veranstalteten Untersuchung[1] lieferten bekanntlich das überraschende Resultat, daß von je 100 Ausgehobenen 1896/97 gehörten:

Zur Landwirthschaft	40,2
„ Industrie	49,3
Zum Handel	6,4
Zu den sonstigen Berufsklassen	3,9
„ „ Berufslosen	0,2
	100,0

Darnach lieferte die Landwirthschaft sogar in Bayern, das bekanntlich zu den landwirthschaftlichen Zentren Deutschlands gehört, nur circa zwei Fünftel der Ausgehobenen. Zur Klarlegung des Zusammenhangs zwischen der Vertretung der einzelnen Berufsstände unter den Erwerbsthätigen der Ausgehobenen sei hier folgende Tabelle angeführt:

[1] Ergebnisse des Militärersatzgeschäfts im Jahre 1896/97. Zeitschrift des königlich bayerischen statistischen Bureaus, Jahrgang 1897, Heft 3.

Berufsabtheilung	Zur nebenbezeichneten Berufsabtheilung gehören von den		
	männlichen Einwohnern überhaupt	Vorgestellten	Ausgehobenen
I. Land- und Forstwirthschaft	1 268 995	41 832	11 053
In Prozenten	44,8	40,0	40,2
II. Industrie einschl. Bergbau und Bauwesen	968 041	47 751	13 552
In Prozenten	34,2	45,7	49,3
III. Handel und Verkehr einschließlich Gast- und Schankwirthschaft	249 399	7 658	1 744
In Prozenten	8,8	7,3	6,4
IV. Sonstige Berufsklassen	218 308	6 667	1 046
In Prozenten	7,7	6,4	3,9
V. Personen ohne Beruf	125 377	643	72
In Prozenten	4,5	0,6	0,2

Daraus ist zu ersehen, daß die nicht Landwirthschaft treibende Bevölkerung, die bekanntlich den überwiegend größten Theil der Steuerlasten trägt, auch in Hinsicht auf die sogenannte Blutsteuer am meisten belastet wird. Hervorzuheben ist dabei, daß die der landwirthschaftlichen Berufsabtheilung Angehörigen, obwohl sie circa 45 Prozent aller Erwerbsthätigen ausmachten, nur circa 40 Prozent der Ausgehobenen lieferten, während die Industrie, deren Erwerbsthätige nur circa 34 Prozent der Gesammtzahl bildeten, zu den Ausgehobenen circa 49 Prozent stellte. Die Hauptursache dieser Erscheinung — das Zurückbleiben der Greise und Kinder auf dem platten Lande, das Abströmen der arbeitskräftigen Elemente in die Industrie — haben wir an dieser Stelle bereits öfters erörtert.[1]

Wenn diese Thatsachen schon an und für sich ausreichen, um der agrarischen Agitation einen Dämpfer aufzusetzen, so wäre dies noch mehr der Fall gewesen, hätte das bayerische Kriegsministerium auch die Berufsstellung der Wehrpflichtigen und Ausgehobenen ermittelt. Das voraussichtliche Ergebniß dieser Untersuchung, daß der größte Theil der Wehrpflichtigen resp. Ausgehobenen von den Knechten, Tagelöhnern, Gehilfen und Arbeitern geliefert wird, hätte dann zur Evidenz erwiesen, wie völlig ungerechtfertigt die Forderungen der Agrarier hinsichtlich der Brot- und Fleischvertheuerung und dergleichen mehr sind. Hoffentlich werden unsere Freunde im bayerischen Landtag dafür sorgen, daß eine diesbezügliche Untersuchung nicht sehr lange auf sich warten läßt.

Z.

Die Kohlenindustrie in Japan und ihre Stellung zur japanischen Weltmarktsproduktion. Die weitere industrielle Entwicklung Japans hängt mit seiner Kohlenproduktion innig zusammen. Solange es durch die geringe Kohlenproduktion, deren Ausbeute dem Stande der ökonomischen Entwicklung entsprach, an den Export von Manufakturwaaren gebunden war, hatte der europäische und der Weltmarkt von einem Wettbewerb japanischer Industrieerzeugnisse nichts zu befürchten. Erst die größere Ausbeute der vorhandenen, für unerschöpflich geschätzten Kohlenlager setzte Japan in Stand, durch Errichtung von Fabriken sich in einen Wettbewerb mit Europa einzulassen und die Industriellen Europas zu beunruhigen; jedoch scheinen sich die hochfliegenden Berechnungen der Japaner nach den letzten Nachrichten über die Verminderung der Ausbeute von Kohle in Kiusiu als hinfällig zu erweisen. Die beiden größten Bergwerke — Staatsbergbau soll verschwindend sein — befinden sich in Kiusiu und Hokkaido, und die seit einiger Zeit bereits in Kiusiu wahrgenommene Verminderung der Produktion hat für die japanische In-

[1] Vergl. „Neue Zeit", XVI. Jahrgang, Band I, S. 121 ff.

dustrie eine um so größere Bedeutung, als man eine Kompensation in den Bergwerken von Hokkaido und neu entdeckten Kohlenlagern im Norden erhoffte. Erstere liefern momentan eine Ausbeute von 640000 Tonnen, diejenige von Iwani 20000 und von Kushiro 30000 Tonnen. Weitere Bergwerke im Nordosten ergeben eine jährliche Produktion von circa 100000 Tonnen minderwerthiger Kohle für den gewöhnlichen Verbrauch, vornehmlich in Tokio. Wie heute die Bergwerke von Kiusiu konnten schon vor zwei oder drei Jahren die Minen in Alluira die Konkurrenz von Hokkaido nicht vertragen, obgleich die jährliche Ausbeute sich nur auf 10000 Tonnen stellte. Nach der „Gazette commerciale“ stellt sich die gesammte Kohlengewinnung in Japan wie folgt:

in Hokkaido	640000	Tonnen	jährlich
„ Iwanai	20000	„	„
„ Kushiro	30000	„	„
im Nordosten	100000	„	„
in Eschigo	10000	„	„
„ Sakata	2000	„	„
„ Kiusiu	200000	„	„

Zusammen 1—1¹/₁₀ Millionen Tonnen jährlich. Tokio verbraucht hiervon allein in letzter Zeit 250000 Tonnen aus Hokkaido und 150000 aus Kiusiu, zusammen 400000 Tonnen in einem Jahre. Die Verminderung der Ausbeute in Kiusiu hat eine Erhöhung der Bestellungen von 40—50 Prozent in Hokkaido veranlaßt; und nun hat es den Anschein, als ob auch dieses Bergwerk in naher Zukunft einer geringeren Förderung entgegensieht, wie die letzten Messungen der Mächtigkeit desselben ergeben haben. In diesem Falle würden sich die japanischen Industriellen von einem ihrer Hauptfaktoren verlassen sehen. —ew.—

Feuilleton.

Alexander der Rattenfänger.[1]

Von Dr. Richard Garnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

I.

Rom und seine Ratten stehen auf Kriegsfuß miteinander!

Dieser Ausspruch Menenius Agrippas — die Geschichte berichtet es — wurde zur Thatsache im Jahre 1689, als die Ratten die heilige Stadt vom Boden bis zum Keller überschwemmten und Papst Alexander VIII. ernstlich fürchtete, von dem Schicksal des Bischofs Hatto ereilt zu werden.

Die Sachlage ging ihm empfindlich zu Herzen. Er hatte erst kürzlich — im vorgerückten Alter — die Tiara erlangt, in der vierundzwanzigsten Stunde — wie er selbst sagte als Rechtfertigung seiner Hast, seine Neffen zu bereichern.

Die Spanne Zeit, die ihm für würdigere Thaten gegönnt blieb, war kurz und er besorgte, in die Ewigkeit als Rattenpapst einzugehen. Witzig und heiter wie er war, hatte er das volle Bewußtsein der Abgeschmacktheit seiner Situation.

[1] Im Jahre 1689 oder 1690 war Rom thatsächlich von einer schrecklichen Rattenplage heimgesucht und Papst Alexander VIII. betraute Kardinal Barbarigo damit, die vierfüßige Geißel durch einen Bannfluch zu beschwören. Dieses Faktum, verknüpft mit dem Umstand, daß Rabelais den Papst Alexander VI., den bekannten giftmischenden, vielleicht auch blutschänderischen Borgia, in der Höllenregion das Amt eines Rattenfängers ausüben läßt, ist die Grundidee der Erzählung. Diese ist dem „Yellow Book“ entnommen. Die Red.

Peter und Pasquin, beide untersagten ihm in gleicher Weise, seinen Posten im Stiche zu lassen, und er schöpfte nur unzulänglichen Trost aus dem glücklichen Einfall seiner Schmeichler, welche ihn mit dem heiligen Paulus verglichen im Kampfe mit dem Gethier in Ephesus.

Es fehlten drei Viertelstunden zu Mitternacht, als Alexander, von Fallen und Rattengift umgeben, unter dem Schutze zweier enormer Katzen und eines britischen Rattenpinschers in seinem Gemach im Vatikan saß. Eine Silberglocke stand im Bereich seiner Hand für den Fall, daß die Hilfe des wachhabenden Kammerherrn nöthig sein sollte. Die Wände waren ihrer Tapeten entledigt und der Boden glitzerte von zerstäubtem Glas. Ein Band legendenhafter Ueberlieferungen lag bei der Geschichte des Rattenfängers von Hameln aufgeschlagen. Ringsum herrschte Schweigen bis auf das Schnuppern und Scharren des Hundes und ein Geräusch von unterirdischem Pfeifen und Nagen.

„Warum säumt Kardinal Barbarigo?" frug der Papst endlich laut. Der Frage folgte ein wildes Getöse und Gerassel, dann ein hastiges Getümmel, gerade als ob man ihm bedeuten wollte: „Wir haben ihn aufgezehrt!"

Aber diese Deutung schien mindestens verfrüht, denn eben als der entsetzte Papst nach der Glocke griff, öffnete sich die Thüre in einer so geringen Ausdehnung, als es die Aufnahme einer geistlichen Person von würdevollem Aussehen zuließ, und Kardinal Barbarigo zwängte sich hastig durch dieselbe.

„Ich werde mich schwerlich jemals wieder auf diese Treppen wagen", bemerkte er, „es sei denn unter dem Schutze von Eurer Heiligkeit Pinscher."

„Nimm ihn, mein Sohn, und einen Krug mit Weihwasser obendrein", erwiderte der Papst. „Nun, wie stehen die Dinge in der Stadt?"

„So übel als möglich, Eure Heiligkeit — nicht ein Heiliger rührt den Finger zu unserem Beistand. Die Landleute meiden die Stadt, die Städter flüchten aufs Land. Die Schaar der Feinde wächst von Stunde zu Stunde. Sie bieten Trotz den von Eurer Heiligkeit geschleuderten Bannflüchen, den in den Kirchen angeschlagenen Strafedikten und den Zitirungen, vor den geistlichen Gerichtshöfen zu erscheinen, ungeachtet der Zusicherungen, daß ihre Sache von den fähigsten Anwälten in Rom geführt werden solle. Die vor Schreck amphibischen Katzen flüchten sich in den Tiber. Vergebens raucht die Stadt von geschmortem Käse und der Generalkommissar meldet die gänzliche Erschöpfung der Arsenikvorräthe."

„Und wie verhält sich das Volk? Welcher Ursache schreibt es dieses öffentliche Ungemach zu?" fragte Alexander.

„Im Allgemeinen gesprochen, den Sünden Eurer Heiligkeit", erwiderte der Kardinal.

„Kardinal!" rief Alexander unwillig.

„Ich flehe um Gnade für meine Kühnheit", erwiderte Barbarigo. „Ich thue mir Gewalt an zu sprechen, aber es ist meine Pflicht, Eurer Heiligkeit die unliebsame Wahrheit zu eröffnen. Der letzte Papst — wie aller Welt bekannt — war eine Erscheinung von seltsamer Heiligkeit."

„Allzu erhaben für diese gesunkene Welt", bemerkte Alexander mit Salbung.

„Ich will nicht in Abrede stellen", erwiderte der Kardinal, „daß dem Haupte Innocenz' XI. ein Heiligenschein weit besser angestanden hätte, als eine Tiara. Aber diesen Gesichtspunkt vermag der große Haufe nicht einzunehmen. Die Leute wissen, daß unter Innocenz die Ratten sich kaum hervorwagten und daß sie unter Alexander wimmeln. Was Wunder, daß sie Eure Heiligkeit des Verkehrs mit Belzebub verdächtigen, dem Schutzpatron des Ungeziefers, und ernstlich wünschen, er möchte Sie selbst zu sich holen. Vergebens habe ich ihnen

die Ungereimtheit klar zu machen gesucht, ihm eine Mühe zuzumuthen, welche er wohl als überflüssig erachten mag in Anbetracht Eurer Heiligkeit vorgerücktem Alter und gebrechlichem Gesundheitszustand. Vergebens habe ich hervorgehoben, daß Eurer Heiligkeit Bannflüche thatsächlich all die Wirkung hervorgebracht haben, welche vernünftiger Weise von irgend einem Manifest solcher Art von Seite Eurer Heiligkeit Vorgänger erwartet werden durfte. Sie wollten es nicht einsehen, und in der That — wenn ich mir demuthsvoll zu rathen erlauben dürfte — dünkt es mir unpolitisch, so schnell aufeinander Bannstrahlen losblitzen zu lassen, es sei denn, daß Eure Heiligkeit zu wissen meint, daß einige einschlagen. Es wäre zum Beispiel vielleicht zeitgemäß, Pater Molinos zu exkommuniziren, der jetzt in festem Gewahrsam im Gefängniß von St. Angelo ist, vorausgesetzt, daß ihn die Ratten nicht verzehrt haben — aber ich zweifle, ob es zweckmäßig ist, in dieser Frage weiter zu gehen."

„Kardinal", sagte der Papst, „Ihr dünkt Euch Wunder wie klug, aber Ihr solltet wissen, daß die öffentliche Meinung uns keine Wahl ließ. Uebrigens will ich Euch einen Wink geben für den Fall, daß die Papstwürde Euch jemals zufiele. Es ist unklug, alte Vorrechte ganz außer Gebrauch kommen zu lassen. Weitausblickende Männer prophezeien eine mächtige Wiederbelebung der Priesterherrschaft im neunzehnten Jahrhundert, und was unwirksam ist in einem Zeitalter der Vernunft, kann in einem Zeitalter des Unsinns furchtbar werden. Ferner wissen wir von einem Tage zum anderen nicht, ob wir nicht in die Nothwendigkeit kommen, Ludwig den Vierzehnten, diesen Gönner des Gallicanismus, zu exkommuniziren, und bevor wir unseren Bannstrahl auf einen König schleudern, mag es räthlich sein, seine Wirksamkeit an einer Ratte zu erproben. Fiat experimentum. Doch um auf unsere Ratten zurückzukommen, von denen wir ausgegangen — ist denn wirklich keine Hoffnung?"

„Noch leuchtet uns ein Fünkchen", sagte der Kardinal geheimnißvoll.

„Ha! Wie dies?" fragte Alexander begierig.

„Unsere Hoffnungen sind mit der Ankunft einer seltsamen Persönlichkeit verknüpft, welche jüngst ihren Wohnsitz in dieser Stadt aufgeschlagen hat."

„Erkläre Dich näher!" drängte der Papst.

„Es handelt sich", sagte der Kardinal, „um einen ältlichen Mann von keineswegs plebejischem Aussehen oder Gehaben, obgleich höchst armselig gekleidet in die jetzt so fabelhaft wohlfeilen Felle des Ungeziefers, das unsere Noth veranlaßt. Angeblich als Kräuterkundiger, hat er sich in einer der finsteren, übelbeleumundeten Straßen niedergelassen. Eine Schildkröte hängt über seinem armseligen Laden, auch fehlt es dort nicht an ausgestopften Alligatoren. Als ich erfuhr, daß sein Beistand von Leuten in Anspruch genommen werde, die Bedarf nach Liebestränken haben oder durch die Langlebigkeit von Eltern belästigt werden, war ich im Begriff, ihn gefangen nehmen zu lassen, da kam mir ein Gerücht zu Ohren, welches mich in meinem Vorhaben zögern ließ. Es betraf die seltsame Vertraulichkeit, welche zwischen ihm und unseren Feinden zu bestehen schien. Es wurde beobachtet, daß er beim Verlassen seiner Behausung truppweise von ihnen begleitet wurde, daß sie seinem Winke und Rufe gehorchten, und man hinterbrachte mir, daß er sie in seinem Laden bewirthete, wobei die Ratten aufrecht saßen und sich mit dem größten Anstand betrugen. Ich beschloß, der Sache selbst auf die Spur zu kommen. Indem es mir glückte, durch ein unverhülltes Fenster Einblick in das Innere seines Ladens zu erhalten, sah ich ihn wirklich umschwärmt von schmausenden, hüpfenden Ratten. Aber als die Thüre auf das Geheiß meines Begleiters geöffnet wurde, schien er ganz allein zu sein. Einen Stößel und Mörser aus der Hand legend, begrüßte er mich beim Namen mit unbefangener

Vertraulichkeit, welche mich im ersten Moment ganz aus der Fassung brachte, und erkundigte sich nach der Veranlassung meines Besuchs. Als ich mich wieder gesammelt hatte, sagte ich in der Absicht, ihn einzuschüchtern:

„Vor Allem möchte ich Dir Deine eigenmächtige Uebertretung der städtischen Verordnungen vorhalten, deren Du Dich schuldig gemacht, indem Du es versäumt hast, Deinen Namen auf Deine Thüre zu schreiben."

„Nennt mich Rattila", sagte er unbekümmert, „und kündet mir Euer ferneres Begehren."

„Ich sah, daß ich die Sache nicht beim richtigen Ende angefaßt hatte, und beeilte mich, ihn über seine Beziehungen zu unseren Feinden zu befragen. Er gab rückhaltlos seine Vertrautheit mit der Rattenkunde in allen ihren Verzweigungen zu und seine Fähigkeit, die Stadt von der Geißel zu befreien, aber seine Haltung gegen Eure Heiligkeit war so aller Ehrfurcht bar, daß ich im Zweifel bin, ob ich darüber berichten darf."

„Fahre fort, mein Sohn", sagte der Papst, „wir wollen uns in unserem Wirken für das öffentliche Wohl durch die Lazzi eines Rattenfängers nicht irre machen lassen."

„Er spottete über das, was er die absurde Lage Eurer Heiligkeit nannte und behauptete, die Welt habe bis jetzt selten das lächerliche Schauspiel eines von Ratten belagerten Papstes gesehen, noch würde sie es so bald wieder erblicken. ‚Ich kann Eurem Herrn helfen', fuhr er fort, ‚und ich bin willens, es zu thun, aber meine Ehre ist ebenso wie die seine in den Augen der Menge geschädigt, und er muß zu meinem Beistand kommen, wenn ich ihm beistehen soll.'

„Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären, und bot mich zum Vermittler jedweder Botschaft an Eure Heiligkeit an."

„Ich werde mich blos dem Papste selbst eröffnen und unsere Begegnung muß stattfinden, wo und wann immer ich zu bestimmen für gut finde. Er treffe mich noch diese selbe Nacht und allein — in dem fünften Zimmer des Appartamento Borgia."

„Des Appartamento Borgia?" rief ich bestürzt, „die Gemächer, welche der lasterhafte Papst Alexander VI. nächtlich heimsucht — Gift mischend, das längst seine Wirksamkeit eingebüßt für Kardinäle, die längst nicht mehr unter den Lebenden weilen?"

„Nehmt Euch in Acht!" rief er scharf, „Ihr sprecht zu weiland des Papstes vertrautestem Freunde."

„Dann", antwortete ich, „müßt Ihr unbedingt der Teufel sein, und ich bin momentan nicht ermächtigt, mit Eurer höllischen Majestät zu konferiren. Erwägt jedoch die Gefahr und Ungehörigkeit, in stockfinsterer Nacht Gemächer aufzusuchen, die seit Menschengedenken geschlossen sind. Bedenkt die eisig fröstelnde Luft, die Spinngewebe, erwägt die Wahrscheinlichkeit, daß Seine Heiligkeit von den Ratten aufgezehrt würde."

„Ich sichere Seiner Heiligkeit vollkommene Gefeitheit gegen Kälte zu und garantire, daß keiner meiner Unterthanen ihn bei seinem Ein- oder Ausgang belästigen soll."

„Aber", wendete ich ein, „angenommen, Ihr seid nicht der Teufel, wie zum Teufel dürft Ihr hoffen, um Mitternachtszeit Einlaß in das Appartamento Borgia zu finden?"

„Denkt Ihr, ich vermag nicht durch eine Steinmauer zu dringen?" antwortete er und verschwand, ehe ich mich's versah. Ein lautes Getöse flüchtender Ratten erscholl — dann lautloses Schweigen. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 50. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Gewitterwolken.

✓ Berlin, 31. August 1898.

Dem europäischen Philister ist großes Heil widerfahren: durch die „Heilsbotschaft“, wie er sich ausdrückt, die Graf Murawjew auf Befehl des Zaren am 24. ds. Mts. den Vertretern der auswärtigen Mächte in Petersburg überreicht hat. Väterchen will entwaffnen, er will den unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel setzen und dem Unheil vorbeugen, das die ganze Welt bedroht; der große Gedanke des Weltfriedens soll triumphiren über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht, und was des pomphaften Geschwätzes mehr ist.

Selten hat sich die Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit der bürgerlichen Presse so kraß offenbart, wie bei der Aufnahme dieses diplomatischen Streiches, und in Deutschland mehr als anderswo. Gewöhnliches Federvieh stiebt wenigstens gackernd auseinander, wenn der Habicht in seinen Hof stößt, die bürgerlichen Federhelden aber jauchzen dem Räuber noch entgegen und erklären ihn für einen Heiland der Welt, weil er humane und liberale Heuchelworte auf den Lippen trägt. So sehr hat die Gewohnheit der bürgerlichen Heuchelei schon den einfachsten bürgerlichen Klasseninstinkt abgestumpft. Mag es diesen Leuten unmöglich sein, vor einer leibhaftigen Majestät anders als zu scherwenzeln, so sollten sie doch noch so viel Besinnung behalten, um nicht mit ihren kindischen Verdächtigungen über vernünftigere Leute herzufallen, die, wie alle sozialdemokratischen Tagesblätter, Väterchens Streich sofort beim richtigen Namen genannt haben.

Ueber die unsagbare Albernheit, anzunehmen, daß ein russischer Autokrat im Dienste internationaler Humanität eine große Haupt- und Staatsaktion eingeleitet haben soll, ist kein ernsthaftes Wort zu verlieren. Für jeden auch nur einigermaßen historisch gebildeten Politiker wirft die „Heilsbotschaft“ nur die Frage auf: Was wird damit im Interesse des zarischen Despotismus bezweckt? Nicht zum ersten Male schmückt sich Väterchen mit human und liberal schillernden Federn, und gerade die Deutschen sollten aus der traurigen Geschichte eines oder selbst zweier Jahrhunderte wissen, daß dieser Danaer am meisten zu fürchten ist, wenn er Geschenke zu bringen scheint. Unter dem „liberalen“ Alexander I. lastete

der russische Alp schwerer auf Europa als unter dem „reaktionären“ Nikolaus I.; der nackte Zarismus ist für die menschliche Gesittung immer gefahrloser, als der heuchlerisch verkleidete.

Am Leben erhält sich das russische Regierungssystem seit geraumer Zeit nur noch dadurch, daß es den gänzlichen Zusammenbruch im Innern durch eine ausgreifende Erobererpolitik nach Außen aufhält. Diese Erobererpolitik ist ihm ermöglicht worden einerseits durch das unheilbare Zerwürfniß zwischen Deutschland und Frankreich, andererseits durch die Scheu des englischen Handels vor einem Weltkrieg, dessen zerstörende Wirkungen heute Niemand vorhersehen kann, von denen Jedermann nur weiß, daß sie die Verwüstungen aller früheren Kriege unendlich übertreffen müssen. So günstige Umstände haben dem Zarismus zu auswärtigen Erfolgen, namentlich in China und Indien, verholfen, die weit über das Maß seiner Kraft gehen, aber durch seine inneren Verlegenheiten vorwärts getrieben auf der verhängnißvollen Bahn, ist er dicht an die Schwelle eines Weltkriegs gelangt, den er mehr fürchten muß, als jedes andere politische System in Europa. In dieser angenehmen Situation erläßt Väterchen seine „Heilsbotschaft“, um dafür als eine Art modernen Heilands gefeiert zu werden und die Palme der „Unsterblichkeit“ zuertheilt zu bekommen, so weit die bürgerliche Verblödung des Geistes herrscht.

Wie sehr dieser Streich ein Verzweiflungsstreich ist, geht aus dem Texte der „Heilsbotschaft“ hervor. So oft sich der zarische Despotismus auch schon als Beglücker der Nationen verkleidet hat, so hat er sich doch niemals früher so roth geschminkt, so hat er noch niemals so frivol mit dem Feuer gespielt. Die eigentlich herrschenden Klassen, namentlich in Deutschland, gehen denn auch viel zögernder auf den Leim, als die liberale Bourgeoisie, ihre Interessen sind viel zu eng mit dem Militarismus verknotet, als daß ihnen die „Heilsbotschaft“ nicht arges Bauchgrimmen verursachen sollte. Um des lieben Scheines willen müssen sie gute Miene zu dem fatalen Spiele machen; sie wissen recht gut, daß Väterchen und der von ihm einberufene Friedenskongreß dem Militarismus kein Haar krümmen werden, aber es ist ihnen nicht angenehm, daß sie bei jeder künftigen Militärdebatte die „Heilsbotschaft“ um die Ohren geschlagen bekommen werden. Das wäre immerhin das eine Gute, was bei dem zarischen Streiche für die europäischen Völker abfiele, doch darf man sich davon auch nicht allzu viel versprechen. Vor papierenen Trompeten, selbst wenn sie von einem Zaren geblasen werden, fällt der Militarismus noch lange nicht um; dazu ist er viel zu tief in der kapitalistischen Produktionsweise begründet.

Von dem Friedenskongreß sonst irgend etwas zu erwarten, hieße sich selbst zum Narren machen. Treitschke sagt einmal: Diplomatenkongresse können nie schöpferisch wirken, und diese hausbackene, durch alle Erfahrungen der Geschichte bekräftigte Wahrheit trifft zehnmal auf einen Diplomatenkongreß zu, der die schwierigste und verwickeltste aller internationalen Fragen lösen soll. Nichts erklärlicher, als daß die „Heilsbotschaft“ in den sozialdemokratischen Tagesblättern sofort die Erinnerung an die Februarerlasse und die internationale Arbeiterschutzkonferenz wachgerufen hat. Sicherlich waren die Februarerlasse einem guten Willen entflossen und die Fragen der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung lagen verhältnißmäßig einfach, verglichen mit dem Problem einer europäischen Abrüstung. Wenn trotzdem bei der ganzen Aktion nichts herauskam, was soll dann bei dem Friedenskongresse herauskommen? Nicht zwar als ob jenes Problem ganz unlösbar wäre. Bekanntlich hat Friedrich Engels eine seiner letzten Schriften der Frage gewidmet, ob Europa abrüsten könne, und er hat

sie unter gewissen Bedingungen bejaht, nur daß ihre Entscheidung ganz wo anders liegt, als auf einem Diplomatenkongresse, der unter Väterchens schirmenden Fittichen tagt.

Sie liegt thatsächlich zwischen Deutschland und Frankreich. Sind diese Mächte einig, so ist die Abrüstung möglich, und der gute oder schlechte Wille Väterchens spielt dann eine sehr beiläufige Rolle; so lange sie aber verfeindet sind, ist die europäische Abrüstung ein leeres Spiel mit Worten. Beiläufig zeigt sich auch unter diesem Gesichtspunkte, wie kindisch es ist, die „Heilsbotschaft" ernsthaft zu nehmen. Die russische Hegemonie beruht auf dem Zerwürfniß zwischen Deutschland und Frankreich, und der Zar sollte die Abrüstung fördern wollen, deren erste Voraussetzung die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich wäre?

Soviel ist klar, daß die „Heilsbotschaft" nichts anderes ist, als ein in schwerer Bedrängniß und im alleinigen Interesse seiner Eroberungspolitik gethaner Schachzug des zarischen Despotismus. Ist ihr angeblicher Zweck von vornherein eine handgreifliche Finte, so kann es sich nur fragen, ob sie ihren geheimen Zweck erreichen und dem russischen Regierungssystem eine neue Galgenfrist sichern wird. Diese Frage wird in eigenthümlicher Weise komplizirt durch das militärische Panama, das eben über das französische Regierungssystem, dem anderen Genossen des Zweibundes, mit zerschmetternder Gewalt hereingebrochen ist. Selbst die bürgerlichen Philisterblätter gestehen zu, daß dieser Katastrophe gegenüber die „Heilsbotschaft" ganz in den Hintergrund trete; es ist einer jener historischen Skandale, die am Vorabende großer Erschütterungen zu erscheinen pflegen, wie die Sturmvögel vorm Sturm. In dem Augenblick, wo der despotische Zar einen scheinbaren Angriff auf den Militarismus unternimmt, bricht ein furchtbares Gericht über den Militarismus der bürgerlichen Republik herein.

Die Heuchelei der deutschen Philister ist leicht fertig mit dem Troste: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen. Mit Recht wird aber in der sozialdemokratischen Tagespresse darauf hingewiesen, daß solche Fälschungen, wie ihrer der Oberstleutnant Henry überführt worden ist, auch in der preußischen Geschichte ihre Rolle spielen, mit dem kleinen Unterschied immerhin, daß die bürgerliche Republik den überführten Fälscher wenigstens einsperrt, während das preußische Königthum den überführten Fälscher Stieber mit Aemtern, Ehren und Orden überhäufte. Sieht man aber auch hiervon ab, so wären die Sprünge, die der russische Militarismus mit der „Heilsbotschaft" und der französische Militarismus in der Dreyfußsache macht, ganz unmöglich gewesen, wenn der deutsche Militarismus nicht den Eroberungskrieg nach Sedan geführt und dadurch dem russischen Säbel die Hegemonie über Europa, und dem französischen Säbel die Herrschaft über die französische Nation gesichert hätte. Der deutsche Militarismus hat nicht den geringsten Anlaß zu pharisäischer Ueberhebung; auch die Soldatenschindereien, deren ihm so unzählige nachgewiesen worden sind, haben im französischen Militarismus kein Gegenstück.

Das moralische Herumdoktern am Moloch hat überhaupt keinen Zweck. Er selbst besitzt keine Moral, und mit moralischen Traktätchen ist nicht das kleinste Loch in seine eiserne Rüstung zu schlagen. Dagegen deuten die russische „Heilsbotschaft" und die französische Katastrophe darauf hin, daß ihm die inneren Konsequenzen seiner dialektischen Entwicklung auf die Finger zu brennen beginnen. Wie eine alte Betschwester dankt er aber nicht ab, und das ist der furchtbare Ernst der augenblicklichen Lage. Mögen die bürgerlichen Blätter sich über die russische Komödie in feierlichen Psalmen und über die französische Tragödie in

lächerlicher Moralprotzerei ergehen, so wird eine Presse, die ehrlich den Kulturinteressen der Völker dient und die Zeichen der Zeit richtig zu deuten weiß, nur zu dem traurigen Schlusse gelangen, daß die Gewitterwolken eines Weltkriegs drohender über Europa hängen, als jemals seit dem Frankfurter Frieden.

Demokratische und reaktionäre Abrüstung.

Von K. Kautsky.

Wohl das Ueberraschendste in unserer an Ueberraschungen durchaus nicht armen Zeit ist das Manifest, das der russische Zar zu Gunsten der Abrüstung der Militärstaaten erlassen hat. Es wirkte überraschend nicht nur durch die Stelle, von der es ausging, sondern auch durch den Zeitpunkt, in dem es veröffentlicht wurde. Nicht die mindeste äußere Veranlassung war vorhanden, gerade jetzt den Ruf nach Abrüstung ertönen zu lassen, und die Politik Rußlands gerade in der letzten Zeit zeigte alles Andere, nur nicht ein Streben nach Frieden.

Nikolaus II. hat sich bisher weder als eine sehr impulsive Natur noch als ein Romantiker gezeigt, auch hat er es bisher nicht geliebt, die Welt durch selbstherrliche, über die Köpfe seiner Minister hinweg in die Oeffentlichkeit geschleuderte Einfälle zu verblüffen. Wir müssen annehmen, daß seine jüngste Kundgebung im Einvernehmen mit den leitenden Staatsmännern und Generälen seines Reiches erfolgt ist. Mag die bürgerliche Presse noch so laut den „hochherzigen jugendlichen Herrscher" preisen, der eine so edle Sprache zu Gunsten der Menschlichkeit und der Kultur führt, wir dürfen in dem Manifest nur die Sprache der *russischen Diplomatie* sehen und müssen uns zunächst fragen: Was steckt hinter den schönen Worten? Was führt der russische Absolutismus im Schilde?

Gerade das Plötzliche, Unvermittelte dieser Kundgebung giebt den Schlüssel zu ihren Motiven. In China war Rußland in letzter Zeit recht frech geworden; es betrachtete Nordchina als seine Provinz, besetzte dort eine Position nach der anderen und behandelte sogar den kaiserlichen Hof zu Peking wie seinen Vasallen. Gleichzeitig rüstete es an allen Ecken und Enden — noch vor wenigen Wochen ordnete die russische Regierung Schiffsbauten im Werthe von circa 200 Millionen Mark an.

England schien sich alles gefallen zu lassen, sein Widerstreben nicht nachhaltig zu sein. In letzter Zeit ist aber die öffentliche Meinung in England rebellisch geworden gegen die beständige Nachgiebigkeit der Regierung, die das Prestige des Landes in ganz Asien herunterdrücken, damit aber auch seine Verdrängung von den dortigen Märkten fördern mußte.

Das Kabinet Salisbury raffte sich auf und stellte China die Alternative — Zurückdrängung des russischen Einflusses oder Krieg — zunächst Krieg mit China, das hieß aber in diesem Falle Krieg mit Rußland.

Auf einen Krieg um China darf jedoch Rußland sich jetzt nicht einlassen. Noch ist die sibirische Eisenbahn nicht fertig, seine Seemacht der englischen bei Weitem nicht gewachsen — und sollten Frankreich und Deutschland die selbstmörderische Politik einschlagen, England den Krieg zu erklären, um China Rußland auszuliefern, so dürften Japan und die Vereinigten Staaten sich auf die Seite Englands stellen; denn sie haben alles Interesse an der Erhaltung der „offenen Thüre", an der Fernhaltung der russischen Uebermacht von dem Becken des Stillen Meeres.

Da galt es, die kriegerische Stimmung in England zu bannen — daher das Friedensmanifest.

Fr. Engels hat in seinem bekannten Artikel über die „auswärtige Politik des russischen Zarenthums" („Neue Zeit", 1890) darauf hingewiesen, daß ebenso wie die Jesuiten die Ausläufer des Humanismus, der ersten Form der bürgerlichen Aufklärung, waren, so die russische Diplomatie den Ausläufer der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Sie hat es stets als eine ihrer Aufgaben angesehen, der Demokratie Westeuropas Sand in die Augen zu streuen, die öffentliche Meinung, namentlich Englands, durch ihren Liberalismus zu gewinnen. Sie machte sich die Liberalen Englands dienstbar durch ihre Begeisterung für die „Freiheit" der Balkanvölker. In China giebt es keine unterdrückten Nationen zu befreien. Will Rußland die öffentliche Meinung Englands jetzt sich günstig stimmen, kann es nicht als Apostel der Freiheit auftreten, muß es eine andere demokratische Maske anlegen: Es vermummt sich als Friedensengel, als Vertreter der Abrüstung. So hofft es, Verwirrung in das Lager seiner Gegner zu tragen oder mindestens Zeit zu gewinnen, bis es gerüstet ist. Im schlimmsten Falle gewänne es den Vortheil, England als den Friedensstörer erscheinen zu lassen.

Nur auf diese Weise können wir uns die Plötzlichkeit der Entrüstung des russischen Zaren über die zunehmenden Militärlasten der Völker erklären.

Aber das russische Regime kann noch andere Gründe dafür haben, die nicht momentaner Natur sind.

Darüber werden jedoch die Leser zur Zeit, da sie diese Zeilen zu Gesicht bekommen, bereits besser urtheilen können, als der Verfasser im Augenblick ihrer Niederschrift, da inzwischen mehr als eine Woche verfließen wird, in der jeder Tag neue Aufklärungen bringen dürfte.

Wenn wir trotzdem das Wort in dieser Sache ergreifen, geschieht es, weil sie zu Erörterungen Anlaß giebt, die über den Rahmen der Tagespolitik hinausgehen.

Damit, daß man nachweist, der russischen Diplomatie sei die Idee der Abrüstung nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, wird die Bedeutung dieser Idee natürlich um nichts verringert, ebenso wie der Nachweis, daß die russische Diplomatie sich der nationalen Bestrebungen der Balkanvölker zu ihrem Vortheil bediente, durchaus nicht bewies, daß diese Bestrebungen verwerflich oder künstlich geschaffen seien. In dem schon erwähnten Artikel weist Fr. Engels darauf hin, daß „die russische Diplomatie für alle ihre Erfolge eine sehr handgreifliche materielle Unterlage hat". Ihre Kraft bestand darin, daß sie in den thatsächlichen Verhältnissen tief begründete Strömungen in ihre Dienste nahm — ebenso wie die Jesuiten, während der Troß der anderen Diplomaten, gleich dem nichtjesuitischen Pfaffenthum, es liebt, sich dem Strome der Zeit verständnißlos entgegenzustemmen.

Die Idee der Abrüstung entspricht einem in ganz Europa mächtig anwachsenden Bedürfniß; der leiseste Schimmer einer Möglichkeit ihrer Verwirklichung muß ihr zahllose Proselyten zuführen. Daß die jetzige Methode der steten Vermehrung der stehenden Heere und ihrer Rüstungen ein Wahnsinn ist, der entweder zum Bankerott oder zu einem noch größeren Wahnsinn führen muß: zum Kriege, um die unerträglichen Lasten des bewaffneten Friedens abzuschütteln — das sagt sich jeder Einsichtige seit Langem. Man zweifelte blos an der Möglichkeit, unter den heutigen Verhältnissen eine allgemeine Entwaffnung durchzuführen. Jetzt ist diese Möglichkeit gegeben, und wie unwahrscheinlich

es auch erscheinen mag, daß sie zur Wirklichkeit wird, wir müssen mit ihr rechnen.

Die Idee der Abrüstung ist aber keine so einfache, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Viele Wege führen nach Rom, und auch zur Abrüstung kann man auf mehreren Wegen gelangen, die voneinander total verschieden sind.

Der eine Weg besteht in der Herstellung des ewigen Friedens, in der einfachen Aufhebung aller Heere und der Austragung aller internationalen Differenzen durch ein Schiedsgericht. Dieser Weg wäre der wünschenswertheste und radikalste. Ihm zunächst kommt der Weg der Ersetzung des stehenden Heeres durch eine Bewaffnung des zur Wehrhaftigkeit erzogenen Volkes. Die Volksbewaffnung bedeutet keine so entschiedene Entlastung der Volksmasse, wie die Ersetzung des Heeres durch einen internationalen Gerichtshof, und sie schließt keineswegs die Möglichkeit von Kriegen aus. Aber die Unterwerfung der Völker unter ein Schiedsgericht setzt einen Zustand voraus, in dem alle wichtigen internationalen Streitfragen bereits erledigt sind; einen Zustand voller Harmonie zwischen den Völkern in allen Lebensfragen, so daß nur noch über untergeordnete Punkte Streitigkeiten ausbrechen können, um derentwillen Niemand einen Krieg riskiren würde. Wir erwarten, daß der Sozialismus diesen Zustand bringen wird, heute ist er sicher noch nicht da.

Weit besser als mit den internationalen Schiedsgerichten steht es mit der Volksbewaffnung. Diese bedarf zu ihrer Durchführung keines von dem heutigen verschiedenen Zustandes der internationalen Verhältnisse, ja sie bedarf nicht einmal eines internationalen Abkommens. Jede Nation kann die Volksbewaffnung für sich allein durchführen, ohne wehrlos zu werden, ja, unserer Ueberzeugung nach muß die Volksbewaffnung die kriegerische Kraft einer Nation noch steigern, wenn sie mit einer entsprechenden Volkserziehung verbunden ist.

Ist der Zar wirklich so tief von der Nothwendigkeit der Abrüstung durchdrungen, hat er wirklich das grauenhafte Unheil vollkommen begriffen, welches das heutige System des bewaffneten Friedens mit sich bringt, dann kann er abrüsten, auch wenn seine lieben Vettern nicht wollen; er braucht blos seinem Volke eine Wehrverfassung nach dem Muster der schweizerischen (mit Verbesserung der Jugenderziehung) zu geben.

Er wird sich freilich hüten, das zu thun. Die Volksbewaffnung, *das ist die Grundlage der Demokratie*. Sie verwandelt die Regierung aus dem Herrn in den Diener des Volkes, denn sie macht die Regierung wehrlos, freilich nicht dem *äußeren*, wohl aber dem *inneren Feinde* gegenüber. Die Volkswehr ist allerdings dazu zu gebrauchen, einzelne lokale Krawalle niederzuschlagen, wie die Schweiz lehrt; aber sie versagt gegenüber einer großen, organisirten, andauernden Volksbewegung.

Die Volkswehr bedeutet das Ende des verschämten ebenso wie des unverschämten Absolutismus. Daß sie in einem der europäischen Großstaaten von Regierungswegen eingeführt wird, ist undenkbar.

Ebenso undenkbar ist es aber, daß diese Regierungen, selbst wenn sie zu voller Einigkeit in allen schwebenden Fragen und zur Unterwerfung unter ein internationales Schiedsgericht gelangten, zur vollständigen Aufhebung der stehenden Heere sich verstehen würden.

Es ist absurd, anzunehmen, diese Art der Abrüstung werde ein Herrscher vorschlagen, der stets ein Armeekorps gegen seine geliebten Unterthanen mobil machen muß, so oft er eine einfache Eisenbahnfahrt zu unternehmen gedenkt.

Eine von den heutigen Regierungen durchgeführte Abrüstung kann weder die Volkswehr, noch die Aufhebung der stehenden Heere bedeuten; sie kann nur eines bedeuten: die Reduzirung dieser Heere auf Dimensionen, die es ihnen noch ermöglichen, das eigene Volk niederzuhalten; sie bedeutet Entwaffnung gegen den äußeren, nicht aber gegen den inneren Feind, Volksentwaffnung, nicht Volksbewaffnung.

Die allgemeine Wehrpflicht fängt an, den herrschenden Klassen Furcht einzuflößen. Der stete Drang, einander in den Rüstungen zu überbieten, zwingt zu immer stärkerer Heranziehung aller Wehrfähigen in die Reihen der Armee; das ganze Volk wird, wenn auch nicht bewaffnet, so doch mit den Waffen vertraut. Die finanziellen Rücksichten erzwingen dabei eine Verkürzung der Dienstpflicht, während gleichzeitig die städtischen, industriellen, revolutionären Volksschichten an Zahl und Kraft gegenüber den ländlichen, konservativen wachsen. So wird unter dem System der allgemeinen Wehrpflicht und der Riesenheere die Armee immer unzuverlässiger und die Herrschenden sehen mit Entsetzen den Tag nahen, an dem sie versagt.

Die Abrüstung gestattet ihnen, das Heer der allgemeinen Wehrpflicht durch eine Prätorianergarde zu ersetzen, durch eine Armee angeworbener Lumpenproletarier, unter deren Obhut die heiligen Güter unserer Kultur wohl geborgen sind.

Nur eine unangenehme Seite hat dieser schöne Plan: während die Abrüstung durch Volksbewaffnung jeder Staat für sich durchführen kann, weil sie ihn nicht wehrlos nach außen macht, erfordert die Ersetzung des stehenden Heeres der allgemeinen Wehrpflicht durch ein kleineres Berufsheer die vorherige Vereinbarung aller Großmächte des europäischen Kontinents, denn ein Heer von Berufssoldaten genügt nicht gegen eine aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangene Armee. Und so muß denn der hochherzige Jüngling auf dem Zarenthron einen Appell an die Großmächte erlassen, sie möchten sich mit ihm über die allgemeine Abrüstung einigen.

Er spricht dabei von Menschlichkeit und Kultur, aber er kann den Regierungen auch mit weniger schönen, dafür aber um so wirksameren Argumenten zu Gunsten der Abrüstung dienen.

Das eine haben wir schon kennen gelernt: die wachsende Gefährlichkeit der allgemeinen Wehrpflicht. Das andere ist der wachsende Haß gegen England.

Die herrschenden Klassen in Europa sind aus ihrer revolutionären Epoche herausgetreten. Wohl sind die historischen Aufgaben auch in der internationalen Politik noch nicht alle gelöst, die zu lösen die historische Mission der Bourgeoisieherrschaft war. Aber der Bourgeoisie graut vor jeder revolutionären Aktion, denn sie weiß, von jetzt an muß jede große Veränderung nicht ihr, sondern dem Proletariat zu Gute kommen. Quieta non movere, ist ihr Grundsatz. Rußland läßt den Panslavismus fallen, denn es kann kein österreichisches Gebiet mehr verdauen, ja selbst ein Zuwachs von Bulgaren oder Rumänen, die doch eine Spur europäischer Freiheit genossen, müßte dem russischen Absolutismus schwere Verlegenheiten bereiten. Schon gar nicht kann er daran denken, deutsches Gebiet zu annektiren. Das Deutsche Reich anderseits hat auch andere Sorgen, als die Vervollständigung des nationalen Staates durch die Einverleibung der unter habsburgischem Szepter lebenden Deutschen, und die savoyische Dynastie schafft ein unerlöstes und der Erlösung bedürftiges Italien im eigenen Lande und verliert darob alle Lust, revolutionäre Bewegungen im Nachbarlande zu unterstützen.

Das heutige italienische Regime folgt den Spuren Haynaus, der „Hyäne von Brescia", nicht denen Garibaldis.

Frankreich wieder steht zu Deutschland nicht in einem aktuellen, sondern nur traditionellen Gegensatz, wegen Elsaß-Lothringens. Gelänge es, diesen Gegensatz zu beseitigen, dann bestände zwischen den Großstaaten des Kontinents keine Frage, die sie zwingen würde, ihre jetzige schwere Waffenrüstung weiter zu tragen und noch zu verstärken.

Nicht in Europa, sondern in Afrika und Asien liegen heute die Ursachen schwerer Konflikte zwischen den europäischen Staaten; die Theilung Afrikas, wo Frankreich, und Chinas, wo Rußland den Löwenantheil verlangt, bedroht Europa mit den schwersten Kämpfen. Der gemeinsame Gegner aber, den die drei in China, respektive Afrika vorschreitenden Mächte Rußland, Deutschland, Frankreich finden, ist England.

Wir haben diese Situation und ihre Ursachen bereits vor einigen Monaten ausführlicher geschildert (Aeltere und neuere Kolonialpolitik, „Neue Zeit", XVI, 1, S. 769 ff.), können uns also mit dieser Andeutung begnügen.

Der Gegensatz gegen England wird nicht verringert dadurch, daß auf dem Kontinent Militarismus, Bureaukratismus und Agrarierthum die Oberhand gewonnen haben, indeß jenseits des Kanals Demokratie und Industrie herrschen und das Proletariat immer einflußreicher wird.

Die Kämpfe, die den kontinentalen Großmächten bevorstehen, sind nicht Kämpfe der Landarmeen, sondern Kämpfe der Flotten. Auf dem Meere ist aber England jedem Gegner gewachsen, und es darf zur See auf Alliirte rechnen, so in der chinesischen Frage z. B. wahrscheinlich auf die Vereinigten Staaten und Japan, die es auch jeder Koalition überlegen machen.

Es ist aber für die kontinentalen Großmächte unmöglich, Englands Vorsprung zu überholen, so lange sie ihre Rüstungen zu Lande in der bisherigen Weise fortsetzen. Der Versuch, gleichzeitig zu Lande und zur See eine entscheidende Militärmacht bilden zu wollen, hat bisher noch jede Nation ruinirt, die ihn wagte. Das glauben wir in unserer oben erwähnten Artikelserie nachgewiesen zu haben. Wollen die kontinentalen Großmächte England zur See überflügeln, dann müssen sie zu Lande abrüsten. Wenn die Abrüstung unter russischer Führung in der inneren Politik nichts bedeuten kann, als Ersetzung des Heeres der allgemeinen Wehrpflicht durch ein Berufsheer, so kann sie in der äußeren nichts bedeuten, als eine Allianz der Großmächte des europäischen Kontinents gegen England, eine Wiederbelebung der heiligen Allianz, der beizutreten Frankreich sich jetzt würdig erwiesen hat — wenigstens das den Generalstab vergötternde Frankreich. Auch die heilige Allianz von 1815 wurde von einem russischen Zaren angeregt; auch sie war äußerlich ein Friedensbund.

Diese neue heilige Allianz würde die ökonomischen Mittel, die bisher dem Landheer geopfert wurden, zum großen Theil frei machen, aber nicht für Zwecke der Kultur, sondern für Zwecke der Kriegsmarine; die Vergeudung bleibt, nur werden die Millionen nicht mehr auf dem Lande verpulvert, sondern ins Wasser geworfen. Nicht den Frieden bedeutet diese Art Abrüstung, sondern den Weltkrieg; allerdings nicht den Landkrieg, sondern den Seekrieg, den Krieg des vereinigten militaristisch-bureaukratisch-feudalen Europa gegen das bürgerliche demokratische Angelsachsenthum in allen fünf Welttheilen.

Wir können nicht wissen, ob diese Ziele der russischen Diplomatie klar vorschwebten, als sie ihren Abrüstungsvorschlag machte; ob dieser ein bloßes

Produkt einer momentanen Verlegenheit oder das Anzeichen eines weitschauenden, tiefangelegten Planes ist. Aber wenn es zur Abrüstung unter der Leitung des russischen Absolutismus kommen sollte, dann kann sie nur diese Früchte tragen.

Leicht wird allerdings auch diese Form der Abrüstung — die einzige unter den heutigen Machtverhältnissen mögliche — nicht erreicht werden, Dank dem Erbe, das Bismarck dem deutschen Volke hinterlassen, der elsässischen Frage.

Wir wollen gern anerkennen, daß die deutsche Einheit, wenn sie nicht auf dem Wege der Herstellung der deutschen Republik erreicht werden konnte, nur möglich war unter der Aegide Preußens. Aber die Herstellung des Deutschen Reiches bedurfte auf keinen Fall der Annektirung von Elsaß-Lothringen. Der bornirte Militarismus konnte glauben, das Reich durch die Vogesengrenze besser zu sichern, ein weitsehender Staatsmann mußte bessere Mittel wissen, das neue Reich sicher zu stellen, als die Provozirung der ständigen Todfeindschaft des Nachbarn.

Indessen wäre es auch heute noch nicht zu spät, den damals begangenen Fehler wieder gut zu machen. Von einer einfachen Rückgabe des Reichslandes könnte allerdings nicht die Rede sein. Wir finden es vollkommen begreiflich, daß eine große Nation nicht zur Ruhe kommen kann, so lange sie jenseits ihrer Grenzen Landestheile weiß, die mit vollem Herzen an ihr hängen und von ihr ihre Wiedervereinigung und Befreiung erwarten. Aber ebenso wenig darf man andererseits erwarten, daß eine große Nation freiwillig Volksgenossen, die nicht von ihr lassen wollen, dem Fremden ausliefert. Eine friedliche Lösung der elsässischen Frage ist nur dann möglich, wenn beide Theile aufhören, die Reichslande als eine willenlose Beute zu betrachten, die demjenigen zufällt, der die Kraft hat, sich ihrer zu bemächtigen; wenn beide so weit demokratisch denken lernen, um zu erkennen, daß im Zeitalter der Volkssouveränetät die nationale Zugehörigkeit eines Landstriches im Zweifelfalle nicht nach den Wünschen der Strategen zu entscheiden ist, sondern nach dem nationalen Empfinden der betroffenen Bevölkerung; daß es sich in der elsässischen Frage nicht darum handelt, ob der Rhein oder der Vogesenzug die französisch-deutsche Grenze bilden soll, sondern darum, ob diejenigen Landestheile, die deutsch fühlen, zu Deutschland, diejenigen, die französisch fühlen, zu Frankreich gehören sollen oder nicht. Von einer Zurückgabe derjenigen Bezirke, die deutsch bleiben wollen, an Frankreich kann absolut keine Rede sein. Gegen ein solches Ansinnen würde sich die gesammte Bevölkerung des Reiches erheben. Dagegen würde die freiwillige Zurückgabe jener Bezirke, die nach Frankreich zurückverlangen, kaum ernsthaftem Widerstreben in der Volksmasse begegnen, wenn damit die Last des Militarismus beseitigt würde. Das große Deutsche Reich mit seinen 52 Millionen Einwohnern kann es wohl vertragen, wenn die 38 Millionen Franzosen um ein paarmal hunderttausend Köpfe vermehrt werden. Und wenn es im Jahre 600 Millionen Mark zu Kulturzwecken frei bekäme, so würde dadurch die Größe und der Wohlstand der deutschen Nation sicher mehr gefördert, als durch die Thatsache, daß einige hunderttausend Franzosen von Berlin statt von Paris aus regiert werden.

Aber so einfach diese Lösung vom proletarischen, ja vom rein demokratischen Standpunkt aus erscheint, sie ist undenkbar für ein im Gedankenkreis des Militarismus aufgewachsenes Gehirn, dessen Ehrenkodex es verlangt, nie freiwillig eine eroberte Position aufzugeben, mögen auch Vernunft und Menschlichkeit noch so sehr darauf drängen. Und dieser Geist ist diesseits wie jenseits der Vogesen noch sehr stark. Bei jedem Kongreß der Friedensfreunde konnte man es bemerken, daß die holde Harmonie wüstem Krakehl wich, sobald die elsässische Frage aufs

Tapet kam. Passirt das schon am grünen Holze der enragirten Friedensapostel, was soll da bei Konferenzen von Generälen und Diplomaten der alten Schulen herauskommen!

Die so vielgerühmte geniale Leistung Bismarcks, die Annexion Elsaß-Lothringens, dürfte der Stein sein, an dem die Abrüstung im Sinne Rußlands zerschellt. Sie wird den Zusammenschluß des reaktionären Europa gegen das ihm so verhaßte demokratische England hindern. Welche Ironie der Geschichte!

Aber wie immer auch die Ergebnisse der Friedenskundgebung Nikolaus II. sein mögen, sie bedeutet auf jeden Fall einen großen Schritt, der nicht wieder zurück gemacht werden kann und der nicht ohne Konsequenzen bleiben wird. Und heute kann keine bedeutende Veränderung mehr geschehen, die nicht der Sozialdemokratie zu Gute käme.

Die Kundgebung des Zaren muß auch den gedankenfaulsten Philister aufrütteln. Von den höchsten Autoritäten wird ihm jetzt verkündigt, daß jene Reform, die die Sozialdemokratie schon längst gefordert, weder unpatriotisch, noch lächerlich, sondern dringend geboten ist zur Rettung des Friedens und der Kultur. Dieselben Parteien, die eben noch das landesverrätherische Treiben der Sozialdemokratie verhöhnt und gebrandmarkt, liegen heute auf dem Bauche vor dem Zaren, weil er die Forderung der Sozialdemokratie zu der seinen gemacht.

Gedenkt er sie nicht durchzuführen oder scheitert ihre Durchführung, um so schlimmer für die betheiligten Regierungen. Es beweist nicht die Undurchführbarkeit der Forderung, sondern nur die Impotenz des herrschenden Systems, dem die Kraft, die Ausdauer, die Einsicht fehlen, um eine einschneidende Reform durchzuführen, auch wenn es deren dringende Nothwendigkeit selbst erkannt. Es beweist, daß nur noch das Proletariat gewillt und im Stande ist, eine ernsthafte Reform durchzuführen. Und bei jeder neuen Forderung zu Kriegszwecken wird den Regierungen die Kundgebung des Zaren entgegengehalten werden als Dokument ihrer Unfähigkeit, als Protest gegen ihr verderbliches Thun. Daraus ersteht der Sozialdemokratie ein Propagandamittel von unübertrefflicher Wirksamkeit.

Versuchen die Regierungen jedoch ernsthaft, die Abrüstung durchzuführen, aber in reaktionärem Sinne, was unter russischer Leitung selbstverständlich, dann wird ihnen dies nicht gelingen, ohne ernsthafte Konflikte im Innern. Bei aller Reaktion ist Europa doch nicht die Türkei; ein Kongreß von Diplomaten und Generälen kann nicht nach Belieben über die Völker Europas verfügen. Jeder Versuch einer Armeereform im reaktionären Sinne müßte in Westeuropa heftige Kämpfe entfesseln, geistige und politische Kämpfe, in denen der Sozialdemokratie die Führung aller volksfreundlichen Elemente zufiele. Jeder Versuch, das Volksheer durch ein Berufsheer zu ersetzen, die Mittel, die durch Verringerung der Armee verfügbar werden, der Flotte zuzuwenden oder eine heilige Allianz gegen die angelsächsischen Demokratien herzustellen, wird dem entschiedenen Widerstand der internationalen Sozialdemokratie begegnen.

Die Sozialdemokratie verlangt völlige Abrüstung oder Volksbewaffnung, nicht aber die Schaffung einer Prätorianergarde; sie verlangt Abrüstung zur See wie zu Land, sie verlangt den Weltfrieden, nicht blos den Frieden auf dem europäischen Festland.

Das ist es, was sie unter Abrüstung versteht. Was der russische Absolutismus darunter versteht, werden wir bald sehen.

Beiträge zur Entwicklung der Großindustrie in Deutschland im Zeitraum 1882 bis 1895.

Von Dr. J. Schmidt.

Im Jahrgang 1893/94 der „Neuen Zeit" hat der Verfasser nachstehender Zeilen eine längere Serie von Artikeln mit dem Titel: „Beiträge zur Entwicklung der Großindustrie in Deutschland" veröffentlicht. Auf Grund der gewerbestatistischen Aufnahmen im Zollverein aus den Jahren 1846/47 und 1861, sowie der im Deutschen Reiche in den Jahren 1875 und 1882 vorgenommenen Zählungen wurden dort die Entwicklungstendenzen innerhalb einzelner Industriezweige besprochen und dabei die auf Einzelbeobachtungen gestützte Ansicht geäußert, daß die nächste Gewerbezählung zweifelsohne ein allgemeines rasches Vordringen des Großbetriebs zeigen werde. Eine solche Zählung wurde bekanntlich am 14. Juni 1895 veranstaltet. Das Interesse, welches diesen Fragen von unserer Partei entgegengebracht wird, veranlaßt mich, die Hauptergebnisse dieser Zählung, sofern sie sich auf Grund der bisher vom kaiserlich statistischen Amte veröffentlichten Materialien beurtheilen lassen, an dieser Stelle kurz wiederzugeben.

Bekanntlich hatten sich die Ermittlungen auf die eigentlichen Handwerks-, Industrie- und Fabrikationsgewerbe mit Einschluß des Bergbaues, Hütten- und Salinenwesens und des Baugewerbes, auf die Gewerbe des Handels und Verkehrs einschließlich der Gast- und Schankwirthschaft, sowie auf Kunst- und Handelsgärtnerei, die Fischerei und die *gewerbsmäßige*, nicht landwirthschaftliche Thierzucht zu erstrecken. Nicht in den Bereich der Gewerbezählung fiel demzufolge die Land- und Forstwirthschaft, das Medizinalwesen, die Rechtsanwaltschaft, die Unternehmungen für Wissenschaft und Unterricht, für musikalische und theatralische Aufführungen, sowie der Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbetrieb.[1] Auch sonstige *öffentliche* Betriebe, die nicht *gewerbsmäßig* betrieben werden, blieben außer Nachweisung, so die Haus- und Handapotheken von Aerzten, sowie Apotheken von Anstalten, die lediglich für den inneren Betrieb der Anstalt arbeiten, Gemeindeanstalten für Straßenreinigung und die städtischen Abfuhrveranstaltungen, gemeindliche und Innungsschlachthäuser, Wasserwerke, Wasserversorgungsanlagen der Gemeinden, gemeindliche Badeanstalten, öffentliche Bauverwaltung (Unterhaltung — *nicht Neubau* — öffentlicher Bauten, z. B. Chausseen, Kanäle, Häfen), öffentliche Baggereibetriebe, Buchdruckerei-, auch Stein- und Metall-, sowie Farbendruckbetriebe, die nur für den inneren Bedarf von Behörden arbeiten, gemeindliche Viehhöfe, Stellungsvermittlungsanstalten von Städten, Innungen und Fachvereinen, staatliche Viehversicherungsanstalten, öffentliche Betriebe bei Hafen- und Lootsendienst, Küstenbewachungs- und Beleuchtungswesen, Schleusen- und Kanalwacht, gemeindliche Leichenbestattungsanstalten und dergleichen mehr.

Wer eines der in den Rahmen der Aufnahme fallenden Gewerbe *selbständig* — als Eigenthümer, Pächter, Meister, Direktor, Administrator oder sonstiger Geschäftsleiter, Hausirer, Hausindustrieller, Heimarbeiter — wenn auch im kleinen Umfang oder nur als land- oder forstwirthschaftliches Nebengewerbe oder neben sonstigem Haupterwerb betreibt, hatte die Eingangs erwähnten Fragen zu beantworten und bei Bejahung einen Gewerbebogen auszufüllen. Dabei wurde angeordnet, daß, wo verschiedenartige Gewerbe zu *einem* Betrieb vereinigt seien,

[1] Der Straßenbahnbetrieb, die Eisenbahn- und Telegraphen*werkstätten*, sowie die Posthalterei wurden jedoch in die Erhebung einbezogen.

dieser nach Personal und motorischer Kraft zerlegt und die einzelnen Zweige dieses Betriebs in besonderen Gewerbebogen nachgewiesen werden sollen. Desgleichen wurden gleichartige Betriebe desselben Besitzers, die räumlich voneinander getrennt liegen und jeder für sich bestehen (Filialen, Zweiggeschäfte und dergleichen mehr), als selbständige Betriebe angesehen, für die, wenn mit einer Hilfskraft ausgeübt, eigene Gewerbebogen auszustellen waren. Diese beiden Momente mußten natürlich dahin führen, die Zahl der größten Betriebe beträchtlich kleiner als thatsächlich erscheinen zu lassen. Diese, sowie die sonstigen Mängel, die den deutschen Gewerbezählungen anhaften, wurden indeß in der erwähnten Artikelserie bereits eingehend erörtert; man kann sich deshalb hier damit begnügen, zu konstatiren, daß die neue Gewerbezählung sich ihrer ganzen Anlage nach ziemlich eng an die vom Jahre 1882 anschloß. Die Ergebnisse beider Zählungen lassen sich demnach verhältnißmäßig gut miteinander vergleichen.

* * *

Bei der Erhebung am 14. Juni 1895 wurden im Deutschen Reiche insgesammt circa 3658000 Betriebe, d. h. um circa 48000 = circa 1,3 Prozent mehr ermittelt als im Jahre 1882. Unter diesen Betrieben waren:

Jahr	Hauptbetriebe[1]	Nebenbetriebe[1]
1882	3 005 457	604 344
1895	3 144 977	513 000
Zu- (+) oder Abnahme (—)	+139 520	—91 244

Die Zahl der Nebenbetriebe, die, wie aus der Definition hervorgeht, zum überwiegend größten Theile nur eine ganz geringe wirthschaftliche Bedeutung haben, hat sich demnach um circa 15 Prozent vermindert. Dagegen wiesen die Hauptbetriebe eine kleine Zunahme von circa 4,6 Prozent auf, die sich größtentheils wohl darauf zurückführen läßt, daß ein Theil der früher als Nebenbetrieb bezeichneten Beschäftigungen diesmal als Hauptbetrieb angegeben wurde. Zieht man in Betracht, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches im betreffenden Zeitraum sich um circa 13 bis 14 Prozent vermehrte, so ergiebt sich, daß der überwiegend größte Theil des Bevölkerungszuwachses seinen Unterhalt in der Lohnarbeit erwerben muß. Das tritt sofort zu Tage, wenn man die sogenannten Alleinbetriebe, worunter die selbständigen Gewerbetreibenden ohne Mitinhaber, Gehilfen oder Motoren zu verstehen sind, von den Gehilfenbetrieben (eine abgekürzte Bezeichnung für Mitinhaber-, Gehilfen- und Motorenbetriebe) scheidet. Bei Durchführung dieser Trennung ergeben sich für die Hauptbetriebe nachstehende Zahlen:

Jahr	Alleinbetriebe	Gehilfen- und Motorenbetriebe
1882	1 877 872	1 127 587
1895	1 714 351	1 430 626
Zu- (+) oder Abnahme (—)	—163 521	+303 039

Die Alleinhauptbetriebe haben demnach um circa 8,7 Prozent abgenommen, während die Gehilfenbetriebe eine den Bevölkerungszuwachs beträchtlich über-

[1] Als Hauptbetriebe werden solche angesehen, innerhalb deren Betriebsstätten eine oder mehr Personen mit ihrer alleinigen oder Hauptbeschäftigung thätig sind, als Nebenbetriebe solche, in denen sowohl die Inhaber wie die sonst Beschäftigten neben einem anderen Hauptberuf das Gewerbe nur als Nebenberuf ausüben. Vergl. darüber „Hauptergebnisse der Betriebszählung vom 14. Juni 1896". Ergänzung zum ersten Hefte der Vierteljahrshefte der Statistik des Deutschen Reiches, S. 2.

steigende Zunahme von 27 Prozent hatten. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Nebenbetrieben, mit dem Unterschied, daß hier nicht nur die Zahl der Alleinnebenbetriebe, sondern auch die der Gehilfennebenbetriebe eine kleine Abnahme zu verzeichnen hatte.[1] Noch interessanter gestalten sich die Ergebnisse, wenn man die Hauptbetriebe und das darin beschäftigte Personal nach den einzelnen Größenklassen scheidet, wie das in nachstehender Uebersicht geschehen ist. Im Anschluß an die 1882er Zählung werden wir dabei an der Hand der amtlichen Bearbeitung sieben Gruppen unterscheiden: 1. Alleinbetriebe, 2. sonstige Betriebe mit 1, sowie Betriebe mit 2 bis 5 Personen, 3. Betriebe mit 6 bis 10, 4. mit 11 bis 50, 5. mit 51 bis 200, 6. mit 201 bis 1000 und endlich 7. Betriebe mit mehr als 1000 Personen. Den Gruppen 1 und 2 wird ferner im Anschluß an die amtliche Bearbeitung der Sammelname Kleinbetriebe, den Gruppen 3 und 4 Mittelbetriebe und den übrigen der Name Großbetriebe beigelegt. Bei einem Vergleich der Ergebnisse beider Zählungen erhält man folgende Zahlenreihen:

	1882	1895	Absolut	Zunahme (+) oder Abnahme (—) in Prozent
Kleinbetriebe:				
Alleinbetriebe ohne Motoren	1 877 872	1 714 351	—163 521	— 8,7
Gehilfenbetriebe mit 1 bis 5 Personen .	1 004 896	1 220 372	+215 476	+ 21,4
Darunter mit 1 Person	107 836	166 480	+ 58 644	+ 54,4
Zusammen	2 882 768	2 934 723	+ 51 955	+ 1,8
Mittelbetriebe:				
Mit 6 bis 10 Personen	68 763	113 547	+ 44 784	+ 65,1
„ 11 „ 50 „	43 952	77 752	+ 33 800	+ 76,9
Zusammen	112 715	191 299	+ 78 584	+ 69,7
Großbetriebe:				
Mit 51 bis 200 Personen	8 095	15 624	+ 7 529	+ 93,0
„ 201 „ 1000 „	1 752	3 076	+ 1 324	+ 75,6
„ mehr als 1000 „	127	255	+ 128	+100,8
Zusammen	9 974	18 955	+ 8 981	+ 90,0
Gesammtsumme	3 005 457	3 144 977	+139 520	+ 4,6

Aus dieser Zusammenstellung erhellt das gewaltige Uebergewicht der Kleinbetriebe in Bezug auf die Zahl. Von circa 3145000 Hauptbetrieben waren nämlich circa 2935000 Klein- und nur circa 210000 Mittel- und Großbetriebe. Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, daß unter den Kleinbetriebsbesitzern sich mehrere Hunderttausende von Hausindustriellen befinden, deren Selbständigkeit nur eine fiktive ist.

Ganz anders als bei Betrachtung der Zahl der Betriebe gestaltet sich die Sachlage, wenn man die Aufmerksamkeit auf die darin thätigen Personen richtet. Die Letzteren vertheilten sich auf die oben bezeichneten Größenklassen in nachstehender Weise:

[1] Von den Nebenbetrieben waren nämlich 1895 457 846 als Allein- und 55 254 als Gehilfenbetriebe bezeichnet, gegen 545 177 resp. 59 167 im Jahre 1882.

	1882	1895	Absolut	Zunahme (+) oder Abnahme (—) in Prozent
Kleinbetriebe:				
Alleinbetriebe ohne Motoren . . .	1 877 872	1 714 351	— 163 521	— 8,7
Gehilfenbetriebe mit 1 bis 5 Personen	2 457 950	3 056 318	+ 598 368	+ 24,3
Darunter mit 1 Person	107 836	166 480	+ 58 644	+ 54,4
Zusammen	4 335 822	4 770 669	+ 434 847	+ 10,0
Mittelbetriebe:				
Mit 6 bis 10 Personen	500 097	833 409	+ 333 312	+ 66,6
„ 11 „ 50 „	891 623	1 620 848	+ 729 255	+ 81,8
Zusammen	1 391 720	2 454 257	+1 062 537	+ 76,3
Großbetriebe:				
Mit 51 bis 200 Personen . . .	742 688	1 439 776	+ 697 088	+ 93,0
„ 201 „ 1000 „	657 399	1 155 836	+ 498 437	+ 75,8
„ mehr als 1000 „	213 160	448 731	+ 235 571	+110,5
Zusammen	1 613 247	3 044 343	+1 431 096	+ 88,7
Gesammtsumme	7 340 789	10 269 269	+2 928 480	+ 39,9

Von der Gesammtzahl der Gewerbethätigen entfielen demnach auf die Kleinbetriebe im Jahre 1895 nur circa 46,5 Prozent gegen circa 59 Prozent im Jahre 1882. Das Ueberwiegen des Kleingewerbes, das noch im Jahre 1882 nicht nur in Bezug auf die Zahl der Betriebe, sondern auch hinsichtlich des Personals vorhanden war, ist also inzwischen von den Mittel- und Großbetrieben, die bereits 1895 mehr als 53,5 Prozent des Gesammtpersonals für sich in Anspruch nahmen, beseitigt worden. Dabei ist zu beachten, daß die absolute Zahl der kleinsten Betriebe sowie deren Personal eine beträchtliche Abnahme aufweist, während die übrigen Betriebsgrößen einen mit der Zunahme des Durchschnittsumfangs steigenden Zuwachs zu verzeichnen hatten. Besonders klar tritt diese Erscheinung zu Tage, wenn man die prozentuelle Zunahme der Zahl der Betriebe sowie des Personals in den drei Hauptgrößenklassen, in den Klein-, Mittel- und Großbetrieben, einander gegenüberstellt. Diese Zunahme betrug nämlich:

	Bei den Betrieben	Bei den Personen
Kleinbetriebe	+ 1,8 Prozent	+10,0 Prozent
Darunter Alleinbetriebe .	— 8,7 „	— 8,7 „
Mittelbetriebe	+69,7 „	+76,3 „
Großbetriebe	+90,0 „	+88,7 „

Die Großbetriebe hatten demnach den größten Zuwachs zu verzeichnen. Ihnen folgten fast unmittelbar die Mittelbetriebe, während die Kleinbetriebe in Bezug auf ihre Zahl wie auf das darin beschäftigte Personal hinter dem Bevölkerungszuwachs zurückblieben. Hierzu sei noch bemerkt, daß von der Gesammtzunahme des gewerbethätigen Personals nur circa 15 Prozent den 2 935 000 Klein- und circa 36 Prozent den 191 000 Mittelbetrieben zufielen, während die 19 000 Großbetriebe circa 49 Prozent für sich in Anspruch nahmen. Bedenkt man, daß in Folge der oben besprochenen Zerlegung kombinirter Betriebe in

Einzelunternehmungen mancher Großbetrieb als eine Anzahl von Klein- und Mittelbetrieben in die Gewerbestatistik aufgenommen wurde, so wird man ohne Weiteres begreifen, daß die angeführten Zahlen weit hinter der thatsächlichen Entwicklung zurückblieben. Leider giebt es kein zuverlässiges Mittel, die sich daraus ergebenden Fehlbeträge festzustellen. Wir müssen uns daher mit diesem Hinweis begnügen und nunmehr zur Charakteristik der Entwicklungstendenzen innerhalb einzelner Gewerbegruppen übergehen.

* * *

Aehnlich wie im Jahre 1882 wurden auch bei der letzten Gewerbezählung 21 Gewerbegruppen unterschieden. Aus Rücksicht auf den Raum dieser Blätter wollen wir nur acht davon, nämlich: Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (Gruppe III), Industrie der Steine und Erden (Gruppe IV), Metallverarbeitung (Gruppe V), Industrie der Maschinen, Instrumente ꝛc. (Gruppe VI), Chemische Industrie (Gruppe VII), Textilindustrie (Gruppe IX), Papierindustrie (Gruppe X) und das Polygraphische Gewerbe (Gruppe XVI) eingehend erörtern, während die übrigen Gewerbegruppen nur einer kurzen summarischen Betrachtung unterzogen werden sollen. Von vornherein muß dabei erwähnt werden, daß alle oben ausgeschiedenen Gruppen das Eine gemeinsam haben, daß nämlich weit über die Hälfte ihrer Erwerbsthätigen in Mittel- und Großbetrieben beschäftigt waren.

Was zunächst Bergbau, Hütten- und Salinenwesen anbelangt, so wurden in dieser Gruppe ermittelt:

	Betriebe			Personen		
	1882	1895	Zu- oder Abnahme	1882	1895	Zu- oder Abnahme
Alleinbetriebe[1]	325	349	+ 24	325	349	+ 24
Gehilfenbetriebe	4964	3654	—1310	429 809	535 940	+106 131
Davon:						
Bis 5 Personen	2449	1392	—1057	5 757	3 291	— 2 466
Mit 6 bis 50 Personen .	1375	1098	— 277	26 685	21 465	— 5 220
Mit mehr als 50 Personen	1140	1164	+ 24	397 367	511 184	+113 817

Die Gesammtzahl der ermittelten Hauptbetriebe hat sich demnach in dieser Gewerbegruppe um circa 1300 = circa 24 Prozent vermindert. Von besonderem Interesse ist dabei der Umstand, daß die Abnahme nicht nur bei Klein-, sondern auch bei Mittelbetrieben sehr groß war. In Prozenten berechnet betrug sie nämlich bei den Kleinbetrieben (mit 5 Personen und darunter) circa 37 Prozent, bei den Mittelbetrieben circa 20 Prozent. Aehnliches ist hinsichtlich des Personals dieser beiden Betriebsgrößen zu verzeichnen. In den Betrieben mit 5 Personen und darunter verminderte es sich um circa 40 Prozent, in den Betrieben mit 6 bis 50 Personen um circa 20 Prozent. Anders liegen die Verhältnisse bei den Großbetrieben. Ihre Gesammtzahl vermehrte sich zwar nur unbedeutend, dagegen zeigt ihr Personal eine Zunahme von circa 29 Prozent. In Folge dessen stieg die Durchschnittszahl der auf einen Betrieb dieser Gruppe entfallenden Personen von circa 349 im Jahre 1882, auf circa 439 im Jahre 1895, d. h. um etwa 26 Prozent. Um die Bedeutung des Großbetriebs in dieser Gewerbegruppe noch besser zu kennzeichnen, sei noch hervorgehoben, daß von der Gesammtzahl der darin Beschäftigten 1882 circa 92 Prozent, 1895 da-

[1] Fast sämmtliche Alleinbetriebe dieser Gruppe gehören der Torfgräberei und der Torfbereitung an.

gegen bereits mehr als 95 Prozent in den Betrieben mit mehr als 50 Personen beschäftigt waren. Auf die Klein- und Mittelbetriebe entfielen demnach weniger als 5 Prozent der Gesammtzahl der in dieser Gruppe Erwerbsthätigen. Vertheilt man zum Schlusse die Großbetriebe dieser Gewerbegruppen in drei Klassen mit 51 bis 200, 201 bis 1000 und mit mehr als 1000 Personen, so ergeben sich folgende Zahlenreihen:

Größenklassen	Betriebe 1882	Betriebe 1895	Betriebe Zu- oder Abnahme in Prozent	Personen 1882	Personen 1895	Personen Zu- oder Abnahme in Prozent
Mit 51 bis 200 Personen	638	594	— 7	66 100	62 090	— 6
„ 201 „ 1000 „	421	436	+ 4	185 544	206 213	+11
„ mehr als 1000 „	81	134	+66	145 723	242 881	+67

Die unteren Klassen der Großbetriebe zeigen demnach eine bedeutende Abnahme, die mittleren mit 201 bis 1000 beschäftigten Personen eine geringe Zunahme. Dagegen hatten die größten Betriebe mit mehr als 1000 Personen in Bezug auf ihre Zahl, sowie hinsichtlich des beschäftigten Personals einen großen Zuwachs zu verzeichnen. Bezeichnend ist dabei der Umstand, daß auf diese letzte Größenklasse im Jahre 1895 circa 45 Prozent der Gesammtzahl im Bergbau 2c. Erwerbsthätiger gegen circa 34 Prozent im Jahre 1882 entfielen.

Die gleichen Entwicklungstendenzen lassen sich innerhalb der Industrie der Steine und Erden nachweisen. Die Zahl der Alleinbetriebe verminderte sich hier von circa 14200 auf circa 10600, d. h. um etwa 25 Prozent. Auch die Hauptbetriebe mit Gehilfen oder Motoren weisen eine Abnahme von circa 38782 auf circa 37656 auf. Innerhalb einzelner Größenklassen der Gehilfenbetriebe waren nachstehende Veränderungen zu verzeichnen:

Größenklassen	Betriebe 1882	Betriebe 1895	Betriebe Zu- oder Abnahme in Prozent	Personen 1882	Personen 1895	Personen Zu- oder Abnahme in Prozent
Bis 5 Personen	26 989	20 922	— 24	75 430	69 635	— 21
Mit 6 bis 50 Personen .	10 938	13 804	+ 36	143 995	237 530	+ 65
Mit mehr als 50 Personen	875	1 930	+121	115 559	249 548	+116

Auch hier wie im Bergbau zeigen die Kleinbetriebe also eine beträchtliche Abnahme. In Folge dessen stieg die Durchschnittszahl der auf einen Hauptbetrieb dieser Gruppe entfallenden Erwerbsthätigen von circa 6,6 im Jahre 1882 auf circa 11,6 im Jahre 1895, d. h. um etwa 76 Prozent. Wichtig ist ferner der Umstand, daß, während noch 1882 der absolut wie relativ größte Theil der Erwerbsthätigen in den Mittelbetrieben beschäftigt war, 1895 die erste Stelle in dieser Hinsicht dem Großbetrieb mit mehr als 50 beschäftigten Personen gehörte. Hervorzuheben ist ferner, daß 1882 in dieser Gewerbegruppe nur 116 resp. 4 Großbetriebe mit mehr als 200 bezw. 1000 Personen gezählt wurden gegen 244 bezw. 10 im Jahre 1895.

Noch interessanter als in den bereits besprochenen Gruppen gestalten sich die Ergebnisse in der Gewerbegruppe Metallverarbeitung. Auch hier weisen die Alleinbetriebe, sowie die kleinen Gehilfenbetriebe mit weniger als 6 Gehilfen

eine sehr beträchtliche Abnahme auf. Die Zahl der Alleinhauptbetriebe sank nämlich von circa 67 200 auf circa 57 500, die der kleinen Gehilfenbetriebe von circa 89 700 auf circa 87 500. Dagegen war in den übrigen Größenklassen, wie aus der nachstehenden Uebersicht zu ersehen ist, eine Zunahme der Zahl der Betriebe zu verzeichnen. Es wurden nämlich in dieser Gewerbegruppe gezählt:

Größenklassen	Hauptbetriebe			Personen		
	1882	1895	Zunahme in Prozent	1882	1895	Zunahme in Prozent
Mit 6 bis 10 Personen	3961	7341	85	28 522	53 394	87
„ 11 „ 50 „	2675	7847	81	57 353	104 110	82
„ 51 „ 200 „	609	1210	99	54 664	111 773	105
„ 201 „ 1000 „	91	203	129	29 430	72 335	179
„ mehr als 1000 „	1	8		1 081	12 861	

Die größten Betriebe weisen auch hier die bedeutendste relative Zunahme auf. Hervorzuheben ist aber hier der Umstand, daß, während die mittleren Betriebe, sofern das darin beschäftigte Personal in Betracht kommt, den alten Durchschnittsumfang bewahrten, die größten Betriebe auch in dieser Hinsicht einen gewaltigen Fortschritt zu verzeichnen hatten. Die Durchschnittszahl der beschäftigten Personen in der Größenklasse mit mehr als 200 Erwerbsthätigen ist nämlich von circa 332 auf circa 404, d. h. um etwa 22 Prozent, gestiegen. Dementsprechend stieg auch der Antheil der in den Betrieben mit mehr als 50 Personen Erwerbsthätigen von circa 50 Prozent aller in Mittel- und Großbetrieben Beschäftigten im Jahre 1882 auf circa 56 Prozent im Jahre 1895.

Die nächste Gewerbegruppe, die eine besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Industrie der Maschinen und Instrumente. Die Zahl der Alleinbetriebe hat sich hier von circa 44 900 auf circa 45 100, die der Betriebe mit weniger als 6 Personen von circa 32 700 auf circa 34 300 vermehrt.[1] Dieser äußerst unbedeutenden Zunahme der Kleinbetriebe steht auch hier ein überaus rascher Zuwachs der Großbetriebe gegenüber.

Größenklassen	Betriebe			Personen		
	1882	1895	Zunahme in Prozent	1882	1895	Zunahme in Prozent
Mit 6 bis 10 Personen	2073	3090	49	15 333	23 311	52
„ 11 „ 50 „	2280	3808	67	50 876	86 753	70
„ 51 „ 200 „	670	1217	81	62 344	115 614	85
„ 201 „ 1000 „	209	369	83	83 659	146 849	119
„ mehr als 1000 „	15	42		20 536	81 227	

Der Zuwachs an Betrieben und Personal hielt demnach gleichen Schritt mit der Zunahme des Durchschnittsumfangs der Betriebe. Desgleichen zeichnet sich auch diese Gewerbegruppe dadurch aus, daß, während die Durchschnittszahl der auf einen Betrieb entfallenden Personen bei den Klein- und Mittelbetrieben ziemlich unverändert blieb, sich bei den Großbetrieben in dieser Hinsicht eine erhebliche Zunahme ergab. In der Größenklasse mit mehr als 200 Personen ent-

[1] An Personal wurden in der zuletzt genannten Größenklasse im Jahre 1882 circa 78 400, im Jahre 1895 circa 83 800 Personen gezählt.

fielen z. B. auf einen Betrieb im Durchschnitt circa 465 Personen im Jahre 1882 gegen circa 555 im Jahre 1895. Von der Gesammtzahl der in dieser Gruppe Erwerbsthätigen waren ferner in den Kleinbetrieben (mit weniger als 6 Personen) 22 Prozent, in den Mittelbetrieben (mit 6 bis 50 Personen) circa 19, in den Großbetrieben (mit mehr als 50 Personen) dagegen circa 59 Prozent beschäftigt. Mit anderen Worten, die 1627 Großbetriebe zählten etwa drei Fünftel, die mehr als 86000 Klein- und Mittelbetriebe circa zwei Fünftel der Gesammtzahl der in dieser Gruppe Erwerbsthätigen.

Das Gleiche läßt sich von der chemischen Industrie berichten. Die Zahl der Alleinbetriebe bezifferte sich hier auf 3014 im Jahre 1882 gegen 3085 im Jahre 1895. An Betrieben mit weniger als 6 Personen wurden ermittelt 4640 resp. 5143 mit 12455 bezw. 15037 darin beschäftigten Personen. In den übrigen Größenklassen gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen:

Größenklassen	Betriebe			Personen		
	1882	1895	Zunahme in Prozent	1882	1895	Zunahme in Prozent
Mit 6 bis 10 Personen	618	942	52	4 491	6 785	51
" 11 " 50 "	671	839	26	15 244	19 208	26
" 51 " 200 "	210	295	40	20 155	28 200	40
" 201 " 1000 "	36	74	113	12 615	28 365	162
" mehr als 1000 "	2	7		3 803	14 551	

Auch in dieser Gewerbegruppe hatten demnach die größten Betriebe den größten Zuwachs. Das Nämliche ist hinsichtlich der Vertheilung des Personals auf einzelne Größenklassen zu berichten. Von der Gesammtzahl der in dieser Gruppe Erwerbsthätigen entfielen auf die Betriebe:

	1882	1895
Mit weniger als 6 Personen . .	21,5 Prozent	15,7 Prozent
Mit 6 bis 50 Personen	27,5 "	22,6 "
Mit mehr als 50 Personen . .	51,0 "	61,7 "
	100,0 Prozent	100,0 Prozent

Man sieht: Der Antheil der Klein- und Mittelbetriebe hat sich auch hier beträchtlich vermindert, während die Großbetriebe sich einer gewaltigen Zunahme erfreuten.

Aehnliche Entwicklungstendenzen lassen sich für das polygraphische Gewerbe feststellen. An Alleinbetrieben wurden hier zwar 2951 bezw. 3912, an Kleinbetrieben 3940 bezw. 5644 ermittelt. Ihr Antheil an der Gesammtzahl der Erwerbsthätigen sank aber von circa 21,1 auf 16,4 Prozent. Die Zahlen für die übrigen Größenklassen sind in nachstehender Uebersicht zusammengestellt:

Größenklassen	Betriebe			Personen		
	1882	1895	Zunahme in Prozent	1882	1895	Zunahme in Prozent
Mit 6 bis 10 Personen	1297	2079	60	9 809	15 717	60
" 11 " 50 "	1238	2135	37	26 054	45 321	74
" 51 " 200 "	175	386	121	15 825	33 013	109
" 201 " 1000 "	11	36	236	3 535	11 514	263
" mehr als 1000 "	—	1		—	1 341	

Auch im polygraphischen Gewerbe hatten demnach die Großbetriebe die größte prozentuale Zunahme zu verzeichnen. Dementsprechend stieg ihr Antheil an der Gesammtzahl der in dieser Gewerbegruppe Erwerbsthätigen von circa 27,7 auf circa 35,9 Prozent, während der Antheil der Klein- und Mittelbetriebe von 21,1 auf 16,4 bezw. von 51,2 auf 47,7 Prozent fiel.

Und nun kommen wir zu einer Gewerbegruppe, in der nicht nur eine rasche Konzentration, sondern auch eine rasche Zentralisation des Kapitals deutlich zu Tage tritt. Wir meinen die Textilindustrie, in der die Zahl der Alleinbetriebe von circa 263600 auf circa 148500, d. h. um circa 44 Prozent, die Zahl der Betriebe mit weniger als 6 Gehilfen von 70400 auf 44800, d. h. um circa 36 Prozent, gefallen ist. Für die übrigen Größenklassen gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen:

Größenklassen	Betriebe			Personen		
	1882	1895	Zu- oder Abnahme in Prozent	1882	1895	Zu- oder Abnahme in Prozent
Mit 6 bis 10 Personen	3912	3586	— 8	28 874	27 151	— 6
„ 11 „ 50 „	4394	5088	+16	100 728	120 326	+19
„ 51 „ 200 „	1668	2427	+45	160 790	237 283	+48
„ 201 „ 1000 „	451	801	+79	167 935	307 539	+87
„ mehr als 1000 „	15	32		18 983	42 777	

In dieser Gewerbegruppe haben also auch die Mittelbetriebe mit 6 bis 10 Personen eine beträchtliche Abnahme erlitten, während bei den übrigen Größenklassen sich eine mit der Steigerung des Durchschnittsumfangs der Betriebe wachsende Zunahme bemerkbar macht. Dieser Entwicklungsgang tritt noch deutlicher hervor, wenn man den Antheil einzelner Größenklassen an dem Gesammtpersonal der Gewerbegruppe in Betracht zieht.

Dieser betrug für Betriebe

	1882	1895
Mit weniger als 6 Personen . .	47,5 Prozent	26,0 Prozent
Mit 6 bis 50 Personen	14,2 „	14,8 „
Mit mehr als 50 Personen . .	38,3 „	59,2 „
	100,0 Prozent	100,0 Prozent

Im kurzen dreizehnjährigen Zeitraum von 1882 bis 1895 ist demnach der Personalantheil dieser Großbetriebe von circa zwei Fünftel auf etwa drei Fünftel gestiegen.

Soviel über die wichtigeren Gewerbegruppen.

In einem weiteren Artikel werden wir kurz der übrigen Gruppen gedenken und dann die Vertheilung der Industrien auf verschiedene Länder, die Vertheilung der Motorkräfte auf einzelne Industriezweige, die Verbreitung der Frauenarbeit und dergleichen mehr besprechen. Im Anschluß daran sollen die Ergebnisse der letzten Reichstagswahl im Zusammenhang mit den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbezählung erörtert werden. Daraus werden sich vielleicht gewisse Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage ergeben, ob unsere alte Taktik beizubehalten oder abzuändern ist.

Die Krankenversicherung in Deutschland.

Von Eduard Gräf.

(Schluß.)

Die Betriebskrankenkassen.

Das Krankenversicherungsgesetz gestattet Arbeitgebern, welche an den verhaßten Beiträgen zur Sozialreform sparen wollen oder auch mit der am Orte befindlichen Ortskrankenkasse 2c. nicht mehr zufrieden sind, sich eine „eigene Kasse“ zu gründen. Die Genehmigung der Behörden dazu ist bald gefunden, wenn man den Beweis erbracht, daß die Schaar der künftigen Kassenmitglieder mehr als fünfzig beträgt. Sie, die Arbeiter selbst etwa um ihre Meinung oder gar Zustimmung zu fragen, hat der gute Mann gar nicht nöthig. Der Wille der Fabrikpaschas ist hier maßgebend, einzig und allein, und dies wirft schon seinen Schein auf die zu gründende Fabrikkasse.

Ist bei vollzogener Gründung der Kasse auch jeder Arbeiter der Fabrik, sofern er nicht freiwillig sich in einer Hilfskasse selbst versichert hat, verpflichtet, der Kasse anzugehören, so hat es der Arbeitgeber doch jederzeit in der Hand, sich vor „Ausbeutung“ seiner Kasse, für deren Vermögen er haftet, zu schützen. Er hat es noch leichter, chronisch Kranke abzuhalten. Können sich die freien Hilfskassen auch sehr durch das sorgsam ausgefertigte ärztliche Attest schützen, so müssen sie wohl oder übel die während ihrer Mitgliedschaft Erkrankten unterstützen, wenn diese ihre Beiträge pünktlich laut Statut bezahlen und ihren Ausschluß aus der Kasse verhüten. Der „Besitzer“ einer Betriebskasse hat letzteres gar nicht nöthig! Die Mitgliedschaft zur Kasse ist hier einzig und allein nur vom Arbeitsverhältniß abhängig; also ist er in der glücklichen Lage, doppelt sich schützen zu können. Vor Eintritt in die Fabrik wird der Arbeitswillige untersucht, oftmals nackt, wie bei einer militärischen Musterung, d. h. wenn er, wie es bei den modernen Betrieben üblich, die erste Untersuchung über seine politische oder gewerkschaftliche Zugehörigkeit glücklich überstanden hat, die nachgeschlagenen schwarzen Listen seinen Namen nicht enthalten. Wo man dies aus „Noblesse“ unterläßt, genügt auch oft schon ein Blick ins Gesicht des Meldenden, um zu erkennen, ob er „für den Betrieb tauglich ist“! Die Lohnbücher, sowie die Krankenkassenjournale weisen weiter nach, wie lange der Erkrankte „gefehlt hat“, die Arbeit versäumte, somit den Profit geschmälert und die „Gelder der Betriebskasse geschluckt“ hat!

Braucht man diesen „theuren“ Arbeiter überhaupt zu beschäftigen? Das große Angebot von Arbeitskräften gestattet den modern geleiteten Betrieben, sorgfältig Auswahl zu treffen, und wie leicht ist ein Grund zur Entlassung des „Lästigen“ gefunden, die Krankheit als Grund braucht ja gar nicht erwähnt zu werden. Der Entlassene ist dann für die Ortskrankenkasse am Orte gut genug, wenn er auch jahrelang seine Beiträge zur Kasse seines ehemaligen „Brotherrn“ gezahlt oder sich in dessen, allen sanitären Anforderungen natürlich entsprechenden Fabrikräumen die tückische Krankheit erst zugezogen hat. Der erwerbsfähige Kranke hat meist, wenn er den Fabrikarzt in Anspruch nehmen will, die Erlaubniß dazu im Bureau der Fabrik einzuholen, in welchem natürlich auch die „Verwaltung“ der Betriebskasse ihren Sitz hat. Auch das seitens aller anderen Kassenarten den Arbeitgebern, überhaupt Dritten gegenüber sorgsam gehütete Geheimniß der Krankheitsart des Patienten existirt hier nicht. Der oder die Fabrikärzte berichten lakonisch, nicht dem Arbeitgeber als solchem, sondern der Kassenverwaltung die Art der Krankheit, was zur Folge hat, daß in unzähligen Fällen, es brauchen noch gar keine Fälle von Geschlechtskrankheiten zu sein, der Erkrankte sich „privat“ behandeln läßt. Dann spart die Betriebskasse Medikamente und Heilmittel, außer der ärztlichen Hilfe, sofern dieselbe nicht nach Pauschalen berechnet ist. Daher auch die „billigen“ Betriebskassen!

Auf ihre Verwaltung kann der Arbeiter, trotzdem ihm, wie bei den Ortskrankenkassen, gesetzlich die Zweidrittelmajorität im Kassenvorstand, sowie in der Generalversammlung gewahrt ist, keinerlei Einfluß ausüben. In den meisten Fällen ist der Prokurist der Firma der „umsichtige" Vorsitzende der Betriebskasse und Schmarotzer bilden die „Vertreter" der Arbeitermitglieder. Wer wird in „modern geleiteten" Betrieben sich in Generalversammlungen der Kasse den „Mund verbrennen"?

Der Ausbau der Kasse hängt vom Willen des „Herrn der Fabrik" ab und damit basta! Die Arbeiter spielen die Statisten! Was nützt da die gesetzlich garantirte Vertretung, wenn durch Maueranschlag alles geregelt wird, was nützt schließlich das schön ausgeschmückte Statut und alle gerühmten Vortheile einer solchen Kasse, wenn dem Arbeiter im Falle der Noth mit der Entlassung alle Ansprüche geraubt werden! Kann da ein vernünftiger Arbeiter ein großes Interesse an dem Ausbau einer solchen Kasse überhaupt haben? Nein! Der Jubel kurzsichtiger Arbeiter, wenn ihr Arbeitgeber eine „billigere" Betriebskasse plant, wird langsam verhallen, sobald eine solche Kasse mal richtig in Funktion tritt! Es geht hier meist gerade so, wie mit den vielgepriesenen Arbeiterausschüssen in den Fabriken, sie sehen sich schön auf dem Papier an!

Die Innungskrankenkassen.

Hat man es bei den Betriebskassen meist mit protzenhaften Großindustriellen zu thun, so sind die „Macher" einer Innungskasse jene Kleinmeister, die alle Großindustrie wüthend hassen, jedoch gar zu gerne auch deren Macht auf dem Waarenmarkt haben möchten. Der „todte Körper" der Innung, das glorreiche, historische Kostüm des organisirten Kleinhandwerks soll durch Errichtung von Krankenkassen wieder etwas galvanisch belebt werden, um ihr wieder etwas Bewegungskraft zu geben. Und wie die Innungen selbst, so auch ihre Kassen! Der alte Geldbeutel der Innung haftet auch für die Krankenkasse und nach ihm müssen sich auch alle Reformvorschläge richten, die etwa seitens der Generalversammlung der Kasse gestellt werden. Beschließt die Majorität der „Gesellen" eine Verbesserung, dann hat erst der hohe „Senat" oder das „Herrenhaus" der Innungsmeister selbst darüber zu bestimmen, ob der Beschluß auch „gesund" für die Kasse, d. h. beider Kassen ist. Eine lebhafte Betheiligung der in der Kasse versicherten Arbeiter wird sich stets als zwecklos oder als gefährlich für das Arbeitsverhältniß selbst erweisen, dessen Lösung auch den Austritt aus der Kasse zur Folge hat, wenn der neue Meister nicht Mitglied der Innung ist. Da fast überall die Innungsmeister nur einen Bruchtheil der Kleinmeister am Orte bilden, so treten auch alle Kranke früher oder später doch zur Ortskrankenkasse über.

Die Gemeindekrankenversicherung.

Die rückständigste aller Kassenarten ist entschieden die Gemeindekrankenkasse. Sie ist eigentlich gar keine Krankenkasse, sondern eine kommunale Einrichtung, die weit hinter den organisirten Kassen zurückbleibt. Die Verwaltung der Kasse liegt ausschließlich in den Händen der Gemeinde, die Mitglieder, wie Arbeitgeber, welche doch die Beiträge leisten, haben keinerlei Antheil an der Verwaltung selbst. Man kennt daher keine Wahl von Generalversammlungsvertretern oder Vorstandsmitgliedern; denn Generalversammlungen, in welchen der Vorstand über seine Thätigkeit im verflossenen Geschäftsjahr Rechenschaft ablegen muß, giebt es einfach nicht. Nur die Jahresabschlüsse werden veröffentlicht.

Die Gemeinden haben aber dafür auch alle persönlichen und sachlichen Verwaltungsausgaben gratis zu stellen und haben Vorschüsse in Baar zu gewähren, wenn die so niedrigen Beiträge nicht ausreichen. Die Beiträge dürfen zwei Prozent des Lohnes nicht übersteigen, woraus sich von selbst schon die niedrigen Leistungen dieser Kassen ergeben. Die Unterstützung bleibt auf 13 Wochen Dauer beschränkt, wie folgende Tabelle zeigt:

Dauer der Krankenunterstützung in Wochen und prozentualen Verhältnissen der einzelnen Kassen, 1895.

	Gemeindekrankenversicherung	Ortskrankenkassen	Betriebskrankenkassen	Innungskrankenkassen	Eingeschriebene freie Hilfskassen	Landeskrankenkassen
Anzahl der Kassen	8449	4475	6770	545	1388	263
In Prozent . .	38,6	20,4	30,9	2,6	6,3	1,2
	Prozent	Prozent	Prozent	Prozent	Prozent	Prozent
Bis zur 13. Woche	99,94	81,9	68,5	77,6	46,2	29,3
13 bis 26 Wochen	0,06	15,7	23,8	20,7	35,7	33,5
26 „ 52 „	—	2,4	7,7	1,7	17,4	31,9
Ueber 52 „	—	—	—[1]	—	0,7	5,3

Das Krankengeld darf die Hälfte des ortsüblichen Tagelohns nicht übersteigen. Gemeindeversicherungen kennen auch keine Sterbegelder für die Hinterbliebenen der Kassenmitglieder, sowie keine Wöchnerinnenunterstützung; ebenso ist die Einführung einer obligatorischen Familienunterstützung für ärztliche Behandlung und Medikamente unzulässig. Erwerbslos gewordene Mitglieder haben auch nicht den Anspruch auf dreizehn Wochen Krankenunterstützung, wenn sie innerhalb der ersten drei Wochen nach dem Austritt erkranken, wie dies bei den übrigen Krankenkassen gesetzlich garantirt ist. Auch die Fortsetzung der Mitgliedschaft wird unzulässig, sobald der Ausgetretene das Gemeindegebiet verläßt. Leider ist die Zahl dieser Kassen noch sehr hoch, wie aus der Tabelle ersichtlich, 8449, was 38 Prozent aller Kassen Deutschlands ausmacht. Den Vogel schießt hierin der deutsche Bundesstaat Bayern ab, denn er hat 86,8 Prozent Gemeindekassen und nur 1,2 Prozent Ortskrankenkassen. Auch Hessen ist sehr stark in diesem Punkte. So hat als Unikum die Fabrikstadt Offenbach noch eine Gemeindeversicherung und keine Ortskrankenkasse. Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen müssen sich da mit der Hälfte des ortsüblichen Tagelohns begnügen, welcher in der höchsten Lohnklasse dem Arbeiter täglich 1,25 Mark Krankengeld gewährt. Hoffentlich fordert auch dort bald die organisirte Arbeiterschaft die Errichtung einer Ortskrankenkasse, deren Ausbau sie ihre ganze Aufmerksamkeit schenkt.

Vorschläge zur Verbesserung der Krankenversicherung.

1. Vor Allem sollte eine einheitliche Krankenversicherung für ganz Deutschland geschaffen werden, unter Wegfall der verschiedenen Kassenarten und verschiedenartigen Leistungen derselben; wie es auch einmal nach unserem Programmpunkt: „Uebernahme der ganzen Arbeiterversicherung durch den Staat", nicht anders sein kann. Eine zentralisirte Kasse für ganz Deutschland, die alle erwerbsthätigen Menschen als Mitglieder umfaßt, ohne Rücksicht auf den Gesundheitszustand, Alter und Geschlecht, würde dem sozialen Fortschritt eher genügen, als die bisherigen Kassenarten, und dabei könnte mit vereinigter Kraft etwas Ersprießliches geleistet werden. Es wäre der Kassenzwang nicht einseitig, sondern auch allgemein ausgedehnt! Kein Arbeitgeber könnte dann seine Arbeiter, trotz ihrer gesetzlich gewährten Zweidrittelvertretung zwingen, in Kassen einzutreten, die seine Laune oder Profitsucht geschaffen hat. Aber auch kein Arbeiter könnte sich dann mehr Kassen anschließen, die in Folge ihres Schutzes mittels Gesundheitsattestes 2c. billiger sind und dennoch mehr Leistungen aufweisen, als die dadurch geschädigte Zwangskasse am Orte, die aber immer zur Unterstützung noch gut genug ist, wenn man nach Jahren vielleicht seiner Mitgliedschaft zur Hilfskasse freiwillig oder unfreiwillig verlustig gegangen. Daß die Verschiedenartigkeit des Lohnes an den einzelnen Orten Deutschlands zur

[1] Zwei Betriebskrankenkassen.

Bildung einer zentralisirten Krankenversicherung kein Hinderniß sein kann, beweisen doch die vielen Zentralkassen Deutschlands, ferner auch die später geschaffene Invaliditäts- und Altersversicherung, die, wenn auch nur in große Kreise eingetheilt, mit ihrer Lohnklassenskala einen Schluß auf die Durchführbarkeit des Vorschlages ziehen läßt.

2. Ausdehnung der Versicherungspflicht auf alle Arbeiter und Arbeiterinnen, die im Lohnverhältniß stehen! Auch nach der Novelle von 1893 sind z. B. die Dienstboten und die in der Hausindustrie rc. beschäftigten Personen von der Versicherungspflicht ausgeschlossen. Als Gründe für die Nichtversicherung der Dienstboten wurde seinerzeit geltend gemacht, daß dadurch das seitherige „patriarchalische Verhältniß zwischen Dienstboten und Herrschaft in Frage gestellt würde“. Abgesehen davon, daß dieses Verhältniß gar nicht mehr existirt, im Falle der Erkrankung nicht die „Herrschaft“, sondern das arme Dienstmädchen mit ihren Spargroschen oder deren Heimathgemeinde aufkommt, hat man doch später bei Einführung der Invaliditäts- und Altersversicherung darauf keine Rücksicht genommen, das „schöne Verhältniß“ zu erhalten! Dienstboten haben ferner nur freies Logis, neben ihrem Lohne, so lange ihre Arbeitsfähigkeit besteht, im Falle ihrer Erkrankung muß sofort Hospitalpflege, die ganz erheblich theurer ist als Privatpflege, eintreten, da das Bett für die Nachfolgerin gebraucht wird. Sofort ist das ganze „patriarchalische Verhältniß“ zum Teufel! Auch die Kaufleute hat man nicht allgemein der Versicherungspflicht unterstellt, sondern es den Gemeinden überlassen, durch Ortsstatut darüber zu bestimmen. So ergiebt sich heute, daß in manchen Städten der junge Kaufmann der Versicherungspflicht unterworfen, in vielen aber als „Nichtarbeiter“ davon befreit ist.

3. Uebernahme der Unglücksfälle durch die zuständige Berufsgenossenschaft schon vom ersten Tage des Unfalls ab.

Jetzt werden die Berufsgenossenschaften ganz erheblich durch die Krankenkassen entlastet, da die Krankenkassen die Fürsorge für alle Unfälle zu übernehmen haben und nach der dreizehnten Woche erst die Berufsgenossenschaft sich anschickt, durch Bewilligung einer Rente helfend einzugreifen. Unfälle können meiner Ansicht nach nicht als Krankheiten im Sinne des Krankenversicherungsgesetzes betrachtet werden. An der richtigen Heilung einer Verletzung hat gerade die zuständige Berufsgenossenschaft das größte Interesse, um die Invalidität zu verhüten, die Rente zu sparen. Warum sollen nun dreizehn Wochen lang die Krankenkassen die Heilung eines Unfalls übernehmen? Dazu sollten doch die Berufsgenossenschaften geschaffen sein! Jetzt werden die meisten Unfälle vor der dreizehnten Woche geheilt und viele auch seitens der Kasse weiter verpflegt, da die mangelhafte Unfallversicherung nicht auf alle Berufe ausgedehnt ist. So wurden z. B. bei der Frankfurter Ortskrankenkasse im Jahre 1897 3195 Unfälle unterstützt,[1] wovon 3165 innerhalb der dreizehn Wochen geheilt wurden und nur dreißig Fälle der Berufsgenossenschaft als Unfälle „im Sinne des Unfallversicherungsgesetzes“ überwiesen wurden. Kein Wunder, wenn manche Berufsgenossenschaften so gute Geschäfte machen, ihre Verwaltungskosten höher sind, als die ausgezahlten Prämien oder Renten!

4. Unterstellung der Krankenversicherung unter das Reichsversicherungsamt; Schaffung von Fachinstanzen!

Jetzt entscheidet in Streitigkeiten zwischen Mitgliedern und Kasse der Magistratskommissar, dem die betreffende Kasse unterstellt ist. Eine einzige Person, welche meist die Ueberwachung der Versicherung im Nebenamt führt, entscheidet hier oft über Beschlüsse von zwölf bis achtzehn Vorstandsmitgliedern einer Kasse. Entscheidungen, welche nach dem Gesetz nicht endgiltig gefällt werden, können innerhalb vier Wochen im ordentlichen Rechtsweg angefochten werden. Der „ordentliche Rechtsweg“ führt zum Amts- bezw. Landgericht und findet schließlich beim Bezirksausschuß

[1] Davon waren 1216 Fälle mit Erwerbsfähigkeit und 1979 Fälle mit Erwerbsunfähigkeit verbunden.

oder Oberverwaltungsgericht seinen Abschluß. Nun ist das Versicherungswesen mit seinen Vielseitigkeiten und Umständlichkeiten beinahe eine Spezialwissenschaft geworden, jahrelanges Studium ist erforderlich, sich in all dem Material zurechtzufinden, wenn auch schon dickleibige Bücher darüber, Kommentare von Schicker oder Wöttke existiren. Einem Gerichtshof, der vielleicht eben über ein Verbrechen geurtheilt hat, wird nun eine Streitfrage aus dem Versicherungswesen vorgelegt, über die sich vielleicht die Kommentare der Kenner des Versicherungswesens selbst widersprechen. Ich erinnere nur an die verschiedenartigsten Entscheidungen der Gerichtshöfe, z. B. über „Gewährung von Zahnplomben"! Man schaffe Instanzen, in welchen Fachleute urtheilen, wie es jetzt schon annähernd in Unfall- oder Invaliditätsstreitigkeiten geschieht, so daß das Reichsversicherungsamt, welches doch für das ganze Versicherungswesen da sein sollte, sein Endurtheil fällt. Dann werden auch zum ersten Male einheitliche und für alle Kassen maßgebende Entscheidungen vorliegen, unzählige Streitigkeiten wären aus der Welt geschafft.

5. Aufhebung des § 3a des Krankenversicherungsgesetzes über Befreiung der Arbeiter von der Pflicht der Versicherung bei der Zwangskasse.

Es ist auch hier wiederum dem Arbeitgeber Gelegenheit geboten, die ganze Zwangsversicherung zu durchbrechen, indem ihm dieser Paragraph das Recht giebt, mit seinem Personal Befreiungsanträge an die zuständige Kasse zu stellen. Er muß sich nur verpflichten, im Falle der Erkrankung des „befreiten" Arbeiters ihm die in § 75 des Gesetzes vorgeschriebene freie ärztliche Hilfe, freie Medikamente und kleine Heilmittel 2c. zu gewähren, ferner nach § 6 des Gesetzes die Mindestleistung = 50 Prozent des ortsüblichen Tagelohns. Nicht einmal die Leistungen der Kasse am Orte, welche er umgeht, braucht er zu garantiren. Die ganze Bestimmung setzt voraus, daß der Arbeiter den Antrag stellt, der Prinzipal damit einverstanden ist. In Wirklichkeit stellen aber die Prinzipale die Anträge, die „Befreiten" erklären sich mit dem Handel einverstanden; zu ihrem eigenen Schaden. Der Chef erspart dabei die 1/3-Beiträge und alle „Scherereien" mit der Kasse. Arzt und Medikamente zahlt der Erkrankte meist selbst aus eigener Tasche, um dem gütigen Chef keine weiteren Unkosten zu machen, zu denen er doch laut Gesetz verpflichtet ist. Man hat es auch jederzeit in der Hand, chronisch Kranke zur Zwangskasse noch anzumelden, wenn sie „die Güte des Brotherrn" etwas zu stark in Anspruch nehmen müssen. Schließlich dauert die „Garantie" auch nur während der Dauer der Solvenz der Firma, es kann mancher Chef viel versprechen, was er aber nicht halten kann. Diese Befreiungsrechte müssen fallen, denn sie werden meist unfreiwillig in Anspruch genommen und schädigen den Befreiten, schließen ihn aus von der Wohlthat der Krankenversicherung. Auch die Invaliditäts- und Altersversicherung kennt keine Sonderrechte, alle sind da der Versicherungspflicht unterworfen.

6. Ermäßigung der Rücklage zum Reservefonds von 10 Prozent auf 5 Prozent.

Die meisten Kassen sind jetzt ängstlich darauf bedacht, die vorgeschriebenen 10 Prozent der Einnahmen auch zurücklegen zu können, häufen Hunderttausende und Millionen Mark an, die verzinslich auf Banken angelegt werden. Es soll dies eine Vorsorge für den Fall des Ausbruchs einer Epidemie sein. Wenn aber in Wirklichkeit Cholera oder Pest ausbrechen würden, dann würden auch die aufgestapelten Gelder gar bald aufgezehrt sein; sobald die Masse der Beitragszahler erkrankt ist, die Einnahmequelle versiegt. Statt Millionen hinzulegen, sollte man lieber an die Erhöhung der Leistungen denken, die Kranken der Gegenwart bedenken, für welche doch die Beiträge gezahlt werden. Eine Rücklage von 5 Prozent, was bei einer Einnahme von 1 Million Mark Beitrag zum Beispiel schon die hübsche Summe von 50000 Mark pro Jahr ausmacht, genügt reichlich. Im Falle einer Epidemie, wo die Funktion einer Kasse überhaupt in Frage gestellt, mag der Staat helfend eingreifen. Nicht jene Kassen sind die besten, welche den größten Reservefonds angesammelt haben und die niedrigsten Beiträge erheben, sondern nur jene, die, im Interesse der All-

gemeinheit wirkend, ihre Leistungen erhöhen, die erkrankten Mitglieder und deren Familien auch thatkräftig unterstützen.

Das Krankenversicherungsgesetz hat noch eine Menge Punkte den Kassen offen gelassen; zum Beispiel Einführung freier Arztwahl, Einführung obligatorischer Familienbehandlung, Spitalpflege und Behandlung Erkrankter in Rekonvaleszenten- oder Lungenheilanstalten. Hoffentlich kümmert sich bald allgemein die organisirte Arbeiterschaft aller Städte um die Zwangsversicherung, dieselbe im Interesse der Allgemeinheit auszubauen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches über die Gesundheitsgefährlichkeit des Bronzirens.

Von **Helene Simon.**

Erst verspätet wurde mir eine Nummer der „Grenzboten" (vom 23. Juni 1898) zugesandt, die unter „Maßgebliches und Unmaßgebliches" eine Bemängelung des von mir in der „Neuen Zeit" besprochenen englischen Kommissionsberichts von 1896[1] über die Gesundheitsgefährlichkeit sieben untersuchter Gewerbe, nebst Vorschlägen zur Abhilfe, enthält. Den Angriffspunkt bildet die erste von der Kommission behandelte Thätigkeit, das Bronziren in lithographischen Anstalten. Die gemäß dem Bericht damit verbundenen Gefahren erklärt Herr Th. Staehle (Gebrüder Klingenberg in Detmold) auf Grund seiner Erfahrungen als langjähriger Betriebsleiter für nicht vorhanden und beschuldigt die Kommission, ihren Bericht „in durchaus leichtfertiger Weise aufgestellt zu haben".

Es ist im Allgemeinen nicht die Gewohnheit englischer Staatskommissionen, leichtfertig vorzugehen; im vorliegenden Falle bürgen die Namen der Kommissionäre ebenso für die Gewissenhaftigkeit der Untersuchung, als für die intelligente Behandlung des Befundes.[2] Diese Berichterstatter sind streng sachliche Experten, deren Urtheil um so mehr ins Gewicht fällt, als sie durch kein Klasseninteresse bestimmt, der ihnen gestellten Aufgabe dienen. Es wäre ein Leichtes, eine direkte Entgegnung eines derselben zu veranlassen, aber es erscheint Angesichts des vorliegenden Materials als durchaus überflüssig. Der „leichtfertige" Bericht stützt sich auf eine genaue Prüfung des Arbeitsprozesses, auf die im Staatslaboratorium vorgenommene chemische Untersuchung des dabei eingeathmeten, Gesicht, Haare und Kleider bedeckenden Bronzestaubes, auf die Untersuchung von „zwanzig" Zeugen, auf ärztliche Aussagen, sowie auf Zeugenaussagen von Unternehmern, Werkführern und Arbeitern in „einundzwanzig" Fabriken.

Die Kommission betont ausdrücklich, daß sie sich in ihren Untersuchungen und Vorschlägen von der schuldigen Rücksicht auf die Lage der einschlägigen Gewerbe, sowohl hinsichtlich des Arbeitsmarktes als der ausländischen Konkurrenz, habe leiten lassen („have been guided by a due regard"), daß sie, soweit es möglich, Vorschläge vermieden habe, deren Verwirklichung Reibereien zwischen Unternehmern und gesetzgebenden und verwaltenden Körperschaften einerseits, zwischen Unternehmern und Arbeitern andererseits veranlassen könnten. „Die anempfohlenen Schutzmaßregeln, die weit davon entfernt sind, die Unternehmer schwer zu belasten, sind in der Mehrzahl der Fälle von den besten und vorsichtigsten Fabrikanten bereits eingeführt. Hinsichtlich der weniger zahlreichen Fälle, in denen sie fehlen, geben die Kommissio-

---

[1] Interim Report of the Departmental Committee appointed to inquire into and report upon certain miscellaneous dangerous trades. London 1896, Eyre & Spottiswoode; Preis 3½ Pence. Siehe auch die Besprechung des Berichts in dieser Zeitschrift Nr. 9, 1897/98.

[2] Der bekannte liberale Parlamentarier H. J. Tennant, Miß Abraham, damalige Oberinspektorin, Mrs. Tennant, Thomas Oliver, Arzt des königlichen Krankenhauses in Newcastle am Tyne, H. P. Smith, Fabrikinspektor.

näre nur ihrer Ueberzeugung Ausdruck, wenn sie sagen, daß ihre Vorschläge den Geboten der Vernunft und der Menschlichkeit entsprechen."

Es handelt sich im vorliegenden Falle um das Ausschmücken von Reklamebildern für die großen Häuser Ostindiens und der Kolonien, Tabakfirmen, Manufakturisten und Händler aller Art, Gratulations- und Einladungskarten, Schreibpapier zc. mit fast ausschließlich in Deutschland angefertigten Bronzearten von verschiedener Qualität und Farbe. Die feinste Bronze besteht durchschnittlich aus Kupfer und Zink mit etwa 0,12 Prozent Arsenik, während bei den silberfarbenen Bronzen Zinn und Antimon an Stelle des Kupfers treten.[1]

Nach einer Beschreibung des Arbeitsprozesses beim Bronziren mit der Hand, der die damit verbundenen Gefahren sehr einleuchtend macht, und mit der Maschine, wobei darauf hingewiesen ist, daß die Staubabsonderung bei der Maschinenarbeit, wenn die Maschine in gutem Zustand ist, gering, aber nicht ganz beseitigt ist,[2] sagt der Bericht über die mit der Arbeit verbundenen Gefahren Folgendes: Eine spezielle durch das Bronziren erzeugte Gewerbekrankheit ist nicht nachweisbar. Auf das Fehlen einer solchen speziellen Berufskrankheit (wie Schwindsucht bei Steinklopfern und Anderen, Bleierkrankungen in Bleiweißfabriken zc., Merkurialismus in Spiegelbeleganstalten, Phosphornekrose in Zündholzfabriken, die gelben Phosphor verwenden, Geistesstörung zc. in Gummiwaarenfabriken beim Vulkanisiren mit Schwefelkohlenstoff und Chlorschwefel zc.) ist vielleicht Herrn Staehles Angabe zurückzuführen, daß sich bei den von ihm beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen „seit vielen Jahren kein einziger Krankheitsfall ereignet hat, bei dem auch nur eine Vermuthung (!) auf Metallvergiftung bestanden hätte".

Hören wir darüber den englischen Bericht: „Die Kommission hat Mädchen, Frauen und Knaben buchstäblich mit Bronzestaub überdeckt gesehen (literally covered with this dust), die angaben, daß er sich ihnen den Hals entlang und unter die Kleider setzt, daß er die Haut reizt, daß sie an Kopfschmerz, Verdauungsstörung, üblem Geschmack, Appetitlosigkeit, äußerster Schläfrigkeit und Lethargie, Hautausschlägen, katarrhalischen Athmungsbeschwerden und allgemeinem Unbehagen leiden. Nach der Ansicht der Kommission sind diese Folgen nicht nur weit entfernt davon, überraschend zu sein, sondern genau den Umständen entsprechend, unter denen Metallvergiftung in irgend einer Form kaum vermeidlich erscheint" („under which it would be difficult to escape metallic poisoning in some form").

Die Ansicht der Kommission wird unterstützt durch den sehr tüchtigen Bericht des Fabrikinspektors Archibald Newlands (2. März 1895), in dem er sagt: Ich habe mehrere Arbeiter gesehen, die durch die Aufnahme von Kupfer in ihren Organismus in etwas angegriffen waren (suffering slightly from the effects of copper in their

[1] Siehe Appendix III, wo die Ergebnisse der Untersuchung mehrerer eingesandter Bronzeproben durch das Regierungslaboratorium mitgetheilt sind.

[2] Mit wenigen Ausnahmen fand die Kommission die Luft von dem einschlägigen Staube erfüllt („the atmosphere heavily charged with the fine powder in suspension"). Es ist ja möglich, daß die Fabriken des Herrn Staehle und der ihm bekannten Firmen zu diesen Ausnahmen gehören; ohne die mindeste Verdächtigung aussprechen zu wollen, giebt es aber leider auch andere Möglichkeiten; ich erinnere nur an den Fall Bryant & May in London, der jüngst so viel Staub aufgewirbelt hat. In den „Amtlichen Mittheilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten" für 1896 heißt es Seite 547 über Maßregeln zum Schutze der in Bronziranstalten beschäftigten Arbeiter gegen den Bronzestaub (aus Berlin-Charlottenburg): „Es ist dafür gesorgt, daß den Arbeitern Respiratoren oder Mundmasken geliefert und daß ihnen Umkleideräume und Waschgelegenheit angewiesen werden. Auch ist im letzten Jahre hier ein vollkommen gelungener Versuch mit einer Bronzirmaschine gemacht worden. Es ist zu hoffen, daß diese Maschine die stauberzeugende Arbeit des Aufreibens der Bronze mit der Hand allmälig verdrängen wird."

Leider muß ich hier auf die Beibringung weiteren deutschen Materials für die Gesundheitsgefährlichkeit der einschlägigen Industrie verzichten, weil ich die gewerbehygienischen Werke augenblicklich nicht zur Hand habe.

system). Die Wirkung bei der Aufnahme größerer Quantitäten, wie sie bei Personen zu erwarten ist, die längere Zeit in einer bronzegeschwängerten Atmosphäre athmen, sind schwere Brechdurchfälle" (severe diarrhoea, vomiting and violent nausea).[1]

Vielleicht, führt der Bericht aus, ist die Wiedergabe eines besonderen Falles lehrreicher als Verallgemeinerungen. „A. B., ein bis dahin gesundes, kräftiges fünfzehnjähriges Mädchen, arbeitete während etwa elf Monaten für eine kleine Glasgower Firma. Nach zwei- oder dreimonatlicher Thätigkeit fühlte sie sich unwohl, nachdem sie nach Aussage ihrer Mutter schon vorher viel Zeit verloren hatte, weil sie zwei- bis dreimal wöchentlich wegen Schwindel und Uebelkeit die Arbeit verlassen und nach Hause kommen mußte. Schließlich erkrankte sie ernstlich; ihr Gesicht bedeckte sich mit Ausschlag und sie war genöthigt, den Arzt zu konsultiren; er erklärte, daß ihr Leiden von ihrer Arbeit herrühre, die sie aufgeben müsse. Der Werkführer, den man von der Ansicht des Arztes unterrichtete, schien (mit dem Gewährsmann von „Maßgeblichem und Unmaßgeblichem"[2]) Bronzestaub für unschädlich zu halten; er versicherte, in seinem Leben mehr davon verschluckt zu haben, als das Mädchen je gesehen habe, diskreditirte ihre Angaben und verweigerte ihr den erbetenen Respirator. Der von der Kommission befragte Arzt sagte aus, daß sie an schwerem Gesichtsekzem, Nase-, Mandel- und Halsentzündung gelitten habe. . . ." Nach übereinstimmender ärztlicher Ansicht verursacht das Einathmen von Staub, besonders Metallstaub, nicht nur örtliche Gesundheitsstörungen, sondern schädigt die Konstitution überhaupt.[3]

Dem objektiven Beurtheiler wird es ein Leichtes sein, im vorliegenden Falle zwischen „Maßgeblichem und Unmaßgeblichem" zu unterscheiden.

Literarische Rundschau.

Juan José Morato Caldeiro, **Notas para la Historia de los Modos de Producción en Espana.** Madrid 1897, L. Parra y M. Torres. (Auch zu beziehen durch die Administration des sozialistischen Zentralorgans „El Socialista", Espíritu Santo, 18, 2°, Madrid.) 182 S.

Die junge sozialistische Literatur Spaniens beschränkte sich bisher fast ausschließlich auf Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen; erst neuerdings tritt das Bestreben hervor, der spanischen Arbeiterschaft eigene Untersuchungen über die politischen und sozialen Verhältnisse Spaniens zu bieten. Zu den ersten Versuchen auf diesem Gebiet gehören die vorliegenden „Beiträge zur Geschichte der Produktionsformen in Spanien" von Juan José Morato. Das Buch ist speziell für den intelligenteren Theil der spanischen Arbeiter berechnet. Der Verfasser macht keinen Anspruch darauf, eine komplete Wirthschaftsgeschichte oder auch nur die Quintessenz einer solchen gegeben zu haben; er will seine Schrift lediglich als eine Serie von Aufzeichnungen aufgefaßt wissen, „ohne anderen Anspruch als den, zu einer besseren Einsicht in die Geschichte beizutragen und einen kurzen Ueberblick über die ökonomische Entwicklung Spaniens zu bieten". Dennoch wird selbst der, welcher sich eingehender mit der spanischen Geschichte beschäftigt hat, das kleine Werk nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. Nicht nur weil Morato in einzelnen Partien ein gutgesichtetes Material von alten Verordnungen, Gesetzesbestimmungen, Zunftsatzungen 2c.

[1] Ueber Anschwellung der Nasenschleimhäute bei Einathmung von Bronzestaub verweist der Bericht auf Albrecht, Handbuch der praktischen Gewerbehygiene, Berlin 1896, S. 87.

[2] Er bemerkt noch besonders, daß den mit Bronziren beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen keinerlei Mittel gegeben wird, das der Einwirkung der Bronze entgegen wirken soll, ferner daß die Leute die allerdings vorhandenen Respirationsapparate niemals benützen. Siehe „Grenzboten" vom 23. Juni 1898.

[3] Für die anempfohlenen Vorbeugungsmaßregeln siehe den Bericht und die Besprechung desselben in dieser Zeitschrift wie oben.

beibringt, sondern vor Allem wegen der vorurtheilslos-kritischen, eigenartigen Behandlung seines Stoffes. Mehr noch wie die Historik irgend eines anderen europäischen Kulturlandes steht die spanische Geschichtschreibung unter dem Einfluß von allerlei überkommenen Traditionen und Prinzipien. Der spanische Historiker gewöhnlichen Schlages geht von vornherein mit dem bestimmten Vorsatz an sein Werk, in der Geschichte seines Landes die Bestätigung der Nützlichkeit bestimmter politischer Theorien oder Prinzipien zu finden, um dann daran, je nach seinem Standpunkt, die Berechtigung des Monarchismus oder Republikanismus, der Volkssouveränetät, des Liberalismus, Klerikalismus ꝛc. ꝛc. demonstriren zu können. Die Spezies „Janssen" ist unter den spanischen Geschichtschreibern sehr zahlreich vertreten.

Von solcher Beurtheilung geschichtlicher Vorgänge nach unterlegten Prinzipien hält Morato sich frei; er will sie aus der „Vida intima", aus den inneren Lebensverhältnissen, den ökonomischen Lebensbedingungen des Volkes heraus beurtheilt wissen. Das ist nun zwar Morato selbst nicht immer, aber doch häufig gelungen. Obgleich er nicht direkt von der materialistischen Geschichtsauffassung ausgeht, gelangt er doch durchgehends zu einer Auffassung der Kausalzusammenhänge in ihrem Sinne. Besonders seine Ausführungen über die Ursachen der Verschiedenheit des Lehnswesens in Spanien und anderen europäischen Ländern, sowie über die frühzeitige Ausgestaltung der städtischen Gerechtsame in Spanien sind trotz ihrer Kürze mustergiltige Beispiele einer durchaus realistischen Geschichtsbetrachtung.

Der Verfasser theilt die wirthschaftliche Geschichte Spaniens in vier Abschnitte: in die Periode des primitiven Kommunismus, der Sklaverei, der Hörigkeit (des Frohnwesens in seinen verschiedenen Formen) und des modernen Lohnsystems. Die beiden ersten Abschnitte sind, ebenso wie der letzte, im Vergleich zum dritten sehr kurz behandelt. Die Geschichte der Hörigkeitsperiode, die Morato von der Invasion der Gothen bis zur Entstehung der modernen Industrie rechnet, füllt über zwei Drittel des Buches und steht auch qualitativ entschieden höher wie die drei anderen Theile. Meines Erachtens ist diese knappe Behandlung der älteren Partien der spanischen Wirthschaftsgeschichte durchaus gerechtfertigt. Es würde sogar nichts geschadet haben, wenn die vorrömische Zeit ganz unberücksichtigt geblieben wäre; denn was wir über die ältesten Ackerbauformen, den Einfluß der Phönizier, Griechen, Karthager ꝛc. wissen, das ist alles so ungenau, so unsicher und lückenhaft, daß es uns doch keinen eigentlichen Einblick in die damaligen Zustände ermöglicht. Dafür hätte dann die Agrarverfassung der Gothen gerne etwas ausführlicher behandelt werden können. Am eingehendsten ist die Zeit der Rekonquista, der Zurückeroberung des Landes von den Mauren, und der Einfluß dieses fortgesetzten Kampfes auf die Entwicklung des Lehnswesens, der Städte- und Zunftverfassung dargelegt. Auch die Wirthschaftspolitik Isabellas, Karls I. (als deutscher Kaiser Karl V.) und Philipps II. wird ziemlich ausführlich charakterisirt. Dabei nimmt Morato nirgends Anstand, wo seine Untersuchungen ihm andere Motive zeigen, sich zu heute allgemein verbreiteten Anschauungen der spanischen Geschichtschreiber in bewußten Widerspruch zu setzen. Während z. B. die spanische Geschichtschreibung durchweg in dem Kampfe gegen die Maurenherrschaft einen Ausfluß mittelalterlicher Glaubensbegeisterung sieht, findet Morato, daß der Ruf „Santiago cierra Espana", mit dem die Spanier gegen die Mauren in die Schlacht zogen, eine „Portion niedriger Leidenschaften" deckt und faßt seine Ansicht über die eigentlichen Motive in den Satz zusammen: „Die Rekonquista war für die Könige ein Mittel, den Adel sich zu verbinden und ihr Gebiet zu erweitern; für den Adel, Besitzungen, Reichthümer, Ehren und Hörige zu erwerben; für die Stadtbürger wie auch für die Hörigen, Unabhängigkeit und Abgabenfreiheit zu erlangen." Ebenso unabhängig steht er auch der liberalen Richtung gegenüber, der die spanische Städterevolution zu Anfang der Regierungszeit Karls V. als eine bürgerlich-freiheitliche Bewegung gilt. „Der Aufstand der Comunidades", sagt er, „hat sehr viel Sympathisches, dennoch war er im Grunde genommen eine rückschrittliche Bewegung. Für die Konstituirung der Nationalitäten wie für die Entwicklung des Bürgerthums war die absolutistische Monarchie zur

Nothwendigkeit geworden und jede Bewegung, welche die veraltete Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten trachtete, war eine reaktionäre Bewegung." Von einem treffenden Urtheil zeugen auch die Bemerkungen über die Germania in Valencia. Der ausgesprochene Klassencharakter der valencianischen Kämpfe im Gegensatz zu dem partikularistisch-ständischen Charakter der kastilianischen Erhebung wird darin scharf betont.

Deutschen Lesern mag es vielleicht einseitig scheinen, daß Morato in der Beurtheilung der Wirthschaftspolitik Karls V. (Karl I.) sich auf streng nationalen Standpunkt stellt. Nach meiner Ansicht aber ist dies für einen spanischen Wirthschaftshistoriker das einzig Richtige. Zur Beurtheilung der Gesammtpolitik Karls V. und seines Charakters mag es unerläßlich sein, seine Stellung als Herrscher über verschiedene Reiche mit verschiedenen wirthschaftlichen Interessen im Auge zu behalten; für die Wirthschaftsgeschichte Spaniens aber kommt nicht in Betracht, inwieweit er durch die ökonomische Lage dieses oder jenes seiner Reiche zu einem bestimmten Schritte gezwungen war, inwieweit er zu vermitteln suchen mußte — sondern ganz ausschließlich, inwieweit seine wirthschaftspolitischen Maßnahmen der ökonomischen Entwicklung Spaniens nützten. Dabei kann gerne zugestanden werden, daß der engherzige Protektionismus der werdenden spanischen Bourgeoisie, der die aufblühende Manufakturindustrie an eine Treibhausatmosphäre gewöhnte, später, als die enorme Einfuhr von Edelmetallen aus Amerika eine allgemeine Preissteigerung herbeiführte, vielleicht sehr wesentlich zum Verfall der spanischen Industrie beigetragen hat. Nur soll man uns nicht, wie das neuerdings von deutschen Wirthschaftshistorikern geschieht, einzureden versuchen, daß Karl in Folge seiner Vertrautheit mit dem niederländischen Wirthschaftssystem diese Wirkung gewissermaßen voraussah und durch solche bessere Erkenntniß zu seinem Widerstand gegen die hypermerkantilistischen Forderungen der Spanier bestimmt wurde. Was Karl zu seiner mehr freihändlerischen Haltung veranlaßte, war lediglich die Rücksicht auf den Handel der Niederlande, dem das spanische Absatzgebiet erhalten bleiben sollte.

Die im Verhältniß zum Umfang des kleinen Werkes ziemlich breite Darstellung einzelner Entwicklungsphasen des späteren Mittelalters bedingt, daß andere Partien des Buches nur kurz und flüchtig behandelt werden konnten. Für eine Schrift, die sich das Ziel gesteckt hat, einen möglichst vollständigen Ueberblick über die Gesammtentwicklung zu bieten, würde das ein Fehler sein; doch Morato will, wie schon gesagt, sein Buch nur als eine Vorstudie zur Wirthschaftsgeschichte Spaniens aufgefaßt wissen. Dagegen läßt sich ihm nicht der Vorwurf ersparen, daß er im Vergleich zur politisch-rechtlichen die volkswirthschaftlich-technische Seite der Entwicklung fast gar nicht beachtet hat: ein Mangel, der besonders in seinen Ausführungen über die „Wiedergeburt" der spanischen Manufakturindustrie im achtzehnten Jahrhundert hervortritt. Wir erhalten eine gute Uebersicht über die von den Bourbonen befolgte merkantilistische Wirthschaftspolitik, ihre Verordnungen und Gesetze; aber über den Umfang des industriellen Aufschwungs, über die Betriebsformen, die Rückwirkung der industriellen Bewegung auf die ökonomische Lage der verschiedenen Volksschichten, speziell auf die Lebensverhältnisse der Arbeiter, auf Handwerk und Handel, erfahren wir fast nichts. Dennoch bleibt Moratos Schrift eine Leistung, der man seine Anerkennung nicht versagen kann: eine populärwissenschaftliche Darstellung im besten Sinne des Wortes. Dazu trägt die sachliche Schreibweise des Verfassers wesentlich bei. Nichts von jenem deklamatorischen Pathos, jener gesuchten Schöngeisterei, die man so oft bei südlichen Autoren findet und die für den nüchterneren Nordländer recht häufig einen komischen Beigeschmack hat — klar und ruhig trägt der Verfasser seine Auffassungen vor. Zu bedauern bleibt nur, daß dem Buche alle genaueren Quellenangaben fehlen. Für den eigentlichen Zweck der Schrift, den intelligenteren spanischen Arbeiter in die Wirthschaftsgeschichte seines Landes einzuführen, mögen solche Quellenangaben ja überflüssig sein; aber die Benutzung der Schrift beim Studium wird dadurch sehr erschwert. Heinrich Cunow.

Feuilleton.

Alexander der Rattenfänger.

Von Dr. Richard Garnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Als ich mich einigermaßen von meiner Bestürzung erholt hatte, veranlaßte ich die genaue Durchforschung des Ladens, aber nichts kam zu Tage, als Kräuter und Medikamente. Und nun, heiliger Vater, was geruht Ihr zu entscheiden? Erwägt wohl — dieser Rattila mag der König der Ratten sein, oder auch Belzebub in Person."

Alexander VIII. erschien seinen Zeitgenossen vorwiegend in dem Lichte eines ehrwürdigen Fuchses, aber der Löwe war bei der Mischung seines Charakters keineswegs weggeblieben.

„Alle guten Geister mögen es verhüten", rief er, „daß ein Fürst und ein Papst vor der Gefahr zurückschreckte, welcher die Stirn zu bieten das Staatswohl erfordert. Ich will diesem Schwarzkünstler entgegentreten, diesem Kobold Rede stehen dicht unter der Nase seines verewigten Busenfreundes. Ich habe viele Vergehen auf dem Gewissen, aber eine innere Stimme sagt mir, daß der Himmel dies nicht als einen geeigneten Anlaß erachten wird, mir dieselben in Erinnerung zu bringen. Die Zeit drängt — ich gehe voraus, folgt, Kardinal Barbarigo, folget mir nach. Aber halt — wir dürfen nicht zeitliches und geistiges Rüstzeug außer Acht lassen."

Und nachdem er sich hastig mit einer Lampe, einem Schlüsselbund, einem Kruge mit Weihwasser und einem Handbuch für Beschwörungen versehen hatte, durchschritt der Papst eine geheime Thüre seines Gemaches, gefolgt von dem Kardinal, mit einer zweiten Lampe und einem entblößten Schwerte bewehrt, dem Hunde und den beiden Katzen — eifervolle, furchtlose Kämpen, den Kreuzfahrern gleich, die auszogen in das heilige Land zur Wiedereroberung des heiligen Grabes.

II.

Der Zauberer hatte Wort gehalten, nicht eine einzige Ratte sah und hörte man auf der Pilgerfahrt, welche sich für den heiligen Vater äußerst ermüdend erwies durch die Unzahl von Gängen, welche durchschritten, und Thüren, welche geöffnet werden mußten. Endlich standen die Wanderer vor dem Eingang des Appartemento Borgia.

„Eure Heiligkeit muß allein eintreten", ermahnte Kardinal Barbarigo mit sichtlichem Widerstreben.

„Erwartet meine Rückkehr", erwiderte der Papst in einem Tone größerer Zuversicht, als er thatsächlich zu fühlen vermochte, als nach langem Knarren und Kreischen die schwere wuchtige Thüre sich langsam in den Angeln bewegte und er in das undurchdringliche Dunkel hineinzagte. Die Außenluft strömte gierig herein, gleichsam als ob sie sich für den langjährigen Ausschluß schadlos halten wollte, fegte und strich über die Flamme der Lampe, deren flackernder Schein von den Wänden zu der Decke huschte und tanzte, während der gebrechliche Greis, erschöpft von der Wanderung, die er zurückgelegt, muthig weiter schwankte, ab und zu von einer geschlossenen Thüre aufgehalten, die er nur mit größter Anstrengung zu öffnen vermochte. Die Katzen hielten sich dicht an den Kardinal, der Hund begleitete anfänglich den Papst, aber winselte und heulte kläglich, als ob er ein Gespenst erblickte, so daß der Papst ihn fortwies....

Die vom Papste durchschrittenen Gemächer waren mit schönen Proben der Malkunst geschmückt, zumeist der heiligen Schrift entnommen, aber einige von dem frommen Pantheismus inspirirt, der alle Glauben versöhnt. Aber alle blieben dem Papste unsichtbar, der bei dem schwankenden Scheine seiner Lampe ebenso wenig Judäas Vermählung mit Aegypten auf der Freskowand wahrzunehmen vermochte, wie es ihm möglich war, vorherzusehen, daß die übel beleumundeten Gemächer eines Tages einen Theil der durch ihn selbst bereicherten Vatikanischen Bibliothek beherbergen würden. Nichts als düstere Erinnerungen und vage Schreckbilder boten sich seiner Phantasie. Die dumpfe und schwere Luft schien auf ihm zu lasten mit dem Gewicht der Materie und gleichsam den Stoff zu bieten, aus welchem phantastische Gestalten Form und, wie es ihm dünkte, beinahe Körperlichkeit annahmen. Schwankend und schleichend, gleichsam zwischen Giftbecher und Mordstahl sich mit der Lampe und dem Kruzifix vor dem gespenstischen Dolche Michelettos und der noch furchtbareren Berührung mit den fleischlosen Gerippen und modernden Kadavern der Venozzas und Julias schützend, bahnte sich der Papst — oder wähnte es mindestens — seinen Weg zwischen Schattenfürsten, Kardinälen, Priestern, Höflingen, Soldaten, Dienern, Tänzern, Trinkern, Würfelspielern, unholden Dienern des Bacchus und der Kotytto, denen alles zuzutrauen war, was sich am wenigsten für den Haushalt eines Papstes ziemte, bis er in dem fünften Gemach angelangt, dicht bei dem ihm unsichtbaren Bilde der Auferstehung, erschöpft in einen Armstuhl sank, der offenbar für ihn vorbereitet worden war. Für einen Augenblick schlossen sich seine Lider. Als er sie wieder öffnete, sah er zu seiner Erleichterung, daß die Phantome verschwunden waren, und gewahrte ihm gegenüber ein, wie es ihm deuchte, menschliches Wesen in dem alten Rattenfänger, genau nach der Beschreibung des Kardinals Barbarigo gekleidet. Aber ungeachtet dieser armseligen Ausstattung trug dieser den Stempel eines Mannes, der gewohnt schien, mit den Großen dieser Erde über andere Dinge zu verhandeln, als die Vertilgung von Ratten.

„Wahrlich, dies ist großmüthig von Eurer Heiligkeit", sagte er, sich mit spöttischer Ehrfurcht verneigend, „ein zweiter Leo der Große!"

„Ich möchte Dir nur bedeuten, Kamerad", erwiderte Alexander, der die Nothwendigkeit erkannte, seine Würde zu wahren, so lange noch etwas davon vorhanden war, „daß Du Dir nicht einbilden darfst, ich sei gesonnen, weil ich Dich so weit gewürdigt habe, Dir eine Audienz an einem ungewohnten Orte und zu eben solcher Zeit zu gewähren, irgend welchen sonstigen Unsinn oder sonstige Anmaßung Deinerseits zu dulden. Du verstehst Dich auf den Rattenfang? Was? Also mache Dich daran und besorge nicht, daß wir Dich behandeln wie den Rattenfänger von Hameln. Zweifellos hast Du allerlei verruchte Spitzbübereien begangen? Ein Pardon soll Dir ausgewirkt werden. Möchtest wohl ein Patent oder Privilegium für Dein Rattengift haben? Es soll Dir gewährt sein. Also ans Werk, im Namen des heiligen Muscipulus! Und die Schwänze und Felle sollen Dir zufallen."

„Alexander", sagte der Rattenfänger gelassen, „ich möchte Dich nicht ungebührlich herausstreichen oder tadeln, aber unter allen Päpsten, die ich gekannt, scheinst Du mir mit dem größten Ausmaß an Heuchelei und dem geringsten an Scharfsinn begabt zu sein. Mit der größten Heuchelei, weil Du sehr wohl weißt und wissen mußt, wie sehr ich weiß, daß Du Dir darüber klar bist, es nicht mit einem gewöhnlichen Rattenfänger zu thun zu haben. Würdest Du mich für einen solchen halten, hättest Du Dich nimmermehr herbeigelassen, mir an diesem Orte und zu dieser Stunde zu begegnen. Mit dem geringsten Scharfsinn,

weil Du offenbar noch immer nicht dahinter gekommen bist, mit wem Du sprichst. Willst Du wirklich behaupten, daß Du mich nicht kennst?"

„Ich glaube Dein Gesicht früher gesehen zu haben, dies ist um so wahrscheinlicher, da ich als Kardinal Gefängnißinspektor war."

„Dann blicke dorthin", sagte der Rattenfänger, indem er auf die Freskowand wies und gleichzeitig heftig mit den Fingern hin und her fuhr. Phosphorfunken zuckten und sprühten hervor und vereinigten sich zu einer blauen züngelnden Flamme, welche eine Figur beleuchtete, deren Stellung der Rattenfänger annahm, als er sich auf die Kniee niederließ. Dem Papste entrang sich ein Ruf des Entsetzens, denn obgleich die prächtigen päpstlichen Gewänder sich in ruppige Felle verwandelt hatten, war die knieende Gestalt in jeder anderen Beziehung das genaue Ebenbild der gemalten, und diese Pinturicchios Porträt, welches den Papst Alexander VI. als Zeugen bei der Auferstehung knieend darstellte. Alexander VIII. würde gewiß gerne die Attitude seines Vorgängers angenommen haben, aber der Schreck bannte ihn in seinen Armstuhl, und die Anrufung seines Schutzpatrons, des heiligen Markus, welche zu seinen Lippen strebte, gelangte nie bis dorthin. Das Beschwörungsbuch entfiel seinen kraftlosen Händen und das Gefäß mit Weihwasser lag in Scherben auf dem Boden. Ehe er sich zu sammeln vermochte, hatte sich der todte Papst neben den Papst, der mit einem Fuße im Grabe stand, gesetzt, und sein Mausefell streichelnd, schickte er sich an, ein Gespräch einzuleiten.

„Was fürchtest Du? Warum sollte ich Dir etwas zu Leide thun? Niemand kann behaupten, ich habe je irgend wem wehe gethan, außer wenn es mein Vortheil heischte, und Eure Heiligkeit jetzt schädigen, hieße ein Ziel verzögern, das mir sehr am Herzen liegt."

„Ich bitte Eure Heiligkeit um Vergebung", erwiderte Alexander VIII., „aber Eure Heiligkeit muß in Betracht ziehen, daß der Leumund, in dem Ihr die Welt verließet, Euch für die Gesellschaft irgend eines Papstes, der auf seinen guten Ruf hält, ungeeignet macht. Es kompromittirt mich, auch nur so viel wie den Schatten Eurer Person unter meinem Dache zu haben, und ich würde Eurer Heiligkeit großen Dank wissen, wenn Ihr Euch stracks mit möglichster Beschleunigung an Euren Wohnort zurückverfügen geruhtet, welcher nach meiner Schätzung etwa tausend Meilen unter mir sein dürfte. Ich könnte Eurer Heiligkeit Reise dahin wesentlich erleichtern und beschleunigen, wenn Ihr so gütig sein wolltet, mir jenes kleine Beschwörungsbändchen herüberzureichen."

„Wie ist doch das blanke Gold so trübe geworden!" rief Alexander VI., „Päpste in Banden von Moralisten! Päpste nervös über die öffentliche Meinung! Giebt es einen anderen Richter über die Sittlichkeit, als den Papst ex cathedra sprechend, wie ich es immer that? Soll sich die Kirche nach den Vorschriften heidnischer Philosophen und profaner Juristen modeln? Wie soll sie denn furchteinflößend sein gleich einer unwiderstehlichen Armee? Ließ ich mich von solchen Bedenken anfechten, als die Könige von Spanien und Portugal zu mir kamen, wie Katzen nach Bissen schnuppernd, und ich den Westen und Osten unter sie theilte?"

„Es ist wahr", gab Alexander VIII. zu, „daß der Glanz der Kirche in jüngster Zeit durch das Ueberwiegen der Ketzerei verdunkelt worden ist."

„Nicht an den Ketzern liegt es", erklärte Borgia, „sondern an der Entartung der Päpste. Eine klägliche Brut! Ihr, Alexander, seit der Besten einer unter ihnen, aber wahrlich, der geringste Kardinal an meinem Hofe hätte sich größer gedünkt als Ihr."

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 51. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Ein kaiserliches Programm.

✓ **Berlin**, 7. September 1898.

Es sind jetzt gerade dreißig Jahre verflossen, seitdem die europäische Presse wiederhallte von den „Greuelthaten in Sheffield“. Gewerkschaftlich organisirte Arbeiter dieser Stadt hatten sich dazu hinreißen lassen, Verbrechen an denjenigen ihrer Kameraden zu begehen, die in den Lohnkämpfen mit dem ausbeutenden Kapital schwach geworden waren. Den englischen Unternehmern schien diese Gelegenheit günstig, einen vernichtenden Schlag gegen die Trade Unions zu führen; eine parlamentarische Untersuchungskommission wurde zur Untersuchung des Gewerkvereinswesens niedergesetzt, mit dem offenkundigen Zwecke, diese auf durchaus gesetzlichem Boden sich bewegende Arbeiterorganisation außerhalb des allgemeinen Rechtes zu stellen.

Im „wilden“ England hat man nun die in den aufgeklärten und zivilisirten Zeiten des neuen Deutschen Reiches natürlich längst überlebte Gewohnheit, solche Untersuchungen ernsthaft, gründlich und unter dem Lichte der öffentlichen Kritik vorzunehmen. Es stellte sich zunächst heraus, daß die „Greuelthaten in Sheffield“, soweit sie wirklich stattgefunden hatten, nicht unnatürlicher waren als die Giftbeeren, die an einem Giftstrauch reifen. Die Sheffielder Metallindustrie raffte die Arbeiterkinder im zehnten oder elften Jahre an sich, um sie im dreißigsten oder einunddreißigsten Jahre als Leichen auf den Kirchhof zu werfen. Vergiftung durch Blei oder Einathmen des Stahlstaubs waren die Ursachen dieses frühen Todes. Das Bewußtsein eines so grausen Verhängnisses rief in den Sheffielder Arbeitern eine gänzliche Unbekümmertheit ums Leben und einen Hang zu groben sinnlichen Genüssen hervor, in denen sie die Abspannung von ihrer angreifenden Arbeit und die Freuden ihres kurzen Lebens suchten. Erwog man dazu, daß die Zahl der Arbeiter in den Sheffielder Gewerben verhältnißmäßig gering war — in den einzelnen betrug sie zwischen 150 und 300 Personen —, daß also bei einem Streite mit den Unternehmern schon der Abfall Weniger, ja selbst eines einzigen Arbeiters von allen Uebrigen aufs Empfindlichste bemerkt wurde, so konnte man sich weder über die Tyrannei wundern, womit ihre Gewerkschaft ihre Gesetze durchzuführen bestrebt war, noch über die Brutalität, womit diese von der bürgerlichen Gesellschaft Verwahrlosten an ihren Genossen Verstöße

gegen den Gemeinsinn rächten, die sie als ruchlose Verkümmerungen ihrer wenigen Lebensjahre betrachteten, von ihrem Standpunkt aus auch mit vollem Rechte betrachteten. Erklärten sich somit die „Greuelthaten in Sheffield" aus den noch viel scheußlicheren Greueln, welche die kapitalistische Gesellschaft über die Arbeiterklasse verhängt, so wurde übrigens die Arbeit der parlamentarischen Untersuchungskommission, deren Mitglieder zum größten Theile heftige Gegner der Trade Unions waren, zu einer glänzenden Rechtfertigung der englischen Gewerkschaften, die von nun an einen auch offiziell anerkannten Machtfaktor in dem nationalen Leben des Inselreichs bildeten....

Diese historischen Erinnerungen, deren Richtigkeit in den Büchern deutscher Professoren, beispielsweise in Brentanos „Arbeitergilden", geprüft werden kann, fielen uns unwillkürlich ein, als wir heute die Rede lasen, die der Kaiser in Oeynhausen gehalten hat. Er sagt darin: „Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz desjenigen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feierlich versprochen worden. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu verhindern sucht oder gar zu einem Strike anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen, und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird, um unsere nationale Arbeit in dieser Weise, soweit es möglich ist, zu schützen. Recht und Gesetz müssen und sollen geschützt werden und soweit werde ich dafür sorgen, daß sie aufrecht erhalten werden." An und für sich ist dies kaiserliche Programm die logische Konsequenz des Posadowskyschen Rundschreibens vom 11. Dezember vorigen Jahres. Als Graf Posadowsky im Januar dieses Jahres, nachdem sein heimliches Rundschreiben ans Tageslicht gekommen war, im Reichstag versicherte, daß es sich gar nicht um einen festen Plan handele, das Koalitionsrecht anzutasten, sondern um eine harmlose Neugierde, um eine vorbereitende Anfrage, die möglicher Weise gar keinen praktischen Fortgang nehmen werde, sagten wir den Arbeitern an dieser Stelle, wenn Graf Posadowsky hundertmal verheiße, dem Koalitionsrecht nicht an den Kragen zu wollen, so möchten sie nur an die Verheißungen denken, die der Reichskanzler Fürst Hohenlohe in Sachen des Vereinsrechts abgegeben habe, und sie würden wissen, woran sie seien. Nur wollen wir uns deshalb noch nicht im Ruhme des Prophetenthums sonnen; hätte uns damals Jemand gesagt, der Kaiser würde einige Monate später so sprechen, wie er nunmehr thatsächlich in Oeynhausen gesprochen hat, so würden wir ihm trotz alledem nicht geglaubt haben.

Gern aber erkennen wir an, daß diese Entwicklung der Dinge echt deutsch ist, daß sie nur im „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" passiren kann, daß sie in keinem „wilden Lande" passiren würde. Mochten sich ihrer Zeit die „Greuelthaten in Sheffield" noch so sehr aus der gewaltsamen Entmenschung der dortigen Arbeiter erklären, zunächst handelte es sich immerhin um gemeine Verbrechen, die von Arbeitern in der Ausübung ihres Koalitionsrechts begangen worden waren; insofern war die Niedersetzung einer Untersuchungskommission allerdings angezeigt und zwar um so mehr, als die Trade Unions im Bewußtsein ihrer guten Sache selbst darnach verlangten. Diese Untersuchung wurde dann vor aller Welt Augen geführt, so zwar, daß nicht nur Beamte und Unternehmer, sondern auch Arbeiter vernommen wurden und im scharfen Kreuzverhör der widerstreitenden Theile die thatsächliche Lage der Dinge klar heraustrat. In Deutschland aber haben die Arbeiter in der Ausübung ihres Koalitionsrechts

nie etwas gethan, das sich auch nur im Allerentferntesten mit den „Greuelthaten in Sheffield“ vergleichen ließe; ihre „Ausschreitungen“ in dieser Beziehung waren sogenannte „Verstöße“ gegen die Kautschukparagraphen, mit denen ihr Koalitionsrecht von vornherein eingeengt war, und selbst diese Kautschukparagraphen mußten, um eine Verurtheilung zu ermöglichen, in den meisten Fällen gedehnt und gereckt werden, durch Aus- und Unterlegungskünste, die ihrer nur die deutsche Rechtsprechung fähig ist. Trotzdem hält sich Graf Posadowsky für verpflichtet, eine Untersuchung über den „Mißbrauch“ des Koalitionsrechts durch die deutschen Arbeiter anzustellen, aber in tiefster Heimlichkeit, durch eine Umfrage bei denselben Organen der Bureaukratie, die ihre Unfähigkeit, die moderne Arbeiterfrage auch nur zu verstehen, hunderttausendmal bewiesen haben, und als sein lichtscheues Treiben dennoch ans Tageslicht kam, leugnete er Stein und Bein, irgend etwas gegen das Koalitionsrecht des Proletariats zu planen. Wie muß doch jedes teutsche Patriotenherz jauchzen, wenn es dies gloriose Verfahren vergleicht mit dem Verfahren der englischen Bourgeoisie vor dreißig Jahren!

Jedoch der Fuß eines Kaisers kann sich nicht auf die Schleichwege eines Posadowsky verirren. Und wir danken es dem Kaiser gern, daß er alle heimlichen Machenschaften mit einem verächtlichen Fußtritte von sich schleudert, daß er ehrlich, klar und offen sein Programm in der Arbeiterfrage bekennt. Dies Programm ist kein anderes, als durch einen legitimen Beschluß der gesetzgebenden Körperschaften das Koalitionsrecht der Arbeiter mit der Wurzel auszurotten und die moderne Arbeiterklasse wieder in feudale Dienstverhältnisse zu spannen. Was der Kaiser mit Zuchthaus bestraft haben will, die Anreizung der Arbeiter zur Einstellung ihrer Arbeit, um auf diesem Wege bessere Arbeitsbedingungen zu erringen, ist eben das Wesen des Koalitionsrechts. Nur in den Zeiten der Hörigkeit und der Leibeigenschaft wurde es als „Recht und Gesetz“ betrachtet, daß sich der Arbeiter unweigerlich den Arbeitsbedingungen zu fügen hat, die ihm der Besitzer der Arbeitswerkzeuge auferlegt, und nur in den Zeiten der Hörigkeit und Leibeigenschaft wurden Verstöße gegen „Recht und Gesetz“ dieser Art mit der entehrenden Strafe des Zuchthauses bedroht.

Kein Zweifel, daß es dem Kaiser mit diesem Programm völliger Ernst ist. Könnten wir jemals denunziren, so würden wir diejenigen Blätter wegen Majestätsbeleidigung denunziren, die an diesem kaiserlichen Programm drehen und deuteln möchten. Eine tödtlichere Majestätsbeleidigung ist ganz undenkbar. Wir verstehen es vollkommen, wenn auch vom bürgerlichen Standpunkt sich mancherlei Bedenken gegen das kaiserliche Programm regen; wir meinen sogar, daß eine bürgerliche Klasse, die noch ein wenig Mark in den Knochen hat, in einen einzigen Schrei des Protestes ausbrechen müßte. Aber was wir nicht verstehen, das ist die Unterstellung, als ob es dem Kaiser mit seinem in Oeynhausen verkündeten Programm nicht vollkommen Ernst gewesen sei. Sicherlich ist auch der Kaiser nur ein Mensch, und es kann ihm, wie jedem Menschen, wohl einmal passiren, daß er heute eine Ansicht ausspricht, die er morgen bei genauerer Prüfung als unhaltbar aufgeben muß. Aber in Oeynhausen hat der Kaiser ja ausdrücklich gesagt, daß sein Programm seit Jahr und Tag weislich erwogen sei und sich schon in den Anfängen der gesetzgeberischen Ausführung befände. Programme so schwer wiegenden Inhalts, in der am schwersten wiegenden Frage der Gegenwart giebt kein leidlich vernünftiger Mensch, geschweige denn ein seiner politischen Verantwortlichkeit bewußter Monarch in feierlicher Weise aus, ohne genau zu wissen, was er thut und was er will. Wer das Gegentheil auch nur andeutet, begeht eine Majestätsbeleidigung, wie sie gröber gar nicht gedacht werden kann.

In jedem Falle werden die deutschen Arbeiter dem Kaiser glauben, was er als seine Absicht und seinen Willen verkündet hat, und sie sind in diesem Falle ja die Nächsten dazu. Ob die „Hoffnung" des Kaisers sich erfüllen wird, daß sein Programm schon in „diesem Jahre" die Zustimmung der deutschen Volksvertretung erhält, das mag sehr fraglich sein. Man kann sogar mit triftigen Gründen behaupten, daß es, wenigstens in seiner klar und scharf umrissenen Form, niemals die Zustimmung einer Volksvertretung finden kann und wird. Aber diese Frage steht durchaus in zweiter Reihe gegenüber der Thatsache, daß der Kaiser solch Programm als die Richtschnur seines Handelns festgestellt hat. Damit sind der deutschen Arbeiterklasse gefährliche und schwere Stürme angekündigt, und sich für diese Stürme zu rüsten, ist ihre erste und oberste Pflicht. Sie weiß jetzt, woran sie ist, und sie darf keinen Augenblick zögern, ihr Programm dem Programm des Kaisers entgegenzustellen.

Und dies Programm sofort zu finden, ist nicht schwer. Ein Bourgeoisblatt meint, das kaiserliche Programm werde den letzten deutschen Arbeiter ins Lager der Sozialdemokratie treiben. Wir glauben allerdings, daß die deutsche Arbeiterklasse nicht geringer von sich denken wird, als dies Bourgeoisblatt von ihr denkt. Sie braucht das kaiserliche Programm nicht zu fürchten, wenn sie sich bis zum letzten Mann um die Fahnen der Sozialdemokratie schaart, um diese alten und glorreichen Fahnen, die im dichtesten Kampfe immer am höchsten geflattert haben.

Statistisches über die Kriminalität in Italien.

Von Oda Olberg.

Wenn wirklich Selbsterkenntniß der erste Schritt zur Besserung wäre, so müßten wir wohl annehmen, Italien stände am Vorabend einer vollkommenen Umgestaltung seiner inneren Politik. Denn ehrlicheren Eifer, als das Statistische Amt an den Tag legt, um einer klaren Erkenntniß der wirthschaftlichen und sittlichen Zustände der Halbinsel den Weg zu bahnen, kann — zur Ehre der Direktion sei's gesagt — kein Mann der Wissenschaft, kein Kritiker unserer Gesellschaftsordnung zeigen; das Rohmaterial zu jeder Kritik liefert ja die Statistik immer — wie es die Thatsachen liefern — aber hier sehen wir aus der Gruppirung und Gegenüberstellung der Ergebnisse, aus den Kriterien, die für die Bearbeitung maßgebend sind, daß mehr gewollt und oft auch mehr erreicht wird. Und das sollte man doch Selbsterkenntniß — oder Streben nach Selbsterkenntniß — nennen dürfen, wenn von offizieller Seite daran gearbeitet wird, die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und also auch die Wirkungen, die die staatliche Beeinflussung dieser Erscheinungen hat, bloszulegen. In einem Lande wie Italien, dessen Regierung sich — wenn je eine — des von Macaulay in der bekannten Rede für die Zehnstundenbill gerügten Fehlers schuldig macht, „zu regeln, was sich selbst regeln sollte, und ungeregelt zu lassen, was sie zu regeln verbunden wäre", wird jede Selbstbetrachtung der Regierung zur Selbstkritik, und um so objektiver die Betrachtung, um so schärfer die Kritik. An eine neue sozialpolitische Aera, die dicht bevorstände, glaubt in Italien wohl Niemand: Diagnose ist nicht Heilung, es gilt nicht nur zu erkennen, es kommt auf das Wollen und Können an. Aber alle Bausteine der Erkenntniß, von welcher Seite sie immer beigebracht werden, sind der Beachtung werth und stellen Material dar, das praktisch nutzbar zu machen einer höheren gesellschaftlichen Organisation vorbehalten ist. —

Die neueste, vor einigen Monaten erschienene Veröffentlichung des Statistischen Amtes[1] hat das Gerichtswesen zum Vorwurf. Der Bericht der mit dem Studium der gerichtlichen Statistik beauftragten Kommission, dem zahlreiche statistische Tabellen beigegeben sind, enthält allgemeine Bemerkungen über die Handhabung der Justiz, die Ergebnisse der zivilrechtlichen Statistik, beschäftigt sich mit der Thätigkeit der Vormundschaftsgerichte und mit einer Reihe von Fragen, die von allgemeinem Interesse sind. Das allgemeinste Interesse gebührt wohl aber immer der Kriminalität und ihren Schwankungen und es ist der Zweck dieser Zeilen, einen Ueberblick über die hier in Frage kommenden Ergebnisse zu geben, ohne ein Eingehen auf das umfassende Thema, das sowohl der Charakter des Aufsatzes als die Kompetenz des Schreibers verbietet, auch nur zu versuchen.

Der Bericht der Kommission bezieht sich auf das Jahr 1895 und es liegen somit heute vergleichbare[2] Zahlen über einen Zeitraum von neun Jahren vor; denn die Statistik eines Theiles der Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen vor dem Jahre 1887 läßt keinen Vergleich zu, weil die der Kompetenz der Prätoren unterstehenden Handlungen ausgeschlossen sind.

In diesen neun Jahren ist die Gesammtzahl der zur Anzeige gekommenen strafbaren Handlungen beständig gewachsen und zwar von 526300 im Jahre 1887 auf 726029 im Jahre 1895. Diese Zunahme ist nicht mit einer Vermehrung der Kriminalität zu identifiziren, da in den angeführten Zahlen die Uebertretungen (contravenzioni) sowie die Zuwiderhandlungen gegen Sondergesetze und -Bestimmungen eingeschlossen sind, die einen beständig wachsenden Bruchtheil der Gesammtzahl bilden, also einen größeren Theil der Zunahme haben, als die eigentlichen Verbrechen. Bei dem beständigen Erlassen von neuen administrativen und fiskalischen Gesetzen und Verordnungen ist die Vermehrung der Uebertretungen völlig unvermeidlich, auch stellt sie eine Erscheinung dar, die für das Gesellschaftsleben von ganz untergeordneter Bedeutung ist. Betrachten wir die auf die eigentlichen Verbrechen bezüglichen Zahlen, so zeigt sich auch hier eine stetige, aber bedeutend geringere Zunahme. Während im Jahre 1887 357430 Verbrechen zur Anzeige kamen, deren Urheber in 198145 Fällen vom Arme der Gerechtigkeit erreicht wurden, brachte das Jahr 1895 458195 Anzeigen und 275160 Verurtheilungen. Bezieht man die Zahl der Verbrechen auf die der Bevölkerung, so kommen im Jahre 1895 auf 100000 Einwohner 14,82 Verbrechen und Vergehen, gegen 12,15 im Jahre 1887. Die Zahl der angezeigten Verbrechen wuchs durchschnittlich im Jahre um etwa 3 Prozent, die der gerichteten um 4 Prozent.

Eine Erscheinung, die ihrer Natur nach so vielgestaltig ist, die sich als das Produkt so vieler Faktoren, als das Ergebniß so verschiedener, einander theils bedingenden, theils neutralisirenden Phänomene darstellt, weist natürlich — so wenig wie ihr komplizirt zusammengesetzter Nährboden — eine einfache Vermehrung, eine gleichmäßige, sich in demselben Verhältniß vollziehende Zunahme der einzelnen Theile auf, deren Ganzes wir unter dem Namen Kriminalität zusammenfassen. Wie wir uns im wirthschaftlichen Leben nirgend der einfachen Ausdehnung einer Erscheinung, der quantitativen Veränderung, sondern stets auch

[1] Ministero di Agricultura, Industria e Commercio. Direzione Generale della Statistica. Annali di Statistica, Atti della Commissione per la Statistica Giudiziaria civile e penale. Sessione del Maggio 1897. Rom 1898.

[2] Ueber die Kriterien, die bei der Gegenüberstellung der Verbrechen und Vergehen nach den vor 1890 geltenden Codices mit denen des jetzigen Strafgesetzbuchs maßgebend waren, vergl. die Fußnote auf S. XXXIV des Sektionsberichts vom Juni 1896.

ihrer Umformung, qualitativen Veränderung, gegenüber sehen, so auch auf dem Gebiet der mehr oder weniger unmittelbar von wirthschaftlichen Thatsachen abhängigen sekundären Phänomen, von denen die Kriminalität eines der beachtenswerthesten darstellt. Es wäre einseitig, von einer Vermehrung der Kriminalität zu sprechen, ohne ihrer beständigen Umwandlung Rechnung zu tragen.

Welche Arten von Verbrechen zeigen in Italien die Tendenz der Zunahme[1] und welche vermindern sich?

Die Verbrechen und Vergehen gegen das Leben und die Körperverletzungen, die das italienische Strafrecht als reati contro le persone zusammenfaßt, sind im Abnehmen begriffen. Freilich ist die Abnahme der ersten, die sich in dem Zeitraum von neun Jahren geltend macht, nur unwesentlich, erst der Vergleich mit den über diese Kategorie vorliegenden früheren Daten läßt die Verminderung klar erkennen. Alle anderen Verbrechen und Vergehen nehmen beständig zu, wie in allen europäischen Staaten mit Ausnahme von England. Wenn das menschliche Leben jetzt weniger verbrecherischen Angriffen ausgesetzt ist, so wird der Kampf um die Bedingungen des Lebens öfter mit außergesetzlichen Mitteln geführt als früher, und mit dem Erschließen neuer Erwerbsquellen, mit dem Aufkommen von Industrie und Handel geht ein ungeheures Anwachsen gewisser Verbrechen und Vergehen, wie des Betrugs, betrüglichen Bankerotts 2c. Hand in Hand.

Während an Fällen von Mord und Todtschlag, sowie Körperverletzung mit tödtlichem Ausgange (versuchte wie ausgeführte Verbrechen) in dem Jahre 1880, mit dem die Statistik über diese Verbrechen beginnt, 5418 Fälle zur Anzeige kamen, von denen 3326 gerichtet wurden, sank ihre Frequenz im Jahre 1885 auf 3867 denunzirte, 2286 gerichtete Fälle. Die Abnahme ist durchaus nicht konstant und wird in der Zeit von neun Jahren, die wir hier näher betrachten wollen, ganz unbedeutend. Theilt man diesen Zeitraum in drei dreijährige Perioden, so ergiebt sich für jede eine jährliche Durchschnittsfrequenz von 4089,33, 3993,33 und 4042,67 (zur Anzeige gelangten) Fällen, also für das letzte Triennium eine — freilich geringe — Steigerung. Was die Vertheilung dieser Verbrechen und Vergehen auf die verschiedenen Unterformen betrifft, denen je eine grundverschiedene psychologische und soziologische Bedeutung zukommt, so ergiebt sich für die letzten statistisch bearbeiteten fünf Jahre folgendes Verhältniß:

	1890	1891	1892	1893	1894
Todtschlag (omicidio semplice) . . .	939	907	1029	1150	1007
Schwerer Todtschlag (aggravato)[2] .	79	97	102	128	130
Mord (qualificato)[3]	494	501	470	532	569
Kindsmord	75	63	56	59	56
Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang (oltre l'intenzione) . . .	520	458	505	624	570

[1] Das in Bezug auf die Kriminalität im Ganzen von qualitativer und quantitativer Veränderung Gesagte gilt selbstverständlich auch für die einzelnen Gruppen von Verbrechen; hier aber entzieht sich die qualitative Veränderung mehr oder weniger der Beobachtung, jedenfalls bietet sie kein Objekt für die Statistik, ist auch mehr von psychologischem als unmittelbar soziologischem Interesse.

[2] Als omicidio aggravato bezeichnet das italienische Strafrecht die vorsätzliche Tödtung eines Verwandten (mit Ausnahme der Eltern oder der Kinder), eines Parlamentsmitglieds oder Beamten, sowie die Tödtung durch Gift.

[3] Der Begriff des omicidio qualificato, der sich nur zum Theil mit dem des Mordes deckt, begreift die Tödtung eines Verwandten in aufsteigender oder absteigender Linie, die

Die schwersten Formen haben also einen immer größer werdenden Antheil an der Gesammtheit der unter den Begriff des omicidio fallenden Delikte, für die Italien das traurige Primat unter allen Kulturnationen hat. Trotz des unleugbaren Rückgangs ist es deshalb — auch im Hinblick auf die Ergebnisse der letzten Jahre — nicht angemessen, sich über eine wesentliche Besserung in näherer Zukunft Hoffnungen zu machen: die Provinzen, die die Hauptbrutstellen dieser Verbrechen sind, sind bis heute noch durch eine so große Kluft von den Einflüssen getrennt, die etwa im übrigen Italien eine Hebung des sittlichen Niveaus zur Folge haben könnten, daß sie bis zu der von der jetzigen Regierung gar nicht angefangenen Ueberbrückung dieser Kluft durch ihr Kontingent die Zahlen noch beträchtlich hoch zu erhalten vermögen. Ziehen wir zum Vergleich die Frequenz dieser Verbrechen in einigen anderen Staaten heran — wobei der sehr relative Werth solcher internationalen Vergleiche in Folge der Verschiedenheit der Codices und der Abweichung der statistischen Methoden im Auge zu behalten ist — so finden wir von 100 000 Einwohnern wegen Mord und Todtschlag verurtheilt in Italien (1894) 6,75, in Frankreich (1893) 1,44 (meurtre, assassinat, parricide, infanticide, empoisonnement und coups et blessures suivis de mort), in Deutschland (1894) 0,85 (Mord, Todtschlag, Kindsmord), in Oesterreich-Cisleithanien (1893) 1,5 (Mord, Todtschlag, Kindsmord), in England (1894) 0,46 (Murder and Manslaughter für Großbritannien), in Schottland (1895) 0,29 und in Irland (1894) 0,85.

Ein anderes Verbrechen gegen das Leben, die Abtreibung der Leibesfrucht, ist, soweit man nach den zur Anzeige gelangten Fällen schließen kann, stationär geblieben; die Unterdrückung der Findelhäuser in zahlreichen Gemeinden hat hier nicht den befürchteten Einfluß gehabt.

Die Zahl der Körperverletzungen hat eine Verminderung erfahren, die in ähnlicher Weise wie die Verbrechen gegen das Leben schwankt. Auf die neunjährige hier betrachtete Periode ergaben sich als Jahresdurchschnitt für je drei Jahre folgende Zahlen: 87796, 77984 und 81463. Bei dem Rückgang der beiden letzten Triennien gegenüber dem ersten (1887, 1888, 1889) ist zu bemerken, daß das neue, mit dem Jahre 1890 in Kraft getretene Gesetzbuch die Grenze des Begriffs jener Körperverletzung, gegen die nur auf die Klage der Geschädigten hin vorgegangen werden kann, wesentlich erweitert hat, so daß die Möglichkeit eines scheinbaren Rückgangs — wie ihn der Bericht thatsächlich annimmt — nicht ausgeschlossen ist, obwohl die Thatsache, daß die Frequenz der eng verwandten Verbrechen gegen das Leben in ganz ähnlicher Weise variirt, einer gegentheiligen Ansicht zur Stütze dient. Von 100 000 Einwohnern wurden wegen Körperverletzung verurtheilt in Italien (1894) 113,47 (lesioni personali gravissime, gravi, lievi, lievessime), in Frankreich (1893) 86,85 (blessures graves, blessures envers un ascendant, castration, coups et blessures volontaires, substances nuisibles administrées volontairement), in Deutschland (1894) 187,18 (einfache, gefährliche und schwere Körperverletzung, Vergiftung, Betheiligung an einer Schlägerei), in Oesterreich (1893) 285,17 (schwere körperliche Beschädigungen, vorsätzliche körperliche Beschädigungen bei Raufhändeln). Die relativ günstige Verhältnißzahl Italiens ist zum Theil darauf zurückzuführen, daß dort

---

Anwendung der Ueberlegung, die Tödtung „unter dem Antriebe brutaler Grausamkeit", mittelst Brandstiftung oder Ueberschwemmung, um ein der Ausführung einer strafbaren Handlung entgegentretendes Hinderniß zu beseitigen oder sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen.

Fälle, die weniger als zehn Tage Arbeitslosigkeit verursachen, nur auf Antrag verfolgt werden.

Wenden wir uns von den delitti contro le persone zu den Vergehen und Verbrechen gegen das Eigenthum in ihren verschiedenen, oft himmelweit voneinander verschiedenen Formen, so zeigt sich uns ein wahrhaft erschreckendes Wachsen der Kriminalität. Die Gesammtheit dieser Verbrechen, unter die das italienische Strafrecht den Diebstahl, Raub und Erpressung, Betrug und Untreue, Unterschlagung, Hehlerei und Sachbeschädigung und eine Reihe von Uebertretungen[1] rechnet, ist vom Jahre 1887 bis zum Jahre 1894 ganz bedeutend gestiegen. Gewiß ist ein nicht unwesentlicher Theil des Zuwachses auf die Rechnung recht harmloser Handlungen zu setzen; so spielt die „unrechtmäßige Benutzung von Weideplätzen", die im italienischen Strafrecht unter den Begriff des „dannegiamento" fällt, eine nicht unbedeutende Rolle, ohne daß diese Reaktionserscheinung auf die ruchlose Lotterwirthschaft italienischer Latifundisten einen Schluß auf die sittliche Verkommenheit der Thäter rechtfertigte, so wenig wie die ungeheure Zahl der einfachen Diebstähle, von denen 1894 in runder Zahl 35000 gerichtet wurden gegen 28000 im Jahre 1887. In ihnen kommt nicht sittliche, sondern wirthschaftliche Verkommenheit zum Ausdruck. Aber abgesehen von diesen Fällen entrollt die Statistik der Vergehen und Verbrechen gegen das Eigenthum ein trostloses Bild von dem moralischen Niveau, um so mehr, als die stärkste Vermehrung gerade die mit Berechnung und List ausgeführten Handlungen betrifft. Verurtheilungen wegen Diebstahls kommen auf 100000 Einwohner in Italien (1894) 169,70 (furto semplice, spigolamento nel fondo altrui, furto aggravato, qualificato, rapina, estorsione und ricatto), in Frankreich (1893) 120,32 (schwerer, einfacher und Felddiebstahl), in Deutschland (1894) 198,09 (einfacher und schwerer Diebstahl, Raub und räuberische Erpressung), in England (1894) 137,07 (violent acts against property, sowie alle Formen schweren und leichten Diebstahls, sowohl die vor den Assizes und Quarter Sessions, als die vor den Courts of summary jurisdiction verhandelten).

Zu der hohen Verhältnißzahl für Deutschland ist noch zu bemerken, daß die den Landesgesetzgebungen unterstehenden Fälle der Wald-, Feld- 2c. Diebstähle nicht inbegriffen sind.

Ueber die Frequenz der wesentlichsten hieher gehörigen Verbrechen ergiebt sich in dem uns beschäftigenden Zeitraum Folgendes:

	Diebstahl	Raub und Erpressung	Betrug und Untreue
Jahresdurchschnitt 1887—89	98005	1977	14863
" 1890—92	107317	2535	16111
" 1893—95	111121	2831	18367

Verwandt mit den Verbrechen und Vergehen gegen das Eigenthum sind die reati contro il commercio, unter welchen Begriff der betrügliche Bankerott, gewisse Fälle von „strafbarem Eigennutz" 2c. und die vom Handelsgesetzbuch vorgesehenen strafbaren Handlungen fallen. Dieselben haben sich in neun Jahren nahezu verdoppelt und zeigen eine Tendenz zur Vermehrung, die nur von der der Sittlichkeitsverbrechen übertroffen wird. Während der jährliche Durchschnitt in den Jahren 1887—1889 2379 Fälle betrug, erhob er sich in den nächstfolgenden drei Jahren auf 4200 und erreichte in der letzten Periode die Zahl 4635.

---

[1] Namentlich die im § 370 unter 1, 2 und 4 des R.-St.-G. vorgesehenen.

Mit den vorigen gehören zu den reati contro la fede publica (Tit. IV des Strafgesetzbuches) die Münzverbrechen und -Vergehen und die Urkundenfälschung (falsità in monete e in atti), deren jährliche Durchschnittsfrequenz von 9445 im ersten Triennium auf 11899 und 13068 in den folgenden stieg.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf die Schwankungen in der Frequenz aller Verbrechen einzugehen, deren Aufzählung ermüden würde und bei der durch die Natur des Aufsatzes gebotenen Kürze eher eine Verwischung der Konturen als eine genaue Ausführung und Schattirung der hier versuchten Zeichnung zur Folge haben dürfte. Unter Anderem lasse ich Verbrechen und Vergehen beiseite, wie die des Widerstands gegen die Staatsgewalt, Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, deren gewaltiges Anwachsen weder an sich wesentliche Bedeutung hat, noch ein Symptom für die moralische und materielle Lage des italienischen Volkes darstellt. Daß der juristische Begriff der „Verbindung zu verbrecherischen Zwecken" nicht nur die Maffia und Camorra einschließen, sondern sich als sehr dehnbar und gegen die bösen Sozialisten als nützlich erweist, ist hinlänglich bekannt, aber eben darum verlieren die Daten über die Uebertretungen dieser Paragraphen an Interesse, wenn es sich um die Schwankungen der Kriminalität handelt. Dasselbe gilt von den Verbrechen, die der italienische Kodex als delitti contra la libertà bezeichnet und deren Hauptkontingent von den Drohungen und Nöthigungen gebildet wird: die entsprechenden Paragraphen haben sich in den Händen der Regierung als zu wirksam gegen die Organisatoren von Ausständen 2c. erwiesen — namentlich, welche Ironie! jener, der von der Freiheit der Arbeit handelt (§ 165 des Strafgesetzbuches) —, als daß man aus der Thatsache, daß diese Vergehen sich im Laufe von vier Jahren mehr als verdoppelt haben, auf ein Wachsen der Kriminalität schließen könnte. Der Bericht selbst erklärt diese Vermehrung durch „eine energischere Handhabung der Justiz". Zieht man in Betracht, daß die Jahre 1894 und 1895 in die Aera der Crispischen Ausnahmegesetze fallen (Gesetze vom 19. Juli 1894), so ist jeder Kommentar unnöthig. — Nur auf zwei gesellschaftlich höchst bedeutsame Erscheinungen sei noch kurz hingewiesen: auf die Verbrechen und Vergehen im Amte und auf die Sittlichkeitsverbrechen.

Bemerkungen über die erste Kategorie dürften freilich überflüssig erscheinen: weiß doch Jeder, wie alle ihre Formen sich bis zu den Spitzen der italienischen Beamtenhierarchie reichlich vorfinden. Sie sind auch mit wenig Zahlen abgethan, die sich selbst kommentiren. In der Ausübung ihrer Amtspflicht kamen im Jahre 1889[1] nicht weniger als 1868 Beamte mit den Strafgesetzen in Konflikt und ihre Zahl wuchs unter geringen Schwankungen auf 2419 im Jahre 1895.

Bei der Betrachtung der Sittlichkeitsverbrechen, die in der Statistik mit den Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand vereinigt sind, können wir bis auf das Jahr 1880 zurückgreifen. In dem Zeitraum von sechzehn Jahren, über den somit vergleichbare Zahlen vorliegen, haben sich diese Verbrechen mehr als verdoppelt, sind von 3033 angezeigten Fällen auf 6290 gestiegen. Betrachten wir den Jahresdurchschnitt der fünfjährigen Zeiträume, so tritt die Konstanz der Steigung zu Tage. In der Periode 1880 bis 1884 betrug das Jahresmittel 3656, für 1885 bis 1889 4347 und für 1890 bis 1894 5642 Fälle.

Auch ergiebt sich hier aus der Spezifizirung der Verbrechen nichts, was die große Vermehrung als ein weniger bedenkliches Symptom erscheinen ließe,

[1] Für die früheren Jahre fehlen vergleichbare Zahlen.

im Gegentheil, die schwersten Formen haben den bedeutendsten Antheil an dieser Vermehrung. Als nicht hierher gehörig oder als das Bild fälschend sind nur die Fälle von Ehebruch zu eliminiren. Wenn ein Land mit mehr als 32 Millionen Einwohnern, in dem es keine Scheidung giebt, in einem Jahre 573 Verurtheilungen wegen Ehebruchs aufweist, so kann diese Zahl vielleicht Diesem oder Jenem Anlaß zu Betrachtungen geben, etwa über die Unfähigkeit des Staates, sich zum Hüter der Ehe aufzuwerfen, indem er seine strafende Gewalt dem geschädigten Gatten zur Verfügung stellt; einen Aufschluß über die Sittlichkeit, über die Achtung vor der Ehe kann ihr Fallen oder Steigen nicht geben, man wolle denn ein umgekehrtes Verhältniß zwischen der Zahl der zur Anzeige gelangten Ehebrüche und der thatsächlichen Heilighaltung der Ehe sehen und aus dem Anwachsen der Klagen auf eine zunehmende Rebellion gegen Verlogenheit und Unsittlichkeit schließen. Vielleicht wäre auch dieser Schluß irrig: dies inverse Verhältniß besteht wohl nur für die Anträge auf Trennung, die auch unabhängig von strafrechtlicher Verfolgung des Ehebruchs gestellt werden können.

* * *

Wie das beständige Anwachsen der Verbrechen durch ihre Umwandlung — das in Italien sich nur sehr langsam vollziehende Zurücktreten der Rohheitsverbrechen gegenüber den weniger barbarischen Formen — kaum weniger bedenklich gemacht wird, so ist der verschiedene Antheil, den die einzelnen Regionen des Königreichs an der Kriminalität haben, eine Erscheinung, die große soziale Gefahren in ihrem Schoße birgt. Gegenüber solchem Mißverhältniß wird das Wort von der nationalen Einheit zur Phrase. Wo ein derartiger Abstand möglich ist, da besteht kein kulturelles Band, da ist eine Verschiedenheit des wirthschaftlichen, sittlichen und intellektuellen Niveaus gegeben, die jeden Austausch unmöglich macht. Dieser Abstand beweist, daß manche Gegenden des Reiches nicht oder doch kaum vom Kreislauf des sozialen Lebens berührt werden, sondern nur gleichsam als Fremdkörper dem Ganzen einverleibt sind oder — vielleicht ist das Bild richtiger — als abgekapselte Infektionsherde einen Theil von ihm bilden.

Die relative Häufigkeit der einzelnen Arten von Verbrechen in den verschiedenen Landschaften wechselt selbstverständlich nicht von einem Jahre zum anderen; gewisse Verhältnisse bleiben fast konstant. Für die Totalität der Verbrechen und Vergehen fehlen die Ziffern für die einzelnen Provinzen; schließt man die Uebertretungen mit ein, so stehen Rom (5914 : 100 000) und Livorno (5273 : 100 000) obenan, deren Vorrang sich daraus erklärt, daß diese Provinzen größere Städte umfassen. Es folgen Cagliari (4629), Neapel (3952), Sassari (3724) und Catanzaro (3666). Die günstigsten Verhältnisse zeigen Rovigo (962), Cremona (937), Como (934), Novara (904) und Pavia (841).

Betrachten wir die einzelnen Arten von Verbrechen, deren Variationen viel sicherer allgemeines Interesse gebührt. Die Fälle von Mord, Todtschlag und Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang sind am zahlreichsten in der Provinz von Girgenti (Sizilien), wo auf 100 000 Einwohner 56,56 Fälle kommen. Ein ähnliches Verhältniß bietet keine andere Provinz;[1] die nächstfolgenden, Sassari (Sardinien, 33,56) und Palermo (31,06) bleiben weit dahinter zurück. Dagegen sind diese Verbrechen am seltensten in Rovigo (2,60), Cremona (2,58), Piacenza (2,36) und Treviso (1,10). In Bezug auf die Häufigkeit der Körperverletzungen stehen obenan die Provinzen von Reggio Calabria (700,79), Catanzaro

---

[1] In Korsika kommen 1893 auf 100000 Einwohner 35 Angeklagte wegen Mord und Todtschlag.

(626,01), Avellino (565,71) und Aquila (554,84), während die niedrigsten Zahlen von Mailand (94,16), Verona (85,85), Rovigo (77,83), Ravenna (73,99) und Sondrio (71,21) gegeben werden.

Gehen wir zu den Vergehen gegen das Eigenthum über, so finden wir wieder durchgehends die größte Frequenz in einigen Provinzen Sardiniens und Siziliens. Für alle Fälle von Diebstahl steht Sardinien mit Sassari (852,31) und Cagliari (810,74) obenan, es folgen Aquila, Rom und Potenza. Die höchste Zahl von Raub und Erpressung wird von Girgenti (Sizilien) gestellt; es zeigt sich ein Durchschnitt von 48,02 auf 100000 Einwohner, eine erstaunlich hohe Zahl, hinter der auch die in der Frequenz nächststehenden Provinzen, Sassari (28,15), Caltanisetta (27,54) und Palermo (23,64) weit zurückbleiben. Betrug, Unterschlagung und Vergehen gegen das Handelsrecht sind am häufigsten in Sassari, Cagliari, Rom und Neapel, und auch für die Fälle von Unterschlagung und Sachbeschädigung finden sich die beiden sardischen Provinzen an der Spitze, gefolgt von Reggio Calabria und Catanzaro. Auch bei der Betrachtung der Provinzen, die die geringste Zahl von Verbrechen gegen das Eigenthum aufweisen, kehren stets gewisse Namen, vor Allem Sondrio und Como wieder. Diebstähle sind am seltensten in Como (156,92), Sondrio (186,07) und Arezzo, Raub und Erpressung in Sondrio (0,77), Treviso (1,25), Belluno (1,74) und Vicenza (1,85), Betrug, Unterschlagung 2c. in den Provinzen Lucca, Bergamo, Vicenza, Como und Sondrio; endlich liefern in Bezug auf Unterschlagung und Sachbeschädigung Venedig, Como, Bologna und Mailand die günstigsten Zahlen.

Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit sind am zahlreichsten in Catania (51,63), Sirakus (41,43), Catanzaro (41,08), Reggio Calabria (40,70), Caltanisetta (39,20) und Cosenza (38,75), während sie die niedrigsten Zahlen erreichen in Pavia (5,05), Pesaro und Urbino (5,14), Como (5,40) und Reggio Emilia (6,04).

Diese Zahlen, deren Vermehrung nur ermüden würde, genügen, um von der bedeutenden Verschiedenheit, die sich in der Frequenz der Kriminalität in den einzelnen Landschaften geltend macht, eine Vorstellung zu geben. Ob auch die Gegenüberstellung noch auf andere Formen von Verbrechen ausgedehnt würde, immer fände man Sizilien und Sardinien an der Spitze und stets würde damit nur die Kluft illustrirt, die Süditalien von den mittleren und nördlichen Provinzen, und vor Allem die Inseln vom Festlande trennt. Wer sich die Mühe geben will, Sardinien, Sizilien und die meridionalen Provinzen auf ihren allgemeinen Wohlstand hin anzusehen, etwa den Bruchtheil des Nationalreichthums, der dort auf den Einwohner kommt, oder die Einlage in den Sparkassen, die von den Kommunen für gemeinnützige Zwecke ausgeworfenen Summen 2c. mit den anderen Landschaften vergleicht, der wird diese Regionen stets auf der untersten Stufe finden, obenan nur in den Statistiken der Hypothekarschuld, der Expropriirungen wegen rückständiger Steuern, allen voran im Analphabetismus, in der Kinder- und Seuchensterblichkeit. Die Kriminalität ist nur eine der Folgen der allgemeinen Rückständigkeit auf der einen, der ungesunden Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse auf der anderen Seite. Seit zwanzig Jahren hat man den Inseln und den südlichen Provinzen Reformen versprochen, hat Maßnahmen in Aussicht gestellt, die ihnen die Erblast bourbonischer und anderer Mißwirthschaft allmälig erleichtern sollten. Nichts von alledem ist geschehen: Mögen die Hüter der Ordnung nicht vergessen, daß in jenen Theilen des Reiches vulkanischer Boden ist.

* * *

Aber die Kriminalstatistik beleuchtet nicht nur die Frequenz und geographische Vertheilung der Verbrechen. Ihre Aufgabe, „die verbrecherische Thätigkeit, die ein Theil der Bevölkerung an den Tag legt, in allen ihren Formen und von verschiedenen Gesichtspunkten aus zur Kenntniß zu bringen und die individuelle Lage dieser kriminellen Bevölkerung zu beleuchten, indem sie sie der legal als ehrlich geltenden gegenüberstellt" (Bosko), weist ihr ein weiteres Feld zu. Zum ersten Male ist die italienische Statistik im Stande, sich der persönlichen Lage des Verbrechers zuzuwenden, dank der seit 1890 angewandten individuellen Zählkarten, die neben den Registern der Gerichtsbehörden die Basis ihrer Berechnung bilden. Mit Hilfe dieser Karten, die sich nur auf die im Strafgesetzbuch und im Handelsgesetzbuch vorgesehenen Verbrechen und Vergehen beziehen, hat man die Verurtheilten nach Alter, Zivilstand und Beruf geordnet und zwar in eingehenderer Weise, als das bisher von der Statistik eines anderen Staates geschehen ist.

Billiger Weise wendet man sich zuerst einer Kategorie zu, deren Vermehrung in allen Ländern Anlaß zu ernsten Besorgnissen giebt: den minderjährigen Verbrechern. Daß ihre Schaar auch in Italien[1] im Wachsen begriffen sei, darüber vermag ein nur fünfjähriger Beobachtungszeitraum keine sichere Auskunft zu geben, um so mehr als es bis jetzt nicht möglich ist, über die Vollständigkeit der Zählkarten eine genaue Kontrolle auszuüben. Im Jahresmittel waren in der betrachteten Periode 23,01 Prozent aller Delinquenten minderjährig, und zwar hatten von 100 Minderjährigen 10,16 das vierzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht, 39,90 waren im Alter von 14 bis 17, 49,94 im Alter von 18 bis 21 Jahren. Interessant ist die geographische Vertheilung der Minorennen. Diese haben in den nördlichen Provinzen einen größeren Theil an der Gesammtkriminalität, als im Süden, eine Erscheinung, die man entweder damit erklären kann, daß die Entwicklung der Industrie und deren Folgeerscheinungen der jugendlichen Delinquenz einen relativ günstigen Boden schaffen, oder durch die größere Beschränkung der Delinquenz der Erwachsenen, dank der wachsenden Gesittung und Bildung des Volkes, der nur die primitivsten animalischen Formen des Verbrechens nicht weichen. Der letzten Erklärung wird man sich um so eher zuneigen, wenn man das Verhältniß der jugendlichen Verbrecher nicht mehr zu den Verurtheilten im Allgemeinen, sondern zur Bevölkerung betrachtet. Hier marschirt wieder der Süden voran: die Abruzzen mit 113, Kalabrien mit 112 Minorennen auf 100000 Einwohner, während die Emilia nur 27, Toskana, Lombardei und Piemont 34 zählen. Immerhin scheint die jugendliche Delinquenz in anderer Weise vom Wandel der wirthschaftlichen Zustände beeinflußt zu werden als die allgemeine Delinquenz, wenn nicht etwa eine verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung nach Altersstufen das Bild fälscht. Ueber den verschiedenen Antheil, den die verschiedenen Altersgruppen an der verbrecherischen Bevölkerung haben, giebt nachfolgende Tabelle Auskunft:

[1] In Frankreich ist der Prozentsatz der Minderjährigen von 17,94 im Jahre 1880 auf 18,42 im Jahre 1893, in Deutschland von 9,08 im Jahre 1883 auf 10,17 im Jahre 1893 gestiegen. Zu bemerken ist, daß in beiden Ländern das Verhältniß der minorennen Verbrecher sich auf die Gesammtheit der Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen bezieht, und daher der Antheil der Minderjährigen geringer ist als in Italien, da sich unter den für Uebertretungen Verurtheilten nur wenige Minderjährige finden. Es sei auch daran erinnert, daß nach dem deutschen Strafrecht als minorenn Individuen von 12 bis 18, nach dem italienischen und französischen solche von 9 bis 21 Jahren gelten. Der Bericht nimmt an, daß der Prozentsatz der minderjährigen Verbrecher in Italien nur unwesentlich von dem in Deutschland abweiche.

Alter	Absolute Zahl der im Laufe von fünf Jahren gerichteten Verbrechen	Verhältniß zu 100 Verurtheilten	Verhältniß zu 1000 Einwohnern des entsprechenden Alters
Unter 14 Jahren . . .	16 725	2,33	5,80
Von 14 bis 18 „ . . .	67 395	9,44	31,77
„ 18 „ 21 „ . . .	81 668	11,39	54,32
„ 21 „ 25 „ . . .	97 791	13,64	51,64
„ 25 „ 30 „ . . .	107 819	15,03	49,23
„ 30 „ 40 „ . . .	152 072	21,21	39,62
„ 40 „ 50 „ . . .	98 189	13,69	30,98
„ 50 „ 60 „ . . .	57 040	7,96	23,14
„ 60 „ 70 „ . . .	26 785	3,73	16,10
„ 70 und mehr „ . . .	7 362	1,02	7,55
Unbekannten Alters	4 058	0,56	—

Oefter als der Einfluß des Alters auf die Kriminalität hat der des Zivilstandes die Statistik beschäftigt, und zwar haben die Beobachtungen der verschiedenen Länder gezeigt, daß immer die Unverheiratheten den höchsten Prozentsatz von Verbrechern liefern. Ueber die Zusammensetzung der kriminellen Bevölkerung in Italien nach dem Zivilstand giebt die nachstehende Zusammenstellung Auskunft, die sich auf die Summe der im Laufe der Jahre 1890 bis 1895 ausgesprochenen Verurtheilungen bezieht:

Zivilstand	Absolute Zahl der Verurtheilten	Prozent der Verurtheilten	Promille d. Einwohner des entsprechenden Zivilstandes[1]
Ledig	352 206	51,25	48,92
Verheirathet	307 847	44,80	29,71
Verwitwet	27 124	3,95	14,33

Es ist klar, daß an der Hand dieser Daten der thatsächliche Einfluß des Zivilstands auf die Kriminalität nicht festgestellt werden kann, da sich in ihnen auch der Einfluß eines anderen Moments in unbekanntem Maße geltend macht: der des Alters. Will man nicht nur das faktische Verhältniß kennen lernen, in dem Ledige, Verheirathete und Verwitwete an der Kriminalität Theil haben, sondern ein etwaiges kausales Verhältniß zwischen Zivilstand und Verbrecherthum, so müßte man erst vergleichbare Zahlen haben, wie man sie durch Beschränkung auf die Individuen einer Altersgruppe oder durch Eliminirung des Alterseinflusses auf rechnerischem Wege gewinnen könnte. Es ist klar, daß wenn sich die Kriminalität der Verwitweten zu der der Ledigen verhält wie 14:48, der Grund hiefür auch darin zu suchen ist, daß sich die ledige Bevölkerung zur Mehrzahl aus jungen Menschen rekrutirt, während unter den Verwitweten sich zum großen Theile Personen vorgerückten Alters befinden.

Wenden wir uns zur Zusammensetzung der kriminellen Bevölkerung nach Berufsarten, so ist zunächst zu bemerken, daß die statistischen Daten sich hier auf die Berufszählung vom Jahre 1881 zurückbeziehen, also einen sehr relativen Werth haben, was um so mehr zu bedauern ist, als keine andere Kriminalstatistik über eine Scheidung der Verbrecher nach vier oder fünf großen Gewerbegruppen hinausgeht. Die italienische Statistik unterscheidet 37 Berufsarten und stellt das Zahlenverhältniß der Verbrecher zu 1000 Individuen desselben Berufs oder Gewerbes fest. Die höchste Delinquenz bieten die Angehörigen der hausirenden Gewerbe mit 43,90 Promille, und zwar handelt es sich hier in erster Linie um Diebstahl

[1] Mit Ausnahme der Individuen unter 14 Jahren.

und Widerstand gegen die Staatsgewalt, deren Frequenz sich aus dem elenden, heimathlosen Leben dieser Menschen, sowie durch die Thatsache erklärt, daß ein Theil von ihnen unter Polizeiaufsicht steht, was eine endlose Reihe von Chikanen und Provokationen einschließt. Relativ zahlreich finden sich bei ihnen auch die Sittlichkeitsverbrechen. Sehen wir von dieser Berufskategorie ab, die gleichsam außerhalb der Gesellschaft lebt, so liefert den größten Bruchtheil an Verbrechern das Gewerbe der Schlächter (36,95 Promille), was sich zur Genüge aus dem direkt verrohenden Einfluß des Berufs, sowie daraus erklärt, daß im Allgemeinen Individuen von roher Gemüthsart ein derartiges Gewerbe wählen. Merkwürdiger Weise haben aber die Schlächter das Primat in Bezug auf Widerstand gegen die Staatsgewalt und Betrug und Untreue, während ihnen für die Verbrechen gegen das Leben die Schuhmacher den Rang ablaufen. Bedenkt man, daß diese in Italien kleine selbständige Gewerbtreibende oder Heimarbeiter sind und abwechselnd an Ueberarbeit und Arbeitslosigkeit leiden, so ist ihre verhältnißmäßig hohe allgemeine Delinquenz (17,80 Prozent) und die Häufigkeit der Verbrechen gegen das Leben vielleicht durch den Mißbrauch des Alkohols zu erklären, den diese Lebensweise begünstigt. Man hüte sich, den Einfluß der Profession als solcher zu hoch anzuschlagen: dasselbe Gewerbe wird verschiedene Verbrechenfrequenz aufweisen je nach der Konjunktur, je nach der wirthschaftlichen Lage der in ihm beschäftigten Arbeiterklasse. Bis jetzt fehlt es an Daten, die sich auf verschiedene Zeitphasen eines Gewerbes beziehen, aber die vorliegende Statistik betrachtet ein und dasselbe Gewerbe unter verschiedenen wirthschaftlichen Bedingungen, indem es die Landarbeiter unterscheidet in solche, die eigenen oder gepachteten Boden bearbeiten und solche, die auf fremdem Besitzthum im Jahres- oder Tagelohn stehen. Die Ersteren haben auf 1000 Personen drei — dieselbe Zahl wie die freien Berufsarten —, die landwirthschaftlichen Lohnarbeiter dagegen 13 Verurtheilte. Diese Zahlen sollen besonders die beachten, die mit „geistigen Waffen" der Delinquenz Meister werden wollen. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, gewiß nicht; aber erst muß er Brot haben für sich und die Seinen und die Zuversicht, es auch für den kommenden Tag zu verdienen, damit er moralischen Einflüssen zugänglich sei. Ich bin weit entfernt, diese gering zu achten; so möchte ich z. B. die niedrige Zahl von Verbrechern (4 Promille), die man unter den in persönlicher Dienstleistung Beschäftigten findet, zum großen Theile auf das humane, ja familiäre Verhältniß zurückführen, das zwischen Dienstherrschaft und Dienstpersonal in Italien Regel ist, aber kein moralischer Einfluß dürfte stark genug sein, die demoralisirende Wirkung hochgradiger Noth und besonders der Unsicherheit der Existenz zu paralysiren. Gewiß ist die Kriminalität nicht nur eine Folgeerscheinung ungünstiger Wirthschaftsverhältnisse, aber während die Wissenschaft ihren komplizirten Lebensbedingungen nachspürt und vielleicht hier die Verantwortlichkeit der ökonomischen Lage erhöht und dort vermindert, bleibt der Praxis ein Gebiet, wo sie getrost anfangen kann, auf eine Entvölkerung der Gefängnisse und Zuchthäuser hinzuarbeiten.

* * *

Jetzt hat man freilich in Italien Anderes vor. Welche Aufgaben man auch dem Staate im Kampfe gegen die Kriminalität zuweist, ob man von ihm Vorbeugung, Ausmerzung oder Abschreckung verlangt, die italienische Regierung scheint eine Schonzeit des Verbrechens für geboten zu halten, denn sie öffnet dem Elend Thür und Thor, steckt die anständigen Menschen ins Gefängniß und macht Recht und Gerechtigkeit zum Kinderspott.

Das gewerbliche Schiedswesen in Neuseeland.[1]

Von Henry W. Macrosty.

Die Schäden, welche Arbeitseinstellungen und Aussperrungen durch Stillsetzung der Betriebe in der Industrie verursachen, haben sich im Laufe der Zeit so nachdrücklich fühlbar gemacht, daß sich das öffentliche Interesse immer wieder der Frage zuwendet, wie ihnen vorzubeugen. Trotzdem weisen die großen Industrieländer, wenn wir eine Reihe von Jahren miteinander vergleichen, keine andauernde Abnahme dieser Störungen auf. Ununterrichtete Leute sind stets geneigt, dieselben von vornherein auf Umtriebe der Gewerkschaften zurückzuführen, eine Annahme, die mit dem thatsächlichen Sachverhalt in merkwürdigem Widerspruch steht. In England sind es gerade jene Gewerbe, in denen die Arbeiter am kräftigsten organisirt sind, wo die wenigsten Störungen vorkommen — wie man dies bei den Baumwollarbeitern von Lancashire, den Bergarbeitern im Norden Englands und den Kesselbauern und Schiffsbauern beobachten kann. Es ist durchaus falsch, Arbeitseinstellungen und Arbeitssperren als Erscheinungen besonderer Art anzusehen. Genauer betrachtet sind sie Zwischenfälle in dem Prozeß des Verhandelns um neue Arbeitsbedingungen, der unausgesetzt zwischen Unternehmern und Arbeitern vor sich geht. Dieser Prozeß ist in seiner entwickeltsten Form eine Art privater Gesetzgebung, welche die Arbeitsbedingungen ganzer Industrien durch Verhandlungen zwischen Delegirten, die alle Unternehmer und alle organisirten Arbeiter eines Gewerbes repräsentiren, festsetzt. Solcher Art waren z. B. die allgemein bekannten Abmachungen, die in England den Dockerstrike des Jahres 1889, den Baumwollstrike vom Jahre 1892, den Kohlenarbeiterkampf von 1893, den Kampf im Schuhmachergewerbe von 1893 und den Maschinenbauerstrike von 1897/98 beendeten — um nur solche Beispiele anzuführen, wo es sich um größere Industriestörungen gehandelt hatte. Die letzten fünfzig Jahre nun haben eine schrittweise fortschreitende Ausdehnung des staatlichen Einflusses auf die Arbeitsbedingungen gesehen, soweit es sich dabei um sanitäre Bedingungen, Unfälle, Arbeitsstunden und Frauen- und Kinderarbeit handelt.

Bis vor ganz Kurzem hat sich jedoch die Gesetzgebung nicht in die Lohnfrage eingemischt. Das Interesse des Staates gegenüber den gewerblichen Konflikten wurde in England und anderen Ländern durch die Schaffung von gewerblichen Tribunalen gekennzeichnet, denen die Parteien ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorlegen können. Die guten Absichten der Gesetzgeber sind indeß an ihrer Halbheit gescheitert, und nur ein kleiner Bruchtheil der Streitigkeiten sind auf diese Art geschlichtet worden. Wenn keine Partei gezwungen werden kann, den streitigen Fall einem Schiedsspruch zu unterbreiten, und keine Partei den Spruch des Schiedsgerichts anzuerkennen braucht, so liegt es auf der Hand, daß Strikende, die von der Stärke ihrer Lage überzeugt sind, keine Veranlassung sehen, ihren strategischen Vortheil aufzugeben.

Wenden wir uns jetzt Neuseeland zu, so sehen wir ein Land, wo man Arbeitseinstellungen und Arbeitssperren nicht mehr kennt und wo, dank einem Gesetz, welches vorschreibt, daß alle ausbrechenden Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmern alsbald einem Gerichtshof unterbreitet werden müssen, gewerblicher Friede herrscht. Der wesentliche Unterschied zwischen der Gesetzgebung anderer Länder und dem Gesetz Neuseelands besteht darin, daß, wo die erstere nur schüchtern und versuchsweise das Interesse des ganzen Gemeinwesens gegenüber der Ausübung der Industrie geltend

[1] Eben wie wir diesen Artikel in Druck geben wollen, gelangt zu uns die Nachricht von der Rede des Kaisers, in der dieser ein Gesetz verheißt, das Jeden, der zu einem Strike anreizt, mit **Zuchthaus** bestraft — etwas, was selbst in Rußland unmöglich ist. (Vergl. den instruktiven Artikel Kolossows über „Die Organisationen der russischen Arbeiter" im 45. Heft der „Neuen Zeit", S. 578 ff.) Um so belehrender ist es, mit dieser Methode die unserer Antipoden zu vergleichen. Die Redaktion.

macht, das letztere es in vollstem Maße zur Anerkennung bringt. Dieses Prinzip hatte zwei Jahre der Kritik zu bestehen, bevor es dem Arbeitsminister W. Pember Reeves im Jahre 1894 gelang, sein Gesetz für gewerbliches Vermittlungs- und Schiedswesen (Industrial Conciliation and Arbitration Act) zur Annahme zu bringen. „Alle Fragen oder Angelegenheiten, die sich auf geleistete oder zu leistende Arbeit beziehen oder sie berühren, ebenso alle Privilegien, Rechte oder Pflichten der Unternehmer und Arbeiter in irgend welchem Gewerbe" sind jetzt dem Bereich der privaten Kriegsführung entzogen und unterstehen dem Gesetz. In seinem ersten Theile bestimmt das Gesetz die Körperschaften, mit denen es zu thun hat, indem es einzelnen Gruppen bis zu einer Minimalzahl von fünf Mitgliedern bei den Unternehmern und von sieben bei den Arbeitern gestattet, sich als „gewerbliche Vereinigungen" registriren zu lassen, welche Gruppen durch die Eintragung zu Körperschaften werden, die das Recht haben, zu verklagen und verklagt werden dürfen. Unternehmer oder andere unter das Gesetz fallende Personen, die sich nicht selbst registriren lassen, können sich dadurch der Kontrolle durch das Gesetz nicht entziehen, aber sie entschlagen sich des Rechtes, unter diesem Gesetz eine Klage einzuleiten. Diese gewerblichen Vereinigungen können miteinander „gewerbliche Verträge" abschließen, die gewerbliche Angelegenheiten oder die Verhinderung oder Beilegung gewerblicher Streitigkeiten behandeln. Dasselbe können auch Gewerkschaften mit einzelnen Unternehmern thun. Solche Verträge dürfen nicht länger als zwei Jahre laufen und kann ihre Einhaltung gesetzlich erzwungen werden, wenn sie Strafen für Nichteinhaltung festsetzen.

Wichtiger sind folgende Verordnungen: Die Kolonie ist in sechs Distrikte getheilt und in jedem dieser Distrikte besteht ein Einigungsamt, das über alle gewerblichen Streitigkeiten entscheidet, hinsichtlich deren sich eine oder mehrere der betheiligten Parteien an dasselbe wenden oder die ihm auf Grund eines gewerblichen Vertrags überwiesen sind. Jedes dieser Aemter besteht aus vier von den gewerblichen Vereinigungen der Unternehmer und der Arbeiter des Distrikts gewählten Personen; jede Klasse wählt getrennt und die gleiche Anzahl Vertreter. Wo irgend eine Klasse sich weigert, an der Wahl theilzunehmen, kann der Gouverneur das Einigungsamt durch Ernennung von Mitgliedern vervollständigen. Die Amtsdauer währt drei Jahre, und bei seiner ersten Sitzung wählt das Amt außerhalb der Reihen seiner Mitglieder einen neutralen Vorsitzenden. Die bei einem Streitfall betheiligten Parteien können sich vor dem Einigungsamt durch Mitglieder oder, wenn alle Parteien dem zustimmen, durch Rechtsanwälte oder Advokaten vertreten lassen. Nachdem das Amt den Streitfall untersucht hat, muß es zunächst versuchen, ein freundschaftliches Uebereinkommen herbeizuführen, wenn ihm dies aber mißlingt, so „soll es die Frage gemäß der sachlichen Grundlagen und der wirklichen Gerechtigkeit des Falles entscheiden" und einen entsprechenden Bericht abgeben. Hierauf kann jede Partei den Fall dem Schiedsgericht unterbreiten, das für die ganze Kolonie amtirt und aus drei Mitgliedern besteht: einem Richter des höchsten Gerichtshofs, einem Unternehmer und einem Arbeiter, welch letztere aus den von den Vereinigungen der Unternehmer und der Arbeiter vorbereiteten respektiven Listen ausgewählt werden. Das Schiedsgericht wird alle drei Jahre gewählt und ist, wie die Einigungsämter, berechtigt, Fabriken zu inspiziren, Eide abzunehmen und die Vorlegung von Dokumenten, sowie das Erscheinen von Zeugen vorzuschreiben. Es hat das Recht, Ersetzung von Kosten zu gewähren und frivole Anträge abzuweisen und muß alle Fragen so entscheiden, „wie sie ihm nach Billigkeit und bestem Gewissen zu liegen scheinen". Unterlassung irgend welcher Formalität macht eine Klage nicht ungiltig. Das Urtheil muß die Personen und die Zeit — die zwei Jahre nicht überschreiten darf — für die es bindend sein soll, genau bezeichnen, und es muß innerhalb eines Monats gefällt werden, nachdem das Gericht für die Entgegennahme des Berichts zusammengetreten ist. Auf Verlangen einer der Parteien kann das Gericht das Urtheil bei dem obersten Gerichtshof der Kolonie niederlegen, und es ist dann ebenso erzwingbar wie jeder andere Gerichtsspruch. Endlich ist keine Arbeitseinstellung oder Aussperrung gestattet, sobald der Streitfall einem Einigungsamt oder dem Schiedsgericht überwiesen worden ist.

Der erste Fall unter diesem Gesetz kam im Jahre 1896 zur Verhandlung, und von dieser Zeit an bis zum März 1898 sind alle gewerblichen Streitigkeiten der Kolonie auf Verlangen der Arbeiter auf Grund dieses Gesetzes entschieden worden. Die Zahl der verhandelten Fälle — 26 — erscheint nicht sehr groß, wird aber aufgewogen durch die Wichtigkeit der in Frage kommenden Punkte, und die Hauptsache ist jedenfalls die, daß alle Streitfälle auf solche Weise ohne gewerbliche Störung zum Austrag gebracht wurden. Einige Fälle wurden ganz und gar und einige andere theilweise von den Einigungsämtern erledigt, indem von den letzteren nur gewisse Punkte dem Schiedsgericht überwiesen wurden, aber die große Mehrzahl wurde durch Spruch des letzteren entschieden. Die Existenz von Einrichtungen zur Herbeiführung schiedsrichterlicher Entscheidungen hat ein so großes Gefühl von Achtung für das Gesetz erwirkt, daß die Entscheide von den verlierenden Parteien rückhaltlos anerkannt wurden. Bis Februar 1898 erwies es sich kein einziges Mal nothwendig, zur Eintreibung einer Strafzahlung zu klagen, und als dann ein solcher Fall eintrat, handelte es sich nicht um einen Verstoß gegen einen Schiedsspruch, sondern um den Bruch eines gewerblichen Vertrags. Siebzig Gewerkschaften haben sich unter dem Gesetz eintragen lassen und so gezeigt, daß sie keine Furcht vor chikanösen, zum Zwecke der Erschöpfung ihrer Fonds eingeleiteten Prozessen haben. Die Unternehmer andererseits haben sich dagegen nur sehr langsam entschlossen, von dem Rechte der Eintragung Gebrauch zu machen.

Daß den Entscheidungen des Schiedsgerichts die Unterstützung der gewöhnlichen Gerichtshöfe zu Theil wird, bedeutet einfach die gesetzliche Festsetzung der Löhne und sonstiger Arbeitsbedingungen. Und da die Vorschriften des Gesetzes hinsichtlich der Prinzipien, welche die Schiedsrichter leiten sollen, außerordentlich weitgefaßt sind, so ergiebt sich daraus, daß ihre Entscheidungen sich der vorherrschenden öffentlichen Meinung der Zeit anpassen werden. Es ist daher von einigem Interesse, einige der wichtigsten der registrirten Entscheidungen etwas näher zu betrachten. Sowohl für ganze Gewerbe, wie für verschiedene Klassen von Arbeitern sind Mindestlöhne festgesetzt und ebenso Stücklohntarife aufgestellt worden. Für verschiedene Gewerbe ist eine Durchschnitts-Arbeitswoche festgesetzt worden, z. B. vierundvierzig Stunden bei den Bauarbeitern von Christchurch; die Ueberzeitarbeit wurde genauer bestimmt und die Arbeit an Sonntagen und Feiertagen wurde begrenzt. Es wurden ganze Sammlungen von Regeln in Bezug auf Stückarbeit, Lehrlingsarbeit, Reisevergütung, Stellung der Gewerkschaftsbeamten und andere Dinge aufgesetzt.

In Sachen der „Arbeitslosenfrage" entschied das Schiedsgericht in dem Falle der Westport Coal Company im Jahre 1896: „Der Gesellschaft wird gerathen, wenn die Arbeit nachläßt und die Arbeiter es wünschen, die Arbeit lieber unter die Arbeiter zu vertheilen, statt Angestellte zu entlassen", und ferner: „So lange genug arbeitsfähige Männer in Dennistown außer Arbeit sind, soll die Gesellschaft diese beschäftigen, entweder im Akkord oder im Tagelohn, vorausgesetzt, daß sie gewillt sind, zu annehmbaren Bedingungen zu arbeiten, bevor die Gesellschaft Lieferungsgebote von außerhalb ausschreibt oder Leute von Außen kommen läßt."

Ein oft erhobener Einwand gegen Mindestlohnsätze ist der, daß sie alte, schwache oder verkrüppelte Arbeiter arbeitslos machen würden. Dieser Schwierigkeit ist durch Schiedssprüche begegnet worden, für die der folgende typisch ist: „Der Mindestlohn jedes für die Arbeit, um die er sich bewirbt, befähigten Arbeiters (Bauhandwerker) soll zehn Schilling pro Tag sein. Arbeiter, von denen vorausgesetzt wird, daß sie nicht fähig sind, den Mindestlohn zu verdienen, sollen — wenn überhaupt geringer — zu einem so viel geringeren Satze entlohnt werden, als dies von einem aus Unternehmern und Arbeitern bestehenden Komite bestimmt wird; oder, falls diese zu keiner Einigung kommen können, soll die Sache durch den Vorsitzenden des lokalen Einigungsamts entschieden werden." In Bezug auf Fragen der Maschinenarbeit sind die Schutzmittel einer wöchentlichen Maximalarbeitszeit und eines Normal(„Standard")lohns festgesetzt worden, worauf den Unternehmern das

Recht zugesprochen wurde, Maschinen einzuführen und die Arbeit an der Maschine nach ihrem Ermessen zu vertheilen.

Differenzen zwischen Gewerkschaftlern und Nichtgewerkschaftlern haben Anlaß zu manchen sehr bitteren Streitigkeiten gegeben. Das Neuseeländer Schiedsgericht hat sich bei seinen Entscheidungen stets nach der überkommenen Praxis des in Frage kommenden Gewerbes gerichtet. So wurde im Schuhmachergewerbe den Mitgliedern der Gewerkschaft das Vorzugsrecht auf Arbeit gegeben, wenn sie ebenso geschickt waren wie Nichtgewerkschaftler, weil die Schuhmacherwerkstätten stets reine Verbandswerkstätten gewesen waren. In Bezug auf Gewerbe aber, wo beide Klassen von Arbeitern vorher in Arbeit gewesen, entschied der Gerichtshof nur dahin, daß die Unternehmer bei der Anstellung und Entlassung ihrer Leute, oder in dem Betrieb ihres Geschäfts weder direkt noch indirekt etwas thun sollen, was die Gewerkschaft schädigen würde.

Neuseeland hat durch den vorgeschrittenen Charakter seiner Demokratie und die Kühnheit seiner Gesetzgebung große Auszeichnung erlangt. In der That wetteifert es, wenn es sie nicht übertrifft, mit der Schweiz um den Titel des politischen Experimentirlandes der Welt.

Die Durchführung dieser Reform fällt, wie Lord Onslow, der frühere konservative Gouverneur der Kolonie, bezeugt hat, mit einem großen Aufschwung der Geschäfte und großer Anlage von Kapitalien zusammen, obwohl gleichzeitig die Wirkungen eines leichtsinnigen Finanzgebahrens gut gemacht werden mußten. Dieser große Erfolg giebt uns das Recht, alle diejenigen, die sich für gewerbliche Fragen interessiren, dazu aufzufordern, das praktische Wirken des Gesetzes, von dem wir einen Abriß gegeben haben, näher zu studiren.

Quer durch die Berliner Kunstausstellung.

Von Erich Schlaikjer.

III.

Wenn man die Berliner Ausstellung im Allgemeinen als einen mitleidslosen Hohn auf alle guten Geister der Kunst auffassen will, so bilden im Besonderen die aufgedonnerten Schaustellungen Stucks die frechste und wildeste Lästerung. Stuck besitzt ein gewisses Können, das im Handgelenk sitzt, und unterscheidet sich dadurch von den armseligen Stümpern, deren Produktionen nur unendliches Mitleid erregen. Er ist, um einmal literarisch zu sprechen, kein schäbiger Teufel, der Sprachfehler macht und von der Galerie bejohlt wird, sondern ein routinirter Theatraliker, dessen geschickt arrangirte Stücke vom Pöbel bestaunt und von der Kritik gelobt werden. Die Bilder, die von ihm in diesem Jahre zu sehen sind, lassen sich am besten mit der leeren und kalten Mache des Sudermannschen „Johannes" vergleichen. Die Respektlosigkeit, die es fertig brachte, einen tiefen biblischen Stoff in allerhand szenischen Effektchen zu verpuffen, ist auch dem Münchener Maler eigen. Auch er hat einen tiefen Stoff, die Austreibung aus dem Paradies nämlich, zu einer kalten Schaustellung herabgewürdigt und ist dabei noch schlimmer verfahren als der geistesverwandte Dichter. Im „Johannes" sind Raffinement und Brutalität etwa zu gleichen Theilen gemischt, während aus dem Bilde Stucks selbst das Raffinement fast ganz verschwunden und nur plumpe und klobige Mache zurückgeblieben ist. Vergebens sucht man den Muth zu begreifen, der diese entsetzlich große und gähnend leere Leinewand für die Darstellung einer ergreifenden Tragödie auszugeben wagte. Ein Maler, der das thun konnte, kann nur ein bedauernswerther Schwachkopf sein (und das ist Stuck keineswegs) oder aber er muß zu seiner eigenen Kunst in einem Verhältniß stehen, das kalt wie

die Verachtung ist. Unter den Bildern Stucks ist in diesem Jahre auch nicht eines, das durch irgend welche Vorzüge über die durch und durch seelenlose Malerei und Komposition hinwegzutrösten vermöchte. „Das böse Gewissen“ ist wie die „Austreibung aus dem Paradies“ die schnöde Profanirung eines großen Vorwurfs. Die Rachegöttinnen, die hier den Verbrecher verfolgen, sehen wie üppige Buhlerinnen aus, wie denn überhaupt eine gewisse Geilheit wie ein Familienzug allen seinen Arbeiten eigenthümlich ist. Man lebt förmlich auf, wenn man aus dieser Atmosphäre von Kälte und rücksichtsloser Sinnlichkeit in den Bannkreis von Slevogts „Scheherezade“ kommt. Eine Orientalin, etwas verblüht und überreif, hat sich märchenerzählend auf den Rand eines Ruhebetts gesetzt, auf dem lauschend ein Mann liegt. Die Farben des Bildes sind warm und satt; sie athmen eine stille Gluth, die uns mit einem Schlage aus unserem kalten Norden hinwegreißt und in eine Zone bringt, in der die Sonne heißer scheint und ein bunteres Leben reifen läßt. Vor Allem die weibliche Hauptfigur, die eigenthümlich aufgefaßte Märchenerzählerin, ist jedes Lobes würdig. Sie ist keine von den landläufigen, nichtssagenden Orientalinnen, die sich nur durch den etwas dunkleren Anstrich von einer Berlinerin unterscheiden, sondern ein echter und rechter orientalischer Typus, dem man ansieht, daß sein Lenz schnell gekommen und schnell gegangen ist. Was hier in dem phantastischen Dämmerlicht eines intim abgeschiedenen Raumes auf dem Rande des Ruhebetts sitzt, ist ein warmes Wesen von Fleisch und Blut, eine Mischung von Sinnlichkeit und poetischer Märchenträumerei, die auf eine Vergangenheit zurückblickt, in der sie menschlich lebte und menschlich sündigte und deren Schatten sie nun in stillen Stunden poetisch beschwört. Während die Bilder Stucks auf immensen Flächen nichts als leere Routine und kalte Geilheit enthalten, webt und waltet hier ein feiner Geist in einem intimen, beseelten Raume und macht das Bild zu einem festlichen Schmause der Sinne, bei dem aber — schönes, unverlierbares Vorrecht der Kunst — auch die nachschaffende Phantasie zu buntem Traumdasein erwacht.

V. Habermann hat Bilder gesandt, die nicht nur interessiren, sondern auch durch einen bedeutenden Zug ergreifen. „Eine Sünde“ zeigt ein weibliches Gesicht, in dem alle Laster der sinnlichen Ausschweifung zu Hause sind. Ueberhuscht von ungewissen Lichtern, die etwas Hexenartig-dämonisches haben, taucht es in unheimlicher Beleuchtung aus dem Dunkel hervor und zeigt ein Lächeln, das aus wissender Wollust und Grausamkeit und tödtlicher Gier zusammengesetzt ist. Eine wilde Geschichte von zügellosen Sünden und Verbrechen hat das Leben mit harten, zum Theile bösen Furchen in dieses Gesicht gegraben. Es ist das Gesicht eines Weibes, das jede Lust genossen und höhnisch die Scham beiseite geworfen hat. Die Sünde, die hier Bild geworden ist, verbirgt sich nicht heimlich in verschwiegenen Winkeln, sondern enthüllt sich zynisch in ihrer nackten Häßlichkeit — in ihrer nackten Häßlichkeit, der ein Zug von blasirtem Hohn und Ueberlegenheit in den Mundwinkeln sitzt, weil sie weiß, daß wir Alle, Alle miteinander vom Gemeinen abhängig und in irgend einem Winkel unseres guten Herzens Ehebrecher und Schurken sind. Der Maler hat das Modell der „Sünde“ auch zu einem anderen Bilde benutzt, das er „Herodias“ nennt. Was er hier zeigt, ist auch Sünde, aber die Sünde in ihrer Jugend und Naivetät, die Sünde, die junge und gute Menschen berauscht, während die Sünde des ersten Bildes nur mit abgelebten Greisen und perversen Lebemännern wüste Blocksbergsorgien feiert. Der Satanismus, die bewußte Lust am Bösen, zeigt im ersten Bilde seine funkelnden Augen, während das zweite von allen Reizen der Sinnlichkeit überlächelt und von allen schelmischen Genien der Lust umschwebt wird. Die „Herodias“, die hier halb aufrecht auf ihrem

verführerischen Lager sitzt, ist nicht ohne Weiteres böse, sie braucht das stimulirende Mittel des Schlechten nicht und schreitet erst dann zu Intriguen und Gift und gedungenen Dolchen, wenn sich irgend etwas feindlich zwischen sie und den Mann drängt, nach dem ihr junger Katzenleib verlangt. Die Sünde allerdings wohnt doch in ihrer Lust; sie ist eine von den lächelnden Grazien, die Männer morden, auch wenn sie nie ein Prophetenhaupt auf einer Schüssel fordern; sie ist eines von den verlangenden und nehmenden Weibern, in denen etwas Vampyrartiges steckt und die einen elementaren Gegensatz zu den mit Schmerzen gebärenden und dienenden Müttern bilden. Ich habe das alte Theologenwort Sünde gebraucht, weil es für uns, die wir ja Alle bei Katechismus und Prügel groß geworden sind, einen bestimmten Empfindungswerth besitzt. Im Uebrigen kommt man so billig nicht um die Weiber von der Art der Habermannschen „Herodias“ herum. Mag sein, daß sie mit naiver Gewissenlosigkeit kleine und große Teufeleien verüben, daß sie mehr der Lust dienen als der Gattung, mehr Maitressen sind als Frauen — mag alles sein. Sicher aber ist, daß gerade sie die erotischen Leidenschaften schüren und lodernd entflammen; daß gerade sie in die große Komödie der Liebe ein Element romantischer Wildheit hineinbringen und so die Brunst mehren, ohne die ja schließlich auch die Mütter nicht zum Gebären kommen würden. Die Dinge, um die es sich hier handelt, sind indessen zu wesentlich, als daß sie im Vorbeigehen abgehandelt werden könnten, und so kehre ich zu Habermann zurück. Seine Bilder haben, neben ihren interessanten Vorzügen, etwas Arrangirtes in der Beleuchtung und hier und da etwas Hartes in der Malerei. Das weite, faltige Gewand der „Herodias“ sieht beispielsweise recht hölzern aus und bei dem (sonst trefflichen) „Weiblichen Bildniß“ schleicht sich etwas von einem kalten Staunen über das kunstvolle Spiel des Lichtes in die warme Genußempfindung hinein. Das alles aber, so wenig es unerwähnt bleiben durfte, ändert an der Thatsache nichts, daß die Bilder Habermanns zu den wenigen gehören, die man auf dieser Ausstellung aufsucht, auch wenn man nicht durch den kritischen Beruf dazu verpflichtet ist.

Keller-Reutlingen hat eine sehr erfreuliche Landschaft gesandt. Die kühle Stunde lebt in ihr, in der die Sonne untergegangen ist und die grauen Schatten der Dämmerung mählig in das tiefe Schweigen der Nacht hinüberleiten. Ich kenne unter den Bildern des Künstlers kein besseres, keines, das so einfach und groß wäre und das mit so schlichten Mitteln eine so tiefe Stimmung hervorbrächte. Bei den Leistungen, die mir bisher bekannt wurden, hatte ich zwar immer den Eindruck eines ehrlichen und begabten Künstlers, aber zugleich die Empfindung, daß der Mann mit seinen Kräften sorgsam umgehen müsse. Es steckte etwas Bleichsüchtiges in der Stimmung und etwas Dürftiges in der ganzen Wirkung. Keller-Reutlingen schien mir ein Künstler zu sein, aber unter den Künstlern kein reichbeschenktes Sonntagskind, keine verschwenderisch begabte Natur, die sorglos einen Blumenregen auf die Wege streut. Das ist nun anders. Die Abendlandschaft, von der hier die Rede ist, beweist, daß seine Begabung Fülle und Tiefe hat.

Auch Fritz Overbeck, der zu den Worpswedern gehört, hat einen Hauch der großen und freien Natur in den Bildersaal hineingebracht. Er hat den Herbst gemalt, aber nicht den Herbst der Verwesung und Todesschauer, sondern den barschen Sturm, der über kahle Felder fährt und eisige Dezemberahnungen weckt. Die Luft ist kalt und klar und ein Bischen späte Nachmittagssonne verklärt wehmüthig das Bild. Es ist immer erfreulich, diesem Herbst zu begegnen. Die Dilettanten kennen ihn nicht. Für sie ist der Herbst immer

feucht und schaurig und entlockt ihnen immer dasselbe lyrische Gewimmer. Daß er auch barsch und männlich, farbenprächtig und bunt, ergeben und lächelnd sein kann, das wissen und ahnen sie nicht. Der Sinn für das Besondere fehlt ihnen und daher bereichern sie nie unsere Naturkenntniß, geben uns nie eine neue Freude an Feld und Wald, schaffen niemals Güter der Seele. Overbeck aber thut das alles und somit fällt auf ihn ein Abglanz des Jean Paulschen Wortes, daß jedes Genie eine neue Welt erschafft, insofern es die alte weiter enthüllt.

Die respektablen Leistungen von Höcker, Oppler, Becker (Wilmersdorf) und zwei sehr gute Bilder von Courtens (Brüssel) können wir leider nur nennen, um dann noch einige Worte vom Porträt zu sagen. Die Porträts sind im Jammer dieser Ausstellung das Jammervollste. Die miserablen Leistungen, die von allen Wänden grinsen, könnten einen Drescher zum Erbleichen bringen. Diese Galerie von leeren Visagen, in denen die charaktervolle Schönheit des menschlichen Kopfes mit irgend einer schäbigen Farbe übertüncht ist, redet eine unendlich traurige, wenn auch leicht verständliche Sprache. Es begreift sich ohne sonderliche Mühe, daß eine Ausstellung, die von der Mittelmäßigkeit arrangirt und in erdrückender Fülle von der Mittelmäßigkeit beschickt ist, sich am tiefsten und schmachvollsten der menschlichen Figur gegenüber kompromittiren muß. In der einleitenden Betrachtung haben wir die Gründe für diese Erscheinung des Näheren auseinandergesetzt und dürfen uns daher hier mit der Bemerkung begnügen, daß die eminent schlechten Porträts eine innere Nothwendigkeit der Ausstellung sind, was ja, um einmal Schillers Wendung zu brauchen, die „Vernunft suchende Vernunft“ befriedigt, im Uebrigen aber freilich ein recht melancholischer Trost bleibt.

Ueberraschend wirkt die Bedeutungslosigkeit bei zwei Bildern, die von dem berühmten Namen Herkomers gedeckt sind. Das eine stellt den Prinzregenten von Bayern dar und ist einfach mäßig, während das andere den wunderlichen General Booth zeigt und dadurch in gewissem Sinne allerdings die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, nur daß dieser Sinn mit der Kunst nichts zu thun hat. An sich wirkt es langweilig, und das ist um so schlimmer, als der Beschauer auf seinen Rundgängen zu einer fast schwermüthigen Bescheidenheit herabgestimmt wird. Daß trotzdem die Berliner Kritik angelegentlich vor dem berühmten Namen herumdienert, versteht sich bei der eminenten Charakterfestigkeit ihrer Träger am Rande. Eine dem Schreiber dieser Zeilen ganz neue Erscheinung ist Susanne Goldschmidt, die ein lebendiges und energievolles Damenbildniß ausgestellt hat. Wenn daneben etwa noch Samberger und Reinhold Lepsius mit Dank genannt werden, dürfen wir, ohne unpatriotisch zu sein, die heimische Kunst verlassen, um bei Nikolaus van der Waay aus Amsterdam etwas länger zu verweilen. Seine „Kunstfreunde“ zeigen zwei Herren, die betrachtend vor einer Staffelei sitzen. Das Zimmer ist still und abgeschieden, und es raunen die Stimmen der Kunst, die nur in der Einsamkeit — in den Dämmerstunden der Seele — erwachen. Zwischen den beiden Männern und dem Bilde auf der Staffelei sind die Schranken im Strome des Schauens untergegangen. Ihr Inneres ist dem Banne der Welt entrückt und führt stumme Zwiesprach mit der stillen Kunst. Der Aeltere von ihnen, der bereits lange Jahre der Arbeit und des ernstes Kampfes hinter sich hat, ist zugleich der Beherrschtere. Wie tief ihn auch der Geist des Malers überschattet, raubt er ihm doch nicht ganz das Bewußtsein seiner selbst. Er nimmt die Wirkungen des Bildes in einem dankbaren Innern auf; er wägt sie aber, während er sie genießt. Er scheint ein Kaufmann großen Stiles zu sein, ein Patrizier, der etwas auf solide Traditionen hält, der

massives Geräth auf der Tafel und kunstechte Bilder an den Wänden liebt und der auch eine theure Havana und ein gutes Glas Rothwein keineswegs verachtet. Die sichere, etwas legere Haltung verräth, daß er im eigenen Hause ist oder jedenfalls gewohnt ist, mit der Autorität des Gastgebers aufzutreten. Er protegirt seinen Freund, der in blonder Mannesjugend neben ihm sitzt und mit weit offenen Augen in die Welt des Bildes hineinschaut. Sein Inneres wägt die Wirkungen nicht; er ist ganz Hingabe, ganz Glauben und lautere Begeisterung. Er ist ein junger Gelehrter, ein Mann der Stille und der Bücher, der in Geldangelegenheiten und anderen fatal praktischen Dingen ein großes, dummes, gutgläubiges Kind ist. Er braucht die Protektion seines älteren Freundes. In seinen weichen Zügen steht nichts von den harten materiellen Kämpfen, die beherrscht und kalt machen. Und es darf in ihnen davon auch nichts stehen. Der Kampf mit den Teufeln des Lebens würde ihn nicht hart und stark machen, sondern sein kindliches Gemüth und seinen Geist verstören. Er würde scheu werden und mit angstvoll aufgerissenen Augen den Wirrwarr fliehen, in dem er sich nicht auskennt. Man kann wieder und immer wieder zu den beiden Männern der „Kunstfreunde" zurückkehren. Man kann sich tiefer und immer tiefer in ihre Persönlichkeit hineinleben, bis man von der Phantasie des Malers wie von einem Sturme ergriffen wird und mit einem Schlage ihr ganzes Leben und Milieu in tiefen, ernsten Farben vor sich sieht. Van der Waay hat damit viel erreicht. Er hat in einer stillen Situation die Schatten der Vergangenheit heraufbeschworen und die Ahnungen der Zukunft geweckt. Gesättigt und tief beglückt verläßt der Beschauer sein Bild. Die Sinne haben geschwelgt und der Geist hat geschaut und geahnt. Die Stimmung hält Einkehr, in der man am besten eine Ausstellung verläßt, um das Geschenk des Malers zu retten. Und so mag der Name van der Waays denn diesen freien Streifzug beschließen.

Geheime russische Dokumente.

Der Zentralausschuß der sozialistischen Partei Polens hat eine Reihe von russischen Dokumenten veröffentlicht, die ihm in die Hände gefallen, und sich dadurch ein großes Verdienst um Polen erworben.[1] Aber auch die demokratischen und sozialistischen Elemente Europas müssen ihm dafür dankbar sein. Die veröffentlichten Schriftstücke sind entschieden interessant und lehrreich. Die Londoner „Times" (13. August 1898) und der Pariser „Temps" (16. August 1898), also die zwei bedeutendsten Zeitungen Westeuropas, haben dies bereits anerkannt.

Für uns ist besonders der ausführliche Bericht wichtig, den der Generalgouverneur von Russisch-Polen, Fürst Imeretynskij, im Januar dem Zaren erstattet hat. Wichtig nicht wegen seiner administrativen und legislativen Vorschläge, die nach der ganzen Lage der Sache nicht anders denn beschränkt ausfallen mußten. Der Liberalismus des Fürsten mußte sich brechen an den engen Schranken der inneren Politik Rußlands. Und seine Vorschläge fielen so kleinlich aus, daß sie vom Zaren, wie dessen lakonische Randglossen es beweisen, gebilligt werden konnten. Dagegen zeigen seine Schilderungen der aktuellen Lage Russisch-Polens, daß wir es mit einem scharfen Beobachter von staatsmännischem Blicke zu thun haben. Bei Durchsicht seines Memorandums wäre man zuweilen versucht, diesen feingebildeten, libe-

[1] Tajne dokumenty rzadu rossyjskiego w sprawach polskich. Londyn 1898. (Geheime Schriftstücke der russischen Regierung in polnischen Angelegenheiten. London 1898.) Inhalt: Memorandum des Fürsten Imeretynskij. Petersburg, 12./25. Januar 1898. — Protokolle des Ministerialkomites. Februar 1898. — Note der Ministerialkanzlei.

ralen Russen als ein wunderbares Wesen anzustaunen, wenn man nicht wüßte, daß er nur ein Glied jener merkwürdigen Kaste der russischen Diplomatie ist, die, vom russischen Leben getrennt, sich weit über dasselbe erhebt, um es zu beherrschen und es zu einer unwiderstehlichen Maschine der Eroberungen zu machen. Modernes Wissen und Können sind ihr nur Mittel zu ihrem völkerknechtenden Zwecke.

Vom Standpunkt der russischen Politik theilt Imeretynskij die Bevölkerung Polens in zwei Gruppen: in eine nicht unfreundliche und eine mehr oder minder feindliche. Zur ersten gehören die Bauern, zur anderen die übrigen Klassen.

In Folge ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung können die Bauern sich der herrschenden Klasse Polens gegenüber nur ablehnend verhalten. Ihre Betheiligung an den Aufständen war denn auch nur eine schwache. Ferner wurden sie erst im Jahre 1864 durch Alexander II. von dem Hörigkeitsverhältniß befreit und größtentheils auch mit Grundeigenthum bedacht. So wurden die Bauern zu ruhigen und zuverlässigen Unterthanen. Seitdem wurde indeß für sie nichts mehr gethan. Und doch waren mittlerweile die Aenderungen so bedeutend, daß sie stark genug sich zeigten, die alte Dankbarkeit auszulöschen. Schon 1864 gab es 200000 besitzlose Bauern. Diese Zahl wuchs auf 890000 im Jahre 1891. Dagegen nahm die Zahl der Kleinbesitzer bedeutend ab. 1889 betrug sie noch 600000. „Wir haben also im Bereich des Königreichs Polen rund 1500000 Bauern, die entweder nichts besitzen oder nur so wenig, daß sie damit auch die allernothwendigsten Bedürfnisse nicht befriedigen können." ... „Da die Regierung diesem Proletarisirungsprozeß ruhig zusieht, so wird er von anderen Klassen ausgenützt, und hinter denselben eilt die sozialrevolutionäre Propaganda, die, wie Polizeiuntersuchungen ergaben, in vielen Fällen erfolgreich war.... Obwohl die politische Propaganda unter den Bauern noch nicht den Charakter einer Massenbewegung angenommen hat, so kann sie doch zweifellos eine gefährliche Macht werden." Ferner macht Imeretynskij auf das Lesebedürfniß der polnischen Bauern aufmerksam und empfiehlt die sofortige Einrichtung von Dorfbibliotheken, um „den geschickten Agitatoren, die Hunderte und Tausende im Ausland gedruckter Schriften unter dem Volke verbreiten, das Handwerk zu legen".

Zur zweiten Gruppe der polnischen Bevölkerung übergehend, verzeichnet Imeretynskij die Thatsache, daß in den oberen und mittleren Schichten der polnischen Bevölkerung ein milderer Ton der Regierung gegenüber sich bemerkbar mache. Es kommen zwar noch stürmische Proteste gegen gewisse Verordnungen vor, jedoch fehlt es ihnen an dem Massencharakter, den sie bislang anzunehmen pflegten. „Ob dieses belebende Bächlein vertrocknen oder aber zum breiten Strome wird ... hängt von der Haltung der Regierung ab. Wenn wir, wie es früher geschah, auf Polen blicken werden als auf ein Land, das mit revolutionären Ideen durchsetzt ist, die nur mit äußerer Gewalt, mit Ausnahmegesetzen, erdrückt werden können, so wird das Mißtrauen und die Abgeneigtheit der polnischen Bevölkerung nicht verschwinden, sondern noch zunehmen.... Im Gefühl tiefer Ueberzeugung wage ich Eurer Majestät zu erklären, daß die Regierung nur einen einzigen richtigen Weg habe, nämlich: die Ausnahmebestimmungen langsam, aber fortschreitend aufzuheben und Polen dem Inneren des Reiches gleichzustellen." Da der Fürst indeß aus einigen Gründen gegen eine sofortige Inangriffnahme der Durchführung dieses Vorschlags ist, so macht er auf einige Schwächen in der Administration aufmerksam, die eine sofortige Remedur verlangen. Wir übergehen die ersten zwei Punkte, die religiöser Natur sind, wie z. B. Bau von Kirchen für die halbe Million Russen, die im Königreich Polen wohnen, und schärfere Aufsicht über die römisch-katholischen Seminare. Die übrigen schwachen Punkte sind: ... 3. schlechte Einrichtung des Schulwesens; 4. der ökonomische Druck, der auf den ärmeren Klassen lastet; 5. überflüssige Erschwerungen, die von Seiten der Regierung dem Baue neuer Eisenbahnen entgegengesetzt werden; 6. mangelhafte Qualifikation der russischen Beamten im Königreich Polen. Zu Punkt 3 verlangt Imeretynskij: daß für ausreichenden polnischen Unterricht in der Schule gesorgt wird; ferner eine liebevolle Behandlung der polnischen Schüler von

Seiten der Lehrer; den Bau eines Polytechnikums in Warschau, „denn aus Mangel an einer solchen Anstalt im Königreich Polen gehen die jungen Leute nach dem Ausland, von wo sie mit verstärktem Widerwillen gegen unsere Regierungsweise und mit übertriebenen Freiheitsideen zurückkehren, oder gar als fertige Agitatoren." Zu Punkt 6 bemerkt Imeretynskij: „Der halbgebildete, nicht besonders kluge und schlecht erzogene russische Beamte, der noch von Natur gutmüthig, faul und ungehobelt ist, kommt mit einem ganzen Arsenal von Vorurtheilen in seinen neuen Wirkungskreis. Das ganze Weichselland erscheint ihm wie in revolutionären Flammen. In jedem Polen sieht er einen besiegten, aber unerbittlichen Feind des Reiches und seiner eigenen Person. Sich selbst betrachtet er als den Sieger, und im Sinne des Sprichworts: ‚Ueber Sieger giebt's keinen Richter' glaubt er sich unabhängig von der Kontrolle der öffentlichen Meinung und seines eigenen Gewissens." Imeretynskij schlägt deshalb vor, nur die gebildetsten und taktvollsten russischen Beamten nach dem Königreich Polen zu schicken.

Weit wichtiger für uns ist das Urtheil des Fürsten über den polnischen Proletarier. Die Schilderung der polnischen Arbeiterklasse ist die schönste Partie des Memorandums. Diese lautet:

„Neben der ökonomischen Lage des Bauernstandes muß die Lage der Arbeiterklasse die ernste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. ... Die Fabrik- und Bergarbeiter des Weichsellandes befinden sich in Verhältnissen, die sie ganz von den Arbeitern im Innern Rußlands unterscheiden. Getrennt wie sie sind vom eigentlichen Rußland, berühren sie sich mit westeuropäischem Leben und gravitiren dorthin. In Oesterreich und Deutschland (besonders in letzterem) hat die Industrie eine so kolossale Entwicklung genommen, daß die Arbeiter dort de facto einen ‚vierten Stand' bilden, mit einer eigenen Organisation, die zum Theile von der Gesetzgebung anerkannt ist. Die Arbeiterklasse Westeuropas verfügt in öffentlicher und legaler Weise über Koalitionen, Versammlungen, Presse und parlamentarische Vertretung. ... In Folge der Berührung der polnischen Industriebezirke mit westeuropäischen Ländern wird ein ganzes Ideensystem, das durch das Leben jener Länder erzeugt wurde, auf natürlichem und geheimem Wege auf unseren Boden übertragen. Hier stößt es mit einer vollständig verschiedenen Ordnung zusammen, wie sie durch die Gesetzgebung des Gesammtreichs bedingt ist. Diese Gesetzgebung ist aber nur den Bedürfnissen des russischen Gewerbelebens angepaßt, das weniger komplizirt ist als das Westeuropas. Unsere Fabrikgesetzgebung entwickelt sich deshalb langsamer, was wohl im Innern Rußlands nicht so empfunden wird wie im Weichselland; hier entwickelt sich das wirthschaftliche Leben so rasch, daß die Fabrikgesetzgebung als rückständig sich erweist. ... In Folge dieser großen wirthschaftlichen Entwicklung hat die Arbeiterklasse, die schon manche Generation in den Fabriken zugebracht hat, einen besonderen Typus erzeugt. Er gleicht nicht mehr dem großrussischen Arbeiter, der den Winter in der Fabrik, den Sommer im Felde zubringt; der Pole hat sich mit der Fabrik dermaßen eingelebt, daß er in ihr seine Hauptinteressen erblickt. Der polnische Arbeitertypus nähert sich stark dem westeuropäischen und ist mit ihm geistesverwandt. Als im Jahre 1889 die westeuropäischen Arbeiter die Feier des ersten Mai einführten, wurde sie im Jahre 1890 auch hier begangen, und seitdem vergeht kein erster Mai ruhig. ... Strikes, energisch unterhalten durch die geheime Agitation, kommen hier ebenso häufig vor wie in Westeuropa. Untersuchungen, die dieserhalb geführt wurden, zeigten indeß, daß die Strikebewegung, trotz ihrer regierungsfeindlichen Propaganda und mancher unausführbaren Forderung, doch zum größten Theile gerechtfertigt ist. Es zeigte sich, daß die Arbeitgeber vom Vorwurf der Ausbeutung nicht freigesprochen werden können; und die Arbeiter beginnen dies gründlich zu verstehen."

Diese seine soziologische Einsicht, die dem Intellekt Imeretynskijs Ehre macht, blieb indeß auf seine Praxis ohne Einfluß. In reaktionären Ländern wird die reine Vernunft immer von der praktischen Vernunft verleugnet. Was der Fürst da vorschlägt, ist entweder unbedeutend oder direkt arbeiterfeindlich.

Merkwürdig sind die Randglossen Nikolaus' II. In ihrem ganzen Lakonismus zeigen sie ihn als würdigen Sohn Alexanders III. Wo Imeretynskij stärkere Aufsicht, strengere Bevormundung empfiehlt, da geruhte Seine Zarische Majestät allergnädigst zu bemerken: „Das versteht sich", „Ganz recht", „Gewiß" 2c. Wo er aber „etwas mehr Gerechtigkeit" wünscht, da bemerkt Nikolaus II.: „Ich theile diese Ansichten nicht."

Das Schicksal des Memorandums liegt jedoch nicht in Händen des Zaren, sondern in denen des Ministeriums. Dieses steht aber diesen Fragen nicht besonders günstig gegenüber. Nur der Vorschlag betreffend durchgreifende Beaufsichtigung der römisch-katholischen Seminare schien den Ministern einer sofortigen Inangriffnahme werth. Die übrigen Vorschläge wurden an verschiedene Kommissionen verwiesen — oder, um parlamentarisch zu reden, es wurde ihnen ein Begräbniß erster Klasse gewährt.

Was die Regierung übrigens auch thun mag, eines wäre im Interesse Westeuropas zu wünschen: daß die polnische Frage, die jetzt gegen den Willen und Wunsch der Regierung auf die Tagesordnung gebracht wurde, auch gegen den Willen der Regierung gelöst werde.

Und das ist auch die Ueberzeugung der Herausgeber dieser Dokumente.

M. B.

Notizen.

Ein neuer Stern. Eine hochwichtige astronomische Entdeckung versetzt soeben die wissenschaftliche Welt in Aufregung, ein neuer Stern ist entdeckt, ein neuer Planet, der wie kein anderes jener Sonnenkinder sich unserer heimathlichen Erdkugel nähern kann.

Am 13. vor. Mts. photographirte der bekannte Astronom der „Urania-Sternwarte" zu Berlin, Herr Gustav Witt, einen Theil des Himmels, wie er oft zu thun pflegte. Als der genannte Gelehrte die photographische Platte entwickelte, bemerkte er zwischen den Tausenden kleiner Pünktchen, als welche sich die Sterne durch ihre Strahlen auf der lichtempfindlichen Platte aufzeichneten, einen winzigen Strich, der offenbar von einem Gestirn herrühren mußte, das während des Photographirens seinen Ort am Himmel geändert hatte und seinen Weg mit leuchtender Spur hinterlassen hatte. Schon einmal, am 8. Oktober 1896, war es Herrn Witt gelungen, auf diese Weise einen kleinen Planeten zu entdecken, den er „Berolina" nannte; es war dies aber einer jener winzigen Weltkörper, von denen man alle Jahre einige zu entdecken pflegt, einer jener kleinen „Asteroiden", die fernab von unserer Erde zwischen Mars und Jupiter um die Sonne wandeln und so klein sind, daß man einige von ihnen in einem Tage zu Fuß umwandeln könnte.

Der Entdecker war nun der Meinung, abermals einen Asteroiden dem Dunkel seiner Unberühmtheit entrissen zu haben, und theilte daher seinen Fund den Fachgelehrten mit. Als nun vor einigen Tagen der ausgezeichnete Mathematiker des Kgl. Recheninstituts, Herr A. Berberich, aus den Beobachtungsresultaten die Bahn, die das neue Gestirn im Raume beschreibt, berechnen wollte, stellte sich die überraschende Thatsache heraus, daß der Himmelskörper kein Asteroid sei, sondern ein Planet, der zwischen Erde und Mars die Sonne umkreist und der ersteren bis auf ca. 3 Millionen Meilen nahe kommen kann. Die Bahn des neu entdeckten Nachbars der Erde ist stark excentrisch, d. h. von der Kreisgestalt abweichend, sein Abstand von der Erde ist daher recht verschieden, gegenwärtig steht er in Erdferne und ist als Stern zehnter Größe nur in guten Fernrohren zu sehen, in Erdnähe aber kann er vielleicht schon mit freiem Auge gesehen werden.

Bekanntlich zeigt unser Erdmond in seinem Laufe einige Unregelmäßigkeiten, die schon seit Langem zu der Prophezeiung Veranlassung gaben, daß ein noch unbekanntes Gestirn unseren Trabanten beeinflusse. Sollte der von Herrn Witt entdeckte Planet jener Störenfried sein?

Den 4. September 1898. Bruno H. Bürgel.

Versetzen von massiven Bauten in Deutschland. Daß in Amerika massive Wohnhäuser und andere Baulichkeiten fast tagtäglich von ihrem ursprünglichen Standorte nach einem anderen versetzt oder verschoben werden, dürfte bekannt sein. In Deutschland hatte man sich an ein derartiges Experiment bis vor Kurzem nicht herangewagt. Erst gegen Ende des vorigen Jahres wurde der erste Versuch unternommen.

Bei der Erweiterung des Bahnhofs zu Aschaffenburg mußte ein vor Jahren erbautes Dienstwohngebäude wegen Vermehrung der Bahngeleise beseitigt werden. Sein Abbruch und Wiederaufbau wäre nicht nur sehr kostspielig, sondern auch sehr langwierig gewesen; auch seine Umgehung war nicht angängig. Man beschloß daher, das Gebäude von seinem Fundamenten abzuheben und von den Bahngeleisen abzurücken.

Das Gebäude ist 12,2 Meter lang, 10,8 Meter breit, vollkommen unterkellert und enthält je eine Wohnung im Erdgeschoß, ersten Stock und Dachgeschoß. Die 1,2 Meter dicken Fundamentmauern waren aus unregelmäßigen Gneisbruchsteinen, die 0,5 Meter dicken Umfassungsmauern aus rothen unterfränkischen Bruchsteinen hergestellt. Da die Scheidemauern auf Kellergewölben ruhten, mußte man sich entschließen auch diese mit abzuheben, wodurch die gestellte Aufgabe sehr erschwert wurde. Das Gesammtgewicht des während der Hebung und Verschiebung natürlich unbewohnten Gebäudes betrug ungefähr 15000 Zentner. Die Verschiebung erfolgte auf einer 1 : 100 ansteigenden, 111,2 Meter langen schiefen Ebene, da das Gebäude auf seinem neuen Standpunkte 1,2 Meter höher zu stehen kam.

Die Verschiebung selbst wurde in folgender Weise vorgenommen: Zunächst wurden die Fundamente freigelegt und in Höhe der Gewölbekämpfer in einem Abstand von 1,2 Meter Löcher durch die Mauern gebrochen, um die zur Abhebung des Gebäudes und Lagerung desselben während des Verschiebens nöthigen Eisenträger einfügen zu können. Unter diesem so gebildeten Eisenroste wurden sechs Rollbahnen, bestehend aus je zwei übereinander liegenden 16 Meter langen kräftigen Hölzern, angeordnet, deren mit Flacheisen versehene Innenflächen den zur Verschiebung verwendeten gußeisernen Kugeln und schmiedeeisernen Walzen als Lager dienten. Darauf wurde das Gebäude durch 156, auf entsprechendem Rüstwerk angeordnete Hebschrauben um 10 Centimeter gehoben und durch sechs kräftige Wagenwinden die Verschiebung vollzogen. Die Verschiebung begann am 19. November und war am 6. Dezember beendet. Die größte Tagesleistung in der Vorwärtsbewegung betrug 10,2 Meter. Am 9. Dezember wurde das Haus um weitere 16 Centimeter gehoben und gerichtet und am 11. Dezember durch Hebschrauben auf das unterdessen hergestellte Fundament aufgelagert. Am 17. Dezember war das Haus wieder fast vollständig fertig. Die Umfassungsmauern und Kellergewölbe befanden sich nach vollendeter Aufstellung in tadellosem Zustande; bei keinem der seit Beginn der Hebungsarbeiten geschlossen gehaltenen Fenster war eine Scheibe zersprungen. Im Laufe des Februar konnte das Haus wieder bezogen werden.

Die Kosten der Versetzung betrugen rund 10000 Mark; der Abbruch und Wiederaufbau des Gebäudes hätte ungefähr das Doppelte gekostet. Dieser erhebliche Kostenunterschied wird es gewiß bewirken, daß dies Verfahren in Zukunft öfters angewandt wird.

Ob sich auch größere Gebäude, deren Anlage eine viel komplizirtere ist, auf diese Weise verschieben und versetzen lassen, ist allerdings eine andere Frage.

—y.

Die Frauenarbeit in den Vereinigten Staaten von Amerika nach der Berufsstatistik. Zu den noch nicht abgeschlossenen Veröffentlichungen über die „Ergebnisse des Elften Zensus vom Jahre 1890 in den Vereinigten Staaten“ hat C. D. Wright einen Spezialbericht über die berufsstatistischen Ergebnisse veröffentlicht. In der Berufsstatistik werden die Zahlen derjenigen Personen im Alter von zehn Jahren und darüber mitgetheilt, welche eine „gewinnbringende Beschäftigung“

treiben, geschieden nach dem Geschlecht, der Herkunft, der Farbe, dem Lebensalter, dem Zivilstand, der etwaigen beschäftigungslosen Zeit im Jahre vor der Zählung, der Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, der Kenntniß der englischen Sprache und nach der Beschäftigungsart, wie sie in den Zählpapieren angegeben ist.

Nach der Statistik von 1880 hatten die Vereinigten Staaten eine Gesammtbevölkerung von 50155783 Einwohnern; im Jahre 1890 wurden 62622250 Einwohner gezählt. Personen von zehn Jahren und darüber gab es in den beiden Jahren 36761607 bezw. 47413559, „gewinnbringend beschäftigte" Personen 17392099 bezw. 22735661. Die Zahl der weiblichen Personen überhaupt war von 1880 bis 1890 von 24636963 auf 30554370, die der männlichen von 25518820 auf 32067880, die Zahl der weiblichen Personen von zehn Jahren und darüber von 18025627 auf 23060900, die der männlichen von 18735980 auf 24352659 und die Zahl der als „gewinnbringend beschäftigt" gezählten weiblichen Personen von 2647157 auf 3914571, der männlichen von 14744942 auf 18821090 angewachsen. Von den Männern von zehn Jahren und darüber waren somit 1880 78,70 Prozent und 1890 77,29 Prozent gewinnbringend beschäftigt, von den Frauen 1880 14,69 und 1890 16,97 Prozent. In den verschiedenen Staaten und Bezirken war dieses Verhältniß und seine Bewegung sehr verschieden. In 16 von 49 Staaten und Territorien der amerikanischen Statistik war 1890 der Antheil der Frauen an der gewinnbringenden Arbeit über dem Durchschnitt von 16,97 Prozent aller Frauen von zehn Jahren und darüber. In 41 von 49 Staaten und Territorien hat die Frauenarbeit zugenommen, abgenommen hat sie in den Südstaaten, wo die Frauen, Negerinnen, früher in der Landwirthschaft stark beschäftigt wurden.

Auf die fünf großen Berufsklassen vertheilen sich die Männer und Frauen nach der amerikanischen Berufsstatistik folgendermaßen:

	Männer		Frauen	
	1880	1890	1880	1890
1. Landwirthschaft, Bergbau u. Fischerei	7409970	8333813	594654	679523
	50,25%	44,28%	22,46%	17,36%
2. Freie Berufsarten	425947	632646	177255	311687
	2,89%	3,36%	6,70%	7,96%
3. Häuslicher und persönlicher Dienst .	2321937	2692879	1181506	1667698
	15,75%	14,31%	44,63%	42,60%
4. Handel und Verkehr	1803629	3097701	62852	228421
	12,23%	16,46%	2,38%	5,84%
5. Fabrik- und Gewerbebetriebe . . .	2783459	4064051	630890	1027242
	18,88%	21,59%	23,83%	26,24%
	14744942	18821090	2647157	3914571
	100,00	100,00	100,00	100,00

Von den 13 Beschäftigungsarten der ersten Klasse kommen für die Frauen nur die der landwirthschaftlichen Arbeiter und der Farmer, Pflanzer und Aufseher hauptsächlich in Frage. Bei ersteren zeigt sich, übrigens auch bei den Männern, ein Rückgang, bei letzteren eine große Zunahme, die aber zum Theil auf eine verschiedene Zählung in den beiden Jahren zurückzuführen ist.

Von den 20 Beschäftigungsarten der zweiten Klasse mögen die Zahlen der nachstehenden wiedergegeben werden.

	1880		1890	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Künstler und Lehrer der Künste . . .	2061	7043	10815	11681
Musiker und Lehrer der Musik . . .	13182	17295	34519	27636
Lehrer an höheren Schulen u. Universitäten	154375	73335	695	4697
Lehrer			245371	96581
Aerzte und Wundärzte	2432	83239	4557	100248

Aus den 18 Beschäftigungsarten der dritten Klasse heben wir hervor:

	1880		1890	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Arbeiter ohne nähere Bezeichnung . . .	62854	1801391	54815	1858558
Dienstboten	970273	185078	1302728	244099
Wäscher und Wäscherinnen	108198	13744	216631	31831
Besitzer von Kost- und Logirhäusern . .	12313	6745	32593	11756
Besitzer von Hotels	2136	30317	5276	38800
Buffetiers	} 2198	} 80880	146	55660
Besitzer von Restaurants			2416	16867
Besitzer von Bierhallen			2275	69110

In der vierten Klasse, welche 37 Beschäftigungsarten aufweist, sind als die hauptsächlichsten derselben anzusehen:

	1880		1890	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Buchhalter und Bücherrevisoren . . .	} 38088	} 171712	27772	131602
Commis, Schreiber			64219	493139
Stenographen, Schreibmaschinenarbeiter .			21270	12148
Verkäufer und Verkäuferinnen			58451	205943
Großkaufleute und Detaillisten	14752	464687	25551	665774

Die fünfte Klasse enthält 120 Rubriken. Die größte Zahl weiblicher Arbeiter befand sich in dem Bekleidungsgewerbe, nämlich: 1880 380643 Frauen gegen 286978 Männer, 1890 632078 Frauen gegen 336183 Männer.

In der Textilindustrie sind die Frauen in folgenden Gewerben stark vertreten:

	1880		1890	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Teppicharbeiter	7106	9962	10756	11546
Arbeiter in Baumwollfabriken	91479	78292	92965	80177
Arbeiter in Wollfabriken	35506	52504	36471	47638
Arbeiter in Seidenfabriken	9211	8860	20663	14192
Arbeiter in Strumpf- und Wirkfabriken .	7860	4334	20810	8745
Fabrik- u. Werkstättenarb. ohne näh. Bez.	13568	26064	41993	51608

Während der zehn Jahre von 1880 bis 1890 hat also eine starke Zunahme der industriellen und kommerziellen Frauenarbeit stattgefunden. In einer großen Zahl von Gewerben sind die weiblichen Arbeiter um mehr als 100 Prozent gestiegen, ein Beweis, daß auch in den Vereinigten Staaten von Amerika die weiblichen Personen immer mehr auf den eigenen Erwerb angewiesen sind. el.

Feuilleton.

Alexander der Rattenfänger.

Von Dr. **Richard Garnett.**

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Schluß.)

Alexanders Galle stieg. „Ich sollte meinen", sagte er, „daß dieser stolze Ton nicht ganz im Einklang steht mit dem schmutzigen Gewand, mit dem Eure Heiligkeit auch nach dem Tode sich zu maskiren für gut findet — zum Aergerniß und Herzenskummer der Gläubigen."

„Wie konnt' ich anders? Hat Eure Heiligkeit den Rabelais vergessen?"

„Die Werke dieses hervorragenden Weisen und Geweihten“, antwortete Alexander VIII., „bleiben selten lange meinen Händen fern, aber ich besinne mich nicht, wieso sie den jetzigen Gegenstand erläutern sollen.“

„Gestattet mir, Euer Gedächtniß aufzufrischen“, sagte Borgia, und indem er einen Band des Weisen von Meudon hervorholte, schlug er denselben bei dem Kapitel von den Beschäftigungen der verschiedenen hervorragenden Bewohner der Unterwelt auf und wies auf den Satz: „Le Pape Alexander Estayt Preneur de Ratz“ (Der Papst Alexander war Rattenfänger).

„Ist dies verbürgt?“

„Wie sonst hätte François Rabelais es behauptet“, antwortete Borgia. „Bei meiner Ankunft in dem unterirdischen Königreich fand ich es in demselben Zustand, wie Eurer Heiligkeit Reich jetzund — von den Ratten überschwemmt. Das Augenmerk, welches ich während meines Erdenwallens der Wissenschaft der Gifte gewidmet hatte, bezeichnete mich als die geeignete Person, die Geißel zu bekämpfen, welcher Mission ich die Stelle eines Hof-Rattenfängers bei seiner höllischen Majestät verdankte. Die Art, wie ich meinen Obliegenheiten nachkam, sicherte mir die fortgesetzte gute Meinung, welche ich stets an jener maßgebenden Stelle genossen. Nach einer kleinen Weile begann man sogar in höheren Regionen Interesse für mich wachzurufen. Ich war bei meinen Lebzeiten nicht im Stande gewesen, den Himmel so sehr mit Spaniern anzufüllen, wie die heilige Inquisition that. Die Wahrheit zu sagen, mein Geschlecht hat nicht viel zur Bevölkerung der oberen Regionen beigetragen, aber einige von uns sind Leute von Bedeutung. Mein Urgroßenkel, der Jesuitengeneral, der als solcher das Vertrauen des heiligen Ignatius Loyola besaß, machte geltend, daß wenn ich mich immer an seine Vorschriften gehalten, er nimmermehr zum Leben hätte gelangen können und sohin die Welt einer ihrer größten Zierden hätte entrathen müssen. Dieses Argument hatte natürlich großes Gewicht bei dem heiligen Ignatius, um so mehr, als er auch mein Landsmann war. Viel Wesens wurde auch aus der Barmherzigkeit gemacht, die ich gegen die exilirten Juden geübt hatte, was, wie St. Dominikus zugestand, ihn förmlich beschämte, wenn er daran dachte, auch, daß ich zur Zeit der Dürre meine Unterthanen ernährt, statt sie auszuhungern, wie viele päpstliche Nepoten seither gethan, auch führte man ins Treffen, wie stramme Ordnung ich in dem Kardinalkolleg innegehalten. Kolumbus legte ein gutes Wort für mich ein und Savonarola widersprach nicht.

„Schließlich wurde es mir gestattet, heraufzukommen und meinen Beruf auf Erden auszuüben. Aber merk auf, welche Fallen den Weg der Rechtschaffenen umlauern. Ich konnte mich nie enthalten, Mischungen giftiger Natur zu brauen, und kam fortwährend in Kollision mit meiner Leidenschaft, wissenschaftliche Experimente auf das praktische Leben anzuwenden, was sich mit der öffentlichen Hygiene nicht gut vertragen wollte. Meine Gutmüthigkeit, welche mir selbst meine Feinde nicht absprechen, erwies sich für mich als ein wahrer Fallstrick. Ich fühlte für die Jugend, der die unnatürliche Langlebigkeit des Alters ihre Freuden schmälerte, und empfand mit der blühenden Jungfrau, deren Eltern das einzige Hinderniß zwischen ihr und ihrem Liebsten waren. So lebte ich in unaufhörlicher Angst, wieder in die unteren Regionen verbannt zu werden, und lechzte nach den Flügeln der Taube, um davonfliegen zu können und außer dem Bereich des Unheils zu sein. Endlich entdeckte ich, daß meine Beförderung in eine höhere Sphäre von der Erlangung eines öffentlichen Zeugnisses des regierenden Papstes abhinge. Laßt eine feierliche Prozession zu meinen Ehren stattfinden, eine Fürbitte zu meinen Gunsten öffentlich gemacht werden und mein

Aufstieg in den Himmel erfolgt allsogleich. Ich habe demgemäß meine Sache mehreren Eurer Vorgänger dargelegt, aber o Alexander, Ihr Päpste des siebzehnten Jahrhunderts seid ein jämmerliches Geschlecht! Kein Gemeingeist! Kein esprit de corps! Heu pietas! heu prisca fides! Keiner war so verletzend, wie Euer asketischer Vorgänger. Je mehr von einem Heiligen, desto weniger von einem Gentleman! Persönlich beleidigend, ich versichere Euch! Aber die Uebrigen waren beinahe ebenso schlimm! Der hochmüthige Paul, der fanatische Gregor, der weltliche Urban, der strenge Innocenz X., der leutselige Alexander VII., alle wetteiferten, mir zu versichern, es sei sehr zu beklagen, daß ich jemals aus den Abgründen des Styx losgekommen sei, mir zu rathen, mit größter Beschleunigung dorthin zurückzukehren, und zu betheuern, daß es das Interesse der Kirche sehr fördern würde, wenn mein Name vergessen werden könnte. Was den Versuch einer Wiederherstellung meines guten Namens betreffe, könnten sie ebensowohl daran denken, Judas Ischarioth heilig zu sprechen."

„Und deshalb hat Eure Heiligkeit diese Rattenplage über uns gebracht, die zweifellos in der Höllenregion angeworben ist?"

„Gewiß, es sind plutonische, nekromantische, lemuristische Ratten, für diesen Anlaß von dem Fürsten der Finsterniß gefällig beigestellt, die triefend vom Styx herbeieilen, quiekend und pfeifend die römischen Gassen zu durchhuschen. Aber ich thue Eurer Heiligkeit kund und zu wissen, daß sie einem Bereich zugehören, welcher sich Eurer Jurisdiktion entzieht und daß demzufolge die Maßnahmen Eurer Heiligkeit gegen sie — es sei denn in ihrer Eigenschaft als Kriegführende — unrechtmäßig und ultra vires sind."

„Ich würde diesen Punkt erörtern", erwiderte Alexander VIII., „wenn meine Lungen noch so kräftig wären wie damals, als ich vor der Rota Romana unter Papst Urban plaidirte — jetzt beschränke ich mich darauf, gegen Eurer Heiligkeit beispiellos verruchtes Vorgehen zu protestiren, Euer Land an der Spitze einer Armee widerwärtigen Ungeziefers zu überschwemmen."

„Beispiellos!" rief Borgia. „Bin ich nicht der moderne Coriolan? Erfuhr Narses schwärzeren Undank als ich? Wie stünde es um Eure weltliche Macht, wäre ich nicht? Wer schlug die Colonna? Wer zerschmetterte die Orsini? Wer sicherte dem Papstthum den ruhigen Besitz des eigenen Hauses? O Ungeheuer der Undankbarkeit!!"

„Ich bin gewiß", sagte Alexander begütigend, „daß das Unvermögen meiner Vorgänger, den Wünschen Eurer Heiligkeit willfährig zu sein, ihnen viele innere Thränen gekostet hat, allerdings völlig unsichtbare und unmerkliche, aber deswegen nicht minder aufrichtige. Ein weiser Papst muß in erster Linie den Geist seines Zeitalters in Betracht ziehen. Die Gewalt der öffentlichen Meinung, welche Eure Heiligkeit so gering anzuschlagen wähnte, erwies sich thatsächlich ebenso mächtig bei Eurer Heiligkeit selbst, als bei irgend einem Eurer Nachfolger. Wenn Euch während Eurer Lebenszeit Großes gelang, geschah es, weil die Welt mit Euch war. Würdet Ihr Euren ehemaligen Standpunkt jetzt beibehalten, müßtet Ihr gewahr werden, daß Ihr selbst zum anstößigen Anachronismus geworden. Es wird Eurer Heiligkeit Scharfsinn nicht entgangen sein, daß dasjenige, was die Moralisten sich steifen die Erhöhung des Standpunkts der Kirche zu nennen, das Resultat der sogenannten Weltverbesserung ist."

„Es steckt darin ein Körnchen Wahrheit", gab Alexander VI. zu, „und der Geist dieses Zeitalters ist ein sehr armseliger Geist. Es war mein Glücksstern, ein Papst der Renaissance gewesen zu sein. Gesegnete Fügung! Damals, als die Lebensanschauung der Menschen groß und frei war, die Wissenschaften und

Künste blühten, die Erde ihre Schätze gemeißelten Marmors, athmender Bronzen und glänzender Achatvasen unseren Augen erschloß, Maler und Bildhauer mit der Antike wetteiferten und Dichter und Historiker ihren Pfaden folgten, jede gebenedeite Gottheit angebetet wurde außer Diana und Vesta, die Künste der Liebeswerbung und Kosmetik von Erzbischöfen erläutert wurden, damals, als die schöne Imperia mehr galt denn die elftausend Jungfrauen, als unbequeme Personen unmerklich aus der Welt glitten und es Niemand wunder nahm, wenn er den Papst Arm in Arm mit dem Teufel traf — das war eine herrliche Zeit. Wie jämmerlich im Vergleich damit ist das jetzige saftlose Zeitalter mit seiner Prüderie, Pedanterei, seinen Perrücken, gemalten Kutschen, seinen gesitteten arkadischen Schäfern und der blumigen Impotenz und prahlerischen Leere, die es seine Kunst nennt! Papst Alexander! Ich sehe im Geiste das Euch bestimmte Grabmal und ich versichere Euch, daß meine Seele in meinen Rattenfellen schaudert. Kommt, ich erwarte nicht, daß Ihr mit den Päpsten meiner Zeit wetteifert, aber zeigt, daß Eure Tugenden Eure eigenen sind und Eure Fehler die Eures Zeitalters. Rafft Euch auf! Faßt den Stier bei den Hörnern! Blickt den Dingen ins Auge! Seid Brutus' und Cassius' eingedenk! Erkennet, daß Ihr mich nicht los werden könnt und daß der einzige sichere Ausweg der ist, mich zu rehabilitiren. Ich bin gerade kein Kandidat für die Heiligsprechung, aber macht früheres Versäumniß gut und versöhnt meinen beleidigten Schatten in der Weise, wie Ihr es vermögt. Ist dies geschehen, dann verpfände ich mein Wort, daß fortan jede Ratte Rom meiden wird. Ist dies ein ehrlicher Handel? Ja, ich sehe es, Ihr seid Einer von der guten alten Art, obgleich in ein übles Zeitalter gerathen."

Renaissance oder Ratten, Alexander VIII. gab nach.

„Ich verspreche —" sagte er.

„Eure Hand darauf!"

Seinen Widerwillen und seine Furcht mit großem Kraftaufgebot überwindend, legte Alexander seine Hand in die klebrige Pfote des Gespenstes. Ein eisiger Strom durchfuhr seine Adern und er fiel besinnungslos in den Armstuhl zurück.

III.

Als der Papst das Bewußtsein wieder erlangte, fand er sich zu Bette mit leichten Anzeichen von Fieber. Seine erste Sorge war die, Kardinal Barbarigo herbeiholen zu lassen, um sich mit ihm über die seltsamen Abenteuer zu besprechen, die ihnen begegnet waren. Zu seiner größten Bestürzung vermochte sich der Kardinal Barbarigo an nichts zu erinnern. Er gab zu, am vorhergehenden Abend Seiner Heiligkeit den gewöhnlichen Bericht gemacht zu haben, aber er wußte nichts von irgend einem übernatürlichen Rattenfänger und ebenso wenig von einem mitternächtlichen Rendezvous in dem Appartamento Borgia. Nachforschungen bestätigten seine Unkenntniß — keine Spur des Rattenmannes oder seines Ladens konnte entdeckt werden und die geöffneten und durchsuchten Borgia-Gemächer wiesen keinerlei Anzeichen auf, seit Jahren jemals besucht worden zu sein. Das Beschwörungsbuch des Papstes fand sich auf seinem gewöhnlichen Platze und der Krug mit Weihwasser stand unberührt auf dem Tische. Die Kammerherren sagten übereinstimmend aus, sie hätten Seine Heiligkeit zur gewohnten Zeit der Nachtruhe überantwortet. Seine Wahnvorstellungen wurden zuerst einem besonders lebhaften Traume zugeschrieben, aber als er seine Absicht erklärte, wirklich einen Gottesdienst abzuhalten und eine Prozession zu Ehren seines Namensvetters und Vorgängers anzuführen, wurde die Ueberzeugung allgemein, daß die Ratten ihren Wohnsitz in dem Oberstübchen seiner Heiligkeit

aufgeschlagen hätten. Alexander gab jedoch nicht nach und so geschah es, daß an demselben Tage sich zwei mächtige Prozessionen innerhalb der Mauern Roms kreuzten. Als die gesammte Geistlichkeit — der Papst in ihrer Mitte — aus allen Kirchen und Klöstern herbeiströmte, Kerzen tragend, Gesänge anstimmend, und mit manchem verstohlenen Achselzucken und Hohnlächeln den Himmel für die Ruhe Alexanders VI. anflehte, wurde sie plötzlich von einer anderen Prozession aufgehalten — einem hastig überstürzten, ordnungslosen, widerwärtigen Getümmel, aber bei alledem dem Auge der Bürger weit erfreulicher als all der Pomp und die Pracht der glorreichsten Tage des Papstthums. Schwarz, braun, weiß, grau, wohlgenährt oder mager, alt und jung, pfeifend oder still, galoppirten die beschnurrbarteten Legionen herbei, aus jedem Theile der Stadt hervorbrechend vereinigten sie sich aus einzelnen Kolonnen in eine endlose Armee, welche sich vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne zu erstrecken schien.

Es war, als ob sie dem Tiber zustrebten, und sicher würden sie denselben erstickt haben, aber ehe sie soweit gekommen, klaffte ein ungeheurer Spalt in der Erde, in welchen sie sich wie toll kopfüber hineinstürzten. Ihr Abstieg währte — also behauptet man — so viele Stunden, als Vulkan zu seinem Falle vom Himmel nach Lemnos brauchte, aber als der letzte Schweif über dem Rande des Abgrunds verschwunden war, schloß sich die Kluft so gründlich, wie der Abgrund im Forum über Marcus Curtius schloß — nicht die mindeste Unebenheit zurücklassend, die seine Spur hätte verrathen können.

Lange vorher aber war der Papst eine ältliche, in Rattenfelle gekleidete Gestalt gewahr worden, die begierig schien, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Erkennungszeichen wurden getauscht, und im Nu stand an Stelle des Rattenfängers ein hochgewachsener, dunkler, beleibter, bejahrter Mann mit den majestätischen, doch sinnlichen Gesichtszügen Alexanders VI. — angethan mit den Gewändern und Insignien eines Papstes —, der sich langsam in die Lüfte erhob, als ob er mit Wasserstoff gefüllt worden wäre.

„Beginnt Eure Gebete“, rief Alexander und gab selbst das Beispiel. Die Priester stimmten ihre Gesänge an, die Menge warf sich auf die Kniee. Ihre Fürbitten schienen die aufstrebende Gestalt zu beflügeln, die sich immer höher erhob, als plötzlich in den Lüften die Wollust, die Simonie und die Grausamkeit sichtbar wurden in wetteiferndem Kampfe miteinander — jede bemüht, den heiligen Vater in ihre Arme zu ziehen. Borgia schlug nach ihnen mit dem Hirtenstab und schien sie sich vom Leibe abzuwehren, als plötzlich eine Wolke die Gruppe dem Menschenauge entzog.

Donnergetöse erscholl, Blitze zuckten, das Brausen der Regenfluthen mischte sich mit den Ausrufen der Menge und dem noch größeren Getöse der Ratten. Geleitet wie er war, ist es nicht wahrscheinlich, daß Alexander wie „Dantes Seufzer über die Sphäre glitt, die alle Sphären faßt“ — aber da er auf Erden nicht mehr gesehen ward, ist es nicht zweifelhaft, daß er wenigstens bis zum Monde gelangte.

Per aver riposo,
Portato fu fra l'anime beate
Lo spirito di Alessandro glorioso
Del qual seguiro le sante pedate
Fre sue familiari e core ancelle
Lussaria, Simonie e Crudeltate.[1]

[1] Machiavelli, Decenale Primo.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.

Die Neue Zeit.

Nr. 52. XVI. Jahrgang, II. Band. 1897-98

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Genfer Mord.

✓ Berlin, 14. September 1898.

In diesem Herbste drängen sich die Ereignisse: der russische Abrüstungsvorschlag, der moralische Krach des französischen Generalstabsklüngels, die Strikerede des deutschen Kaisers und nun endlich die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich: jeder dieser Schläge läßt gleich einem Erdbebenstoß erkennen, wie unterwühlt der Boden ist, worauf das europäische Staatensystem beruht.

Ein nationalliberales Blatt glaubt der sozialdemokratischen Presse das Lob spenden zu sollen, daß sich ihr Urtheil über die Ermordung der Kaiserin Elisabeth nur wenig von dem Urtheil der bürgerlichen Presse unterscheide. Im Allgemeinen ist dies Lob unverdient, und wenn es, was wir dahingestellt sein lassen wollen, in diesem oder jenem Einzelfall verdient sein sollte, so würde es aufhören, ein Lob zu sein. Zu den widerlichsten Gewohnheiten der bürgerlichen Presse gehört ihre geschäftsmäßige Trauer- und Entrüstungshuberei bei Attentaten auf gekrönte Häupter; seit zwanzig Jahren, seit dem sogenannten Attentat Höbels und dem wirklichen Attentat Nobilings, hat sie darin eine raffinirte Technik ausgebildet, ganz nach der Methode kapitalistischen Betriebs. Um so dringenderen Anlaß haben die klassenbewußten Arbeiter, sich meilenweit davon entfernt zu halten, schon weil sie nicht thörichter sein dürfen, als die Kinder, die wenigstens das Feuer scheuen, woran sie sich einmal verbrannt haben.

Kein fühlender Mensch wird sich einer Regung ehrlicher Trauer verschließen, wenn eine alte harmlose Frau von einem feigen Meuchelmörder hingeschlachtet wird. Solcher Regung haben sich auch die deutschen Arbeiter, soweit wir ihre Anschauungen und Stimmungen kennen, bei der Ermordung der Kaiserin Elisabeth nicht verschlossen, aber weiter sind sie nicht gegangen. Sie haben nichts gemein mit jenem heulenden Trosse betriebsamer Preßknechte, denen die Kaiserin Elisabeth, solange sie lebte, in ihrer stillen, allem öffentlichen Spektakel abholden Art immer Hekuba war. Vor einer derartigen Gemeinschaft schützt unsere Arbeiter schon ihr guter Geschmack und ihr feiner politischer Instinkt. Ihr guter Geschmack, denn nichts ist widerlicher, als kriechender Servilismus oder auch nur berechnende Feigheit vor der Majestät des Todes. Ihr feiner politischer Instinkt, denn nichts ist sicherer, als daß schließlich immer die Arbeiter für die Zeche dieser

bürgerlichen Leichenschmäuse aufkommen müssen. Sich an ein Eckchen der Tafel zu drängen um den Preis jener alten, stolzen, würdigen Zurückhaltung, die jederzeit gestattet, Schlag mit Schlag zu erwidern, das wäre eine Politik, deren die deutschen Arbeiter unfähig sind.

Und ebenso wenig, wie mit der Trauer=, haben sie mit der Entrüstungshuberei zu thun, die von der bürgerlichen Presse bei Attentaten auf gekrönte Häupter entfaltet zu werden pflegt. Sittliche Entrüstung ist gewiß eine edle und erhabene Sache, und sie kann auch bei solchen Gelegenheiten sehr wohl am Platze sein, wie sie ja gerade bei der Mordthat Lucchenis angezeigt ist. Aber sie ist eine sehr schlechte Führerin, wenn es auf die kaltblütige Beurtheilung einer politischen Lage ankommt, und solange es darauf ankommt, thut man gut, die sittliche Entrüstung in den Silberschrank zu stellen. Als die erste Depesche über die Ermordung der Kaiserin Elisabeth sofort zu wissen that, daß der Mörder ein italienischer Anarchist sei, war die nächste Pflicht nicht der Nachweis, daß die deutsche Sozialdemokratie und die moderne Sozialdemokratie überhaupt mit dem Anarchismus nichts zu thun habe, sondern vielmehr der Hinweis, daß der offiziöse Draht regelmäßig bei Attentaten auf gekrönte Häupter mit mehr oder minder großem Defekt an Wahrheitsliebe sofort irgend eine politische „Umsturzpartei" auf das jeweilige Attentat festzunageln sucht. Bei Hödels Attentat war dieser Defekt minder groß, denn Hödel bekannte sich wenigstens mit dem Munde als „Anarchist vom reinsten Wasser", obgleich er in Wirklichkeit nur ein intellektuell und moralisch verlotterter Bursche war, eins jener Früchtchen, die auf dem von der kapitalistischen Produktionsweise gedüngten Acker der bürgerlichen Gesellschaft wie Unkraut wuchern. Bei Nobilings Attentat aber genügte es nicht einmal, den offiziösen Draht eines großen Defekts an Wahrheitsliebe zu beschuldigen, sondern man mußte einfach die nackte Thatsache feststellen, daß er in alle Welt hinauslog, Nobiling habe sich als Sozialdemokraten bekannt. Aus solchen Erfahrungen am eigenen Leibe sollten wir doch einige Vorsicht gelernt haben: als der offiziöse Draht meldete, ein italienischer Anarchist habe die Kaiserin Elisabeth ermordet, galt es nicht, zu sagen: Mit den bösen Buben von Anarchisten haben wir nichts zu thun, sondern vielmehr zu fragen: Trau, schau, wem? und daran zu erinnern, daß solchen Nachrichten nach alter und stets erprobter Erfahrung nicht über den Weg zu trauen sei.

Wir halten uns nicht lange bei der Pflicht auf, aus Gründen der Gerechtigkeit dem Anarchismus, mag er noch so viel an der Sozialdemokratie gesündigt haben, nicht mehr aufzubürden, als sich thatsächlich erweisen läßt, obschon diese sittliche Pflicht doch nicht so ohne Weiteres selbst von der gewaltigsten sittlichen Entrüstung über den Haufen gerannt werden kann. Aber wenn man sich wirklich auf den zynischen Standpunkt stellen wollte: mag doch der Anarchismus sehen, wie er fertig wird, und salviren wir unsere eigene Haut! so würde gerade diese Auffassung auf einer verhängnißvollen Täuschung beruhen. Daß Anarchismus und Sozialismus sich feindlich gegenüberstehen, wissen die reaktionären Hetzer sehr gut und brauchen darüber durchaus keine Belehrung; bei der Fruktifizirung von Attentaten kommt es ihnen darauf an, eine sinnlose Aufregung in die Massen zu werfen, mit deren Hilfe sie die Arbeiterklasse entrechten können. Soweit ist der Philister seit zwanzig Jahren ja nun glücklich erleuchtet, daß die Sozialdemokratie keine Attentate macht; deshalb läßt der offiziöse Draht als die Urheber von Attentaten jetzt zunächst Anarchisten aufmarschiren, aber seine Hintermänner wissen sehr schnell, mit einer Geschwindigkeit, die durchaus keine Hexerei ist, Sozialdemokraten für Anarchisten einzutauschen. Gerade jetzt haben ihnen kaum drei-

mal vierundzwanzig Stunden genügt, um das Kunststück fertig zu bringen, und eben deshalb ist es taktisch sehr verkehrt, dieser Gesellschaft auch nur den kleinen Finger zu reichen, auch nur vorübergehend in ihr Horn zu blasen und das anarchistische Schreckgespenst auf Treu und Glauben so anzunehmen, wie sie es ausbietet.

In allen Nachrichten, die bisher über Lucheni vorliegen, ist nicht der geringste Anhalt dafür enthalten, daß er Anarchist in irgend einem sozialpolitischen, sei es noch so verkehrtem Sinne sei. Die sozusagen anarchistischen Redensarten, womit er um sich wirft oder um sich werfen soll, lassen nur die Auslegung zu, daß er ein kompleter Narr ist, sei es ein Narr wie Hödel, ein „Anarchist vom reinsten Wasser", oder ein Narr wie Stellmacher, ein Werkzeug polizeilicher Lockspitzelei. In beiden Fällen läßt sich sein Verbrechen sehr wohl erklären, in beiden Fällen gehört er ungetheilt der bürgerlichen Gesellschaft, die nun schon sehen muß, wie sie mit solchen von ihr selbst gezüchteten Früchtchen fertig wird.

Die bürgerliche Gesellschaft erzeugt nicht nur ein klassenbewußtes Proletariat, sondern auch ein Lumpenproletariat, und zwar muß sie es nach ihren ganzen Existenzbedingungen je länger je mehr erzeugen. Aus diesem Lumpenproletariat rekrutirt sich die Prostitution, das Vagabundenthum, das Verbrecherthum, genug jener ekle Bodensatz der bürgerlichen Gesellschaft, den ihre frommen und weisen Spitzen vergebens mit Kirchen wegzuräsonniren, mit Gefängnissen wegzueskamotiren und auch mit Schafotten wegzurasiren versuchen. So lange aber ein solches Lumpenproletariat besteht und von Jahr zu Jahr mehr anschwillt, so lange wird es in ihm auch Menschen geben, und man mag sie vielleicht sogar die Aristokraten dieser Klasse nennen, denen es nicht genügt, ihren Mitmenschen die Börse aus der Tasche zu stibitzen oder im Graben an der Landstraße zu verhungern, denen es vielleicht gerade aus einem Reste von Energie und Trotz nicht genügt, als Vagabund und Verbrecher zu verkommen, denen es dagegen lockend erscheint, der Gesellschaft, die ihnen das gehetzte Leben von wilden Thieren bereitet, einmal einen wahnsinnigen Schreck einzujagen, sei es auch um den Preis, das eigene elende Leben daran geben zu müssen. Das mag für die bürgerliche Gesellschaft sehr unbequem sein, aber ein Recht, solche Zustände zu verdammen, haben nicht ihre Vertheidiger, sondern ihre Angreifer. Züchtet sie einmal nach ihren historischen Existenzbedingungen ein immer wachsendes Lumpenproletariat, und daran ist nun einmal nicht zu rütteln, so müssen auch die nothwendigen Konsequenzen in den Kauf genommen werden, woran alle sittliche Entrüstung nichts ändern kann.

Möglich aber auch, daß Lucheni nicht solch Lumpenproletarier ist, dem das Elend die fünf Sinne unheilbar zerrüttet hat, sondern einer jener beschränkten Tröpfe, die am Seile von Lockspitzeln wie die Puppen tanzen. Wer die Geschichte des deutschen Sozialistengesetzes kennt, wird das Gewicht dieser Möglichkeit zu schätzen wissen. Wir thun der italienischen Regierung wohl kein Unrecht und sagen ihr eher eine Schmeichelei, wenn wir meinen, daß sie die unbedingte Nothwendigkeit des Lockspitzelwesens mit ebenso genialem Blicke durchschaut hat, wie seiner Zeit das System Bismarck. In allen sogenannten anarchistischen Attentaten der achtziger Jahre hatten Lockspitzel ihre Händchen, mit einer einzigen Ausnahme, wo einem Lockspitzelvater das Feuer, womit er spielte, selbst auf die Finger brannte; wir meinen die Ermordung des Polizeiraths Rumpff, von der übrigens auch noch sehr dahin steht, ob sie eine wirkliche Ausnahme, ein wirkliches anarchistisches Attentat war und nicht vielmehr ein Akt wilder Lynchjustiz an einem Menschenjäger, der die Strafgesetze des Staates straflos mit Füßen

treten durfte. Das Asylrecht der Schweiz ist ein Bissen, nach dem seit siebzig Jahren schon mancher reaktionären Regierung die Zähne gewässert haben. Wenn die Finanzirung des Niederwaldattentats, das den deutschen Kaiser mitsammt den deutschen Fürsten und Ministern in die Luft sprengen sollte, aus deutschen Polizeifonds erfolgte, dann werden italienische Lockspitzel auch nicht vor dem Leben der Kaiserin von Oesterreich ehrfürchtigen Halt machen.

Inzwischen geht die Hetze munter voran, die der deutschen Arbeiterklasse ihre politischen Rechte rauben will, weil ein italienischer Bandit auf schweizerischem Boden die österreichische Kaiserin ermordet hat. Allzu gefährlich sieht die Geschichte freilich nicht aus, und zwar deshalb nicht, weil sie zu herzbrechend dumm ist. Aber der deutsche Philister ist ein unberechenbares Geschöpf, und es ist immer rathsam, in feuergefährlicher Nachbarschaft jeden Funken rechtzeitig auszutreten. Deshalb meinen wir, daß der bürgerlichen Trauer- und Entrüstungshuberei über die Ermordung der Kaiserin Elisabeth auch nicht das kleinste Zugeständniß gemacht werden darf. Die reaktionären Hetzer streben in erster Reihe darnach, den deutschen Philister in die besinnungslose Wuth zu versetzen, die das Sozialistengesetz ermöglichte. In den zwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, ist auch der deutsche Philister ein wenig klüger geworden, und die Umsturzvorlage scheiterte im letzten Grunde daran, daß er für sie nicht mit dem Kopfe gegen die Wand rennen wollte. Halten wir deshalb immer einen kalten Wasserstrahl auf seinen Denker- und Dichterschädel gerichtet, auch auf die Gefahr hin, seinen Unwillen durch diese frivole Antastung seiner Würde zu erregen.

Wir beklagen aufrichtig die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich und verabscheuen ebenso aufrichtig ihren Mörder, aber Gefühlssachen haben in der Politik nichts zu schaffen, und wenn sie gar mit heimtückischen Hintergedanken hineingeschleppt werden sollen, so werfen wir sie mit doppelter Entschiedenheit hinaus. So leicht, wie sie zu hoffen scheinen, soll es den Todfeinden des klassenbewußten Proletariats nicht werden, aus dem Genfer Morde ihre falsche Münze zu schlagen.

Anatole France und seine Schilderungen des französischen Provinzlebens.

Von **M. Beer.**

Nirgends ist man sich über den Zusammenhang zwischen Leben und Literatur klarer als in Frankreich. Das zeigen Literaturkritik und Roman.

Madame de Staëls geistvolle Bemerkung, daß die Kritik die Aufgabe haben müsse, „den Zusammenhang zwischen Kunst und sozialen Einrichtungen jedes Jahrhunderts und jedes Landes aufzudecken“, öffnete den Weg zu einer Wissenschaft der Kritik.

Ihr folgte Baron de Barante, der im Jahre 1809 die Ansicht aussprach, der Literaturkritiker habe sich nicht mit gewissen Regeln und Formalitäten zu beschäftigen, sondern mit dem Studium der Persönlichkeit des Verfassers und der ihn umgebenden Verhältnisse.

Die erste Hälfte der Baranteschen Forderung wurde von dem unermüdlichen und unerschöpflichen Sainte-Beuve meisterhaft ausgeführt, während die andere Hälfte von Hippolyte Taine meisterhaft mißhandelt wurde. Beide wurden sie an Geist und Scharfsinn von J. J. Weiß übertroffen, der in seinen „Essais sur la

litterature française" bemerkt: „Es ist überhaupt Geschichte, die ich in literarischen Studien suche. Wollen Sie erfahren, was unter dem ancien régime das Recht der Primogenitur war? So lassen Sie sich nur nicht die dicken Folianten der Juristen holen; sehen Sie bei Molière und Regnard nach, wie der Bruder zur Schwester spricht."

Indeß sind wir über bloße Versuche nicht herausgekommen.[1]

Glücklicher war die Literatur. Seit einem halben Jahrhundert steuerte der Roman — die eigentliche Literatur des modernen Frankreichs — bewußt auf das Ziel los, der Ausdruck des wirklichen Lebens zu werden. Geben uns Stendhal, Balzac, Flaubert und die Goncourts reale Studien von zeitgenössischen Individuen, so ergriff Zola die großartige Idee, einen Schritt weiter zu thun und Gesammtstudien zu liefern von gesellschaftlichen Klassen mit ihrem alltäglichen Wirken, aus dem die Geschichte resultirt. Darin liegt das Epochemachende von Zolas Arbeiten. Sein „Paris" ist die Sozialgeschichte der französischen Hauptstadt in den letzten Jahren.

In die Reihe dieser Meister des modernen Romans tritt Anatole France mit seinen beiden jüngsten Novellen: „L'orme du Mail" und „Mannequin d'osier".[2]

I.

Anatole France (eigentlich Anatole Thibaud, geboren 1844 in Paris) gilt heute als der bedeutendste Kenner und Kritiker Frankreichs. Er hat viel gelernt, fleißig gelesen und alles verdaut. Alte und neue Literatur, Geschichte, Philosophie, Theologie, Politik und Naturwissenschaften — auf allen diesen Gebieten fühlt er sich heimisch. Sein Geist ist die reichste „Resultante" der intellektuellen Arbeit unseres Jahrhunderts — konnte einer der kompetentesten Kritiker von ihm sagen. Dazu hat die Natur ihn zum Künstler bestimmt. Schon von Jugend auf wußte er zu beobachten und die durch Beobachtung gesammelten Materialien in künstlerische Formen zu gießen. Sein gründliches Studium der Alten förderte diese Anlagen und schon als jungen Mann finden wir ihn vertieft in den Kampf zwischen dem absterbenden Hellenismus und dem entstehenden Christenthum — einen Kampf, den er in seinen „Noces Corinthiennes" in klassischen Versen schildert. Später wurden Kinder und Gelehrte seine Studienobjekte. Angeregt durch den zeitgenössischen Geschichtsroman, gab er uns die früher genannten zwei Novellen, die zu den besten und edelsten Arbeiten der Weltliteratur gehören.

Jedoch ist Anatole France kein Genie. Er hat nicht die bahnbrechende und konstruktive Gewalt eines Balzac oder Zola, aber auch nicht die Fehler ihrer Tugenden.

Männer von Genie — sagt Jules Lemaitre — sind sich ihrer selbst und ihres Wirkens nie vollständig bewußt. Sie machen sich fast immer gewisser Naivetäten und lächerlicher Beschränktheiten schuldig; ... sie wissen nicht ganz, was sie thun, und handeln nicht ganz mit Absicht. In unserer Zeit des wachsenden Nachdenkens und Bewußtseins giebt es neben diesen Männern von Genie auch Künstler, die ohne jene nicht existirten, von jenen profitiren und ihre Richtung erhalten, dafür aber mehr Intelligenz als jene göttlichen Ungeheuer haben, mehr Wissen, mehr Weisheit und eine raffinirtere Auffassung von Kunst und Leben

[1] In England und Deutschland steht es in dieser Beziehung noch viel schlimmer. Da giebt es überhaupt keine wissenschaftliche Literaturkritik. Ausnahmen bilden: H. M. Posnatts „Comparative Literature" (London 1886) und Franz Mehrings „Lessing" (Stuttgart 1893, Dietz).

[2] Erschienen 1897; sie haben bis jetzt an die fünfzig Auflagen erlebt.

besitzen. Wenn ich ein Buch von einem dieser Männer finde, welche Freude! Ich finde in seinem Werke alles, was ihm vorherging; ich entdecke darin die letzte Geistesetappe, die höchste Bewußtseinsstufe, die die Menschheit erklommen hat.

Einer dieser Künstler ist Anatole France, der Zola an Wissen, Balzac an Schönheit und Anmuth der Sprache weit überragt. In „L'orme du Mail“ und „Mannequin d'osier“ zeigt er uns, wenn nicht die Kräfte, so doch die Leute und Meinungen, die im zeitgenössischen Frankreich den Ton angeben und herrschen. Nach der Lektüre dieser beiden Novellen, die vom Verfasser als „Histoire contemporaine“ näher bezeichnet werden, habe ich einige der guten alten Illusionen über Frankreich eingebüßt, dafür aber an wahren Ansichten gewonnen.

II.

So tief diese beiden bewundernswürdigen Schriften den Leser interessiren und in Folge ihrer edlen Formenschönheit und ihres reichen Ideengehalts interessiren *müssen*, so schwierig wird es, von ihnen erschöpfende Rechenschaft zu geben. Sie sind keine Erzählungen; sie haben keine dramatischen Verwicklungen; weder Intriguen, noch leidenschaftliche Seelenkämpfe; weder Katastrophen, noch moralische und unmoralische Helden. Man kann sie in keine der bekannten Romanformeln fassen.

In der Vorrede zu seiner berühmten psychologischen Novelle: „Pierre et Jean“ sagt Guy de Maupassant: „Leser und Kritiker setzen sich aus zahlreichen Gruppen zusammen, die uns zurufen: Tröste uns! — Unterhalte uns! — Betrübe uns! — Erweiche uns! — Mache uns träumen! — Mache uns lachen! — Mache uns zittern, weinen, denken! — Aber nur einige auserlesene Geister verlangen vom Künstler: Gieb uns etwas Schönes in einer Form, die Dir und Deinem Temperament am besten paßt!“ — Daß Maupassant damit dasselbe wollte wie die Moderne: das Schöne durch das Mittel der Wahrheit, geht aus seiner ganzen Lebensarbeit und aus seinen literarischen Verbindungen hervor.

Nach Anatole France hat die Moderne nicht mehr recht. Nach ihm verlangen die Auserlesenen vom Künstler: Zeige uns die zeitgenössische Gesellschaft. Und in „L'orme du Mail“ und „Mannequin d'osier“ zeigt er ihnen, wie die herrschende Klasse Frankreichs denkt, spricht, fühlt, handelt, oder besser, wie sie nicht handelt.

Der Roman entwickelt sich. Wohin? Offenbar zum großen demotischen Roman, zu dem Zola den Anstoß gab. Die beiden Novellen von France sind nur weitere *Versuche* nach dieser Richtung hin. Daraus die Schwierigkeit, sie gebührend zu würdigen und von ihnen Rechenschaft zu geben.

Treten wir indeß an unsere Aufgabe heran.

Die einzige, übrigens nebensächliche Intrigue, die beiden Novellen eine gewisse Einheitlichkeit giebt, spinnt sich um die Besetzung des erledigten Bischofssitzes zu Tourcoing (bei Lille). Wir haben vor uns zwei geistliche Aspiranten: Abbé Guitrel, Professor der heiligen Beredtsamkeit am theologischen Seminar zu ***, und Abbé Lantaigne, Direktor dieses Seminars. In „L'orme du Mail“ sehen wir sie beide an ihrem Werke. Guitrel ist eine Null; dem Rathe Leo XIII. folgend, unterwirft er sich der Republik und erfreut sich deshalb der Gunst des jüdischen Präfekten Worms-Clavelin und der Madame Worms-Clavelin, geb. Coblentz. Diese, die Tochter eines jüdischen Trödlers, schwärmt nun für Kunstwerke und läßt durch den strebsamen Guitrel altkirchliche Kunstsachen aufkaufen. Diese Dienste bringen ihn in Verbindung mit dem Präfekten, der den Typus des höheren jüdischen Beamten in Frankreich darstellt.

Worms-Clavelin, der von armen jüdischen Eltern in Montmartre abstammt, wurde als junger Rechtsstudent von Demoiselle Noemi Coblentz geheirathet und — dank ihrer hohen Protektion — kam er nach einiger Zeit in die einflußreiche Stellung des Präfekten des Norddepartements, das zu seinem Leidwesen „von heftigen Sozialisten und heftigen Katholiken bewohnt wird“. Trotz seiner korrekten Haltung — er meidet jüdische Gesellschaft, läßt seine Tochter in einem berühmten Kloster erziehen, verwaltet die Departementsfinanzen in tadellosester Weise — wird er von der alten Aristokratie nicht anerkannt. General Cartier de Chalmot, der militärische Chef des Departements, will seine Grüße nie erwidern. Der General ist Royalist und Katholik; nur gute Christen sind gute Soldaten, meint er. Der Präfekt ist Jude, Freimaurer und Republikaner — also eine Schande für das christliche Gallien. So tröstet sich Worms-Clavelin mit der Gesellschaft der Bourgeoisiespitzen, übrigens konservativen und katholischen Herren. Da ist z. B. M. de Terremondre, Präsident des Agrikulturvereins, ein reicher Gutsbesitzer, dessen Großvater zur Zeit der Revolution sich Marat-Peuplier-Terremondre nannte, eine Ode auf die hl. Guillotine machte und durch betrügerische Armeelieferungen zu Reichthum gelangte; M. Lagrat-Teulet, Senator und Panamist; Gerichtspräsident Pelour, Spezialist für konträrsexuelle Strafprozesse — alles ehrwürdige Stützen der Gesellschaft, die in jedem Versuch, die Militärjustiz zu reformiren, „einen Angriff auf die Ehre und Disziplin der Armee“ erblicken. Oh, ich sah die Terremondres während des Zolaprozesses! Aus dem alten Marat-Peuplier-Terremondre ist ein Méline-Esterhazy-Terremondre geworden. Anatole France hat sie in der einsamen Stille seiner Studirstube schon früher gehört.

Ferner sehen wir Worms-Clavelin oft in Gesellschaft des Bischofskandidaten Guitrel, an dem er seine seichten, freidenkerisch-rationalistischen Witze vergeudet. Uebrigens besteht seine Rolle eher im Beruhigen, Versöhnen und Vermitteln, als im Regieren. Er ist einer der politischen Makler, die das Ralliirungsgeschäft besorgen. Und wie ausgezeichnet dieser Schwachkopf dies Geschäft versteht! „Wir haben jetzt die Kirche, die Aristokratie und die Armee nöthig, so reaktionär und klerikal sie auch sein mögen. Die russische Allianz und die Freundschaft des Zaren haben der Aristokratie und der Armee einen Theil ihres alten Glanzes zurückgegeben.... Dadurch wird auch die herrschende Tendenz zur Autorität und Stabilität befestigt.“

Ist das nicht reizend?

III.

Der zweite Bischofskandidat ist Abbé Lantaigne. Hier haben wir einen alten strammen Offizier der ecclesia militans. Groß, breitschulterig, charakterstark und dogmatisch. Seine Beredtsamkeit ist bedeutend. Er ist auch sehr gelehrt, aber seine Gelehrsamkeit ist mittelalterlich. Er ist voll von Theologie, Kirchengeschichte, Scholastik und Kasuistik. Da er aber im neunzehnten Jahrhundert lebt und wirken will, so ist er nothwendiger Weise Sophist, wie Jeder, der alte Dogmen mit neuen Thatsachen in Einklang zu bringen sich bemüht. Er hat sich, gleich dem heiligen Vater, mit der Republik ausgesöhnt — nein, nicht ausgesöhnt, sondern mit ihr, unter dem Zwange des päpstlichen Wortes, Frieden geschlossen. Und der Himmel weiß, wie viele Opfer dies dem katholischen Herzen gekostet hat. Er ist nichts weniger als Judenfreund. „Die Mission Frankreichs in der Christenheit ist noch nicht vollendet. Ich fühle“ — sagt der Abbé — „daß Gott sich bald unserer Nation bedienen wird.“ Er widmet sich ganz seinem Seminar und wacht sorgfältig darüber, daß da keine künftigen Renane großgezogen werden. In Finanzsachen scheint er nicht besonders stark zu sein.

Das Seminar ist an Proviantlieferanten verschuldet. Sein gesellschaftlicher Verkehr ist sehr beschränkt. Der einzige Mann, mit dem er in der städtischen Lindenallee (ormes du mail) zusammentrifft und über Staat und Gesellschaft diskutirt, ist M. Bergeret, Professor an der philosophischen Fakultät.

Ecce homo! Bergeret ist die feinste Blüthe der bisherigen französischen Kulturarbeit; die höchste Bewußtseinsstufe, die das französische Bürgerthum erklommen hat. Reich, erstaunlich reich an Wissen; edel an Geschmack; vollendeter Geistesaristokrat und doch ehrlicher Republikaner; scharfer, durchdringender Kritiker und von liebenswürdiger Toleranz. Wenn ich jetzt in Agitatorenstimmung wäre, würde ich noch hinzufügen: und erbärmlich schwach. Er philosophirt, wie klar und tief! Er ästhetisirt, wie rein und genial! Aber er thut nichts, und thut deshalb alles, den Geist dieser Philosophie zu unterdrücken. Comte de Mun, der im März 1898 in die Academie française an Stelle des verstorbenen Jules Simon aufgenommen wurde, sagte: Jules Simon verzehrte sich im Dienste des Geistes der großen Revolution und in dem Bemühen, die Verwirklichung dieses Geistes zu verhindern.... Bergeret verhindert nicht mehr aktiv. Er ist einer jener Universitätslehrer, die, wie der im Juli 1898 verstorbene Dekan der Universität Bordeaux, ihren stillen Schmerz über die „Verdunklung der Gerechtigkeit" mit ins Grab nehmen.

Was führte einen Lantaigne mit Bergeret zusammen? Sie waren in der Stadt die Einzigen, die sich für Ideen interessirten, die dachten, so verschieden und umfassend, daß es für diese beiden Männer einen großen Reiz haben mußte, ihre Meinungen auszutauschen. Und in der That kommen sie sehr oft zusammen. Hören wir einem der schönsten politischen Gespräche zu, das unter den ormes du mail zwischen dem royalistischen Katholiken und dem republikanischen Philosophen geführt wird.

Lantaigne: ... Auch wenn die Republik die Religion und ihre Diener respektirte, würde ich sie dennoch hassen.... Ach, die Republik hat der Kirche tiefe und verborgene Wunden geschlagen.... Ich habe darüber schon genug gesagt. Indeß, der Christ tröstet und beruhigt sich, da er weiß, daß die Kirche nicht zu Grunde gehen kann. Aber womit soll der Patriot sich trösten? Er entdeckt, daß sämmtliche Staatsglieder brandig und faul sind. Im Laufe von zwanzig Jahren, welcher Fortschritt in der Zersetzung! Ein Staatsoberhaupt, dessen einzige Tugend in der Ohnmacht besteht; ein Ministerium, abhängig von einem unfähigen und käuflichen Parlament, dessen Mitglieder in den gottlosen Versammlungen der Freimaurer gewählt werden; ein Beamtenthum, das an Zahl, Geldgier und Schlechtigkeit unaufhörlich wächst; ein Richterstand, der ohne Regel und ohne Gerechtigkeit rekrutirt wird; eine Armee, die, gleich der Nation, von dem traurigen Geiste der Unabhängigkeit und Gleichheit durchdrungen wird; eine Lehrerkörperschaft, die zur Aufgabe hat, Atheismus und Unsittlichkeit zu lehren; eine Diplomatie, der es an Zeit und Autorität fehlt und welche die Sorge für die äußere Politik und das Abschließen von Allianzen Schnapsverkäufern, Modistinnen und Journalisten überläßt; eine Scheinregierung, die in ihrer zerstörenden Schwäche zwei der mächtigsten Werkzeuge des Verderbens, die Irreligiosität je fabrizirt hat, der Gesellschaft gab: Ehescheidungen und Malthusianismus. Und alle diese Uebel, die ich nur rasch aufzählte, gehören der Republik und sind ihre natürlichen Produkte: die Republik an sich ist schlecht. Sie ist schlecht, indem sie die Freiheit will, die Gott nicht wollte, da er der Herr ist und nur den Priestern und Königen ein Theil seiner Autorität abgetreten hat; sie ist schlecht, da sie die Gleichheit will, die Gott nicht wollte, da er auf Himmel und Erden eine

Hierarchie der Würden etablirt hat; sie ist schlecht, da sie die Toleranz statuirt, die Gott nicht haben will, da das Böse nicht zu dulden ist; sie ist schlecht, indem sie den Willen des Volkes befragt, als ob die Masse der Unwissenden recht haben könnte gegen die kleine Zahl, die sich nach dem Willen Gottes richtet, und der göttliche Wille ist es, der sich über die Regierung und bis ins kleinste Detail der Verwaltung verbreitet wie ein Prinzip, dessen Konsequenzen endlos sind; sie ist schlecht, indem sie ihre religiöse Gleichgiltigkeit proklamirt, d. h. ihre Gottlosigkeit, ihren Unglauben, ihre Gotteslästerungen, deren geringste tödtlich ist.

Bergeret: Sagten Sie nicht soeben, daß Sie, gleich dem Papste, in Frieden mit der Republik leben wollten?

Lantaigne: Gewiß, ich werde mit ihr in Unterwürfigkeit und Gehorsam leben. Aber indem ich rebellire, handle ich ihrem Prinzip gemäß. Revoltirend, gleiche ich ihr und nicht mir.... Aber, es ist nicht recht, Böses mit Bösem zu vergelten. Sie ist Herrscherin. Wenn sie Böses befiehlt, oder überhaupt nicht befiehlt, so ist es ihr Verbrechen. Ja, ihr Verbrechen. Meine Pflicht ist Gehorchen. Ich werde es thun. Ich werde gehorchen. Als Priester, und wenn Gott will als Bischof, werde ich der Republik nichts verweigern, was ihr gebührt. Ich habe in meinem Gedächtniß den hl. Augustinus, der in Hippo von den Vandalen belagert, als Bischof und als römischer Bürger starb. Ich werde, als ein nur unbedeutendes Glied der großen gallischen Kirche, dem Beispiel des größten der Kirchenlehrer folgen: Gott anflehen, die Vandalen zu vertreiben, und in Frankreich als Priester und französischer Bürger sterben.

Bergeret: Mit einer Beredtsamkeit, die nur noch auf Ihren Lippen zu finden ist, haben Sie, lieber Abbé, den Charakter des demokratischen Regimes gezeichnet. Diese Regierungsweise ist beinahe so, wie Sie sie darstellen. Und dennoch ist es sie, die ich allen anderen vorziehe. Alle Bande sind da lose, was wohl den Staat schwächt, aber die Personen erhebt, eine gewisse Leichtigkeit im Leben verschafft und auch eine Freiheit, die leider von den lokalen Tyrannen zerstört wird. Die Korruption erscheint da wohl größer als in Monarchien. Aber diese Korruption wäre weniger sichtbar, wenn deren Geheimniß besser gewahrt wäre. Der Mangel an Geheimniß und das Fehlen der Stetigkeit machen in einer demokratischen Republik jedes Unternehmen unmöglich. Indeß, da die Unternehmungen der Monarchien sehr oft die Völker ruinirt haben, so bin ich durchaus nicht unzufrieden, unter einer Regierung zu leben, die großer Pläne unfähig ist. Was mich besonders an unserer Republik freut, ist der aufrichtige Wunsch, jeden Krieg zu vermeiden. Sie ist zwar freiwillig militärisch, aber durchaus nicht kriegerisch. In ihren Kriegserwägungen fürchten andere Regierungen nur die Niederlage. Unsere Regierung fürchtet mit Recht sowohl den Sieg wie die Niederlage. Diese heilsame Furcht sichert uns den Frieden, das größte aller Güter. Der schlimmste Fehler unserer Regierung besteht darin, daß sie zu theuer ist. Sie ist nicht luxuriös. Sie glänzt weder an Frauen, noch an Pferden. Dennoch ist sie, trotz ihres bescheidenen Aeußeren, kostspielig. Sie muß für zu viel arme Eltern und Freunde sorgen. Sie ist verschwenderisch. Das Schlimmste ist, daß sie in einem erschöpften Lande lebt, das sich nicht mehr bereichert, da seine Kräfte in Abnahme begriffen sind. Und die Regierung ist stets in Geldnöthen. Sie begreift ihre Verlegenheiten. Und diese Verlegenheiten sind größer als sie glaubt. Sie werden noch zunehmen. Uebrigens ist das Uebel nicht neu. Das ancien régime starb daran. Lieber Abbé, ich bin im Begriff, eine große Wahrheit auszusprechen: Solange der Staat mit den Mitteln auskommen kann, die ihm die Armen, die Handarbeiter, mit mechanischer Regelmäßigkeit liefern, so

lebt er glücklich, ruhig, geehrt. Die Oekonomisten und Finanzleute loben dann gerne seine Ehrlichkeit. Im Moment aber, wo dieser unglückliche Racker von Staat, gezwungen durch die Noth, Miene macht, sich an diejenigen zu wenden, die wirklich etwas besitzen, und von den Reichen einige schwache Beiträge zu ziehen, dann läßt man ihn sogleich fühlen, daß er ein schmachvolles Attentat begeht, daß er alle Rechte verletzt, an Achtung für das Allerheilige ermangle, Handel und Gewerbe zerstöre, die Armen erdrücke, indem er die Reichen antastet. Man sagt ihm rund heraus, daß er sich entehrt. Und er fällt der aufrichtigen Verachtung aller guten Bürger anheim.... Unsere Minister spotten unser, indem sie uns mit der klerikalen oder sozialistischen Gefahr schrecken wollen. Es giebt nur eine einzige Gefahr, die Finanzgefahr. Ich beklage sie; ich würde sie bedauern. Ich wurde erzogen unter dem Kaiserreich in der Liebe für die Republik. „Sie ist die Gerechtigkeit", sagte mir mein Vater, weiland Professor am Lyzeum von Saint-Omer. Er kannte sie nicht. Sie ist nicht die Gerechtigkeit. Sie ist die Erleichterung. Herr Abbé, wenn Ihre Seele weniger hoch, weniger ernst und heiteren Einfällen etwas zugänglicher wäre, so würde ich Ihnen sagen, daß die gegenwärtige Republik, die Republik von 1896, mich durch ihre Bescheidenheit rührt. Sie ist zufrieden damit, nicht bewundert zu werden. Sie verlangt nur ein wenig Respekt und verzichtet sogar auf Achtung. Sie begnügt sich mit ihrer bloßen Existenz.... Eine solche Regierung gefällt mir und beruhigt mich. So viele andere waren erbarmungslos durch ihren Ehrgeiz! Und noch andere sicherlich durch die Grausamkeiten ihrer Pracht und ihres Reichthums! So viele andere vergossen Blut für ihre Vorrechte und ihre Majestät! Sie hat keine Eigenliebe und keine Majestät. Daß sie nur lebe, das ist ihr Wunsch. Sie regiert wenig. Ich wäre versucht, sie dafür eher zu loben als zu tadeln. Und, da sie wenig regiert, verzeihe ich ihr gerne, daß sie schlecht regiert. Ich vermuthe, daß man zu allen Zeiten die Nothwendigkeit des Regierens und die Wohlthaten der starken Macht sehr übertrieben habe. Gewiß, starke Regierungen können ein Volk groß, nie reich machen. Aber die Völker haben jahrhundertelang unter dieser Stärke und Größe so tief gelitten, daß sie jetzt auf dies alles verzichten möchten.... Und wenn man endlich die Nutzlosigkeit alles Regierens entdecken würde, so würden wir diese unschätzbare Entdeckung unserer Republik zu verdanken haben. Alles zusammengenommen, bin ich mit unseren Institutionen zufrieden.

So sprach M. Bergeret, Professor an der philosophischen Fakultät.

Worauf Abbé Lantaigne, der sich zum Weggehen anschickt, lächelnd bemerkt:

„Sie drücken sich angenehm aus, Monsieur Bergeret. So sprachen die Rhetoren in Rom, als Alarich mit den Westgothen vor seinen Thoren erschienen."

Lantaigne hat Recht. Das sehen auch die Armeechefs und die Aristokratie ein. Und seine Aussichten auf den erledigten Bischofssitz zu Tourcoing bessern sich, während Guitrels Hoffnungen auf Noemi Coblentz beruhen, und Juden und Freimaurer beim Zaren nicht beliebt sind und auch im kirchenbauenden, christlichen Gallien an Boden verlieren.

IV.

Schildert Anatole France in „L'orme du mail" die französische Provinzbourgeoisie vom Jahre 1896, so giebt er uns in „Mannequin d'osier" die Fortsetzung für das Jahr 1897.

Die Szene ist dieselbe; die Personen sind dieselben; nur hie und da begegnen wir einer neuen Figur, wie z. B. dem alten Kommunarden Frémont, jetzigen Kunstinspektor und Progressisten, und dem idiotenhaften Landstreicher

Pied d'Alouette, der in seiner naiven Unbeholfenheit und stummen Noth die beredteste Anklage gegen unsere Kultur ist.

Alle diese Personen treten indeß hinter Bergeret zurück. Er ist älter und reifer geworden; er hat sich entwickelt; aber nicht dialektisch zum Sozialismus, sondern in gerader Linie zum Pessimismus. Seine ruhige, heitere Resignation schwand und ein schwerer, universeller Pessimismus bemächtigte sich seiner, der ihm den letzten Rest seiner Energie vollends unterbindet. Und merkwürdig! Je kleiner sein Interesse an der Gegenwart wird, desto klarer sieht er sie, desto tiefer durchdringt er sie. Er scheint ganz Intellekt zu werden. Ein Schopenhauerianer würde darin eine glänzende Bestätigung einer der Hauptlehren seines Meisters sehen.

Welchen Ursachen ist diese Umwandlung geschuldet? Persönlichen und sozialen. Beschränktes Einkommen, Untreue seines Weibes, zerrüttetes Familienleben; zunehmende Reaktion, wachsende Macht des Militarismus.

Als er eines Tages sich in Gesellschaft von M. de Terremondre, Dr. Fernerol, Kunstinspektor Frémont und anderer Lokalgrößen befindet, erzählt ihm Frémont, daß die Comtisten den großen Fetisch — die Erde verehren. „Man sieht wohl", hebt Bergeret an, „daß sie Optimisten sind. Sie sind es bis zum Extrem. Es ist schwierig zu begreifen, wie denkende Menschen die Hoffnung hegen können, sich hier behaglich einrichten zu können, auf dieser kleinen Kugel, die sich so unbeholfen (gauchement) um die gelbe, halb erblindete Sonne dreht, und uns gleich dem Gewürm auf ihrer schimmeligen Oberfläche trägt.... Ich bin nicht abgeneigt zu denken, daß das Leben, so wie es sich wenigstens auf der Erde manifestirt — ich will sagen dieser Grad von Aktivität, den die organisirte Substanz in Pflanzen und Thieren darstellt, nur eine Störung im Haushalt des Planeten ist, also ein krankhaftes Produkt, ein Aussatz, ein widerwärtiges Etwas, das auf einem gesunden, wohlkonstituirten Sterne nicht angetroffen werden kann. Dieser Gedanke tröstet mich. Denn es wäre schließlich traurig zu denken, daß alle Sonnen, die über unseren Köpfen leuchten, Licht und Wärme auf Planeten ausstrahlten, die ebenso elendig sind wie der unsrige, und daß das Universum ins Unendliche diesen Schmerz und diese Häßlichkeit vervielfältigte.... Ich will glauben, das organische Leben sei nur ein spezielles Uebel unseres Planeten. Es wäre trostlos zu denken, daß man speist und verspeist wird in der Unendlichkeit der Welten."

Man hat „Mannequin d'osier" mit Voltaires „Candide" vergleichen wollen. Mit Recht widersetzt sich Emile Faguet diesem Vergleich. Dieser gründliche Kenner der französischen Literatur bemerkt: „Voltaire ist trotz ‚Candide' durchaus Optimist. Im achtzehnten Jahrhundert, bis ungefähr 1780, gab es in Frankreich keine Pessimisten. Befreie den Menschen von der Zivilisation und er ist ausgezeichnet: das ist Rousseau. Befreie den Menschen von der Moral und er ist vortrefflich: das ist Diderot. Befreie den Menschen von der christlichen Religion und er ist vollkommen oder ungefähr so: das ist Voltaire. Alle waren sie Optimisten."

„Es wäre trostlos zu denken, daß man speist und verspeist wird in der Unendlichkeit der Welten." Verzeihung, M. Bergeret, dies Fressen und Gefressenwerden ist nicht unendlich; es ist eine historische Kategorie; es ist nur das Kennzeichen einer Periode. Und Sie geben das in einem Gespräche zu, das Sie einige Tage später mit Lantaigne hatten. Oder ist Ihr Blick in die Zukunft nur unbefangen, wenn Sie mit dem Vertreter eines überwundenen Zeitalters disputiren?

V.

Bergeret ist durch den wachsenden Militarismus sehr beunruhigt. Er beschäftigt sich viel mit ihm und seinen Wirkungen auf das Kulturleben. Umfassende Gelehrsamkeit und bittere, kalte Ironie, über die der Professor so reichlich verfügt, machen diese kriegstechnischen, kriegsrichterlichen und staatswirthschaftlichen Kritiken zu den schönsten Partien dieses schönen Buches.

Weihnachten 1896 empfängt er zwei interessante Besuche: seine besten Schüler und jetzigen Einjährigen M. Roux; dann den Kommandanten Aspertini aus Neapel, der zugleich Philologe, Agronom und Deputirter des italienischen Parlaments ist. Bei dieser Gelegenheit entwickelt Bergeret folgende Gedanken: „Es giebt Helden; es giebt keine Heldenvölker und Heldenarmeen. Soldaten marschiren nur unter der Furcht vor der Todesstrafe in die Schlacht. Sogar den alten Römern war der Militärdienst verhaßt. Das Wort: aerumna, militärische Rüstung, ist ihnen gleichbedeutend mit Erschwerung, Erschöpfung, Elend und Unglück.... Die stärkste Empfindung bei den Soldaten wie bei allen Massen ist die Furcht. Sie marschiren auf den Feind als auf die kleinere Gefahr. Die Truppen werden so aufgestellt, daß ein Ausreißen unmöglich wird. Darin steckt die ganze Kriegskunst.... Sogar unsere Revolutionsgenerale ließen täglich ein halbes Dutzend Rekruten niederschießen, um den anderen Muth zu geben und sie mit dem großen patriotischen Geiste zu beleben."

„Wohl möglich", sagt M. Roux. „Aber noch etwas Anderes spielt da mit. Es ist die angeborene Freude, die Flinte abzufeuern. Sie wissen, mein lieber Meister, daß ich kein Raubthier bin. Ich habe gar keinen militärischen Geschmack. Ich habe sogar sehr fortgeschrittene humanitäre Ideen und ich glaube, daß die Völkerverbrüderung das Werk des siegenden Sozialismus sein werde. Aber sobald man mir eine Flinte in die Hand steckt, so kriege ich Lust, auf Jedermann loszufeuern.... Sie kennen wohl die Macht der Suggestion. Es genügt, einem Menschen ein Bajonett an der Spitze der Flinte zu geben, um ihn zum Mörder seines Nebenmenschen zu machen."

Ist das nicht ein Stück interessanter Soldatenpsychologie? So wirkt die Flinte in der Hand auf die Instinkte eines energischen jungen Menschen im Soldatenrock. Und dieser Roux hat zehn Jahre lang Humaniora studirt und ist sentimentaler Sozialist obendrein!

Bergeret meditirt. Als dann Aspertini über die ins Unendliche wachsenden militärischen Rüstungen klagt und die Behauptung ausspricht, daß nur Krieg oder Bankerott zu allgemeiner Abrüstung führen könnten, da hebt Bergeret in seiner ruhigen, pessimistischen Weise an:

„Ich kann das Ende dieses Zustandes gar nicht voraussehen. Keiner wünscht es, ausgenommen einige Weise ohne Kraft und ohne Einfluß. Die Leiter des Staates können die Abrüstung nicht wünschen, da dies ihr Amt schwierig und unsicher machen wird und sie dadurch ein ausgezeichnetes Regierungswerkzeug verlieren werden. Bewaffnete Nationen lassen sich leicht regieren.... Wäre Europa heute keine Kaserne, so würden wir, wie einst, Insurrektionen ausbrechen sehen, sei es in Frankreich, Deutschland oder Italien. Aber die dunklen Kräfte, die zuweilen das Pflaster der Großstädte aufbrechen, finden heute regelmäßige Ablenkung in den Garnisonen, in den Pferdeställen und im patriotischen Gefühl. Der Unteroffiziersgrad nimmt den größten Theil der Energie der jungen „Helden" in Anspruch, die, wenn sie frei wären, Barrikaden bauten; mein junger Freund M. Roux erzählte mir soeben, wie sein Sergeant Lebrec erhabene Philippiken losläßt. In der Blouse hätte dieser Held nach Freiheit gestrebt. In der Uni-

form strebt er nach Tyrannei und läßt die Ordnung herrschen.... Im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre war Paris nur einmal aufgeregt, und diese Aufregung war von einem Kriegsminister[1] inszenirt. Ein General konnte bewirken, was ein Tribun nicht hätte bewirken können. Und als dieser General von der Armee losgelöst wurde, so war er es auch von der Nation, und seine Macht war gebrochen."

Anatole France schrieb dies im Jahre 1897 vor dem Zolaprozeß. Die Ereignisse des Jahres 1898 haben diese Ansichten leider nur zu genau bestätigt. Nur die Armeechefs konnten die Massen auf die Straßen bringen, um Zola zu attackiren und Vive l'armée zu brüllen.

Aber nicht der Militarismus allein beunruhigt ihn. Die Allmacht der Finanz und ihre korrumpirende Wirkung peitschen seine müde Seele in Aufregung, die noch durch die Schadenfreude des Abbé Lantaigne gesteigert wird. Die Verhaftung von Abgeordneten und Senatoren bildet das Tagesgespräch. Auch einige parlamentarische Vertreter des Norddepartements werden gefänglich eingezogen, um dann bald freigelassen zu werden. Die durchweg frommen Frauen dieser ehrenwerthen Herren bringen dem heiligen Antonius, der „verlorene Dinge wiederfinden läßt", Dankesopfer. Der Kultus dieses Heiligen blüht in Frankreich. Nur Lantaigne, dieser ehrliche Reaktionär, ist unzufrieden. Er sucht Bergeret auf, um ihm die Sündhaftigkeit und Unhaltbarkeit der Republik zu demonstriren. Der Disput wird hitzig. Bergeret sammelt seine letzte Kraft, den galvanisirten Feudalismus zu den Todten zu werfen, die kranke bürgerliche Welt als todtkrank zu erweisen — und dann?

Ja, hören wir lieber Bergeret zu: „Was wollen Sie damit sagen?" fragt er den Abbé. „Meinen Sie die parlamentarischen Skandale? Aber was ist ein Skandal? Ein Skandal ist die Wirkung, die durch die Enthüllung einer verborgenen Handlung hervorgerufen wird." Die feudalen Herren hätten noch viel schändlichere Handlungen begangen, nur wurden sie eben geheim gehalten und die Skandale wurden vermieden. Die Sündhaftigkeit sei dadurch nicht weniger sündhaft gewesen. Unsere „Chequeleute" hatten eben nur das Unglück, in einer Demokratie zu leben, wo Geheimnisse nicht gewahrt werden können. Dennoch habe ihn die Allmacht der Finanz erschreckt.... „Uebrigens, ihre fruchtlose Macht wird nicht lange mehr dauern; sie wird eines Tages durch die Arbeiterrevolution gestürzt werden. Der europäische Sozialismus wird wahrscheinlich ein Freund des Friedens sein. Denn das sozialistische Europa wird kommen, Herr Abbé, wenn man überhaupt das kommende Unbekannte Sozialismus nennen darf."

So Bergeret. Und das war sein letztes Gespräch mit Lantaigne, der natürlich das letzte Wort haben mußte. Er antwortete:

„Es ist nur ein Europa möglich: das christliche Europa. Es wird immer Kriege geben...."

Und Lantaigne wird Bischof werden. Die päpstliche Nunziatur und die republikanische Regierung sind nahe daran, sich auf Lantaigne zu einigen. „Vor gar nicht langer Zeit", meint der Erzpriester Lagrun in einer Unterhaltung mit Guitrel, „hätte die Unabhängigkeit, die man Lantaignes Ansichten zuzuschreiben glaubt, bei den Zivilbehörden wohl Anstoß erregt. Aber die Zeiten haben sich geändert.... Gewisse Einflüsse, die man bislang vom politischen Leben fernhielt, beginnen jetzt sich bis in die obersten Regierungskreise geltend zu machen.

[1] General Boulanger.

Das Eintreten des Generals Cartier de Chalmot für Lantaigne war ausschlaggebend."

Das ist das bürgerliche Frankreich, gesehen von Anatole France, der von Jaurès, der eben in so glänzender und hinreißender Weise das Proletariat zum Kampfe gegen jenes infame System führt, das die ethischen und ästethischen Bergerets blos in ihren Salons geistreich zu analysiren und zu verurtheilen vermögen, als der bedeutendste Kritiker des zeitgenössischen Frankreichs gefeiert wird.

Georg Brandes über Polen.

Von J. Karski.

Die polnische Küche ist anerkannt gut, was sie jedoch über die Küchen der ganzen Welt erhebt, ist die Eigenschaft, daß sie wie ein Zauber auf den Intellekt einwirkt. Man erzählt nämlich, daß Polen, die im Westen modernen Geist eingesogen, sobald sie einmal wieder in der Heimath polnischen „Barschtsch" gelöffelt haben, zu makellosen Schlachzizen werden. Jetzt erleben wir aber noch mehr: der Däne Brandes, dem man nachsagt, er sei ein „moderner Mensch", begiebt sich nach Polen, kostet den Barschtsch, und der Geist der Schlachta kommt über ihn. Brandes hat nämlich, nachdem er einige Zeit in Polen zu Besuch bei einer reichen Gutsbesitzersfamilie gewesen ist, ein Buch über „Polen" geschrieben.[1] Schon das ist charakteristisch, daß in dem Buche trotz des allgemeinen Titels nur von einer Klasse die Rede ist, den polnischen Gutsbesitzern, der Schlachta. Daran erkennt man den Zauber! Der Adel ist heute thatsächlich sowohl der Zahl als der sozialen Bedeutung nach ein ganz untergeordneter Theil der polnischen Gesellschaft und übt verzweifelt wenig Einfluß aus; dem Bürgerthum steht er gänzlich fremd gegenüber, von der großen Masse der Bevölkerung trennt ihn eine unüberbrückbare Kluft, und aus diesem Grunde ist er vollständig isolirt; dazu kommt, daß dieser Adel zum Theile wirthschaftlich ruinirt ist und in Folge dessen die Mäcenasrolle der Wissenschaft und Kunst gegenüber, die er noch vor drei, vier Jahrzehnten spielen konnte, aufgegeben hat. Wenn man jedoch das Buch von Brandes liest, so könnte es scheinen, als gelte heute wie vor zweihundert Jahren das Wort Pufendorfs: „Wenn man von Polaken spricht, so versteht man gemeiniglich nur den Adel."

Die Erklärung ist leicht gefunden: Der gefeierte Schriftsteller kam nach Warschau, um einige Vorlesungen in französischer Sprache über die polnische Literatur zu halten; er lernte ein Dutzend Schriftsteller flüchtig kennen und erfuhr im Gespräch dies und jenes; dann war er, wie gesagt, für einige Wochen der Gast von Pan Franciszek und Pani Josefa auf einem polnischen Rittergut und aus dem, was er hier hörte und sah, bildete er sich sein Urtheil. Nun geben wir zu: Monsieur und Madame sind geistreich, belesen — was man so nennt — gebildet, und auf alle Fälle — sehr „vornehm",[2] aber ihr Urtheil sich so ohne Weiteres anzueignen, hätte sich Brandes doch hüten sollen, denn es ist

[1] München, Albert Langen.

[2] Dieses Prädikat kann man in der That einem großen Theile des polnischen Adels speziell in Russisch-Polen nicht absprechen, soweit man darunter die liebenswürdigen Vorzüge der echten Aristokratie versteht. Possirlich ist es nun, zu sehen, wie diese „Vornehmheit" dem guten Brandes imponirt, der trotz alles Ruhmes und aller Modernität doch ein gerüttelt Maß kleinbürgerlicher Spießerei mit sich schleppt.

doch gar zu sehr Klassenurtheil, und was das Schlimmste ist, dieses Urtheil ist, wo es sich um das Verhältniß zwischen Adel und Volk handelt, von Furcht eingegeben, von der Furcht des schlechten Gewissens.

So tischt uns Brandes Räubergeschichten von Agitatoren auf, welche die Bauern gegen die Gutsherren und deren Familie aufhetzen. „Die Russen" — setzt er hinzu — „benützen diese Stimmung und schüren sie auf jede Weise" (S. 203). „Der Adel" — philosophirt Brandes weiter — „muß mit viel alter Schuld belastet sein, aber die heutigen Gutsbesitzer sind theils so national, theils so human, daß nur die Unwissenheit des Volkes, der von den Russen erhaltene thierische Zustand die Schuld an dem Elend und dem Hasse trägt", und schließlich: „Unter dem hiesigen Drucke wird alles, selbst das Mißverhältniß zwischen den Klassen, zur Karikatur der Zustände im übrigen Europa" (S. 207).

Nun, was die Humanität der Gutsbesitzer anbetrifft, so sind andere Leute nicht der Meinung des Herrn Franciszek. Unter den Gründen, welche die Posener Landarbeiter zur Sachsengängerei treiben, spielt die schlechte Behandlung, die ihnen daheim zu Theil wird, die Zumuthung, die man an sie in Bezug auf Wohnung ꝛc. stellt, notorisch keine geringe Rolle; die Landarbeiter aus Russisch-Polen aber finden das Loos dieser ihrer Landsleute noch beneidenswerth und nehmen mit dem vorlieb, was diese fliehen. Wo bleibt also die Humanität? Herr Franciszek ist „human", sehr human, er kann es sich ja leisten, denn er bezahlt einen Inspektor und ein Bataillon Vögte, die es nicht sein dürfen. So steht's.

National ist der Adel. Worin äußert sich das? Darin, daß er mit Liebe an der Ueberlieferung hängt, den „nationalen Geist", die polnische Sprache pflegt. Aber wo sich dieser Adel Nutzen davon verspricht, da hängt er sein Nationalitätsgefühl an den Nagel und wird zum ekelhaftesten Speichellecker, erniedrigt sich, wirft sich weg. Die Huldigungen, die man Nikolaus II. darbrachte, haben es bewiesen. Ausnahmen ändern daran gar nichts. Dem gemeinen Plebs der großen Masse des Landproletariats — die eigentlichen Bauern sind in Polen sehr wenig zahlreich — spricht Herr Franciszek natürlich Nationalgefühl ab und sein Echo schwätzt es nach. Wie thöricht! Wäre dem so, dann gäbe es längst kein polnisches Volk mehr, denn mit dem nationalen Widerstand des Adels wären die russische und die preußische Regierung bald fertig. In Wirklichkeit aber ist dieser Plebs in nationaler Hinsicht ungemein widerstandsfähig, und an diesem Widerstand hat sich ein Bismarck die Zähne ausgebissen und auch ein Gurko. Das ist der Trost: Eine herrschende Klasse kann sich wegwerfen, kann das Nationalbewußtsein einbüßen, ein Volk niemals.

Und nun die „Agitation". Der polnische Adel zittert ewig vor diesem Gespenst. Fühlt man aber so einem Herrn Franciszek auf den Zahn, dann zerrinnt das ganze Nebelgespenst in nichts. Die Sache liegt eben so furchtbar einfach: Der Haß gegen den Edelmann, den grausamen, mit der Peitsche seine Leibeigenen regierenden Tyrannen von gestern (man vergesse nicht, daß das in Leibeigenschaft aufgewachsene Geschlecht noch nicht ausgestorben ist in Russisch-Polen) und den kapitalistischen Unternehmer der Landwirthschaft von heute ist riesengroß, genau so groß, wie im preußischen Nordosten zum Beispiel. Man braucht ihn wirklich nicht zu schüren. „Agitatoren" aber, die zu Gewaltthätigkeiten aufreizen, sind schlechterdings nicht zu entdecken. Nur eine Art giebt es, wenn man den Namen Agitatoren hier anwenden will: Der Wanderarbeiter, der über die Grenze zieht, und der Landproletarier, der nach der Stadt verschlagen wird, sie kehren zurück, und da sie andere Zustände kennen gelernt haben, sind sie unzufrieden, und diese segensreiche Unzufriedenheit theilt sich auch ihren Dorf-

genossen mit. Das Märchen von den Russen, die diese Unzufriedenheit schüren, ist dem Adel äußerst bequem, um seine Schuld von sich abzuladen, in Wirklichkeit aber beschränkt es sich auf Folgendes: Die absolutistische Regierung war nach dem Krimkrieg gezwungen, die Hörigkeit aufzuheben, weil anders nicht daran zu denken war, Rußland in einen modernen Militärstaat umzuwandeln. Dabei hat sie natürlich in Polen nicht versäumt, sich dem Bauer gegenüber als den Wohlthäter aufzuspielen und hat, das ist sicher, aus politischer Berechnung dafür gesorgt, daß das Ablösungsgeschäft sich nicht glatt abwickelte, weil auf diese Weise der Antagonismus des Parzellenbesitzers gegen den Großgrundbesitzer aufrecht erhalten wurde. Noch heute ist also die Ablösung nicht ganz vollzogen und besteht zwischen Bauern und Großgrundbesitzern überall Streit um die sogenannten „Servitute“, die Anrechte an Weide und Wald. Alles Uebrige sind Phantasiegespinste. Aufreizungen zu Gewaltthätigkeiten gegen den Gutsbesitzer oder auch nur Duldung von Aufreizungen der russischen Regierung zuzuschreiben, ist kindisch, schon aus dem Grunde, weil die absolutistische Regierung Rußlands genau so in ewiger Furcht vor Aufruhr zittert, wie der polnische Adel. Im Uebrigen lassen sich Beispiele drakonischer Strenge gegen Bauern resp. Landarbeiter, welche sich Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen, in großer Zahl anführen.

Weiter dozirt Brandes, als gelehriger Schüler des Pan Franciszek: „Es wäre undenkbar, daß der Klassenkampf des ganzen Zeitalters Polen unberührt gelassen hätte. Aber der Unwille gegen die Russen ist im Volke dennoch hundertfach stärker, als der Argwohn gegen den Herrn. Der Russe ist als Nichtkatholik verachtet. Das schlimmste Schimpfwort des Bauern ist Moskal (Moskovit). Zwischen dem Wohlhabenden und dem Volke giebt es hier nur den ökonomischen Abstand, aber zwischen dem Polen und dem Russen steht als scheidende Macht die Religion, und die Religion ist hier die Hauptmacht.“

Das ist alles furchtbar seicht und nur zum Theile richtig. Der Klassenkampf hat dem polnischen Edelmann nicht den Gefallen gethan, an der Elbe stehen zu bleiben, sondern er herrscht an der Weichsel ebenso unbedingt; nur sind seine Formen den ökonomischen und politischen Verhältnissen entsprechend. Was die Religion als „Hauptsache“ anbetrifft, so wird dieselbe Behauptung in allen Ländern ohne politisches Leben wiederholt, wodurch sie nicht richtiger wird. In Wirklichkeit ist der polnische Bauer Katholik, weil er eben etwas sein muß, aber in seinen Lebensanschauungen läßt er sich ebenso viel und ebenso wenig vom Katholizismus beeinflussen, wie z. B. der bayerische Bauer. Man kann sogar behaupten, daß der Einfluß des Klerus auf den Bauern in weltlichen Dingen in Polen viel geringer ist, als in Bayern oder den katholischen Kantonen der Schweiz. Das wird Jeder bestätigen, der Gelegenheit hatte, den polnischen Bauer in Gemeindeversammlungen (dem einzigen verkümmerten Reste von Selbstverwaltungskörper) zu beobachten, und die Klagen über diese Thatsache sind beim Adel und Klerus allgemein.

Das Joch der Fremdherrschaft wirkt selbstverständlich auch auf die Form der sozialen Kämpfe ein, ohne jedoch die Grundzüge zu ändern.

Doch Brandes tischt uns noch mehr über die soziale Frage und den Sozialismus auf: „Kein Pole jedoch sollte Freiheit und Leben um sozialistischer Bestrebungen willen aufs Spiel setzen. Denn im Allgemeinen ist wahr, was, offen ausgesprochen, in Warschau merkwürdiger Weise bisweilen junge Leute mit sozialistischen Sympathien überrascht, daß es für einen Polen keinen Sinn hat, Sozialist zu sein. Denn was will, am kürzesten ausgedrückt, Sozialismus sagen? Was anders als direkte oder indirekte Expropriation privater Kapi-

talisten, reicher Leute und Grundbesitzer zu Gunsten des Staates? Man übertrage dies ins Polnische und es zeigt sich, wie die Verhältnisse zur Zeit und für lange Zeiten liegen, daß dort Sozialismus unmöglich etwas Anderes ist als Expropriation polnischer Kapitalisten zum Besten des russischen Staates" (S. 98). Ein junger Mann in Warschau, der diesen Ausspruch ernst nimmt, muß wirklich schon ein Kubikesel sein und weder das A noch O von Sozialismus, noch von sozialistischen Bestrebungen verstehen. Uns benimmt dieser tiefsinnige Spruch die Lust, uns weiter mit den Anschauungen des Literaturkritikers über soziale Dinge zu befassen.

Man findet jedoch in dem Buche noch andere Dinge: Mehr oder minder geistreiche Aussprüche über den berühmten „Nationalcharakter", über die Frauen, über den Tanz u. s. w. Vor Allem aber erfährt man vieles über die nichtswürdige Brutalität der zarischen Regierung den Polen gegenüber, über den furchtbaren Kampf zwischen Unterjochten und ihren Peinigern. Die diesbezüglichen Stellen des Buches sind jedenfalls lesenswerth und entbehren in Deutschland nicht der Aktualität, da man ja nur nach Posen zu gehen braucht, um ein schönes Analogon dazu zu finden.[1]

Brandes tritt überall rückhaltslos für die unterdrückte Nation ein, das gereicht ihm als Menschen zur Ehre; die Worte, mit denen er es thut, sind schön, das macht ihm als Stilisten Ehre.

Endlich enthält der zweite Theil des Buches Essays über „Die romantische Literatur in Polen im neunzehnten Jahrhundert". Dieselben sind in der bekannten Schreibweise des Literaturforschers und Kritikers geschrieben, die ihre Vorzüge und Schattenseiten hat. Ob man Gefallen an dieser bengalischen Beleuchtung der Marmorstatuen eines Mickiewicz, Slowacki und Krasinski findet, ist Geschmackssache.

Der Kapitalismus in der Medizin.

Wenn es allgemein anerkannt ist, daß Kapitalismus und kapitalistische Tendenzen im gewerblichen Leben täglich an Intensität und Extensität wachsen, so verlohnt es sich wohl, auch einmal den Spuren des wachsenden Kapitalismus in einem Gebiet nachzugehen, auf dem sie nicht so frei zu Tage liegen, sondern erst aufgesucht werden müssen. Ich meine das Gebiet des Heilgewerbes oder, um mich zunftmäßig auszudrücken, der ärztlichen Thätigkeit.

Bei den Gewerben, die sich mit der Gütererzeugung beschäftigen, ist das Wachsen des Kapitalismus einfach genug festzustellen; man braucht nur die Ergebnisse zweier aufeinander folgenden Gewerbezählungen zu vergleichen, so kann man leicht prozentualiter berechnen, um wie viel die Groß- und Mittelbetriebe in der Zwischenzeit zugenommen, die Kleinbetriebe absolut oder relativ abgenommen haben. Solche ziffernmäßigen Berechnungen kann man ja in dieser Zeitschrift oft genug finden. Dabei kann entweder die erzeugte Gütermenge oder die in den einzelnen Betrieben beschäftigte Arbeiterzahl als tertium comparationis (Vergleichsmoment) gewählt werden, in jedem Falle ergeben sich unzweideutige Resultate.

In dieser Weise können kapitalistische Tendenzen im Heilgewerbe nicht aufgespürt werden, einmal weil hier keine vergleichbaren Erzeugnisse des Gewerbes

[1] Es ist charakteristisch, wie die deutsche „nationale" Presse das Buch todtschweigt, weil eben in Anbetracht der Germanisationspolitik die darin angeführten Thatsachen in Bezug auf die Russifizirungspolitik das schlechte Gewissen wecken müssen.

resultiren, dann aber auch, weil keine für unseren Zweck geeignete Statistik des Heilgewerbes existirt oder in brauchbarer Form von irgend Jemand leicht aufgestellt werden kann.

Breite Kreise der Bevölkerung werden sogar überhaupt bestreiten, daß die ärztliche Thätigkeit in engerer Abhängigkeit von ökonomischen Gesetzen stehe, weil sie viel zu sehr mit der Person und den Eigenschaften des Heilkundigen stehe und falle. Dabei denken sie an das „Vertrauen“, das sie ihrem Hausarzt zu schenken gewohnt sind, und das natürlich mit dessen ökonomischen Verhältnissen nicht das Mindeste zu thun hat, während es sonnenklar ist, daß Jeder, der in einem Bazar Schuhe kauft und sie nicht beim Schuhmacher sich anmessen läßt, dies in dem Vertrauen thut, der Großbetriebsinhaber könne und werde ihn besser oder billiger bedienen, eben weil er die Vortheile des Großbetriebs ausnützen könne. Allein es soll ja gar nicht behauptet, geschweige denn bewiesen werden, daß die ärztliche Thätigkeit bereits in vollem Umfang vom Kapitalbesitz abhängig sei; dahin wird es vielleicht niemals kommen. Hier soll nur gezeigt werden, wie auch im Heilgewerbe an den verschiedensten Punkten mehr oder weniger sichtbare Spuren nachweisbar sind, daß der Besitz von Kapital seinem Träger vor dem weniger gesegneten Mitbewerber im Kampfe ums ärztliche Dasein einen sonst durch nichts begründeten Vorrang verschafft, und das heute mehr und erheblich öfter als jemals früher. Und ferner soll gezeigt werden, wie allerlei Erscheinungen, die der kapitalistische Geschäftsbetrieb entweder erst hervorgebracht oder doch zur Vervollkommnung hat gedeihen lassen, auch im Heilgewerbe[1] bemerkbar werden.

Schon der junge Mediziner während seines Universitätsstudiums hat oft genug Veranlassung, im gegebenen Falle mit einem gewissen Neide seine begüterteren Kommilitonen anzusehen, die ganz nach Belieben die besten Kollegien und Kurse „belegen“ können, während er selbst sich auf das beschränken muß, worüber zum Examen die „Belegscheine“ verlangt werden. Aber da dergleichen durch privaten Fleiß u. s. w. in gewissem Grade ausgeglichen werden kann und fast immer auch wird, wollen wir keinen großen Werth weiter darauf legen, sondern den Jünger Aeskulaps als approbirten Arzt als gegeben betrachten, sogar das ebenso kostspielige wie nichtssagende Doktordiplom soll er schon in seinem Tornister tragen. Er weiß sich zunächst nicht wenig mit seiner ihm amtlich bestätigten Gelehrsamkeit und ditto Titel, und könnte versucht sein zu glauben, er sei nunmehr genügend ausgerüstet, im Kampfe mit den Plagen des Menschengeschlechts als nützliches Mitglied der Gesellschaft nebenbei sich auch seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er hat seit Jahren, vielleicht schon in der Gymnasiastenzeit, sein Ideal von dem schönen Beruf des Arztes in der Brust getragen und brennt nun darauf, dies Ideal im Leben zu verwirklichen.

Da stehen ihm denn, wenn er sich das Wo und Wie seiner demnächstigen Thätigkeit zu überlegen anfängt, wesentlich zwei verschiedene Wege zur Verfügung.[2] Der eine Weg ist der seit Jahrhunderten üblich gewesene, auf dem der junge Arzt sogleich der praktischen Heilthätigkeit im freien Wettbewerb des täglichen Lebens sich zuwendet, um baldmöglichst von dem Ertrag seiner Arbeit

[1] Da ich von der Heilthätigkeit nur als Gewerbe spreche, ergiebt sich's von selbst, daß ich von den „Großbetrieben“ in der Heilthätigkeit, von den öffentlichen Krankenhäusern, hier absehe.

[2] Die Dozentenlaufbahn kommt hier nicht in Betracht, weil bei ihren Vertretern die Heilthätigkeit nur als Mittel zum Zwecke der Lehrthätigkeit dient, nicht aber — im Prinzip — als Mittel zur Gewinnung des Lebensunterhalts.

auch leben zu können. Indessen Jeder, der es irgend ernst mit seinem Beruf meint, wird, wenn er vor dem Eintritt ins praktische ärztliche Leben gründlich mit sich zu Rathe geht, noch so viele Lücken in seinem Wissen und noch mehr in seinem Können entdecken, daß in ihm der dringende Wunsch aufsteigt, sich vorerst noch unter der Leitung erfahrener Aerzte weiter in seiner Kunst zu vervollkommnen, d. h. wie die Dinge heute liegen, eine Stelle als Assistent eines womöglich größeren Krankenhauses zu erlangen. Bei dem großen Andrang zu solchen Stellen hat sich die Gewohnheit herausgebildet, zu den (auch nur kärglich besoldeten) Assistenten meist nur solche Bewerber zu wählen, die vorher ein oder einige Jahre an demselben Hospital als sogenannte Volontär-Assistenten thätig gewesen sind, als welche sie die Arbeiten eines Assistenten ohne das Gehalt eines solchen ausführen. Man sieht ohne Weiteres, daß diesen Weg, der über die Volontärzeit zur Assistentenstelle führt, nur derjenige betreten kann, der genügend Mittel besitzt, um ohne Erwerb und Verdienst längere Zeit leben zu können. Da aber diese Voraussetzung bei vielen Medizinern nicht zutrifft, so sehen sich alle diese genöthigt, auf die Erweiterung ihrer Kenntnisse nach der oben beschriebenen Methode zu verzichten. Nicht die größere Befähigung und reicheres Wissen, nicht der größere Eifer qualifiziren den Aspiranten, sondern erst der Besitz von Kapital bezw. das Zufließen sonstigen arbeitslosen Einkommens geben ihm die Möglichkeit, in dem ärztlichen Können eine höhere Stufe zu erreichen als der weniger begüterte Kollege, der nach der Approbation ohne Geldmittel dasteht.

Der andere Weg, den der frisch approbirte Arzt beschreiten könnte, ist in noch höherem Grade nur den Besitzenden zugänglich: es ist die Ausbildung zum Spezialisten.

Schon das Vorhandensein des Spezialistenthums ist eine Erscheinung, die der Arbeitstheilung im Industriegewerbe durchaus analog ist. Früheren Jahrhunderten fast gänzlich unbekannt, hat das Spezialistenthum seit kaum fünfzig Jahren, in Folge Zunahme des Wissens und Könnens der Medizin an Umfang und Tiefe, derart zugenommen, daß es in den Großstädten schon heute sozusagen „den Markt beherrscht“.

Während nun der junge Arzt, der sich dem Gesammtgebiet der allgemeinen Medizin zuwenden will, die Assistententhätigkeit, so wünschenswerth sie ihm auch wäre, wenigstens zur Noth entbehren kann, ist der angehende Spezialist so gut wie immer gezwungen, die nothwendigen Spezialkenntnisse zunächst als Volontär, dann als Assistent zu erwerben. Hierbei ist es nun noch viel schwieriger, ja fast unmöglich, diese Laufbahn zu passiren, wenn man nicht für etliche Jahre die Mittel zum Leben von Hause aus besitzt. Da aber die Thätigkeit als Spezialarzt meist in jeder Hinsicht den Vorzug verdient — sie ist für die Heilthätigkeit viel dankbarer und erfolgreicher, ist materiell ergiebiger und gewährt ein weit angenehmeres, weniger anstrengendes Dasein —, so ist es klar, daß die Mediziner, die das nöthige Geld besitzen, sich ihr mit Vorliebe zuwenden werden, während ihre unbemittelten Konkurrenten alias Kollegen den Weg dazu verschlossen finden, nicht weil sie weniger fähig oder eifrig oder sonst persönlich ungeeignet wären, sondern einzig weil sie weniger wohlhabend sind.

Aber nicht nur die Ausbildung zum Spezialisten, sondern auch seine weitere Laufbahn erfordert besondere Geldaufwendungen. Dazu gehört z. B., daß der Spezialist, um die erforderliche technische Uebung zu behalten, um bekannt zu werden, um genügend „Fälle“ zu bekommen, genöthigt ist, auch nach seiner Niederlassung, d. h. nach absolvirter Assistentenzeit, noch einen großen Theil der Hilfesuchenden unentgeltlich zu behandeln; er muß eine „Poliklinik für Unbemittelte“ halten, die, abgesehen davon, daß sie ihm nichts einbringt, noch beträchtliche be-

sondere Aufwendungen verlangt, die der unbemittelte Arzt nicht leisten kann. Ferner ein meist sehr kostspieliges Instrumentarium, sowie eine Wohnung für die Privatsprechstunde in sehr frequenter, daher auch theurer Gegend. Viele Spezialitäten erfordern außerdem, durch das Wesen der zur Anwendung kommenden Heilmethoden, die Einrichtung einer besonderen Klinik, sofern der Spezialist nicht in der angenehmen Lage ist, seine Privatkranken in einer ihm übertragenen Abtheilung eines öffentlichen Krankenhauses zu behandeln. Solche Privatheilanstalten giebt es unzählige, sie haben in den letzten zwanzig Jahren kolossal zugenommen und fast täglich werden neue gegründet. Es sind das dann einfach kapitalistische Betriebe, die Anlage- und Betriebskapital erfordern und daher selbstverständlich auch nach kapitalistischen Gesichtspunkten betrieben werden müssen. Bei diesem Kapitel ist noch eine Analogie mit dem Industriekapitalismus zu erwähnen. Von der Spezialisirung und Arbeitstheilung in der Medizin ist oben schon gesprochen worden; wie aber etliche solche „Spezialzweige“ in einen förmlichen „Großbetrieb“ wieder zusammengefaßt werden, sieht man an einer Einrichtung, die täglich an Ausbreitung zunimmt. Statt nämlich Jeder einzeln eine Poliklinik oder Privatklinik zu unterhalten, thun sich mehrere Aerzte zu diesem Zwecke zusammen, und man kann, wenigstens in Berlin, vielfach Polikliniken finden, wo die verschiedensten Spezialisten im selben Raume zu verschiedenen Tageszeiten ihre Sprechstunden halten; das verbilligt erstens den Betrieb für den Einzelnen und dann erleichtert es auch die Möglichkeit, zur Beurtheilung bezw. Behandlung *eines* Patienten mehrere verschiedene Spezialisten heranzuziehen. Entsprechend solchen Kollektiv-Polikliniken für ambulante, präsentiren sich manche Privatkliniken für bettlägerige Kranke; in *einer* Anstalt werden diese von den verschiedensten Spezialisten entweder von einem allein oder je nach Bedürfniß von mehreren gemeinsam behandelt. Genau dasselbe wie im Industriegewerbe, wo ein Hauptbetrieb so und so viel Spezialhandwerker umfaßt.

Ein weiteres Analogon zu kapitalistischen Einrichtungen in Gewerbe und Handel ist das Vorkommen ärztlicher Filialen; es giebt Aerzte, die an zwei oder drei verschiedenen Stellen der Stadt — natürlich handelt sich's hier nur um ganz große Städte — ihre ärztliche Kunst auszuüben bereit sind, ihre Sprechzimmer und Sprechstunden haben, kurzum förmliche Filialbetriebe unterhalten.

Privatkliniken und Heilanstalten, die nicht selten eben ein ganz erhebliches Anlagekapital repräsentiren, werden selbstverständlich nicht blos nach kapitalistischen Grundsätzen betrieben, sondern auch verkauft und gekauft, gerade wie industrielle Etablissements. Es ergiebt sich dann ganz von selbst, daß der für solche Anstalten gezahlte Preis nicht dem reellen Werthe der Gebäude, Instrumente und Einrichtungsstücke, Apparate und Heilvorrichtungen entspricht, sondern denselben oft um das Vielfache übersteigt, sofern nämlich die Anstalt stark besucht war.

Aber während hier noch wirkliche Werthe umgesetzt und nur übermäßig theuer bezahlt werden, sind es nur ganz imaginäre Werthe bei dem schwunghaften Handel, den heutzutage viele praktische Aerzte mit ihrer Praxis treiben. Jede Nummer der medizinischen Zeitschriften enthält mehr oder weniger zahlreiche Annoncen, worin „eine Praxis von so und soviel tausend Mark gegen eine Abstands- oder Entschädigungssumme“ ausgeboten wird; es giebt sogar schon eine Anzahl meist von Aerzten geleiteter Agenturgeschäfte, die solche Praxisverkäufe vermitteln. In diesen Fällen wird thatsächlich kein Realwerth umgesetzt, sondern nur die Arbeitsgelegenheit des abgehenden Arztes bezw. ihr Ertrag als ökonomisches Werthobjekt behandelt, abgeschätzt und bezahlt. Giebt es einen krasseren Beweis für die kapitalistische Entartung des ärztlichen Gewerbes!

Da nun die überwiegende Zahl der Aerzte, wenn sie ihre Praxis aus irgendwelchen Gründen aufgeben wollen, bestrebt sind, diese zu verkaufen,[1] so ist es klar, daß die vermögenderen jungen Aerzte abermals einen Vorsprung vor ihren ärmeren Kollegen erlangen werden. Die ärmeren sind genöthigt, sich auf gut Glück niederzulassen und zu warten, bis sie bekannt werden und Patienten bekommen; wer aber Geld genug hat, kauft sich ganz einfach die Praxis eines wegziehenden älteren Kollegen und braucht nun nicht das Martyrium des ärztlichen Anfängers durchzumachen. Daß bei solchen Käufen und Verkäufen oft genug unbeabsichtigte Täuschungen und beabsichtigte Betrügereien vorkommen, versteht sich am Rande; es ist eben ein kapitalistisches Geschäft. Aus jenen Aerzten nun, welche nicht in der Lage sind, sich zum Anfang eine im Gange befindliche Praxis zu kaufen, rekrutirt sich das Aerzteproletariat, worüber heute so viel gesprochen und geschrieben wird. Diese jungen Mediziner sind genöthigt, die schlechtesten, wenig einträglichen, aber dafür um so mühseligeren Posten aufzusuchen, ihre besten Jahre und ihre häufig sehr schönen Anlagen und Kenntnisse in einer Thätigkeit zu verbrauchen, für die sie, vom Standpunkt des Allgemeininteresses aus, viel zu schade sind. Ohne die lebendigen Anregungen des Verkehrs mit ebenbürtigen oder vorbildlichen Fachgenossen verkümmern sie gar zu leicht, sobald sie in irgend einem weltfernen Dorfe ihren Lebensunterhalt erwerben müssen. Ziehen sie es aber vor, nahe den Quellen des geistigen Lebens zu bleiben, d. h. in großen Städten, so ist ihnen die proletarische Lebenshaltung nur auf noch längere Zeit beschieden. Also wie es der unbemittelte junge Arzt auch anfängt, er vermag es durch alle Tüchtigkeit nicht, dem Schicksal der Proletarisirung zu entrinnen.

Immer von vereinzelten Glücksfällen abgesehen.

Da aber gerade solche vereinzelte Glücksfälle viel bekannter werden, als die zahlreichen gescheiterten Versuche junger Aerzte, ihr Wissen und Können zur Basis einer bürgerlichen Existenz zu machen, da in Folge dessen jeder junge Anfänger hofft: warum soll es nicht auch mir glücken, „mich emporzuarbeiten“, da Jeder diese Zeit der proletarischen Existenz, wo er höchstens von der Hand in den Mund lebt, nur als Anfangs- und Durchgangsstadium ansieht, so kommen nur wenige junge Aerzte zum Verständniß und Bewußtsein ihrer Klassenlage. Die meisten sehen nicht ein, daß das Hereinbrechen des Kapitalismus in das Heilgewerbe nach und nach zwei Klassen von Aerzten entstehen läßt: die begüterten, die ihre Laufbahn mit Hilfe von Geldaufwendungen sich ebnen können, und die ärmeren, die nur ihre Fähigkeiten verwerthen können, das Aerzteproletariat. Proletariat ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung, diese Klasse gehört viel eher noch zum Kleinbürgerthum, zu den Handwerksmeistern und Innungsbrüdern. Dahin verweist sie schon der Mangel an Klassenbewußtsein, den wir eben gekennzeichnet haben; ferner daß sie meist im Besitz ihrer Arbeitsmittel und Werkzeuge sind; schließlich spricht auch dafür, daß aus dem Aerztestand heraus jetzt allerlei Wünsche ertönen, wie sie die der tödtlichen Umarmung des Kapitalismus verfallenen Handwerksmeister ebenfalls regelmäßig laut werden lassen. Standesordnungen, Ehrengerichte, Kurpfuschereiverbote werden verlangt und je nachdem auch von den Regierungen angeboten, um der Proletarisirung des Aerzte-

[1] Aerzte, die eine heirathsfähige Tochter haben, verwerthen ihre Praxis nicht selten auch in der Weise, daß sie die Tochter an einen jungen Arzt verheirathen, dem sie dann einen mehr oder weniger großen Theil ihrer Praxis abtreten an Stelle einer Mitgift; der junge Mann „heirathet ins Geschäft“.

standes entgegenzuarbeiten, d. h. den ökonomischen Niedergang der Aerzte zu verlangsamen. Der Erfolg wird wahrscheinlich derselbe sein wie bei der „Rettung des Handwerks“.

Dieselbe Regierung folgt aber unbewußt der Logik der Thatsachen, wenn sie eine neue ärztliche Taxe herausgiebt, die auf der einen Seite das Minimalhonorar für jeden zweiten oder folgenden Besuch auf eine Mark herabsetzt, auf der anderen Seite die Honorare für viele spezialistische Verrichtungen um das Vielfache des bisherigen Betrags erhöht. Die Spezialisten sind (wir haben oben gesehen, warum) fast stets die Kapitalisten des Aerztestandes, ihnen sind für ihre kapitalistisch begründete Thätigkeit erhöhte Sätze zugebilligt; den ärztlichen Proletariern dagegen, namentlich den jungen Anfängern, die von der sogenannten allgemeinen Praxis leben, von den „zweiten und folgenden Besuchen“ der innerlich Kranken, denen wird von ihrem spärlichen, bisher üblichen „Arbeitslohn“ noch ein Drittel gestrichen. Man sieht: Wer viel hat, dem wird gegeben; wer wenig hat, dem wird noch genommen.

Unser Abriß würde eine große Lücke zeigen, wenn wir nicht noch schnell einen Blick auf die allerlei Reklame im Heilgewerbe würfen, dieses modernste Erzeugniß des Kapitalismus. Daß es hier die verschiedensten Abstufungen giebt, ist selbstverständlich. Manche Aerzte suchen dadurch bekannt zu werden, daß sie täglich in Tagesblättern annonciren, d. h. einfach Namen, Wohnung, Sprechstunden und eventuelle Spezialität abdrucken lassen, andere veröffentlichen täglich Danksagungen geheilter Patienten im Annoncentheil der Zeitungen. Jede Nummer der illustrirten Familienblätter enthält Anpreisungen von Kuranstaltsbesitzern, jede Nummer der medizinischen Fachblätter weist Dutzende und in der Saison fast Hunderte von solchen Annoncen und Prospekten auf. Zahlreiche Besitzer von Heilanstalten schicken ihre Prospekte direkt an alle Kollegen, die im Bereich ihrer Anstalt wohnen. Auch hierin sind die Kapitalisten unter den Aerzten bevorzugt, insofern als ihnen die Reklame in viel weiterem Umfang von Standeswegen gestattet ist, falls sie es nur nicht gar zu arg treiben, während dem einfachen Praktiker bei seinem Bestreben, bekannt zu werden, sehr enge Grenzen gezogen sind, selbst die Größe seines Firmenschilds erfreut sich der Obsorge seines „Standesvereins“. Wieder andere Aerzte halten öffentliche Vorträge, meist in Vereinen irgendwelchen Charakters, z. B. in politischen, gewerblichen, geselligen Vereinen, oft unter der Flagge, das Allgemeinwohl fördern zu wollen, in Wirklichkeit aber fast immer nur zu Reklamezwecken, d. h. um bekannt zu werden. Nicht viel anders sind auch manche Redner in medizinischen Vereinen und Versammlungen zu bewerthen, denn das, was sie sagen, ist wissenschaftlich so werthlos, daß nur ihr Bestreben, um jeden Preis genannt zu werden, ihr Besteigen der Tribüne einigermaßen entschuldigen kann. Aber wie soll man die Knechte loben, kommt doch das Aergerniß von oben, wie soll man von den kleineren Geistern Verzicht auf dergleichen Reklame verlangen, wenn selbst unter den „anerkannten Kapazitäten“ der wissenschaftlichen Heilkunde sich manche finden, die mindestens nicht dagegen einschreiten, wenn Tageszeitungen allerlei Berichte und Erzählungen aus ihrer ärztlichen Thätigkeit unter „Lokales“ veröffentlichen und damit ihren Ruhm urbi et orbi verkünden. Hierher gehört auch das Kongreßunwesen, dessen Schädlichkeit schon manche treffende Kritik verurtheilt hat, aber wahrscheinlich ohne jeden Erfolg. Denn bei der heutigen Gepflogenheit größerer Zeitungen, über jeden Medizinerkongreß ausführlich zu berichten, wird der Kongreßredner nicht blos den Zuhörern eine interessante Belehrung gewähren, sondern obendrein hat er noch das billige Vergnügen, seinen Namen in hundert-

tausend Zeitungsexemplaren den weitesten Kreisen bekannt gegeben zu sehen. In unserer schnell lebenden Zeit kann man dem Publikum gar nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden.

Wir haben gesehen, wie auch in der Heilkunde, soweit sie als Gewerbe, d. h. gewinnbringende Thätigkeit ausgeübt wird, zahlreiche kapitalistische Tendenzen, allerlei Analoga zu kapitalistischen Erscheinungen im Industriegewerbe nachweisbar sind und wie der schöne und edle Beruf, der leidenden Menschheit nach Kräften zu helfen, durch das Eindringen des Kapitalismus immer mehr korrumpirt wird.

Dr. B.

Die Schutzzollbestrebungen im deutschen Gartenbau.

Von Herm. Holm.

Die in einigen Jahren bevorstehende Umgestaltung der Handelsverträge läßt auch die Schutzzollfrage im deutschen Gartenbau wieder aktuell erscheinen, und mehr denn je wird gerade gegenwärtig diese Frage in den interessirten Kreisen eifrigst diskutirt. Da diese Frage nun durchaus nicht nur lokaler Natur ist, sondern von weiter volkswirthschaftlicher Bedeutung wird, so möge sie auch hier ventilirt sein.

Zwar sind die Schutzzollbestrebungen für unseren Gartenbau nicht erst ein Produkt neuester Zeit, jedoch wurden bislang noch keinerlei bedeutungsvolle Schritte in dieser Sache unternommen. Seit zwei Dezennien hat man allerdings mit mehr oder minder großen Zwischenräumen der Ruhe in den Gärtnervereinen, auf Kongressen und an anderen Orten hierüber disputirt, vor Jahren bereits wurden Vereine gegründet, deren Hauptzweck die Erstrebung eines Schutzzolles auf die Gartenbauprodukte sein sollte, und vor etwa zwölf Jahren (wenn ich nicht irre, war es 1885) hat schon ein Berliner Gärtner um einen Schutzzoll auf frische ausländische Blumen beim Reichstag petitionirt, aber die große Reihe der in Frage kommenden Handelsgärtner verhielt sich bis vor Kurzem vollständig passiv, wie denn der Gärtner im Allgemeinen den Zeitfragen gegenüber sich stets zurückhaltend gezeigt hat, er hängt gar zu sehr an der „guten, alten Zeit“.

Es ist erklärlich, daß durch ein solches konservatives Verharren der Gärtner die wirthschaftliche Entwicklung der Gärtnerei nicht gefördert wird, und rechnen wir noch hinzu, daß die überwiegend große Mehrzahl der 24814 Gärtnereibetriebe Kleinbetriebe sind,[1] so ist es einleuchtend, wenn wir sagen, die Lage der Gärtner ist die rosigste nicht. Hierzu kommt noch der Umstand, daß klimatisch begünstigte Länder wie Italien, Frankreich, Amerika u. s. w. bedeutend konkurrenzfähiger auf dem Weltmarkt sind und namentlich in neuerer Zeit in Folge der bedeutend verbesserten Verkehrsverhältnisse ganz enorme Mengen von Gartenprodukten nach Deutschland einführen. Ueber diesen sich von Jahr zu Jahr steigernden Import herrscht natürlich in den Handelsgärtnerkreisen ein großes Lamento, da behauptet man, die nationale Gärtnerei müßte zu Grunde gehen, wenn die Regierung nicht mit einem Schutzzoll hilft, und man ist gegenwärtig eifrigst bemüht, „den Anschluß diesmal nicht wieder zu verpassen“, wie es seiner Zeit bei der Festlegung der gegenwärtig noch giltigen Handelsverträge der Fall war.

Zunächst Einiges darüber, wie sehr die Bevölkerung bei einem Schutzzoll auf die Gartenbauprodukte interessirt ist. Man theilt die Gärtnerei in Nutz- und Ziergärtnerei ein. Die erstere beschäftigt sich mit dem Anbau des Obstes und Gemüse, letztere befaßt sich mit den übrigen Zweigen, darunter, soweit es uns hier interessirt, mit der Anzucht von Pflanzen und Blumen. Es bedarf keiner weiteren Erläuterung, daß Obst und Gemüse Volksnahrungsmittel im wahren Sinne des Wortes sind.

---

[1] Von der letzten Berufszählung ist die Zahl der Groß- und Kleinbetriebe noch nicht veröffentlicht. 1882 waren von 15978 Betrieben 716 Groß- und 15262 Kleinbetriebe.

Wie steht es aber mit der Ziergärtnerei? Kommt hier nicht die Luxusfrage in Betracht? Bei oberflächlicher Beurtheilung mag es wohl erscheinen, als wären die Blumen und Pflanzen ein Luxusartikel und thatsächlich berufen sich eifrige Befürworter eines gärtnerischen Schutzzolles auch hierauf. Aber bei etwas näherer Betrachtung stellt es sich gar bald heraus, daß auch die Pflanzen und Blumen immer mehr und mehr Bedarfsartikel werden. Gewiß kann ein Kranz aus lebenden Blumen einen Verstorbenen ebenso wenig ins Leben zurückrufen, als ein solcher aus Papier- und Wachsblumen es vermag, und ebenso gewiß ist einem Jubilar, der 25 Jahre seine Haut für den Arbeitgeber zu Markte getragen hat, ein kleiner „blauer Schein" lieber, als die ihm von seinem Chef etwa verehrte Blumenspende, aber trotzdem kann doch selbst das niedere Volk die Pflanzen und Blumen schlechterdings nicht entbehren, denn abgesehen von der erzieherischen und moralischen Wirkung der Pflanzen und Blumen auf den Menschen, tragen die Kinder Floras auch in sanitärer Beziehung zu dem Wohlergehen der Menschen bei, so z. B. durch Verbesserung der Zimmerluft 2c.

Der deutsche Gartenbau ist nun aber weder gegenwärtig, noch in absehbarer Zeit überhaupt im Stande, die Nachfrage auf dem heimischen Markte zu decken. Einmal ist die wirthschaftliche Entwicklung der Gärtnerei gar nicht darnach angethan, und zudem verbieten es auch die klimatischen Verhältnisse. Ein eklatantes Beispiel dafür, wie sehr und wie schnell sich ausländische Gartenbauprodukte bei uns einbürgern und zu einem Bedarfsartikel ersten Ranges werden, bietet uns der amerikanische Apfel. Wer von den geehrten Lesern hätte wohl vor rund zehn Jahren so ein Ding mit eigenen Augen geschaut? Viele kannten ihn vielleicht vom Hörensagen, die meisten hatten auch wohl bereits zu der Zeit gedörrte amerikanische Aepfel gegessen, aber einen frischen, gesunden Apfel zu sehen, war eine Seltenheit. Und heute? Zu einer Zeit, wo man einigermaßen fehlerfreies einheimisches Obst sorgfältig in Sägespäne und Seidenpapier eingehüllt nur noch in den Schaufenstern erster Delikatessen- und Obsthandlungen der Großstadt sich von Außen ansehen darf, kauft man auf der Karre an der nächsten Straßenecke für 20 Pfennig ein Pfund der schönsten, tadellosen amerikanischen Aepfel. Das ist der Erfolg eines Zeitraums von weniger denn einem Jahrzehnt. Nachstehende Zahlen veranschaulichen dies deutlicher.

Einfuhr amerikanischen frischen Obstes nach Deutschland:

1890	3 314	Doppelzentner
1894	4 166	=
1895	6 220	=
1896	78 201	=
1897	103 365	=

Die Einfuhr an frischem Obst exklusive Südfrüchten nach Deutschland betrug 1897 insgesammt 1413728 Doppelzentner. Der eigentliche Import aus Amerika nach Deutschland ist noch etwas größer als der in obigen Ziffern niedergelegte, da ein großer Theil Obst indirekt über Belgien und Holland nach hier importirt wird.

Die Gemüse, Küchengewächse 2c. exklusive Kartoffeln werden ebenfalls in stetig wachsendem Verhältniß bei uns eingeführt, wenngleich die Steigerung auch nicht eine solche abnorme war, wie bei dem amerikanischen Obste in den letzten Jahren. Die Gesammteinfuhr nach Deutschland betrug:

1885 . . .	331 320	Doppelzentner	1894 . . .	738 600	Doppelzentner [1]
1890 . . .	517 633	=	1895 . . .	825 137	=
1892 . . .	667 854	=	1896 . . .	836 489	=
1893 . . .	776 640	=	1897 . . .	972 177	=

[1] Der Rückschlag ist auf Mißernten in Frankreich, den Niederlanden und Rußland zurückzuführen.

Daß für diese Unmengen von importirtem Obst und Gemüse ein schönes Stück Geld ins Ausland geht, ist ja richtig; dieses Geld möchten nun aber zum größten Theile die deutschen Gärtner in ihre Taschen fließen machen, daher ihr Schrei nach dem Schutzzoll, der den Import hemmen soll. Ja, wenn der heimische Gartenbau zum Mindesten noch in der Lage wäre, uns für den Import Ersatz zu schaffen.

Mit der Einfuhr der für die Ziergärtnerei bestimmten Produkte sieht's noch schlimmer für den Handelsgärtner aus.

Es wurden in Deutschland insgesammt importirt:

	Lebende Gewächse, Zwiebeln, Knollen u. s. w.	Frische und getrocknete Blätter, Blumen u. s. w.
1885	35 410 Doppelzentner	2 930 Doppelzentner
1890	60 686 "	14 411 "
1892	61 867 "	18 974 "
1893	65 726 "	21 936 "
1894	73 246 "	22 250 "
1895	79 231 "	22 096 "
1896	94 833 "	24 536 "
1897	96 808 "	28 085 "

Diesen verhältnißmäßig hohen Importziffern stehen nur niedrige Exportziffern gegenüber. Als Beispiel mögen hier nur die beiden letzten Jahre angeführt werden:

		Frisches Obst 2c.	Frisches Gemüse 2c.	Lebende Gewächse 2c.	Blumen 2c.	
1896	Einfuhr . . .	1 056 748	836 489	94 833	24 536	Doppelzentner
	Ausfuhr . . .	105 878	447 891	39 046	3 032	"
1897	Einfuhr . . .	1 413 728	972 177	96 808	28 085	"
	Ausfuhr . . .	211 541	336 857	43 287	2 948	"

Nur bei den Sämereien überwiegt die Ausfuhr um über 100 Prozent die Einfuhr. Das Verhältniß war hier folgendes:

1896	Einfuhr	67 227 Doppelzentner		1897	Einfuhr	68 636 Doppelzentner
	Ausfuhr	148 910 "			Ausfuhr	154 902 "

Der größte Theil des Gesammtimports entfällt auf die Wintermonate. Neben dem amerikanischen Obste sind es dann in erster Linie die abgeschnittenen Blumen aus Frankreich und Italien (Nizza-Veilchen 2c.), welche im Winter zeitweise in solchen Mengen auf den Markt geworfen werden, daß sie zu einem Betrag erstanden werden, womit nicht einmal das Porto gedeckt wird, abgesehen von den fast in jedem Winter wegen Ueberfluß an Angebot unverkauften und zu Grunde gehenden Sachen. In Berlin und Hamburg, den Hauptimportstädten, liegen gar oft Hunderte von Körben und Kästen mit den lieblichen Kindern Floras bei den Kommissionären umher, während der Inhalt verfault, weil das Angebot ein allzu großes. Daher ist es denn auch möglich, daß heutzutage selbst zur strengsten Winterzeit für wenige Nickel ein Strauß herrlich duftender, frischer Blumen zu haben ist. Der weitaus größere Theil dieser Blumen wird von der minder begüterten Bevölkerung verbraucht. Ebenso verhält es sich mit dem amerikanischen Obste. Die besser situirte Bevölkerung, die sich solchen Luxus erlauben kann, hält sich auch im Winter an einheimische Blumen, die ebenfalls stets zu haben sind, und an deutsches Obst, so lange eben letzteres vorräthig ist. An Qualität übertrifft das Inlandprodukt bei Weitem die importirten Waaren, aber die Preise für solche Produkte sind für den größten Theil der heutigen Bevölkerung unerschwinglich. Wer wollte sich wohl im Winter eine hiesige Rose für etwa zwei Mark, oder ein kleines Bund hier getriebener Veilchen für fünfzig oder gar noch mehr Pfennige erlauben können. Die italienische Rose kostet oft keine fünf Pfennig und für zehn Pfennig giebt's eine ganze Handvoll Nizza-Veilchen.

Etwas anders verhält sich die Sache mit dem importirten Frühgemüse, welches vom November bis Ende Januar nur in geringem Maße eingeführt wird und in Folge des verhältnißmäßig hohen Preises seine Käufer nur in besseren Kreisen findet. Im Februar schwillt der Import erst allmälig, dann aber plötzlich so stark an, daß die Preise von Tag zu Tag sinken und auch der minder Bemittelte sich den Genuß der importirten Frühgemüse erlauben kann.

Der einheimische Gemüsebau ist aber gar nicht im Stande, im Februar schon irgendwelche nennenswerthe Quantitäten von Frühgemüse auf den Markt zu bringen, und das wirklich vorhandene steht für den Arbeiter in einem unerschwinglich hohen Preise.

Die Befürworter der Schutzzölle nehmen, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, den Mund immer ein bischen voll und versuchen durch allerlei Vorspiegelungen und Rechenexempel ihre Ausführungen glaubhafter zu machen. Die große Mehrzahl der Gärtner, soweit diese sich überhaupt um das öffentliche Leben kümmern, stimmen gedankenlos in das Horn ein. Allerdings macht sich auch eine, wenn auch nur minimale, so doch um so schärfer auftretende Gegenrichtung bemerkbar, dies sind in erster Linie die großen Importeure selbst, dann aber auch jene Gärtner, welche mit den Nachbarländern einen lebhaften Grenzverkehr unterhalten, und endlich die Besitzer der Blumenläden, welche alle durch einen Schutzzoll empfindlich geschädigt werden dürften.

Eine beliebte Phrase der Schutzzöllner ist neben der Behauptung: Blumen seien ein Luxusartikel und somit würde der Zoll nur von der besitzenden Klasse getragen, der Schrei nach „Schutz der nationalen Arbeit". Dieser Ruf hinderte aber dieselben Leutchen im vorigen Jahre durchaus nicht, für den Freihandel nach England ins Horn zu stoßen, als sich dortselbst, ebenfalls zum „Schutze nationaler Arbeit", Schutzzollbestrebungen breit machten. Mit den Ein- und Ausfuhrzahlen werden dann allerlei Rechenkunststückchen aufgeführt, die alle in mehr oder minder veränderter Form beweisen sollen, daß durch den steigenden Import der Export herabgedrückt würde. Dabei werden dann die Zahlen höchst willkürlich gewählt, so daß stets nur ein einseitiges Bild entsteht. Die Totalausfuhr der Gartenbauprodukte hat allerdings abgenommen, jedoch ist eine wirkliche Abnahme der Ausfuhr nur bei Obst und Sämereien zu verzeichnen. In den übrigen Abtheilungen ist die Ausfuhr eine stetig steigende. Die fallende Obstausfuhr ist einestheils auf den plötzlich aufgeblühten Obsthandel Amerikas zurückzuführen, und hat anderntheils ihren Grund in der verbesserten Obstkultur derjenigen Länder, nach denen bislang von Deutschland Obst importirt wurde. Während die Abnahme der Obstausfuhr von 1885 auf 1897 insgesammt 48712 Doppelzentner betrug, nahm die Obsteinfuhr trotzdem noch um 709871 Doppelzentner zu. Jedenfalls ein schlagender Beweis für den bedeutend gesteigerten Bedarf.

Trotz verringerter Ausfuhr geht auch heutzutage noch kein deutsches Obst verdorben.

Der kleine wirthschaftliche Aufschwung, den die Gärtnerei im letzten Jahrzehnt, speziell in der Schnittblumenzucht, zu verzeichnen hat, ist nicht zum geringsten Theile durch den riesigen Import aus dem Süden gezeitigt worden.

Soll der erstrebte Zoll den Schutzzöllnern wenigstens in erster Zeit etwas nützen, so muß der Zoll schon ein erheblicher sein, da ein geringer Zoll von den hiesigen Blumenhändlern und denjenigen Gärtnern getragen werden müßte, die die importirten Blumen verarbeiten. Die Exporteure des Auslandes, die heute schon so wenig für ihre Produkte erhalten, werden sich keineswegs dazu bereit erklären, auch noch den Zoll zu zahlen. Wird aber, und das bleibt für die Schutzzöllner der einzige Weg, ein hoher Zoll erzielt, so dürfte das so ziemlich gleichbedeutend sein mit dem vollständigen Eindämmen des Imports. Denn die Züchter des Südens wollen den Zoll nicht tragen, weil sie ohnehin schon nicht viel profitiren, und die gegenwärtigen Konsumenten des Imports, das sind in der Mehrzahl die deutschen Arbeiter, würden wohl oder übel auf diese Waare verzichten müssen.

Nun finden allerdings die Schutzzöllner selbst ein Haar in der Suppe. Einmal ist der deutsche Gartenbau unbedingt auf den Import verschiedener Produkte anderer Länder angewiesen, die in Deutschland heranzuziehen vollständig unmöglich ist. Hierher gehören in erster Linie verschiedene Zwiebeln und Knollen und dergleichen mehr. Diese Sachen möchte man denn doch gar zu gern zollfrei eingeführt haben; andererseits wird aber auch noch befürchtet, daß die gesperrten Länder dann Gleiches mit Gleichem vergelten und ebenfalls Schutzzölle einführen resp. die bestehendeu erhöhen werden.

Mit Schrecken sieht man nach Dänemark, wohin der Export in den letzten Jahren, seit Einführung eines Schutzzolls, abgenommen hat. Aehnliches befürchtete man auch, wie bereits weiter oben bemerkt, im Vorjahre bei England, ist doch der deutsche Export nach England bedeutend größer wie der Import von dort nach hier. So betrug z. B. der englische Import in Deutschland 1896 insgesammt 61046 Doppelzentner im Werthe von 2129000 Mark, die deutsche Ausfuhr dagegen 90050 Doppelzentner im Werthe von 4988000 Mark.

Als echter Deutscher läßt sich aber der Handelsgärtner durch derartige Klippen in seiner tollkühnen Fahrt nicht beeinflussen, er hofft sie glücklich zu umschiffen. Das Wie? ist ihm allerdings noch nicht recht klar. Und so wurde denn im vergangenen Jahre auf der Hamburger Jahresversammlung des Handelsgärtnerverbandes ziemlich einstimmig beschlossen, den Vorstand dieser Organisation zu beauftragen, „baldthunlichst bei dem Bundesrath dahin vorstellig zu werden, daß bei Ablauf der bestehenden Handelsverträge die heimische Gärtnerei gegen den Import gärtnerischer Artikel aus günstiger produzirenden Ländern durch einen angemessenen Zoll in ihrer Existenz wirksam geschützt wird".

In neuester Zeit erließ eine Dresdener Gartenbaugesellschaft ebenfalls einen Aufruf zur Agitation für den Schutzzoll, und versucht gleichzeitig der Regierung schon jetzt den Mund wässerig zu machen durch die Bemerkung, daß ein derartiger Zoll dem Reiche jährlich circa 40 Millionen Mark einbringen dürfte.

Nun zu also, und die Steuerschraube um einen Grad fester geschraubt.

Notizen.

Bau und Betrieb der Pariser Untergrundbahn „Le Métropolitain". Das jetzt veröffentlichte Gesetz, betreffend den Bau der Untergrundbahn „Le Métropolitain" in Paris, hat in den Zeitschriften für Elektrotechnik große Beachtung gefunden, enthält es doch Bestimmungen, die in jeder Hinsicht höchst beachtenswerth sind. Dieses Gesetz weist nämlich auch einen Vertrag auf, den die französische Hauptstadt über die Betriebsführung der Bahn in organisatorischer Beziehung mit der „Compagnie générale de Traction" abgeschlossen hat. Das Gesetz ist im Sinne des von der Kommune vorgelegten Entwurfs von der französischen Legislative sanktionirt worden und bestimmt, daß die Bahn zum größten Theile unterirdisch theils in Tunnels, theils als Unterpflasterbahn — ähnlich wie bereits in Budapest ausgeführt und in Berlin für die Strecke Potsdamer-Bahnhof bis Schloßbrücke geplant ist — erbaut und durchwegs elektrisch betrieben werden soll. Die Stadt liefert den gesammten Bahnkörper und einen kleinen Theil der Stationsanlagen mit einem Kostenaufwand von 133 Millionen Francs. Den Oberbau und die Betriebsmittel stellt die Betriebsgesellschaft, die von der „Compagnie générale de Traction" mit einem Aktienkapital von 25 Millionen Francs besonders für den Bau und die Betriebszwecke der „Métropolitain" zu bilden ist.

Einen beträchtlichen Antheil der Brutto-Einnahmen hat sich die Stadt Paris zu sichern gewußt, indem sie nämlich nach jedem ausgegebenen Fahrschein II. Klasse 5 Centimes, nach einem solchen I. Klasse 10 Centimes erhält. Dieser Antheil steigt noch, sobald die Zahl der beförderten Personen 140 Millionen Fahrgäste im Jahre

beträgt, und zwar für jede weiteren zehn Millionen Fahrgäste um 0,1 Centimes für die Person, und erreicht bei einer Beförderung von 190 Millionen Personen das Maximum von 5,50 Centimes für die Fahrkarte II. Klasse und 10,50 Centimes für eine solche I. Klasse, worüber hinaus eine Steigerung nicht stattfindet.

Die Abgaben an die Stadt sind als Betriebsausgabe bei der Bezeichnung des Reingewinns in Abzug zu bringen. Die Konzession ist auf die Dauer von 35 Jahren ertheilt. Die Fahrpreise sind auf 15 Centimes für die II. und 25 Centimes für die I. Klasse festgesetzt. Morgens bis 9 Uhr sind für die II. Klasse für einen Tag giltige Rückfahrtkarten zum Preise von 20 Centimes auszugeben, eine Bestimmung, die im Interesse der Arbeiter getroffen ist. Die Bahn hat den Angestellten gegenüber folgende durch den Vertrag festgelegten Verpflichtungen: Die Gehälter und Löhne müssen durch die Gesellschaft mindestens alle vierzehn Tage ausbezahlt werden und mindestens 150 Francs für jeden Angestellten monatlich betragen. Der Tagelohn für gelegentlich eingestellte (temporäre) Arbeiter darf nicht unter 5 Francs heruntergehen. Die tägliche Arbeitszeit darf zehn Stunden nicht übersteigen; wöchentlich ist ein ganzer oder zwei halbe Ruhetage, sowie alljährlich ein Urlaub von zehn Tagen neben Auszahlung der Gehalts- oder Lohngebühren zu gewähren. Jeder Arbeiter ist bei der National-Sparkasse einzukaufen und 6 Prozent des Lohnes hat die Gesellschaft auf ihre Kosten, 2 Prozent durch Lohnabzug für ihn einzuzahlen. Uebersteigt die Zahl der beförderten Personen 220 Millionen im Jahre, so hat die Gesellschaft 7 Prozent, der Arbeiter aber nur 1 Prozent des Lohnes zur Sparkasse zu zahlen. Aerztliche Hilfe und Medikamente sind unentgeltlich zu gewähren.

Es ist dringend zu wünschen, daß die deutschen Kommunen bei den in ihrem Machtbereich entstehenden Verkehrsanlagen in ähnlich energischer — und wenn möglich noch besserer und weitgehenderer — Weise die Interessen der Arbeiter wahren. Das, was in Paris möglich ist, kann auch in Deutschland überall erreicht werden. Besonders die Stadtverordneten 2c. der Arbeiterpartei sollten sich die Gelegenheit, auf dieses Pariser Vorbild hinzuweisen, bei keiner hier in Betracht kommenden Anlage entgehen lassen!

P. M. Grempe.

Feuilleton.

Das Strafgericht.

Von J. H. Rosny. Autorisirte Uebersetzung von Ina Bach.

(Nachdruck verboten.)

Niemals in seiner langen Laufbahn hatte der Untersuchungsrichter Villème einen so leichenähnlichen Menschen zu fragen gehabt, der auf seinem eingefallenen Gesicht, in seinen eingesunkenen, bleifarbenen Augen so deutlich die Zeichen des Todes, des unwiderruflichen Verfalls aller Kräfte trug. Der Wärter, welcher ihn hereinführte, schien eher zu seiner Stütze, als zu einer ironischen Bewachung zu dienen. Er mußte zu jeder gewaltsamen Bewegung, zu dem geringsten Widerstand unfähig sein. Er sank auf einen Sitz nieder und verharrte in stumpfem Brüten, während er kurz und stoßweise wie ein überanstrengter Mensch athmete. Die Fragen des Herrn Villème beachtete er zuerst gar nicht und starrte mit seinen finsteren, klagenden Augen, in denen es manchmal grünlich leuchtete, wie ein Seher ins Weite.

Nach einigen Minuten hob er den Kopf und blickte den Richter an, ohne daß seine erloschenen Pupillen ein Bild aufzunehmen schienen, und murmelte:

„Mich sammeln . . . zwei Minuten . . . werde Ihnen alles sagen . . . alles . . . alles . . . nichts zu verbergen . . . nichts zu fürchten . . . ehe vierzehn Tage verflossen . . .“

Er schloß mit einer unbestimmten Bewegung wie eine Drahtfigur. Dann vergrub er sein Gesicht in seine durchsichtigen Finger. Der Richter achtete sein Schweigen.

Nach fünf Minuten ließ der Angeklagte die Hände sinken. Sein Gesicht sah so schauerlich und kalt aus, wie das Gesicht eines Sterbenden in dem Zustand der Ruhe, welcher so häufig den letzten Augenblicken vorangeht.

„Herr Richter“, sagte er, „Sie wissen, daß ich mich selbst gestellt habe. Sie wissen, daß ich freiwillig mein Verbrechen eingestanden habe . . . freilich, ohne Einzelheiten anzugeben. . . . Ich muß noch ein volles Geständniß ablegen . . . ich muß die Handlung erklären, welche ich begangen habe . . . und die gewissermaßen ein Akt der Gerechtigkeit ist. . . . Es liegt mir gleich fern, mich zu entschuldigen und mich anzuklagen . . . nach dem wahren Bericht möchte ich beurtheilt werden . . . nur nach Thatsachen. . . . Es wäre gut, wenn die Geschworenen urtheilen — wie ich selbst noch in diesem Augenblick urtheile —, daß mein Mord kein gemeines Verbrechen ist, daß sie die Wohlthat mildernder Umstände geltend machen können, und zwar in einem Grade, daß sie fast einer Freisprechung gleichkommen, daß mein Mord außerdem eine ernste und feierliche Lehre für einige Unmenschen unter den Medizinern sein kann, ein Schutz für Kranke, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, wie ich. . . . Aber ich schweife ab. . . . Es kann Sie nicht interessiren, zu wissen, was ich von meiner Handlung denke, sondern nur, aus welchem Grunde und unter welchen Umständen ich sie begangen habe. . . .“

Ein wenig fettiger Schweiß zeigte sich an seinen Schläfen. Langsam, mit einem Ausdruck des Widerwillens und der Bitterkeit wischte er ihn mit einem seidenen Taschentuch ab. Sein Blick richtete sich starr und schreckerfüllt in eine dunkle Ecke:

„Ungefähr vor sechs Monaten — ich wußte, daß ich sehr krank war . . . schon lange sehr krank . . . nachdem ich zwei Jahre in der sorgfältigen Behandlung eines guten Arztes gestanden hatte . . . beschloß ich, einen Fürsten der Wissenschaft zu konsultiren . . . eine der Kapazitäten, die an das Todtenbett sehr reicher oder sehr berühmter Menschen gerufen werden. . . . Ich muß Ihnen gestehen, daß ich vor Begier brannte, ganz genau die Natur meiner Krankheit kennen zu lernen, zu erfahren, ob ich sterben müsse oder ob ich am Leben erhalten werden könnte. . . . Ich hatte den festen Willen, eine klare Antwort, ein entschiedenes ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ zu verlangen. Denn alles schien mir eher erträglich, als die finstere Ungewißheit, in der ich dahinlebte. . . . Um ganz sicher eine aufrichtige Antwort zu erhalten, beschloß ich, in eines unserer großen Hospitäler zu gehen und Doktor Haller zu konsultiren. . . . Ich hatte Haller nicht ohne guten Grund gewählt. . . . Er stand in dem Rufe, eine Offenheit zu besitzen, die an Brutalität grenzte . . . und außer dieser Offenheit eine fast unfehlbare Diagnose. . . . Eines Morgens im November begab ich mich also zu der berühmten Konsultation. Nach ziemlich langem Warten wurde ich eingelassen. . . . So lange ich lebe, werde ich diesen verhängnißvollen Augenblick nicht vergessen . . . bis zu meinem letzten Athemzug werde ich den großen Saal vor mir sehen. . . . Die Gruppe der Schüler . . . die gedrungene Gestalt Hallers, seine großen, schwarzen, durchdringenden Augen, die sich auf mich hefteten. . . . Mein Herz schlug heftig. . . . Ich erklärte fieberhaft erregt den Grund meines Besuchs, den innigen Wunsch,

die unabweisbare Nothwendigkeit, welche mich trieb, einen richtigen Begriff von meinem Leiden zu haben.... Er versuchte mehrmals, mich zu unterbrechen, indem er mir bemerkte, daß noch andere Kranke im Vorzimmer warteten.... Aber ich hörte nicht darauf, ich sprach unaufhaltsam weiter, ich flehte ihn an, mir die Wahrheit zu sagen, die volle Wahrheit, so grausam sie auch sein mochte.... Ich sah, wie der Ausdruck der Ungeduld in seinem Gesicht stärker wurde, wie seine Augen zornig blitzten.... Endlich schrie er heftig, in befehlendem Tone: ‚Schweigen Sie! Ich bin nicht hier, um Geschwätz anzuhören, sondern um Sie zu untersuchen! Es warten noch andere Leute, deren Zeit Sie rauben. Lassen Sie mich sehen, antworten Sie kurz und bündig auf meine Fragen, oder machen Sie Anderen Platz!'... Ich schwieg und zog meinen Rock und meine Weste aus.... Mein Fieber hatte plötzlich nachgelassen, eine gewaltige Angst packte mich, mein Herz hörte auf zu schlagen, es setzte aus, als der Doktor anfing zu pochen, zu horchen, und meine arme Brust regelrecht untersuchte.... Oh, welches Grauen empfand ich, als dieser Mensch sich über mich beugte, mich hin und her drehte, mich befühlte, um in das schreckliche Geheimniß meiner Krankheit einzudringen.... Oh, welch tiefes Grauen! Die Untersuchung war lang und gewissenhaft, und — wie mir eine erbarmungslose Ahnung sagte — sehr klar und scharfsichtig.

„Als er endlich fertig war, verharrte Haller einen Augenblick in nachdenklichem Schweigen.... Ich hatte nun kein Verlangen mehr, die Lösung des schrecklichen Räthsels zu kennen.... Ich wollte bitten, daß sie mir verborgen bliebe... denn ich hatte eine entsetzliche Todesangst.... Aber in dem Augenblick, als er sich wieder zu mir wandte, packte mich plötzlich die Neugier von Neuem — weiß ich, durch welchen geheimnißvollen Vorgang, durch welche gewaltsame Umwälzung meines innersten Wesens? — eine verzehrendere Neugier als je, und ich rief:

„Sagen Sie mir alles, die volle Wahrheit!

„Er zögerte. Ich hörte, wie die Leute flüsterten. Da klammerte ich mich an ihn und bat ihn mit heftigem Flehen. Wieder zeigte sich der ungeduldige Ausdruck auf seinem Gesicht, wieder blitzten seine Augen zornig. Er stieß mich von sich und rief: ‚Wollen Sie mich wohl endlich in Frieden lassen!' Ich weiß nicht mehr, was ich sprach, ich glaube, es war eine Beleidigung, er wurde roth, seine Stirnadern schwollen an.

„‚Sie haben noch sechs Monate zu leben!' schrie er mir zu.

„Sechs Monate!

„Ich wankte, stammelte einige Worte und eilte fort, fest laufend, denn ich wollte nicht auf den Befehl warten. Ich ging mechanisch, fast wie von einer Ohnmacht befangen. Erst auf der Straße kam ich nach dem gewaltigen Schrecken wieder zum Bewußtsein. Gleich dem Mörder, gleich dem Auswurf der Menschheit, dem das Schafott bestimmt ist, hatte ich mein Todesurtheil vernommen. Ein Mensch wie ich hatte die unbegreifliche Grausamkeit gehabt, mir mein Urtheil zu verkünden. Die Welt war für mich in Zukunft nur eine düstere Zelle, in der ich die verhängnißvolle Stunde erwartete. Ich würde hinfort die Monate, die Tage, die Stunden, die Minuten zählen, welche mich vom Grabe trennten.

„Von nun an... ach! ich blickte um mich, und ich fand das Leben so schön.... Die langen Schatten des Nachmittags, die jungen Frauen in ihren hellen Kleidern, die Spaziergänger, alles war so besonders schön und grausam.... Alles dies ließ allen Menschen das himmlische Glück der Ungewißheit. Ich allein

wußte bestimmt, ich allein kannte die verhaßte Wahrheit! Der elendeste Bettler, der gewöhnlichste Arbeiter konnte sich an die Hoffnung, an die Zukunft, an das Ungewisse klammern. . . .

„Diese Gefühle, Herr Richter, verließen mich keinen Augenblick; sie verfolgten mich im Schlafe und wenn ich wachte. . . . Seit diesem Augenblick war der Tod der beständige Begleiter meiner Gedanken . . . besonders aber, wenn ich zu schlafen versuchte. . . . Oh, wie grauenhaft war mir die Einsamkeit . . . wie grauenhaft war es, wenn die Seele sich in sich selbst versenkte, wie gräßlich das Bewußtsein, Jemand bei sich zu haben, der unseren Tod beobachtet . . . Jemand, der uns fremd ist und der doch kein Anderer ist, als man selbst! . . .“

Der Angeklagte hielt inne. Er sprach keuchend. Seine Augen waren noch lebloser geworden; sie starrten finster ins Leere; unabläßig färbte ein dichter Schweiß seine Schläfen gelb; sein Haar war feucht. Mit leiserer, aber durchdringenderer Stimme fuhr er fort:

„Anfangs . . . ich meine, etwa einen Monat lang, mischte sich der Gedanke an Doktor Haller nicht oft in meine Verzweiflung. . . . Gewiß dachte ich manchmal an ihn, aber nur vorübergehend. . . . Das änderte sich, als Wuth und Haß sich mit meiner Verzweiflung mischten, als zu meiner Todesangst Rachegefühle kamen, das unbestimmte Bedürfniß, mich für alles an allen Menschen zu rächen. . . . Zuerst haßte ich meine Verwandten, meine Erben, deren heuchlerische Fürsorge, deren schmeichelnde, besorgte Worte nur schlecht ihre gleißnerische Hoffnung, ihr niedriges Lauern auf meine unbedeutende Erbschaft verbargen. . . . Dann haßte ich meine Nachbarn, Fremde, Alle, die mit mir in Berührung kamen, Alle, deren freche Lebenszuversicht mein Unglück zu verhöhnen schien. . . .

„Ich haßte sogar die Thiere, selbst die kleinen Vögel in den öffentlichen Gärten, denen eine freundliche Hand ihr tägliches Brot hinstreut. . . . In dieser Zeit dachte ich öfter und länger an Doktor Haller. Seine Handlungsweise erschien mir scheußlich, mit jedem Tage scheußlicher. Er erschien mir mehr und mehr als mein Henker, als der unmenschliche Tyrann, der seine Wissenschaft mißbraucht hatte, wie ehedem Andere ihre Herrengewalt mißbrauchten. Er hatte mich schändlicher Weise zum Tode verurtheilt; er hatte es gewagt . . . gewagt! . . . Das hatte er gewagt! . . .

„Und mein Blut kochte, wenn ich daran dachte, und raste in ohnmächtiger Wuth gegen den gemeinen Mörder. Schließlich schien mir sein Verbrechen unverzeihlich. Jeder andere Haß verschwand im Vergleich zu dem Hasse gegen ihn. Er war für mich das Prinzip des Bösen, Satan, der Feind alles Lebens. In meinen schlaflosen Nächten, wenn Angst und Raserei mich in Schweiß brachten, murmelte ich unaufhörlich:

„Du standest schwach und hilflos vor ihm . . . du vertrautest ihm deinen armen, leidenden, gequälten Körper an . . . er sah, wie bleich du warst, und daß du zittertest . . . er wußte, daß dir auf der Welt nichts blieb als ein wenig Hoffnung. . . . Das wußte er und sprach dein Todesurtheil, und warf dich in die Hölle der unabläßigen Todesangst, wo es doch so leicht war, dich zu täuschen, dir die liebliche, die himmlische Illusion der möglichen Heilung zu verleihen. . . . Ach! und er wagte es, deine arme Seele so grausam zu mißhandeln . . . er wagte es, dir die gründliche Wahrheit zu sagen! . . . Das wagte er!

„Ich wälzte mich im Fieber auf meinem feuchten Lager. Es schien mir unmöglich, ohne Rache zu sterben; es schien mir, als sei ich es der Gerechtigkeit schuldig, sowohl meinetwegen als für andere unglückliche Menschen, die nach mir

leben würden und auch von dem schrecklichen Ausspruch eines gefühllosen Arztes bedroht sein könnten, es schien mir, daß es meine Pflicht wäre, das Strafgericht an Doktor Haller zu vollziehen.

„Glauben Sie nicht, daß ich diesen Gedanken ohne inneres Widerstreben faßte. Im Gegentheil, ich suchte immer neue Gründe, um den Doktor zu entschuldigen, ich wiederholte mir unaufhörlich, daß ich selbst die verhängnißvolle Antwort erfleht, gefordert hatte. Das hatte keinen Einfluß. Mein Verstand — ja, mein Verstand, nicht mein Gefühl — überzeugte mich jeden Tag mehr, daß er seine Rechte überschritten hätte, daß nichts bei einem Manne, dem das heilige Amt vertraut ist, die Krankheiten zu bekämpfen, einen solchen Mißbrauch seiner Gewalt rechtfertigen konnte.

„Und eine unwiderstehliche Suggestion trieb mich immer stärker, meine That zu begehen. Eines Morgens entschloß ich mich und kaufte einen Revolver. Ich ordnete meine Angelegenheiten, denn ich hatte die unbestimmte Absicht, auch meinem eigenen Leben ein Ende zu machen. Diesmal begab ich mich nicht ins Hospital, sondern zu dem Doktor selbst, in seine Privatwohnung.

„Ich mußte ziemlich lange warten, aber ich muß gestehen, daß dies Warten mich keinen Augenblick in meinem Entschluß wankend machte. Dem war nicht so, als ich endlich vor meinem Henker stand. Einen Augenblick schwankte ich. Er betrachtete mich forschend mit seinen großen schwarzen Augen, die mir bis in die innerste Seele dringen wollten.

„Ja, ja, dachte ich; du findest, daß ich dem Grabe noch näher bin, vielleicht willst du mir deine grausamen Worte wiederholen. . . .

„Mein Herz fing heftig an zu pochen, der wilde Haß packte mich von Neuem, während er fragte:

„‚Sie wünschen, mein Herr?‘

„Elender! rief ich . . . erkennst Du mich nicht? . . . Ich bin der, den Du zum Tode verurtheilt hast. . . . Ich komme nicht als Patient . . . sondern als Richter. . . .

„Er erbleichte ein wenig und trat einen Schritt zurück. Aber da er ein heftiger Mann war, so machte die Furcht schnell dem Zorne Platz. Seine Augen blitzten und er rief:

„‚Machen Sie augenblicklich, daß Sie fortkommen, oder ich lasse Sie hinauswerfen.‘

„Er drückte auf einen Knopf, ich hörte im Nebenzimmer eine Glocke tönen. Mir wurde klar, daß mir kaum eine halbe Minute blieb. In einer Sekunde überblickte ich alle Gründe, die mich dazu trieben, ihn zu tödten, ich erwog alle Argumente, so wie ein Scheintodter sein ganzes Leben überschaut. Und obgleich die Zeit drängte, obgleich meine Bewegungen hastig und fieberhaft waren, müßte ich lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich nicht mit vollem Bewußtsein handelte. Kalten Blutes hob ich meine Waffe, kalten Blutes zielte ich auf Haller.

„Und als er von drei Kugeln durchbohrt zu Boden sank, als ich seinen leblosen Körper sah, hatte ich das Bewußtsein, daß ich recht gehandelt hatte, und fühlte keine Reue.

„Während der Aufregung, die nun folgte, dachte Niemand daran, mich zu verhaften: ich hätte fliehen können, wenigstens hätte ich es versuchen können. Sie wissen, daß ich mich freiwillig dem Gericht gestellt habe."

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.